Vorwort

Der vorliegende Band war zur Zeit seiner Erstveröffentlichung das erste in Deutschland erschienene Handbuch der Familienforschung. An diesem haben insbesondere die in jener Zeit namhaften Familiensoziologen und -soziologinnen des In- und Auslandes mitgewirkt. Er dokumentiert den Forschungsstand bis 1989, weswegen er durch eine Neuauflage und vor allem durch die damit gleichzeitig ermöglichte Digitalisierungsform und freie Zugänglichkeit im Open Access für die Gegenwart und Zukunft erhalten bleiben soll. Auch der zweite Band des Handbuchs, „Jugendforschung", wird in dieser Form wieder aufgelegt werden. Wenn auch nicht infrage gestellt wird, dass inzwischen durch die Weiterentwicklung von empirischen Forschungsmethoden heutzutage differenziertere Ergebnisse erzielt werden können, ist dennoch eine Wiederauflage aus mehreren Gründen gerechtfertigt:

Die von Soziologen und Soziologinnen erhobenen Daten beziehen sich auf die jeweilige Gegenwart, sind aber bereits in relativ kurzer Zeit nur noch „zeitgeschichtliche Dokumente". Das gilt ebenso für diesen Band. Dennoch gewinnen heutige Soziologen und Soziologinnen durch die hier präsentierte kompakte Zusammenfassung aller Forschungsergebnisse eine schnelle Möglichkeit, ihre eigenen Forschungsergebnisse dahingehend zu prüfen, ob diese als historische Trendverläufe zu interpretieren sind oder ob ihre Daten neue Zusammenhänge beweisen. Diese Möglichkeit, langfristige Trendverläufe zu entdecken, ist insofern gerade gegenwärtig eine wissenschaftliche Chance, weil die empirische Sozialforschung in den letzten Jahrzehnten noch stärker zum Datenlieferant für politisches Handeln wurde und deshalb stark zugenommen hat. Aus Zeitgründen ist aber eine aufwändige Prüfung und ein Vergleich mit älteren Forschungsergebnissen zumeist nicht immer möglich, was mithilfe dieses Handbuchs aber erleichtert werden kann.

Darüber hinaus ist das Handbuch auch von historischem Interesse, da mit ihm ein theoretisches und empirisches Bild der westeuropäischen und westdeutschen Familie und ihrer damaligen Probleme bis kurz vor der Wiedervereinigung Deutschlands festgehalten wurde. Der Band ist damit ein wichtiges Zeitdokument der Familienforschung.

Ich möchte mich abschließend bei der Direktorin des Bibliotheks- und Informationssystem (BIS) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg Frau Heike Andermann und ihrem Mitarbeiter Herrn Jan Wilkens für die sehr gute kooperative Zusammenarbeit ganz besonders bedanken.

Oldenburg: im August 2026
R. Nave-Herz

Handbuch der Familien- und Jugendforschung

Band 2: Jugendforschung

Herausgegeben von

Manfred Markefka
Rosemarie Nave-Herz

Luchterhand

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Handbuch der Familien- und Jugendforschung/Rosemarie Nave-Herz; Manfred Markefka (Hrsg.).
Neuwied und Frankfurt; Luchterhand.
ISBN 3-472-55106-2
NE: Nave-Herz, Rosemarie [Hrsg.]
Bd. 2. Jugendforschung. – 1989
ISBN 3-472-55103-8

Lor
650
BM 9904 b-2
Universität Oldenburg Bibliothek
BR 4267

Alle Rechte vorbehalten.
© 1989 by Luchterhand Verlag, Neuwied und Frankfurt/M.
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Satz: Fotosatz Froitzheim, Bonn.
Druck: Zechnersche Buchdruckerei, Speyer
Printed in Germany, November 1989

Inhaltsverzeichnis

Vorwort IX

Einführung 1

Walter Hornstein
Entstehung, Wandel, Ende der Jugend 3

Manfred Markefka
Jugend und Jugendforschung in der Bundesrepublik 19

Alessandro Cavalli/Marita Rampazi
Soziologische Untersuchung über die Jugend in Westeuropa 41

Walter Friedrich
Jugendforschung in den sozialistischen Ländern Osteuropas 59

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen
Teil I: Personenentwicklung in der Jugendforschung 77

Ingrid M. Deusinger
Jugend – die Suche nach der Identität 79

Werner Bohleber
Jugend – Ausgang der Sozialisation: Narziß? 93

Marlis Buchmann
Jugend – ein integrativer Erklärungsansatz 103

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen
Teil II: Jugend und Sozialsystem 111

Hartmut Lüdtke
Jugend – Gesellschaft in der Gesellschaft: die These von der Subkultur 113

Ben van Onna
Jugend in der Klassengesellschaft: historisch-materialistische Perspektive 125

Rosemarie Nave-Herz
Jugend: Historische Gestalt, Generation 135

Manfred Brusten/Peter Malinowski
Jugend – Ein soziales Problem 145

Martin Baethge
Jugend – Postadoleszenz in der nachindustriellen Gesellschaft 155

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen
Teil III: Theoretische Neuorientierung 167

Henrik Kreutz
Neuere Theorien zum Jugendverhalten 169

Hartmut Esser
Gesellschaftliche »Individualisierung« und das Schicksal der (Bindestrich-)Soziologie 197

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen
Teil IV: Formen und Techniken der Datenerhebung und -analyse 217

Henrik Kreutz/Ute van Beuningen
Untersuchungsformen, Erhebungstechniken und Auswertungsformen der Jugendforschung 219

Gisela Trommsdorff
Kulturvergleichende Jugendforschung 245

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung
Teil I: Jugendentwicklung – einige Basistrends 271

Bernhard Nauck
Demographische Entwicklung der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland 273

Otto M. Ewert
Körperliche und seelische Reifungsprozesse junger Menschen 293

Reinmar du Bois
Gesundheit und Leistungsfähigkeit im Jugendalter 311

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung
Teil II: Institutioneller »Lebensraum« und soziale Lebensbedingungen 329

Jörg Wolff
Jugend und Recht – Freisetzung und Kontrolle 331

Ulrich Planck
Jugend und Gemeinde 349

Hans Oswald
Intergenerative Beziehungen (Konflikte) in der Familie 367

Wolfgang Gaiser/Hans-Ulrich Müller
Jugend und Wohnen 383

Laszlo A. Vaskovics/Norbert F. Schneider
Ökonomische Ressourcen und Konsumverhalten 403

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung
Teil III: Jugendliche in Schule, Ausbildung und Beruf 419

Heiner Meulemann
Jugend im allgemeinbildenden Schulsystem 421

Harald Obendiek
Jugend im beruflichen Schulwesen 447

Martin Baethge
Erwerbstätige Jugend 465

Elke Esser
Jugend und Studium 483

Ekkehard Lippert
Zivildienst: Meinungsgegenstand und Rekrutierungsfeld 497

Ekkehard Lippert
Bundeswehr: Meinungsgegenstand und Rekrutierungsfeld 509

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung
Teil IV: Aspekte personaler und sozialer Emanzipation 517

Walter Neubauer
Selbstbilder, Selbstwertgefühle und Lebensentwürfe junger Menschen 519

Karin-Susanne Eichentopf
Geschlechtsrollen: Übernahme und Ausübung bei Jugendlichen 535

Gerhard Schulze
Spontangruppen der Jugend 553

Hartmut Lüdtke/Alexander Pawelka
Jugend in Organisationen 571

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung
Teil V: Junge Menschen im sozialen Wandel 589

Thomas A. Herz
Einstellung zu Beruf und Postmaterialismus unter Jugendlichen 591

Max Kaase
Politische Einstellungen der Jugend 607

Rosemarie Nave-Herz
Jugendsprache 625

Hartmut Lüdtke
Jugendliche in ihrer Freizeit: Interessen und Verhalten 635

Ulrich Saxer
Jugend im Einfluß der Massenmedien – Nutzung und Wirkungen 647

Siegfried Keil
Religiöse Überzeugungen und kirchliche Partizipation der Jugend 665

Manfred Markefka
Soziale Stereotype im Jugendalter 681

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung
Teil VI: Soziale Probleme im Jugendalter 697

Gerd Vonderach
Arbeitslosigkeit (Berufsnot) junger Menschen 699

Günther Kaiser
Jugendkriminalität 717

Günther Kaiser
Terrorismus und Jugendprotest 739

Karl-Heinz Reuband
Drogen- und Alkoholkonsum bei Jugendlichen 757

Laszlo A. Vaskovics
Nichtseßhaftigkeit, Verwahrlosung und Heimerziehung von Jugendlichen 779

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung
Teil VII: Jugendpolitik – Anspruch und Wirklichkeit 793

Werner Schefold/Lothar Böhnisch
Jugendpolitik 795

Christian Lüders
Jugendforschung und die Jugendberichterstattung 809

Ulf Wuggenig
Jugendhilfe, Jugendpflege (Jugendarbeit) und Jugendfürsorge 821

Hans-Joachim Petzold
Jugendberufshilfe 839

Stichwortverzeichnis 845

Namensverzeichnis 861

Autorenverzeichnis 881

Vorwort

Mit diesem Band legen wir eine Bestandsaufnahme und Dokumentation von Entwicklungstendenzen und Ergebnissen der Jugendforschung unter Berücksichtigung ausländischer Entwicklungen vor. Sie wurden in jugendsoziologischer Perspektive konzipiert, jedoch interdisziplinär erstellt.
Wir hoffen, daß diese Forschungsbilanzierung zu jugendwissenschaftlichen Lehr- und Forschungsaktivitäten anzuregen vermag. Ebenfalls ist u. E. ihre Praxisrelevanz von besonderer Bedeutung: Sie kann Politikern generell und Vertretern in öffentlichen/privaten Institutionen (z. B. der Rechtspflege, Jugendwohlfahrt, Gesundheitswesen, Kirchen, Gewerkschaften, Industrieunternehmen usw.) speziell, die sich mit Jugendproblemen konfrontiert sehen, Informationen über **die** Jugend liefern und ihnen sachgerechtes Handeln erleichtern.
Dieser Band ist schwerpunktmäßig sowohl um eine differenzierte Berichterstattung bemüht, die junge Menschen in ihren unterschiedlichen Lebensverhältnissen (z. B. regional, strukturell, geschlechtsspezifisch usw.) erfaßt und Wandlungstendenzen ihrer Entwicklung, Einstellungen, Entscheidungen usw. dokumentiert. Er referiert ebenso theoretische Positionen und Untersuchungstechniken zur Erforschung jugendlichen Handelns. Die einzelnen Themen wurden von den Autoren »individuell« bearbeitet und gestaltet, die Herausgeber verstanden sich vornehmlich als Berater und Vermittler (bei Themenüberschneidungen und Umfangsüberschreitungen), um Einheitlichkeit und Umfang des Bandes zu gewährleisten.
Der vorliegende Band ist in drei Hauptteile gegliedert. Der *erste* führt in das Handbuch ein. Die einleitenden Arbeiten dienen einerseits der Gegenstandsabgrenzung »Jugend«/»Jugendforschung« sowie der Geschichte der empirischen Jugendforschung in Deutschland bzw. der Bundesrepublik, andererseits referieren sie überblicksartig die Entwicklungen der Jugendforschung in den verschiedenen europäischen Einflußsphären.
Im *zweiten Abschnitt* werden theoretische Positionen entwickelt und methodisches Vorgehen in der empirischen Jugendforschung kritisch aufgezeigt. Der Theorieteil widmet sich zunächst traditionellen und aktuellen Theorieperspektiven, ihrer »Erklärungskraft« und empirischen Bewährung, um sodann rückblickend die Grenzen bisheriger und vorausschauend die Chancen neuer Theoriebildung zu diskutieren. Die methodologischen Abhandlungen stellen nicht nur den Einsatz von Forschungsmethoden und die verwendeten Techniken der Datenanalyse, sondern auch die Anwendung kulturvergleichender Vorgehensweisen dar; ihre jeweilige Verbreitung wird nachgezeichnet und ihre Bedeutung beurteilt.
Der *dritte Teil* bildet das »Forschungszentrum« des Bandes, es leistet eine bereichsspezifische Forschungsbilanzierung anhand von Einzelthemen für die Bundesrepublik Deutschland. Die einzelnen Kapitel umfassen jugendspezifische Gesamtdarstellungen (wie demographische, gesundheitliche Situation u. ä.), institutionelle Aufgliederungen der Gesamtjugend, personale und soziale Emanzipationstendenzen der Jugendlichen sowie Einstellungs- und Verhaltensänderungen unterschiedli-

cher Jugendgruppen in gesellschaftlichen Teilbereichen. Spezifische Jugendprobleme und Aspekte der Jugendpolitik schließen den Band ab. Die forschungsspezifischen Abhandlungen geben einen systematischen Überblick der Jugendforschung, berichten aber auch über bestehende Desiderata und formulieren notwendige Zukunftsaufgaben.

Wirklichkeit wurde »unser Werk« durch die Zustimmung zum Konzept und die Bereitschaft zur Mitarbeit vieler Kolleginnen und Kollegen, vor allem auch durch das Engagement bei Überarbeitungen und die Geduld bei Verzögerungen; dafür sei allen Mitautorinnen und -autoren gedankt.

Frau Gabriele Ciolek-Spitzley und Frau Christiane Jäger danken wir für ihr generelles Engagement zur Fertigstellung dieses Handbuchs, Frau Dr. Karin-Susanne Eichentopf, Herrn Dipl.-Soz. Wiss. Ingo Kurosch und Herrn Dr. Holger Eichentopf für redaktionelle und technische Hilfen.

Auch dem Luchterhand Verlag, der das verlegerische Risiko für diese Publikation übernommen hat, sagen wir Dank; insbesondere bedanken wir uns recht herzlich bei Herrn Fuchs für stets bereitwillige Hilfe.

Manfred Markefka
Rosemarie Nave-Herz

Einführung

Walter Hornstein

Entstehung, Wandel, Ende der Jugend

Jugend in sozialgeschichtlicher und gesellschaftstheoretischer Perspektive

1. Einleitung

Schon in der frühen wissenschaftlichen Beschäftigung mit Problemen des Jugendalters in der psychologischen Jugendkunde (*Bühler*, 1934), in der epochaltypologischen Jugendforschung (*Schliebe-Lippert*, 1952; *Muchow*, 1959; 1962), in der programmatischen Konzeption einer umfassenden Erforschung der Jugendkultur (*Bernfeld*, 1914) und in der historisch orientierten pädagogischen Jugendforschung der 60er Jahre (*Flitner/Hornstein*, 1964; *Hornstein*, 1965; 1966) ist die Frage nach dem historischen Charakter der Jugendphänomene und das Problem der Determinanten des Wandels von Jugend in vielerlei Ausprägungen und Richtungen lebendig.

In den letzten Jahren hat die »historische Jugendforschung«, wenn diese Bezeichnung als Oberbegriff für jugendtheoretische und empirische Arbeiten, die die historische Dimension der Jugendthematik verfolgen, erlaubt ist, einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Sicher ist der Jugendforschung die Beachtung der historischen Dimension ihres Gegenstandes nicht zuletzt aufgedrängt worden durch die nicht übersehbaren Phänomene des Wandels in der Ausprägung des Jugendlebens. Zum anderen verdankt sich das historische Interesse an der Jugend aber auch einem tiefgreifenden Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft: das Forschungsprogramm einer modernen Sozialgeschichte, wie es sich seit den sechziger Jahren entwickelte, eröffnet in einer neuen Weise Perspektiven auf die historischen Wandlungen des Jugendlebens. Eine »Sozialgeschichte der Jugend« bot sich innerhalb dieses neuen Paradigmas ebenso als Forschungsaufgabe an wie diejenige der Frauen, der Arbeiter, der Kindheit, des Handwerks usw. (*Schieder/Sellin*, 1986; *Kocka*, 1977).

Schließlich verdankt sich ein weiterer Strang jugendhistorisch bedeutsamer Arbeiten der Frage nach der »Entstehung« der Jugend als einem Phänomen der Neuzeit; hier handelt es sich vor allem um jugendtheoretische Arbeiten. Sie sind vorwiegend soziologisch, gesellschafts- und jugendtheoretisch orientiert, fragen nach den historischen Entstehungsbedingungen der Jugend in der Neuzeit, also nach der »modernen« Jugend, nach ihrem Wandel und nach ihrem möglichen »Ende« (*v. Trotha*, 1982).

Diese grobe Typisierung und Unterscheidung in einen sozialgeschichtlichen und einen jugend- und gesellschaftstheoretischen Strang bedarf allerdings einer genaueren Differenzierung und Spezifizierung; denn innerhalb der beiden hier genannten Hauptstränge verbergen sich sehr unterschiedliche Vorgehensweisen und theoretische Zugänge zur Erforschung sich wandelnder Jugendphänomene. Zur Gruppe der

sozialgeschichtlich im weitesten Sinn des Wortes interessierten Forschungen zum Jugendleben, wie sie *Mitterauer* (1986) zum ersten Mal kritisch resümierend zusammengestellt hat, gehören die am Konzept einer historischen Sozialisationsforschung orientierten Arbeiten von *Herrmann* und seinem Schülerkreis (*Herrmann*, 1982; 1983; 1984; *Gestrich*, 1986; *Roth*, 1983; *Herrmann/Renftle/Roth*, 1980) und die am Konzept der »Jugendkulturen« orientierten Forschungen von *Peukert* (1980; 1986), *Zinnecker* (1987) u. a.

Ähnlich differenziert werden muß die zweite der oben genannten Gruppen: neben Forschungen, die sich explizit als jugendtheoretisch-soziologische Arbeiten der Frage der historischen Entstehungsbedingungen der »modernen Jugend« zuwenden (*v. Trotha*, 1982; *Eisenstadt*, 1956; vgl. *Wolff* in diesem Band), gibt es eine Fülle von jugendtheoretisch belangvollen Arbeiten, in denen implizit diese Frage mitbehandelt wird (*Tenbruck*, 1962; *Musgrove*, 1964). Auch in den Diskussionen zum »Strukturwandel« der Jugend (*Olk*, 1985; *Hornstein*, 1988) wird die Frage nach den Determinanten der »Entstehung« und des »Wandels« der Jugend immer mitreflektiert.

Angesichts dieser Situation soll im nachfolgenden zunächst ein knapper Überblick über den Stand der historischen Jugendforschung gegeben werden, wie er sich heute im Zusammenhang sozialgeschichtlicher Forschungsinteressen und den Zielsetzungen einer historischen Sozialisationsforschung darstellt.

Sodann sollen theoretische Diskussionen und Forschungen zur »Entstehung« der Jugend kritisch reflektiert werden, wie sie im Zusammenhang gesellschaftstheoretischer und modernisierungstheoretischer Perspektiven entwickelt und zur Diskussion gestellt wurden. Insofern die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert aufkommende Wissenschaft von der Jugend ihrerseits einen für die Ausgestaltung und gesellschaftliche Etablierung der Jugend bedeutsamen Sachverhalt darstellt soll auf diesen Prozeß der Entstehung wissenschaftlicher Erforschung von Jugend zumindest mit einem Seitenblick eingegangen werden.

Abschließend sollen offene Fragen, die sich aus der kritischen Analyse des gegenwärtigen Forschungsstandes ergeben, zur Diskussion gestellt werden.

2. Jugend in der sozialgeschichtlichen Forschung

Der Forschungsstand zur »Sozialgeschichte der Jugend« ist – trotz des spürbar gestiegenen Interesses für dieses Forschungsgebiet im Zusammenhang mit dem generellen Aufschwung sozialgeschichtlicher Forschung – immer noch durch einen sehr punktuellen Charakter der Forschung, durch mangelnde Bezüge zwischen den vorliegenden Einzelergebnissen und insbesondere auch durch die mangelnde Verbindung zwischen den Fragestellungen der modernen Jugendforschung einerseits und den historischen Perspektiven und Analysen andererseits gekennzeichnet. Erste Ansätze zu einer wechselseitigen Befruchtung von Gegenwartsanalysen und historischer Forschung liegen vor bei *Mitterauer* (1986), der die biographischen Stationen der Shell-Studie 1981 (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1981) historisch beleuchtet, und bei *Herrmann* (1983), der im Rahmen seines Konzepts einer

historischen Sozialisationsforschung die Kategorien und Fragestellungen der modernen Sozialisationsforschung für historische Analysen fruchtbar zu machen versucht.

2.1. Überblicksdarstellungen zur Sozialgeschichte der Jugend in Europa

Die umfassendste Darstellung einer Sozialgeschichte der Jugend mit Konzentration auf die Verhältnisse in Zentral-, West- und Nordeuropa mit vergleichenden Blicken auf Südosteuropa, die allerdings auch die großen Lücken sichtbar macht, die sich immer noch bemerkbar machen, liegt vor in *Michael Mitterauers* »Sozialgeschichte der Jugend« (1986). Sie untersucht den historischen Wandel der Jugend, wie er sich in altersheterogenen (also altersgemischten) und altershomogenen (also gleichaltrigen) Gruppen im Kontext der europäischen Sozialgeschichte, vor allem dem Veränderungsprozeß der Familien- und Arbeitsformen, unter dem Einfluß von Schule, Arbeitswelt, Wirtschaftsformen darstellt.
Die Darstellung arbeitet bei aller notwendigen Differenzierung im einzelnen, die übrigens auch den Titel einer Sozialgeschichte *der* Jugend obsolet macht, »Grundzüge« im Charakter der Jugendphase heraus, wie sie sich im mittel-, west- und nordeuropäischen Kulturkreis historisch entwickelt haben. Zentraler Punkt in diesem Zusammenhang ist die These, daß es als Folge des für diesen geographischen Raum charakteristischen »european marriage pattern«, das durch hohes Heiratsalter und durch die Koppelung von Heirat und Gründung eines eigenen Haushalts bestimmt ist, zu charakteristischen Ausprägungen in der gesellschaftlichen Formierung und Organisation des Jugendalters kommt, die sich in dieser Form in anderen Regionen nicht finden. Zu diesen Besonderheiten gehören vor allem die lange Dauer der Jugendphase und die auffallende Rigidität der Sexualnormen, die nach Auffassung *Mitterauers* zum besonderen Spannungsreichtum des Jugendlebens in diesem kulturellen Raum führen.
Charakteristisch ist ferner die starke Diskontinuität im Lebenslauf; sie hat ihren Grund in dem scharfen Bruch zwischen der weitgehenden, vor allem ökonomischen Abhängigkeit *vor* der Heirat und der Übernahme voll verantwortlicher Rollen bei der Hausstandsgründung (im Gegensatz zu anderen Kulturen, in denen die Heirat nicht einen derart scharfen Bruch darstellt, da die oben erwähnte Koppelung nicht stattfindet!). Es gehört weiterhin zu den Spezifika des Jugendlebens in diesem geographisch-kulturellen Umfeld die starke Ausprägung der Partnersuche und einer entsprechenden spezifischen »Kultur der Werbung«, und schließlich in ganz besonders starkem Maße die Betonung des Vorbereitungscharakters der Jugendphase, insbesondere auch durch Jugendgruppen und den »Gesindedienst«. Beides ist typisch für das Verbreitungsgebiet des »european marriage pattern« und findet sich in anderen Regionen nicht in diesem Maße.
Schließlich zeigt *Mitterauer* auf, von welchen sozial- und geistesgeschichtlichen Faktoren (religiöse Erneuerungsbewegungen wie Pietismus u.a. spielen hier eine ausschlaggebende Rolle!) die mit dem Beginn der Neuzeit einsetzende Ausprägung der Jugendphase als Phase der Ausbildung einer selbständigen Persönlichkeit und später als Phase zentraler Lebensentscheidungen abhängt.

Zu aufschlußreichen »Durchblicken« führt die Darstellung *Mitterauers*, wo sie »Zäsuren der Jugendphase« (a. a. O., 44–95) in vergleichend-historischer Sicht darstellt. Hier zeigt sich, daß das Konstruktionsmerkmal der »Teilreifen«, das für die Erreichung der Mündigkeit in der Gegenwart charakteristisch ist, sich im europäischen Kulturbereich, im Gegensatz wiederum zu anderen Kulturen, weit zurückverfolgen läßt und mit dem Fehlen eines die »Gesamtreife« bestätigenden Initiationsvorgangs zusammenhängt. Daß es einen solchen Initiationsritus im europäischen Kulturbereich nicht gibt, ja nicht geben kann, hängt wiederum mit den Kultur- und Herrschaftsformen zusammen, die schon früh durch das Auseinandertreten gesellschaftlicher Teilbereiche charakterisiert sind. Im Vergleich traditionaler Zäsuren der Jugendphase mit heutigen zeigen sich aufschlußreiche Tendenzen: Statusübergänge werden nicht nur entritualisiert, sondern sie differenzieren sich immer weiter aus, die Übergänge werden immer fließender, unsichtbarer. Wichtig ist auch, daß an die Stelle familialer Bedingungen, die ursprünglich Zäsuren und Ablauf des Jugendalters bestimmten (z. B. den Zeitpunkt der Heirat, die Art der Berufswahl und -einmündung), immer umfassendere, »allgemeinere«, gesellschaftliche in den Vordergrund treten: die Schule spielt eine immer größere Rolle bei der »Chronifizierung« und Vereinheitlichung des Jugendstatus.

Schließlich kommt es historisch betrachtet zu einem Ausgleich *geschlechts-* und *milieu*spezifischer Differenzen; sprachgeschichtlich spiegelt sich dieser Vorgang in der Tatsache, daß es erst im 19. Jahrhundert zu einem geschlechts- und standesübergreifenden Begriff für Heranwachsende kommt: der Begriff »Jugendlicher« (*Roth*, 1983) setzt sich durch als Bezeichnung für den nunmehr standesunabhängig gesehenen, aber durchaus nicht »ständisch neutralen«, sondern auf die Unterschicht bezogenen Heranwachsenden.

Im Vergleich zu diesem ersten Versuch eines Überblicks zur »Sozialgeschichte der Jugend« von *Mitterauer* ist die Arbeit von *Gillis* in ihrem Zuschnitt, was Material, einbezogenen Zeitraum und Analysekontext betrifft, eingeschränkter, wenn auch in den Fragestellungen und Forschungsinteressen zugespitzter. Thema des Buches von *Gillis* (1974, in deutsch 1980) ist der Wandel des »Jugendbrauchtums« (traditions of youth) im Übergang von der vorwiegend agrarisch zur industriegesellschaftlich bestimmten Welt des 19. Jahrhunderts unter den Bedingungen der Industrialisierung und Urbanisierung. Sein Interesse richtet sich darauf, »die Rolle, die die Jugend selbst beim Hervorbringen ihrer sozialen und kulturellen Formen spielt« (*Gillis*, 1980, 11), zu erforschen; er will so »der Jugend ihre eigene Geschichte wiedergeben«, weil er von der Prämisse ausgeht, daß die Jugend ihre eigene Geschichte »macht«.

Inhaltlich läßt sich die Hauptthese von *Gillis* wie folgt charakterisieren: das Brauchtum der Jugend wurde in der Zeit von 1770 bis 1870 in »Klassenschranken« gezwängt. Die Geschichte der Jugend ist ein Prozeß zunehmender »Instrumentalisierung der Jugend für die Zwecke der Erwachsenen« (a. a. O., 107). Jugendgesetzgebung und das ganze seit der Jahrhundertwende sich etablierende System der Jugendfürsorge sind Instrumente der Disziplinierung und Kanalisierung jugendlicher Bedürfnisse. Erst mit Studentenprotest und Jugendunruhen seit Ende der sechziger Jahre gibt es Versuche der Befreiung der Jugend, wobei die Entstehung

einer post-adoleszenten Phase allerdings zu einer »Mündigkeit ohne ökonomische Basis« führt.
Gillis versteht sich im Rahmen einer seiner Meinung nach eben erst entstehenden Sozialgeschichte (a.a.O., 212), setzt sich mit Modernisierungstheorie und deren theoretischer Perspektive zur Entstehung der Jugend auseinander, betont zwar unterschiedliche »traditions of youth«, blendet aber allzuoft die wirkliche Vielfalt der Jugendkulturen, vor allem je näher sie der Gegenwart kommen, aus. Er betrachtet den Verzicht auf die Einbeziehung soziologischer Theorien als Vorteil und lehnt die theoretische Perspektive des Strukturfunktionalismus, weil sie die Existenz sozialer Klassen leugne, und den Vulgär-Marxismus ab, weil er die Rolle des Bewußtseins bei der Bildung sozialer Beziehungen negiere.
In der methodischen Orientierung ähnlich versucht *J. Kett* (1977) den gleichen Zeitraum, aber bezogen auf die USA im Hinblick vor allem auf die Veränderung der Übergänge zu erforschen, während sich die ältere Arbeit von *Métraux* (1942) auf die Schweiz bezieht, in ihrem Ansatz aber eher der älteren kulturhistorischen Darstellungsart verpflichtet ist, und eher die *für* die Jugend etablierten Institutionen behandelt und weniger das, was die Jugend daraus macht.

2.2. Einzelstudien

Neben den hier kurz referierten Überblicken und »Gesamtdarstellungen« (für *Gillis* und *Kett* gilt diese Bezeichnung nur in eingeschränktem Sinn!) soll an Hand einiger ausgewählter Einzelstudien der Blick erweitert, und es sollen unterschiedliche theoretische Zugänge und theoretische Perspektiven veranschaulicht und deren Ergiebigkeit kurz erörtert werden.
Grob gegliedert handelt es sich um Beiträge zur historischen Sozialisationsforschung (*Roth*, 1983; *Gestrich*, 1986), zur Thematik Jugend als soziale Gruppe und deren Jugendleben (*Aufmuth*, 1979; *Klönne*, 1984) und zu Forschungen, die historische Jugendkulturen zu analysieren versuchen und die bis zur Gegenwart heranreichen (*Peukert*, 1980; 1987; *Zinnecker*, 1987; *Breyvogel/Krüger*, 1987).
Die Untersuchung von *Roth* (1983) macht schon in ihrem programmatischen Titel: »Die Erfindung des Jugendlichen« die These deutlich, die hier verfolgt wird: mit Hilfe und im Rahmen einer »sozialgeschichtlich orientierten Begriffsgeschichte« (*Herrmann*, 1987, 142) wird nach den gesellschaftlichen Bedingungen gefragt, die vom »Jüngling« zum »Jugendlichen« führen. »Vom »Jüngling« ist der »Jugendliche« getrennt durch die Schranken der Klassengrenzen, die das Bürgertum und die Arbeiterschaft trennen. Der »Jugendliche« ist der latent kriminelle, von Verwahrlosung bedrohte, den sittlichen Normen des Bürgertums nicht entsprechende Angehörige der Unterschicht, des Proletariats. Nicht zufällig taucht er mit dieser Bezeichnung zum ersten Mal in der Gefängnisfürsorge der 1870er Jahre auf« (*Herrmann*, 1987, 142).
Die Arbeit zeigt in eindrucksvoller und überraschende Perspektiven eröffnender Weise auf, wie im Zusammenhang mit den durch Industrialisierung und Modernisierung in Gang gesetzten sozialpolitischen Zielsetzungen ein neuer Typus von Jugend, eben der »Jugendliche«, vor allem im Kontext sozialer Disziplinierung »erfunden« wird.

Wie sich die beginnende Industrialisierung auf das Jugendleben auf dem Lande auswirkt, zeigt die Untersuchung von *Gestrich* (1986) mit dem Titel: »Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung« am Beispiel eines Dorfes in der Nähe von Reutlingen. Das überraschende Ergebnis: die vielfältigen aus der vormodernen Zeit stammenden Formen des »Jugendbrauchtums« haben sich in diesem Dorf, das als prototypisch gelten darf für Pendlerorte, durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch gehalten und haben sich erst nach dem 1. Weltkrieg aufgelöst. Der Autor erklärt dies damit, daß der eigentliche Lebensschwerpunkt der nach Reutlingen in die Fabriken pendelnden jungen Leute nach wie vor das Dorf blieb.

So blieb es bei den für die agrarischen Verhältnisse auf dem Land bestimmenden Organisations- und Lebensformen der Jugend, bei der großen Rolle der »Kameradschaften« (als Fortsetzung der schulischen Jahrgangsklassen), bei den das Jugendleben bestimmenden Institutionen der »Lichtstuben«, der »Abbehes« und den zahlreichen Formen eines ländlichen Jugendlebens, wie wir sie auch aus der Beschreibung *Metrauxs* (1942) für die ländlichen Regionen der Schweiz kennen. Die durch die Industrialisierung bewirkten Veränderungen machen sich nur peripher bemerkbar – und wie die Quellen zeigen, ist es eigentlich erst die Erfahrung des 1. Weltkriegs, die die traditionellen Formen des Jugendbrauchtums auflöst. So bleibt es auch im 19. Jahrhundert bei den überlieferten jugendlichen Lebensformen mit der starken Rolle und Bedeutung der jugendlichen Altersgruppen. Sie haben nach *Gestrich* vor allem die Aufgabe, soziales Lernen im Hinblick auf die Anforderungen der Erwachsenen-Rolle zu befördern; sie bewirken ein sehr starkes, auf das eigene Dorf und die Zugehörigkeit zum ihm bezogenes »Wir-Gefühl«, also eine bestimmte Form der Gruppen-Identität, und diese wirkt in Richtung einer gemeinsamen normativen Orientierung, trägt also zur Verinnerlichung der geltenden Normen bei.

Als außerordentlich kontrastreich erweist sich im Vergleich zu dieser ländlichen Situation das Jugendleben in der Industriearbeiterschaft vor dem Ersten Weltkrieg, wie es in der Studie von *Seyfarth-Stubenrauch* (1985) dargestellt wird. Hier werden auf Grund von Autobiographien die »Erfahrungsmodi« herausgearbeitet, die für die Jugendlichen maßgebend waren. Dabei unterscheidet der Autor zwischen »allgemeinen«, von denen er sagt, daß sie aus den objektiv vorhandenen strukturellen Gegebenheiten der sozialen Lage damals »erklärbar« seien, und »besonderen« Erfahrungsmodi, die sich nicht einfach als Ergebnis und Funktion der sozialen Verhältnisse verstehen lassen. In den zuletztgenannten kommt, so der Autor, die aktive »schöpferische« Leistung der Jugendlichen im Prozeß der Auseinandersetzung mit ihren beengenden, einschränkenden Lebensverhältnissen zum Ausdruck.

Im Unterschied zur proletarischen Jugend und zur Jugend in der Industriearbeiterschaft hat die »bürgerliche« Jugend, vor allem soweit sie als »Jugendbewegung« in Erscheinung trat, eine Fülle von Darstellungen gefunden. Sie sind allerdings nur zum geringen Teil sozialgeschichtlich orientiert in dem Sinne, daß sie die gesellschaftlichen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Voraussetzungen und Determinanten entsprechender Erscheinungen thematisieren. Als Beispiel für eine sozialgeschichtlich-soziologische Interpretation von Phänomenen der Jugendbewegungen kann die Analyse des Wandervogels gelten, die *Aufmuth* (1979) vorgelegt hat.

Eine eigentliche Geschichte der studentischen Jugend, auch und gerade soweit sie

nicht »Bewegungen«, sondern »normales« Studentenleben beschreibt, gibt es noch nicht. Einen ersten Überblick und eine erste Formulierung der Fragestellungen und Themen einer solchen Geschichte liegt vor bei *Jarausch* (1984). Das Buch zeigt für die einzelnen Epochen des Zeitraums von 1800–1970 auf, wie sich die Studentenschaft jeweils rekrutiert, also wie sich die Bildungschancen entwickeln, welche Formen studentischen Lebens sich unter jeweils gegebenen gesellschaftlichen, politischen, kulturellen und ökonomischen Verhältnissen ergeben und wie sich schließlich im studentischen Bereich Formen eines politischen Radikalismus im Zusammenhang zeitgeschichtlicher Strömungen und Tendenzen entfalten.
Am Konzept der »Jugendkultur« (*Hornstein*, 1989) orientiert, und damit nicht zuletzt auch inspiriert von der Tatsache oppositioneller Jugendgruppierungen sind schließlich Arbeiten, die derartige Gruppierungen in der Weimarer Zeit (*Peukert*, 1987), während des Dritten Reiches (*Peukert*, 1980; *Lessing/Liebel*, 1981; *Klönne*, 1984) und bis in die Nachkriegszeit, hier vor allem im Vergleich mit heutigen Formen des Jugendlebens (Jugendwerk der deutschen Shell, 1985) zum Gegenstand machen. Neuerdings werden Jugendkulturen auch zunehmend zum Gegenstand von Ausstellungen. »Jugendkulturen im Ruhrgebiet« werden so, zumindest in Form einer Ausstellung und eines Begleitbuchs mit zahlreichen Forschungsbeiträgen in dem von *Breyvogel/Krüger* (1987) herausgegebenen Katalog: »Land der Hoffnung – Land der Krise« in den Gesichtskreis gerückt.

2.3. Ertrag, Kontroversen, Desiderate sozialgeschichtlicher Forschungen zum Thema Jugend

Der knappe Überblick über Gesamtdarstellungen und Einzelforschungen zur Sozialgeschichte der Jugend zeigt einmal, daß gegenüber pauschalisierenden Aussagen über »die« Jugend, vor allem auch hinsichtlich der Gegenüberstellung von Jugend in »vormodernen« Gesellschaften und in der »modernen« Gesellschaft Differenzierung und Unterscheidung notwendig ist. Dies gilt auch für die notwendigerweise sehr stark pauschalisierende Gegenüberstellung von »Formen des Aufwachsens in der Vormoderne, Moderne und Postmoderne«, die *Fend* in seiner »Sozialgeschichte des Aufwachsens« (1988, 61–66) vornimmt. Darüber hinaus wird deutlich, daß eine sozialgeschichtliche Erforschung des Jugendlebens erst in ihren Anfängen steckt und noch viel Einzelforschung notwendig ist, um die zahlreichen Lücken, offenen Fragen, Forschungsdesiderate aufzufüllen bzw. zu klären.
Viele derzeit offene Fragen haben ihren Grund in mangelnder Einzelforschung und in einer immer noch zu stark pauschalisierenden, ja letztlich einer den eigenen Intentionen des historisch Forschenden zuwiderlaufenden unhistorischen Verwendung des Jugendbegriffs. So fehlt es fast ganz an sozialgeschichtlichen Untersuchungen zur weiblichen Jugend; die vorhandenen Untersuchungen konzentrieren sich in aller Regel auf die männliche. Es fehlt an Längsschnittdarstellungen spezifischer Formen des Jugendlebens (zu dieser Forderung siehe auch *Herrmann*, 1987, 148). Es gibt kaum Verbindung zu den Diskussionen zu aktuellen Jugendphänomenen und -problemen.
Schließlich erweist es sich als dringlich, von einem unzulässig pauschalisierenden

Jugendbegriff abzusehen und den jeweils verwendeten, historisch nahegelegten Jugendbegriff zu klären. Die Frage, ob in historischer Perspektive von einer zunehmenden Verlängerung der Jugendphase, oder, im Gegenteil: von einer Verkürzung der Jugendphase gesprochen werden muß (*Modell* u. a., 1978), oder ob von einer Vergrößerung oder Verringerung der Spielräume in den jugendspezifischen Entscheidungssituationen (Berufswahl, Partnerwahl) gesprochen werden kann – dies alles kann nur beantwortet werden auf der Basis einer Klärung des jeweils verwendeten Begriffs von Jugend; und dabei müssen auch die qualitativen Dimensionen (nicht nur quantitativ-strukturelle) dessen, was Jugend jeweils heißt, berücksichtigt werden. Mit anderen Worten: gerade die im Zusammenhang sozialgeschichtlicher Forschung zum Thema Jugend auftauchenden Fragen und Kontroversen können nur auf der Basis einer strikt selbst sich geschichtlich verstehenden Vorgehensweise sinnvoll erörtert werden.

3. Konzepte und theoretische Perspektiven zur Entstehung und zum Ende der »modernen Jugend«

Im Unterschied zu den sozialgeschichtlich orientierten Untersuchungen zur Jugendthematik, die sich – wenn überhaupt – meist nur in lockerer Form auf sozialwissenschaftlich-theoretische Konzepte und Fragestellungen beziehen, läßt sich vor allem neuerdings eine Forschungsrichtung ausmachen, die sich deutlich von den eher deskriptiven sozialgeschichtlichen Vorhaben unterscheidet: es handelt sich um vorwiegend theoretische Analysen, die explizit nach den Entstehungsbedingungen und Determinanten der »modernen« Jugend fragen, also nach »Erklärungen« für diesen Prozeß suchen und sich von der Anwendung gesellschaftstheoretischer Konzepte zum Prozeß der Modernisierung Antwort auf die damit gestellte Frage erhoffen.

In einem sehr allgemeinen Sinn kann diese Forschung als das Bemühen um eine Antwort auf die Frage verstanden werden, aus welchen Gründen und unter welchen Bedingungen Gesellschaften dazu kommen, Jugend als soziale Gruppe zu etablieren, wie sie erstens damit eine gesellschaftliche Aufgabe, ein gesellschaftliches Problem, nämlich das Problem der gesellschaftlichen Reproduktion und Kontinuität bei biologisch bestimmtem Wechsel der Generationen lösen, und damit zweitens die Jugendphase als eine durch die Aufgabe der individuellen Persönlichkeitsentwicklung charakterisierte Lebensphase etablieren. Gefragt wird, welche gesellschaftlichen Determinanten diesen Prozeß bewirken und welche Faktoren ihn verstärkt haben.

Jugend erscheint so primär als Institution zur Lösung gesellschaftlicher Aufgaben – wobei der Protest der Jugend gegen die damit gegebene Funktionalisierung gleichsam den Kontrapunkt der gesellschaftlichen Melodie darstellt – der allerdings nicht immer in gleicher Stärke zu hören ist (*Hornstein*, 1989).

3.1. Jugend unter der Perspektive des Strukturfunktionalismus *(Eisenstadt)*

Als prototypisch für diese Art des Herangehens an die Geschichte der Jugend mit der spezifischen Fragestellung nach ihren historischen Entstehungsbedingungen und ihrer gesellschaftlichen Funktion im Prozeß der Modernisierung kann *Eisenstadts* Arbeit über »Altersgruppen und Sozialstruktur« (Untertitel des 1956 erschienenen Werkes; vgl. hierzu *Lüdtke; van Onna* in diesem Band) betrachtet werden. Im Rahmen der strukturfunktionalistischen Deutung des Modernisierungsprozesses, wie sie *Parsons* entwickelt hat, wird aufgezeigt, daß es vor allem die für die Modernisierung charakteristische Diskrepanz zwischen »Familie« und »Gesellschaft« ist, die eine neue Form altershomogener Gruppierungen Jugendlicher als »interlinking sphere« notwendig macht und daß diese Situation auch dem Individuum neue Aufgaben zuschreibt. In diesen durch Schule und Ausbildung, durch informelle und formelle Gruppierungen zustandekommenden Zusammenschlüssen Gleichaltriger erfolgen die für das Leben in der »Gesellschaft« notwendigen Lernprozesse, erfolgt die »Umorientierung« von einer auf die familiale Welt bezogenen Orientierung des Kindes zu der auf die gesellschaftlichen Bereiche bezogenen des Erwachsenen. So entsteht ein neuer, eben der für die Neuzeit charakteristische Typus von Jugend. Darüber hinaus spielen die unter derartigen Bedingungen entstehenden altershomogenen Gruppen eine wichtige Rolle für die Lösung des gesellschaftlichen Problems, kulturelle Kontinuität im Wechsel der Generationen zu erhalten. Deshalb ist *Eisenstadt* vor allem auch an der Frage interessiert, unter welchen Bedingungen diese jugendlichen Gruppierungen zu einem »Herd der Abweichung« werden und unter welchen Bedingungen sie Kontinuität im Wandel sicherstellen.

Tenbruck (1962) und *Olk* (1985) haben, aus je unterschiedlichen Gründen, die Konzeption und das Vorgehen *Eisenstadts* scharf kritisiert: *Tenbruck* kritisiert die »extrem unhistorisch-funktionalistische« Sichtweise der Darstellung, *Olk* zeigt die Grenzen, ja Überholtheit der zugrundeliegenden Konzeption von Gesellschaft und des Modernisierungsprozesses: *Olk* zufolge kann auch jugendtheoretisch nicht mehr mit der pauschalen Gegenüberstellung von partikularistisch-familialen versus universalistischen Wertorientierungen und Verhaltensmustern operiert werden; jede moderne Konzeption von Jugend muß vielmehr davon ausgehen, daß der gesellschaftliche Differenzierungsprozeß inzwischen zu zahlreichen sich gegeneinander verselbständigenden Teilsystemen geführt hat, in denen unterschiedliche »teilsystemspezifische« Verhaltensweisen und Orientierungsmuster gelten. Die Jugendphase wandelt sich hinsichtlich der dort geforderten Lernaufgaben dementsprechend. Jugendliche müssen sich auf ganz unterschiedliche Verhaltensanforderungen vorbereiten. Der Grund dafür liegt *Olk* zufolge darin, daß der »säkulare Differenzierungsprozeß moderner Gesellschaften die jeweils begrenzten teilsystemspezifischen Verhaltensanforderungen, Umgangsstile und Kommunikationsformen derart durchrationalisiert und zur je spezifischen Perfektion und thematischen Reinigung treibt, daß die einheitliche kollektive Statuspassage Jugend zerfällt und auf diese Weise in eine Vielzahl subsystemspezifischer Übergangsphasen mit je eigenen Erscheinungsformen und Zeitstrukturen zerlegt wird« (*Olk*, 1985, 294).

Olks Argumentation ist ein Beispiel für ein Vorgehen, bei dem gegenwärtige Entwicklungen in der Jugendsituation, wie sie die Jugendforschung konstatiert, nämlich das Auftreten sehr unterschiedlicher, einander widersprechender Verhaltensmuster der Jugendlichen, in Verbindung gebracht werden mit gesamtgesellschaftlichen Strukturwandlungen.

3.2. Jugend und soziale Kontrolle *(v. Trotha)*

In ähnlicher Weise, was das Vorgehen betrifft, analysiert *T. v. Trotha* (1982) Entstehung bzw. »Erfindung« der Jugend wie auch ihr »Ende« im Kontext einer gesamtgesellschaftlich, gesellschaftstheoretisch argumentierenden Perspektive.
Der Vorgang der »Erfindung« der Jugend wird dabei in einen engen Zusammenhang gebracht mit einem Prozeß radikaler Transformation der sozialen Kontrolle im 19. Jahrhundert. Es wird gezeigt, daß »Erfindung und Institutionalisierung von Jugend als eine Form sozialer Kontrolle und als Teil eines Prozesses der Sozialdisziplinierung verstanden werden« können (*v. Trotha*, 1982, 258); das geschieht vor allem im Anschluß an die bekannten Analysen von *Foucault* (1961, dt. 1969; 1975, dt. 1976) und *Elias* (1969, zuerst 1936).
Jugend als Institution ist dieser These zufolge ein System sozialer Kontrolle, und die entstehenden Wissenschaften von der Jugend tragen ebenso wie die Jugendgesetzgebung dazu bei, diesen Prozeß der Institutionalisierung von Jugend zu befestigen.
Die Entwicklung läuft *v. Trotha* zufolge auf ein einheitliches Konzept von Jugend hinaus, es gibt letztlich eine Art »Modell-Jugendlichen«, dessen normativer Gehalt vor allem im Gegenbild der Jugendkriminalität deutlich wird. Zum Konzept der Kontrolle durch Verinnerlichung tritt das Konzept der möglichst weitgehenden Kontrolle der Umwelt des Heranwachsenden (a. a. O., 263).
Diese Form von Jugend ist *v. Trotha* zufolge, weil die entsprechende Form der sozialen Kontrolle nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, heute nicht mehr möglich: Kontrolle funktioniert nicht mehr, weil sie angesichts des »massenhaften« Charakters der Jugend nicht mehr genügend individualisierend sein kann. Sie wird überdies dysfunktional, weil sie, sofern sie überhaupt noch realisiert werden kann, die Entfaltung der produktiven Individualität verhindert. Zugleich kollidieren die Freiräume und die Diffusität des Schonraums Jugend mit den Anforderungen, die sich aus den Rationalisierungs- und Bürokratisierungsprozessen ergeben. Das Ergebnis ist eine in sich sehr widersprüchliche Situation, aus der sich die Widerstands- und Protestformen der Jugend erklären. Wenn Jugendliche sich nicht mehr der Forderung nach sexueller Enthaltsamkeit fügen, sondern Ansprüche auf ein eigenes sexuelles Leben geltend machen, wenn sie politische Mitsprache- und Teilhaberechte geltend machen, wenn sich schließlich das vorbereitende Lernen, historisch *das* Charakteristikum der Jugendphase, zu einem für alle Altersstufen zutreffenden Merkmal verflüchtigt und verbreitet – dann zeigen sich darin Anzeichen für diesen Prozeß der Auflösung von Jugend, gerade in der Ablehnung der sozialen Kontrolle, die *v. Trotha* zufolge zum Wesensmerkmal des traditionellen Jugendbegriffs gehört.
V. Trothas leitende Perspektive, die auf den Zusammenhang von sozialer Kontrolle

und einer spezifischen Organisationsform von Jugend abhebt, ja die Entstehung der neuzeitlichen Form der Jugend vor allem als Produkt eines Wandels der Formen sozialer Kontrolle betrachtet, eröffnet einerseits zentrale Einsichten in die Zusammenhänge zwischen wesentlichen Aspekten des Modernisierungsprozesses und der Geschichte der Jugend, sie verengt aber andererseits denkbare Perspektiven dieser Zusammenhänge allzusehr, indem sie den Modernisierungsprozeß ausschließlich unter dem Aspekt der sozialen Kontrolle betrachtet.

3.3. Jugend und Verzeitlichung des Lebenslaufs *(Kohli)*

Einen breiteren, auch andere Dimensionen dieses Prozesses einbeziehenden Ansatz verfolgt *M. Kohli* in seinen Analysen zur Verzeitlichung des Lebenslaufs, zur Entstehung eines neuen »Lebenslaufregimes« (*Kohli*, 1985). In diesem Konzept spielen neben Prozessen der sozialen Kontrolle, die bei *v. Trotha* im Vordergrund stehen, solche der Rationalisierung, der *Regelung* der Sukzession und schließlich eine neue Form *gesellschaftlicher Integration* eine wichtige Rolle (vgl. *Buchmann* in diesem Band). In ihrem Licht erscheinen die Prozesse und Determinanten, die zur Herausbildung der Jugend als einem eigenen Sozialstatus geführt haben, in einer sehr differenzierten Beleuchtung: es zeigt sich, daß die Etablierung und gesellschaftliche Institutionalisierung der modernen Jugend offensichtlich nicht nur mit Prozessen der Disziplinierung und sozialen Kontrolle zusammenhängen, sondern ebenso mit dem allgemeineren neuzeitlichen Prozeß der Rationalisierung aller Bereiche und Lebensvorgänge. In dem Moment, in dem die spezifisch neuzeitliche Rationalität alle Lebensbereiche ergreift, in dem also Planung, lückenloses In-Rechnung-Stellen von Abläufen vorherrschend werden, ergibt sich auch die Notwendigkeit, für den gesellschaftlichen Bedarf an Qualifikationen für den nunmehr rational geplanten Produktionsprozeß anders als naturwüchsig vorzusorgen. Jugend wird jetzt zu einer Zeit geplanter Vorbereitung und sowohl individueller wie gesellschaftlicher, planmäßiger Investition auf Zukunft hin. Die Jugendphase wird dementsprechend gesellschaftlich organisiert. Dadurch entsteht die spezifische Zeitstruktur von Jugend als Zukunftsbezogenheit. Die Jugendphase wird so zur deutlichsten Ausprägung der generellen »Verzeitlichung des Lebenslaufs« (*Kohli*, 1985), die ein durchaus modernes Produkt darstellt.

Diese »Verzeitlichung« stellt auch eine Antwort auf das neu sich stellende Problem der Integration dar: während sich die beruflichen und familialen Übergänge in der vorindustriellen Zeit unmittelbar aus den Notwendigkeiten der Produktion ergaben, stellt die industrielle Ökonomie andere Anforderungen, die nur durch eine zeitliche Regelung und durch neue zeitliche Regelsysteme gelöst werden können. Es entsteht für die Individuen die Aufgabe der Abstimmung betrieblicher und familialer Laufbahnen (*Kohli*, 1985).

Mit dieser Entwicklung ist nun aber ein grundsätzliches Spannungsverhältnis zwischen dem gesellschaftlich notwendig gewordenen und institutionalisierten »Programm« Jugend und der subjektiven Konstruktion der Lebensphase Jugend in der Erfahrung und Deutung des einzelnen Jugendlichen verbunden. Es liegt auf der Hand, daß diese Konstruktionsform von Jugend so lange funktioniert, wie zwischen

dem institutionellen Programm Jugend und der subjektiven Erfahrung dieser Institution Jugend, eben hinsichtlich dieser Zeitstruktur, Vereinbarkeit und ein individuell noch verkraftbares Maß an Widersprüchlichkeit besteht.
Die konkrete Ausgestaltung dieses Verhältnisses hängt davon ab, in welcher Weise Jugend von gesellschaftlichen Interessen in Anspruch genommen wird und in welchem Ausmaß sie über Möglichkeiten der »Gegenwehr« verfügt. *Musgrove* (1964) zeigt entsprechende Zusammenhänge im Kontext des Konkurrenzmotivs. Jugend ist diesem theoretischen Konzept zufolge ein Mechanismus zur Regelung des Überangebots an Arbeitskraft und ist deshalb je nach Situation privilegiert oder benachteiligt. Einerseits, in bestimmten historischen Situationen, ist Jugend gleichbedeutend mit einem Statusverlust (= geringer Arbeitslohn, mangelnde Konkurrenzfähigkeit, ungeklärter Status); unter bestimmten geschichtlichen Voraussetzungen, z.B. in der ersten Phase der Industrialisierung, hat sie die besseren Karten, weil sie mobiler ist. Die immer weitere Ausgliederung im weiteren Verlauf der Industrialisierung führt aber zu einer Verschlechterung der Situation, weil damit immer auch Entledigung der Konkurrenz verbunden ist. Es liegt auf der Hand, daß damit auch die weiter oben angesprochene Diskrepanz zwischen dem gesellschaftlichen »Versprechen«, das mit Jugend verbunden ist, und der subjektiven Erfahrung als Einlösung sich wandelt: je stärker der Mechanismus des aus Konkurrenzgründen erfolgten Rückhaltens Platz ergreift, um so dramatischer und brisanter wird die Kluft erfahren zwischen dem Versprechen, das im Jugendstatus enthalten ist, und der tatsächlichen Situation.

4. Die Wissenschaft von der Jugend und die Institutionalisierung der Jugend

Die Frage nach den gesellschaftlichen Prozessen, die zur »Erfindung« und »Entstehung« der modernen Jugend geführt haben, kann nicht beantwortet werden ohne Hinweis auf die Rolle der Wissenschaft von der Jugend. Sie hängt in vielfältiger Wechselwirkung mit der Geschichte der Jugend zusammen, ist einerseits Reflex dieser Geschichte selbst, aber zugleich auch verstärkendes Moment für diese Geschichte, d.h. hat diese Geschichte mitgestaltet.
Es entspricht dem Aufkommen eines ersten »modernen« Jugendbildes im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in literarischen Zeugnissen wie in der Lebensgestaltung von »Sturm und Drang«, Romantik, daß in dieser Epoche auch eine erste Vorform einer auf Jugend gerichteten Forschung entsteht (*Hornstein*, 1965). Ohne *Rousseaus* Emile nicht denkbar, erscheint bereits 1800 *K. von Weilers*, eines Münchner geistlichen Schulmanns, »Versuch einer Jugendkunde« als erste unter dem Titel laufende systematische Darstellung der »Eigenthümlichkeiten« des Jugendalters. Bei *Schwarz*, einem Heidelberger Theologen und Pädagogen, finden sich in seinen erziehungstheoretischen Schriften, vor allem in seinem »Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik« (1805) zahlreiche Aussagen zur Charakteristik und den Problemen des Jugendalters – und zwar in einer Weise, die auf *Sprangers* »Psychologie des Jugendalters« (1924) vorausweist.
Im weiteren Verlauf kennt das 19. Jahrhundert zwar eine Fülle kontinuierlich

anwachsender Literatur zur Erbauung und Ermahnung der Jünglinge (*Herrmann*, 1987), aber es gibt keine wissenschaftliche Forschung zum Thema. Diese kommt erst gegen Ende des Jahrhunderts in Gang, beginnend mit *Halls* epochemachendem Werk »Adolescence« (1904) und dann nicht zuletzt durch eine neue Jugend»bewegung«, angestoßen in verschiedenen Strängen und Ausprägungen: es entsteht die an einem biologischen Entwicklungsmodell orientierte »Entwicklungs- und Jugendpsychologie« von *Charlotte Bühler* und ihrer Schule in Wien (*Bühler*, 1934), die geisteswissenschaftlich verstehende Jugendpsychologie *Sprangers* (1924; 27. Aufl. 1963) und schließlich die kulturtheoretisch-psychoanalytisch angelegte Konzeption der Pubertätsentwicklung mit ihrer Unterscheidung von »gestreckter« und »verkürzter« Pubertät von *Bernfeld* (1923).

Erst in letzter Zeit deutlicher ins Bewußtsein gerückt wurde ein Typus von Jugendforschung, der sich in einer direkten Weise auf die Disziplinierungsziele der in diesen Jahrzehnten entstehenden sozialfürsorgerischen Maßnahmen für verwahrloste oder von Verwahrlosung bedrohte Jugendliche bezieht (*Peukert*, 1986; *Roth*, 1983).

Rutschky hat unter der bezeichnenden Überschrift »Krankheit Jugend« (1985) die These aufgestellt, daß Jugendtheorie, Jugendpsychologie und Jugendpädagogik ganz allgemein und ausschließlich ein Mittel sozialer Kontrolle seien, das mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs und der damit verbundenen Abbröckelung von Halt und Ordnung notwendig geworden sei; heute, so wird argumentiert, seien die Jugendlichen voll in Schul- und Ausbildungsverhältnisse eingebunden, deshalb seien diese Mittel sozialer Kontrolle, also Jugendtheorien und Jugendpädagogik, überflüssig. Die soziale Kontrolle funktioniere von selbst unter diesen Umständen und zusätzliche Kontrollmaßnahmen und -begründungen, wie sie durch Theorien praktiziert würden, seien überflüssig geworden.

Derartige Thesen treffen sicher untersuchungsbedürftige Zusammenhänge, nur können sie kaum als pauschale Funktionsbeschreibungen für die Rolle von Wissenschaft in Anspruch genommen werden. Es ist sicher keine Frage, daß Wissenschaft auch und gerade in bezug auf Jugend als »Kontrollorgan« in Anspruch genommen werden kann, und man kann beispielsweise sicherlich auch *Sprangers* Psychologie des Jugendalters vorwerfen, daß sie eine privilegierte schmale Schicht von Oberschülern beschreibt und daß die Gegenüberstellung von »Kulturpubertät« und »Primitivpubertät«, die in der Sache von *Bernfeld* (1923) erstmals formuliert und dort mit scharf kritischem Akzent gebraucht wurde, einen fragwürdigen menschenverachtenden Zug hat. Aber dies entbindet nicht davon, auch die Rolle von Wissenschaft in der Sozialgeschichte der Jugend und für die Geschichte der Jugend genauer und detaillierter als bisher zu erforschen.

5. Schlußbemerkungen – Perspektiven

Der knappe Vergleich der beiden im vorausgegangenen erörterten Ansätze – des sozialgeschichtlich inspirierten und des gesellschaftstheoretisch-sozialwissenschaftlichen – zeigt, wie stark in Wirklichkeit die Unterschiede in den Forschungsinteres-

sen, den leitenden Perspektiven und schließlich auch im Ertrag sind. Die beiden Forschungsstränge lassen sich kaum aufeinander beziehen, wie sie selbst sich – zumindest bisher – gegenseitig kaum befruchtet und voneinander Notiz genommen haben. Dies führt zu spezifischen Borniertheiten und zum Verzicht auf zusätzliche Erkenntnismöglichkeiten, die sich bei einer stärkeren gegenseitigen Bezugnahme denken ließen.

Die sozialgeschichtlich sich verstehenden Untersuchungen nehmen nur gelegentlich (etwa im Konzept der historischen Sozialisationsforschung, s. *Herrmann* an verschiedenen Stellen) Bezug auf aktuelle Fragestellungen und Forschungsergebnisse der Jugendforschung und auf die sozialwissenschaftlich-theoretisch vorliegenden Hypothesen zur Entstehung, zum Wandel, zum Ende der Jugend. Umgekehrt sind die theoretischen Konzepte zur Entstehung der Jugend, wie sie von *Eisenstadt, v. Trotha* usw. entwickelt wurden, kaum beeinflußt von den zahlreichen vorliegenden Studien zu konkreten Formen des Jugendlebens. *Gillis* bezeichnet es als Vorteil, daß ihm die soziologischen Theorien zur Gesellschaftsentwicklung und zur Moderne nicht bekannt seien, weil er sich so »unvoreingenommen« dem Material habe nähern können. Damit wird auf den Erkenntnisgewinn, der sich aus der Verbindung von sozialgeschichtlich empirischer Einzelforschung und gesellschaftstheoretisch-sozialwissenschaftlicher Anwendung sozialwissenschaftlicher Hypothesen und Theorien ergibt, verzichet (*Kocka*, 1977).

Sowohl theoretische Überlegungen als auch einzelne Versuche gegenseitiger Bezugnahme sprechen dafür, daß sich aus einer stärkeren Verknüpfung sozialgeschichtlich fundierter Einzelforschung und gesellschaftstheoretisch-sozialwissenschaftlich angeleiteter, an Theorien der Sozialwissenschaft orientierten Vorgehensweisen auch in einem stärkeren Maße Beiträge zum Verständnis der Gegenwartsproblematik der Jugend ergäben.

Schließlich: so fruchtbar und notwendig es erscheint, den Prozeß der Entstehung der Jugend, ihre Geschichte in den Kontext der Analysen gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen zu stellen und nach »Funktion« und »Stellenwert« der Institution Jugend in und für gesellschaftliche Prozesse zu fragen, so problematisch und einseitig erscheint es, die Herausbildung einer eigenen Jugendphase und die Entstehung von Jugend als Gruppe ausschließlich mit allgemeineren Vorgängen der Disziplinierung, der sozialen Kontrolle, der Reglementierung, des Verfügbarmachens der nachwachsenden Generation für die Erfordernisse der Produktion zusammenzubringen.

Jugend ist darüber hinaus auch ein freigesetzer Status, eine Lebensform der sozialen und geistigen Experimente, der Entwicklung und Erprobung eigener Lebens- und Zukunftsentwürfe. Das bekommt eine historische Perspektive nicht zu sehen, die Jugend einfach aus gesellschaftlichen Erfordernissen »ableitet«, aber die Dialektik von Inanspruchnahme und Verfügbarmachen einerseits und Freisetzung andererseits zugunsten einer eindimensionalen Sicht ausblendet. Wenn Jugend – in der prägnanten Formulierung von *Gillis* – nicht nur ihre Geschichte »hat«, sondern auch ihre eigene Geschichte »macht« (*Gillis*, 1974), also, und das gilt vor allem für ihre moderne, neuzeitliche Form, selbst eine geschichtliche Größe ist, dann muß dies auch theoretisch seine Berücksichtigung finden.

Auch für die historische Forschung ergibt sich aus diesem Ausgangspunkt eine fruchtbare, leitende Perspektive: als zentrales Thema einer Sozialgeschichte der »modernen«, d.h. mit den Prozessen der Industrialisierung, Urbanisierung und neuzeitlichen Rationalisierung zusammenhängenden Form der Jugend erweist sich das komplexe Wechselspiel einer durch technologische Modernisierung erzwungenen Ausgliederung der Jugend aus der Erwachsenenwelt und ihre Definition als Vorbereitungsstatus einerseits und der darin enthaltenen Chancen der Freisetzung, möglicher Autonomie und Selbstbestimmung andererseits (*Hornstein*, 1988).

Literatur

Aufmuth, U.: Die deutsche Wandervogelbewegung unter soziologischem Aspekt. Göttingen 1979 – *Bernfeld, S.:* »Ein Archiv für Jugendkultur«. Zeitschrift für angewandte Psychologie. Bd. VIII 1914, 373–376 – *Bernfeld, S.:* »Über eine typische Form der männlichen Pubertät«. Bd. IX. Heft 11 1923, 169–188 – *Breyvogel, W., Krüger, H.-H.,* Hg.: Land der Hoffnung – Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900–1987. Berlin 1987 – *Bühler, Ch.:* Drei Generationen im Jugendtagebuch. Jena 1934 – *Eisenstadt, S. N.:* From generation to generation. Age groups and social structure. Glencoe, Ill. 1956; dt. München 1966 – *Elias, N.:* Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. 1936, Bern/München 1969 – *Fend, H.:* Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt/M. 1988 – *Flitner, A., Hornstein, W.:* »Kindheit und Jugendalter in geschichtlicher Betrachtung«. Zeitschrift für Pädagogik. 10. Jg. 1964, 311–339 – *Foucault, M.:* Historie de la Folie. Paris 1961; dt.: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt 1969 – *Foucault, M.:* Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt 1976 – *Fuchs, W.:* »Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie?« Soziale Welt. 34. Jg. 1983, 341–371 – *Fuchs, W., Zinnecker, J.:* »Nachkriegsjugend und Jugend heute. Werkstattbericht aus einer laufenden Studie«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 3. Jg. 1985, 5–28 – *Gestrich, A.:* Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs 1800–1920. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 69. Göttingen 1986 – *Gillis, J. R.:* Youth and History. Tradition and Change in European Age Relations 1770 – Present. New York 1974; dt. unter dem Titel: Geschichte der Jugend. Weinheim & Basel 1980 – *Hall, S.:* Adolescence. Vol. I and II. New York 1904 – *Hall, S.:* Adolescence; its Psychology and its relations to Physiology, Anthropology, Sociology, Sex, Crime, Religion and Education. London/New York 1904 – *Herrmann, U.:* »Was heißt ›Jugend‹? Jugendkonzeptionen in der deutschen Sozialgeschichte«. Jugend, Jugendprobleme, Jugendprotest. Hg. *Hans Georg Wehling*. Stuttgart 1982, 11–27 – Herrmann, U.: »Aufwachsen im Dorf – »dortmals«. Versuch einer historischen Rekonstruktion«. Auf dem Lande leben. Hg. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart 1983, 111–125 – *Herrmann, U.:* »Geschichte und Theorie. Ansätze zu neuen Wegen in der erziehungsgeschichtlichen Erforschung von Familie, Kindheit und Jugend«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 4. Jg. 1984, 11–28 – *Herrmann, U.:* »Neue Wege der Sozialgeschichte«. Pädagogische Rundschau. 38. Jg. 1984, 171–187 – *Herrmann, U.:* »Jugend in der Sozialgeschichte«. Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang. Bd. IV. Soziale Gruppen in der Geschichte. Hg. *Wolfgang Schieder* und *Volker Sellin*. Göttingen 1987, 133–155 – *Herrmann, U., Renftle, S., Roth, L.:* Bibliographie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie. München 1980 – *Hofmann, W.:* Ideengeschichte der sozialen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts, 5. Aufl. Berlin/New York 1974 – *Hornstein, W.:* Vom »jungen Herrn« zum »hoffnungsvollen Jüngling«. Wandlungen des Jugendlebens im 18. Jahrhundert. Heidelberg 1965 – *Hornstein, W.:* Jugend in ihrer Zeit. Geschichte und Lebensformen des jungen Menschen in der europäischen Geschichte. Hamburg 1966 – *Hornstein, W.:* »Erziehungs- und Jugendkunde«. Problemgeschichte der neueren Pädagogik. Hg. *Josef Speck*. 3 Bde. Bd. 3. Stuttgart 1976, 111–148 –

Hornstein, W.: »Jugend: Strukturwandel und Problemlagen«. Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Hg. *Hanns Eyferth, Hans-Uwe Otto, Hans Thiersch.* Neuwied 1984, 506–521 – *Hornstein, W.:* »Jugend '85 – Strukturwandel, neues Selbstverständnis und neue Problemlagen«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. 18. Jg. 1985, 157–166 – *Hornstein, W.:* »Jugend in ihrer Zeit. Historische Anmerkung zur Situation der Jugend«. Jugend und Gesellschaft. Realitätsbewältigung, Krisen und Auswege. Hg. *Helmut Remschmidt.* Stuttgart/Frankfurt 1986, 45–59 – *Hornstein, W.:* Strukturwandel der Jugendphase in der Bundesrepublik Deutschland. Kritik eines Konzepts und weiterführende Perspektiven. Jugend im internationalen Vergleich. Sozialhistorische und sozialkulturelle Perspektiven. Hg. *Wilfried Ferchhoff/Thomas Olk.* Weinheim 1988, 70–92. – *Hornstein, W.:* »Auf der Suche nach Neuorientierung: Jugendforschung zwischen Ästhetisierung und neuen Formen politischer Thematisierung der Jugend. Über einige neuere Tendenzen in der Jugendforschung«. Zeitschrift für Pädagogik. 35. Jg. 1989, 107–125. – *Hornstein, W., Flitner, A.:* »Neue Literatur zur Geschichte des Kindes- und Jugendalters«. Zeitschrift für Pädagogik. 11. Jg. 1965, 66–85 – *Jarausch, K. H.:* Deutsche Studenten 1800–1970. Frankfurt 1984 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend 1981: Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. 3 Bde. Opladen 1982 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugendliche und Erwachsene '85: Generationen im Vergleich. 5 Bde., Hamburg 1985 – *Kett, J.:* Rites of Passage. Adolescence in America 1790 to the Present. New York 1977 – *Klönne, A.:* Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen. Köln 1984 – *Kocka, J.:* Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme. Göttingen 1977 – *Koebner, T., Janz, R.-P., Trommler, F.,* Hg.: Mit uns zieht die neue Zeit. Der Mythos Jugend. Frankfurt 1985 – *Kohli, M.:* »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 37. Jg. 1985, 1–29 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Lessing, H., Liebel, M.:* Wilde Cliquen. Szenen einer anderen Arbeiterjugendbewegung. Bensheim 1981 – *Mannheim, K.:* Das Problem der Jugend in der Modernen Gesellschaft. dt. Zürich 1951, 50–79 – *Metraux, H.:* Schweizer Jugendleben in fünf Jahrhunderten. Geschichte und Eigenart der Jugend und ihre Bräuche im Gebiet der protestantischen deutschen Schweiz. Aarau 1942 – *Mitterauer, M.:* »Gesindedienst und Jugendphase im europäischen Vergleich«. Geschichte und Gesellschaft, 11. Jg. 1985, 177–204 – *Mitterauer, M.:* Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt 1986 – *Modell, J., Fürstenberg, F. F., jr., Hershberg, T.:* »Sozialer Wandel und Übergänge ins Erwachsenenalter in historischer Perspektive«. Soziologie des Lebenslaufs. Hg. *Martin Kohli.* Darmstadt & Neuwied 1978, 225–249 – *Muchow, H.-H.:* Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend. Hamburg 1959. – *Muchow, H.-H.:* Jugend und Zeitgeist. Morphologie der Kulturpubertät. Reinbek b. Hamburg 1962 – *Müller, E. W.,* Hg.: Geschlechtsreife und Legitimation zur Zeugung. Freiburg/München 1985 – *Musgrove, F.:* Youth and the Social Order. London 1964 – *Olk, T.:* »Jugend und gesellschaftliche Differenzierung. Zur Entstrukturierung der Jugendphase«. Zeitschrift für Pädagogik. 19. Beiheft. 1985, 290–302 – *Peukert, D.:* Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich. Köln 1980 – *Peukert, D.:* Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge 1878–1932. Köln 1986 – *Peukert, D.:* Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjungen in der Weimarer Republik. Köln 1987 – *Roth, L.:* Die Erfindung des Jugendlichen. München 1983 – *Rutschky, K.:* »Krankheit Jugend. Strategien wissenschaftlicher Humanorganisation«. Merkur. 39. Jg. Nr. 442. 1985, 1105–1110 – *Schieder, W., Sellin, V.,* Hg.: Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang. 4 Bde. Göttingen 1986 – *Schliebe-Lippert, E.:* »Epochalpsychologische Forschung«. Lexikon der Pädagogik. Hg. Deutsches Institut für wissenschaftliche Pädagogik Münster. Bd. I. Freiburg/Br. 1952, 945f. – *Schwarz, F. H. Ch.:* Lehrbuch für Pädagogik und Didaktik. Heidelberg 1805. – *Seyfahrth-Stubenrauch, M.:* Erziehung und Sozialisation in Arbeiterfamilien im Zeitraum 1870–1914 in Deutschland. 2 Bde. Frankfurt/Bern/New York 1985 – *Spranger, E.:* Psychologie des Jugendalters. 1. Aufl. Leipzig 1924. 27. Aufl. Heidelberg 1963 – *Tenbruck, F. H.:* Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven. Freiburg/Br. 1962 – *Trotha, T. v.:* »Zur Entstehung von Jugend«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 34. Jg. 1982, 254–277 – *Weiler, K. v.:* Versuch einer Jugendkunde. München 1800 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987.

Manfred Markefka

Jugend und Jugendforschung in der Bundesrepublik

1. Zielsetzung

Ausgehend von einer thesenartigen Übersicht altbekannter »Selbstverständlichkeiten«, geht es um die Lösung folgender Aufgaben:
- Darstellung der Diskussion über die Abgrenzung der »Jugend« als Verhaltensphase und als Altersstufe.
- Entwicklung der theoretischen Überlegungen zur Jugendkonzeptualisierung und ihre Auswirkung auf den Forschungsgegenstand »Jugend«.
- Erfassung der empirischen Untersuchungseinheiten (als Gesamtheit und Teilgesamtheit) junger Menschen.
- Überblick über Verlauf und Dokumentation der Jugendforschung.

Die Ausführrungen beschränken sich damit bewußt auf das Nachzeichnen dieser vier Entwicklungen, weil theoretische Orientierungen und forschungspraktisches Vorgehen ebenso wie Bilanzierung empirischer Ergebnise die zentralen Schwerpunkte dieses Bandes sind. Insofern ist diese Darstellung (aus der Sicht empirischer Sozialforschung) lediglich eine Einführung, die nur ansatzweise auf die nachfolgenden Beiträge verweist.

2. Jugend – einführende Thesen

Eine Diskussion sozialwissenschaftlicher Veröffentlichungen über »Jugend« darf nicht übersehen, daß diese Publikationen meist nicht durch gegenseitige Bezugnahme und wechselseitige Auseinandersetzung gekennzeichnet sind (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 13), sondern eher »Unabhängigkeit« demonstrieren. So behalten längst dokumentierte Grundaussagen früher Literaturübersichten (z.B. *Flitner*, 1963; *Markefka*, 1967; *Kreutz*, 1974) oft aktuellen und originellen Nachrichtenwert durch Wiederholung, weil Nachweis ihrer Grundlegung und Genese (wie z.B. bei *Fuchs*, 1985 oder *Lenz*, 1986) die Ausnahme ist. Dies zu leisten wird nicht als Aufgabe dieser Einführung angesehen; sie beschränkt sich auf exemplarische Verweise, um ansatzweise mangelnde Originalität aber bleibende Aktualität mancher der folgenden Aussagen sichtbar zu machen:
- Jugend ist in Deutschland häufiger als in anderen Ländern Arbeitsgegenstand der Sozialwissenschaften, somit ein kaum übersehbares »deutsches« Thema (*Scheuch*, 1956a, b; *Allerbeck/Hoag*, 1985).
- Jugend gilt als eine Teilmenge von Personen innerhalb der Bevölkerungsgesamtheit einer Gesellschaft; ihr Umfang und ihre Bedeutung sind vom sog. Jugendalter abhängig, das einerseits von der Kindheit nach unten, andererseits von der Erwachsenheit nach oben abgegrenzt wird (*Blancpain/Häuselmann*, 1974, 36; *Reimann/Reimann*, 1987, 22).

- Die Jugend existiert nicht als eine einheitliche Erscheinungsform, sondern als eine Vielzahl und Vielfalt von Gruppen (*Scheuch*, 1975; Sinus, 1983; *Lenz*, 1986).
- Obwohl sich Sozialforschern das »Alter in Jahren ausgedrückt« als einfaches Abgrenzungskriterium der Jugend anbietet (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 183), hängt dessen Festlegung von der zugrundeliegenden Wissenschaftsorientierung und deren Bestimmungsmerkmalen, wie Entwicklungsalter, Verhaltensphasen, Mündigkeitsstufen usw., ab (*Neidhardt* et al., 1970; *Cremer*, 1983; vgl. hierzu *Mitterauer*, 1986, 44ff.). Insofern existiert Jugend nicht »als einheitlicher empirischer Gegenstand« (*Myrell*, 1983, 45).
- Wegbereiter und zentraler Träger der Jugendforschung seit Ende des 2. Weltkrieges ist die Jugendsoziologie, sie gilt als Nachfolgerin der Jugendpsychologie, die ihre Leitfunktion verlor (*Schelsky*, 1957; *Flitner*, 1963; *Hornstein*, 1985) und erst wieder im Bemühen um Etablierung einer integrativen Jugendforschung bzw. Juventologie eine Aufwertung erfährt (*Rosenmayr*, 1976; *Heitmeyer*, 1986; *Reimann/Reimann*, 1987).
- Wechselwirkungen zwischen jungen Menschen und den Strukturbedingungen der Gesellschaft »ihrer Zeit« treten an die Stelle individueller Reifeveränderungen, um Jugendverhalten zu erklären und empirisch zu erfassen (*Blancpain* et al., 1983).
- Überlegungen zur Periodisierung der Lebensalter und damit zur Bestimmung von Altersgruppen gehen entsprechend der »Umwertung« der Jugendwissenschaften von der Jugendsoziologie aus, um Jugend als Lebensphase von Kindheit und Erwachsensein und als Altersgruppe (und/oder Jugendliche als Alterskategorien) von Kindern und Erwachsenen abzugrenzen.

3. Jugend: Verhaltensphase und Begriffe

Unter Beachtung obiger »Selbstverständlichkeiten« ist nun der Frage nachzugehen, wie dementsprechend »Jugend« mit Bezug auf soziale Regelungen einerseits als Lebensphase, andererseits über die Zuordnung von Personen inhaltlich als Begriff bestimmt worden ist. Die Frage wird entsprechend der unterschiedlichen Entwicklung der Eingrenzungsversuche schrittweise wie folgt beantwortet:

3.1. Traditionelle Ausgangslage

Der Ausgangspunkt, das Jugendalter zu bestimmen, ist im allgemeinen die Festlegung des Jungseins als eine Verhaltensphase im Lebenslauf des Menschen, »in der er nicht mehr die Rolle des Kindes spielt und noch nicht die Rolle des Erwachsenen übernommen hat« (*Schelsky*, 1957, 16; vgl. u. a. *Flitner*, 1963, 94; *Reimann/Reimann*, 1987, 18). Unausgesprochen macht eine derartig doppelt negative Rollenbestimmung deutlich, daß sich die »nicht mehr Kinder und noch nicht Erwachsenen« als *die* Jugend oder die Jugendlichen (i. w. S.) in einer Übergangsphase befinden, in der sie Erwachsenheit lernen bzw. übernehmen, um sich als vollwertige Mitglieder in die Gesellschaft der Erwachsenen zu integrieren.

Wie *Allerbeck* und *Hoag* (1985, 182) betonen, wird mit einem derartigen Rückgriff auf Kindheit und Erwachsenheit lediglich eine Problemverschiebung erreicht: Die Untergrenze zwischen Kindheit und Jugendzeit sowie die Obergrenze zwischen Jugendzeit und Erwachsenheit werden zwar sozial fixiert, ohne daß jedoch Altersangaben möglich sind, wann der alte Zustand aufhört, der neue Zustand beginnt. Damit hängt der Inhalt einer jeden der genannten Stufen entscheidend davon ab, welche Verhaltenserwartungen in einer Gesellschaft an die jeweilige Lebensphase gestellt und welche Entwicklungsziele hinsichtlich der folgenden Phase zu lösen sind. Zu beachten ist dabei auch, ob einheitliche institutionelle Übergänge zwischen den einzelnen Stufen existieren oder nicht (vgl. zur Gesamtproblematik *Mitterauer*, 1986, 44ff.). Die doppelt negative Fixierung der Lebensphase »Jugend« ohne eindeutige Übergänge zwischen Kindheit und Jugendzeit sowie zwischen Jugendzeit und Erwachsenheit führten dazu, die Begrenzung in jede der beiden Richtungen von »empirisch gehäuftem« Verhaltenswandel abhängig zu machen (vgl. hierzu *Friedrich*, 1976, 71).

3.1.1. Ende der Kindheit

Eine Umstrukturierung des Verhaltens zwischen Kindheit und Jugend – mit und ohne Bezug auf »biologische Reifung« – wird dementsprechend in emanzipatorischem Handeln gegenüber der Herkunftsfamilie und in der Aufnahme sozialer Beziehungen zu Gleichaltrigen außerhalb der Aufsicht von Erwachsenen gesehen (*Hurrelmann* et al., 1985, 63ff.; vgl. *Oswald* in diesem Band). Mangels systematischer empirischer Prüfung dieser Annahmen jedoch, dient letztlich nicht Änderung sozialen Handelns, sondern einfach »physiologische Pubertät« bzw. »Geschlechtsreife« als Merkmal, Jugendliche von Kindern zu unterscheiden (*Allerbeck/Rosenmayr*, 1976, 20ff.; *Remschmidt*, 1986, 18). Auf die biologischen Veränderungen bezogen, wird sowohl deren Beginn (mit etwa 12 Jahren) als auch deren Ende (mit etwa 14 Jahren) als Basis einer kalendarischen Grenzziehung zwischen Kindheit und Jugendzeit gewählt. Eine gewisse Bevorzugung des vollendeten 14. Lebensjahres als soziale Untergrenze ist unübersehbar; sie erfolgte auch unter Bezug auf »Restbestände« sozialstruktureller Übergänge in die Erwachsenenwelt – wie Ende der sog. Volksschulpflicht, Aufnahme einer Berufsausbildung, Konfirmation und Firmung–, von denen kein einziger für alle Jugendlichen Verbindlichkeit beanspruchen konnte (*Flitner*, 1963, 96). Deshalb wurde beispielsweise von »bevorzugter Adoleszenz« bzw. »verlängerter Jugend« bei Schülern weiterbildender Schulen und »benachteiligter Adoleszenz« bzw. »verkürzter Jugend« bei Lehrlingen, jungen Arbeitern und Angestellten gesprochen (*Rosenmayr*, 1976, 223ff. bzw. 226ff.), um den Lebenslauf einer sog. »Bürgerjugend« von dem einer sog. »Arbeiterjugend« zu unterscheiden (*Kreutz*, 1974). Wie *Fuchs* mittlerweile anhand von Lebenslaufdaten zeigte, erweisen sich diese »klassischen Verlaufsformen« deswegen als unzureichend, weil der »einfache« Dualismus der Vielfalt jugendlicher Lebensformen nicht zu entsprechen vermag (*Fuchs*, 1983, 363ff.; 1985, 242ff.).

3.1.2. Erwachsenheit und Jugendkonzepte

Eine Umorientierung jugendlichen Verhaltens »nach oben« wird in der Übernahme des Erwachsenenstatus gesehen, der sich in Berufsarbeit (Erwerbstätigkeit als Dauerstatus) und Heirat (Verheiratetsein) verwirklicht (*Schelsky*, 1957, 17; *Allerbeck/Rosenmayr*, 1976, 28, 31). Zusammen mit dem Abgrenzungsmerkmal Geschlechtsreife »nach unten« dienten diese Indikatoren wiederholt dazu, *die* Jugend als Gesamtheit junger Menschen in Teilmengen zu gliedern und von *den* Erwachsenen abzugrenzen (*Neidhardt*, 1970b; vgl. auch Übersicht 1).

Die Kritik richtete sich vornehmlich gegen die »unwirkliche« Bestimmung der »jungen Erwachsenen«, da sie beispielsweise auch unverheiratete Priester und verheiratete Frauen (ohne Erwerbstätigkeit) erfasse und somit prinzipiell der alltagssprachlichen Begriffsverwendung widerspräche (*Prim/Tilmann*, 1975, 48f.; vgl. *Allerbeck/Rosenmayr*, 1976, 27f.).
Dieser Einschränkung zum Trotz, war eine solche Einteilung populär. Die Erweiterung der Kriterien Heirat und Berufstätigkeit um die – sich gegenseitig bedingenden – Merkmale »von den Eltern getrenntes Domizil« und »Volljährigkeit«, brachte einen neuen Status vollständigen Erwachsenseins in die Diskussion, so daß nunmehr »berufstätige *und* verheiratete Personen ohne eigene Wohnung« ebenfalls als Jungerwachsene ausgewiesen werden (*Blancpain/Häuselmann*, 1974, 41, 47f.; *Kreutz*, 1974, 41f.). Damit erweist sich das Konzept »junge Erwachsene« als problematisch, weil seine Inhaltsvielfalt eine eindeutige Abgrenzung von Jugendzeit und Erwachsenheit nicht zuläßt (*Blancpain* et. al., 1983, 26) und die wissenschaftliche Kommunikation erschwert. Letzteres trifft allerdings ebenso für den Begriff Jugendliche zu, weil er neben obiger Inhaltssetzung (Jugendliche i.e.S.) auch im Sinne von Gesamtheit aller jungen Menschen bzw. aller Teilmengen der Jugend (= Jugendliche i.w.S.) benutzt wird. Unübersehbar ist, daß mit obigen Abgrenzungsversuchen die Auffassung einhergeht, für den Statuswechsel der Frau primär die Ehe, für den des Mannes vornehmlich die Erwerbstätigkeit – gegebenenfalls in Verbindung mit dem Eheschluß – als ausschlaggebend anzusehen (z.B. *Blancpain/Häuselmann*, 1974, 41; *Buchmann*, 1984, 280). Daß volle Straffähigkeit mit 21 Lebensjahren und Übernahme einer Elternrolle (*Oswald*, 1980, 11) ebenfalls als separate Aspekte der Erwachsenheit herausgestellt werden, um Erwachsene zu »identifizieren«, dokumentiert wohl eher Ratlosigkeit als Fortschritt.
Hand in Hand mit der Suche nach derartigen sozialen Abgrenzungsmerkmalen ging das Bemühen, entsprechende biologische Altersobergrenzen festzulegen. Das führte bereits Mitte der fünfziger Jahre dazu, nicht nur für das 25. Lebensjahr (*Tartler*, 1955), sondern auch für das Erreichen des 30. Lebensjahrs als operationale Grenze zwischen Jugendzeit und Erwachsenheit, dem angenommenen Ende aller Übergangsprozesse, einzutreten (*Schelsky*, 1957, 8, 15, 44; *Blancpain/Häuselmann*, 1974, 12). Insbesondere *Kreutz* (1974, 41f.) weist darauf hin, daß zumindest die »Phase des jungen Erwachsenen« vom 25. bis etwa zum 35. Lebensjahr reichen kann, der erst die Zeit der vollen Verantwortlichkeit eines Erwachsenen folgt. Diese exemplarischen Grenzen orientierten sich traditionell am Mann und dessen

beruflicher Integration, ohne klarzustellen, ob die angegebenen Lebensjahre als Altersnormen, Durchschnittsalter für das Erreichen eines beruflichen Dauerstatus oder gar als Maßstäbe zu verstehen sind, die mitteilen, wann alle oder die meisten »jungen Männer« erwerbstätig sind. Daher fällt auf, daß mit der Berücksichtigung der Berufsposition ausschließlich der Übergang zum Jungerwachsenen markiert wird, weil eben nicht alle Elemente einer vollständigen Positions-Rollen-Konfiguration des Erwachsenen in die Altersfixierung eingehen.

3.2. Krisenbedingte Umorientierung

Rückblickend sei angemerkt, daß für die aufgezeigten Überlegungen statisches Gesellschaftsverständnis, traditionelle Rollenverteilung und Vollbeschäftigung unabdingbare Voraussetzungen waren. Das Bewußtwerden gesellschaftlichen Wandels, vor allem durch die (Jugend-)Arbeitslosigkeit etwa ab Mitte der siebziger Jahre, wird als Auslöser für eine allmähliche Umorientierung angesehen (*Fuchs*, 1983, 368; *Hübner-Funk*, 1985b, 9). Die Grundlagen zur Bestimmung des Jugendbegriffes und zur Alterseingrenzung der Jugendphase wurden dementsprechend zu Beginn der achtziger Jahre wie folgt infragegestellt:

3.2.1. Postadoleszenz als Altersstatus

Mit der Deklaration eines »historisch neuen Altersstatus« wird die Jugendphase weiter differenziert, wenn es heißt: »Zwischen Jugend und Erwachsensein tritt eine neue gesellschaftlich regulierte Altersphase... eine Nachphase des Jungseins... die Post-Adoleszenz«, die das dritte Lebensjahrzehnt bestimmt (*Zinnecker*, 1981b, 100ff.). Sie verwirklicht sich durch heterosexuelle Partnerschaft, neolokale Orientierung (Ablösung vom Elternhaus: vgl. *Gaiser/Müller* in diesem Band) sowie Konsumkompetenz (bei wirtschaftlicher Abhängigkeit: vgl. *Vaskovicz/Schneider* in diesem Band), womit zwei neue Rolleninhalte auf dem Weg zum Erwachsensein spezifiziert werden. Zudem wird mit Besetzung aller drei Handlungsaspekte ein neues Teilkonzept, das der »Postadoleszenten«, kreiert (vgl. Übersicht 1). Wiewohl das Konzept Personen spezifischer Herkunftsfelder (in privilegierenden Bildungseinrichtungen, Arbeitslosigkeit, Um- und Weiterbildung, »sich verselbständigenden ›Szenen‹ in Metropolen«) zur Zielgruppe wählt, wird seine lebensstilprägende Bedeutung für alle Personen zwischen Kindheit und Erwachsenheit unterstellt. Diese Annahme und die zugrundeliegende Begriffsbildung bleiben nicht unwidersprochen (z.B. *Baethge* et al., 1983; vgl. dazu *Baethge* in diesem Band). Es wird auch gefragt, ob die Verbreitung einer solchen »Worthülse« überhaupt ein Beitrag zur Gesellschaftsanalyse leiste (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 20) oder nur die »Jugendphase« als Gliederungskonzept »gerettet« werden solle (*Fuchs*, 1985, 259). Daß damit die »überkommene« Altersobergrenze von ca. 30 Jahren erneut gerechtfertigt wird, sei wenigstens angemerkt.

Übersicht 1: Begriffe der Jugend und Erwachsenen

Merkmalskombinationen (autorenbezogen) / Konzepte	Berufstätigkeit	Ehe	Neolokalität	heterosexuelle Partnerschaft	Konsumkompetenz (bei wirtschaftlicher Abhängigkeit)
	Blancpain/Häuselmann 1974 + Neidhardt 1970b		Zinnecker 1981b		
Jugendliche (i. e. S.)	–	–	0	0	0
Jungerwachsene (1)	+	–	0	0	0
Jungerwachsene (2)	–	+	0	0	0
Jungerwachsene (3)	+	+	–	0	0
Postadoleszenten	0	0	+	+	+
Erwachsene (1)	+	+	0	0	0
Erwachsene (2)	+	+	+	0	0

– nein + ja 0 nicht konzeptualisiert

3.2.2. Vom kollektiven Übergang zur individuellen Lebensbewältigung

Die Annahme, daß jeder heranwachsende Mensch in seiner Jugendzeit eine standardisierte Normalbiographie zum Erwachsenen zu durchlaufen habe, die als kollektive Übergangsphase ihn verbindlich auf Erwachsenheit vorbereite und mit der Übernahme aller – wie auch immer inhaltlich bestimmten Erwachsenenpositionen und -rollen – ein »gleichartiges« Ende finde, wird aufgegeben. An ihre Stelle tritt – unter Verweis auf gesellschaftlichen Strukturwandel (wie Ausbau formaler Bildung, Ausbreitung sozialer Mobilität und zunehmende Konkurrenzbeziehungen aufgrund von Arbeitslosigkeit) – die Annahme einer individualisierten Existenzweise (Jugendbiographie): Sie setzt junge Menschen frei bzw. zwingt sie – je nach Situation und deren Einschätzung –, den Übergang in das Erwachsenenleben inhaltlich, zeitlich und geschlechtsspezifisch selbst (individuell) zu wählen und zu gestalten (*Fuchs*, 1983; 1985; *Buchmann*, 1984; auch in diesem Band; *Bilden/Diezinger*, 1984): »Es gibt (tendenziell) kein selbstverständliches und unproblematisches Hineinwachsen oder Hineinrutschen mehr in die Normalexistenz des Erwachsenen ... alternative Wege und Bewegungsformen sind immer präsent« (*Fuchs*, 1983, 369), zumal Erwachsenheit selbst kaum noch eindeutig bestimmbar ist (*Fuchs*, 1983, 366ff.; *Neidhardt*, 1987, 3). Diese Neuorientierung hat zur Folge, daß nicht mehr die Zugehörigkeit zum Kollektiv Jugend (allein), sondern auch die individuelle Auseinandersetzung mit den vorgegebenen Entwicklunszielen und den wahrgenommenen Chancen und Grenzen, sie in der derzeitigen Gesellschaftssituation zu erreichen, als Grundlagen betrachtet werden, jugendliches Handeln zu erklären. Die Kritik an dieser »Subjektorientierung« entzündet sich vor allem daran, daß Wahrnehmung der sozialen Realität allein, nicht aber gegebene strukturelle Ursa-

chen als handlungsrelevant angesehen werden (*Buchmann*, 1984, 274f.). Dies zu beachten, ist beispielsweise *Lenz* (1986, 106ff., 131) bemüht: Er berücksichtigt bei interpretativer Erforschung jugendlicher Alltagswelten auch eine sog. »Basisstruktur« – Bedingungen, Erwartungen und Anforderungen an die Jugend, die die Forschung dokumentiert –, mit der sich junge Menschen verstehend auseinandersetzen. Ergebnis aller »Alltagsverarbeitungen« junger Menschen sind »Zwischenwelten« bzw. »Wirklichkeitssichten«, von denen aus der Forscher dann seine Übergangsformen der Jugend »konstruiert«. Damit wird die Forderung der Kritik nach gesetzmäßiger Ableitung jugendlichen Verhaltens unter Berücksichtigung gesamtgesellschaftlicher Entwicklungsprozesse jedoch nicht eingelöst; lediglich gesellschaftliche Gegebenheiten, die als problematisch erlebt und wahrgenommen werden, gelten als alleinige Auslöser jugendlichen Handelns (vgl. *H. Esser* in diesem Band).

3.2.3. Neue Entwicklungstrends

Erwähnenswert ist, daß die Hinwendung zum Individuum von folgenden Entwicklungen begleitet wird:

- Jugendliche (i.w.S.) werden nicht mehr ausschließlich als Personen erfaßt, deren Integrationschancen und -grenzen sowie diesbezügliche Zukunftsvorstellungen geprüft werden, sondern sie treten daneben zunehmend als Schöpfer und Nutznießer eigener »Alltagskulturen« ins Blickfeld (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1981 Bd. 1; *Hornstein*, 1989a; vgl. *Lüdtke* über Subkultur in diesem Band).
- Es etablieren sich theoretische Perspektiven, die qualitative Vorgehensweisen berücksichtigen oder gar bevorzugen (*Hübner-Funk*, 1985a, 11f.): Sie ermöglichen es jungen Menschen, sich individuell als Person (z.B. in Selbstportraits: Jugendwerk der Deutschen Shell, 1981, Bd. 2) oder kollektiv als Gruppe/Gruppenkultur (z.B. in »Gruppenportraits« mit spezifischen Interessen, Werten, Normen usw. darzustellen bzw. vorstellen zu lassen: *Becker* et al., 1983; vgl. insbesondere *Lenz*, 1986).
- Die »individuelle Wende« führte zur Integration zweier scheinbar unvereinbarer wissenschaftlicher Sichtweisen (*König*, 1957; *Schelsky*, 1957), von denen die eine Jugendzeit als ein »bloßes Durchgangsstadium« zur Erwachsenheit, die andere als eine »in sich selber relevante« Altersstufe betrachtete: »Jugend als Vorbereitungszeit zum Erwachsenendasein wird überlagert und durchsetzt von Formen, mindestens: Möglichkeiten eigenen Lebens aus eigener Verantwortung und eigenem Recht« (*Fuchs*, 1983, 341). Auf einen Nenner gebracht, bedeutet dies, daß im Jugendalter sowohl Integration als auch Individuation zu leisten ist (*Hurrelmann* et al., 1985, 18f., 25ff.): Eine Überlegung, die letztlich in der Programmierung einer interdisziplinären Jugendforschung Ausdruck findet (*Heitmeyer*, 1986; *Krüger*, 1988).
- Nicht mehr Soziologen, sondern empirisch orientierte Erziehungswissenschaftler gelten derzeit als Trendsetter: Mit Bekenntnissen zu interdisziplinärer Theoriebildung und Forschungsmethodik bestimmen sie heute »mehrheitlich« Gegen-

stände und Inhalte der Jugendforschung (*Krüger*, 1988; *Kübler*, 1989; *Hornstein*, 1989b).

3.2.4. Jugendbegriffe – ein Rückblick

Die Abgrenzungsbemühungen, die Jugend einerseits als Verhaltensphase im Lebenslauf, andererseits als Gesamtheit junger Menschen zu definieren und diese in Teilmengen zu gliedern, erweisen sich als wenig verbindlich, aber stark von sozialem Wandel abhängig (*Kreutz*, 1974, 26). Sie geben insbesondere keine eindeutigen bzw. gemeinsamen Kriterien vor, die eine scharfe und einheitliche Altersgrenze nach unten zu den Kindern und nach oben zu den Erwachsenen begründen, was obige Übersicht 1 zusammenfassend deutlich macht (ohne das für alle Gruppierungen zutreffende Merkmal »Geschlechtsreife« auszuweisen). Die aufgelisteten Begriffe und die zugehörigen Altersgrenzen bilden gewissermaßen theoretische Werkzeuge der Jugendforscher, um *die* Jugend in der gesellschaftlichen Realität gewöhnlich wie folgt zu »entdecken«: Nach Festlegung einer Altersklasse und Auswahl von Personen (wie alle 15 bis 30jährigen von X-Stadt) wird beispielsweise geprüft (vgl. *Blancpain/Häuselmann*, 1974), welche Statusmerkmale für diese Menschen zutreffen und welchen Untergruppen der Jugend sie folglich zuzurechnen sind. Es kann untersucht werden, welche Altersnormen zur Besetzung der einzelnen Statusdimensionen (wie Aufnahme der Berufstätigkeit usw.) gelten, ob und wie diese vom tatsächlichen Übernahmealter abweichen. Auf dieser Basis lassen sich dann Zeitverläufe der Integrationsprozesse gruppenspezifisch bilden und vergleichen. Die Jugendbegriffe erweisen sich bei diesem Vorgehen als Mittel der Datenanalyse, ein Einsatz, der im Vordergrund steht, weil *die* Jugend als Untersuchungseinheit gewöhnlich nach Altersmarkierungen und eben nicht nach Begriffsmerkmalen ausgewählt wird. Vielleicht gelten die »jungen Erwachsenen« in der Forschung deswegen als vernachlässigte Population (*Blancpain* et al., 1983, 26)?

Angeführt seien abschließend Anregungen, die vorschlagen, Gesellschaftsmitglieder

- entweder über Verhaltensneuorientierungen bzw. Gruppenwechsel (wie von der Familie zur Gleichaltrigengruppe; *Markefka*, 1967, 103ff.)
- oder über eine »hinreichende Übereinstimmung« der sich selbst zugeordneten und ihnen von anderen zugeschriebenen Merkmale (*Lenz*, 1986, 102ff.)

als Jugendliche zu bestimmen. Beide Maßstäbe gehen von Interaktionspartnern aus, die in Räumen sozialer Vertrautheit (wie Nachbarschaft, Gemeinde, usw.) leben; insofern beschränkt sich ein Einsatz dieser Abgrenzungsmöglichkeiten allein auf kleingruppen- bzw. situationsspezifische Untersuchungen.

4. Jugend – Gegenstand der Forschung

Die Jugendkonzepte in obiger Übersicht dienten trotz mangelnder Trennschärfe wiederholt der Begründung entsprechender Altersschichten, ohne daß sich die Altersgruppen der einzelnen Stufen entsprechen (*Schäfers*, 1982, 12; *Hurrelmann* et al., 1985, 17f.).

Die Schlußfolgerung für eine kalendarische Abgrenzung heißt aufgrund der bisherigen Nachweise nur: Das 12. und 35. Lebensjahr sind die äußersten Bezugspunkte der Jugendzeit. Innerhalb dieses Toleranzbereichs steht es Forschern gleichsam frei, Altersgruppen »Jugend« als Gesamtheit junger Menschen für eigene Forschungsvorhaben zu bestimmen. Wie im folgenden nachzuweisen ist, führte das dazu, daß man sich bei Festlegung des Lebensalters und Auswahl von Jugendlichen zumeist eines pragmatischen Vorgehens bediente, um einerseits eindeutige Grenzen, andererseits Alterskategorien zu gewinnen, die auch Verhaltensvergleiche zwischen unterschiedlichen Zeitpunkten ermöglichen (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 183f.).
Im Rückblick bleibt anzumerken, daß immer wieder rechtliche Altersstufen als Teilaspekte der Erwachsenheit dokumentiert werden (*Schäfers*, 1982, 15f.), von denen aber – wie aufgezeigt – vornehmlich die Volljährigkeit (vereinzelt) als Merkmal eines Altersstufenwechsels Beachtung fand (vgl. *Wolff* in diesem Bd.).

4.1. Repräsentative Jugend (Altersgruppen-Auswahl)

Die Jugend als »Gesamtheit junger Menschen« ist Untersuchungsgegenstand in Übersichtsstudien, die als sog. Meinungs- und Umfrageforschungen Karriere machten und machen. Sie bildet jeweils die statistische Bevölkerungsbasis (Altersgruppen-Grundgesamtheit) mit charakteristischer Geschlechtsverteilung, bildungsmäßiger Zusammensetzung, regionaler Zugehörigkeit usw., um repräsentative Stichproben von etwa 1500 bis 2000 Personen zu bilden und zu untersuchen (vgl. zur Kritik: *Kreutz/van Beuningen* in diesem Band), da Gesamterhebungen nach Art einer Volksbefragung nicht zu finanzieren und durchzuführen sind. Derartige Stichproben allein sind es, die zwar Aussagen über die Jugend ermöglichen und rechtfertigen, aber selten von der gleichen Altersgruppenbasis ausgehen.
Schon früh konnte nachgewiesen werden (*Markefka*, 1967), daß innerhalb der Spanne von 12 bis 25 Jahren nicht nur die meisten Jugenduntersuchungen angesiedelt sind, sondern auch unterschiedlichste Altersklassen als Grundgesamtheiten bestimmt werden, die sich vornehmlich nachträglich »theoretisch« rechtfertigen, aber selten vergleichen lassen. In der Umfrageforschung bildet zumeist die Gesamtheit der »Jugendlichen zwischen 15 und 24 Jahren« (Jugendwerk der Deutschen Shell) stets aufs Neue die Basis, um repräsentative Stichproben zu gewinnen, die ihrerseits bei der Datenanalyse in Subgruppen – z. B. auch in Jugendliche, Jungerwachsene und Postadoleszenten – gegliedert und verglichen werden können.
Wie eine neuere Bilanzierung *der* Jugend »im Spiegel von Umfragen« (*Kabel* et al., 1987) deutlich macht, hat sich bei Jugendauswahlen mittlerweile ansatzweise die Obergrenze auf 29 und 30 Jahre erhöht. Wie dieser »Spiegel« belegt, scheint bei Festlegung der Grundgesamtheiten allerdings nach wie vor pragmatische Willkür Regie zu führen, wenn Altersgruppen zwischen 15 und 30 Jahren (45ff.), 12 und 29 Jahren (57ff.), 14 und 21 Jahren (102ff.), 12 und 23 Jahren bzw. 16 und 21 Jahren (114ff.) sowie zwischen 6 und 16 Jahren (135ff.) als Basis dienen, um *die* Jugend zu erforschen. Einen ähnlichen Nachweis führt *Neidhardt*, (1987, 8ff.), wenn er aufzeigt, daß in der Umfrageforschung »höchst unterschiedliche Populationen« untersucht werden, aber kein »gemeinsamer Gegenstand« vorliegt, der mit dem

Begriff »Jugend« eindeutig bestimmt wäre. Jugend bleibt weitestgehend ein »unvergleichbarer« Gegenstand.
Manche der – wie auch immer – festgelegten Altersgruppen und Personenauswahlen junger Menschen dienten dazu, pauschalierend beispielsweise von *der* Jugend bzw. *den* Jugendlichen als einer Generation, einer sozialen Gruppe, einer gesellschaftlichen Klasse, einer Subkultur oder einer sozialen Schicht zu sprechen. Unklar bleibt oft, ob eine jede dieser Bezeichnungen lediglich als ein Synonym für Altersgruppen eingesetzt wird und/oder auch als ein Symbol zu verstehen ist, das kollektiv eine Antwort auf die Frage gibt, warum junge Menschen einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Konstellation so handeln, wie sie handeln (vgl. hierzu in diesem Band: Jugend und Sozialsystem).

4.2. Zielgruppenorientierte Untersuchungseinheiten

Neben dem aufgezeigten Bemühen, Panoramadaten *der* Jugend zu erhalten, steht das Interesse, spezifische Teile der Gesamtheit Jugend eigenständig zu erforschen. Auswahlkriterien dienen gleichzeitig der Kennzeichnung der Forschungsobjekte, so wenn von »krimineller Jugend« gesprochen wird. In Anlehnung an Gliederungsvorschläge (*Markefka*, 1967, 24ff.; *Cremer*, 1983, 10ff.; *Schäfers*, 1982, 20f; *Blancpain* et al., 1983, 16) lassen sich folgende »Teil-Jugenden« exemplarisch benennen, die selbständig erforscht wurden und die entscheidenden Themenschwerpunkte der vorliegenden Dokumentation mitbestimmt haben (vgl. Inhaltsverzeichnis).
Wie nachstehende Aufstellung zeigt, sind einmal definierte Kategorien der Jugend, also in Wirklichkeit nicht miteinander in Beziehung stehende Personen, Untersuchungsgegenstand: Entweder sie werden von Forschern merkmalsspezifisch (nach Geschlecht, Berufsstatus usw.) als Untersuchungseinheiten gekennzeichnet oder sie sind gemäß ihrer Problemlage (wie Arbeitslosigkeit, Drogenkonsum usw.; vgl. *Brusten/Malinowski* in diesem Band) als gesellschaftlich bestimmte Problemgruppen bereits bekannt. Zum anderen bilden reale Austauschbeziehungen zwischen jungen Menschen – entweder in mehr auf Dauer angelegten Gruppen und Organisationen oder in weniger auf Dauer ausgerichteten Bewegungen – Forschungsobjekte, die einmal als Subkultur (wie eine Landkommune), zum anderen als Kontrakultur (wie eine terroristische Vereingiung) Aufmerksamkeit erregen (vgl. hierzu u.a. *Kaiser, Lüdtke, Schulze* in diesem Band).
Für jede der genannten Objektorientierungen gilt im übrigen: Es kann nicht davon ausgegangen werden, daß gleichbenannte Teil-Jugenden in unterschiedlichen Untersuchungsdesigns gleiche oder vergleichbare Populationsauswahlen beinhalten.

4.3. Rückblick

Versucht man, rückblickend die Aussagekraft von repräsentativen Studien und zielgruppenorientierten Arbeiten zu vergleichen, dann ist folgendes anzumerken:
Die Ergebnisse einer repräsentativen Jugenderhebung beinhalten grundsätzlich Meinungen und Äußerungen von Individuen. Diese können allerdings danach

Übersicht 2: Ausgewählte Untersuchungseinheiten »Jugend«

Entstehung	Auswahlkriterien	Teil-Jugenden (selektive Jugendforschung)
DEFINITION	Geschlecht	Weibliche Jugend; Männliche Jugend . . .
	Berufsstatus	Auszubildende; Schuljugend; Studentische Jugend . . .
	Ungleichheit	Arbeiterjugend; Bürgerliche Jugend; Angestelltenjugend . . .
	Siedlungstyp	Landjugend; Stadtjugend; Gemeindejugend . . .
	Handlungsfeld	Politische Jugend; Religiöse Jugend; Jugend und Freizeit; Jugend und Bundeswehr . . .
	Problemlage	Arbeitslose Jugend; Kriminelle Jugend; Nichtseßhafte Jugend . . .
INTERAKTION	Gruppe	Gleichaltrigengruppen: Cliquen; jugendkulturelle Freundschaftsgruppen; Ausdrucks- und Lebensformen . . .
	Organisationen	Vereinsjugend; Verbandsjugend; Parteijugend . . .
	Soziale Bewegung	Jugendbewegung; Studentenbewegung . . .

ausgewertet werden, ob und welche sozialen Kategorien einer Meinung sind bzw. gleiche Stellungnahmen abgeben (vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell, 1977, Bd. 2: Aufgliederung nach Familienstand, Geschlechtszugehörigkeit, Berufsgruppe u. a.). Außerdem berücksichtigen sie gewöhnlich Orientierungen an bzw. Interaktionen mit anderen Menschen, so daß Angaben über Mitgliedschaften in Gruppen, Organisationen und Bewegungen (wie Jugendwerk der Deutschen Shell, 1981, Bd. 3, 74ff.) möglich sind. Demgegenüber haben Forschungsergebnisse über eine einzelne Jugendkategorie (beispielsweise junge Arbeiter: *Schelsky*, 1955), Jugendgruppe (z. B. Freizeitgruppe: *Bals*, 1962) oder Jugendbewegung (wie Studentenbewegung: *Kaase*, 1971) für *die* Jugend keine Gültigkeit, da sie nur für eine »Teiljugend« zutreffen. Trotzdem bleiben derartige Resultate selten Prüfaussagen für *die* Jugend, sondern verwandeln sich oft in Generalisierungen über *die* Jugend, wenn beispielsweise *die* jungen Arbeiter und Angestellten als typische bzw. charakteristische Vertreter einer Jugendgeneration bzw. Jugendgestalt vorgestellt werden (*Schelsky*, 1957; vgl. *Allerbeck/Hoag*, 1985, 176).

5. Zur Situation der Jugendforschung

Jugendforschung ist gekennzeichnet durch Kontroversen um theoretische Positionen und wissenschaftstheoretische Grundlagen, um Untersuchungsformen und Erhebungsmethoden (vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band). Einigkeit besteht lediglich darin, daß Wissen über junge Menschen methodisch – wie durch

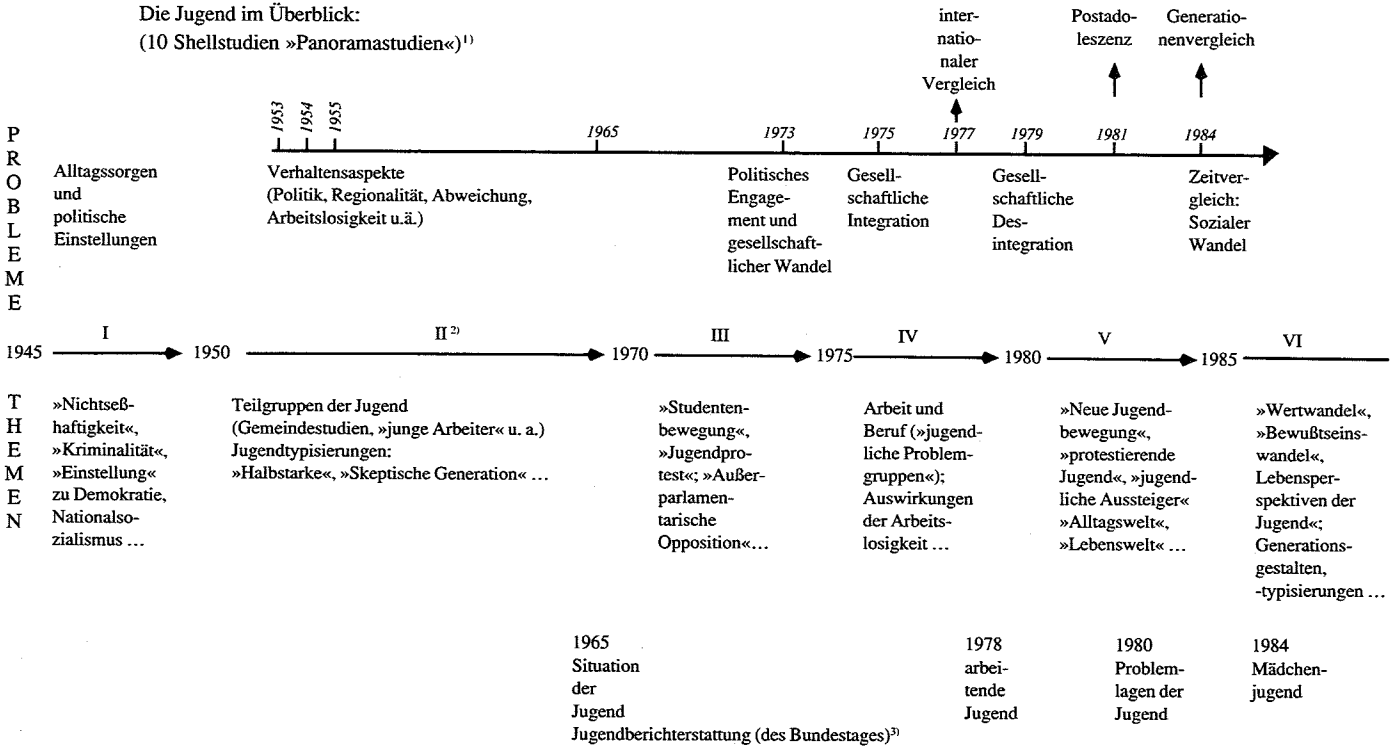
Befragung oder Beobachtung – von diesen selbst zu »erfahren« ist. Es geht darum, bei *den* Jugendlichen Daten und Fakten über deren Einstellung und Verhalten zu sammeln (*Hornstein*, 1985, 352). Insofern bleiben hier Ergebnisse der sog. Jugenddebatte (Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, 1981; Deutsches Jugendinstitut, 1982), außer Betracht. Zunächst wird versucht, Entwicklungstendenzen der Forschung überblicksartig nachzuzeichnen.

5.1. Entwicklungen der Jugendforschung

Auf der Basis unterschiedlicher Systematisierungsversuche (*Braun/Articus*, 1984; *Hornstein*, 1982; *Hübner-Funk*, 1985a) wurde nachstehendes Diagramm erstellt, um die tendenzielle Entwicklung der Jugendforschung von 1945 bis heute zu veranschaulichen. Folgende Grundtendenzen lassen sich anhand dieser Übersicht thesenartig feststellen:

- Die aufgeführten Forschungsanlässe bringen gesellschaftliche Probleme zum Ausdruck, die für Forschungsinitiativen von Seiten der Jugendsoziologie in gewisser Weise als ausschlaggebend angesehen werden, was dazu führte, letztere auch als Krisen- bzw. Legitimationswissenschaft zu charakterisieren (*Friedrichs*, 1973; *Buchmann*, 1984, 269f.).
- Das Wissen über *die* Jugend stammt aus drei völlig unterschiedlichen Materialquellen: Einmal aus sog. (vornehmlich vom Jugendwerk der Deutschen Shell geförderten) Panoramastudien, die seit 35 Jahren durchgeführt werden. Zum anderen seit 1945 aus einer Vielzahl und Vielfalt von institutionell und/oder personell verantworteten Einzelfallstudien und daraus resultierenden Gesamtbildern (wie »Die Skeptische Generation«). Letztlich aus den vom Gesetzgeber veranlaßten vier Schwerpunkterhebungen (ab 1965), deren summarische Ergebnisse Inhalte der sog. Jugendberichte sind.
- Hauptaugenmerk der Forschung scheinen traditionell zunächst die Integrationswege, später dann die Integrationsprobleme der jungen Menschen in institutionelle Gesellschaftsbereiche – insbesondere in die Arbeitswelt – zu sein.
- Daneben entwickelt sich zunehmend (etwa ab 1981) das Bemühen, Jugendliche in ihrer Freizeit zu untersuchen, in der sie – dank bzw. trotz ihrer realen Integrationsschwierigkeiten – als eigenständige Schöpfer von Alltagskulturen bzw. als Träger jugendkultureller Ausdrucksformen Aufmerksamkeit beanspruchen (*Hornstein*, 1989a; *v. Engelhardt*, 1989).
- Das Interesse gilt neuerdings auch Zeit- und Generationsvergleichen, um sozialen Wandel bzw. soziale Stabilität sichtbar zu machen.
- Dieses neue Engagement führte ab Anfang der achtziger Jahre zu einer »Umbesinnung« der Forschung, weil Replikationsbefragungen und Panelstudien durchgeführt werden (vgl. *Friebel*, 1986; *Wolf*, 1986), um einerseits Unterschiede von zwei Personenauswahlen zwischen unterschiedlichen Zeitpunkten (wie *Allerbeck/Hoag*, 1985), andererseits Veränderungen einer Personenauswahl im Zeitablauf zu erfassen und sichtbar zu machen (z.B. *Silbereisen/Eyferth*, 1983).
- Parallel mit derartigen empirischen Vergleichen läuft das Bemühen, erneut Generationsbilder und -typen zu »konstruieren« (wie *Jaide*, 1988; *Fend*, 1988).

Übersicht 3: Entwicklungsphasen der Jugendforschung in der Bundesrepublik



Anmerkungen:

1) *Fuchs/Zinnecker*, 1985.
2) Die zeitliche und thematische Weite der Phase II liegt darin begründet, daß sich die Jugendforschung damals erst etablierte und sowohl spontan als auch differenziert ihre Gegenstände wählte, ohne daß diese als Forschungsaufgaben bereits klar gesellschaftlich »vor-definiert« waren.
3) Daß es daneben auch Jugendberichte der Landesregierungen gibt, sei angemerkt.

- Während die Themeninhalte sich ansatzweise wiederholen, fällt insbesondere ins Auge, daß 1984 die Mädchen als eigenständiger Forschungsgegenstand benannt werden und Karriere machen, wohingegen sie vorher höchstens punktuell in Überblicksarbeiten oder vornehmlich als Problemgruppen (wie »junge Arbeiterinnen«) Aufmerksamkeit fanden.
- Das Interesse für die Jugend als Forschungsgegenstand scheint nicht nur seit rd. vierzig Jahren ungebrochen zu sein, sondern noch immer zu steigen.

Da sich die letzten beiden Thesen nur z.T. aus obiger Übersicht ableiten lassen, sei ihre Gültigkeit im folgenden näher geprüft. Das weitere Augenmerk richtet sich zunächst auf die »Mädchenforschung«.

5.1.1. Mädchenforschung

In der Werbung für die Arbeitsergebnisse der Sachverständigen zum »Sechsten Jugendbericht« über Mädchen heißt es zur Jugendforschung: »Es wird praktisch nur von Jungen geredet – Mädchen erscheinen subsumiert bzw. allenfalls als eine (defizitäre) ›Spielart des Normalfalls‹ der männlichen Jugendlichen... Es geht um ›Schüler‹, ›Arbeiterjugendliche‹ – aber nicht um Schülerinnen, Arbeitermädchen, Mädchen in Alternativbewegungen...« Eine zutreffende Situationsbeschreibung: Jugendforschung entpuppte sich als Jungenforschung (*Markefka*, 1971). Dank der Expertenpublikationen zum Jugendbericht (unter dem Sammeltitel »Alltag und Biographie von Mädchen« angeboten) kündigt sich ein Wandel an, da der »Lebenszusammenhang von Mädchen in den Mittelpunkt« der Analysen gestellt wird. Dies führte u.a. dazu, über eine »Mädchensoziologie« und das traditionelle Adoleszentenkonzept nachzudenken, aber auch den Gegenstand Mädchen in der Nachkriegsforschung zu »suchen« (*Ostner*, 1986). Bis dahin galten Arbeiten über Mädchen immer wieder als besondere »Desiderata«. So wurde bereits 1971 (*Markefka*) nachgewiesen, daß lediglich sieben Arbeiten (= 3,8%) von 180 Monographien, die bis dahin über Jugendprobleme publiziert wurden, ausschließlich Mädchen zum Gegenstand hatten, wovon allerdings fast alle, nämlich sechs, erst nach 1964 erschienen sind. Nimmt man die Bibliographie von *Cremer* (1983) für die Zeit von 1970 bis 1980 über Sozialisations- und Jugendforschung zur Hand, dann zeigt sich, daß acht Arbeiten das Thema Mädchen behandeln. Dies sind – bezogen auf die zentralen 250 Forschungsarbeiten (*Cremer*, 1983, 77–198) – gerade 3,2% der Monographien. Diese bescheidene Bilanz läßt sich aufgrund der Nachweise von *Ostner* (1986) bis 1983 um vier »Mädchen-Texte« erweitern. Faßt man nunmehr die »Desiderata« zusammen, dann waren folgende Mädchengruppen/-themen forschungsrelevant (vgl. Übersicht 4):

Die Auflistung zeigt, daß bis 1983 19 Veröffentlichungen über weibliche Jugendliche erschienen sind; demgegenüber werden in den Jahren 1984ff. allein 17 Grundlagentexte für den Jugendbericht über Mädchen bereitgestellt, also fast ebenso viele wie vorher in rd. 30 Jahren. Im Vordergrund des Forschungsinteresses standen bisher eindeutig junge Frauen als »unterprivilegierte Gruppen«. Anzumerken bleibt, daß die Mädchen zwar in Repräsentativstudien *der* Jugend immer wieder mitberücksichtigt wurden (vgl. *Neidhardt*, 1987, 61ff.) und nunmehr ebenso in der

Übersicht 4: Mädchenforschung bis 1983

Gegenstände/ Themen	Autoren und Erscheinungsjahr	N
Mädchenkriminalität	(Gipser, 1975)	1
Ungelernte, Jung-Arbeiterin	(Wurzbacher et al., 1960; Hardt, 1965; Möller, 1966; Jaide, 1966; Dehler, 1974)	5
Arbeitslose junge Mädchen	(Diezinger et al., 1983)	1
Erwerbstätige Ortswechslerinnen	(Pagenstecher, 1972)	1
Arbeitertöchter	(Lochmann, 1974)	1
Schülerinnen, höhere u. a.	(Koepnick, 1952; Küppers, 1964; Hille, 1976)	3
studierende Mädchen	(Gerstein, 1965)	1
Rollenerwartungen/ Lebensplanungen v. Mädchen	(Rosemayr/Kreutz, 1973; Reitz, 1974)	2
Mädchen, weibliche Jugend	(Göbel, 1964; Pross, 1969; Seidenspinner/ Burger, 1982; Savier/Wildt, 1983)	4
zusammen		19

Frauenforschung »ihren« Platz finden sollen, was allerdings noch kaum registriert wird (*Ostner*, 1987). Unübersehbar ist aber (vgl. hierzu *Bilden/Diezinger*, 1988), daß im ersten Fall der Lebenssituation der Jungen, im zweiten die Lebenslage der erwachsenen Frauen Ausgangspunkt bzw. Maßstab der Beurteilung des Verhaltens von Mädchen ist. Die Aufgabe zukünftiger Forschung wird nunmehr darin gesehen, Antworten auf die Frage zu suchen, »inwieweit die Mädchen selbst ihre Konflikte und Probleme als geschlechtsspezifisch strukturiert begründen (können)«. Nicht Vergleichsuntersuchungen, sondern eigenständige Mädchenforschungen sind also das neue Ziel. Im folgenden bleibt zu klären, wie das Forschungsengagement für die Jugend in letzter Zeit zu beurteilen ist.

5.1.2. Forschungsengagements

Auf der Basis zweier Erhebungen von *Hübner-Funk* (1985c) lassen sich für die Engagements in der Jugendforschung drei Trends nachzeichnen:
Erstens bleibt festzustellen, daß die Forschungsaktivitäten zunehmen: In den Jahren 1975 bis 1983 sind empirische Jugendstudien – wenn man sog. Erziehungsforschungen unbeachtet läßt – von 150 auf 270 Projekte gestiegen. Das entspricht einer Zunahme von 80%. Unter Berücksichtigung der nachfolgenden Übersicht 5, die aufgrund einer Forscherbefragung über den Untersuchungszeitraum von 1975 bis 1985 gebildet wurde, lassen sich die fehlenden Aussagen formulieren.
Die erste Trendaussage (s. o.) kann aufgrund der Übersicht 5 nun wie folgt ergänzt werden:
Zweitens zeigt sich eine breite Streuung der Forschungsinteressen, wobei allerdings

Übersicht 5: Forschungsaktivitäten zur Jugend 1975–1985

Thema	Projekte	Prozent
Jugend und Arbeitsmarkt	25	35
Sozialisation d. Jugend[1])	19	26
Jugenddevianz	11	15
Vergleichsuntersuchungen (z. B. Jugend im Wandel; Jugend/Erwachsene; nationale Jugendvergleiche)	7	10
Politisches Verhalten	6	8
Spezielle Jugendprobleme	4	6
zusammen	72	100

(Eigene Berechnungen: Nach Hübner-Funk, 1985 c, ohne Erziehungsforschungen und 1) Umstellung von 3 Berufsthemen in den ersten Bereich)

zu beachten ist, daß nicht alle Aktivitäten im strengen Sinne empirisch angelegt waren und sind.

Drittens ist augenfällig, daß solche Arbeiten dominieren, die sich mit Problemlagen junger Menschen beschäftigen (Arbeitsmarkt, Devianz, spezielle Probleme: zus. rd. 56%), wobei – dank der Arbeitsmarktsituation – berufliche Problemlagen den ersten Rang vor abweichendem Verhalten einnehmen. (Unter den »speziellen Problemen« verbergen sich – mit einer Ausnahme – Studien über ausländische Jugendliche in der Bundesrepublik).

Trotz der relativ globalen und begrenzten Analyse verweist die erste Trendaussage auf den steigenden Bedarf politischer Instanzen nach Deutungsversuchen jugendlichen Verhaltens und seiner verschiedenen Erscheinungsformen. Die beiden letzten Tendenzen belegen die Aktualitätsgebundenheit und Verschiedenartigkeit der Jugendforschung selbst. Alle drei rechtfertigen folgende Lagebeschreibung: »Gerade diese intensive gesellschaftliche Nachfrage nach jugendsoziologischen Erkenntnissen und Befunden ist allerdings mit dafür verantwortlich zu machen, daß der Stand der Forschung sich so unbefriedigend, so zerrissen und uneinheitlich darstellt« (*Olk*, 1986, 41f.). Allerdings ist nicht zu übersehen, daß für die Lage die begriffliche, theoretische und methodische Diskontinuität der Jugendsoziologie mitverantwortlich ist (*Allerbeck/Rosenmayr*, 1976, 8ff.). Sie ist Dokument des Bemühens der Jugendforscher, Jugendverhalten stets aufs Neue vornehmlich in Abhängigkeit von historisch-gesellschaftlichen Konstellationen theoretisch zu begründen und/oder empirisch zu erfassen. Nicht nur, um eine gewisse Kontinuität zu erreichen, sondern auch um die wissenschaftliche Aussagekraft der Jugendsoziologie zu erhöhen, scheint es demgegenüber dringend geboten, aktuelles Handeln junger Menschen sowohl aus raumzeitlichen (Rand-)Bedingungen als auch aus einer allgemeinen Theorie des Handelns abzuleiten bzw. vorherzusagen (vgl. *H. Esser* in diesem Band). Wie weiterhin aufzuzeigen ist, hat es nicht an Versuchen gefehlt, Einblicke in diese Zerrissenheit und Uneinheitlichkeit zu geben und die disparate »Forschungslandschaft« in Übersichten zusammenzufassen.

5.2. Dokumentierte Jugendforschung

Unbestritten ist, daß in der Nachkriegszeit zahlreiche Theorien über die Ursachen des Jugendverhaltens aufgestellt, aber kaum systematisch geprüft worden sind (*Griese*, 1982; *Hamann*, 1982; vgl. auch die entsprechenden Beiträge in diesem Band). Unbestritten ist auch, daß umfangreiche Ergebnisse über die Jugend gesammelt und ansatzweise, aber nicht einheitlich und systematisch, erfaßt und aufgearbeitet wurden. Es liegt insgesamt ein Stückwerk verschiedener Forschungsarbeiten vor, das nach unterschiedlichen Gesichtspunkten strukturiert wurde. Einstiege in die Entwicklung und Gewichtung der Forschung – schwerpunktmäßig besonders von Anfang der siebziger bis Mitte der achtziger Jahre angeboten – sind bisher möglich über

1. Einzelthemen bzw. Themenschwerpunkte (wie Einführungen in die Jugendsoziologie bzw. -forschung) (Gegenwartskunde, 1980; *Schäfers*, 1982; Sinus, 1984; *Hurrelmann* et al., 1985; *Reimann/Reimann*, 1987; Deutsches Jugendinstitut, 1985; *Krüger*, 1988).
2. Umfrageforschungen (Darstellung, Entwicklung, Sekundäranalysen) (*Cremer*, 1983, 199ff.; *Fuchs/Zinnecker*, 1985; *Bertram*, 1987; *Kabel* et al., 1987; *Neidhardt*, 1987).
3. Jugendberichterstattungen (*Hornstein*, 1982, 11ff.; Deutscher Bundestag; *Lüders* in diesem Band).
4. Bibliographien (Aufzählung, Dokumentation) (Deutsches Jugendinstitut, 1968–1975; *Cremer*, 1984; Jugendwerk der Deutschen Shell, Band 5, 1985, 430ff.).
5. Auflistungen empirischer Projekte (*Kreutz*, 1973a, b; *Rosenmayr/Allerbeck*, 1979; *Cremer*, 1984; *Hübner-Funk*, 1985c).
6. Forschungszusammenfassungen (Überblicke) (*Hornstein*, 1982; 1985; *Hübner-Funk*, 1985a, 4ff.).
7. Forschungsträger (Personen, Institute) (*Hübner-Funk*, 1985a, 2ff.; 1985b).

Dieser – sicherlich unvollständige – Überblick kann von Interessenten insbesondere mittels der Forschungsinformationen des Deutschen Jugendinstituts (München) und der jährlich erscheinenden Dokumentation »Empirische Sozialforschung« (die zunächst vom Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, Köln, sodann vom Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, betreut wurde und letztlich in Kooperation von beiden verantwortet wird) schwerpunktmäßig erweitert und vertieft werden.

Literatur

Allerbeck, K.R., Hoag, W.J.: »Umfragereplikation als Messung sozialen Wandels. Jugend 1962–1983«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 36. Jg. 1984, 755–772 – *Allerbeck, K.R., Hoag, W.J.*: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München 1985 – *Allerbeck, K.R., Rosenmayr, L.*: Einführung in die Jugendsoziologie. Heidelberg 1976 – *Arnold, P., Bassand, M., Crettaz, B., Kellerhals, J.*: Jugend und Gesellschaft. Zürich 1971 –

Ausubel, D. P.: Das Jugendalter. Fakten – Probleme – Theorie. München 1970 – *Baacke, D.:* Die 13–18jährigen. Einführung in Probleme des Jugendalters. 4. Aufl., Weinheim/Basel 1985 – *Baacke, D.:* »Pädagogische Jugendforschung – eine Disziplin mit offenen Rändern«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierung. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 77–87 – *Baacke, D., Heitmeyer, W.:* Neue Widersprüche. Jugendliche in den 80er Jahren. Weinheim 1985 – *Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.:* Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt 1983 – *Bals, C.:* Halbstarke unter sich. Köln/Berlin 1962 – *Bauer, K., Hellmann, D., Pardon, H.:* Einstellungen und Sichtweisen von Jugendlichen. Trends und neue Ergebnisse der Jugendforschung. Weinheim 1983 – *Bautz, R.:* Zur Unrast der Jugend. Frauenfeld/Stuttgart 1975 – *Becker, H., Eigenbrodt, J., May, M.:* »Cliquen und Raum. Zur Konstituierung von Sozialräumen bei unterschiedlichen sozialen Milieus von Jugendlichen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Hg. *René König, Friedhelm Neidhardt* und *M. Rainer Lepsius.* Sonderheft 25/1983: Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, 451–481 – *Bernfeld, S.:* Trieb und Tradition im Jugendalter. Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern. Frankfurt a.M. 1978 – *Bertram, H.:* Jugend heute. Perspektiven und Orientierungen. Bd. 1 München 1987 – *Bilden, H., Diezinger, A.:* »Individualisierte Jugendbiographie? Zur Diskrepanz von Anforderungen, Ansprüchen und Möglichkeiten«. Zeitschrift für Pädagogik. 30. Jg. 1984, 191–207 – *Bilden, H., Diezinger, A.:* »Historische Konstitution und besondere Gestaltung weiblicher Jugend – Mädchen im Blickpunkt der Jugendforschung«. Handbuch der Jugendforschung. Hg. *Heinz-Hermann Krüger.* Leverkusen 1988, 135–156 – *Blancpain, R., Häuselmann, E.:* Zur Unrast der Jugend. Eine soziologische Untersuchung über Einstellungen, politische Verhaltensweisen und ihre gesellschaftlichen Determinanten. Frauenfeld/Stuttgart 1974 – *Blancpain, R., Zeugin, P., Häuselmann, E.:* Erwachsen werden. Ergebnisse und Folgerungen aus einer Repräsentativbefragung. Bern 1983 – *Borinski, F., Grimm, H., Winkler, E., Wolf, E.,* Hg.: Jugend im politischen Protest. Der Leuchtenburgkreis 1923 – 1933 – 1977. Frankfurt a.M. 1977 – *Braun, H., Articus, S.:* »Sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der amerikanischen Besatzungspolitik«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 30. Jg. 1984, H 4, 703–737 – *Breyvogel, W., Helsper, W.:* »Überlegungen zu einer Theorie des Subjekts. Selbstgenese, Ichpsychologie und die Bedeutung des Imaginären«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 173–190 – *Bruder-Bezzel, A., Bruder, K.J.:* Jugend. Psychologie einer Kultur. München 1984 – *Buchmann, M.:* Konformität und Abweichung im Jugendalter. Eine empirische Untersuchung zur Biographie- und Identitätsentwicklung und abweichendem Verhalten Jugendlicher. Dissenhofen 1983 – *Buchmann, M.:* »Wandel des jugendlichen Vergesellschaftungsprozeß. Zum Stand der heutigen Jugendsoziologie«. Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 10, 1984 – Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, Hg: Jugend in der Bundesrepublik heute – Aufbruch oder Verweigerung – Bonn 1981 – Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, Hg.: Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland. 6. Jugendbericht. Bundesdrucksache 10/1007. Bonn 1984 – Bundeszentrale für politische Bildung, Hg.: Jugendprotest im demokratischen Staat. Bericht und Arbeitsmaterialien der Enquetekommission des Deutschen Bundestages. Bonn 1983 – *Clausen, L.:* Jugendsoziologie. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1976 – *Cremer, G.:* Sozialisations- und Jugendforschung 1970–1982. Eine Literaturdokumentation. Weinheim 1983 – *Cremer, G.:* Jugendliche Subkulturen. Eine Literaturdokumentation. München 1984 – *Criblez, L., Spadarotto, C.,* Hg.: Jugendpolitik und Jugendforschung. Frankfurt a.M. 1987 – *Crusius, R.:* Krise von Jugend, Ausbildung und Beruf: Was sagt die Wissenschaft dazu? Antworten und Defizite der zuständigen Wissenschaften und Änderungsvorschläge für die Berufspädagogik. München 1985 – *Dehler, J.:* Jungarbeiterinnen. Lebens- und Arbeitssituationen. Bewußtsein und politisches Lernen. Materialien. Erkenntnisse aus der Praxis für die Praxis. Starnberg 1974 – Deutsches Jugendinstitut, Hg.: Dokumentation. Jugendforschung, Jugendhilfe, Jugendpolitik. München 1968–1975 – Deutsches Jugendinstitut, Hg.: Die neue Jugenddebatte. München 1982 – Deutsches Jugendinstitut, Hg.: Immer diese Jugend. Ein zeitgeschichtliches Mosaik. Von 1945 bis heute. München 1985 – *Diezinger, A., Marquadt, R., Bilden, H., Dahlke, K.:* Zukunft mit beschränkten Möglichkeiten. Entwicklungsprozesse arbeitsloser junger Mädchen. München 1983 – *Dowe, D., Hg.:* Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Bonn 1986 – *Eckert, R.:* »Grenzübergänge jugendsoziologischer Forschung«. Deutsche Jugend.

Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung. 21. Jg., H 4, April 1973, 174–177 – *Engelhardt, v., M.:* »Von der Jugendbewegung zur zeitgenössischen Jugendkultur: Neue Perspektiven in der Jugendforschung«. Soziologische Revue. 12. Jg., H 1, 1989, 33–39 – *Engels, G.:* Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt a. M. 1986 – *Fend, H., Prester, H. G.:* »Jugend in den 70er und 80er Jahren: Wertewandel, Bewußtseinswandel und potentielle Arbeitslosigkeit«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 5. Jg., H 1, 1985, 43–70 – *Fend, H.:* Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt/M. 1988 – *Ferchhoff, W.:* »Zur Differenzierung qualitativer Sozialforschung. Mit einem Vergleich von qualitativer und quantitativer Jugendforschung«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 215–244 – *Flitner, A.:* Soziologische Jugendforschung. Heidelberg 1963 – *Friebel, H.:* »Subjektive Bedeutung und objektive Setzung von Jugend. Methodische Möglichkeiten, den ›subjektiven‹ und den ›objektiven‹ Faktor in der Längsschnittstudie zu vermitteln«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 260–280 – *Friedeburg, v., L.,* Hg.: Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln/Berlin 1969 – *Friedrich, W.:* Jugend und Jugendforschung. Berlin 1976 – *Friedrichs, J.:* »Vorschlag zur Auflösung einer speziellen Jugendsoziologie«. Deutsche jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., April 1973, 166–168 – *Fuchs, W.:* »Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie?«. Soziale Welt. 34. Jg. 1983, 341–371 – *Fuchs, W.:* »Jugend als Lebenslaufphase«. Jugendliche und Erwachsene 85. Generationen im Vergleich. Bd. 1. Biografien, Orientierungsmuster, Perspektiven. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Leverkusen 1985, 195–264 – *Fuchs, W., Zinnecker, J.:* »Nachkriegsjugend und Jugend heute. Werkstattbericht aus einer laufenden Studie«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 5. Jg. 1985, 5–28 – Gegenwartskunde. Jugend in der Gegenwartsgesellschaft. Sonderheft 1980. 29. Jg. 1980 – *Geissler, H., Wissmann, M., Hg.:* Zukunftschancen der Jugend. Stuttgart 1979 – *Gerstein, H.:* Studierende Mädchen. München 1965 – *Gillis, J. R.:* Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Weinheim und Basel 1980 – *Gipser, D.:* Mädchenkriminalität. Soziale Bedingungen abweichenden Verhaltens. München 1975 – *Göbel, E.:* Mädchen zwischen 14 und 18. Hannover 1964 – *Griese, H. M.:* Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung. Weinheim und Basel, 2. Aufl. 1982 – *Hamann, B.:* Jugend im Blickfeld der Wissenschaft – Theorien der Human- und Sozialwissenschaften –. Bad Heilbrunn 1982 – *Hardt, H.:* Jungarbeiterinnen in der Berufsschule. Frankfurt/M. 1965 – *Heitmeyer, W.,* Hg.: Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Weinheim/München 1986 – *Herz, T. A.:* »Werte, sozio-politische Konflikte und Generationen. Eine Überprüfung der Theorie des Postmaterialismus«. Zeitschrift für Soziologie. 16. Jg. 1987, 56–69 – *Hille, B.:* Berufs- und Lebenspläne sechzehnjähriger Schülerinnen in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Studie in Realschulen, Gymnasien und Hauptschulen. München 1976 – *Hille, B., Roeder, B., Hg.:* Beiträge zur Jugendforschung. Sozialpsychologische Befunde zum Jugendalter in beiden deutschen Staaten. Opladen 1979 – *Hornstein, W.:* Jugend in ihrer Zeit. Hamburg 1966 – *Hornstein, W.:* »Jugendprobleme, Jugendforschung und politisches Handeln«. Das Parlament. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 3/82, 23. Jan. 1982, 3–37 – *Hornstein, W.:* »Jugendforschung – kennt sie die Jugend?«. Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik. 1945 bis heute. Hg. Deutsches Jugendinstitut. München 1985, 351–362 – *Hornstein, W.:* »Probleme, Möglichkeiten und Strategien einer praxisorientierten Jugendforschung – dargestellt am Beispiel der Schwerpunktprogramme »Sozialisationsprozesse Jugendlicher . . .« und »Pädagogische Jugendforschung« der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1975–1985).« Jugendpolitik und Jugendforschung. Hg. *Lucien Criblez* und *Claudio Spadarotto.* Frankfurt a. M. 1987, 35–48 – *Hornstein, W.:* »Auf der Suche nach Neuorientierung: Jugendforschung zwischen Ästhetisierung und neuen Formen politischer Thematisierung der Jugend – über einige neuere Tendenzen in der Jugendforschung«. Zeitschrift für Pädagogik, Heft 1, 1989 a, 107–125 – *Hornstein, W.:* Ein halbes Jahrzehnt »Pädagogische Jugendforschung« – Überlegungen am Ende eines Forschungsprogramms. Unveröffentlichtes Manuskript. 1989 b – *Hottelet, H.:* Jugendanalyse. München 1986 – *Hübner-Funk, S.:* Youth Research in the Federal Republic of Germany. 1975–1985. Report and selected Bibliography. Manuskript des Deutschen Jugendinstituts

e.V., München 1985a – *Hübner-Funk, S.:* Youth Research in the Federal Republic of Germany. 1975–1985. Institutions-Researchers. Manuskript des Deutschen Jugendinstituts e.V., München 1985b – *Hübner-Funk, S.:* Youth Research in the Federal Republic of Germany. 1975–1985. Empirical Projects. Manuskript des Deutschen Jugendinstituts e.V., München 1985c – *Hurrelmann, K., Rosewitz, B., Wolf, H.K.:* Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim/München 1985 – *Hurrelmann, K., Neubauer, G.:* »Sozialisationstheoretische Subjektmodelle in der Jugendforschung«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 157–172 – *Jaide, W.:* Junge Arbeiterinnen. München 1966 – *Jaide, W.:* Achtzehnjährige zwischen Reaktion und Rebellion. Politische Einstellungen und Aktivitäten Jugendlicher in der Bundesrepublik. Opladen 1978 – *Jaide, W.:* Generationen eines Jahrhunderts. Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Sozialgeschichte der Jugend in Deutschland 1871–1985. Opladen 1988 – *Jaide, W., Hille, B.:* Jugend im doppelten Deutschland. Opladen 1977 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend zwischen 13 und 24. Band 1: Vorstudie, Band 2: Tabellenteil, Band 3: Kommentar. Bonn 1975 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend in Europa. Ihre Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. Eine vergleichende Analyse zwischen der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Großbritannien. 1977 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Die Einstellung der jungen Generation zu multinationalen Unternehmen 1979. Hamburg 1979 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Die Einstellung der jungen Generation zur Arbeitswelt und Wirtschaftsordnung 1979. Hamburg 1980 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend'81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Band 1, 2, 3. Hamburg 1981 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Nährungsversuche Jugend'81. Eine Studie. Eine Tagung. Reaktionen. Opladen 1983 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugendliche und Erwachsene'85. Generationen im Vergleich. 5 Bde. Leverkusen 1985 – *Kaase, M.:* »Die politische Mobilisierung von Studenten in der BRD«. Aufstand der Jugend. Neue Aspekte der Jugendsoziologie. Hg. *Klaus R. Allerbeck* und *Leopold Rosenmayr.* München 1971, 155–177 – *Kabel, R., Sönnichsen, M. Splanemann, A.:* Jugend der 80er Jahre im Spiegel von Umfragen. Berlin 1987 – *Kiersch, G.:* Die jungen Deutschen. Erben von Goethe und Auschwitz. Opladen 1986 – *Klönne, A.:* »Einige Bemerkungen zum Stand zeitgeschichtlich-politischer Jugendforschung«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 89–96 – *Kluxen, W.,* Hg.: Jugend und Gesellschaft. Köln 1983 – *Koebner, T., Janz, R.-P., Trommler, F.,* Hg.: »Mit uns zieht die neue Zeit«. Der Mythos Jugend. Frankfurt a.M. 1985 – *Koepnick, G.:* Mädchen einer Oberprima. Darmstadt 1952 – *König, R.:* »Einige Bemerkungen zur Stellung des Problems der Jugendkriminalität in der allgemeinen Soziologie«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 2. Soziologie der Jugendkriminalität Hg. *Peter Heinzt* und *René König.* Köln/Opladen 1957, 1–11 – *Kreutz, H.:* »Theorie der Jugend und sozialen Schichtung«. Deutsche jugend. 19. Jg. 1971. Heft 11, 500–511; Heft 12, 571–578 – *Kreutz, H.:* Youth and Social Change. A Methodological Review of European Youth Research 1960–1970. Wien 1973a – *Kreutz, H.:* »Empirische Jugendsoziologie beim Wort genommen«. Deutsche Jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., Heft 4, April 1973b, 162–165 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Krings, H.:* »Nachwort«. Jugend in der Gesellschaft. Ein Symposium. München 1975, 202–217 – *Krüger, H.-H.,* Hg.: Handbuch der Jugendforschung. Opladen 1988 – *Kübler, H.-D.:* »Auf dem Weg zur eigenständigen Adoleszenz? – Jugend und Jugendforschung am Ende der 80er Jahre–«. Das Parlament, Heft 5, 27. Januar 1989 – *Küppers, W.:* Mädchentagebücher der Nachkriegszeit. Ein kritischer Beitrag zum sogenannten Wandel der Jugend. Stuttgart 1964 – *Langguth, G.:* Jugend ist anders. Porträt einer jungen Generation. Freiburg 1983 – *Lenz, K.:* Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen. Frankfurt/M. 1986 – *Lessing, H.:* »Zum Begriff des Politischen und der Jugendforschung«. Deutsche jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., Heft 4, April 1973, 168–171 – *Liebel, M.:* »Kritik soziologischer Erklärungsansätze der ›Jugendrebellion‹«. Deutsche jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., Heft 4, April 1973, 171–174 – *Lochmann, R.:* Soziale Lage, Geschlechtsrolle und Schullaufbahn von Arbeitertöchtern. Weinheim/Basel 1974 – *Markefka, M.:* Jugend. Begriffe und Formen in soziologischer Sicht. Darmstadt 1967 – *Markefka, M.:* »Mädchen im Blickpunkt der Jugendforschung – Ansätze und

Tendenzen«. Recht der Jugend und des Bildungswesens (RdJB). 19. Jg. 1971, 74–75 – *Mitterauer, M.:* Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt 1986 – *Möller, C.:* Die Einführung der ungelernten Jungarbeiterin in den industriellen Arbeitsprozeß. Meisenheim/Glan 1966 – *Müller, H.-U.:* Wo Jugendliche aufwachsen. Weinheim 1983 – *Myrell, G.:* »Jugend als soziales Problem: Neue Perspektive in der Jugendsoziologie?« Jugend – Ein soziales Problem. Hg. *Manfred Brusten/Peter Malinowski.* Opladen 1983, 42–53 – *Neidhardt, F., Bergius, R., Brocher, T., Eckensberger, D., Hornstein, W., Rosenmayr, L. Loch, W.:* Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters. München 1970 – *Neidhardt, F.:* Die junge Generation. Struktur und Wandel der Gesellschaft. Opladen 1970a – *Neidhardt, F.:* »Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend«. Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters. Hg. *Friedhelm Neidhardt* et al. München 1970b, 11–48 – *Neidhardt, F.:* »Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung«. Deutsche Jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., Heft 4, April 1973, 161–162 – *Neidhardt, F.:* »Einige Bemerkungen zur Mannheimer Diskussion«. Deutsche Jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., Heft 4, April 1973, 177–179 – *Neidhardt, F.:* Jugend im Spiegel von Umfrageforschung und Statistik. Manuskript. Köln 1987 – *Neubauer, G., Olk, T.,* Hg.: Clique – Mädchen – Arbeit. Weinheim 1987 – *Olbrich, E., Todt, E.,* Hg.: Probleme des Jugendalters. Neuere Sichtweisen. Berlin 1984 – *Olk, T.:* »Jugend und Gesellschaft. Entwurf für einen Perspektivenwechsel in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 41–62 – *Ostner, I.:* »Die Entdeckung der Mädchen. Neue Perspektiven für die Jugendsoziologie«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 38. Jg. 1986, 352–371 – *Ostner, I.,* Hg.: »Frauen. Soziologie der Geschlechterverhältnisse«. Soziologische Revue. Sonderheft 2, 10. Jg. München 1987 – *Oswald, H.:* Abdankung der Eltern? Weinheim/Basel 1980 – *Pagenstecher, L.:* Regionale Mobilität und Konflikte. Ein Versuch zur Ermittlung und Erklärung von Umstellungsschwierigkeiten weiblicher Jugendlicher im Anschluß an Ortswechsel. Bericht über eine Voruntersuchung. München 1972 – *Prim, R., Tillmann, H.:* Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft. 2. Aufl. Heidelberg 1975 – *Pross, H.:* Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik. Frankfurt 1969 – *Puzicha, K., Meissner, A.:* ... unter die Soldaten? Junge Männer zwischen Bundeswehr und Wehrdienstverweigerung. Opladen 1981 – *Rabe, H.,* Hg.: Jugend. Beiträge zum Verständnis und zur Bewertung des Jugendproblems. Konstanz 1984 – *Reimann, H., Reimann, H.:* Die Jugend. Soziale Probleme Bd. 2. München 1975 – *Reimann, H., Reimann, H.,* Hg.: Die Jugend. Einführung in die interdisziplinäre Juventologie. 2., völlig neu bearb. Aufl., Opladen 1987 – *Reitz, G.:* Die Rolle der Frau und die Lebensplanung der Mädchen. Analysen und Untersuchungen. München 1974 – *Remschmidt, H.:* »Jugend und Gesellschaft. Zur Einführung«. Jugend und Gesellschaft. Realitätsbewältigung, Krisen und Auswege. Hg. *Helmut Remschmidt.* Stuttgart, Frankfurt 1986, 17–27 – *Remschmidt, H.:* Jugend und Gesellschaft. Realitätsbewältigung, Krisen und Auswege. Stuttgart, Frankfurt 1986 – *Rosenmayr, L., Kreutz, H.:* Rollenerwartungen der weiblichen Jugend. Eine empirische Untersuchung über Erwartungen und Dispositionen weiblicher Jugendlicher in Österreich. Wien 1973 – *Rosenmayr, L.:* »Replik II«. Deutsche jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., Heft 4, April 1973, 183–187 – *Rosenmayr, L.:* Jugend (Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Band 6) 2., völlig neubearb. Aufl., Stuttgart 1976 – *Rosenmayr, L., Allerbeck, K. R.:* »Youth and Society«. Current Sociology, vol. 27, no. 2/3, 1979 – *Rosenmayr, L.:* »Jugend und Gesellschaft, chronischer Konflikt – neue Verbindlichkeiten?«. Soziologie des Lebensalters. Kindheit und Jugend Hg. *Franz Stimmer.* München 1980, 38–59 – Sachverständigenkommission des sechsten Jugendberichts, Hg.: Alltag und Biographie von Mädchen, 17 Bde., Opladen 1984/85 – *Savier, M., Wildt, C.:* Mädchen zwischen Anpassung und Widerstand. 4. Aufl., München 1983 – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung. Opladen 1982 – *Schelsky, H.:* Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend. Köln 1952 – *Schelsky, H.,* Hg.: Arbeiterjugend gestern und heute. Heidelberg 1955 – *Schelsky, H.:* Die skeptische Generation. Düsseldorf – Köln 1957 – *Scheuch, E. K.:* »Untersuchungen über die heutige Situation der deutschen Jugend«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 8. Jg. 1956a, 124–142 – *Scheuch, E. K.:* »Untersuchungen über die heutige Situation der deutschen Jugend. Fortsetzung«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 8. Jg. 1956b,

329–346 – *Scheuch, E. K.:* »Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenziertheit der Jugend in heutigen Industriegesellschaften«. Jugend in der Gesellschaft. Ein Symposium. München 1975, 54–78 – *Schiffer, J.:* Zentrale Probleme der Jugendsoziologie. Eine systematische Gliederung. 2. überarb. Aufl., Bern 1977 – *Schurian, W.:* Jugendfeindlichkeit. Jugendliche als diskriminierte Minderheit. Weinheim 1976 – *Seidenspinner, G., Burger, A.:* Mädchen'82. Eine respräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Lebensgefühl 15- bis 19jähriger Mädchen in der BRD, durchgeführt vom Deutschen Jugendinstitut München im Auftrag der Zeitschrift Brigitte. Bericht und Tabellenteil. Hamburg und München 1982 – *Silbereisen, R. K., Eyferth, K.:* Jugendentwicklung und Drogen: Eine prospektive Längsschnittstudie an einer Normalpopulation. Auftrag an die Deutsche Forschungsstudie. Berlin 1983 – *Silbereisen, R. K., Kastner, P.:* »Neue Orientierungen in der psychologischen Jugendforschung«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 63–75 – Sinus-Institut, Hg.: Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel. Opladen 1983 – Sinus-Institut, Hg.: Jugendforschung in der Bundesrepublik. Ein Bericht des Sinus-Instituts im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Opladen 1984 – Statistisches Bundesamt, Hg.: Zur Situation der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1984 – *Steinkamp, G.:* »Jugendbezogene Lebenslagenforschung als interdisziplinäre Mehrebenen-Analyse«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 133–154 – *Tartler, R.:* »Die soziale Gestalt der heutigen Jugend und das Generationsverhältnis in der Gegenwart«. Arbeiterjugend gestern und heute. Hg. *Helmut Schelsky.* Heidelberg 1955, 263–338 – *Tchernia, J.-F.:* Die jungen Europäer. Situationsstudie über die 15- bis 24jährigen in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft. Brüssel 1982 – *Tiemann, D.:* »Mit uns zieht die neue Zeit«. Der Mythos Jugend. Hg. *Thomas Koeber, Rolf-Peter Janz* und *Frank Trommler.* Frankfurt a. M. 1985 – *Treumann, K.:* »Zum Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung. Mit einem Ausblick auf neuere Jugendstudien«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer,* Weinheim/München 1986, 193–214 – *Trotha, v., T.:* »Zur Entstehung von Jugend«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34. Jg., 2/1982, 254ff. – *Wirth, H. J.:* Die Schärfung der Sinne. Jugendprotest als persönliche und kulturelle Chance. Frankfurt 1984 – *Wolf, H. K.:* »Jugendforschung als Prozeßanalyse – Erkenntnischancen von Längsschnittstudien«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 247–259 – *Wurzbacher, G., Jaide, W. Wald, R. Recum, v., H., Cremer, M.:* Die junge Arbeiterin. Beiträge zur Sozialkunde und Jugendkunde. München 1958. (3. Aufl. 1960) – *Wurzbacher, G.:* »Replik I«. Deutsche jugend. Beiträge zur Kritik der Jugendsoziologie und Jugendforschung, 21. Jg., Heft 4, April 1973, 179–183 – *Zinnecker, J.:* »Jugendliche Subkulturen. Ansichten einer künftigen Jugendforschung«. Zeitschrift für Pädagogik. 27. Jg. 1981a, 421–440 – *Zinnecker, J.:* »Jugend 1981: Portrait einer Generation«. Jugend'81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Bd. 1. Hamburg 1981b, 80–122 – *Zinnecker, J.:* »Jugend im Raum gesellschaftlicher Klassen. Neue Überlegungen zu einem alten Thema«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen. Hg. *Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1986, 99–132.

Alessandro Cavalli/Marita Rampazi

Soziologische Untersuchung über die Jugend in Westeuropa

1. Einführung

Die Beobachter Westeuropas sind sich im allgemeinen, trotz unterschiedlicher Ansätze und entsprechender Diagnosen, darüber einig, daß die europäischen Länder in der heutigen geschichtlichen Phase eine Krisenperiode durchleben. Obwohl sich im Endeffekt diese Krise am deutlichsten in den Beziehungen des einzelnen zur Arbeitswelt abzeichnet, dürfen andere institutionelle Zusammenhänge – wie Familie und Politik – nicht ignoriert werden. Ihnen gegenüber hat sich vor allem unter den Jugendlichen ein sichtliches Unbehagen verschiedenster Art ausgebreitet.

Wir begegnen einem totalen Fehlen jeglicher Hoffnung auf eine etwaige Änderung und der Unfähigkeit, kollektive oder individuelle Zukunftspläne zu entwickeln. Daraus entsteht eine Vielfalt von Fragen:

Auf der einen Seite fragt man sich, ob dies nicht ganz einfach Ausdruck einer allgemein um sich greifenden apathischen Grundhaltung ist, die sich auf immer weitere Kreise Jugendlicher ausdehnt und im Grunde genommen auf der Unfähigkeit basiert, positiv auf eine Rezessionsphase zu reagieren, in die eine ganze Generation eingebunden ist.

Auf der anderen Seite könnte dieses Unbehagen aber auch als Symptom einer »historischen Wachstumskrise« ausgelegt werden. In diesem Fall hätten wir eine tiefwurzelnde Desorientierung aller derjenigen, die sich in einer allzulangen Übergangsphase zur »nachindustriellen« Lebensform befinden: Die »alte« wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Lebensform hat noch nicht der »neuen« Platz gemacht, obwohl sie selber nicht mehr in der Lage ist, in einer sich wandelnden Gesellschaft zu bestehen.

Um das Problem ganz auszuleuchten, wendet man sich gewöhnlich mit besonderem Interesse an

a) den Arbeitsmarkt, um die Ausdehnung der Jugendarbeitslosigkeit zu analysieren. Man will herausfinden, welche Berufsaussichten sich für die neuen Generationen abzeichnen und welche Beziehungen derzeitig zwischen Beruf und verschiedenen damit verbundenen Lebensmöglichkeiten bestehen;
b) die Familie und die Schule, um deren Neuerungen in ihrer Tragweite für den Sozialisationsprozeß zu analysieren;
c) den Bereich des politischen Systems, um zu ergründen, warum man den traditionellen Formen des »Politik-Betreibens« den Rücken kehrt und auf der Suche nach neuen Tätigkeitsformen ist.

Die den einzelnen Themen gewidmete Aufmerksamkeit ist von Land zu Land verschieden. Über alle Unterschiede theoretischer und methodologischer Ansätze hinaus werden allerdings zahlreiche Besonderheiten sichtbar, die für alle Jugendli-

chen der verschiedenen nationalen Kontexte gleich sind und uns daher unweigerlich auf gleiche Grundfragen zurückführen.

2. Länderspezifische Betrachtung

2.1. Frankreich

In Frankreich stellen wir zwei Hauptrichtungen von Jugenduntersuchungen fest:
Die erste hat sich (außerhalb der akademischen Welt) mehr oder weniger auf Betreiben staatlicher Stellen wie z. B. dem Arbeitsministerium, dem Kultusministerium, der CEREQ und der INSEE (Institut National de la Statistique et des Etudes Economiques) entwickelt. Dieser Untersuchungstyp mußte daher das besondere Interesse der Auftraggeber berücksichtigen, allgemeine statistische Daten zu ermitteln, um Eingriffe in die Wirtschaftspolitik, die Fürsorge und die Schulausbildung auszuarbeiten. Dies erklärt nicht nur die Bevorzugung der quantitativen Methoden zur Sammlung und Verarbeitung von Daten, sondern auch die Tatsache, daß die Themen vornehmlich auf das Problem der Berufstätigkeit konzentriert waren. Dank dieser Tradition finden wir heute in Frankreich eine umfassende Dokumentation (von der wir im beigefügten Literaturverzeichnis einige Beispiele aufgeführt haben) über den in der Zwischenzeit erfolgten Wandel von Angebot und Nachfrage der Jugendbeschäftigung, über deren Qualität und Bedeutung, über Voraussetzungen zur Einführung in die Arbeitswelt sowie über die Berücksichtigung der Erfordernisse des Arbeitsmarktes durch die Schulbehörden.
Die jüngsten Untersuchungen zeigen ein Spektrum auf, das im wesentlichen von drei Besonderheiten gekennzeichnet wird.
Zum ersten wird der »multidimensionale Charakter des Einführungsprozesses in die Welt der Arbeit« hervorgehoben. Es handelt sich dabei um Veranschaulichung des Sachverhalts, daß der Übergang zwischen Schule und Arbeitswelt nicht gradlinig verläuft, sondern aus vielfältigen diskontinuierlichen Erfahrungen wie Schwarzarbeit, zeitlich begrenzter Anstellung, kurzfristiger oder längerfristiger Arbeitslosigkeit besteht. Das Ergebnis einer solchen unsteten Entwicklung ist nicht immer das Erreichen einer beruflichen Dauerstellung. Insbesondere für Jugendliche aus kulturell und sozial weniger gutgestellten Familien zeichnet sich bald eine Situation chronischer Dauerarbeitslosigkeit ab. Diese Beobachtung führt uns zur zweiten Besonderheit, die in Statistiken über Jugendbeschäftigung sichtbar wird. Es handelt sich um die hohe Differenzierung innerhalb der als »Jugendliche« bezeichneten Kategorie, die in Dauer und Art der Berufsvorbereitung begründet liegt. Dies wird allgemein familiären Unterschieden oder überhaupt dem sozialen und kulturellen Kontext zugeschrieben, in dem die primäre Sozialisation der Jugendlichen erfolgte. Dabei wird oft auch die Verantwortung des Schulsystems herausgestellt. In gewisser Hinsicht erscheint letzteres als unfähig, die Startnachteile der Kinder aus sozial und kulturell schwachen Familien zu beheben oder wenigstens zu vermindern. Ferner scheint es die Ansprüche einer Fachausbildung nicht einzulösen, die die Umwälzungen in der Arbeitswelt heute verlangen.

Die dritte Besonderheit bezieht sich auf den Zusammenhang, der zwischen dem Hinauszögern beruflicher Dauerbeschäftigung und der allgemein verbreiteten Verschiebung des Übergangs zum Erwachsenenleben besteht. Wir stehen vor einem Phänomen, das wir als »Ausdehnung der Wartestufe« bezeichnen könnten, weil diese Phase der Übernahme einer Erwachsenenrolle und der Identifizierung mit ihr vorausgeht.

Die Schlußfolgerungen, die gewöhnlich aus derartigen Untersuchungen gezogen werden, tragen stark wirtschaftlich-statistischen Charakter. Sie tendieren dazu, den komplizierten Übergang zur Arbeit und die damit verbundene Verlängerung besagter Wartestufe allein den stetig abnehmenden Beschäftigungsmöglichkeiten für Jugendliche zuzuschreiben. Diese wiederum werden aus der derzeitigen Wirtschaftskrise abgeleitet. Allerdings ist die Ausdehnung der Wartestufe, die zwischen provisorischer bzw. unterbrochener Arbeitstätigkeit und dem Eintritt in ein festes Arbeitsverhältnis liegt, für Jugendliche nicht neu.

Im Gegenteil, der multidimensionale Charakter ist bereits in früheren Untersuchungen aufgezeigt worden, als es darum ging, die besonderen Merkmale des Übergangs zum Erwachsenen zu erfassen, zu einer Zeit jedoch, als noch reichlich Arbeitsangebote und -gelegenheiten vorhanden waren.

Man sollte z. B. nicht vergessen, daß viele Untersuchungen gegen Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre über die Bedeutung von Zeit und Arbeit eben gerade durch spezifische Symptome eines veränderten Verhältnisses der Jugendlichen zur Welt der Arbeit angeregt worden waren (wie z. B. Forderung nach größerer Flexibilität mit gleitenden Arbeitszeiten und -gebieten, Entwicklung gewisser Formen von Alternativbeschäftigung, die ausgesprochene Weigerung, ein Aufgehen in der Arbeit als Schwerpunkt des Lebens zu empfinden). Die Versuchserhebungen zeigen, daß es weiterhin außerordentlich schwierig sein wird, die eigentliche Natur dieses Phänomens in seiner Tragweite zu erfassen. Vor allen Dingen ist es schwer, sich einer gewissen Folgerung zu entziehen, die leicht zu nachstehender Verkettung verleitet: – Wirtschaftskrise bedingt Jugendarbeitslosigkeit – daraus folgt ein verspäteter Eintritt in die Berufswelt – damit sind unzählige destabilisierende Wirkungen auf den Entwicklungsprozeß der Erwachsenenidentität verknüpft.

Darin könnte die Hauptursache jugendlichen Unbehagens gesehen werden, die zu Apathie oder anderen Formen der Abwendung von gesellschaftlichen Kontexten führen.

Das eigentliche Problem der Forschungen liegt weniger in den Untersuchungsinstrumenten als vielmehr bei deren theoretischen Voraussetzungen. Natürlich hat man größere Aussichten, unterschiedliche Jugendformen erfolgreich zu beschreiben, wenn man flexiblere Instrumente als die für wirtschaftlich-statistische Untersuchungen üblichen quantitativen Verfahren anwendet. Unbestreitbar ist, daß dieser Vorteil mit der theoretischen Position verknüpft ist, die eine geschichtlich neue Form, den »Stil der persönlichen Identität auszuhandeln« (*Abrams*), unterstellt. Wird diese Position akzeptiert, dann erweisen sich Wirtschaftlichkeitserwägungen, die für viele Erhebungen ausschlaggebend waren, als unzulängliches Forschungskriterium.

Dies gilt ebenso für die Reproduktionstheorie, die die zweite große Hauptrichtung der Jugendforschung in Frankreich bestimmt und im Gegensatz zur ersten im akademischen Bereich anzusiedeln ist.

Um die Kritik an den Reproduktionstheoretikern (*Bourdieu* und andere, die sich zu den »Actes de la recherche en sciences sociales« bekennen) zu verstehen, sei daran erinnert, daß diese die soziale Ungleichheit in der Gesellschaft als das brennendste Problem ansehen, das trotz Generationswechsel und Bedeutungswandel von Statussymbolen unverändert fortbesteht. Diese andauernde Ungleichheit wird durch verborgene Diskriminierungsmechanismen gesichert, die den freien Zugang zu Kulturgütern versperren; sie erweisen sich als tief verwurzelt und mächtig, weil sie von frühester Kindheit an wirken und eine Art »unauslöschlicher und dauerhafter« Disposition des Individuums (*Bourdieu*, 1979) bedingen. Die Familie gilt als die entscheidende Umgebung, in der das Individuum die grundlegenden Orientierungen aufnimmt, die zu jenem Habitus führen, der – obwohl von subjektiver Bedeutung – in Wirklichkeit das Ergebnis einer bestimmten Klassenprägung ist. Daraus resultiert das Interesse für Erziehungsmethoden, die in Familien unterschiedlicher Schichten vorherrschen.

Neben der Familie hat die Schule im primären Sozialisationsprozeß eine wichtige Funktion: Sie bildet in den Augen der »Reproduktionisten« den Kontext, der den Fortbestand der Klassenunterschiede bei der jungen Generation sanktioniert. Er entsteht durch Erfolg und Mißerfolg beim Lernen und wird so als ein Element sozialer Ungleichheit sichtbar. Nicht zufällig bezieht sich Bourdieu mit dem Konzept des »kulturellen Kapitals« auf ein eigens dazu konstruiertes Wissen, »die Ungleichheit durch schulische Leistungen zu bestätigen. Gleichzeitig wird dabei der Akzent auf die unterschiedliche Verteilung der Mittel gesetzt, die den verschiedenen Gesellschaftsschichten zur Verfügung stehen und zur Aneigung kultureller Güter unerläßlich sind«.

Der positive Beitrag dieser Theorie ist das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit ihr; er liegt vor allem in dem Vorschlag an die Wissenschaftler, ein mikrosoziales Forschungsdesign zu nutzen und qualitative Methodologien aufzuwerten und zu verfeinern. Sie ermöglichen dann, Entwicklungsprozesse zu erfassen, die normalerweise zu tief verborgen liegen, um sie mit den weiten Maschen von Massenbefragungen zu erfassen.

Der entscheidende Mangel der Reproduktionstheorie besteht in der fehlenden Flexibilität bei der empirischen Umsetzung; sie führt leicht dazu, nur wenige scharf begrenzbare Jugendkategorien – wie Angestellte, Arbeitslose usw. – zu erforschen und somit lediglich Personengruppen hervorzuheben, die sich als Überreste einer »alten« Gesellschaftsordnung erweisen. Auf diese Weise wurde alles potentiell Neue völlig außer Acht gelassen. *Bouffartigue* (1985) macht zudem darauf aufmerksam, daß eine derartige Unbeweglichkeit Gefahr läuft, ausgerechnet den typischen dialektischen Charakter des Sozialisationsprozesses, allgemein die Beziehung zwischen Individuum und Sozialordnung, zu vernachlässigen. Auch befürchtet er, daß die Vielfalt sozialer Umwälzungen, die mit der dialektischen Interaktion verknüpft ist, aus dem Blick gerät.

Auf der Basis dieser Überlegungen sind Zweifel angebracht, ob einige neue, der

kritisierten Perspektive verpflichtete Untersuchungen über junge Menschen wirklich für *die* Jugend in ihrer Gesamtheit zutreffen. Mit seiner Schrift »Jugend ist bloß ein Name« verneint *Bourdieu* (1982) die Möglichkeit, daß sich neue Generationen als Träger strukturellen Wandels der Gesellschaft verstehen. Die Angehörigen der unteren Klasse stehen heute der Arbeit mit »Ernüchterung« gegenüber und finden sich zunehmend mit den gesellschaftlichen Lebensbedingungen ab.
Für die Diagnose der Ernüchterung war folgende Synthese ausschlaggebend: Der schulischen Vermassung einerseits und der qualitativen Veränderung der Arbeit andererseits steht keine entsprechende Anpassung des Schulsystems gegenüber. Die augenfälligsten zwei Folgeerscheinungen sind: die Schule bleibt weiterhin Institution kultureller Ungleichheit *und* der Pflicht- und Berufsschulabschluß sind inhaltlich abgewertet. Diese Verflachung schuf ein Heer von Jugendlichen mit Mittelschuldiplom, das bei der Arbeitsplatzsuche weder Fachkenntnisse noch eine durchschnittliche kulturelle Bildung anzubieten hatte. Demzufolge erscheint ein Jugendlicher mit Bildungsfähigkeiten, die er schon familiär erworben hat, objektiv bevorzugt: Einmal beim Nachweis schulischer Leistungen, zum anderen bei der Arbeitsplatzsuche, wo er ein größeres »kulturelles Kapital« und einen höheren Bildungsstand nachweisen kann. Wer dagegen über derartige familiäre Hilfsmittel nicht verfügt, verzichtet auf ein Streben nach Berufsaufstieg und eine entsprechende Verbesserung seiner zukünftigen Lebenssituation.
Dieser vereinfachten und relativ starren Betrachtung steht heute eine bewegliche Auffassung gegenüber (siehe *Bouffartigue* und die übrigen oben genannten Kritiker): Sie will die Vielzahl der das Leben der Jugendlichen bestimmenden Betätigungsfelder – nicht nur die berufliche Lage – berücksichtigen, um ihren »Lebensstil« zu erfassen. So verschiebt sich das Interesse von einzelnen biographischen Lebensbereichen auf eine Verquickung unterschiedlicher beruflicher und außerschulischer Lebensumstände, die die Grundlage allen sozialen Lebens sind. Zusammen mit der Forderung nach Berücksichtigung des im Laufe der Zeit erfolgten sozialen Wandels ist die Debatte in der Jugendsoziologie sehr differenziert. So ist das Interesse für zeitbedingtes Handeln, das Konzept des Lebenszyklus und für Beziehungen zwischen Interessengruppen und Generationen neu erwacht. Auch werden Forschungsmethoden belebt, die eine Annäherung an zu beobachtende Phänomene – wie einzelne Lebensgeschichten – zulassen.

2.2. Belgien

Ähnliche Forderungen nach Prüfung und Feststellung sozialer Entwicklungen der Jugend wie in Frankreich findet man in Belgien, wenn auch erst im Anfangsstadium.
Hier hat die Jugendforschung allerdings keine Tradition. Bislang sind jugendtypische Themen im Rahmen generationsspezifischer Untersuchungen von Sozialproblemen berücksichtigt worden. Es gibt eine einzige Ausnahme, die Jugendkriminalität: Sie war bis Anfang der achtziger Jahre Forschungsgegenstand des Centre National d'Etude de la Delinquance Juvenile (CNDJ) und wurde vom Justizministerium finanziert; allerdings besteht dieses Zentrum nicht mehr. Mit ihm verschwand

die einzige »interakademische« Institution, die fortlaufend diese spezifischen Jugendprobleme soziologisch analysierte. Derzeit ist die Auffassung weit verbreitet, die Initiativen der verstreut arbeitenden Forschungsgruppen, die sich mit Jugendproblemen beschäftigen, zu einem organisatorischen und ständigen Kommunikations- und Forschungsverbund zusammenzuführen. Erforscht werden z. Zt. Freizeitverhalten, Jugendkultur, Konsumverhalten, Auswirkungen des Schulsystems, Berufsaussichten u. a.

In diesem lückenhaften Überblick ragen zwei Tendenzen heraus. Die erste analysiert Werte, Verhalten und Umgangsformen der Jugendlichen, um eine eventuell vorhandene kulturelle Eigenart aufzuspüren und deren Wirkung auf das sozialkulturelle System zu erfassen (z. B. *Rezsohazy*, 1983; 1984). *Rezsohazy* versuchte mit im Abstand von 5 Jahren durchgeführten Erhebungen, den Unterschied von geschichtlich-sozialem Effekt und Interessengruppen-Effekt aufzuzeigen.

Die zweite Tendenz richtet sich auf die veränderte Einstellung der Jugendlichen zur Arbeit, die für den Erwerb sozialer Identität als entscheidend angesehen wird. Die Arbeit gilt als ausschlaggebend für die Identitätsbildung, zumal sie Einstellung und Verhalten in außerberuflichen Bereichen mitbestimmt. Die Untersuchungsergebnisse in diesem Forschungsbereich sind widersprüchlich. *Lutte* (1982) und *Maroy* (1982) stellen – besonders bei weniger bevorzugten Schichten – eine besondere »Allergie« gegenüber Arbeit fest. *Humblet/Diament* (1986) und *Ruquoy/Hiernaux* (1986) entdecken bei jugendlichen Arbeitslosen mit niedriger Schulbildung die Entstehung einer konformistischen Grundhaltung, die mit einem eifrigen Streben nach einer festen Anstellung einhergeht. Andere belegen den Widerspruch zwischen hohen Berufserwartungen und fehlenden Chancen, diese mit den vom Arbeitsmarkt angebotenen Möglichkeiten zu realisieren. Daher wird die Annahme vertreten, daß »es nicht die Jugendlichen sind, die die Arbeit verachten, sondern daß es die real angebotene und abgewertete Arbeit ist, die die Jugendlichen enttäuscht« (*Ruquoy/Hiernaux*, 1986). Wie dem auch sei, es scheint, »Krise und Arbeitslosigkeit vermindern auf keinen Fall die Anziehungskraft der Arbeit« (*Alalauf*, 1986).

Derartige Beurteilungsunterschiede sind nicht so sonderbar wie sie zunächst zu sein scheinen.

Wenn Jugend ein Etikett ist, unter dem sich eine vielfältige Wirklichkeit verbirgt, dann rechtfertigt das auch unterschiedliche Folgerungen, zu denen die einzelnen Teilanalysen gelangt sind. Allerdings stellt sich die Frage, wozu diese Vielfältigkeit führt, insbesondere, ob der – heute von Jugendlichen getragene – strukturelle Wandel auf andere Bevölkerungsschichten übergreifen wird. Damit kommen wir auf die Ausgangsfrage zurück.

Derzeit versucht eine Forschungsgruppe aus Lovanio unter Leitung von *M. Molitor*, dieses Problem mit Hilfe einer für den europäischen Raum relativ neuen Methodologie zu erforschen (Veröffentlichung steht bevor). Die Methode nennt sich »kollektive hermeneutische Interpretation« (*R. Zoll*, 1988); sie basiert auf Intensivinterviews und ist von der objektiven Hermeneutik *Oevermanns* (1979) beeinflußt. Die Untersuchung wird im Rahmen eines internationalen Forschungsprogramms durchgeführt; sie prüft die Einstellung junger Belgier, Deutscher und Italiener zur Arbeit.

Erkenntnisziel ist die Art und Weise, wie sich das Urteil eines jeden einzelnen Befragten vor allem aus individuellen, sozialen und strukturellen Elementen zusammensetzt. Es hängt entscheidend von der Persönlichkeitsstruktur, dem Sozialisationsprozeß und der Abschätzung des Zugangs zu den verfügbaren sozialen Mitteln ab. Die einzelnen Kombinationen selbst begründen – mit je unterschiedlicher Intensität und Bedeutung – die Einstellung zur Arbeit insgesamt. Allerdings wird die Einstellung zur Arbeit nur als ein »Steinchen« in einem Mosaik individueller Wertschätzungen und Einstellungen betrachtet, die mit Hilfe von Interpretationen sichtbar gemacht werden können.

2.3. Dänemark

Seit den vierziger Jahren gibt es in Dänemark eine Jugendforschung, die sich insbesondere für die Freizeitaktivitäten junger Menschen interessiert. Ein Grund für diese Forschungstradition liegt in dem Interesse privater Unternehmer für Jugendliche als Konsumenten. Diese Forschungsrichtung erweiterte sich im Laufe der Zeit und berücksichtigte letztlich auch Themen wie geänderte Erziehungsmethoden oder neue Lebensformen, zu denen sich die junge Generation bekennt.
Der zweite Grund für das Engagement im Freizeitbereich und in einigen zentralen Themen liegt wohl in der Einschätzung der Freizeit als ungenormte und institutionell unkontrollierte, aber auch als problematische Zeit, in der die Verhaltensunterschiede zwischen alter und junger Generation besonders auffallen und sichtbar werden. Von daher ist verständlich, daß besonders Sexualverhalten und abweichendes Verhalten als Schwerpunktthemen angesehen wurden.
In den siebziger Jahren entstanden die ersten Untersuchungen über das Verhältnis junger Menschen zur Arbeitswelt, ein Thema, das in den letzten Jahren immer wichtiger geworden ist.
Zunächst ging es vornehmlich um die quantitative Erfassung der Jugendarbeitslosigkeit sowie die statistische Verteilung junger Menschen auf unterschiedliche Berufe. Erst im Anschluß daran widmete man sich den Übergangsformen in die Arbeitswelt, aber auch den Faktoren, die bei langer Arbeitslosigkeit soziale Ausgliederung begünstigen. Hier sind die Forschungsarbeiten von *Togeby* (1980–1983) zu erwähnen, der feststellte, daß Mädchen doppelt so stark wie gleichaltrige Jungen Gefahr laufen, ihre Schulausbildung abzubrechen und dauerarbeitslos zu werden, Jungen dagegen eher die Chance haben, die Schulausbildung zu beenden und kürzer arbeitslos zu sein. Die Herausarbeitung der die Dauerarbeitslosigkeit begünstigenden Faktoren verweist auf die Verantwortung des Schulsystems und nähert sich den Thesen von *Bourdieu*. Obwohl Arbeitslosigkeit Folge fehlender Arbeitsplätze ist, muß nach *Togeby* eine längere Übergangsphase bis zu einer Arbeitsaufnahme von chronischer Arbeitslosigkeit unterschieden werden. Letztere gilt als durch ein Schulsystem verursacht, das weder fähig ist, gleichwertige Berufsvorbereitungschancen anzubieten, noch die besonderen Zukunftserwartungen der jüngeren Menschen auszuwerten. Auf diese Weise läßt sich allerdings nicht erklären, warum bei Jugendlichen mit ähnlichen Risikofaktoren durchaus Unterschiede festzustellen sind. Insbesondere bleibt

ungeklärt, warum junge Frauen und Mütter mit eigenem Haushalt am häufigsten unter chronischer Arbeitslosigkeit leiden.

Diesen Fragen geht man neuerdings nach. So untersucht *Marsen* die Auswahl von Arbeitssuchenden bei der Berufsvermittlung. Er zeigt auf, daß »informelle« Arbeitsvermittlungen existieren; sie werden von Sozialorganisationen getragen und sind an lokale Arbeitsmärkte gebunden. Er führt den Nachweis, daß Segregationsprozesse, die mit ethnischer Herkunft, Familien- und/oder Klassenzugehörigkeit beginnen und durch die Schulbildung fortgesetzt wurden, nun noch zusätzlich verstärkt werden.

Die Wirkung der Geschlechtsunterschiede bei der Arbeitssuche wird von *Banke* (1982) untersucht. Er zeigt, daß u.a. bei Arbeitgebern eindeutig die Tendenz besteht, keine jungen Frauen mit Unterhaltspflicht für Kinder oder/und junge Frauen, die außerhalb ihrer Herkunftsfamilie leben, einzustellen: Sie gelten nämlich als unstet. Es handelt sich um Frauen, die nach *Bech-Jorgensen* (1985; 1987) einen typisch weiblichen Lebenslauf hinter sich haben, dessen Wurzeln in einer Entwicklung zu suchen sind, in der sich kulturelle Elemente (die anregen, möglichst schnell Unabhängigkeit von Familie und Schule zu suchen) mit den von Arbeitsmarkt gebotenen Möglichkeiten unlöslich verstricken.

Die Arbeit von *Bech-Jorgensen* enthält viel Nachdenkenswertes, wobei vor allem hervorzuheben ist, daß es ihr gelingt, einzelne Entwicklungselemente der Übergangsphase von der Jugendzeit bis zum Erwachsensein und damit die Begrenztheit vieler Untersuchungen aufzuzeigen, die sich ausschließlich auf den Berufseintritt konzentriert hatten. Es werden Umrisse einer Dynamik sichtbar, die zeigt, daß sich im Zeitablauf die vielen – auf zahlreiche individuelle Tätigkeitsbereiche – bezogenen Einstellungen und Verhaltensweisen miteinander verflechten und gegenseitig modifizieren.

Bech-Jorgensen bestätigt, daß bei der betrachteten Gruppe alleinstehender junger Frauen (mit niedriger Schulbildung, unterem Niveau der Herkunftsfamilie, Mütter mit Unterhaltspflicht) der Übergang von der Schule in ein Arbeitsverhältnis durch Unstetigkeit, wenn nicht gar durch Abbruch gekennzeichnet ist. Es ist eine Entwicklung, die völlig verschieden ist von der, die gleichaltrige Jungen aus ähnlichen Verhältnissen zu erwarten haben. Wie von französischen Forschern wird auch hier eine verlängerte und fragmentarische Übergangszeit konstatiert, die bis zum Eintritt in ein festes Arbeitsverhältnis dauert. Während jedoch *Bech-Jorgensen* einen solchen Übergang als ein besonderes Charakteristikum ansieht, das für junge Frauen eigentümlich ist, erlauben die französischen Arbeiten ebenso die Annahme, daß eine derartige Entwicklung für weite Kreise der männlichen Jugend typisch ist. Es bleibt also die Frage unbeantwortet, ob zwei unterschiedliche Entwicklungen vorliegen oder ein soziales Problem vorliegt, das in beiden Gesellschaften weiterer Erforschung bedarf.

2.4. Niederlande

In den Niederlanden wurden vorzugsweise Wertorientierungen der Jugend erforscht. In den siebziger Jahren konzentrierte sich die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang von Wertmustern und politischem Verhalten, wobei besonders Wahlentscheidungen erforscht wurden. Heute ist das Forschungsinteresse differenzierter. Die Wertdebatte steht unter dem Einfluß der Thesen von *Inglehart* über Materialismus und Postmaterialismus, die letztlich als Erklärungsgrundlage für die Erforschung jugendlicher Lebensbedingungen dienen.
Ausgenommen davon sind rein statistische Erhebungen über Jugendarbeitslosigkeit. Diesen ist zu entnehmen, daß zwar der Anteil der Jugendarbeitslosigkeit an der Gesamtarbeitslosigkeit relativ gefallen ist (um 35% im Jahre 1986 gemäß Centraal Bureau voor de Statistiek), insgesamt jedoch die Dauerarbeitslosigkeit zugenommen hat. Zusammen mit der steigenden Zahl zeitlich begrenzter bzw. flexibler Arbeitsverträge bestätigt sich damit ein Trend, der zu veränderten Übergangszeiten und -wegen von der Schule in ein Arbeitsverhältnis führt. Er ist nicht auf eine Nation beschränkt, sondern hat »europäische« Ausmaße.
Daher werden in der holländischen Soziologie zwei Probleme am häufigsten diskutiert: Erstens der Zusammenhang zwischen Dauer der und Einstellung zur Arbeitslosigkeit sowie deren Auswirkungen auf das Lebensniveau der Jugendlichen. Zweitens der Bedeutungswandel der Arbeit und dessen Folgen für die Gestaltung des Lebensalltags. Die erste Problemstellung, die davon ausgeht, daß Arbeit ein Beitrag zur individuellen und sozialen Identitätsbildung leistet, weist forschungsspezifisch nach (*Jaspers/Heesink*, 1985; *Maassen/DeGoede*, 1986), daß das individuelle Wertsystem der Menschen als eine Persönlichkeitskonstante anzusehen ist, die weniger von Bedingungen des Arbeitsmarktes (der Arbeitslosigkeit) als vielmehr von Sozialisationseinflüssen (wie Erziehung, Gesellschaftsschicht, Alter) abhängt.
Unter diesem Aspekt ist die Forschung von *Ten Have* und *Jehoel* (1985) wichtig. Ausgehend von den Arbeiten *Kohns* (demzufolge sich individuelle Wertsysteme zwischen den Extremen »Konformismus« und »Selbstbestimmung« einer Skala einordnen lassen), haben die Autoren bei Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Herkunft und Schulbildung folgende Einstellungssysteme feststellen können: Ungefähr ein Viertel der Befragten vertrat eine Selbstbestimmung, die von niedriger Berufsethik, positiver Beurteilung der Arbeitslosigkeit, geringer sozialer Unzufriedenheit und starker Überzeugung, einem inneren Kontrollsystem zu folgen, bestimmt war. Ein Drittel der Testpersonen dagegen nimmt genau die gegenteilige Position ein: Es sind Konformisten, die eine hohe Berufsethik vertreten, Arbeitslosigkeit negativ bewerten, starke soziale Unzufriedenheit empfinden und überzeugt sind, einem äußeren Kontrollsystem zu folgen. Alle anderen nehmen eine Position zwischen den beiden Polen an. Interessant ist, daß sich die »Selbstbestimmten« im Vergleich zu den »Konformisten« durch höhere Schulbildung, höhere soziale Herkunft und höheres Lebensalter auszeichnen. Bei Untersuchungen über die Bedeutung der Arbeit/Arbeitslosigkeit für die Gestaltung des Tagesablaufs werden »Jugendliche« vergleichbar typisiert: Hier stehen sich ebenfalls konformistische und selbstbestimmte Verhaltenstypen gegenüber, wobei allerdings letztere überwiegen.

Sie werden geradezu als Verkörperung eines kulturellen Bruchs mit sozialem Kontext und produktivem System betrachtet (*Raaijmakes/Meeus/Vollebergh*, 1986). Kombiniert man beide Ergebnistendenzen, dann lassen sich folgende Schlüsse ziehen:

- Es besteht zwischen Einstellungen und Verhalten im beruflichen und außerberuflichen Bereich eine hohe Übereinstimmung.
- Die Mehrzahl der Jugendlichen ist konformistisch und pragmatisch eingestellt. Nur eine begrenzte Minderheit scheint Träger nichtkonformistischer Werte zu sein.
- Der Bildungsstand ist die entscheidende Variable, die für die geäußerten Einstellungen verantwortlich ist.

2.5. Großbritannien

Die besondere Forschungstradition in Großbritannien ist auf Untersuchung jugendlicher Protestbewegungen und intoleranter Demonstrationen ausgerichtet, wobei dem Ausbruch von Gewalttätigkeiten in Großstädten, die zu Zeiten eine wahre soziale Plage sind, entscheidende Aufmerksamkeit gewidmet wird. Dabei ist vor allem an die Erscheinung der Hooligans oder die Rowdybewegungen von Frühjahr und Sommer 1981 zu denken. Sie wurden von jungen Menschen aus der Arbeiterklasse, die z. T. arbeitslos waren, angeführt. Die Forscher aus Birmingham (zu erinnern ist an *Hall/Jefferson*, 1976; *Clarke/Cricher/Johnson*, 1979; *Hebdige*, 1979; *Willis*, 1977) waren die ersten in Europa, die sich mit großstädtischen Jugendbanden beschäftigt haben. Sie wiesen vor allem auf den Zusammenhang von Gewaltausbrüchen (die größtenteils von Jugendbanden angeführt werden) und Autoritätskrise in der englischen Gesellschaft hin, die durch die unsichere Arbeitsmarktsituation noch verstärkt wurde. In dem konstitutionell starr angelegten System gelang es nicht, Protest und allgemeine Unzufriedenheit in politisches Handeln umzusetzen, so daß sich diese mit ungesetzlichen Aktionen und Gewaltausbrüchen (besonders während der Freizeit) Gehör verschafften.

Sieht man von diesem speziellen Arbeitsfeld ab, dann unterscheidet sich das Bild der Jugend in Großbritannien kaum von dem, das die bisherigen Ausführungen zeichneten.

Wir fassen daher kurz zusammen, daß bei jungen Engländern

- eine hohe Arbeitslosigkeit existiert, die die Jugendlichen unterschiedlich trifft und verschieden auf Einstellungen und Verhalten wirkt (von besonderem Interesse sind die Untersuchungen *Courtenay* 1986 und die von *Jenkins* über die Jugend von Belfast 1983).
- geschlechtsspezifische Reaktionsunterschiede auf Arbeitslosigkeit zu verzeichnen sind, die sich im Verhalten gegenüber einem Beruf und bei der Übernahme von familiären Rollen zeigen (als Beispiel sei die Arbeit von *Elias* und *Blanchflower*, 1987, genannt).
- ein Trend zu vielfältigeren Übergangsformen von der Schule zur Arbeit zu verzeichnen ist, der oft von praktischen Arbeitserfahrungen begleitet wird (*Coffield* et al., 1986).

- der Schule die Verantwortung dafür zugeschrieben wird, weder den modernen Anforderungen an eine fachliche Berufsausbildung der Jugend noch den Ansprüchen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden (*Ashton/McGuire*, 1986; *Raffe*, 1986; *Payne*, 1985).
- sich eine Art »Ernüchterung« gegenüber traditionellen politischen Strukturen abzeichnet, die auf der einen Seite zu unkonventionellen Protestmanifestationen, auf der anderen Seite zu Gleichgültigkeit führt (vgl. z.B. die Arbeit von *Marsh* im Auftrag des Office of Population Censuses and Surveys, 1984).

Die im folgenden darzustellenden drei Länder (Portugal, Griechenland und Spanien) haben einen vergleichbar niedrigen Entwicklungsstand im Fach Soziologie, der mit dem Übergang von einem diktatorischen zu einem demokratischen System zusammenhängt. Die Jugendforschung unterscheidet sich nach Inhalt und Intensität in den »drei Welten« jedoch völlig voneinander.

2.6. Portugal

In Portugal ist die soziologische Jugendforschung kaum entwickelt. Mit den Worten von *Machado Pais* (1987): »Mit Ausnahme einiger Wissens-Oasen ist der aktuelle Stand der Studien über die Jugendlichen eine einzige Wüste«. Nach Untersuchungen von *Sedas Nunes* über Universitätsstudenten (1967; 1968) mußte man bis Anfang der achtziger Jahre warten, um überhaupt Zeichen von Interesse für Jugendliche zu finden. Es sei an die vom FAOJ (Fundo de Apoio aos Organismos Juvenis) angeregten Forschungen, an die Arbeiten des IED (Instituto de Estudos para o Desenvolvimento) und des ICS (Instituto de Ciencias Sociais de Universidade de Lisboa) erinnert. Gegenstand dieser Untersuchungen sind die verschiedenen Aspekte des Sozialisierungsprozesses. Es geht darum, individuelle und soziale Übergänge ins Erwachsenenleben zu beschreiben und zu erfassen, wie bzw. worin sich das soziale Engagement der Jugendlichen zeigt.

Da die vorhandene Datenlage ein geringes soziales Engagement zeigt, bleibt zu klären, ob die junge Generation gegenüber sozialen Problemen gleichgültig oder uninteressiert ist oder ob sich dieses Bild nur ergibt, weil es aufgrund ungeeigneter Indikatoren einfach verfälscht ist. Dies könnte daher rühren, daß sich die Indikatoren zur Messung sozialen Engagements auf Einstellungen und Verhalten in Tätigkeitsbereichen beziehen, die für Erwachsene und Jugendliche von unterschiedlicher Wichtigkeit sind. Es ist also absolut nicht sicher – was insbesondere viele Forscher in Italien beschäftigt –, daß nicht doch Formen und Wege des Jugendengagements existieren, die lediglich mit traditionellen Untersuchungsmethoden nicht zu messen sind. Dabei ist z.B. an die neuen Bewegungen für Frieden und Umweltschutz oder an den bedingungslosen Einsatz von Jugendlichen in unterschiedlichen freiwilligen Sozialdiensten zu denken, der ohne Parteibindung geleistet wird.

2.7. Griechenland

Griechenland ist durch eine Vielfalt von Forschungseinrichtungen gekennzeichnet. Sie stehen zwar miteinander kaum in Verbindung, doch zusammen geben sie ein

ziemlich vollständiges Bild der (von 1974 bis heute) veränderten Lebensbedingungen der Jugendlichen.
Um den Wandel zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, welche Auswirkungen der plötzliche Wegfall kultureller, politischer und wirtschaftlicher Schranken für eine rückständige Gesellschaftsordnung (mit unterentwickelten Wirtschaftssystem) hatte, die Griechenland während der Diktatur innerhalb der europäischen und weltweiten Szene isolierten. In den letzten Jahren hat, unterstützt von den Medien, eine Überlagerung traditionellen Verhaltens durch neue Verhaltensmuster stattgefunden, die von Jugendlichen in fortschrittlichen, typisch nordischen Gesellschaften ausgingen und für die wirtschaftliche und institutionelle Struktur rein »südlichen« Charakters (mit niedrigem Entwicklungsstand) nicht ohne Folgen blieben.
Insofern können Jugendliche sowohl als Träger sozialen Wandels als auch als Bevölkerungsteil angesehen werden, der über den Widerspruch zwischen kulturellem Wandel und wirtschaftlich-institutionellen Ressourcen größtes Unbehagen empfindet.
Das, was die griechischen mit den europäischen Jugendlichen verbindet, ist ein Einstellungswandel zu kollektiver und biographischer Gegenwartsbezogenheit: Auch in Griechenland ist heute die Tendenz weit verbreitet (vgl. *Dukakis*, 1987), die Gegenwart überzubewerten, die Vergangenheit auszuklammern und kaum Zukunftsvorstellungen zu entwickeln. Diese Gegenwartsbezogenheit rührt einmal aus der Verlängerung der Schulpflichtzeit (als Auswirkung der Masseneinschulung), zum anderen aus der längeren Übergangsdauer in das Erwerbsleben (als Ergebnis mangelnder Arbeitsangebote).
Im Hinblick auf den letzten Punkt sei erwähnt, daß die Arbeitslosigkeit, die bis zu 37,8% der jüngeren Generationen trifft, bei Frauen doppelt so hoch wie bei gleichaltrigen Männern ist. Wie in anderen Ländern ist außerdem festzustellen, daß die Verlängerung des Übergangs von der Schule in ein festes Arbeitsverhältnis sehr vielfältig und flexibel gestaltet wird.
Schließlich sollte nicht übersehen werden, daß derzeit ein tiefgreifender Wandel des familiären Lebensstils und der ehelichen Bindungen stattfindet, Änderungen, die auch die längere Übergangszeit zum festen Beruf beeinflussen.

2.8. Spanien

Die relativ junge, außerordentlich aktive Jugendsoziologie in Spanien kommt zu ähnlichen Ergebnissen, wie sie bereits oben festgestellt wurden: Verlängerung des Jugendalters aufgrund der Masseneinschulung mit der Folge, keinen Dauerarbeitsplatz zu finden, eine dauerhafte Partnerbeziehung aufzuschieben und in der Herkunftsfamilie zu verharren. Nach *Carrion* (1984) kommt eine Haltung der »Ernüchterung« hinzu, was die Möglichkeit angeht, politische und soziale Umwälzungen kollektiv durchzusetzen oder auf lange Sicht individuelle Pläne zu verwirklichen.
Neben dieser allgemeinen Situation, die sich in neuesten Untersuchungen bestätigt, wird am häufigsten deren kulturelle Basis diskutiert. So existiert nach *Beltran* (1984) eine typisch jugendliche Subkultur, die hedonistisch eingestellt ist. Ihre Angehörigen bevorzugen eine sichere, gut bezahlte Arbeit, stellen das Privatleben auf Kosten

politischen oder zivilen Engagements in den Vordergrund und sehen mit einem gewissen Fatalismus nicht nur der individuellen, sondern auch der kollektiven Zukunft entgegen. Nach *Beltran* handelt es sich dabei jedoch nicht um postmoderne Entwicklungen, sondern um zeitgenössische Ausdrucksformen von Einstellungen, die für die alte aristokratische Gesellschaft und damit eine vormoderne Kulturepoche typisch waren. Das Fehlen realistischer Zukunftsperspektiven für sozialen Wandel begünstigt deren Überleben.

Auch *Zarraga* (1985) unterstreicht die aussichtslose Situation der heutigen Jugend. Er sieht sie als eine »eingeschlossene Generation«, die ohne Vergangenheit und Zukunft ist: Es gelingt ihr nicht, Zukunftsprojekte auszuarbeiten, gleichzeitig ist ihr versagt, Anhaltspunkte in einer Vergangenheit zu suchen, die, wie Spanien in den letzten Jahren, durch weitgehende, vor allem politische Umwälzungen zur Diskussion steht. Nach *Zarraga* steht die »Blockierung« der jungen Generation mit der schwierigen Arbeitsmarktsituation in Zusammenhang: In Spanien existieren nämlich zwei strikt zu trennende Einflußsphären. Auf der einen Seite stehen die festangestellten Arbeitskräfte, die praktisch »unantastbar« sind und dank überkommener Sicherungsgarantie als »Besitzer von Arbeitsplätzen« angesehen werden. Auf der anderen Seite findet man den Personenkreis der Zeit-Arbeiter, in dem die Jugendlichen vor allem Zuflucht zu suchen scheinen. Dieser Sachverhalt dient einigen Beobachtern als Anhaltspunkt, den Jugendzustand als Experimentierfeld anzusehen, das Hinweise dafür gäbe, wie auf lange Sicht der Arbeitsmarkt wieder funktionstüchtig zu machen sei. Nichtsdestotrotz bleibt Zeitarbeit ein Faktor, der die Einstellung der Jugend zur Arbeit bestimmt. Zeitarbeit wird nicht nur individuell, sondern auch generell negativ beurteilt.

Neben den pessimistischen findet man jedoch auch optimistische Einschätzungen. Laut *Moya* (1983) beispielsweise fühlen sich die spanischen Jugendlichen heute als geschichtliche Personifizierung sozialen Wandels, weil man sie als Träger einer als »technotronisch« (audio-visuell) zu bezeichnenden Kultur ansehen kann, die im Gegensatz zu einer »typografischen« Kultur der Erwachsenen steht. Aufgrund dieses Kulturgegensatzes sind dann viele Einstellungen der Jugend, wie zum Beispiel die Zurückweisung einer Berufsethik, aus der Tendenz zu erklären, alle der alten Generation eigentümliche Werte abzulehnen.

Diese gegensätzlichen Auffassungen beleben die Debatte über die »Jugendkultur«. Hier sei nur auf den interessanten Aspekt verwiesen. Es geht um die Frage, ob es richtig ist, die Jugendkultur als ein Element generationsübergreifender Homogenisierung anzusehen, das andere Aspekte sozialer Ungleichheit (wie ethnische Zugehörigkeit, Klasse usw.) abschwächt oder gar tilgt. Wenn sich wirklich auf der einen Seite die Tendenz verschiedener Generationen zeigt, gleichartige Verhaltensmuster zu befolgen, so daß sich sogar Klassenunterschiede verwischen, bleibt auf der anderen Seite die Tatsache bestehen, daß sich der »Jugend-Planet« im Inneren vielfach differenziert. Die Geschlechtszugehörigkeit ist wohl der augenfälligste Differenzierungsfaktor. So behaupten *Carrion* und *Moya,* daß junge Frauen im Vergleich zu gleichaltrigen Männern radikaler sind und sogar den Anschein erwekken, die führenden Kräfte des Wandels zu sein.

2.9. Italien

Soziologische Jugenduntersuchungen haben in den letzten zehn Jahren in Italien einen bedeutenden Aufschwung erfahren. 1982 verzeichnete die Zeitschrift »Inchiesta« mehr als 60 Forschungsarbeiten, die jugendliche Lebensbedingungen untersuchten. Die meisten Arbeiten wurden von lokalen Verwaltungsstellen angeregt und finanziert. Man hielt es für notwendig, Vorbeugungsmaßnahmen gegen Jugendunzufriedenheit zu erarbeiten und krankhafte Verhaltensauswüchse in Grenzen zu halten. Die Notwendigkeit sofortiger Ergebnisumsetzung und die begrenzte wissenschaftliche Kompetenz der Auftraggeber selbst haben jedoch oft dazu geführt, die wissenschaftliche Qualität der Untersuchungen und den Umfang analytischer Datenauswertung zu vermindern.

Wie dem auch sei, haben einige der besten italienischen Jugenduntersuchungen von eng begrenzten Lokalgegebenheiten zum Verständnis beigetragen, warum der Zustand der Jugend je nach sozialem und territorialem Kontext außerordentlich verschieden zu sein scheint, sei es in großräumigen Gebieten (Ländern des Nordwestens und des Nordostens, Mittelitaliens, des Südens und der Inseln), sei es in Großstädten, in kleinen und mittelgroßen Städten oder gar in ganz kleinen Ortschaften.

Trotzdem fehlen großangelegte Untersuchungen auf nationaler Ebene nicht (ISVET, 1970; IARD, 1984; IARD, 1988), um Wandlungstendenzen der Jugend in geschichtlich-soziologischer Sicht festzustellen. In der Jugendsoziologie werden in Italien folgende Themen bevorzugt:

- Das Verhältnis zur Herkunftsfamilie und die Einstellung zu Heirat und eigenen Kindern.
- Das Verhältnis zur Schule.
- Die Ausrichtung auf Arbeit und Berufstätigkeit.
- Politische Einstellungen und politische Partizipation.

Im Vergleich zu anderen Ländern interessiert man sich in Italien kaum für Konsum- und Freizeitverhalten und fast gar nicht für abweichendes Verhalten.

Alle Untersuchungen zeigen, daß sich junge Italiener stark traditionellen Familienwerten verpflichtet fühlen, was aber nicht heißt, daß sie an die Werte gebunden wären. Die italienische Familie hat sich tatsächlich tiefgreifend gewandelt: Die Zahl der Kinder ist in den letzten Jahren drastisch gesunken, die elterliche Autorität hat sich demokratisiert, Erziehungs- und Sozialisationsmethoden haben sich geändert, die Jugendlichen – vor allem die Jungen – haben in der Familie eine hohe Autonomie erreicht. Diese Änderungen – zusammen mit längerer Schulausbildung und den Zugangsschwierigkeiten zum Arbeitsmarkt – führen zu einem längeren Verbleib im Elternhaus als dies noch vor zwanzig Jahren der Fall war, so daß sich auch das Heiratsalter und die Aussicht auf Nachkommenschaft zeitlich verschieben (obwohl Ehe, Vater- und Mutterschaft bei Zukunftsplänen fast immer eine Rolle spielen).

In den letzten zwanzig Jahren hat sich der Zugang zu geregelter Schulausbildung, besonders bei Mädchen, ausgeweitet. Die Einschulungsziffern von Mädchen und Jungen sind heute fast gleich, hingegen bestehen immer noch erhebliche Defizite der

Bildungsbeteiligung unterer Schichten. Interessant sind Forschungsergebnisse, die zeigen, daß höhere Schulbildung nicht vor Arbeitslosigkeit schützt.
Viele junge Menschen – vor allem südlicher Regionen – entschließen sich nämlich zu weiteren Bildungsqualifikationen, weil der Arbeitsmarkt keine geeigneten Berufschancen bietet. So entsteht die paradoxe Situation, daß die Übergangsrate vom Gymnasium zur Universität gerade in den weniger entwickelten Regionen des Landes größer als in den höher entwickelten ist. Familien unterhalten wohl lieber einen Jugendlichen, der studiert, als einen, der Arbeit sucht. Trotz dieser Verzerrung trifft auch für Italien zu, daß der größte Teil der Jugendlichen, der zu Dauerarbeitslosigkeit »neigt«, von den Mädchen und Jungen gestellt wird, die frühzeitig die Schule verlassen. Allgemein rechnet man damit, daß im Alter von 16 Jahren bereits jeder 4. Jugendliche aus dem Schulzyklus ausgeschieden ist.
Wissenschaftler, die Einstellungen der Jugend zur Schule untersucht haben, unterstreichen, daß aufgrund nachlassenden Lerneifers und verringerter Erwartungen an diese Ausbildung, Jugendliche die Bedeutung der Schule gering einschätzen. Bei Jugendlichen ist die Einstellung verbreitet, daß die Schule zwar notwendig ist, um ins Arbeitsleben hineinzuwachsen, aber an sich weder eine zuverlässige noch eine, den eigenen Zukunftserwartungen entsprechende Einführung gewährleistet. Die Untersuchung des Verhältnisses Jugendlicher zur Arbeit zeigte als bedeutendstes Ergebnis, daß nur für eine bestimmte Minderheit junger Menschen eine rein instrumentelle Berufseinstellung wichtig ist. Sie suchen in der Arbeit hauptsächlich Sicherheit und ein Einkommen, um damit ihre Konsumwünsche zu realisieren. Daneben wird die Zahl der Jugendlichen größer, die in einer Arbeitstätigkeit eine Chance sieht, neue Dinge zu erlernen oder einen Lebensraum zu entdecken, um mit anderen Menschen umzugehen und Gedanken auszutauschen. Es bleibt eine kleine Zahl von Jugendlichen übrig, die die Arbeit als eine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung betrachtet und folglich über Berufstätigkeit ihre eigene Identität ausdrücken will.
Unangenehme Arbeit oder ein Beruf, den man nicht gerne tut, ist nicht notwendig eine körperliche Tätigkeit; auch Büroarbeit und Routinetätigkeit werden grundsätzlich negativ beurteilt. Viele Jugendliche lehnen vor allem Berufe ab, die ein »Berufsschicksal« zu werden drohen, und lebenslange Tätigkeiten, die kaum Aussicht auf Änderung und Mobilität bieten. Dies ist wohl eine der Ursachen, warum viele Jugendliche Schwarzarbeit, Tätigkeiten mit begrenztem Vertrag, Zeitarbeit, Saisonarbeit und andere Beschäftigungen übernehmen. Erwähnenswert ist, daß sich besonders in norditalienischen Regionen aufgrund von Angebot und Nachfrage ein spezifischer Typ begrenzter Beschäftigung herausgebildet hat. Hier wird die »Vorläufigkeit« einer Tätigkeit von Jugendlichen positiv eingeschätzt, weil man positive Arbeitserfahrungen machen kann ohne Gefahr zu laufen, »für den Rest des Lebens die gleiche Arbeit tun zu müssen«. Jugendliche aus dem Süden bewerten vorläufige Beschäftigungen dagegen negativ, nämlich als notwendige Berufsentscheidungen, für die es aus Mangel an Arbeitsplätzen mit größerer Zukunftssicherheit keine Alternativen gibt.
Zweifellos haben Soziologen dem Thema politischer und sozialer Partizipation italienischer Jugend die größte Aufmerksamkeit geschenkt. In den siebziger Jahren richtete sich das Interesse auf Umfang und Intensität außerparlamentarischer und

antiinstitutioneller Protestbewegungen der Jugend. Es ging um Feststellung, ob und in welchem Ausmaß Jugendliche Anhang und Stütze von politischen Extremistengruppen, besonders aber von Terroristengruppen, waren. In den achtziger Jahren galt das Hauptinteresse dem Nachlassen aller Formen politischen Engagements. Die Zahl junger Menschen, für die politischer Einsatz gegenüber anderen Lebensbereichen Vorrang hat und zur Definition persönlicher Identität unerläßlich ist, sinkt deutlich ab: Während 1970 noch 6–7 % der Jugend zwischen 15 und 24 Jahren »politisch engagiert« sind (und mehr als 15 % aller Studenten), beträgt der Prozentsatz 1980 nicht einmal 3 % (IARD, 1988). Mit diesem nachlassenden politischen Interesse steigt im gleichen Zeitraum das Engagement für andere öffentliche Belange und artikuliert sich in unregelmäßigen, spontanen Einsätzen. So ist in den letzten Jahren eine zunehmende Beteiligung an Initiativen zum Umweltschutz, zur Abrüstung und zur Schulreform zu verzeichnen, Engagements, die viele Jugendliche keinesfalls als »politisch« charakterisieren. Es scheint, daß der Inhalt des Begriffs »Politik« geschrumpft ist: Nach Ansicht vieler Jugendlicher ist es eine nahezu hauptamtliche Beschäftigung, die sich auf das System der Parteien und ihrer Mitglieder beschränkt und der Vermittlung unterschiedlicher Interessen dient. Diese Art Politik befremdet sie, sie haben wenig Vertrauen in Parteien und Politiker. Allerdings gibt es auch viele Jugendliche, die Politik für »allzu kompliziert« und sich selbst für zu inkompetent ansehen, ihr gegenüber zu bestehen. Sie ziehen es daher vor, politisches Handeln auf Experten zu übertragen. Für andere wiederum ist Politik ein »schmutziges Geschäft«, für das sie sich nicht einsetzen, in das sie aber auch nicht hineingezogen werden wollen. Diese Grundhaltung gegenüber der Politik bestätigt sich tendenziell dadurch, daß rd. die Hälfte der Jugendlichen keine Präferenz für irgendeine Partei des italienischen Parteiensystems äußert. Die heutige Jugendgeneration kann trotzdem keinesfalls als apathisch bezeichnet werden: Wie erwähnt, ist der Einsatz für nichtinstitutionelle Bewegungen recht beachtlich (mehr als ein Drittel der Jugendlichen hat in den letzten drei Monaten an irgendeiner Kundgebung teilgenommen). Auch ist das Interesse für Vereinsleben groß und steigt (in den Bereichen Sport, Freizeit, Kultur, Religion usw.).
Es entwickelt sich somit langsam ein Auseinanderfallen von politischer Beteiligung im engsten Sinne des Wortes (d. h. im Parteiensystem) und sozialem Engagement.
Abschließend sei noch auf eine Untersuchung verwiesen, die mittels erzählender und autobiografischer Befragungen erstellt wurde und das Thema gegenwartsbezogener Orientierungen von Jungen und Mädchen behandelt (*Cavalli*, 1988).

Literatur

(Der Quellennachweis erfolgt in der Reihenfolge, in der die einzelnen Werke im Text angeführt werden.)

Frankreich
CEREQ: Arbeitsbericht Nr. 22: F. Amat, »Emploi des jeunes et politiques de lutte contre le chômage: Le cas de la France entre 1975 et 1985«, März 1986 – Centre d'Études de l'Emploi: Cahiers, insbesondere: Cahier Nr. 7 (Les jeunes et l'emploi), Nr. 15 (L'entrée dans la vie active), Nr. 20 (Jeunes et premiers emplois), Nr. 26 (De l'école à l'emploi: différences et concurrences). – INSEE: Zeitschrift Données Sociales, Jahrgänge 1981, 1984, 1987; Sonderausgabe Nr. 134 von

Économie et Statistique Nr. 193–194 von Économie et Statistique (Nov.-Dez. 1986): *N. Coeffic*, »Les jeunes à la sortie de l'école: poids du chômage et risques de déclassement« – CEROM-GERM: Les jeunes face à l'emploi, Dokumente des europäischen Seminars vom 24.–26. 9. 1987 in Marseille – Echanges et Projets: La révolution du temps choisi, Paris, Albin Michel, 1980 – *Bourdieu, P.:* »Classes, déclassement, reclassement«, erschienen in Actes de la recherche en sciences sociales, Nr. 24, Nov. 1979 – *Bourdieu, P.:* »Les trois états du capital culturel«, erschienen in Actes de la recherche en sciences sociales, Nr. 30, Nov. 1979 – *Bourdieu, P.:* »La jeunesse n'est qu'un mot«, erschienen in Questions de Sociologie, PUF, 1982 – *Bouffartigue, P.:* »Un jeune objet«, erschienen in AA. VV., Les Jeunes et les autres, et du CRIV, 1986 – *Bouffartigue, P., Lagrée, J. C., Rose, J.:* auf dem Seminar von Marseille vorgetragener Bericht Sept. 1987 über »Les jeunes face à l'emploi«

Belgien

Vanheerswyngels, A.: Système de formation, strucures économiques et modalités de l'insertion professionelle des jeunes, Institut de Sociologie, Université Libre de Bruxelles, 1986 – *Rezsohazy, R.:* Les jeunes, un profil social, politique et réligieux, UCL, Dépt. de Sociologie, Luovain-la-Neuve, 1983 – *Rezsohazy, R.:* »Le travail des jeunes: sens, valeurs et attentes«, erschienen in Le chômage des jeunes – défi aux chrétiens, UCL, Brüssel, Vie Ouvrière, 1984 – *Lutte, G., Bran, J. C., Hanon, J., Liesenborghs J.:* Supprimer l'adolescence? Essai sur la condition des jeunes, Brüssel, Vie Ouvrière, 1982 – *Maroy, Ch.:* »Les jeunes de 1964, 1968 et 1980: trois générations vues par les sondages«, Courrier Hebdomanaire du CRISP, Brüssel, Nr. 956–957, 26 März 1982 – *Humblet, C., Diament, M.:* La situation sociale des adolescents, Labor, Brüssel, 1986 – *Ruquoy, D., Hiernaux, J. P., J. O. C.:* Travail: ras le bol? Jouissance? Brüssel, Vie Ouvrière, 1986 – *Alalauf, M.:* Le temps du labeur, Institut de Sociologie, Université Libre de Bruxelles 1986 – *Molitor, M.* et. al.: Méchanismes de construction de l'identité des Jeunes au travail, Université Catholique de Louvain, (vorläufiger Bericht über eine noch in Arbeit befindliche Untersuchung) – *Zoll, R.:* Zerstörung und Wiederaneignung der Zeit, Frankfurt, Suhrkamp, 1988 – *Oeverman, U.*, u. a. – Die Methodologie einer ›objektiven Hermeneutik‹ und allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, erschienen bei *H. G. Soeffner* (Bearbeiter), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, Metzler, 1979.

Dänemark

Togeby, L.: Faedig med skolen – og hvad sa?, Haarhus, Politica, 1980 – *Togeby, L.:* De fik hwerken uddannelse aller arbejde, Haarhus, Politica, 1983 – *Vejrup Hansen, P.:* »Turnover and Employment among Youth. Causes of the particular Problems of Youth Employment«, erschienen bei AA. VV., Unemployment: Theory, Policy and Structure, Berlin, New York, De Gruyter & Co., 1987 – *Banke, P.:* Ungdomsgaranti og ungdomsbeskaeftigelse – smuligheder, Kopenhagen, Institute of Technology, 1982 – *Bech-Jorgensen, B.:* Noget med mennesker eller noget pa et kontor, Kopenhagen, Samfundsfagsnyt, 1985 – *Bech-Jorgensen, B.:* »Unemployment and the cultures of Young Women« in Unemployment: Theory, Policy and Structure, zitiert.

Niederlande

Jaspers, J. P. C., Heesink, J. A. M.: »Beleving en effecten van werkloosheid bij schoolverlaters«, in Tijdschrift voor Arbeidsvraagstukklen, Jahrgang 1, Nr. 4, 1985 – *Goede, M. D., Maassen, G.:* »Werkloos zijn, hoe beleven jongeren dat? in *Matthijssen, Meeus, van Wel, (Herausgeber), Beelden van Jeugd, leefwereld, beleid, onderzoek, Groningen, Wolters-Noordhoff, 1986 – Matthijssen, Meeus, M. W., van Wel, F.:* »Beelden over jeugd, beelden van jeugd«, in Matthijssen, Meeus, van Wel, zitiert, 1986 – *Raaijmakers, A.:* »Arbeidsethos bij schoolverlaters«, in Vissers, 1986.

Großbritannien

Hall, S., Jefferson, T. ed.: Resistance through Rituals, London, Hutchinson, 1976 – *Clarke, J., Critcher, C., Johnson, R.:* Working Class Culture: History and Theory, London, Hutchinson, 1979 – *Hebdige, D.:* The Meaning of Style, London, Methuen, 1979 – *Willis, P.:* Learning to Labour, Swansea, Saxon House, 1977 – *Willis, P.:* Profane Culture, London, Routledge and Kegan Paul, 1977 – *Courtenay, G.:* England and Wales Youth Cohort Study, Bericht über eine Voruntersuchung, Übersicht von 1985 (nicht veröffentlicht), 1986 – *Jenkins, R.:* Lads, Citizens and Ordinary Kids, London, Routledge & Kegan Paul, 1983 – *Jenkins, R.:* Racism and Recruitment, Cambridge University Press, Cambridge, 1985 – *Elias, P., Blanchflower, D.:* Who gets the good jobs? Parental Background, education, work history and location as factors in early career formation, Paper nicht

veröffentlicht, University of Warwich, Institute for Employment Research, 1987 – *Coffield, F., Borrill, C., Marshall, S.:* Growing up at the Margins, Open University Press, Milton Keynes, 1986 – *Ashton, D.N., Maguire, M.J.* et al.: Youth in the Labour Market, London, Department of Employment Research, Paper Nr. 34; siehe auch Paper Nr. 55: Young Adults in the Labour Market, 1986 – *Raffe, D.:* »Change and Continuity in the Youth Labour Market: A critical review or structural explanations of youth unemployment«, in *Allen, S.,* et al (ed.), The Experience of unemployment, Macmillan, London, 1986 – *Payne, C., Payne, J.:* »Youth Unemployment 1974–81: The Changing Importance of Age and Qualifications«, Quarterly Journal of Social Affairs, Nr. 1, 1985 – *Marsh, A.:* »Youth and Political Action«, Veröffentlichung des Papers auf der Konferenz über »Youth in Western Democracies«, Cadenabbia (Como), 1984.

Portugal

Machado Pais, J.: »Formes sociales et individuelles de transition à l'age adulte. Point de vue du quotidien des Jeunes«, Veröffentlichung des Berichts auf dem Seminar in Marseille (1987) über »Les jeunes face à l'emploi« – *Machado Pais, J.:* »Familia, Sexualidade, Religiao«, in Analise Sociale, Nr. 86, 3. Serie, Band XXI, 1985 – *Sedas Nunes, A.* (ed.): A Universidade na Vida Portuguesa, Gabinete de Investigacoes Sociais, Lissabon, 1967 – *Sedas Nunes, A.:* Sociologia e Ideologia do Desenvolvimento, Morais Ed., Lissabon, 1968 – IED: »Identitade e Valores da Juventude Portuguesa« Herausgeber *J. Vala,* in Desenvolvimento, Sondernummer (Os Jovens e Nos), Mai 1986. In der gleichen Nummer: *T. Ambrosio* »Resultados e Avaliacao Critica de um Projecto«; *M. L. Braula Reis* »Tendencias recentes da atitude dos jovens portugueses face à politica – analise comparativa com os indicatores europeus« und *Brederode Santos, M. E., Do Ceu Roldao, M.* »As Associacoes de Estudiantes Secundario. Um modo de promover o desenvolvimento socio-moral e a formacao civica dos jovens?« – ICS: *Braga da Cruz, M., Braula Reis, M. L.* Criminalidade e Delinquencia Juvenil em Portugal, Collecao Estudos e Documentos, Nr. 8 Instituto de Ciencias Sociais, Lissabon, 1983.

Griechenland

Doukakis, D. L.: »Flexibilisation des modes de passage à la vie adulte et flexibilité du marché du travail: aperçu sur l'état physique et moral des jeunes en Grèce«, Veröffentlichung des Berichts auf dem Seminar in Marseille (1987).

Spanien

Carrion, A.: »Ideologia, normas y valores de la juventud« (unveröffentlichter Untersuchungsbericht), 1984 – *Beltran, M.* et al: Informe sociologico sobre la juventud española, 1960–1982, Fundacion Sta. Maria/Ediciones S.M., Madrid, 1984 – *Zarraga, L.:* Informe Juventud en España. La insercion de los jovenes en la Sociedad, Ministerio de Cultura (Instituto de la Juventud), 1985 – *Moya, C.:* »Informe sobre la juventud contemporanea«, Juventud. Revista de estudios e investigaciones, 1983 – *Bilbao, A.:* »La Crisis economica y la instrumentalizacion de los Jovenes«, Veröffentlichung des Berichts auf dem internationalen Symposium »Juventud, Trabajo y Desempleo«, Toledo, Dezember 1986 – *Cachon, L.:* »L'insertion professionnelle des jeunes en Espagne pendant la crise: du chômage à l'institutionalisation de la temporalité«. »Actes des Cinquièmes Journées Internationales«, Vaucresson, Mai 1985. Centre de Recherche Interdisciplinaire de Vaucresson – *Prieto, C.:* »Crisis del empleo fenomeno juvenil«, Veröffentlichung des Berichts auf dem internationalen Symposium »Juventud, Trabajo y Desempleo«, Toledo, Dezember 1986.

Italien

IARD: Giovani oggi. Indagine IARD sulla condizione giovanile in Italia, Bologna, Il Mulino, 1984 – IARD: *Cavalli, A., de Lillo, A.:* Giovani anni '80, Bologna, Il Mulino, 1988 – CISEM: CISEM-Informazioni, »Istruzione '85. Un rapporto sulla situazione scolastica e formativa postobbligatoria italiana«, 1985, Hefte 19/21 – *Ciacci, M.:* »Giovani e famiglia in Italia«, La Critica Sociologica, Nr. 74, 1985 – *Melucci, A.:* Altri codici. Aree di movimento nella metropoli, Bologna, Il Mulino, 1984 – *Cavalli, A.* (ed.): Il tempo dei giovani, Il Mulino, Bologna, 1985. Eine Synthese dieser Untersuchungen ist bei *R. Zoll* erschienen. Zerstörung und Wiederaneignung der Zeit, Suhrkamp, 1988

Walter Friedrich

Jugendforschung in den sozialistischen Ländern Osteuropas

1. Gemeinsame Ausgangslage

Wissenschaftliche Forschungen zur Jugend haben in den sozialistischen Ländern heute einen bemerkenswerten Stand erreicht. Das bezieht sich auf das theoretische wie methodologisch-methodische Niveau (das beim internationalen Vergleich durchaus bestehen kann), das bezieht sich aber auch auf die Fülle der Forschungen und gewonnenen empirischen Daten über das Denken, Werten und Verhalten der Jugend in den verschiedensten gesellschaftlichen Lebensbereichen.

Die Anfänge der Jugendforschung sozialistischer Länder reichen in die 60er Jahre zurück. Vorher stützte man sich bestenfalls auf ältere jugendpsychologische/entwicklungspsychologische Darstellungen.

Daß die Jugendforschung vor reichlich zwei Jahrzehnten auf den Plan trat und zumindest in den Volksrepubliken (VR) Bulgarien, Polen, in der Sowjetunion (SU), in der Sozialistischen Republik Rumänien (SR) sowie der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) innerhalb weniger Jahre Anerkennung und Einfluß gewann, das hatte politische Ursachen, hing mit der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung dieser Länder zusammen.

Die Jugendforschung wurde ins Leben gerufen und vielseitig unterstützt, weil sich die sozialistischen Länder nach den schwierigen Anfangsjahren jetzt nachdrücklicher den Fragen der jungen Generation, ihrer allseitigen Förderung und Entwicklung, auch mit größeren sozialen und materiellen Kräften, zuwenden konnten. Die Jugend hatte sich bewährt, war in ihre »Subjektfunktion« hineingewachsen. Sie wurde in ihrer Eigenveränderung wie auch gesellschaftlichen Entwicklung erkannt. Die Jugendpolitik brauchte verstärkt wissenschaftliche Informationsgrundlagen. Obwohl sich die Jugendforschung in den einzelnen Ländern unterschiedlich entwikkelt hat, existieren doch eine Reihe von Gemeinsamkeiten, auf die ich nachfolgend hinweisen möchte.

Die theoretisch-methodologische Grundorientierung der Jugendforschung in den sozialistischen Ländern war von den ersten Jahren an *soziologisch* geprägt. Die Jugend wurde als spezielle sozial-demographische Gruppe der Bevölkerung betrachtet, die in ihrer Persönlichkeitsentwicklung und Verhaltenstypik durch soziale Bedingungsstrukturen der jeweiligen konkret-historischen Gesellschaft determiniert wird. Diese soziologische Grundorientierung ergab sich für die Jugendforscher aus der *Marx*'schen Dialektik von Persönlichkeit und Gesellschaft. Der Historische Materialismus war und ist für sie die philosophisch-theoretische Ausgangsbasis. Daher wurde stets versucht, die Jugend in ihrer gesellschaftlichen Abhängigkeit, in Beziehung zu wesentlichen sozialen Determinanten, in ihrem historisch bedingten Entwicklungsprozeß zu beobachten und zu interpretieren.

Gleichzeitig ist für die Jugendforschung in allen sozialistischen Ländern eine

theoretisch offene, unorthodoxe Bestimmung ihres Gegenstandes Jugend kennzeichnend. Man bemühte sich, die Jugend »komplex« zu analysieren, oft bewußt die Grenzen herkömmlicher soziologischer Konzeptionen zu überschreiten. Die Jugendforscher wollten *interdisziplinär* sein, wenn auch mit einer soziologischen Grundorientierung.

In den letzten Jahren wird allerdings verstärkt eine weitere psychologische Fundierung der Arbeit betont. Immer nachdrücklicher wird die bessere Berücksichtigung psychologischer Erkenntnisse, der Persönlichkeitsstruktur, der motivationalen, aber auch der kognitiven Dispositionen, des Sozialisations-/Personalisationsprozesses gefordert. Das resultiert aus der Erkenntnis, daß die massiven Veränderungsprozesse im Denken, Werten und Verhalten der Jugend nicht nur einfach mit dem Hinweis auf die veränderte gesellschaftliche Umwelt interpretiert werden können.

Bedingt durch die soziologische Orientierung wie aber auch durch praktisch-politische Konzeptionen und Bedürfnisse haben die Jugendforscher der sozialistischen Länder die Jugend nie als eine homogene Altersgruppe, sondern stets in ihrer *sozialen Differenziertheit* analysiert. Es interessierten immer solche sozialen Schichten wie Schüler, Lehrlinge, junge Arbeiter, Studenten, junge Intelligenz u. a.. Des weiteren wurde häufig nach folgenden demographischen Kriterien klassifiziert: Bildungsabschluß, soziale Herkunft, Geschlechtszugehörigkeit, Nationalität, regionale Herkunft, oft auch nach weltanschaulicher oder ideologischer Position, gesellschaftlicher Aktivität und nach vielen anderen individuellen Merkmalen. So verfügt die Jugendforschung meist über ein sehr differenziertes Bild von der Jugend ihres Landes und kann somit praktisch relevante Aussagen und Empfehlungen abgeben. »Die Jugend« ist für die Jugendforschung eine sehr abstrakte Kategorie. Praktische Untersuchungen werden sich vornehmlich auf die Denk-, Verhaltens- und Lebensweisen von Teilgruppen (mit weiteren internen Strukturen) konzentrieren. Die Funktion des Alters tritt bei dieser Konzeption zurück. Definitionen der Grenzen des Jugendalters spielen daher keine große Rolle. Meist wird die untere Grenze mit dem 14., die obere mit dem 25., teilweise auch mit dem 30. Lebensjahr angegeben. In der Forschungspraxis werden, je nach Zielstellung, junge Leute zwischen 12–30/35 Jahren einbezogen. Altersgruppen (also Ein-, Zwei- oder Mehrjahresklassen) erscheinen, wenn überhaupt, nur als sekundäre Kriterien. Nicht der 20jährige, der vielleicht Arbeiter ist, interessiert, sondern der junge Arbeiter, der vielleicht 20, 22, 25 Jahre ist, wird untersucht.

Die hauptsächlichen *Zielgruppen der Jugendforschung* sozialistischer Länder waren und sind junge Arbeiter, einschließlich der Lehrlinge, Studenten, oft auch die junge Intelligenz (Absolventen der höheren Bildungseinrichtungen) und die Landjugend. Diese Gruppen waren früher – im Unterschied zu Schülern – so gut wie gar nicht wissenschaftlich erforscht. Für die Jugendpolitik, vor allem für die Jugendverbände, sind das jedoch die Schwerpunktgruppen ihrer Arbeit, mit denen sie sich besonders beschäftigen. Das erklärt – im Unterschied zu vielen westlichen Ländern – ihre bevorzugte Erforschung. So liegen in den meisten sozialistischen Ländern umfangreiche und zuverlässige Informationen über das Denken, Werten und Verhalten dieser Jugendgruppen, einschließlich ihrer Veränderungstrends vor. Gleichzeitig wird daraus auch verständlich, warum Schüler der oberen Klassen nicht den Platz

einnehmen, der ihnen von der theoretischen wie praktisch-politischen Bedeutung zukommt. Natürlich werden Schüler der oberen Klassen in jedem Land in Untersuchungen der Jugendforschung einbezogen, aber doch ziemlich sporadisch.
In allen sozialistischen Ländern wird von der Jugendforschung die *schriftliche Befragungsmethode* favorisiert. Junge Leute werden meist in ihren Gruppen (Arbeitsbrigaden, Seminargruppen der Studenten, Schulklassen, Kollektiven der Jugendorganisation) erfaßt, was in der Regel mit geringem Aufwand zu organisieren ist. Dieses methodische Vorgehen kann auch die Anonymität der jungen Leute glaubhaft sichern. Außerdem kam diese Methodenvariante dem anfangs etwas euphorischen Streben der Jugendforscher in den 70er Jahren entgegen, alles zu messen, in großen Zahlen auszudrücken, mit Hilfe der aufkommenden elektronischen Datenverarbeitung ganz exakt bestimmen zu wollen. Die Aussagekraft der schriftlichen Befragung wurde zweifellos in der »Jugendzeit« der Jugendforscher stark überschätzt. Doch wurden bei empirischen Untersuchungen stets auch andere Methoden wie mündliche Befragung, Beobachtung und Exploration einzelner Personen oder Gruppen, Dokumentenanalysen etc. angewandt. Seit Anfang der 80er Jahre haben verstärkt methodologisch/methodische Reflexionen eingesetzt, die zu einer deutlichen Aufwertung und häufigeren Nutzung der anderen Methodenvarianten geführt haben. Heute werden die verschiedenen Methoden oft kombiniert eingesetzt. In der DDR wurden seit 1968 mehrfach Intervallstudien (Längsschnittstudien) bei größeren Populationen von Schülern, Studenten, jungen Arbeitern, jungen Eheleuten u. a. organisiert und über 3–15 Jahre hinweg fortgeführt. Mit dieser Methodik konnten bedeutsame Ergebnisse zur Persönlichkeitsentwicklung der DDR-Jugend gewonnen werden.
In den meisten sozialistischen Ländern wurden Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre *Zentren der Jugendforschung* geschaffen, die den Charakter von *Leitinstituten* haben. Diese führen selbst größere Forschungen durch und haben die Aufgabe, einschlägige Forschungen anderer Einrichtungen, Gruppen bzw. Personen zu stimulieren und zu koordinieren.
Diese Zentren haben sich als stabile Forschungsinstitutionen erwiesen, die theoretisch wie methodisch Traditionen entwickelt haben. Sie spielen für die Jugendentwicklung, Jugendpolitik, Jugenderziehung ihrer Länder eine bedeutende Rolle, sind heute international aktiv und anerkannt.
Nach diesen einleitenden Bemerkungen soll der Entwicklungsstand der Jugendforschung in den einzelnen Ländern skizziert werden.

2. Länderspezifische Betrachtung

2.1. Volksrepublik Bulgarien

In Bulgarien wurden Mitte der 60er Jahre die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen zu Jugendfragen organisiert. Die Initiatoren waren jüngere Gesellschaftswissenschaftler, überwiegend mit soziologischer Ausbildung und Forschungsorientierung. Sie wurden dabei von Partei, Regierung und/oder Jugendverband ihres Landes unterstützt.

1968 wurde in Sofia das »Zentrum für soziologische Jugendforschung« beim Zentralkomitee des Dimitroff-Komsomol gegründet. Zum Leiter wurde der Soziologe *Mintscho Semow* berufen (später Rektor der Sofioter Universität).
Schon in den ersten Jahren wurden mehrere großangelegte Untersuchungen durchgeführt, die auf aktuelle Probleme der Jugendentwicklung in Bulgarien gerichtet waren. Die Ergebnisse erwiesen sich politisch-praktisch als relevant, wurden publiziert und viel diskutiert. Themen waren z. B.: die Migration der Jugend in die Stadt, das Freizeitverhalten der Jugend, Jugend und Buch, die Berufsorientierung der Schüler, die gesellschaftspolitische Aktivität, das sozialpsychologische Profil der Studenten etc.. Sie wurden größtenteils in den letzten Jahren erneut aufgegriffen.
Seit 1973 wird das Zentrum (das 1980 in den Status eines »Instituts für Jugendforschung« erhoben wurde) von *Peter Mitew* geleitet.
Neben der Organisierung eigener größerer, oft landesweit repräsentativer Forschungen hat das Sofioter Institut auch Koordinierungsaufgaben gegenüber anderen Forschungsgruppen oder Einzelforschern zu erfüllen. Kooperationsbeziehungen bestehen vor allem zu den soziologischen Lehr- und Forschungseinrichtungen des Landes.
Am Institut wurde 1968 ein Wissenschaftlicher Rat konstituiert, der die Schwerpunkte und strategischen Linien der Jugendforschung in Bulgarien berät und bestimmt.
Der Dimitroff-Komsomol fördert sein Institut, unterstützt es oft unmittelbar bei der praktischen Durchführung von empirischen Studien und nutzt die Forschungsergebnisse in breitem Maße für seine Arbeit.
Große Verdienste haben sich die bulgarischen Jugendforscher bei der Förderung der internationalen Zusammenarbeit der Jugendforscher erworben.
Gut bekannt sind die internationalen Symposien der Jugendforscher an der Schwarzmeerküste, die seit 1971 fast jährlich (im Jugendtouristenzentrum Primorsko, zuletzt in Varna) stattfanden. Bedeutende Initiativen gingen und gehen weiterhin von bulgarischer Seite für die Verwirklichung internationaler Projekte, einschließlich multilateraler empirischer Untersuchungen aus.
Das Jugendforschungsinstitut in Sofia verfügt über gute Publikationsmöglichkeiten. Seit 1971 wird die 2-Monats-Zeitschrift »Probleme der Jugend« herausgegeben, in der auch häufig ausländische Autoren zu Wort kommen. Sie erscheint in 6000 Exemplaren. Ein Teil der Bücher und Broschüren erscheint in englischer oder russischer Sprache.
Interessant ist die jugendtheoretische Grundposition von *Mitew*. Er betrachtet die Entwicklung der Jugend – im Sinne des historischen Materialismus – als einen Prozeß der Wechselwirkung mit ihrer konkreten Gesellschaft. Dabei betont er besonders das Aktivitätspotential der Jugend, das sie zu einem aktiven Faktor gesellschaftlicher Veränderungen macht. Die Gesellschaft determiniere die Jugend, ihre Persönlichkeitsentwicklung, aber die Jugend bewirke durch ihr aktives Handeln rückwirkend auch Veränderungen der Gesellschaft. Jugend ist also nicht nur Objekt, sondern gleichzeitig auch Subjekt im gesellschaftlichen Leben.
In den letzten Jahren hat sich *Mitew* mehrfach von dieser theoretischen Position her mit Grundsatzbeiträgen in die jugendpolitischen Diskussionen seines Landes einge-

schaltet. Gegenwärtig stehen folgende Themen im Zentrum der Forschungsarbeiten:
- Prozesse der sozialen Differenzierung und Homogenisierung unter der bulgarischen Jugend.
- Anforderungen zur Beherrschung der wissenschaftlich-technischen Revolution, der neuen Technologien und deren soziale Folgen.
- Typische Lebenswege der jungen Generation. Biographien junger Leute verschiedener sozialer Schichten und Gruppen.
- Veränderungen im Wertsystem der Jugend. Internationale Vergleiche.
- Das Freizeitverhalten der Jugend. Neue Interessen und Verhaltensweisen, Modeerscheinungen.
- Probleme der Partnerschaft, Sexualität, junge Ehen.
- Gesundheitliche Entwicklung der Jugend. Probleme des Alkohol- und Drogenkonsums.
- Verhältnis der Jugend zu aktuellen ökonomischen, politischen und ideologischen Fragen des Landes.
- Verhältnis zum Jugendverband; neue Methoden der Jugendarbeit.

2.2. Volksrepublik Polen

In der VR Polen kann die Jugendforschung auf bedeutende soziologische und psychologische Ansätze bereits vor dem 2. Weltkrieg zurückblicken, an die in den 60er Jahren – national- und traditionsbewußt – angeknüpft wurde. Das 1928 erschienene Buch des berühmten Soziologen *Znaniecki* »Soziologie der Erziehung« kann auch als ein theoretischer Vorläufer der Jugendsoziologie/Jugendforschung betrachtet werden. Es wurde 1973 erneut in Warschau aufgelegt. Von psychologischer Seite hatte die »Psychologie des Pubertätsalters« von *Baley* (1932) großen Einfluß gewonnen. Schon Ende der 50er Jahre führte der leider früh verstorbene *Stefan Nowak* theoretisch/methodologisch anspruchsvolle Untersuchungen zur strukturellen Verflechtung und gesellschaftlichen Bedingtheit ideologischer Einstellungen bei Warschauer Studenten durch.
In den 60er Jahren wurden Jugenduntersuchungen sehr populär. An Universitäten und anderen Institutionen entstanden Forschungsgruppen, die sich, gemeinsam mit zahlreichen Einzelforschern, speziellen Problemen der Jugendentwicklung zuwandten. Doch da diese Kräfte, unabhängig voneinander, mit unterschiedlichsten Konzeptionen und Methoden arbeiteten, blieb die Lage lange Zeit unbefriedigend. Der Erkenntnisgewinn für Theorie und Praxis wurde von vielen recht kritisch bewertet. *Mika* schreibt in einem informativen Aufsatz über diese Zeit, »daß trotz großer Anstrengungen vieler Wissenschaftler in zahlreichen Institutionen ein vollständiges Bild, eine Synthese fehlt, von der man sagen könnte, daß sie das Wissen über die Jugend beinhaltet. Dafür haben wir Ergebnisse vieler Einzeluntersuchungen« (*Mika*, 1976, 21).
Um die »Zersplitterung und die Mängel der bisherigen Jugendforschung zu überwinden«, wurde 1972 das Institut für Jugendforschung (Instytut Badań nad Młodzieży – IB NM) beim damaligen Ministerium für Bildung und Erziehung gegründet, dessen erster Direktor *Stefan Mika* war.

Die Untersuchungen konzentrierten sich damals vor allem auf die lernende Jugend in Schule und Berufsausbildung. Um den in Polen zu Beginn der 80er Jahre neu entstandenen Bedingungen und gesellschaftlichen Aufgabenstellungen besser und umfassender entsprechen zu können, erfolgte 1983 die Neugründung des Jugendforschungsinstituts (Instytut Badań Problemów Młodziezy), das nunmehr als Regierungseinrichtung dem Ministerrat der VR Polen direkt unterstellt ist. Dieses Institut ist die größte Einrichtung der Jugendforschung in Polen. Mit seiner Gründung hat die Jugendforschung in der VR Polen einen großen Aufschwung genommen und eine zuvor nie erlangte gesellschaftliche Wirksamkeit erreicht. Das »Institut zur Erforschung der Probleme der Jugend« hat folgende Funktionen:

- Durchführung größerer Untersuchungen zur Lage der Jugend bzw. einzelner Schichten, besonders der Schüler, Lehrlinge, jungen Arbeiter, Landjugend; meist als Auftragsforschung staatlicher und gesellschaftlicher Leitungen.
- Koordinierung der Forschungseinrichtungen des Landes. Enge Zusammenarbeit mit den gegenwärtigen vier Außenstellen (»Filialen«) in Szczecin, Katowice, Lublin und Białystok, die im Auftrage des Instituts spezielle Probleme bearbeiten. Ein wissenschaftlicher Rat unterstützt das Institut bei der Bestimmung der Forschungsaufgaben sowie der Koordinierung der Jugendforschung im Lande. Den Vorsitz führen einflußreiche Wissenschaftler; lange Zeit *A. Rajkiewicz*, jetzt *K. Doktór*.
- Information der Öffentlichkeit über Publikationen. Das Institut gibt seit 1986 eine Zeitschrift heraus: »Die polnische Jugend« (Polska Młodziez), die vierteljährlich erscheint. Jährlich wird eine umfangreiche und exakte Analyse zur Lage der Jugend erarbeitet. Zahlreiche Arbeitskontakte bestehen zur internationalen Jugendforschung.

Die wichtigsten Forschungsprobleme des Instituts und seiner Kooperationspartner sind:

- Die politisch-ideologischen Einstellungen, Wertorientierungen, die Lebensziele der polnischen Jugend und ihre Veränderungstendenzen. Die gesellschaftlich-politischen Aktivitäten. Geschichtsbewußtsein und Zukunftserwartungen der jungen Generation. Die Einbeziehung der Jugendlichen in die Jugendorganisationen, ihre Aktivierung, ihre Interessenbefriedigung in diesen Organisationen.
- Die Arbeits- und Lebensbedingungen der verschiedenen Schichten und Altersgruppen der Jugend. Start ins Berufsleben, Einkommen, Familiengründung, Wohnung. Fragen der Leistungsmotivierung.
- Die neuen Freizeitinteressen und Verhaltensweisen. Kulturelle Bedürfnisse und Gewohnheiten der Jugend. Wirkung der neuen Medien.
- Die Erscheinungen sozial gefährdeter Jugendlicher, der »Pathologie« der Jugend werden zunehmend erforscht, z.B. Alkohol, Drogenmißbrauch, Prostitution, Jugendkriminalität.

Diese Themenfelder werden seit langem untersucht, häufig können Trendprozesse seit den 70er Jahren widergespiegelt werden. Das Warschauer Institut hat sich stets mit den brennenden Fragen der Jugend- und gesamten Gesellschaftsentwicklung in der VR Polen auseinandergesetzt und – von einer soliden wissenschaftlichen Basis her – wichtige Beiträge zur realen Lageeinschätzung unter der Jugend geleistet.

Seine Arbeit und Informationstätigkeit wird im ganzen Lande hoch geschätzt. Jetziger Direktor ist *M. Balcerek*.
Weitere bedeutende Gruppen der Jugend- und Studentenforschung existieren an folgenden Einrichtungen:

- Laboratorium für soziologische Forschungen und Erziehung der Studenten am Institut für Hochschulwesen und Wissenschaftspolitik in Warschau.
  Dieses Laboratorium und andere Abteilungen des Instituts können als Zentrum der Studentenforschung in der VR Polen betrachtet werden.
- Jugendsoziologische Forschungen werden auch an der Polnischen Akademie der Wissenschaften betrieben, vor allem von *W. Adamski*. Er gilt als einer der führenden theoretischen Köpfe der polnischen Jugendsoziologie; er ist international sehr aktiv.
- Kleinere Forschungsgruppen existieren bei den zentralen Leitungen der Jugendverbände. Sie befassen sich hauptsächlich mit Fragen der Jugendarbeit im jeweiligen Jugendverband.
- Zentrum der Meinungsforschung. Jugendprobleme spielen natürlich auch im Rahmen der Meinungsforschung eine große Rolle. Fast in alle Studien werden junge Leute einbezogen. Dieses 1982 gegründete Meinungsforschungszentrum genießt in der Öffentlichkeit der VR Polen eine hohe Popularität und hat große Bedeutung für strategische politische Entscheidungen.

Darüber hinaus werden in der VR Polen an weiteren Hochschuleinrichtungen von Soziologen, Psychologen und Pädagogen solide sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu Jugendproblemen durchgeführt.

2.3. Sowjetunion

Die ersten wissenschaftlichen Arbeiten zu Problemen der Jugendentwicklung tauchten in der Sowjetunion Mitte der 60er Jahre auf. Von den frühen Anfängen, den zahlreichen empirischen Studien und jugendsoziologischer Publikationen unmittelbar nach der Oktober-Revolution wird hier abgesehen. Diese Entwicklung wurde Mitte der 30er Jahre unterbrochen. Nach jahrzehntelanger Pause konnte auch kaum daran angeknüpft werden.
Da professionelle Soziologen fehlten, kamen die Pioniere der Jugendforschung vorwiegend aus solchen gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen wie Pädagogik, Wissenschaftlicher Sozialismus, Psychologie. Sie organisierten kleinere empirische Untersuchungen und traten mit wissenschaftlichen, häufig auch mit populärwissenschaftlichen Publikationen an die Öffentlichkeit.
Verdient gemacht haben sich u. a. *N. S. Mansurow, N. Blinow* (beide Moskau), *W. T. Lisowski, S. N. Ikonnikowa* (beide Leningrad), *W. G. Mordkowitsch* (Swerdlowsk, jetzt Gorki), *W. N. Schubkin* (Nowosibirsk, jetzt Moskau). *Schubkin* war es auch, der in den Jahren 1963–65 eine erste größere empirische Studie zu Fragen der Berufsorientierung und beruflichen Laufbahn Jugendlicher im Nowosibirsker Gebiet durchgeführt hat. 10 Jahre später hat er eine solche Untersuchung mit verbesserter, jedoch vergleichbarer Methodik wiederholt. Seit Ende der 70er Jahre ist *Schubkin*, der heute Vizepräsident des ISA RC34 ist, führend an Vergleichsun-

tersuchungen über die Lebenswege junger Arbeiter in sozialistischen Ländern beteiligt (vgl. *Schubkin/Gospodinow*, 1983).

Schon nach kurzer Zeit wurden Jugenduntersuchungen in der Sowjetunion sehr populär. Zahlreiche, zumeist jüngere Gesellschaftswissenschaftler, nicht selten auch interessierte Komsomolfunktionäre, wandten sich den verschiedensten Themen des Lebens Jugendlicher sowie Leitungsaufgaben des Jugendverbandes in dem riesigen, multinationalen Lande zu. Sie wurden dabei von der Gesellschaft, besonders von den Leitungen des Komsomol unterstützt.

Die Mehrheit von ihnen verstand sich als Soziologe/Sozialforscher. Bereits Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre kam es zu gewissen Formen der Institutionalisierung der Jugendforschung. Mehrere Forschungszentren (sog. Laboratorien) entstanden. So ein Laboratorium für soziologische Jugendforschungen an der Komsomolhochschule in Moskau, das von Anfang an personell und materiell gut ausgestattet war und eine koordinierende Funktion im ganzen Lande wahrzunehmen hatte. 1976 wurden die Aufgaben, Vollmachten sowie der wissenschaftliche Status dieses Laboratoriums erhöht: Das »Wissenschaftliche Forschungszentrum« (NIZ) an der Komsomolhochschule hat sich seitdem zum führenden Institut der Jugendforschung in der SU entwickelt. Es unterhält direkte und engste Beziehungen zum Zentralkomitee des Komsomol, wodurch es einen großen Einfluß auf die Jugendpolitik und die praktische Jugendarbeit im Lande hat. Heute arbeiten dort 140 Mitarbeiter, über 80 von ihnen sind promoviert. Direktor ist *Igor M. Ilinski*.

Das Forschungszentrum in Moskau bearbeitet folgende Themengebiete, die zugleich Arbeitsschwerpunkte spezieller Abteilungen sind:

- Ideologisch-politische Entwicklung und Erziehung der Jugend. Gesellschaftliche Aktivität.
- Entwicklung der Arbeitseinstellung und der schöpferischen Arbeit unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution. Formen der demokratischen Mitbestimmung der Jugend.
- Das kulturelle und Freizeitverhalten der Jugend. Fragen der moralischen und ästhetischen Erziehung.
- Untersuchung der öffentlichen Meinung der Jugend. Diese Abteilung wurde 1982 gegründet.
- Wehrbereitschaft und Körpererziehung der Jugend.
- Aufbau und Leitungsprobleme des Komsomol.
- Geschichte des Komsomol und der Pionierorganisation.
- Internationale Jugendbewegung.

Fragen des Studierens, der Lebensweise und Persönlichkeitsentwicklung von Studenten werden in der Sowjetunion an vielen Universitäten und Hochschulen untersucht. Zahlreiche Publikationen geben Auskunft über die Studentenforschung (vgl. *Larmin/Suna*, 1976; *Koslow/Starke*, 1985). Ein bedeutsames Zentrum ist das Laboratorium für Studentenforschung an der Leningrader Universität, aufgebaut von *W. T. Lisowski* (jetzt von *A. A. Koslow* geleitet). Bildungssoziologisch sind die Forschungen von *F. R. Filippow* u. a. vom Institut für soziologische Forschungen/ISI/der Akademie der Wissenschaften Moskau unter Studenten angelegt, darunter sind auch internationale Vergleichsforschungen (vgl. *Filippow/Mitev*, 1985). Die

Fortschritte im theoretischen wie methodologisch-methodischen Herangehen der Forscher sind nicht zu übersehen.
Unter dem Einfluß der gesellschaftlichen Umgestaltung in der Sowjetunion entwickelt sich auch die Jugendforschung dynamisch weiter. Die Diskussionen werden sehr viel kritischer, problembewußter geführt, auch in den Zeitungen, Zeitschriften und anderen Publikationen. Verstärkt werden Erscheinungen der informellen Jugendkultur, auch Probleme des Alkohol- und Drogenkonsums, des sozialen und kriminellen Verhaltens erforscht, wobei die vielfältigen und oft tiefreichenden nationalen Besonderheiten, traditionellen Lebensweisen nicht außer Acht gelassen werden.
Besonders bekannt geworden sind die Forschungen einer Gruppe von Soziologen aus den baltischen Ländern unter der Leitung von *Mikk Titma*, der seit 1987 Vizepräsident der sowjetischen Soziologen-Gesellschaft ist. Diese Gruppe leistet seit Mitte der 70er Jahre eine beständige, theoretisch wie methodisch sehr fundierte Arbeit, verfügt über eine reichhaltige, beispielhaft aufbereitete empirische Datenbasis und strahlt auf zahlreiche andere Forschungsgruppen des ganzen Landes aus. Mittels großangelegter Längsschnittstudien wurde die Lebensentwicklung von Schülern, Lehrlingen, Studenten und jungen Arbeitern analysiert. Über die Ergebnisse informiert *Titma* (1986).

2.4. Sozialistische Republik Rumänien

In Rumänien wurde ebenfalls bereits 1968 ein Zentrum für Jugendforschung gegründet (Bukarest), das dem Jugendministerium unterstellt ist. Der Gründer war *O. Badina*, jetzt wird es von *M. Manolescu* geleitet. Dieses Zentrum fördert und koordiniert die Forschungen im ganzen Lande. In über 20 Bezirksstädten wurden bei den Leitungen des Jugendverbandes Filialen eingerichtet, wo kleine Forschungsgruppen die an den Untersuchungen des Zentrums mitwirken, unter Beachtung der territorialen Spezifik mit auswerten. Über die Entwicklung der ersten Jahre informiert *Datculescu* (1976). Obwohl das Bukarester Zentrum zahlenmäßig nicht groß ist (zur Zeit umfaßt es etwa 15 bis 20 wissenschaftliche Mitarbeiter), kann es doch sehr respektable Leistungen vorweisen, mit denen es national wie international hohe Anerkennung gefunden hat. Das ist vor allem Ausdruck der theoretischen Kapazität, der reichhaltigen methodischen/empirischen Erfahrungen wie der konsequenten Spezialisierung der dort meist langjährig tätigen Jugendforscher, z. B. *Mahler, Datculescu, Scifirnet*. Sie verstehen sich als Jugendsoziologen, sind aber offen für andere Betrachtungsweisen, insbesondere der sozialpsychologischen.
Wichtige Forschungsschwerpunkte der rumänischen Jugendforscher sind (nach *Manolescu*, 1987):

- Die Sozialstruktur der Jugend und ihre Entwicklungstrends.
- Probleme der sozialen Aktivität der Jugend, besonders der Gestaltung ihrer Mitarbeit in der Jugendorganisation.
- Die Herausbildung moralischer und ideologischer Wertorientierungen, Einstellungen und Verhaltensweisen bei Jugendlichen. Motive und Begründungen der weltanschaulichen Haltungen. Ihre Veränderungen in Abhängigkeit von histori-

schen Situationen und unterschiedlichen Lebensbedingungen in der rumänischen Gesellschaft.
- Die Rolle der schulischen Bildung und beruflichen Ausbildung für die Leistungsfähigkeit und Persönlichkeitsentwicklung der Jugend.
- Entwicklung der Arbeitseinstellung, des Arbeitskollektivs, der technischen Kreativität bei der Arbeiterjugend.
- Probleme des kulturellen Lebens und der Freizeitnutzung junger Leute verschiedener Schichten, informelle Freizeitgruppen.
- Die Funktion der Herkunftsfamilie für Jugendliche, Entwicklungsprobleme junger Ehen.
- Alkoholismus und Kriminalität unter der Jugend.

Zu all diesen Problemen gibt es umfangreiche empirische Forschungsergebnisse, die teilweise auch publiziert worden sind.
Besonders bekannt geworden sind die Schriften von *Fred Mahler,* der eine interessante und komplexe theoretische Position, eine »Juventologie«, entwickelt hat. Er geht von anthropologischen Überlegungen aus und leitet daraus wesentliche Aussagen über die gesellschaftliche Funktion der Jugend sowie allgemeine Hinweise für die Jugend- und Sozialpolitik, für den Umgang mit der Jugend ab. Besonders unterstreicht er die Jugend in ihrer Subjektfunktion, als Triebkraft sozialer Veränderungen.
Jugend wird von ihm als »Subjekt und Objekt des Erziehungs- und Sozialisationsprozesses sowie als Faktor der ökonomischen und sozialpolitischen Entwicklung mit spezifischer Identität und sozialen Beziehungen« (*Mahler*, 1983, 119) aufgefaßt. Sie befinde sich historisch wie ontogenetisch in einem Übergangsstadium, verfüge daher über ein starkes Veränderungspotential. Ihre Sozialisation dürfe nicht von einer paternalistischen Politik als ein Instrument konformistischer Erziehung, damit zur Erhaltung des status quo verstanden und genutzt werden. Jugend müsse zur gleichberechtigten Teilnahme bei gesellschaftlichen Entwicklungen herangezogen und sie dürfe für ihr Engagement nicht marginalisiert werden. Er spricht sich für die Zurückdrängung konformistischer Sozialisierungs- und Regressionsmodelle zugunsten einer »antizipatorischen, partizipatorischen, emanzipatorischen Sozialisierung und Selbsterziehung der Jugend« aus (*Mahler*, 1982, 69). *F. Mahler* ist 1968 verstorben.

2.5. Tschechoslowakei (ČSSR)

In der ČSSR beschäftigen sich seit Anfang der 70er Jahre einige Gruppen von Soziologen und anderen Wissenschaftlern intensiv mit Problemen der Jugendentwicklung. Ein selbständiges Institut existiert nicht. Derzeit spielen vor allem folgende soziologisch orientierte Forschungsgruppen eine dominierende Rolle:
Abteilung Jugendforschung am Institut für Philosophie und Soziologie der Tschechischen Akademie der Wissenschaften (Leiter: *Petr Sak*, früher *Vladimir Dubsky*).
Zentrale Themen der letzten Zeit:
- Die Sozialstruktur der Jugend und die Faktoren ihrer Veränderung.
- Die beruflichen und Bildungswege der werktätigen Jugend (beide Forschungen sind abgeschlossen).

- Die Funktion der jungen Generation im Prozeß der Gesellschaftsreproduktion.
- Die Rolle der formellen und informellen Mikrogruppen bei der Vorbereitung der Jugend auf ihre Subjektrolle in der Gesellschaft.

Zentrum für Kommunistische Erziehung des Instituts für Marxismus-Leninismus an der Karls-Universität Prag (Leiter: *Dalibor Holda*). Dieses Wissenschaftlerkollektiv betreibt vorwiegend Studentenforschung, hat sich auf Probleme der Studenten und der Hochschulen spezialisiert. Zentrale Themen sind dementsprechend:

- Das sozial-politische Profil und die gesellschaftliche Aktivität der Studenten.
- Die Entwicklung der Wertorientierungen und der Lebensweise von Studenten sowie der jungen Intelligenz.
- Der Einfluß der Hochschulbildung auf die Sozialstruktur der sozialistischen Gesellschaft.

Forschungsgruppe an der Zentralen politischen Schule des Jugendverbandes, Prag (Leiter: *Frantisek Pelka*). Diese Gruppe widmet sich vor allem den politischen Aufgaben des sozialistischen Jugendverbandes und den praktischen Problemen der Jugendarbeit. Sie untersucht die neuen sozialen, politischen, kulturellen Bedürfnisse, Ansprüche und Verhaltensweisen der Jugendlichen in der ČSSR und erarbeitet Folgerungen für den Jugendverband.

Die zentralen Themen der ČSSR-Jugendforscher sind seit 1976 Bestandteil des Staatsplanes und dadurch materiell gut gesichert. Seit 1981 besteht an der Akademie der Wissenschaften in Prag ein Rat für Jugendforschung, der die strategischen Forschungen auf diesem Gebiet anregt, inhaltlich diskutiert und ihre Realisierung kontrolliert. Der Rat koordiniert über 240 Jugendforscher – Soziologen, Pädagogen, Psychologen, Historiker – an Universitäten, Hochschulen, Akademien und anderen Instituten.

Eine die theoretische und methodologische Arbeit stimulierende Funktion besitzen die Sektionen der Tschechoslowakischen Gesellschaft für Soziologie (Vorsitzender: *Dalibor Holda*) und der Slowakischen Gesellschaft für Soziologie (Vorsitzender: *Ladislav Machaček*).

2.6. Volksrepublik Ungarn

Größere Forschungsprojekte und wissenschaftliche Veranstaltungen zu Jugendproblemen werden in Ungarn seit Ende der 60er Jahre organisiert. Auf der Grundlage jugendpolitischer Direktiven haben sich seitdem besonders Soziologen und Pädagogen mit verschiedenen Fragen der Bildungs- und sozialen Entwicklung der Lebensweise und Wertorientierungen der ungarischen Jugend beschäftigt.

Bereits seit Mitte der 70er Jahre zählen Jugendthemen zum Staatsplan-Forschungsprogramm und besitzen dadurch eine hohe finanzielle wie politische Förderung. Als wissenschaftliches Leit- und Koordinationszentrum fungiert von Anfang an die Gruppe Jugendforschung beim Gesellschaftswissenschaftlichen Institut des ZK der USAP (gegenwärtiger Leiter: *F. Gaszo*, Sekretär *Z. Bekes*). *Gaszo,* zugleich stellvertretender Minister für Volksbildung ist auch Vorsitzender des »Themenrates Jugendforschung«, dem prominente Wissenschaftler angehören und der die Schwerpunkte der Jugendforschung festlegt.

Weitere Arbeitsgruppen existieren an Universitäten und verschiedenen Hochschulen und Akademien. Sie werden oft von anerkannten Soziologen geleitet. Von 1970–1988 existierte eine Forschungsgruppe beim Zentralrat des ungarischen Jugendverbandes/KISZ (langjähriger Leiter war *P. Schiffer*). Über die ersten Jahre der Jugendforschung in Ungarn informiert *Halay* (1976).

Ein Vergleich belegt, daß sich die strategischen Themen der ungarischen Jugendforschung in den vergangenen 15 Jahren nur wenig, dagegen verständlicherweise die konkreten Inhalte – entsprechend der wirtschaftlichen, sozialen, kulturell-geistigen Entwicklung des Landes – stark verändert haben.

Die heutigen Schwerpunktprojekte haben also ihre Geschichte; die ungarischen Jugendforscher können von bemerkenswerten theoretisch-methodologischen Erfahrungen wie von einer breiten empirischen Datenbasis ausgehen. Die zentralen Forschungsschwerpunkte der nächsten Jahre sind:

- Jugend und die Prozesse der biosozialen Reproduktion. Dieses Themengebiet umfaßt solche Probleme wie demographische Entwicklungsprozesse, Fertilität, Familiengründung, Ehescheidung, Gesundheitszustand, Sport, Krankenstand der Jugend. Biologische Akzeleration (Basiszentrum: Medizinische Akademie Pécs).
- Soziale Stellung und Lebensweise der Hauptschichten der Jugend. Die Jugendstatistik ist in der VR Ungarn gut entwickelt und spielt eine große Rolle. Besondere Beachtung finden in den Publikationen: Bildungsgrad, berufliche Ausbildung und späterer Einsatz, Lebensstandard, Einkommen, Konsum, Wohnungssuche, Freizeitbudget, gesellschaftspolitische und kulturelle Aktivitäten der Jugend (Basiszentrum: Lehrstuhl für Soziologie der Wirtschaftswissenschaftlichen Akademie »Karl Marx«).
- Jugend und neue Wirtschaftsorganisation. Untersucht wird der Einfluß der Strukturveränderungen in der Volkswirtschaft, des »Modernisierungsmechanismus« auf die Arbeitskräftemobilität, auf die aktive Einbeziehung der Jugend, die Nutzung ihres innovativen Potentials, ihre veränderte Position, z.B. der Trend zur 2. Beschäftigung. (Basiszentrum: Lehrstuhl für Soziologie der Politischen Hochschule der USAP).
- Jugend und ihr sozialpolitisches Milieu. Hier stehen Probleme der politischen Sozialisation im Vordergrund: Typische Wege und Mechanismen der Sozialisation/Lebensentwicklung junger Arbeiter, junger Akademiker. Veränderungen der Wertorientierungen der Jugend. Sozialisationsrolle der Familie. Rolle des Jugendverbandes und informeller Jugendgruppen wie weiterer Jugendinstitutionen (Basiszentrum: Gruppe Jugendforschung des Gesellschaftswissenschaftlichen Instituts beim ZK der USAP).
- Sozialisationsstörungen im Jugendbereich. Zu diesem Themenbereich gehören insbesondere Untersuchungen marginaler Jugendgruppierungen, Probleme des Alkohol- und Drogenkonsums sowie der Jugendkriminalität. Diese Forschungen werden an verschiedenen Institutionen betrieben. Ausführlich berichtet *Bekes* (1986) über den gegenwärtigen Stand und das Problem der Jugendforschung in der VR Ungarn.

Ungarische Jugendforscher sind international sehr aktiv. Sie organisieren seit

Jahren Vergleichsstudien. Gegenwärtig sind sie für eine größere empirische Forschung der sozialistischen Länder verantwortlich, mit der die demographischen, technisch-wirtschaftlichen und sozialen Faktoren des Übergangs von der Schule zur beruflichen Arbeit analysiert werden soll. Einen internationalen Vergleich zwischen jungen Leuten der BRD und Ungarns haben kürzlich *Molnar* und *Zinnecker* (1987) durchgeführt.

2.7. Deutsche demokratische Republik

In der DDR begannen Anfang der 60er Jahre Wissenschaftler, sich theoretisch und empirisch mit Fragen der Jugendentwicklung zu beschäftigen. Das waren meist jüngere Psychologen und Pädagogen, vereinzelt aber auch Soziologen, Juristen und andere Gesellschaftswissenschaftler. Die pädagogisch-psychologische »Schlagseite« war unverkennbar, was sich in der ersten größeren Publikation »Zur Psychologie des Jugendalters« (*Friedrich/Kossakowski*, 1962) ebenso wie in der Bevorzugung von Schülern und Problemen der Schulerziehung zeigte. Auf Inititive der Freien Deutschen Jugend und anderer zentraler Leitungen wurden 1963 interessierte Wissenschaftler in einem »Wissenschaftlichen Beirat« zusammengeführt. Hier wurden die Linie und Schwerpunkte der weiteren Arbeit sowie die Voraussetzungen der Gründung einer speziellen Forschungseinrichtung beraten. Auf Beschluß des Ministerrates der DDR wurde 1966 das Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ) beim Amt für Jugendfragen gegründet. Es hat seither seinen Sitz in Leipzig. Die Zielstellungen, Hauptaufgaben und Arbeitsweisen des ZIJ sind in einem Statut definiert (vgl. Gesetzblatt der DDR, Teil II, Nr. 72). Dort heißt es u. a.:

»Das ZIJ erforscht Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten der Persönlichkeitsentwicklung, vor allem der sozialistischen Erziehung im Jugendalter. Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit des ZIJ stehen theoretische und empirische Forschungen zur Persönlichkeitsentwicklung der Jugend im Alter von 14 bis 25 Jahren, insbesondere der Arbeiterjugend, der Studenten und der jungen Intelligenz. Die Forschungen sind darauf gerichtet ... die wissenschaftlichen Grundlagen der sozialistischen Jugendpolitik zu vervollkommnen.«

Das sind Richtlinien, die für die Jugendforschung der DDR generell gelten.
Neben der Durchführung eigener Untersuchungen hat das ZIJ noch eine, die Jugendforscher des ganzen Landes koordinierende Funktion, in der es von einem seit 1968 existierenden Wissenschaftlichen Rat unterstützt wird (dem leitende Vertreter anderer Forschungsgruppen, Wissenschaftsdisziplinen und zentraler Leitungen angehören). In den 70er Jahren haben sich an zahlreichen Hochschulen und anderen Einrichtungen der DDR weitere stabile Gruppen gebildet, die sich mit speziellen Problemen der Jugendforschung befassen, z. B. zur Geschichte der Arbeiterjugendbewegung an der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock *(Karl Heinz Jahnke)*, zu Fragen der Jugendpolitik der SED an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED *(Manfred Zinssler)*, zur Studentenforschung an der Karl-Marx-Universität Leipzig *(Uta Starke)*, an der Verkehrshochschule »Friedrich List« in Dresden *(Manfred Rochlitz)*, an der Technischen Universität Dresden *(Ellinor Volprich)*.
Dauerhafte und vertraglich geregelte Kooperationsbeziehungen bestehen beispiels-

weise zur Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, zum Zentralinstitut für Berufsbildung, zum Zentralinstitut für Hochschulbildung.
Seit Gründung des ZIJ haben sich rationelle Formen der Zusammenarbeit mit verschiedenen Leitungen und Gremien entwickelt, besonders zum Zentralrat der FDJ, zu einigen Ministerien, Staatssekretariaten und anderen zentralen Institutionen. Das ZIJ organisiert seine Forschungen auf der Grundlage einer langfristigen Planung. Die wichtigsten Projekte sind in den zentralen Perspektivplänen der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung der DDR verankert. Seit langem ist die Jugendforschung in der DDR eine anerkannte gesellschaftswissenschaftliche Forschungsrichtung, deren Publikationen, Kooperativität, theoretische Beiträge und ungewöhnlich breite empirische Basis geschätzt werden.
Am ZIJ haben sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten tiefreichende und interessante Wandlungen der theoretischen Orientierung vollzogen. Grob gesehen kann man sie so beschreiben: Von den anfänglich sozialpsychologisch/pädagogischen Positionen erfolgte Anfang der 70er Jahre ein Übergang zur soziologischen Position, seit Anfang der 80er Jahre aber wieder eine stärkere Zuwendung zur sozialpsychologischen Position. Das findet vor allem in der konzeptionellen Anlage der Forschungen seinen Niederschlag.
Die theoretische Orientierung der Jugendforschung am ZIJ kann heute als *soziologisch fundierte Sozialpsychologie* beschrieben werden. Die meisten Jugendforscher teilen dieses Selbstverständnis. Sie bemühen sich um eine interdisziplinäre Herangehensweise, sie haben wenig Verständnis für nur traditionell begründete Prioritäts- und Grenzansprüche einzelner Disziplinen in ihrem Gegenstandsbereich.
Wie im Statut des ZIJ gefordert, hat sich unsere Jugendforschung hauptsächlich auf die Persönlichkeitsentwicklung, Lebenslage und Lebensweise junger Arbeiter (einschließlich der Lehrlinge), Studenten konzentriert. Ältere Schüler wurden allerdings in größere Untersuchungen einbezogen.
Die klare Bestimmung der genannten Zielpopulationen für die Jugendforschung erzwang von vornherein eine differenzierte Betrachtung der Jugend, die Überwindung pauschaler Aussagen über *die* Jugend. Die spezifischen Lebens- und Entwicklungsbedingungen, die spezifischen Bewußtseins- und Verhaltensstrukturen dieser Schichten wie auch ihre eigenen, nach wichtigen demographischen Kriterien ermittelten Untergruppen wurden systematisch herausgearbeitet.
Allein am ZIJ wurden in den zurückliegenden 22 Jahren über 200 große Studien sowie etwa weitere 200 mittleren Umfangs zu den verschiedensten Themen der Jugendentwicklung durchgeführt. Da dort, wo es zweckmäßig und möglich erschien, stets großer Wert auf die Vergleichbarkeit der Daten gelegt wurde (Verwendung psychologischer Tests, Konstruktionen eigener Tests und Indikator-Standards, Einhaltung weiterer Normen der empirischen Forschung), existiert eine reichhaltige Datenbasis, die sowohl zwischen den Studien wie zwischen den Schichten und weiteren Untergruppen der Jugend vielfältige Vergleiche gestattet. Sie wurde und wird durch Sekundäranalysen weiter ausgewertet. Das am ZIJ entwikkelte Niveau der elektronischen Datenverarbeitung gestattet Rückgriffe bis Ende der 60er Jahre. Mehrere Studien wurden unter sozialstrukturellen Aspekten konzipiert und ausgewertet. Die Abhängigkeit der Persönlichkeitsentwicklung von sozial-

strukurellen, demographischen Positionen ist beträchtlich (vgl. *Gerth*, 1982; *Bathke*, 1985).

Große Aufmerksamkeit haben wir am ZIJ Längsschnittstudien geschenkt. Das resultiert aus der sozialpsychologischen Orientierung, dem besonderen Interesse am Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung der Sozialisation im Jugendalter. Die erste Studie dieser Art wurde bereits 1968 bei über 1 400 Leipziger Schülern der 6. Klassen (12- bis 13jährige) begonnen und bei der identischen Population in zumeist Jahresintervallen bis 1982 fortgeführt. Je Versuchsperson wurden jährlich 600 bis 1 000 Daten über wesentliche Variablenbereiche erhoben, wie z. B. körperlicher Entwicklungsstand, Schul-, Berufs-, Leistungsmotivation, Wertorientierungen, Intelligenz, Schul- und berufliche Leistungen, kulturelles Verhalten, Freizeit, Partnerbeziehungen, Sexualität etc. (vgl. *Friedrich/Müller*, 1980).

Eine ähnlich komplex angelegte Intervallstudie wurde 1970 bei über 1 500 Studenten mehrerer Universitäten und Hochschulen begonnen, während des Studiums jährlich, danach mit größeren Abständen bis 1985 fortgesetzt. Zuletzt also nach 10jährigem Praxiseinsatz auf postalischem Wege und bei reduzierter Teilnehmerzahl (vgl. *Starke*, 1979).

Inzwischen wurden beide Intervallstudien nach einem Zeitabstand von etwa 10 Jahren bei echt vergleichbaren Samples wiederholt. Bei den Schülern wurde diese Wiederholungsstudie allerdings nach 6 Intervallen mit dem 19./20. Lebensjahr abgebrochen. Gegenwärtig führen wir auf der Grundlage der bisher gesammelten Erfahrungen eine weitere Intervallstudie bei Schülern durch. Sie wurde, im Unterschied zu den bisherigen, bereits in der 3. Schulklasse begonnen (8- bis 9jährige) und kann bei einer 500 Schüler umfassenden Teilpopulation sogar bis zum 4. Lebensjahr zurückverfolgt werden, da der Anschluß an eine exakt durchgeführte psychologische Untersuchung hergestellt werden konnte. Damit wollen wir weiter an die »Wurzeln« der Persönlichkeitsentwicklung herankommen. Viele unserer Forschungen weisen auf die gravierenden Prägeprozesse im ersten Lebensjahrzehnt hin.

Mit diesen drei Intervallstudien bei Schülern/Lehrlingen wie auch mit den beiden Intervallstudien bei den Studenten verfügen wir über die wohl seltene Möglichkeit, mehrjährige ontogenetische Entwicklungsprozesse, biographische Trends bei verschiedenen Kohorten, etwa in 10 Jahresabständen (Ende der 60er, 70er, 80er Jahre) zu vergleichen. Sowohl die Populationen wie wesentliche Teile der Methodik als auch die Versuchssituation sind vergleichsfähig und gestatten Aussagen über die zeitgeschichtliche Abhängigkeit von biographischen Entwicklungsprozessen. Die vorliegenden Ergebnisse belegen eindrucksvoll die großen Wirkungen der verschiedenen historischen Situationen. Sie weisen zahlreiche Hypothesen der traditionellen Jugendpsychologie zurück, die ja die Entwicklung des jungen Menschen weitgehend unabhängig von seiner konkret-historischen Situation und Zeit sah. Der enorme forschungsorganisatorische Aufwand wird durch die Ergebnisse belohnt (vgl. *Müller*, 1987).

Weitere größere Intervallstudien wurden vom ZIJ durchgeführt zur beruflichen und Persönlichkeitsentwicklung junger Arbeiter im Alter von 22 bis 25 Jahren, über typische Entwicklungen von jungen Ehepaaren in den ersten fünf Ehejahren (vgl. *Pinther/Rentsch*, 1980), über die Entwicklung von 360 Zwillingspaaren im Jugendal-

ter (vgl. *Friedrich/Kabat vel Job*, 1986), über die Laufbahn und Persönlichkeitsentwicklung von hochbefähigten Schülern.
Gegenwärtig beginnt eine Intervallstudie im frühen Schulalter über die sozialen und motivationalen Determinanten von musikalischen Talenten.
Am ZIJ wurden und werden nicht nur die sozial-motivationalen Dispositionen der Persönlichkeit wie Wertorientierungen, Einstellungen, Bedürfnisse, Motive, sondern auch die kognitiven Strukturen, ihre Entwicklung und soziale Bedingtheit beachtet. Das Leistungsverhalten der Persönlichkeit wurde in zahlreichen Studien, besonders in den Intervallstudien untersucht, wobei die Wechselbeziehungen zwischen motivationalen und kognitiven Dispositionen sowie die Entwicklung intellektueller Fähigkeiten und schöpferischer Tätigkeit im Arbeitsprozeß besonders analysiert wurden (vgl. *Friedrich/Hoffmann*, 1986; *Mehlhorn/Mehlhorn*, 1986). Zentrale Themen der DDR-Jugendforschung sind:

- Die Entwicklung der Lehrlinge und jungen Arbeiter im Ausbildungs- und Arbeitsprozeß. Vorbereitung auf die Aufgaben der wissenschaftlich-technischen Revolution. Neue Anforderungen an die Aus- und Weiterbildung, berufliche Disponibilität. Herausbildung der Fähigkeiten und Motivationen zur schöpferischen Arbeit. Veränderung der Arbeits- und Lebensbedingungen und deren Folgen für die Wertorientierungen und gesamten Lebensweise junger Arbeiter.
- Die Persönlichkeitsentwicklung der Studenten. Soziale Bedingungen hoher Studienleistungen. Die aktive, selbständige wissenschaftlich-produktive Tätigkeit der Studenten. Die Förderung von hochbefähigten Studenten. Der Übergang vom Studium zur beruflichen Arbeit. Die Spezifik der Fachrichtungen (Sektionen).
- Leistungs- und Sozialverhalten Jugendlicher in der landwirtschaftlichen Produktion. Das Leben auf dem Dorfe.
- Die Funktion der Kultur und Massenmedien im Leben der Jugend. Neue Inhalte der Freizeitinteressen und Verhaltensweisen der verschiedenen Schichten der Jugend. Die Herausbildung kulturell-künstlerischer Orientierungen und selbständiger Tätigkeiten. Sportliche und touristische Interessen/Aktivitäten der Jugend. Erziehung zur gesunden Lebensweise.
- Die Entwicklung des weltanschaulich-moralischen Bewußtseins und aktiven gesellschaftlichen Verhaltens der Jugend. Die engagierte Mitgestaltung des gesellschaftlichen Lebens im Rahmen der FDJ und der vielfältigen weiteren Formen der sozialistischen Demokratie. Die Rolle der FDJ als Interessenvertreter der Jugend.
- Die Bedeutung der familiären Lebensweise für die Persönlichkeitsentwicklung Jugendlicher. Gestaltung der Beziehungen zwischen Jugendlichen und ihren Eltern.
- Die Partnerbeziehungen Jugendlicher. Liebe und Sexualität im Leben junger Leute. Formen des Zusammenlebens: Junge Ehe und Lebensgemeinschaften.
- Lebensweise und berufliche Bewährung junger Frauen. Entwicklungswege, Chancen und Ansprüche von Mädchen und jungen Frauen in der sozialistischen Gesellschaft.
- Grundprozesse der Persönlichkeitsentwicklung im 2. Lebensjahrzehnt. Sozialisa-

tion/Personalisation im frühen Jugendalter. Die Herausbildung der Wert- und Lebensorientierungen. Die Entwicklung geistiger Leistungsfähigkeiten, besonders von Begabten und künstlerischen Talenten.

Literatur

(mit wichtigen Institutsadressen)

Volksrepublik Bulgarien

Mitew, P.: Sociology facing the problem of youth. Sofia 1982 – *Mitew, P.:* Das Zentrum für Jugendforschung in Sofia. Jugendforschung in den sozialistischen Ländern. ZIJ-Druck, Leipzig 1976 – *Mitew, P.:* Youth and the socio-biological stratification of society. Sonderdruck. Beitrag auf Weltkongreß der Soziologen, New Delhi 1986–

Institute of Youth Studies, 1619 Sofia, 17 Tchervena Iskra Str., Bulgaria

Volksrepublik Polen

Adamski, W.: The young Generation as an Agent of Social Change. Sociology of Youth. Mexico 82 ed. by Research Commitee 34. Sofia 1983 – *Bogusz, J./Nowacki, G.* (Red.): Jugend und Jugendverbände in 40 Jahren Volkspolen (Młodziez i zwiazki młodziezyw czterdziestoleciu Polski Ludowej). Warschau 1987 – *Kozakiewicz, M.:* Die Jugend in der Zeit der Umbrüche (Młodziez w okresie przełomow). Warschau 1984 – *Kurowski, J.M.* (Red.): Theoretisch-methodologische Probleme der Jugendforschung (Teoretyczno-methodologiczie problemy badan nad młodziezy). Warschau 1986 – *Mika, St.:* Jugendforschung in der Volksrepublik Polen. Jugendforschung in sozialistischen Ländern. ZIJ-Druck. Leipzig 1976

Institut für Jugendforschung: Instytut Badán Problemów Młodzieży, ul. Zagórna 3, Warszawa, PL 00 – 441

Laboratorium für Studentenforschung: Instytut Szkolnictwa Wyższego i Polityki Naukowej, ul. Nowy Swiot Warszawa, PL 00 – 930

Sowjetunion

Filippow, F.R., Mitev, P.E.: Jugend und Hochschulbildung. Moskau 1985 (russ.) – *Ikonnikowa, S.N.:* Jugend. Eine soziologische und sozialpsychologische Analyse. Leningrad 1974 (russ.) – *Ilinski, I.M.:* 10 Jahre Wissenschaftliches Forschungszentrum (NIZ) an der Komsomolhochschule beim ZK des Komsomol (1976–86). Manuskriptdruck am NIZ, 1986 (russ.) – *Koslow, A.A., Starke, U.:* Lebensweise und Persönlichkeitsentwicklung von Studenten. Leipzig 1985 – *Koslow, A.A., Lisowski, W.T.:* Der junge Mensch. Moskau 1986 (russ.) – *Larmin, O.V., Suna, U.E.:* Studentenforschung in der UdSSR. Jugendforschung in sozialistischen Ländern, Teil I/1976, Manuskriptdruck am ZIJ Leipzig – *Schubkin, K., Gospodinow, K.:* Youth and Labour. Sofia 1983 – *Titma, M.H., Saar, E.A.:* Die junge Generation. Moskau 1986 (russ.) – *Titma, M.H.* u.a.: Lebensweg einer Generation: Wahl und Wirklichkeit. Tallinn 1985 (russ.)

Forschungszentrum der Komsomolhochschule beim ZK des Leninkomsomol, ul. Junosti 5/1, Moskwa, UdSSR 117 442

Institut für internationale Arbeiterbewegung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Kolpatschny per. 9a, Moskwa-Zentr., UdSSR

Forschungsgruppe Prof. Titma, ENSV TA AJALOO INSTITUUT, Estonia pst. 1, Tallinn, UdSSR 200 101

Institut für komplexe Sozialforschung der Leningrader Shdanow-Universität, ul. Krasnaja 60, Leningrad, UdSSR 190 000

Sozialistische Republik Rumänien

Datculescu, P.: Theoretische und praktische Aspekte der Jugendforschung in der SR Rumänien. ZIJ-Manuskriptdruck. Leipzig 1976 – *Mahler, F.:* Juventology and Youth. The Research Centre on Youth. Youth in contemporary Romanian Society. Bucaresti 1982 – *Mahler, F.:* Introducere in Juventologie. Bucaresti 1983 – *Manolescu, M.:* Youth, research, social action in the light of the year 2000. Sonderdruck des Zentrums in Bukarest 1987

Centrul de Cercetari Pentru Problemele Tineretului, Str. Onesti nr. 4–6, Bucuresti – 1

Tschechoslowakai (ČSSR)

Munk, J., Holda, D., Matejowsky, A.: Studenten der Hochschulen. Karls-Universität, Prag 1985 – *Holda, D., Cermakova, Z.:* Entwicklung der Wertorientierungen der jungen sozialistischen Intelligenz. Prag 1986 – *Dubsky, V.* u. a.: Die werktätige Jugend in der sozialistischen Gesellschaft. Prag 1983 – *Charvat, F., Sak, P.:* Analyse der Sozialstruktur der tschechoslowakischen Jugend und Prognose bis zum Jahre 2000. Tschechoslowak. Akademie der Wiss. 1985

Zahlreiche Aufsätze über Themen der Jugendforschung finden sich in Zeitschriften »Impuls« und Soziologische Zeitschrift (Soc. casopis).

Czechoslovak Academy of Sciences, Institute for Philosophy and Sociology, Jilska 1, Praha 1

Univerzity Karlovy, Institute for Marxism – Leninism, Celetná 20, Praha 1

Volksrepbulik Ungarn

Bekes, Z.: Die Aufgaben des Forschungsprogramms »Wissenschaftliche Begründung der Jugendpolitik« im Zeitraum des VII. Fünfjahresplanes. Tarsadalomtudomanyi Közlemenyek 3/1986 – *Gaszo, F.* (Hg.): Soziale Prozesse im Bereich der Jugend (Abschlußstudie über die Ergebnisse des Jugendforschungsprogramms zwischen 1981 und 1985). Budapest 1987 – *Harcso, I.* (Hg.): Jugendstatistische Datensammlung 1984. Budapest 1986 – *Keri, L.* (Hg.): Theoretische Probleme der politischen Sozialisation. Budapest 1987 – *Molnar, P., Zinnecker, J.:* Jugend in der BRD und in Ungarn 1984/85. Manuskriptdruck. Budapest/Siegen 1987 – *Halay, T.:* Einige methodologische und methodische Probleme der Jugendforschung in der VR Ungarn. Jugendforschung in den sozialistischen Ländern (ZIJ-Manuskriptdruck). Leipzig 1976

Gesellschaftswissenschaftl. Institut des ZK der USAP (Gaszo, Bekes, Molnar), MAGYAR SZOCIALISTA MUNKASPART, KÖZPONTI BIZOTTSAGA, TARSADALOMTUDOMANYI INTEZETE, Benczur u. 33, Budapest VI., H 1068

Deutsche Demokratische Republik

Bathke, G.: Sozialstrukturelle Herkunftsbedingungen und Persönlichkeitsentwicklung von Hochschulstudenten. Diss. B, 1985 – *Friedrich, W., Kossakowski, A.:* Zur Psychologie des Jugendalters. Berlin 1962 – *Friedrich, W., Henning, W.:* Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozeß. Berlin 1975/1980 – *Friedrich, W., Müller, H.:* Psychologie der 12- bis 22jährigen. Berlin 1980 – *Friedrich, W., Voss, P.:* Sozialpsychologie für die Praxis. Berlin 1988 – *Friedrich, W., Kabat vel Job, O.:* Zwillingsforschung international. Berlin 1986 – *Friedrich, W., Hoffmann, A.:* Persönlichkeit und Leistung. Berlin 1986 – *Gerth, W.:* Persönlichkeit und Sozialstruktur. Diss. B, 1982 – *Mehlhorn, H.-G., Mehlhorn, G.:* Begabung Schöpfertum Persönlichkeit. Zur Psychologie und Soziologie des Schöpfertums. Berlin 1985 – *Müller, H.:* Zur Untersuchung von Verlaufsformen und Faktoren der Persönlichkeitsentwicklung im Jugendalter. Diss. B, 1987 – *Pinther, A., Rentsch, S.:* Junge Ehe heute. Leipzig 1980 – *Starke, K.:* Jugend im Studium. Berlin 1979

Zentralinstitut für Jugendforschung, beim Amt für Jugendfragen, beim Ministerrat der DDR, Stallbaumstr. 9, Leipzig, 7022

Bei der Informationsbeschaffung haben mich *Jan Bogusz* (Warschau), *Peter Datculesku* (Bukarest), *Vladimir Dubski* (Prag), *Igor Ilinski* (Moskau), *Peter Mitev* (Sofia), *Peter Molnar* (Budapest) unterstützt. Ich danke ihnen herzlich. W. F.

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen

Teil I: Personenentwicklung in der Jugendforschung

Ingrid M. Deusinger

Jugend – die Suche nach der Identität

1. Zur Bestimmung des Begriffs »Identität«

Eine in den Konturen klare und weitgehend akzeptierte Definition des Begriffes »Identität«, das sei vorweg gesagt, läßt sich der vorliegenden, vielfältigen Literatur zur »Identität« nicht entnehmen. Gewichtige Belege für diese Sachlage soll die nachfolgende Darstellung aufzeigen. Zusammenfassende und begriffsgeschichtlich orientierte Veröffentlichungen zum »Identitätsbegriff« verweisen auf eine Gefahr der Begriffsverwirrung (*De Levita*, 1965; dt. 1971, 9), auf einen hohen Grad an »Problemverwirrung« und »Dunkelheit« (*Heinrich*, 1979, 133), die gegenwärtig den Gebrauch des Identitätsbegriffs kennzeichneten. Eine inflationäre Entwicklung der Identitätsdiskussion in den Sozialwissenschaften wie in der Philosophie bringe nicht nur Ergebnisse, sondern auch »Verwirrung«, »Problemwolken mit Nebelwirkung«, wie *Marquard* (1979, 347) ausführt; das Thema »Identität« habe »Identitätsschwierigkeiten«.

Eine geordnete Übersicht über die verzweigte Behandlung des Identitätsbegriffs in der Literatur würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. In einem Handbuch zur Jugendforschung liegt ein Literaturausschnitt nahe, der vornehmlich die Verwendung des Identitätsbegriffs im Rahmen der Sozialwissenschaften behandelt. Mit der Skizzierung einer Auswahl zentraler Fragen und Problemkreise der sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung, vor allem der Psychologie und Soziologie, soll im folgenden der jeweils verwendete Identitätsbegriff gekennzeichnet werden. Vornehmlich wird die Darlegung des Identitätsbegriffs den Bezug zu der in diesem Werk behandelten Jugendforschung aufzeigen. Eine kritische Betrachtung der vorgenommenen Begriffsbestimmungen soll auch im Zusammenhang mit aktuellen empirischen Forschungsbefunden erfolgen.

1.1. Zur Verwendung des Identitätsbegriffs in den Sozialwissenschaften

Die Verwendung des Identitätsbegriffs in den Sozialwissenschaften hat ihre Wurzeln in der Philosophie und Theologie. Hierauf kann nur einführend verwiesen werden. *Marquard* (1979, 353ff.) kennzeichnet typologisch vereinfachend zwei Identitätsversionen: Die griechische Philosophie bestimme Identität als Allgemeinheit; entscheidend sei für sie, daß jegliches Seiende mit ihm selber dasselbe sei, zudem – zumindest als Seiendes, das den Charakter des Identischen habe: also in bestimmter Hinsicht – mit allem anderen dasselbe sei. Identität negiere den Unterschied: das Anderssein und das, was Anderssein verursache, die Veränderung. Für diese griechische Philosophie der »Allgemeinheitsidentität« sei das Identische das Nicht-Andere (vgl. *Nikolaus v. Cues*, De non aluid, 1462). Die zweite Identitätsversion vertrete die biblische Theologie in der »Besonderheitsidentität«.

Identität wird als »Besonderheit« interpretiert. Für die biblische Theologie werde als entscheidend bestimmt, daß »Gott derjenige ist, der er ist« in einer unendlichen qualitativen Differenz zu allem anderen. Identität werde hier vom Unterschied bestimmt: vom Anderssein und dem, was Anderssein verursache, die Veränderung. Das Identische werde in der biblischen Theologie als das ganz Andere interpretiert. Beide Versionen, die philosophische und die biblisch-theologische, kommen auf Gott. In der geschichtlichen Folge werde versucht, beide Versionen, die Allgemeinheitsidentität und die Besonderheitsidentität, zur Deckung zu bringen, sie sollen in Gott kongruieren. Diese Besonderheitsidentität des einzigartigen Ganz-anders-Seins wird als schwierige und folgenreiche Identität gekennzeichnet: Im Zuge der Neuzeitgeschichte kam es zum Identitätsverlust Gottes, was schließlich *Nietzsche* als den »Tod Gottes« und *Heidegger* als die »Epoche des Seins« diagnostizierten. Gott kann Identität nicht mehr garantieren. Das provozierte, so *Marquard*, den Versuch, Identität aus dem Außerweltlichen ins Diesseits zu retten. Dies könne man als Emanzipation der Identität bezeichnen: sie sei das Identitätspensum der Neuzeit. Identität kennzeichnet Marquard als eine philosophische Grundvokabel, die in die Sozialpsychologie und Soziologie ausgewandert sei, nun aber wieder als ein »Erfolgswort« in die Philosophie zurückkehre, z. B. in der neuen Identitätsphilosophie von *Habermas* (1968; 1973a und b; 1974) und in den philosophischen Thesen von *Lübbe* (1976).

1.2. Die gegenwärtige Identitätsdiskussion

1.2.1. Zur »Identität« des Individuums

In der aktuellen Identitätsdiskussion wird Identität vorherrschend bestimmt als Antwort auf die Frage, wie (was) einer ist. Diese Frage kann einer – selbst – für sich selbst beantworten. Die Person identifiziert sich damit selbst, Subjekt und Objekt der Identifizierung sind in einer Person vereint. Identität ist hier verstanden als Begriff für die Aussagen (ebenso wie für die Gedanken, Bewertungen, Überlegungen, Gefühle etc.) über sich selbst. Der Vorgang ist humanspezifisch: der Mensch nimmt als ein Wesen mit der Fähigkeit, sich selbst zum Gegenstand seiner Bewußtseinsprozesse zu machen, eine Sonderstellung ein. Aus dem allgemeinen Identitätsproblem: Wie können zwei Dinge voneinander unterscheidbar und nur ein Einziges sein *(Leibniz)*? (oder: Wann kann man behaupten: A = A?) wird die Variante abgeleitet: Wie kann ein Mensch sich selbst fragen und für sich selbst beantworten: Wie (wer oder was) bin ich?

Die Antwort auf die Frage, wie (was) einer ist, kann auch ein anderer, nicht die Person für sich selbst geben. Die Selbstwahrnehmung und Selbstbeurteilung wird von einer Fremdwahrnehmung und Fremdbeurteilung unterschieden. Die Ergebnisse einer Selbst- und Fremdbeurteilung ein und desselben »Objekts« müssen nicht übereinstimmen. *Schopenhauer* (1891) zeichnet sie in seinen »Aphorismen zur Lebensweisheit« eher als verschieden: Er führt drei Grundbestimmungen an als das, »was den Unterschied im Loose der Sterblichen begründet (...). Sie sind: 1. Was einer ist: also die Persönlichkeit, im weitesten Sinne (...). 2. Was einer hat: also

Eigentum und Besitz in jeglichem Sinne. 3. Was einer vorstellt: unter diesem Ausdruck wird bekanntlich verstanden, was er in der Vorstellung Anderer ist, also eigentlich, wie er von ihnen vorgestellt wird. Er besteht demnach in ihrer Meinung von ihm, und zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.«

Das, was einer in der Wahrnehmung und Auffassung anderer darstellt, wird vornehmlich in der Philosophie von dem, was er ist, unterschieden. *Marquard* kennzeichnet dies als Quintessenz der Traditionsmeinung über *Platon, Kant, Schiller, Scheler, Heidegger*, wie auch *Schlieffen* und *Wilhelm Busch*. Ein Unterschied zwischen dem Selbst und dem, was es »vorstellt«, wird hervorgehoben als »Seinsmehrwert«, »Eigentlichkeitsüberschuß«, »Wesensplus« oder »Eigentlichkeitsabstand« (vgl. *Marquard*, 1979, 349). Unter Hinweis auf die noch zu diskutierende Selbstkonzeptforschung der Gegenwart ließe sich weiter fragen: Wie ist das mit der Übereinstimmung von Selbst und Selbstbeurteilung? Wie ist die Definition seines Selbst, die Selbstbeurteilung, im Vergleich mit dem Selbst zu bewerten? Sind sie identisch oder besteht auch hier prinzipiell »ein Wesensplus«, ein »Eigentlichkeitsabstand« des Selbst gegenüber seiner Selbstwahrnehmung? Eine Frage, die in der Diskussion aktueller sozialpsychologischer Forschung aufzunehmen ist.

Unsere Darstellung zur Definition des Identitätsbegriffs muß hier eine Eingrenzung erfahren. Im Mittelpunkt unserer Betrachtung steht nun Identität als selbstreflexiver Prozeß eines Individuums. Eine Person betrachtet sich bewußt selbst, stellt Identität über sich her, indem sie ihre aufgenommenen und verarbeiteten Erfahrungen über sich selbst reflektiert. Diese subjektive Identitätsbestimmung wird in der Literatur unterschiedlich bezeichnet, z. B. als persönliche, personale, individuelle, subjektive Identität, als subjektive Identitätserfahrung (vgl. z. B. *Krappmann*, 1971; *Neubauer*, 1976; *Luckmann*, 1979; *Nunner-Winkler*, 1985), als Identitätsgefühl (*De Levita*, 1971, 202 – für die Ich-bin-Ich-Erfahrung), als Ich-Identität (*Erikson*, 1966), als Selbst-Identität (*Reck*, 1981), als Individualität bzw. numerische Identität (*Tugendhat*, 1979), als Selbst-Schemata (*Markus*, 1977).

Kant spricht dem Individuum einen »Identitätssinn« zu (vgl. *Heinrich*, 1979, 138): Im Bewußtsein der Person als denkendem Subjekt weiß sich die Person als dieselbe in allen ihren Gedanken, welche ihrerseits voneinander verschieden sind. *Hume* (1978, 328) verwendet bereits 1740 im Kapitel »Von der persönlichen Identität« seines Traktats über die menschliche Natur den Begriff »feeling«, *Harré* (1983, 31) wählt den Begriff »sense of personal identity«. Im Gegensatz zu *Frey* und *Haußer* (1987, 4ff., mit dem Hinweis auf die Übersetzung von »feeling« durch *Lipps*) scheint es der Verfasserin angemessen, Identität in dem diskutierten Sinne mit Selbsterfahrung und Selbstwahrnehmung zu verbinden und weniger mit »innerer Wahrnehmung« oder »Innenperspektive«. Damit können spätestens bei der Diskussion theoretischer Konzepte zur Selbst- und Fremdwahrnehmung begriffliche Unklarheiten vermieden werden. – Aufnahme, Verarbeitung, Speicherung und bewußte Reflexion von Erfahrungen zur eigenen Person werden in der Literatur als besondere Bewußtseinsleistung verstanden, als eine Leistung, deren Voraussetzungen dem Individuum im Laufe seiner persönlichen Entwicklung, vornehmlich mit der Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten, zuwachsen. Im Jugendalter – so kann aus den Befunden der Intelligenzforschung abgeleitet werden – erreichen die

geistigen Fähigkeiten des Individuums einen Entwicklungsstand, der als eine der Bedingungen für die bewußte Reflexion der eigenen Person betrachtet werden kann.
Ein in den Sozialwissenschaften ebenso häufig betrachteter Zusammenhang bestimmt Identität im Sinne von »sozialer«, »öffentlicher«, »situierter« Identität vornehmlich im Kontext der Fremdbeurteilung der Person: In einem sozialen System werden dem Individuum von anderen Personen Merkmale und Rollenerwartungen zugeschrieben, durch die es kenntlich und identifizierbar wird (vgl. *Garfinkel*, 1956; *Mannheim*, 1956; *Goffmann*, 1963; *Gordon*, 1968; *Alexander/Lauderdale*, 1977; *Sarbin/Scheibe*, 1983). Es handelt sich um eine Typisierung, Status- und Rollenzuschreibung.

1.2.2. Zur »Identität« von Personen im Plural

Die Bezeichnungen: »kulturelle«, »ethnische« und »nationale« Identität (*Weinreich*, 1983; *Hübner-Funk*, 1985; *v. Krockow*, 1985; *Mayer*, 1986), »Gruppenidentität« und »corporative identity« (*Antonoff*, 1985) beschreiben, vorwiegend im Sinne der Fremdbeurteilung, mehrere Personen (Personen im Plural) als Gruppen, Organisationen, Schichten, Klassen, Nationen, Kulturen und suchen sie mit Merkmalskombinationen zu identifizieren. Ein Mitglied des betreffenden sozialen Systems, das dieses beurteilt, – etwa ein Jugendlicher, der die Jugend charakterisiert, oder ein Deutscher, der die Deutschen beschreibt, – kann nicht als identisch mit dem sozialen System betrachtet werden, wie dies bei der Selbstbeurteilung des Individuums der Fall wäre: das Individuum als Mitglied des betrachteten sozialen Systems ist vielmehr nur ein Teil dieses sozialen Systems, das es beurteilt, »identifiziert«: Fremd- und Selbstwahrnehmung gehen in diesen Urteilsprozeß ein.
Die genannten Begriffe »Gruppenidentität«, »kulturelle« oder »ethnische« Identität bezeichnen die Merkmale einer »Gruppe«, die konstant bleiben, obwohl die Mitglieder der »Gruppe«, der kulturellen oder ethnischen Gemeinschaft etc. variieren. Der Begriff »Gruppenidentität« impliziert, daß eine Nation, eine politische Partei, ein Verein, ein Klub etc. sich gleichbleiben, selbst wenn alle Mitglieder durch andere ersetzt würden. Diese ihre Identität kann eine »Gruppe« z.B. bewahren durch eine bestimmte Variationsbreite beim Festlegen der Regeln und Standards, durch Selektivität bei der Aufnahme von neuen Mitgliedern: es wird nur der aufgenommen, der zur Gruppe paßt, durch Übertragung der Gruppenideologie auf die neuen Mitglieder: z.B. durch Schulung, Erziehung etc., durch Symbole und Riten (vgl. *de Levita*, 1971, 68f.). –

1.2.3. »Identität« und »Selbst«

James (1890), der die sozialwissenschaftliche Forschung der Gegenwart besonders beeinflußte, nimmt Überlegungen der Identitätsphilosophie auf, wenn er eine von *Leibniz* und *Kant* eingeführte Unterscheidung zwischen dem »reinen Ich« und dem »empirischen Ich« beobachtet und ein »Pure Ego», das Subjekt, der reflektierende Teil der Person, das reine Selbst, einem empirischen Ich als »Me«, dem Objekt der

Reflexion, gegenüberstellt. Das »Ich« oder »reine Ego« und das »Mich« zusammen nennt er das »Selbst«. Das »Selbst« geht nach *James* unauffällig in alles ein, was ein Mensch als sein Eigen kennzeichnet, »nicht nur sein Körper und seine psychischen Fähigkeiten, sondern auch seine Kleider, sein Haus, sein Weib, seine Kinder, seine Vorfahren und Freunde, seine Ehre und Arbeit, seine Güter und Pferde, oder auch eine Jacht und ein Bankkredit« (1890, zit. n.d. deutschen Fassung, 1909, 17). Dieses von *James* definierte »Selbst« ist aus drei Konstituenten zusammengesetzt: aus dem »materiellen«, dem »sozialen« und dem »geistigen« (spirituellen) Selbst. Zum »materiellen« Selbst gehört vor allem der Körper, es wird jedoch auch auf Kleidung und Besitztümer ausgedehnt. Das »soziale« Selbst umfaßt die Anerkennung, die die Person in seiner sozialen Umwelt erfährt. Das Individuum will bemerkt werden und hat nach *James* so viele »soziale Michs«, wie es Leute gibt, die es bemerken können. Es wendet jedem Mitmenschen, der von Interesse für es ist, eine spezifische, verschiedene, Seite seiner Persönlichkeit zu. Das soziale Selbst tritt auch in Form von Gefühlen auf, wie etwa Stolz, Eitelkeit, Selbstachtung, Verwirrung, Scham und Schuld. Das »geistige Selbst« umfaßt nach *James* alle psychischen Funktionen, Fähigkeiten und Dispositionen. »Instinkte« veranlassen das Individuum zur Erhöhung seines Selbst. Identitätsbewußtsein und Identitätsgefühl stellt *James* auf eine Stufe. Die verschiedenen »Michs« bilden eine Hierarchie. Alles, was sein Eigen ist, erfaßt das Individuum mit einer spezifischen »Wärme und Intimität«. In *James* Werk können drei verschiedene Identitätsbegriffe aufgezeigt werden, jeder dieser ist aus einer anderen Denkrichtung hervorgegangen. Durch die Kombination bereichern sie nun einen Identitätsbegriff, mit dem nach Auffassung *de Levitas* (1971, 50) »vorher kaum etwas anzufangen war«. *James* Überlegungen wurden in der nachfolgenden sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung durch weitere Begriffe wie Rolle und Status ergänzt. Ebenso ist *Cooleys* (1902) Begriff des »Looking Glass-Self« bis heute für die sozialwissenschaftliche Identitätsforschung prägend. Er nimmt den Gedanken der Selbstdarstellung in der Meinung der anderen auf. Die Meinung der anderen über die eigene Person erhält die Funktion eines Spiegels, in dem die Person ihr Selbst als »looking-glass-self« betrachten kann. Es ist darüber zu diskutieren, ob mit der Vorstellung *Cooleys* der diskutierte »Eigentlichkeitsabstand« des Selbst zu dem, was es vorstellt in der Auffassung anderer, verringert oder gar negiert wird. *Mead* (1934), als dritter Klassiker der sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung, greift die Trennung zwischen dem Subjekt, dem reflektierenden Teil der Person, dem Pure Ego, reinen Selbst, und dem Objekt der Reflexion, dem Mich, auf und bezeichnet sie als »I« und »me«. Für *G.H. Mead* ist das Selbst ein »Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält«, als Mensch vor Gesellschaft: Das Individuum orientiert sich in seinen Handlungen an dem, was der »generalisierte andere« von ihm erwartet. Im Gegensatz zu *Schopenhauer,* für den das, was einer ist, sich von dem unterscheidet, was einer vorstellt, bringt die Schule der Symbolischen Interaktionisten beides zusammen: für sie entsteht das, was einer ist, aus dem, was er – für die Gesellschaft – vorstellt, das geschieht durch die Internalisierung des generalisierten anderen. Was sich dieserart bildet, wird als die »Identität« der Person definiert. Bezogen auf unterschiedliche Referenzgruppen, Situation und Rollen der Person wird »Identität« multidimensio-

nal. Sozialisation wird als Prozeß des Identitätserwerbs verstanden. Auch an dieser Stelle ist es nicht möglich, in dem vorgegebenen Rahmen die vielfältigen Aspekte des sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffes zu kennzeichnen. *Marquard* (1979, 350f.) kritisiert in diesem Zusammenhang die theoretische Diskussion vornehmlich in der Soziologie, die den Verdacht entstehen lasse, daß der identitätssoziologische Identitätsbegriff selber zum Identitätshindernis werden könne: indem er zur Ersatzformel für Individuum und Person werde, trage er womöglich bei zum »Ende des Individuums« und zur »Auflösung der Person« (vgl. *Landmann*, 1971; *Schelsky*, 1975), eine Kritik, die zudem mit einem Teil der theoretischen Diskussion in der Sozial- und der Differentiellen Psychologie verbunden werden kann.

In der gegenwärtigen sozial- und differentiellpsychologisch orientierten Identitätsforschung hat sich – verschieden von der o.a. spezifischen Diskussion – das Interesse mehr dem Objekt der Selbstreflexion, dem empirischen »Me«, im Sinne von Selbstwahrnehmung und Selbstbeurteilung, von Selbsterfahrung, zugewandt. Die spezifische Blickrichtung wird mit »Selbstkonzeptforschung« bezeichnet. Antworten des Individuums auf die Frage: »Wie (wer, was) bin ich?« werden als reflexive Auseinandersetzung der Person mit sich selbst untersucht. Selbstkonzepte werden als Produkte der reflexiven Prozesse bezeichnet. Vom Selbstbericht wird auf Selbstkonzepte der Person geschlossen.

Zwar konnte auch in der Selbstkonzeptforschung bisher eine einheitliche Begriffsbildung nicht erreicht werden. Bemühungen der Operationalisierung und empirischen Untersuchung haben jedoch Erkenntnisfortschritte eher begünstigt als behindert. Hierauf soll im folgenden näher eingegangen werden. Selbstkonzepte werden als Aspekte von Identität verstanden, als Resultat der reflexiven Auseinandersetzung der Person mit sich selbst, als Ergebnis immer wiederkehrender Prozesse der »Selbstidentifizierung«. Selbstkonzepte fassen die vielfältigen Antworten des Individuums auf die Frage: »Wer (wie) bin ich?« zusammen, Antworten, von denen angenommen wird, daß sie die »Identität« des Individuums schaffen und gestalten. Mit dem Begriff »Selbstkonzepte« wird die individuelle Auffassung der Person über alle relevanten Merkmale der eigenen Person umschrieben, wie sie etwa in Selbstattributionen zu Fähigkeiten, Interessen, Wünschen, Gefühlen, Stimmungen, Wertschätzungen und Handlungen der eigenen Person hervortreten. In der Selbstkonzeptforschung werden die Antworten des Individuums auf Fragen zu seinen identitätskonstruktiven Merkmalen, seinen Vorstellungen der und Beurteilungen zur eigenen Person gesammelt und ausgewertet. Es wird ein Real- und Idealkonzept unterschieden: die Selbstwahrnehmung und Selbstbeurteilung darüber: »wie ich (real) bin« und »wie ich gerne sein möchte«. Das »empirische Ich« (vgl. *Leibniz* und *Kant*) oder das »Me« oder »Mich« (vgl. *James*) stehen im Mittelpunkt der aktuellen empirischen Selbstkonzeptforschung. Das »reine Ich« oder »pure Ego« wird in theoretischen Ansätzen nur beachtet. Die Selbstkonzeptforschung sieht eine Differenz: den zuvor diskutierten »Eigentlichkeitsabstand« zwischen dem Selbst zu dem, was es vorstellt in der Auffassung anderer, auch wenn sie die Auffassung anderer von der eigenen Person als die Auffassung bedeutsamer anderer in ihrem Einfluß auf die Entstehung von Selbstkonzepten jetzt anders gewichtet. Vielmehr aber noch wird die Differenz betrachtet zwischen dem der Forschung zugänglichen Teil des

»empirischen Ichs«, über das durch interessante empirische Befunde Erkenntnisfortschritte erzielt werden können, und dem »reinen Ich«. Auch können die Forschungsbefunde nur einen Teil des »empirischen Ichs« abbilden. Es bleibt eine Differenz zwischen dem Selbst der Person und dem, was in der Selbstkonzeptforschung an Erkenntnis über das Selbst der Person gewonnen wird. Der unklare und vieldeutige Identitätsbegriff wird zumeist vermieden. Es werden Aspekte der Identität: die reflexive Auseinandersetzung der Person mit sich selbst, ihr Bild von der eigenen Person, isoliert und untersucht. Selbstkonzepte, so wird angenommen, entstehen in der sozialen Interaktion des Individuums mit bedeutsamen anderen. Sie werden als das Ergebnis vielschichtiger Lernprozesse verstanden (weitere Ausführungen vgl. *Neubauer* in diesem Band). Eine zentrale Frage ist: Sind »Selbstkonzepte«, das sind Antworten auf die Frage: »Wie (was) bin ich«, über einen bestimmten Zeitabschnitt relativ stabil und situationsübergreifend (Trait-Ansatz), oder sind sie prinzipiell als zeitinstabil und situationsabhängig (State-Ansatz) zu verstehen? Selbstkonzepte, die als ein Teil dessen bestimmt werden, was in der Tradition mit »Identität« bezeichnet wird, als ein Teil des »empirischen Ichs«, können nach den bisher vorliegenden empirischen Befunden eher als situationsübergreifend bestimmt werden. Sie entwickeln und verändern sich im Laufe der individuellen Sozialisation. In einem definierten Zeitabschnitt jedoch erscheinen »Selbstkonzepte«, d.h. die Vorstellungen, Überlegungen, Empfindungen des Individuums zu der Frage: »Wie (was) bin ich?«, erscheint also »individuelle Identität«, relativ stabil.

Vornehmlich die theoretischen Überlegungen und Ausführungen *Allports* (1937; 1961; 1963; 1970) und *Eriksons* (1966) lassen die Annahme zu, daß Jugendalter in besonderem Maße mit »Suche nach Identität« gekennzeichnet werden kann, eingrenzend bestimmt als »Suche nach dem empirischen Ich«.

2. Identität und Jugendalter

2.1. Theoretische Konzepte

Allport (1937; 1961; 1963; 1970) verarbeitet in seinem eklektizistischen Ansatz die in der Literatur hervorgetretenen philosophischen und sozialpsychologischen Identitätsbegriffe. Es hat sich die Auffassung herausgebildet, daß die historische Entwicklung des Selbst innerhalb des Individuums geschieht. *Allport* nimmt mit allen ihm bekannten Autoren an, daß das Neugeborene noch kein Selbstbewußtsein besitzt, obwohl es vermutlich über Bewußtsein verfügt. Es erkennt sich selbst nicht als unterschieden von seiner Umwelt. Im Alter von 5–6 Monaten betrachtet das Kleinkind seine Finger und Zehen ebenso wie fremde Objekte. Im 8./9. Lebensmonat etwa erkennt es seine Eltern, jedoch noch nicht sich selbst im Spiegel. Sein Spiegelbild bezieht es auf andere und später erst auf sich selbst. Selbstbewußtsein, so wird angenommen, wird allmählich im Laufe der ersten fünf oder sechs Lebensjahre erworben. Als erster Aspekt der Selbstheit wird das körperliche Selbst definiert. Das Kleinkind entwickelt den »Sinn eines körperlichen Mich« (*Allport*

1970, 110). Die weiteren sich entwickelnden Aspekte der Selbstheit sind: (2) »Selbst-Identität«, als deren wichtiger Anhaltspunkt bleibt das Leben hindurch der Name der Person. (3) Selbstachtung, Stolz; (4) Ausdehnung des Selbst, verbunden mit dem Sinn für Besitz; (5) Selbstbild: das Kind beginnt zu wissen, was seine Eltern von ihm erwarten, und mit diesen Erwartungen sein eigenes Verhalten zu vergleichen; (6) Selbst als rational Handelnder: Dieser Aspekt des Selbst stimme, so Allport, ziemlich gut mit *Freuds* Definition des Ich überein. Für *Freud* sei das Ich der bewußte Teil der Persönlichkeit, dessen Aufgabe es sei, eine Lösung für die Probleme zu finden, die durch die Impulse (das Es), durch die äußere Umgebung und durch die Verbote gestellt wurden, die es von seinen Eltern und von der Gesellschaft (dem Überich) empfange. In der frühen Kindheit sei das Individuum zwar schon fähig gewesen, einfache Probleme zu lösen. Jetzt aber begreife es erst ganz, daß es eine rationale Fähigkeit habe: »Früher dachte es; jetzt aber denkt es über das Denken« (*Allport*, 1970, 121).

Allport nimmt *Eriksons* (1966) Vorstellungen auf, der auseinandersetzte, daß das Hauptmerkmal des Jugendalters »die nochmalige Suche nach Selbst-Identität« sei. Das zweijährige Kind sei schon durch ein vorläufiges Stadium gegangen. Aber später habe es sich sozusagen wieder verloren in den Gehorsam gegenüber seiner Familie und seiner Bande. Nun werde das Problem in der Adoleszenz wieder einmal akut. Das zentrale Problem werde: »Was bin ich eigentlich genau?«. Nach *Allport* hängt das Selbstbild des Jugendlichen von anderen ab: Er suche Beliebtheit und fürchte sich vor Mißachtung. Die bekannte Aufsässigkeit des Jugendlichen habe eine wichtige Beziehung zu seiner Suche nach Identität. Die Aufsässigkeit sei das Gegenstück zum Negativismus des Kleinkindes. Den Kern des Identitätsproblems für den Adoleszenten bilde die Wahl eines Berufes oder eines anderen Lebensziels. Langfristige Absichten und ferne Ziele fügten in der Adoleszenz eine neue Dimension zu dem Sinn der Selbstheit hinzu. Den nächsten Aspekt (7) der Selbstheit bezeichnet *Allport* daher als »Propriates Streben«. Ziele, eine Linie der Hoffnung werden als notwendig betrachtet, um ein Leben in seiner Gerichtetheit oder Intentionalität zusammenzuhalten. *Allport* nimmt in den von ihm skizzierten Aspekten der Selbstheit Vorstellungen von *James* auf, der einmal das Selbst als einen »Kämpfer für Ziele« definiert habe und damit den Aspekt des propriaten (zentralen) Strebens der Selbstheit betone. *James* sei sich wohl bewußt gewesen, daß noch andere Aspekte des Selbst vorhanden seien, die *Allport* nun beschrieben habe. Mit seiner Einteilung in »körperliche«, »materiale« und »spirituale« Selbste habe *James Allports* Analyse vorweggenommen, die mehr ins einzelne gehe. Die von *Allport* differenzierten Aspekte der Selbstheit setzten das Mich des Individuums zusammen, wie es gefühlt und gewußt werde.

Erikson (1966, 136ff.) betrachtet die Adoleszenz als einen Prozeß, der nur dann wirklich abgeschlossen sei, wenn das Individuum seine Kindheitsidentifikationen einer neuen Form von Identifikation untergeordnet habe, die es in der intensiven Gemeinschaft und im Wetteifern mit Gleichaltrigen errungen habe. Durch freies Rollen-Experimentieren in der Periode, die als »psychosoziales Moratorium« bezeichnet werden könne, suche der Mensch sich seinen Platz in irgendeiner der Sektoren der Gesellschaft. Dadurch gewinne der junge Erwachsene das sichere

Gefühl innerer und sozialer Kontinuität, das die Brücke bilde zwischen dem, was er als Kind war, und dem, was er nunmehr im Begriff sei zu werden; eine Brücke, die zugleich das Bild, in dem er sich selbst wahrnehme, mit dem Bilde verbinde, in dem er von seiner Gruppe, seiner Sozietät bestimmt werde. *Erikson* nimmt – wie *Allport* – die Vorstellungen von den Sozialpsychologen *James, Colley* und *Mead* u. a. auf. Er formuliert, daß sein Identitätsbegriff »sich weitgehend mit dem deckt, was verschiedene Autoren das »Selbst» nennen« (*Erikson*, 1966, 188). Für die Identitätsbildung des jungen Menschen ist nach *Erikson* sehr wesentlich, daß ihm Funktion und Stand zuerkannt werden als einer Person, deren allmähliches Wachsen und Sichwandeln Sinn hat in den Augen derer, die Sinn für ihn zu haben beginnen. Die Psychoanalyse habe noch nicht genügend in Rechnung gestellt, daß solches Erkanntwerden für das Ich bei den spezifischen Aufgaben der Adoleszenz eine absolut unentbehrliche Stütze darstelle (*Erikson*, 1966, 138). Die Identität sei, so *Erikson*, in der Adoleszenz nicht nur die Summe früherer Identifikationen, sie sei auch nicht eine Reihe zusätzlicher Identifikationen. Eine bloße Summierung der Kindheitsidentifikationen könne niemals zu einer funktionstüchtigen Persönlichkeit führen. Jene endgültige Identität, die am Ende der Adoleszenz erstehe, sei jeder einzelnen Identifikation mit den Beziehungspersonen der Vergangenheit durchaus übergeordnet, sie schließe alle wichtigen Identifikationen ein, aber verändere sie auch, um aus ihnen ein einzigartiges und einigermaßen zusammenhängendes Ganzes zu machen. Die psychosoziale Entwicklung des Individuums führe zu »Selbstgewißheit«: das Individuum fühle und glaube annähernd zu wissen, wer es ist, eine Selbstgewißheit entstehe, die immer wieder in die Brüche gehe. Solche Brüche könnten eine Krisis auslösen, sie verlangten strategische Umformungen der Verhaltensmuster. Das Ende der Adoleszenz bezeichnet *Erikson* als »das Stadium einer sichtbaren Identitätskrise« (1966, 140). Identitätsbildung ist auch in der Auffassung *Eriksons* im Jugendalter von besonderer Bedeutung, sie wird dennoch als eine lebenslange Entwicklung verstanden. Die vorgetragenen Überlegungen begründet *Erikson* mit Fallbeispielen aus seiner psychoanalytischen Praxis, mit anfallenden Beobachtungen aus dem alltäglichen Leben und »Eindrücken« aus der Mitarbeit an einer »Longitudinalstudie« an Kindern. Er hebt selbst kritisch hervor:

»Um aber einen festen Anhaltspunkt für die Diskussion der allgemeinen menschlichen Genese der Identität zu erhalten, müßte man die Identitätsentwicklung an der Lebensgeschichte oder durch die wesentlichen Lebensperioden »gewöhnlicher« Menschen hindurch verfolgen – (. . .). Es ist mir nicht möglich, solches Material beizubringen;« (*Erikson*, 1966, 136).

2.2. Empirische Ergebnisse im Vergleich mit theoretischen Konzepten

Die neueren Ergebnisse sorgfältiger empirischer Jugendforschung geben Anlaß, einen Teil der vorgestellten theoretischen Überlegungen zur Entwicklung von Identität zu überdenken. So zeigen methodisch gut kontrollierte Längsschnittuntersuchungen übereinstimmend, daß entgegen den in der Literatur häufig – so auch von *Erikson* – vertretenen Krisis-Modellen der Adoleszenz, die Identitätsentwicklung im allgemeinen eher durch einen kontinuierlichen Verlauf zu kennzeichnen ist. (Die betreffenden Arbeiten werden in diesem Band von *Neubauer* dargestellt und

diskutiert.) Allerdings werden in den neuesten Untersuchungen die zentralen Variablen: einzelne Selbstkonzepte, Selbstbilder und Selbstwertschätzung, unterschiedlich definiert und verschieden gemessen. Die in diesen Arbeiten verwendeten Meßinstrumente zur Operationalisierung von Aspekten des »empirischen Selbst«, des »Mich« des Individuums, wie es gefühlt, reflektiert und gewußt wird, der »Identität« im Sinne *Eriksons*, sind häufig unzulänglich konstruiert und zu wenig über angemessene Gütekriterien durch entsprechende Analysen begründet.
Trotz der Erkenntnisfortschritte wird die Erkenntnis durch unklare Begriffsbestimmungen und unangemessene Operationalisierung behindert, indem widersprechende Befunde zu wenig überprüft und unkritisch übernommen werden. Als ein Beispiel für den bezeichneten Sachverhalt soll der in der Identitätsforschung besonders beachtete Aspekt der »Selbstwertschätzung« angeführt werden. »Selbstwertschätzung« (self-esteem, self-reward) verstehen wir als gewichtigen Aspekt der »Identität des Individuums«, als einen gewichtigen Teil des selbstreflexiven Prozesses (vgl. Eingrenzung des vieldeutig verwendeten »Identitätsbegriffs«, 6). Selbstwertschätzung bedeutet: Eine Person betrachtet sich bewußt selbst, stellt Identität über sich her und bewertet sich auf dem Hintergrund der aufgenommenen und verarbeiteten Erfahrungen. »Selbstwertschätzung« besteht aus emotionalen, kognitiven und aus Komponenten des Verhaltens (im Sinne der klassischen Einstellungs- oder Attitüdenforschung). In dem Begriff der Selbstwertschätzung sind die Aspekte des Selbst enthalten, die *James* als die »Ehre« des Menschen bezeichnet, als »Gefühle« wie »Stolz«, »Selbstachtung«, »Scham«. Die Anerkennung der Umwelt, wie sie *James* im Begriff des »sozialen« Selbst umschreibt, bedingt mit – jedoch nicht ausschließlich – die »Selbstwertschätzung« der Person. Selbstwertschätzung verstehen wir als einen Aspekt der »Identität« des Individuums, als ein »empirisches Selbst« (Me), das neben anderen »empirischen Selbsten« (Me) als ein gewichtiger Anteil der »individuellen Identität« betrachtet werden kann. Wir bezeichnen »Selbstwertschätzung« als ein »Selbstkonzept«, das neben anderen »Selbstkonzepten« wie z. B. neben dem »Selbstkonzept der allgemeinen Leistungsfähigkeit«, dem »Selbstkonzept der allgemeinen Problembewältigung«, dem »Selbstkonzept der Wertschätzung durch andere« etc. (zur näheren Bestimmung vgl. Frankfurter Selbstkonzeptskalen, *Deusinger*, 1986) die Struktur des individuellen Selbst bildet.
Der Begriff »Selbstkonzept« kann als Synonym für »Selbstbild« verstanden werden; »Individuelle Identität« kann über »Selbstbilder« (oder über »Selbstkonzepte«) hergestellt werden, indem das Individuum sich selbst bewußt betrachtet. Bezogen auf das diskutierte Selbstkonzept der »Selbstwertschätzung« können diesbezügliche Selbstbilder spezifisch als die Selbstwahrnehmung und Selbstbetrachtungen bezeichnet werden, die unter der Vielfalt möglicher Selbstbilder die Einschätzung des »Selbstwertes« der eigenen Person zum Gegenstand haben. Selbstkonzepte (Selbstbilder) gehören zu und konstituieren mit die Persönlichkeit. In theoretischen und empirischen Untersuchungen definiert die Verfasserin über eine Skala (FSSW der FSKN, *Deusinger*, 1986) ein »Selbstkonzept der allgemeinen Selbstwertschätzung«, das als ein »zentrales« Selbstkonzept mit anderen Selbstkonzepten, wie z. B. mit verschiedenen Leistungskonzepten hoch korreliert ($r_s \leq .83$), es korreliert mit verschiedenen psychosozialen Selbstkonzepten und Selbstkonzepten aus dem

Bereich der Gestimmtheit und Emotionalität. Die vorgelegten Korrelationsstudien (vgl. z.B. *Deusinger*, 1984; 1986; 1987) können die theoretische Konzeption begründen, »Selbstwertschätzung« als eines der zu differenzierenden Selbstkonzepte zu verstehen, als ein neben anderen zu unterscheidendes empirisches »Me«. In der Literatur wird dagegen »Selbstwertschätzung« offensichtlich häufiger als etwas anderes, von differenzierten Selbstkonzepten zu Unterscheidendes betrachtet. In dieser Unterscheidung aber bleibt »Selbstwertschätzung« relativ unbestimmt. Nach theoretischen Analysen wie empirischen Befunden kann »Selbstwertschätzung« als Einstellung (Attitüde) gegenüber der eigenen Person, d.h. als Selbstkonzept, bestimmt werden.

In unseren theoretischen Überlegungen gehen wir von einer Generalität »positiver«, d.h. mit sozial erwünschten Merkmalen gekennzeichneter, Selbstkonzepte aus (theoretische und empirische Begründung vgl. *Deusinger*, 1986). Zur »psychischen Gesundheit« und »psychischen Stabilität« des Individuums gehören nach unserer Auffassung »postive«, mit sozial erwünschten Merkmalen gekennzeichnete, Selbstkonzepte. (Ausgenommen wird eine unkritische in allen Bereichen des Selbst maximal günstige Selbstbeurteilung.) Was als »positiv« oder »günstig« gewertet wird, kann sehr verschieden sein und wird durch die individuelle Umwelt und das Bezugssystem der einzelnen Person definiert. Über die Selbstkonzepte der Person, über zugängliche Aspekte der »Identität« der Person, so nehmen wir an, kann auf den Grad der »psychischen Gesundheit« und »psychischen Stabilität« der Person geschlossen werden.

Gehen wir davon aus, daß in jeder Altersstufe des Individuums je nach Ausprägung eine hohe, mittlere oder niedrige »psychische Gesundheit« und »psychische Stabilität« vorliegen kann, sind – nach der o.a. Annahme – in jeder Altersstufe »positive«, mit sozial erwünschten Merkmalen gekennzeichnete, Selbstkonzepte zu erwarten – auch ein günstiges »Selbstkonzept der allgemeinen Selbstwertschätzung« (nach Skala FSSW der FSKN). In der Literatur jedoch wird teilweise generell von einer »wachsenden« Selbstwertschätzung berichtet (vgl. Literaturbericht von *Neubauer* in diesem Band). Falls dieses nach Längsschnittuntersuchungen angenommene generelle »Wachsen« der Selbstwertschätzung empirisch begründbar wäre, müßten umfangreiche Querschnittsuntersuchungen zumindest Hinweise hierfür darlegen unter der Voraussetzung, daß das eingesetzte Instrument in allen Altersstufen angemessen »Selbstwertschätzung« bestimmt und die Befunde nicht u.a. durch Kohorteneffekte verfälscht werden. Ein Vergleich des Selbstkonzeptes »allgemeine Selbstwertschätzung« (gemessen mit Skala FSSW der FSKN, *Deusinger*, 1989, unveröffentlicht) von 1002 Schülern im Alter von 12 bis 20 Jahren mit dem Selbstkonzept der »allgemeinen Selbstwertschätzung« von 726 Studenten im Alter von 19 bis 39 Jahren (Altersdurchschnitt: 25,9 Jahre) erbrachte keine statistisch bedeutsame Differenz.

Diese Querschnittsuntersuchungen zur »allgemeinen Selbstwertschätzung« (Skala FSSW der FSKN), d.h. also zu einem Aspekt der »individuellen Identität« Jugendlicher, wie er in der gegenwärtigen empirischen Forschung untersucht wird, weisen jedoch geschlechtsspezifische Differenzen auf: In der Stichprobe der 71 14jährigen, 275 16jährigen und 162 17jährigen Schüler hatten männliche Schüler ein statistisch

bedeutsam günstigeres »Selbstkonzept der allgemeinen Selbstwertschätzung« als weibliche Schüler. Auch im Vergleich der Gesamtgruppe der 403 männlichen und 591 weiblichen Schüler im Alter von 12 bis 20 Jahren hatten männliche Schüler ein statistisch bedeutsam günstigeres »Selbstkonzept der allgemeinen Selbstwertschätzung« als weibliche Schüler ($p < .001$). Diese beobachteten geschlechtsspezifischen Differenzen lassen sich nach unseren Untersuchungen bei Kindern im Alter von 6 bis 10 Jahren nicht nachweisen (untersucht mit einem neuen, in der Konstruktion befindlichen Instrument, *Deusinger*, unveröff.). Die uns vorliegenden umfangreichen Querschnittsuntersuchungen mit einem sorgfältig konstruierten Instrument können unsere oben diskutierten theoretischen Auffassungen nicht falsifizieren. Sie geben vielmehr Anlaß, in der Literatur diskutierte Befunde anzuzweifeln, die eine »wachsende« Selbstwertschätzung nahelegen. In den für Fragestellungen dieser Art so gewichtigen Längsschnittstudien wäre eine kritische Analyse der verwendeten Verfahren vorzunehmen, verbunden mit der Prüfung möglicher Einflüsse von Testwiederholungen.

Eine logisch vergleichbare theoretische Argumentation wie zu dem psychologischen Konstrukt »Selbstwertschätzung« wäre zu dem in der Literatur diskutierten Konstrukt »Selbstvertrauen« zu führen. (Zu »Selbstvertrauen« vgl. auch den Artikel von *Neubauer* in diesem Band). Wird »Selbstvertrauen« – wie in der Literatur diskutiert – als eine Dimension der Persönlichkeit verstanden, d.h., kann »Selbstvertrauen« – je nach Ausprägung – in hohem, mittlerem oder niedrigem Maße in einer definierten Zeitspanne situationsübergreifend vorliegen, wäre nach unserer Auffassung »Selbstvertrauen« im Rahmen und Zusammenhang der für die jeweilige Altersstufe möglichen Inhalte zu bestimmen. Ein älteres Kind oder ein Jugendlicher wird sich entsprechend der wachsenden Fähigkeiten mehr »zutrauen« als ein jüngeres Kind, es oder er muß jedoch deshalb nicht prinzipiell ein »höheres Selbstvertrauen« haben als das jüngere Kind. In der individuellen Entwicklung der Person kann sich die Variable »Selbstvertrauen« ändern, sie kann zu- oder abnehmen, je nach Entwicklung der Person. »Selbstvertrauen«, als »Variable der Persönlichkeit verstanden« (im Sinne eines Trait State-Interaktionismus) wird u.E. besser im Rahmen der Bezugspopulation auf der Grundlage des jeweiligen Entwicklungsstandes definiert und untersucht. Es erscheint problematisch, wenn in der Literatur »Selbstvertrauen« von der 5. bis 9. Klasse als kontinuierlich ansteigend gekennzeichnet wird. »Selbstvertrauen« könnte in der 5. Klasse prinzipiell oder teilweise im Zusammenhang mit anderen Bedingungen und Gegebenheiten stehen als in der 9. Klasse. Eine kritische Analyse der in den Untersuchungen verwendeten Verfahren und der ermittelten Befunde wäre zu diskutieren.

In der gegenwärtigen Forschung wird das psychologische Konstrukt »Kontrollüberzeugung« (locus of control) besonders beachtet, vornehmlich im Zusammenhang mit Leistungs- und Begabungskonzepten. »Kontrollüberzeugung« könnte als ein spezifisches »Leistungskonzept« bestimmt werden, das z.B. mit dem von uns definierten »Selbstkonzept der Allgemeinen Leistungsfähigkeit« (Skala FSAL der FSKN) und dem »Selbstkonzept der Allgemeinen Problembewältigung« (Skala FSAP der FSKN) positiv korreliert, sich dennoch unterscheidet.

3. Schlußbemerkung

In der gegenwärtigen Forschung wird der Begriff »Identität« als vieldeutig und unklar gekennzeichnet. Theoretische und empirische Analysen beziehen sich auf einen Teil dessen, was in der Tradition mit »Identität« oder »individueller Identität« bezeichnet wird, mit einem Teil des »empirischen Ichs«, der der empirischen Forschung zugänglich ist und mit »Selbstbildern« oder synonym mit »Selbstkonzepten« benannt wird. Diese Begriffe stehen für Antworten des Individuums auf die Frage: »Wie (was) bin ich?« und auch für Antworten auf die Frage: »Wie (was) möchte ich gerne sein und werden?«, als Real- und Idealkonzepte gekennzeichnet. Die psychologische Forschung ermittelte empirische Befunde, die nahelegen, theoretische Vorstellungen zur psychischen Entwicklung im Jugendalter, wie etwa in den Krisis-Modellen formuliert, zu überdenken. Trotz Erkenntnisfortschritte wird die Erkenntnis auch heute noch durch unklare Begriffsbestimmungen und unangemessene Operationalisierungen behindert. Dennoch zeigen die vielfältigen theoretischen und empirischen Untersuchungen, daß Jugendalter generell gekennzeichnet werden kann mit »Suche nach Identität«, mit Suche nach Antworten auf die Fragen: »Wie (was) bin ich?« und »wie (was) möchte ich gerne sein und werden?«. Die geistigen Voraussetzungen für die bewußte Reflexion der eigenen Person sind im Jugendalter erreicht. Zur weiteren Entwicklung der Persönlichkeit gehört nun die bewußte Selbstreflexion. Die bewußte Selbstreflexion kann im Rahmen der Sozialisation des Individuums als eine neue Stufe im Prozeß des »Identitätserwerbs« verstanden werden. Es wird angenommen, daß die Antworten des Individuums auf die genannten Fragen, die auch das Setzen und Erreichen von »Lebenszielen« enthalten, die »Identität« des Individuums schaffen und gestalten. Ein erfolgreiches »Suchen nach Identität« wird mit der Entwicklung von angemessenen Selbstkonzepten oder Einstellungen (Attitüden) zur eigenen Person verbunden, sie werden als gewichtige Bedingungen für Wohlbefinden, für »psychische Gesundheit« und »psychische Stabilität« der Person gewertet.

Literatur

Alexander, N. C., Lauderdale, P.: »Situated identities and social influence«. Sociometry 40, 1977, 225–233 – *Allport, G. W.:* Personality: A Psychological Interpretation. New York 1937 – *Allport, G. W.:* Pattern and Growth in Personality. London 1961, 1963 – *Allport, G. W.:* Gestalt und Wachstum in der Persönlichkeit. Meisenheim am Glan 1970 – *Antonoff, R.:* CI-Report 85. Identität und Image exzellenter Unternehmen, Verbände, Städte. Frankfurt/M. 1985 – *Bem, D.J.:* Self-perception theory. Advances in experimental social psychology. Ed. L. Berkowitz. Vol. 6. New York 1972 – *Cooley, C.H.:* Human nature and social order. New York 1902 – *De Levita, D.J.:* Der Begriff der Identität. Frankfurt 1971 – *Deusinger, I.M.:* Theoretische und empirische Untersuchungen zur Struktur von Selbstkonzepten älterer Personen. Gerontologie. 17 1984, 294–297 – *Deusinger, I.M.:* Die Frankfurter Selbstkonzeptskalen (FSKN). Göttingen 1986 – *Deusinger I.M.:* »Selbstkonzept und Selbstwertgefühl bei psychischen Störungen«. Identität. Hg. *H.D. Frey, K. Haußer.* Stuttgart 1987, 258–271 – *Deusinger, I.M.:* Untersuchungen über Selbstkonzepte von Schülern und Studenten. In Vorbereitung – 1989 – *Erikson, E.H.:* Identität und Lebenszyklus. Frankfurt 1966 – *Frey, H.P., Haußer, K.:* Identität. Stuttgart 1987 – *Garfinkel, H.:* »Conditions of successful degradation

ceremonies«. American Journal of Sociology, 61, 1956, 420–424 – *Goffman, E.:* Stigma. Notes on the management of spoiled identity. Englewood Cliffs 1963 – *Gordon, C.:* »Self-conceptions: configurations of content«. The Self in social interactions. Ed. *C. Gordon, K.J. Gergen.* Vol. 1. New York 1968 – *Habermas, J.:* Erkenntnis und Interesse. Frankfurt 1968 – *Habermas, J.:* »Notizen zum Begriff der Rollenkompetenz«. Kultur und Kritik. Hg. *J. Habermas.* Frankfurt 1973a, 195–231 – *Habermas, J.:* Kultur und Kritik. Frankfurt 1973b – *Habermas, J.:* »Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden«. Zwei Reden. Hg. *J. Habermas, D. Henrich.* Frankfurt 1974 – *Harré, R.:* »Identity projects«. Threatened identities. Ed. G.M. Breakwell. Chicester 1983 – *Heinrich, D.:* »Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen«. Identität. Hg. *O. Marquard, K. Stierle.* München 1979, 133–186 – *Hume, D.:* Ein Traktat über die menschliche Natur. Hamburg 1978 (Original: 1740). – *Hübner-Funk, S.:* »Nationale Identität: Neubeginn und Kontinuität«. Soziale Welt, 36, 1985, 153–171 – *James, W.:* Principles of psychology. New York 1890 – *Kant, I.:* Kritik der reinen Vernunft. Riga 1781, Nachdruck: *I. Kant,* Werke in sechs Bänden, Bd. II, Darmstadt 1966 – *Krappmann, L.:* Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart 1971 – *Krockow, C.v.:* »Zur Anthropologie und Soziologie der Identität«. Soziale Welt, 36, 1985, 142–152 – *Landmann:* Das Ende des Individuums – Anthropologische Skizzen. Stuttgart 1971 – *Leibniz, G.W.:* Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Bd. II, Hg. E. Cassirer, Hamburg 1966, Schriften zur Metaphysik III. Zur Monadenlehre, 189ff. – *Luckmann, T.:* »Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz«. Identität. Hg. *O. Marquard, K. Stierle.* München 1979, 293–313 – *Lübbe, H.:* Unsere stille Kulturrevolution. Zürich 1976 – *Mannheim, K.:* »The problem of the Intelligentia. An inquiry into its past and present role«. Essays on the sociology of culture. Ed. *E. Manheim.* London 1956 – *Markus, H.:* »Self-schemata and processing information about the self«. Journal of Personality and Social Psychology, 35, 1977, 63–78 – *Marquard, O.:* »Identität: Schwundtelos und Mini-Essenz – Bemerkungen zur Genealogie einer aktuellen Diskussion.« Identität. Hg. *O. Marquard, K. Stierle.* München 1979 – *Mayer, T.:* Prinzip Nation. Opladen 1986 – *Mead, G.H.:* Mind, Self and Society. Chicago 1934 – *Neubauer, W.F.:* Selbstkonzept und Identität im Kindes- und Jugendalter. München 1976 – *Nunner-Winkler, G.:* »Identität und Individualtät«. Soziale Welt, 36, 1985, 466–481 – *Reck, S.:* Identität, Rationalität und Verantwortung. Frankfurt 1981 – *Sarbin, T.R., Scheibe, K.R.* (eds.): Studies in social identity. New York 1983 – *Schelsky, H.:* Die Arbeit tun die anderen – Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. Opladen 1975, 266ff. – *Schopenhauer, A.:* »Parerga und Paralipomena«. Arthur Schopenhauer – sämtliche Werke. Hg. *J. Frauenstädt.* 2. Aufl. 5. Bd., Leipzig 1891, 331 – *Tugendhat, E.:* Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Frankfurt 1979 – *Weinreich, P.:* »Emerging from threatened identities: ethnicity and gender in redefinition of ethnic identity«. Threatened identities. Ed. *G.M. Breakwell.* Chicester 1983, 149–185.

Werner Bohleber

Jugend – Ausgang der Sozialisation: Narziß?

Erscheinungsformen und Bewertung des Narzißmus in der adoleszenten Entwicklung.

1. Die Erforschung des Narzißmus in der Psychoanalyse

In den letzten beiden Jahrzehnten erschienen in der psychoanalytischen Literatur wichtige Arbeiten zur empirisch-klinischen Erforschung des Narzißmus (*Kohut*, 1971; 1977), *Kernberg* (1975), *Grunberger* (1971). Diese Arbeiten entstanden aus der psychoanalytischen Behandlung von Patienten, die an einer spezifischen Störung im Bereich des Selbst, verbunden mit spezifischen Störungen ihrer Objektbeziehungen leiden. Ihr Selbstgefühl ist fragil, narzißtische Kränkungen führen zu schweren psychopathologischen Symptomen. Mit Narzißmus ist hierbei mehr gemeint als der Ausdruck von Selbstbezogenheit. Summarisch gesprochen kennzeichnet diese Patienten eine Bindung an Größenselbstkonfigurationen und an narzißtisch überbewertete Objekte, Größenideen, zum Teil alternierend mit Minderwertigkeitsgefühlen, ein starkes Bedürfnis nach steter Zufuhr von Bestätigung und Bewunderung bei einem gleichzeitigen Mangel an Einfühlung in andere Menschen. Psychodynamisch gesehen, handelt es sich um genetisch relativ frühe Störungen, bei denen die Trennung von Selbstbildern und Objektimagines nicht gut gelungen ist, und daher eine spezifische Anfälligkeit für eine Wiederverschmelzung von Selbst- und Objektrepräsentanzen bestehen bleibt. Diese Wiederverschmelzung ist bei solchen Patienten auch ein Mittel der Abwehr gegen unerträgliche reale Gegebenheiten im zwischenmenschlichen Beziehungsfeld (*Kernberg*, 1975, 266).
Vor allem *Kohut* (1977, 265ff.) stellt auf Grund seiner klinischen Erfahrung fest, daß diese Selbststörungen in heutiger Zeit gehäuft auftreten, und die früher vorherrschenden ödipalen Störungen zurücktreten. Kohut sieht den Grund dafür u.a. in einer veränderten sozialen Situation, die gekennzeichnet ist durch eine größere Ferne und eine soziale, beruflich erzwungene Abwesenheit der Eltern, was zu einer emotionalen Unterstimulierung der Kinder führe und Depressions- und Einsamkeitsgefühle hervorbringe. Diese Unterstimulierung ist nicht nur eine Folge elterlicher Ferne, die sich für das Kind pathogen auswirkt, sondern Kohut sieht sie auch als Ergebnis einer Selbststörung eines Elternteils. Die Eltern sind entweder manifest von ihren Kindern abgeschirmt und berauben diese damit der empathischen Spiegelung und des Zurverfügungstehens als Objekt für ihre Idealisierungsbedürfnisse. Oder sie sind zwar real anwesend, aber psychisch unfähig, narzißtische Erfüllung durch Teilnahme am Wachstum ihrer Kinder zu finden, weil sie ihre Kinder für ihre eigenen narzißtischen Bedürfnisse benutzen und auf diese Weise die Autonomieentwicklung ihrer Kinder nicht schätzen können.

2. Narzißtische Sozialisation und der neue Sozialisationstypus.

In Anlehnung und unter Übernahme dieser neueren psychoanalytischen Forschungen zum Narzißmus haben verschiedene sozialpsychologische und kulturkritische Arbeiten versucht, den Niederschlag gesellschaftlichen Wandelns in veränderten Sozialisationsprozessen zu beschreiben. Es finden sich ähnliche Analysemuster wie die bei *Kohut* beschriebenen, sie werden aber soziologisch und sozialpsychologisch differenzierter entfaltet. Die autoritäre Persönlichkeit mit ihrem geschichtlichen Höhepunkt in der Zeit des Faschismus (vgl. *Adorno* und *Horkheimer*) wird abgelöst gesehen durch einen narzißtisch geprägten Typus, den man auch als Manifestation andersartiger Sozialisationsformen beschreibt (*König*, 1987; *Lasch*, 1979; *Strzyz*, 1978; *Ziehe*). Vor allem *Ziehe* (1975; 1979; 1981) hat sich mit einer veränderten frühkindlichen Sozialisation und deren Auswirkung auf die Adoleszenzverläufe beschäftigt. Seine Darstellung eines »Neuen Sozialisationstypus« hat unter Sozialwissenschaftlern, Pädagogen und in der allgemeinen Öffentlichkeit eine starke Resonanz gefunden und zu einer weit gefächerten Diskussion geführt (vgl. *Häsing* et al, 1979).

Ziehe verkoppelt klinisch-psychoanalytische Fragestellungen zu narzißtischen Störungen mit der gesellschafts- und kulturtheoretisch fundierten Jugendtheorie. »In wieweit bekommt die narzißtische Störung Schlüsselcharakter, um auch typische psychische Wünsche, Ängste, Empfindlichkeiten der heutigen Normalität besser verstehen zu können? In wieweit stellt also die narzißtische Störung eine qualitativ andere, historisch veränderte, Spitze eines Eisbergs der psychischen Kosten in der heutigen Kultur dar?« (1981, 360). *Ziehe* will den historischen Wandel der Motivstrukturen der jungen Generation untersuchen und nicht neue Verhaltensweisen oder Eigenschaften von Jugendlichen feststellen. Die strukturell veränderte psychische Disposition heutiger Jugendlicher ist für *Ziehe* ein Ergebnis einer neuen Vergesellschaftung der Mutter und ihrer Rolle und damit die Folge von verwandelten frühen Mutter-Kind-Interaktionen. Erfordernisse des kapitalistischen Verwertungsprozesses hätten die Familien vermehrt ergriffen, transformiert und die traditionelle Mutterrolle zersetzt. Die Eltern und insbesondere die Mutter könnten die Kinder und die Jugendlichen nicht mehr vor den Zugriffen der verwertungsbezogenen Interessen abschirmen. Der Freiraum der Frühsozialisation werde damit funktionalisiert und einer warenästhetisch gesteuerten Ausbeutung unterworfen. Interaktionen zwischen Mutter und Kind gingen in Besitz- und Tauschwertkategorien auf. Zudem habe die Mutter für ihre berufliche Verwirklichung subjektiv höhere Ansprüche, denen aber unzureichende gesellschaftliche Realisierungsmöglichkeiten gegenüberstünden, was zu Unzufriedenheit und Versagensgefühlen führe. Kompensatorisch sei die Mutter auf erhöhte narzißtische Zufuhr von seiten des Kindes angewiesen. Die beginnende Autonomieentwicklung des Kindes mit 1½ Jahren stelle für eine solche Mutter eine starke Kränkung dar. Infolge dessen erlebe das Kind seine Autonomiewünsche als gefährlich. Die normale Trennungsangst von der Mutter steigere sich in bedrohlichem Ausmaß. Die Autonomieentwicklung erleide einen Bruch. Um sich vor der massiven Trennungsangst zu schützen, introjiziere das Kind die noch als ungestört befriedigend erlebte symbiotische Szene mit der Mutter,

in der noch nicht klar zwischen dem Selbstbild des Kindes und dem der Mutter unterschieden werde. Wegen dieser traumatisierenden Trennungs- und Autonomiekonflikte könne das Kind kein eigenständiges Selbst entwickeln, und durch die Fixierung auf die Dualunion mit der symbiotischen Mutter in der weiteren Entwicklung sein Selbst auch nur ungenügend durch selektive Identifizierung stabilisieren. Diese spezifische Identifizierungsschwäche komme vor allem in einer mangelnden Identifizierung mit dem ödipalen Vater zum Ausdruck. Eine starke archaisch narzißtische Disposition mit vorsprachlichen Verschmelzungs- und Omnipotenzwünschen bleibe stets wirksam und erzeuge eine intensive innerseelische Spannung zwischen einem archaischen Größenselbst und einem narzißtisch abgewerteten realen Selbst. Als motivierende Kraft entstehe so ein lebenslanges Streben, zwischen diesen beiden Polen ein Gleichgewicht herzustellen.

Diese Sozialisation lasse den neuen Sozialisationstyp in seinem realen Selbst bestimmt sein von Mangel- und Leeregefühlen. Er bleibe suchtartig abhängig von anderen Menschen, die er dringend brauche, um sein Selbst abzustützen, das sich gegenüber den aufgeblasenen narzißtischen Größenphantasien als völlig unzureichend darstelle. Sein Ichideal stehe unter einem permanenten Omnipotenzanspruch, Einschränkungen dieses Anspruchs in der Realität oder in der Phantasie seien nicht zu verkraften. In der Adoleszenz sei der neue Sozialisationstyp offener und sozial prägbarer. Infolge der Identifizierungsschwäche bilde sich ein eher schwaches Ich aus, das keine innere Autonomie erreichen könne. Dieser neue Typus sei weniger als der klassische ödipal-neurotische Charakter von einem Konflikt zwischen ödipal strukturierten Triebregungen und einem verbietenden Überich bestimmt, sondern sein Ich sei durch die Grundspannung zwischen Größenselbst und realem abgewerteten Selbst expansiven und vorwärts treibenden inneren Ansprüchen dieses Größenselbst ausgesetzt. Dieser inneren Problematik korrespondiert nun nach *Ziehe* das gesellschaftlich-normative Klima, eigene Omnipotenz-Strebungen treffen auf kommerziell produzierte Omnipotenz-Symbolik. Der Hang zu narzißtisch-passiven Rückzügen verstärke sich, ebenso wie ein Suchtverhalten, das der Befriedigung von Omnipotenzstrebungen diene. Die Verweigerung von gesellschaftlicher Verwirklichung sei auch gespeist durch die Vermeidung narzißtischer Kränkungen, die das fragile Selbstwertgefühl nicht ertragen kann.

In einer späteren Veröffentlichung (1981) wehrt sich *Ziehe* dagegen, daß er eine ganze Generation von jungen Menschen pathologisiert habe. Sein neuer Sozialisationstypus sei als theoretisches Konstrukt gedacht gewesen. Er betont nun die Doppelgesichtigkeit dieses Typus mit einer pathologischen Seite, aber auch emanzipatorischen Potentialen. Der narzißtisch-passive Rückzug in die Subkultur schaffe gleichzeitig Verhaltensräume und Verhaltensmuster, denen emanzipatorische Bewußtseins- und Handlungsalternativen innewohnten. Gegenüber gesellschaftlich geformten Wunsch- und Erlebensstrukturen beinhalte die vorsprachlich wirksame narzißtische Disposition mit Verschmelzungs- und Omnipotenzwünschen jenen naturwüchsigen Rest der Mutter-Kind-Beziehung, in dem *Ziehe* den Kern eines besseren Zusammenlebens erkennen kann. Im Unbewußten als narzißtische Szene lokalisiert, an der psychischen Oberfläche jedoch als tiefe Sehnsucht nach Verschmelzungserlebnissen und in Größenphantasien wirksam, kämen so bei diesen

Jugendlichen »Wunschströme« zum Vorschein, »die sich nicht abfinden wollen, die ein Mehr einklagen. Und weil im geschichtlich-kulturellen Kontext kein bürgerliches, frühzeitig auf Verzichtleistungen abgerichtetes hartes Ich mehr sozial abgestützt wird, kann diese tiefe Sehnsucht wirksamer bleiben« (1981, 378f.). *Ziehe* findet in solch frühen narzißtischen Erlebnisstrukturen eine emanzipatorische Utopie. Die gesellschaftlich noch ungestörte symbiotische Szene zwischen Mutter und Kind wird zu einer heilen Insel, einer letzten nicht vergesellschafteten Ressource des Menschen. Anders als bei *Kohut*, der den Narzißmus durch seine Arbeiten von einer pejorativen Wertung befreit hat, wird hier bei *Ziehe* der Narzißmus als eine emanzipatorische Utopie idealisiert. Damit – und diese Verbindung hat *Ziehe* selbst hergestellt (1979, 129) – steht er im Gedankenkreis des Anti-Ödipus von *Deleuze* und *Guattari*, einem in Frankreich einflußreichen Buch, das vor allem bei Studenten und Jugendlichen große Resonanz fand. *Frank* (1984, 440) weist darauf hin, daß die Anziehung solcher neostrukturalistischer Theorien wie bei *Deleuze* und *Guattari* einer Sehnsucht nach Ich-Entgrenzung entstammt, die als ein Symptom moderner Zivilisationsflucht verstanden werden muß.
Wenn auch bei *Ziehe* der Narzißmus Jugendlicher gleichsam revolutionär überfrachtet wird (*Trescher*, 1981), so hat er doch eine wichtige Dynamik der Adoleszenz im Blick, nämlich die schon von *Freud* (1905) festgestellte Verbindung von Adoleszenz und Kulturfortschritt. *Freud* lokalisiert diesen Kulturfortschritt in dem Gegensatz der älteren zur jüngeren Generation, der notwendigerweise durch die Ablösung von der Autorität der Eltern entsteht.

3. Grundlinien psychischer Entwicklung in der Adoleszenz

Im folgenden werde ich Aufgaben und Inhalte adoleszenter Entwicklung beschreiben, deren Erkenntnis aus psychoanalytischen Einzelfallstudien stammt. Ich kann hier nicht auf das methodische Problem der Vermischung von klinisch-psychoanalytischen und sozialpsychologischen Begriffen eingehen, möchte aber mit diesen klinischen Forschungsergebnissen zur Vorsicht im Umgang mit »flächendeckenden Begrifflichkeiten« und Stereotypien über die »Jugend heute« (*Hornstein*, 1985) mahnen. Die folgende Darstellung wird zeigen, daß adoleszenter Narzißmus differenzierter gesehen werden muß, als dies bei den soziologischen und sozialpsychologischen Typisierungen heutiger, narzißtisch geprägter Jugendlicher der Fall ist.
Nachdem in der Frühzeit der Psychoanalyse vor allem das Wiederaufleben und die Überwindung ödipaler Konflikte in der Adoleszenz und die Ablösung von den ödipalen Eltern im Mittelpunkt stand, hat sich die psychoanalytische Forschung in den letzten Jahrzehnten mehr dem Wiederaufleben und dem Bewältigen präödipaler Strukturen und regressiven Verhaltens in der Adoleszenz zugewandt. In Umrissen kann die adoleszente Entwicklungsdynamik folgendermaßen beschrieben werden: Um sich von den mächtigen inneren Repräsentanzen der infantilen Bezugspersonen loslösen zu können und damit zu einer eigenständigen Identität zu finden, müssen diese alten infantilen Beziehungsstrukturen wiederbelebt werden, damit eine wirkliche Trennung für den Adoleszenten stattfinden kann. Durch die Trieb-

reifung in Gang gesetzt, werden alte ödipale und präödipale Wunschstrukturen psychisch wieder aktualisiert und bekommen Dranghaftigkeit, wodurch auch alte infantile Objektbeziehungen wieder mobilisiert werden, was das Risiko eines regressiven Schubs in sich birgt. Prägenitale Wünsche, z.B. sich von der Mutter passiv versorgen zu lassen, drohen das adoleszente Ich zu überwältigen. Aber in dieser Gefahr ist gleichzeitig auch eine progressive Möglichkeit begründet. *Blos* (1979) hat auf diesen paradoxen Sachverhalt aufmerksam gemacht: Nur durch diese Wiederbelebung alter Bedürfnisstrukturen in einer regressiven Bewegung, die in der Adoleszenz stattfindet, können die Residuen infantiler Traumata, Konflikte und Fixierungen verändert werden. Durch die Regression werden diese wieder lebendig, kommen nun unter den Einfluß eines, gegenüber dem alten infantilen, gestärkten adoleszenten Ichs, das zudem durch den progressiven Entwicklungsschub der Adoleszenz unterstützt wird. Auf diese Weise kann das gestärkte Ich beim Einbruch triebbedingter unbewußter Vorstellungen in das Bewußtsein auf das Verdrängte direkten Einfluß ausüben und es so im Sinne einer ich-syntonen Arbeit verändern. Besonders *Laufer* (1980; 1984) hat diesen Sachverhalt ins Zentrum seines Modells adoleszenter Entwicklung gestellt. Die Hauptaufgabe der Adoleszenz besteht für ihn in der Aufrichtung der endgültigen sexuellen Identität. Dazu muß im adoleszenten Prozeß mit einem sexuell reifen Körper die vergangene psychologische Entwicklung nochmals erfahren, reorganisiert und in einem neuen Kontext integriert werden. Der Adoleszente bekommt somit in seiner Entwicklung noch einmal eine zweite Chance oder eine Wahlmöglichkeit, welche seiner vergangenen Erfahrung sich als Bestandteile einer endgültigen sexuellen Identität niederschlagen werden. Diese zweite Chance zu nutzen, ist dem Adoleszenten dann möglich, wenn der regressive Sog prägenitaler Wünsche nicht zu stark ist. Ist die Abwehrorganisation des Adoleszenten zu schwach oder sind diese passiven prägenitalen Wünsche zu stark, so überschwemmen sie das Ich und verunmöglichen eine Entwicklung zur reifen Genitalität. Dann drängen alte Verschmelzungswünsche und Auflösungsphantasien ins Bewußtsein, die Angst, vor allem vor der wiederverschlingenden Mutter, auslösen. Der Adoleszente sieht die Integrität seines Selbst bedroht, es könnte von der Mutter bzw. deren innerer Repräsentanz aufgesogen werden. Ein Versuch, sich vor dieser inneren Gefahr zu schützen, besteht für den Jugendlichen in einer starren Opposition, einem Negativismus und einer Rebellion, woraus er dann kaum einen Ausweg findet. Ist die Angst vor Verschmelzung nicht dermaßen bedrohlich, so kann es an diesem Punkt der Entwicklung dennoch zu einer Fixierung auf narzißtisch regressive und passive Bedürfnisse kommen, die ihrerseits durch wiederaufgelebte alte Omnipotenzgefühle verstärkt werden. Drogen und die durch sie erzeugte euphorische Hochstimmung lassen solche Situationen oft ausweglos werden.

Mit diesen Grundlinien adoleszenter Entwicklungsdynamik wollte ich darauf hinweisen, daß adoleszentes Erleben und Verhalten, auch das narzißtisch-regressive, ein doppeltes Gesicht hat. Es kann einerseits im Dienste der Entwicklung stehen, auch wenn es stark regressive oder gar pathologische Züge trägt, aber andererseits wirklich zur Sackgasse für die Entwicklung werden. Es handelt sich hierbei nicht um ein Entweder-Oder, sondern jeweils um ein Sowohl- als auch. Um narzißtische

Konfigurationen in der Adoleszenz adäquat beurteilen zu können, bedarf es in der Regel der genauen diagnostisch-psychodynamischen Einschätzung der adoleszenten Entwicklung im Einzelfall.
Ich will die Doppelgesichtigkeit adoleszenter Phänomene am Beispiel der infantilen Größenphantasien und deren Schicksal in der adoleszenten Entwicklung weiter ausführen.

4. Die Funktion von Größenphantasien in der Adoleszenz

Löst sich der Adoleszente von seinen Eltern ab, entbehrt sein Ich der Unterstützung durch die Eltern, die er in seiner Kindheit bekommen hat. Diese elterliche Stütze wird ersetzt durch den Rückhalt in Gruppen von Gleichaltrigen und durch Größenphantasien. Größenphantasien und Tagträume haben in dieser Zeit eine Überleitungsfunktion. Darauf weist *A. Freud* (1958) hin, wenn sie bei der adoleszenten Ablösung von einem narzißtischen Zwischenstadium der Libido spricht. Größenphantasien stützen das Selbstwertgefühl, bis dieses durch reale Gratifikationen in Beruf und Beziehungen gefestigt wird. Sie sind einerseits ein Vorentwurf einer erwachsenen Zukunft, der das schwache adoleszente Ich stabilisiert, andererseits kommt es durch sie zu einer hohen narzißtischen Besetzung des eigenen Selbst, die sich in Eitelkeit und narzißtischer Selbstbespiegelung der Jugendlichen ausdrücken kann. Mit den Größenphantasien wird auch immer noch vorhandene Kleinheit, Schwäche, Abhängigkeit und Verletzlichkeit des Adoleszenten gegenüber den Elternfiguren bekämpft und verleugnet. Diese Verleugnung hat für die adoleszente Entwicklung eine stabilisierende und progressive Funktion. *Erlich* (1986) zeigt, daß der Adoleszente, obwohl mit einem physisch und sexuell erwachsenen Körper ausgestattet, doch noch ein »zu früher Gast« ist. Er braucht noch einen Aufschub. Er muß seine Stärke ebenso wie die Realität vieler seiner Fähigkeiten verleugnen, damit er diese nicht zu früh in die Tat umsetzt und damit oft irreversible Festlegungen darüber trifft, wer und was er ist. Er entgeht dadurch der Gefahr eines zu frühen Abschlusses der adoleszenten Entwicklung. Aber gleichzeitig muß er ebenso vehement sich von der Realität seiner Schwäche distanzieren, die aus seiner noch vorhandenen Unreife stammt. Denn gäbe er diesen Teilen seines Selbst nach, die noch schwach und kindlich sind, so konfrontierte ihn dies mit seinen nicht mehr altersadäquaten Bedürfnissen nach kindlicher Passivität, verbunden mit einer Furcht vor regressiven Wünschen. Dieses Dilemma, diesen konstanten Konflikt zwischen Stärke und Schwäche, zwischen gefährlichem Triumph und regressivem Aufgeben, versucht der Adoleszente typischerweise durch eine Spaltung seines Ichs zu lösen. Mittels dieser Spaltung kann der eine Teil seines Selbst die Existenz des anderen verleugnen oder minimieren, um sich noch ein Stück entwickeln zu können. Ermöglicht wird dadurch eine reife Integration der starken und schwachen Selbstanteile. Danach wird der entwicklungsbedingte Einsatz der Abwehrmechanismen von Ichspaltung und Verleugnung überflüssig.
Im Verlauf dieser Entwicklung kann es zu regressiven Fixierungen kommen. Jugendliche, bei denen die Spannung zwischen den starken Selbstanteilen, auf

deren Seite das Ichideal steht, und den schwachen Selbstanteilen zu groß ist, erleben infolge dieser Spannung solch enorme Schamgefühle, daß sie versuchen, ihr über das normale Maß hinaus zu entkommen. Bei ihnen droht die Gefahr einer Verfestigung der Abwehrmechanismen von Verleugnung und Ichspaltung und einer Fixierung auf den mit Größenphantasien ausgestatteten starken Selbstanteil. Unsicherheit, Schwäche und Kleinheit sind unerträglich und werden auf Dauer verleugnet oder verdrängt. Ausgedehnte Tagträume, Größenphantasien und eine eher verarmte Realität stehen dann widerspruchslos nebeneinander.

5. Narzißmus als Abwehr gegen Entwicklungskonflikte

Wie in den letzten Kapiteln ausgeführt, taucht narzißtisch-regressives Erleben und Verhalten immer dann verstärkt auf, wenn Entwicklungskonflikte unlösbar geworden sind. Der Stütz- und Fluchtpunkt des Narzißmus, der in der Entwicklungsdynamik der Adoleszenz einen wichtigen Stellenwert hat, wird so zur Falle und zum Gefängnis. Wir bekommen hier den Abwehrcharakter narzißtischer Einstellungen in den Blick, dem ich mich nun zuwenden will. Dieser Abwehrnarzißmus ist in der psychoanalytischen Literatur unabhängig von der Dynamik der Adoleszenz ausführlich untersucht worden (*Kernberg*, 1975; *Modell*, 1984; *Rosenfeld,* 1971).
Grunberger (1971) hat Entwicklungen beschrieben, in denen Adoleszente jede Identifizierung mit dem ödipalen gleichgeschlechtlichen Elternteil ablehnen, weil sie die mit der Identifizierung verbundene Unterordnung und passive Position als kränkend erleben und vermeiden müssen. Statt dessen bleiben sie einem Narzißmus analer Struktur verhaftet, sie erschaffen sich sozusagen aus sich selbst und setzen sich als fertiges Individuum.
Ich habe (1987) eine Gruppe von spätadoleszenten Patienten mit einer narzißtischen Abwehr von Entwicklungskonflikten beschrieben. Diese Spätadoleszenten verharren in einer Bindungslosigkeit und Selbstgenügsamkeit, in einem narzißtischen Rückzug, verbunden mit ausgedehnten Omnipotenzphantasien, die das Selbstgefühl stabilisieren. Außerdem zeigen sie stark passive Züge. Sie leiden an einem ungelösten infantilen Separationskonflikt von der Mutter. Die Mutter hat das Kind narzißtisch hoch besetzt und erträgt die Autonomiebestrebungen des reifenden Selbst des Kindes nicht. Beim Kind verhindern Trennungsangst und Trennungsschuld die Ablösung, womit auch eine stabile intrapsychische Trennung von Selbst und Objekt verhindert wird. Es bleibt von der Mutter real abhängig, fürchtet diese gleichzeitig als ein wiederverschlingendes Objekt. Es erreicht nur eine fragile und prekäre Autonomie. Da diese Kinder von den Müttern narzißtisch hoch besetzt sind, kommt es zu einer Aufblähung der Selbstrepräsentanz grandiosen Charakters, wobei sie stets abhängig bleiben von der Zufuhr äußerer Anerkennung. Die Größenphantasien dienen auch dazu, den ungelösten Separationskonflikt von der Mutter zu verdrängen. Der adoleszente Prozeß führt diese Patienten in die Sackgasse, da die Bindung an die Mutter sich als unlösbar erweist. Die Störung wird dann manifest, wenn die wichtige Brückenfunktion der Größenphantasien in der Adoleszenz zur Stabilisierung des Selbstwertgefühls beendet und durch Gratifika-

tionen und Befriedigungen in der Realität abgelöst sein sollte. Diese Personen bleiben an ihre Größenphantasien als Befriedigungsquelle weitgehend gebunden. Es kommt zu einem narzißtischen Rückzug auf eine Selbstgenügsamkeit. Eingesponnen in einen scheinbar konfliktlosen Kokon, wehren sie ihre Kernkonflikte ab, die um folgende Pole kreisen:

- Autonomie des Selbst gegenüber Verschmelzung
- Bestätigung des Selbst in annehmendem und spiegelndem Verhalten eines anderen gegenüber omnipotenter Selbstgenügsamkeit
- Das Bedürfnis zu kommunizieren gegenüber der Furcht, daß eine unempathische Antwort das Selbstgefühl erschüttert (*Modell*, 1984, 139).

6. Narzißtischer Rückzug als Entwicklungsspielraum

Es ist immer wieder festgestellt worden, daß der adoleszente Prozeß eines notwendigen Spielraums bedarf zur Entfaltung von Möglichkeiten und zum Erproben von Rollen und Handlungsentwürfen. Dieser Spielraum ist weder ein rein äußerlicher noch ein rein innerlicher, sondern eine Verbindung von beiden, wie *Winnicott* (1971) ihn als intermediären Raum beschrieben hat. Auf einer psychosozialen Ebene angesiedelt, hat *Erikson* (1958) mit seinem Konzept des »Moratoriums« etwas Ähnliches im Blick. Dieser Spielraum entfaltet sich erstmals im Spiel zwischen Mutter und Kind und dient dem Kind zur seelischen Aneignung der Außenwelt. Um sich von den elterlichen Werten und Vorstellungen zu lösen und zu einer eigenen Identität zu finden, bedarf der Adoleszente eines solchen Spielraums.
Wunsch- und triebbesetzte Vorstellungen, die auf Verwirklichung drängen, können so erprobt, reexternalisierte Überichanteile geprüft, neue Werte, Vorstellungen und Handlungsmuster durchgespielt, verworfen oder angenommen und dann internalisiert werden. Im Verlauf dieses Prozesses zieht sich der Adoleszente oft aus Beziehungen und der realen Welt mit seinen inneren Besetzungen ein Stück zurück auf sich selbst. Dabei erfahren Ideen und Phantasien eine hohe Wertschätzung und bekommen gleichsam Objekt-Charakter. Es sind Objekte mit wenig Realgehalt, aber hoher subjektiver idiosynkratischer Bedeutung. Sie dienen inneren Vorstellungen und Wünschen als Gestaltungsfeld, wobei Selbstvorstellungen, Ideale und Handlungsentwürfe geformt werden. Dieses Experimentieren mit einem inneren, aber auch äußeren Freiraum führt zu einem gefestigten und kreativen Selbst, das dann eine Verwirklichung in der Realität anstrebt (*Bernfeld*, 1923). *Bernfeld* weist darauf hin, wie dieser Freiraum einer verlängerten Adoleszenz, ein Ort der Produktion von neuen Ideen für die Gesellschaft sein kann, worin die kulturelle Bedeutung der Adoleszenz liegt (vgl. *Bohleber*, 1987).
Auch hier zeigt sich der doppelgesichtige Charakter narzißtisch-regressiver Rückzüge in der Adoleszenz. Sie können ein Versteck sein, das der Restruktuierung der Persönlichkeit und der Vorbereitung späterer Entfaltung dient, aber auch ein Fluchtpunkt, der zur Falle wird, weil der adoleszente Prozeß den Betreffenden vor unlösbare Konflikte stellt.
Nun kann ein Verharren im Rückzug nicht nur oder nicht alleine durch vorgängige

individuelle Konflikte bedingt sein, sondern auch die Verweigerung einer Festlegung in der Realität darstellen, als Antwort auf gesellschaftliche Zustände und Zumutungen, die als unerträglich erlebt werden. Die Folge ist eine zunehmende narzißtische Empfindlichkeit und die Gefahr einer Regression von relativ reifen auf archaische Erlebnisstrukturen. Die Verankerung in der Realität, ein Platz in der Gesellschaft, ist für die psychische Gesundheit auch eine notwendige Bedingung.

Literatur

Bernfeld, S.: »Über eine typische Form der männlichen Pubertät« (1923). Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften. *Bernfeld, S.* Band III. Frankfurt/M. 1974, 64–81 – *Blos, P.:* Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation. Stuttgart 1962 – *Blos, P.:* The Adolescent Passage. Developmental Issues. New York 1979 – *Bohleber, W.:* »Die verlängerte Adoleszenz. Identitätsbildung und Identitätsstörungen im jungen Erwachsenenalter«. Jahrbuch der Psychoanalyse. Band 21. 1987, 58–84 – *Bohleber, W., Leuzinger, M.:* »Narzißmus und Adoleszenz. Kritische Bemerkungen zum ›Neuen Sozialisationstypus‹«. Die neuen Narzißmustheorien: Zurück ins Paradies? Hg. Psychoanalytisches Seminar Zürich. Frankfurt/M. 1981, 119–132 – *Deleuze, G., Guattari, F.:* Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I. Frankfurt/M. 1974 – *Erikson, E.:* Identität und Lebenszyklus (1958). 3. Aufl., Frankfurt/M. 1976 – *Erlich, S.:* »Denial in Adolescence«. The Psychoanalytic Study of the Child. Vol. 41. 1986, 315–336 – *Frank, M.:* Was ist Neostrukturalismus? Frankfurt/M. 1984 – *Freud, A.:* »Probleme der Pubertät« (1958). Die Schriften der Anna Freud. Band VI. München 1980, 1739–1769 – *Freud, S.:* »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« (1905). Gesammelte Werke Band V. 5. Aufl., Frankfurt/M. 1972, 27–145 – *Grunberger, B.:* Vom Narzißmus zum Objekt. (1971). Frankfurt/M. 1976 – *Häsing, H., Stubenrauch, H., Ziehe, T.,* Hg.: Narziß, ein neuer Sozialisationstypus? (1979) 3. Aufl., Bensheim 1980 – *Hornstein, W.:* »Jugendforschung – kennt sie die Jugend?« Immer diese Jugend. Hg. Deutsches Jugendinstitut. München 1985, 351–362 – *Kernberg, O.:* Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. (1975). 2. Aufl., Frankfurt/M. 1978 – *König, H.D.:* »Zum Beispiel der Marlboro-Cowboy. Vom autoritären Charakter zum triebmanipulierten Charakter«. Psychosozial 31. 10. Jg. 1987, 69–84 – *Kohut, H.:* Narzißmus. (1971). 2. Aufl., Frankfurt/M. 1979 – *Kohut, H.:* Die Heilung des Selbst. (1977). Frankfurt/M. 1979 – *Lasch, C.:* Das Zeitalter des Narzißmus. (1979). München 1980 – *Laufer, M.:* »Zentrale Onaniephantasie, definitive Sexualorganisation und Adoleszenz«. Psyche 34. Jg. 1980, 365–384 – *Laufer, M., Laufer, E.:* Adolescence and Developmental Breakdown. New Haven and London 1984 – *Modell, A.:* »Self Psychology as a Psychology of Conflict: Comments on the Psychoanalysis of the Narcissistic Personality«. Psychoanalysis: The Vital Issues. Vol. II. Hg. *G. Pollock, J. Gedo.* New York 1984, 131–148 – *Rosenfeld, H.:* »Beitrag zur psychoanalytischen Theorie des Lebens- und Todestriebes aus klinischer Sicht: Eine Untersuchung der aggressiven Aspekte des Narzißmus«. Psyche 25. Jg. 1971, 476–493 – *Strzyz, K.:* Sozialisation und Narzißmus. Wiesbaden 1978 – *Trescher, H.-G.:* »Zum Verhältnis von autoritärem Charakter und neuem Sozialisationstypus«. Psychoanalyse 2. Jg. 1981, 341–355 – *Winnicott, D.W.:* Vom Spiel zur Kreativität. (1971). Stuttgart 1973 – *Ziehe, T.:* Pubertät und Narzißmus (1975). 2. Aufl., Frankfurt/M. 1978 – *Ziehe, T.:* »Gegen eine soziologische Verkürzung der Diskussion um den neuen Sozialisationstyp. Nachgetragene Gesichtspunkte zur Narzißmus-Problematik«. Narziß, ein neuer Sozialisationstypus? Hg. *H. Häsing, H. Stubenrauch, T. Ziehe* (1979). 3. Aufl., Bensheim 1980, 119–136 – *Ziehe, T.:* »Narzißmus und Verletzlichkeit«. Psychoanalyse 2. Jg. 1981, 356–384

Marlis Buchmann

Jugend – ein integrativer Erklärungsansatz

Biographie im Spannungsfeld von sozialer und personaler Identität

Die schillernde Vielfalt jugendlicher Problemlagen, Artikulationsformen und subkultureller Stilbildungen deutet darauf hin, daß sich Inhalt und Verlauf der Jugendphase im gegenwärtigen Entwicklungsprozeß westlicher Industriegesellschaften verändern. Damit erhält die in der Soziologie schon oft grundsätzlich diskutierte Frage, worin denn überhaupt die Gemeinsamkeiten in der sozialen Lebenssituation von Jugendlichen bestehen, erneute Aktualität. Zur Beantwortung dieser Frage wird im folgenden zuerst ein theoretisches Modell skizziert, welches auf der Annahme beruht, daß alle Jugendlichen auf ihre je eigene Weise das Problem zu lösen haben, einen Platz in der Gesellschaft und sich selbst zu finden. Sie haben für sich in irgendeiner Form die Frage zu beantworten, wer und was sie sind und wo sie stehen. Der Lebensabschnitt Jugend läßt sich demnach als Prozeß der biographischen Verselbständigung in sozialer und psychischer Hinsicht verstehen. Auf diesem Hintergrund soll anschließend die Frage erörtert werden, welche Auswirkungen die gegenwärtigen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungstendenzen auf die Art und Weise haben, wie Jugendliche den biographischen Verselbständigungsprozeß bewältigen können.

1. Jugend: Sozialstrukturierte Lebensphase und biographische Entwicklungsaufgabe

Zur Erfassung der komplexen Veränderungsprozesse, die sich im Rahmen der jugendlichen Verselbständigung abspielen, eignet sich ein lebenslauf- und biographietheoretischer Ansatz (*Buchmann*, 1983; 1988; 1989; *Kohli*, 1985; *Levy*, 1977; *Meyer*, 1986). Danach erscheint der Lebenslauf als sozial organisierte, stark alterszugeschriebene Abfolge von Positionen und Rollen, womit entsprechende Veränderungen der Interaktionsfelder und Interaktionsverpflichtungen, der Bezugsgruppenorientierungen und sozialen Beziehungen sowie der in den jeweiligen sozialen Bezügen verankerten Identität einhergehen. Jede Lebensphase stellt in diesem Sinn eine (altersgebundene) typische Positions-/Rollenkonfiguration dar, die dem einzelnen Individuum eine jeweils neue sozio-kulturelle Umwelt eröffnet. Im Prozeß der Integration in eine solche je veränderte sozio-kulturelle Umgebung wird das Individuum mit neuen Handlungsanforderungen konfrontiert, die sich in biographischer Hinsicht als sozial definierte Enwicklungsaufgaben umschreiben lassen. Die individuellen Bewältigungsmöglichkeiten neuer Handlungsanforderungen, die sich aus den veränderten Strukturerfordernissen der Interaktion ergeben, sind an den Aufbau entsprechender psychischer Äquivalente, an die Neuorientierung des Per-

sönlichkeitssystems gebunden (*Döbert/Nunner-Winkler*, 1975; *Döbert* et al., 1980; *Nunner-Winkler*, 1985).

Im Rahmen dieses allgemeinen Modells stellt die Jugendsituation eine sozialstrukturierte Lebensphase im Lebenslauf dar, die den Jugendlichen eine typische Positions-/Rollenkonfiguration zuordnet und mit einer alterstypischen Aufgabenzuweisung verbindet. Jugendliche sind mit den sozialen Erwartungen konfrontiert, die Schülerrolle auszufüllen und sich auf die Berufsrolle vorzubereiten, die Staatsbürgerrolle zu konkretisieren, sich vom Elternhaus abzulösen, indem sie ein eigenes Domizil übernehmen, und sich auch über die Frage einer (stabilen) Partnerschaft bzw. der Gründung einer eigenen Familie Gedanken zu machen (*Blancpain/Häuselmann*, 1974). Diese sozialen Erwartungen geben gleichsam Lebensziele vor, mit denen sich Jugendliche auseinanderzusetzen haben und die sie zu Bezugspunkten ihrer persönlichen Biographie machen müssen. Im Prozeß der Bewältigung dieser sozial definierten, somit objektiv vorgegebenen Handlungsanforderungen transformieren Jugendliche gewissermaßen die gesellschaftlich normierte Lebensphase in einen persönlichen biographischen Abschnitt.

Im Rahmen dieser allgemeinen Bestimmungen eines lebenslauf- und biographietheoretischen Ansatzes läßt sich die Spezifik der Jugendphase über folgende drei Merkmale noch genauer fassen.

1. Die sozial vorgesehene Partizipation von Jugendlichen an verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen stellt primär eine Erweiterung ihrer Positions-/Rollenkonfiguration dar. Dies bedeutet, daß sie sich in eine zunehmend komplexere sozio-kulturelle Umwelt zu integrieren haben, womit höhere Anforderungen an ihre Handlungskompetenz verbunden sind. Der erfolgreiche Umgang mit diesen erschwerten Interaktionsbedingungen erfordert daher eine Neuorientierung des Persönlichkeitssystems im Sinne der Erweiterung psychischer Kapazitäten und Kompetenzen.
2. Zugleich findet in der Jugendphase eine Verschiebung in der gesellschaftlich maßgeblichen Teilnahmesphäre vom innerfamiliären in den außerfamiliären Bereich statt. Mit der sukzessiven Integration in neue Interaktionsfelder (Bildung, Beruf, Politik, Partnerschaft etc.) und dem zunehmenden Relevanzverlust des familiären Bereichs wird die bisher größtenteils in der Familie verankerte und über sie validierte Identität problematisch. Jugendliche sind dadurch gezwungen, eine andere Identitätsbasis aufzubauen als jene, die auf der Familienzugehörigkeit basiert.
3. Im Gegensatz zum biographisch bislang dominanten Interaktionsfeld der Familie zeichnen sich die gesellschaftlichen Bereiche, an denen Jugendliche nun im verstärkten Maße teilnehmen, dadurch aus, daß ihre Positionsverteilungen eher auf erwerbbaren als auf zugeschriebenen Kriterien basieren. Jugendliche übernehmen nun Rollen, die stärker leistungsorientiert und individualisiert sind. Diese können nicht ohne weiteres unter Rekurs auf die Familienzugehörigkeit in Anspruch genommen werden, sondern sie erfordern den Aufbau eines eigenverantwortlichen Handlungsrepertoires. So ist beispielsweise der Erwerb einer beruflichen Position zumindest teilweise abhängig von den individuell erbrachten Leistungen innerhalb des schulischen Bereichs. In diesem Prozeß der jugend-

lichen Verselbständigung wird daher auch die jugendliche Individualisierung im Lebenslauf kontinuierlich vorangetrieben.

Sowohl die zunehmende Komplexität von Handlungsanforderungen als auch die wachsende individuelle Zuschreibung von Handlungsfolgen in der jugendlichen Biographie setzen differenzierte Handlungskompetenzen voraus, so daß Jugendliche von der signifikanten sozialen Umwelt als konsistente und verläßliche Interaktionspartner eingeschätzt und anerkannt werden können. Die Fähigkeiten zur erfolgreichen Teilnahme an solchen anspruchsvolleren Interaktionsprozessen werden in der Sozialisation erworben – gleichsam über die Verinnerlichung von Strukturen des sozialen Beziehungssystems (*Krappmann*, 1969). In einem (jahrelangen) Transformationsprozeß erwerben Jugendliche eine soziale und personale Identität (vgl. *Deusinger* in diesem Band) und eignen sich die Fähigkeit an, eine angemessene Balance zwischen persönlicher Selbstdarstellung sowie sozialer Erwartungserfüllung in Interaktionen herzustellen.

Die Entwicklung einer sozialen Identität im Jugendalter vollzieht sich über die reflexive Verinnerlichung der vielfältigen und zum Teil diskrepanten sozialen Erwartungen, welche die gleichzeitige Beteiligung an verschiedenartigen Interaktionsfeldern mit sich bringt. Jugendliche lernen in diesem Entwicklungsprozeß, die Kontinuität sozialer Interaktionen trotz der Vielfalt an Rollenverpflichtungen zu sichern, d. h. Intersubjektivität im Interaktionsprozeß aufrechtzuerhalten. Diese ist im weiteren davon abhängig, ob Interaktionspartner fähig sind, auf die Erwartungen anderer einzugehen. Jugendliche erwerben im Sozialisationsprozeß demnach auch die Fähigkeit, »so zu sein, wie alle anderen« und signalisieren dadurch die Gleichartigkeit mit ihren Interaktionspartnern (*Goffmann*, 1967; *Krappmann*, 1969).

Im Prozeß der Entwicklung einer personalen Identität erfahren demgegenüber Jugendliche, daß sie trotz der Vielfalt biographischer Veränderungen für sich und für andere als ein und dieselbe Person erkennbar sind und bleiben. Die personale Identität weist den Jugendlichen in seiner Einzigartigkeit aus, als eine von allen anderen unterscheidbare Person, in welcher sich die lebensgeschichtlichen Ereignisse zu einer unverwechselbaren Biographie ordnen. Jugendliche lernen so, sich als Personen zu begreifen, die eine eigene Geschichte haben und diese in einer eigenständigen Interpretation zum Ausdruck bringen.

Insgesamt ist demnach eine gelingende Identitätsbildung im Jugendalter an den Erwerb der Fähigkeit gebunden, eine angemessene Balance zwischen der Betonung von Einzigartigkeit und der Darstellung von Gleichartigkeit in Interaktionsprozessen herstellen zu können. Erst das subtile Gleichgewicht zwischen personaler Selbstdarstellung und sozialer Erwartungserfüllung bietet Gewähr für befriedigende Interaktionen. Kompetente Interaktionspartner sind Jugendliche dann, wenn sie die Fähigkeit besitzen, die Aufrechterhaltung von Intersubjektivität und die Artikulation eines identischen Selbst miteinander zu vermitteln. Aus dieser Überlegung folgt, daß der Ausgleich zwischen sozialer und personaler Identität in jeder Interaktionssituation hergestellt und neu behauptet werden muß, ein Vorgang, der in seiner ganzen Dynamik das konstituiert, was unter dem Begriff der Ich-Identität in die Literatur eingegangen ist (*Döbert/Nunner-Winkler*, 1975; *Döbert* et al., 1980; *Nunner-Winkler*, 1985).

Obwohl die Ich-Identität eine gewisse zeitliche Stabilität aufweist, erfordern Veränderungen der sozialen Erwartungen in der Vielfalt der Rollenverpflichtungen und die Akkumulation lebensgeschichtlicher Erfahrungen deren beständige Modifikation und Erweiterung. Identitätsaufbau und Identitätserhaltung können somit als lebenslängliche Prozesse begriffen werden. Insbesondere beim Eintritt in eine neue soziokulturelle Umwelt ist die Herstellung einer angemessenen Balance zwischen sozialer und personaler Identität beträchtlichen Belastungen ausgesetzt. Mit der Übernahme neuer oder der Preisgabe alter Rollen verändern sich die sozialen Erwartungen, die mit den Verpflichtungen der restlichen Rollen (soziale Identität) sowie mit den bisherigen biographischen Erfahrungen (personale Identität) in ein neues Gleichgewicht zu bringen sind.

In dieser Perspektive ist die Besonderheit der Jugend als sozialstrukturierter Lebensphase darin zu sehen, daß Jugendliche im Zuge der Erweiterung ihrer Positions-/Rollenkonfiguration, die sozial die Integration in die Gesamtgesellschaft vorbereitet, personal, d.h. lebensgeschichtlich zum ersten Mal vor der Situation stehen, einen autonomen Identitäts- und Lebensentwurf zu entwickeln, der gleichzeitig aber durch die maßgebliche Umwelt anerkannt werden muß. Der jugendliche Lebensentwurf wird mit anderen Worten einer sozialen Validierung unterzogen. Die biographische Verselbständigung von Jugendlichen ist somit an individuelle Lernleistungen gebunden, welche die Gesellschaft indessen jeweils auf ihre soziale Akzeptanz überprüft. Diese individuellen und gesellschaftlichen Voraussetzungen tragen dazu bei, daß unterschiedliche Ergebnisse jugendlicher Verselbständigung nicht nur möglich, sondern in hohem Maße wahrscheinlich werden. Sie erhellen den Umstand, daß sehr unterschiedliche Verlaufsformen der Jugendphase und verschiedenartige Erscheinungsformen jugendlichen Verhaltens gleichzeitig in der Gesellschaft anzutreffen sind.

Die Art und Weise, wie Jugendliche die sozial definierten biographischen Aufgaben bewältigen können, hängt demnach einerseits von den jeweils vorgefundenen strukturellen Chancen und erworbenen Ressourcen ab, andererseits vom gesellschaftlichen Bewertungsmaßstab, der zur Beurteilung jeweiliger Ergebnisse jugendlicher Verselbständigung angelegt wird.

Gerade die den Jugendlichen von der Gesellschaft zugestandenen Toleranzspielräume dürften wesentlich darüber entscheiden, ob überhaupt verschiedene Identitäts- und Lebensentwürfe im Prozeß biographischer Verselbständigung relativ sanktionsfrei ausprobiert und ausgetestet werden können (*Döbert/Nunner-Winkler*, 1975; *Siegert*, 1979; *Buchmann*, 1983). Je kleiner solche sozialen Freiräume sind, je enger also die Grenzen zwischen sozial akzeptiertem und abweichendem Verhalten gezogen werden, desto nachhaltiger blockieren und kanalisieren sie (zukünftige) Entwicklungsmöglichkeiten. Jugendliche werden dadurch auf bestimmte Lösungen im Prozeß ihrer biographischen Verselbständigung festgelegt, ohne die Möglichkeiten zu haben, über eigene Suchprozesse einen ihnen angemessenen Lebensentwurf zu finden.

Ähnliche Mechanismen im Prozeß biographischer Verselbständigung lassen sich feststellen mit Bezug auf die strukturellen Chancen, die Jugendliche aufgrund ihrer familiären Herkunft und ihrer eigenen Bildungskarriere antreffen, und mit Bezug

auf die individuellen Fähigkeiten und Kompetenzen, welche im familiären und schulischen Sozialisationsprozeß erworben werden.
Gerade die formale Bildung ist für die Verlaufsformen der Jugendphase und die Erscheinungsweisen jugendlichen Verhaltens von eminenter Wichtigkeit. Ihre bedeutsame identitätsstiftende Wirkung ist darauf zurückzuführen, daß die spätere Schichtzugehörigkeit – und damit der Platz des Jugendlichen in der hierarchischen Gesellschaftsstruktur – maßgeblich über den erreichten Bildungsstatus zugewiesen wird (*Bornschier*, 1984; *Buchmann*, 1989). Die biographische Verselbständigung ist daher in hohem Maße von den erbrachten schulischen Leistungen abhängig, worüber auch die Jugendlichen selbst Bescheid wissen. Sie sehen den Sinn der Schule nicht in erster Linie in der Wissensvermittlung, sondern in der engen Koppelung des formalen Niveaus des Schulabschlusses mit den späteren beruflichen und gesellschaftlichen Chancen (Arbeitsgruppe Schulforschung, 1980). In der eigenen Wahrnehmung ihrer schulischen Leistungen übernehmen Jugendliche zwar die gesellschaftlichen Bewertungen, ziehen sie zur Interpretation ihrer bisherigen und zukünftigen Lebensgeschichte heran und integrieren auf diese Weise soziale Bewertungsmaßstäbe in ihre personale Identität. Gleichzeitig entwickeln sie aber auch einen vom Bildungsverlauf determinierten Maßstab für die eigene Situation (*Cassee*, 1986). Auf dieser Basis definieren sie ein individuelles Bildungsziel, gleichsam eine subjektive Erfolgsdefinition, bauen eine dieser Leistungsfähigkeit entsprechende Identität auf und internalisieren so ihren (objektiv wahrscheinlichen) späteren Platz im gesellschaftlichen Schichtungssystem (*Bourdieu*, 1974). Folge dieser individuellen Zielverschiebung hinsichtlich der eigenen Bildung ist die Verengung des jugendlichen Orientierungshorizontes (*Cassee*, 1986).

2. Gesellschaftliche Individualisierung des jugendlichen Lebenszusammenhangs

Aus den bisherigen Überlegungen können wir entnehmen, daß für die Jugendphase und für den Übergang in den Erwachsenenstatus in der modernen Gesellschaft eine strukturell angelegte latente Widersprüchlichkeit hinsichtlich sozialer Erwartungen und Verhaltensanforderungen schon immer charakteristisch war. Indessen sprechen verschiedene Anzeichen dafür, daß sich diese Widersprüchlichkeit in der gegenwärtigen Phase gesamtgesellschaftlicher Entwicklung verschärft. Damit stellt sich die Frage, ob das skizzierte Modell von Jugend als sozialstrukturierter Lebensphase und biographischer Entwicklungsaufgabe weiterhin beanspruchen kann, die soziale Realität der Jugendsituation angemessen zu deuten oder ob es durch die gesellschaftlichen Entwicklungen überholt ist. Die folgenden Überlegungen versuchen, eine erste Antwort auf diese Frage zu geben.
Im Zuge der beschleunigten gesellschaftlichen Differenzierung entwickeln sich die sozialen Erwartungen und Verhaltensanforderungen an die Jugendlichen in den verschiedenen Lebensbereichen inhaltlich immer weiter auseinander, und treten auch immer intensiver zueinander in Konkurrenz. Sie richten sich somit je länger je weniger an die Person als Ganzes, sondern beziehen sich nur auf sie in ihrer Funktion als Trägerin bestimmter Rollen (*Olk*, 1985; 1986). Insbesondere unter

Bedingungen gegenläufiger Entwicklungstendenzen im Bildungs- und Berufsbereich einerseits und im Konsum- und Freizeitbereich andererseits, wie wir sie seit rund zehn Jahren beobachten können, wird diese latente Widersprüchlichkeit manifest und virulent.

So sind beispielsweise bei beträchtlicher Ausdehnung der durchschnittlichen Verweildauer der Jugendlichen im Bildungswesen (*Baethge* et al., 1983; BMBW, 1985; Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1986) die Leistungsanforderungen stark angestiegen, und der schulische Selektionsdruck hat massiv zugenommen. Aufgrund des schrumpfenden Arbeitsmarktes verringern sich aber gleichzeitig die Aussichten, erstrebte berufliche Positionen auch tatsächlich zu erringen. Gute schulische Leistungen und höhere Schulabschlüsse werden zwar zunehmend notwendige Voraussetzung für den erwünschten Eintritt ins Beschäftigungssystem, aber sie sind immer weniger hinreichende Bedingung dafür. Ob sich Vorleistungen später auch auszahlen werden, wird immer ungewisser. Die Verlängerung der Schulzeit sowie die Labilisierung des Überganges ins Beschäftigungssystem schieben daher die stabile berufliche Integration biographisch immer weiter hinaus, womit Jugendliche wachsenden Schwierigkeiten begegnen, einen angemessenen Platz in der Gesellschaft zu finden. Während man in bezug auf schulische und berufliche Lebensbezüge also davon sprechen kann, daß sich Jugendliche erhöhten Entscheidungs- und Handlungszwängen ausgesetzt sehen und sich ihre Optionen verengen, stilisiert der Freizeit- und Konsumbereich mit seinem riesigen Angebot immer jüngere Jugendliche zu kompetenten Konsumenten mit fast unlimitierten Wahlmöglichkeiten und Handlungsoptionen. Der außerschulische und außerberufliche Lebensbereich eröffnet den Jugendlichen erweiterte Möglichkeiten zur selbständigen Lebensgestaltung und eigenständigen Erarbeitung von Kommunikationsformen, Umgangsstilen und Ausdrucksweisen.

Darüber hinaus beschleunigen die gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die Individualisierung des jugendlichen Lebenszusammenhangs. Insbesondere die Wandlungsprozesse im Berufs- und Beschäftigungssystem führen der Tendenz nach zur Auflösung kollektiver Lebensmilieus, »die nach Arbeits- und Berufskategorien homogen sind und einen aus Arbeit, Familientradition, Organisationszugehörigkeit, Freizeit-, Konsum- und Bildungseinrichtungen komplementär zusammengesetzten Lebenszusammenhang hervorbringen« (*Offe*, 1983). Die gesellschaftliche Individualisierung in struktureller und kultureller Hinsicht schwächt die Integration des einzelnen in soziokulturelle Gemeinschaften ab und unterminiert folglich gemeinsam geteilte Werte und Handlungsorientierungen, an Klassenlagen und soziale Milieus gebundene Lebensanschauungen und Lebensstile, die somit ihre prägende Kraft für die Gestaltung des individuellen Lebens verlieren (*Beck*, 1983; *Baethge*, 1985). Zwar führt diese Entwicklung zu einer Vermehrung individueller Handlungsoptionen, sie konfrontiert den einzelnen aber auch mit wachsenden Entscheidungs- und Handlungszwängen, die immer weniger unter Rückgriff auf überlieferte Deutungsmuster und bewährte Handlungsmaximen verarbeitet werden können. Im Zuge der Herauslösung aus traditionellen Sozialmilieus sind Jugendliche in viel stärkerem Maße auf sich selbst zurückgeworfen, sinnvolle Leitlinien für das eigene Leben zu entwerfen, für sich also die Frage zu beantworten, wer und was sie sind.

Zur weiteren Individualisierung des jugendlichen Lebenszusammenhangs tragen zudem die großen Veränderungen bei, denen das Erwachsenenalter selbst unterworfen ist. Was die »Normalexistenz« des Erwachsenen ausmacht, scheint zumindest weniger eindeutig definierbar zu sein, als dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Dadurch büßen Biographieentwürfe und Lebensmodelle der Erwachsenen ihre überpersönliche Verbindlichkeit für die Jugendlichen ein. Sie verlieren ihre Leitbildfunktion in doppelter Hinsicht: Sowohl jene, woran sich die Jugendlichen im Hinblick auf die eigene Biographiekonstruktion orientieren können, als auch die oppositionelle, von der sie sich subkulturell absetzen.

Beide Prozesse, sowohl die zunehmende Differenzierung von Orientierungs- und Verhaltensanforderungen wie auch die wachsende Individualisierung des Lebenszusammenhangs, erhöhen die Komplexität der jugendlichen Lebenssituation. Dieser Vorgang dürfte nicht ohne Folgen für die Art und Weise bleiben, wie Jugendliche den biographischen Verselbständigungsprozeß zu bewältigen vermögen.

Obwohl Jugendliche in verschiedenen Lebensbereichen – in Familie, Schule, Beruf, Freizeit, in der Konsumsphäre und im Umgang mit Gleichaltrigen – mit sehr unterschiedlichen sozialen Erwartungen konfrontiert werden, sind sie trotzdem gezwungen, die getrennten »Welten« in einem sinnhaften Lebensentwurf zusammenzubringen. Je vielfältiger die Erwartungen in den einzelnen Lebensbereichen sind und je mehr sie sich in inhaltlicher Art von einander entfernen, desto anspruchsvoller werden die Synthetisierungsleistungen, die Jugendliche zu vollbringen haben. Unter diesen Bedingungen dürfte der Aufbau eines integrierten, einigermaßen plausiblen Identitäts- und Lebensentwurfs an eine längere Suchphase gebunden sein, in welcher verschiedene (Lebens-)Alternativen erprobt und verworfen werden können. Solche Suchphasen werden umso wichtiger, je weniger Jugendliche im Prozeß biographischer Verselbständigung auf überlieferte Deutungsmuster und Handlungsmaximen hinsichtlich des »richtigen« oder des »guten« Lebens zurückgreifen können. Dies ist aufgrund der skizzierten Tendenz zur Auflösung homogener Lebensmilieus immer weniger der Fall, womit Jugendliche in viel stärkerem Maße darauf angewiesen sind, aus sich selbst heraus sinnvolle Leitlinien für das eigene Leben zu entwerfen. Damit wird die Aufgabe biographischer Verselbständigung zunehmend komplexer. Folge dieser Entwicklung dürfte sein, daß Jugendliche in vermehrtem Maße auf Ressourcen materieller und immaterieller Art (materielle Sicherheit, Bildungschancen, Zeit, Verständnis, Vertrauen), angewiesen sind, um angemessene Strategien zur Bewältigung der anspruchsvolleren Handlungsanforderungen entwickeln zu können.

Damit wird deutlich, daß die zunehmende gesellschaftliche Individualisierung des jugendlichen Lebenszusammenhangs die soziale Ungleichheit hinsichtlich des biographischen Verselbständigungsprozesses nicht abbauen wird. Unterschiedliche Verlaufsformen der Jugendphase werden nach wie vor Ergebnis ungleicher sozialer Chancen und Risiken in der jugendlichen Biographie sein, die insbesondere durch die familiäre Herkunft und die eigene Bildungslaufbahn bedingt sind. Die abnehmende Geltung kollektiv definierter Orientierungs- und Verhaltensmuster wird zudem die Bandbreite ihrer Erscheinungsformen erweitern und schwer abschätzbare Entwicklungen der Jugendphase begünstigen, wovon die rasche Ausbreitung

und viel mehr noch die rasante Abfolge subkultureller Stilbildungen in den letzten Jahren Zeugnis ablegen.
Insgesamt und zusammenfassend ergibt sich aus diesen Überlegungen, daß sich die biographischen Entwicklungsaufgaben des Jugendalters in der gegenwärtigen Phase gesamtgesellschaftlicher Entwicklung nicht grundsätzlich verändern, ihre Lösung aber erhöhte und anspruchsvollere Anforderungen an die Jugendlichen stellt.

Literatur

Arbeitspruppe Schulforschung: Leistung und Versagen. Alltagstheorien von Schülern und Lehrern. München 1980 – *Baethge, M.:* »Individualisierung als Hoffnung und Verhängnis – Aporien und Paradoxien in spätbürgerlichen Gesellschaften oder: die Bedrohung von Subjektivität«. Soziale Welt. 36. Jg. 1985, 299–312 – *Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.:* Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt/M. 1983 – *Beck, U.:* »Jenseits von Stand und Klasse? Gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten«. Soziale Welt, Sonderband II: Soziale Ungleichheit. 1983, 35–74 – *Blancpain, R., Häuselmann, E.:* Zur Unrast der Jugend. Frauenfeld 1974 – *Bornschier, V.:* »Zur sozialen Schichtung in der Schweiz«. Schweizerische Zeitschrift für Soziologie. 10. Jg. 1984, 647–688 – *Bourdieu, P.:* »Avenir de classe et causalité du probable.« Revue française de sociologie, 15. Jg. 1974, 9–42 – *Buchmann, M.:* The Script of Life in Modern Society. Entry into Adulthood in a Changing World. Chicago 1989. – *Buchmann, M.:* »Die Dynamik von Standardisierung und Individualisierung im Lebenslauf. Der Übertritt ins Erwachsenenalter im sozialen Wandel fortgeschrittener Industriegesellschaften«. Handlungsspielräume. Hg. *Ansgar Weymann.* Stuttgart 1989 – *Buchmann, M.:* Konformität und Abweichung im Jugendalter. Diessenhofen 1983 – Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Hg.: Grund- und Strukturdaten 1985/86. Bonn 1985. (zitiert als BMBW 1985) – *Cassee, P.:* Jugend als Prüfstein. Zur Verarbeitung der Bildungsbiographie im Jugendalter. Zürich 1986 – *Döbert, R., Nunner-Winkler, G.:* Adoleszenzkrise und Identitätsentwicklung. Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1975 – *Döbert, R., Habermas, J., Nunner-Winkler, G.* Hg.: Entwicklung des Ichs. Königstein 1980 – *Goffmann, E.:* Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt 1967 – *Kohli, M.:* »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 37. Jg. 1985, 1–29 – *Krappmann, L.:* Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart 1969 – *Levy, R.:* Der Lebenslauf als Statusbiographie. Stuttgart 1977 – *Meyer, J.:* »Self and the Life Course: Institutionalization and its Effects«. Human Development and the Life Course: Multidisciplinary Perspectives. Hg. *A. Sorensen, L. Sherrod, F. Weinert,* Hillsdale 1986, 199–216 – *Nunner-Winkler, G.:* »Identität und Individualität.« Soziale Welt. 36 Jg. 1985, 466–482 – *Offe, C.:* »Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie?« Krise der Arbeitsgesellschaft?. Hg. *Joachim Matthes.* Frankfurt/M. 1983 – *Olk. T.:* »Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – Zur Entstrukturierung der Jugendphase.« Zeitschrift für Pädagogik. 19. Jg. Beiheft 1985, 290–301 – *Olk, T.:* »Jugend und Gesellschaft. Entwurf für einen Perspektivenwechsel in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung.« Interdisziplinäre Jugendforschung. Hg.: *Wilhelm Heitmeyer.* München 1986 – *Siegert, M.:* Adoleszenzkrise und Familienumwelt. Prozesse der Identitätsstörung bei opiatsüchtigen Jugendlichen. Frankfurt/M. 1979 – Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1986. Bern 1986.

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen

Teil II: Jugend und Sozialsystem

Hartmut Lüdtke

Jugend – Gesellschaft in der Gesellschaft: die These von der Subkultur

1. Einleitung

Im Forschungsfeld jugendlicher Sub- oder Teilkulturen werden Fragen nach dem Grad und den Formen der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung und Ausgliederung von Jugend, ihrer Eigendynamik und deren Konsequenzen für Gesellschaft und Gesamtkultur, insbesondere unter den Aspekten der Sozialisation und sozialen Kontrolle, thematisiert. Die Anwendung des Kulturbegriffs verweist dabei auf die allgemeine Bedeutung und gesamtgesellschaftliche Reichweite einschließlich politischer und historischer Dimensionen, die in den Sozial- und Erziehungswissenschaften Partitionsphänomenen innerhalb der Jugend zugeschrieben worden sind.
Wären Teilkulturen von Jugendlichen, so sie existieren, eine rein transitorische Realität, die jede neue Generation übernimmt, variiert oder neu kreiert, um sie dann wieder zu verlassen, so wären sie ein Problem von sekundärer Relevanz. Bedeutsamer ist daher die Frage, welchen Einfluß »die« Jugendkultur oder differentielle Jugendsubkulturen auf die Entstehung bzw. Beschleunigung sozialstruktureller Instabilität (Anomie-, Konflikt- und Dissensaspekt) und auf den Prozeß kultureller Innovation (Aspekt des sozialen Wandels) haben. Damit verwandt ist auch die Frage nach der Funktion oder gar funktionalen »Unverzichtbarkeit« von Jugendkultur im Sozialisationsprozeß.
Auf der Ebene der Individuen lautet die entsprechende Fragestellung: Erleichtert oder erschwert Jugendkultur die Statuspassage? Verändert sich eine neue Generation oder verändern sich Teile von ihr in Verhalten und Sozialcharakter unter dem Einfluß von Jugendkultur im Unterschied zu früheren Generationen, und sind diese Veränderungen von Dauer?

2. Entstehung und Variation der Subkultur-These

Die Authentizität kultureller Ausdrucksformen und Praktiken der Jugend war in diesem Jahrhundert immer schon ein Thema für Pädagogen und Sozialwissenschaftler im Zusammenhang mit der Beobachtung von, die bürgerliche Öffentlichkeit irritierenden, Gesellungen, Bewegungen, Protesten oder Sezessionen von Jugendlichen (*Baacke*, 1987, 96ff.; *Jaide*, 1988, 259ff.; *Rosenmayr*, 1976, 21ff., 86ff.; *Schäfers*, 1982, 47ff.; *Zinnecker*, 1987). Die Diskussion über Jugend(sub)-kultur im modernen Sinn ging aber hauptsächlich von der US-amerikanischen Jugendsoziologie der 50er und 60er Jahre aus (näher hierzu *Allerbeck/Rosenmayr*, 1976; *Baacke*, 1972, 1987; *Lindner*, 1981; *Rosenmayr*, 1976). In Deutschland repräsentiert vor allem die Arbeit von *Tenbruck* (1962) den damaligen Stand der Jugendkulturtheorie.

Robert Bell (1965) hatte die Eigenständigkeit und Kohärenz einer Jugendsubkultur behauptet und stieß auf die entschiedene Kritik von *Elkin* und *Westley* (1965). Sie relativierten die Behauptung für Jugendliche aus der Mittelschicht dahingehend, daß der Zusammenhang zwischen Statuslage der Eltern und Schulart (die ein wichtiger Kontext der Artikulation jugendspezifischer Verhaltensweisen ist) zu wenig berücksichtigt worden sei und daß die Akzeptanz sozialer Kontrolle von Seiten der Eltern bei vielen Aktivitäten durch die Jugendlichen gegen die Eigenständigkeit dieser Teilkultur spreche.
Cohen (1961, 1974, urspr. 1955) unterschied scharf zwischen Subkulturen massiv devianten Verhaltens der Arbeiterklasse und der Mittelschicht. Ihm verdanken wir die Einsicht, daß die Angehörigen beider Subkulturtypen zwar hinsichtlich des Mittelcharakters ihrer spezifischen Handlungsformen gegeneinander und von der Hegemonialkultur abweichen, nicht aber hinsichtlich der zentralen Ziele (Statuserwerb, Lebenserfolg u. ä.).
Coleman (1961) untersuchte auf differenzierte Weise empirisch die Gruppen- und Cliquenstrukturen von Jugendlichen der High-School und rekonstruierte anhand ihrer Verhaltensmuster aus Komponenten wie Populärmusik, Moden, sportlichem Wettbewerb, Kommunikationsritualen, informellen Clubs Gruppendynamik und relative Homogenität einer subkulturellen Gemeinschaft mit eindeutigen Stil- und Meinungsführern.
Die spätere Entwicklung der These reflektiert eine zunehmende Vielfalt von Gruppierungen und Indikatoren subkultureller Auffälligkeiten (vgl. Abschnitt 5.).

3. Definitionen: Hegemonialkultur, Stammkultur, Subkultur, Gegenkultur

Die Definition von Subkulturen setzt die der Gesamt- oder irgendeiner übergreifenden Bezugskultur voraus. Diese kann entweder als Modalkultur (Menge der gesamtgesellschaftlich verbreitetsten kulturellen Elemente oder auch »Schnittmenge« der Massenkultur und der Subkulturen) oder als Hegemonialkultur (Menge der allgemeinsten kulturellen Elemente, der »für alle Gesellschaftsmitglieder scheinbar gleichgeltende Orientierungsrahmen« – *Lindner* 1985, 60) verstanden werden.
Nun kann aber in komplexen Gesellschaften kaum mehr eindeutig von einer festbegrenzten, homogenen Modal- oder Hegemonialkultur die Rede sein. Deren Entwicklung tendiert eher in Richtung auf ein Agglomerat von Mehrheits-, Teil- und Minderheitskulturen, deren gemeinsame Basis in zentralen normativen und symbolischen Existenzbedingungen der modernen Gesellschaft besteht.
Während die meisten Autoren Gegenkulturen als extreme Subkulturen begreifen, unterscheidet *Lindner* (1985, 61f.) Teilkulturen dichotom nach »Subkulturen« und »Gegenkulturen«, wobei allein letzteren eine kulturinnovative Wirkung (neben Flucht oder Verweigerung) zugeschrieben wird. Er führt weiter Subkulturen auf übergeordnete gruppen-, schicht- oder klassenspezifische Herkunfts- oder Stammkulturen zurück.
Fast ebenso unbegrenzt wie ein Begriff der Gesamtkultur ist der Begriff der

»Jugendkultur« im Sinne einer Subkultur der gesamten Jugend. Daher scheint es am ratsamsten, von »Jugendsubkultur« immer als Teil einer Pluralität von Subkulturen, d.h. einer relativ eindeutig definierten und unverwechselbaren Subkultur von Jugendlichen zu sprechen. Bereits *Markefka* (1967, 78f., 120ff.) sprach in diesem Sinn von Jugendkultur als einem »Konglomerat von Gruppenkulturen«.
Wegen seiner Abstraktheit kann der Subkulturbegriff im Prinzip immer nur recht unpräzise gefaßt werden; er ist ein eher untaugliches Instrument der Herstellung von theoretischem Konsens und Vergleichbarkeit in der Forschung (*Rosenmayr*, 1976, 179f.). *Lindner* (1981) spricht auch von der »Ambivalenz« des Subkultur-Konzepts.
Die vorliegenden Jugendsubkultur-Begriffe reflektieren denn auch deutlich diese Probleme eines unscharfen Konzepts. Hierzu einige Beispiele, an denen auch die Tendenz abzulesen ist, die Extension des Begriffs von der ursprünglich behaupteten Singularität zur Pluralität des Phänomens hin zu erweitern:
Bell (1965, 84f.) hat folgende Merkmale der Teilkultur von Jugendlichen genannt:
- bewußte Abgrenzung der Jugendlichen von der Gesellschaft der Erwachsenen;
- stilistische Eigenständigkeit und hohe Einheitlichkeit bis zum Uniformitätszwang bei Entlehnung der Symbole aus der Erwachsenenwelt;
- Identifikation der Jugendlichen mit den kollektiven Werten und Erfahrung sozialen Rückhalts in der Gruppe;
- der herrschende Zwang zur Konformität veranlaßt die Mitglieder zur Überschätzung ihrer tatsächlichen Abweichung von den Erwachsenen.

Ähnlich bereits, aber noch mit deutlicher Geringschätzung aus der Perspektive akademischen Bürgertums *Parsons, Williams* und *Green* Anfang der 50er Jahre (nach *Elkin, Westley*, 1965, 100).
Cohen (1974) hat jugendliche Subkulturen von ihren Entstehungsbedingungen her in einer verhaltens- und interaktionstheoretischen Perspektive bestimmt, nämlich durch die Neigung von Jugendlichen, sich an Bezugsgruppen zu orientieren, die zuverlässige Normen und Standards für das eigene Verhalten liefern und befriedigende persönliche Beziehungen versprechen. Eine Subkultur ist danach als Ergebnis der Interaktion von Personen mit ähnlichen Anpassungsproblemen aufzufassen, deren Lösungsversuche zum Abtauschen, Angleichen oder zur Neudefinition gemeinsamer Bezugsgruppen führen.
Kreutz (1974, 150ff.) hat, umfassender als viele andere Autoren, drei Kriterien genannt, die erfüllt sein müssen, wenn man sinnvollerweise von einer Jugendsubkultur sprechen will:

a) Es muß sich um ein Interaktionssystem innerhalb der umfassenden Gesellschaft handeln (d.h. Häufigkeit und Bedeutung der internen Interaktion der Mitglieder müssen sich von ihren nach außen gerichteten Interaktionen deutlich abheben).
b) Es muß von Jugendlichen dominiert sein.
c) Es muß in mindestens einer dieser, sich teilweise überschneidenden Dimensionen von anderen Interaktionssystemen abweichen: Symbolwelt, Interaktionsformen, Normen, Werthaltungen, Zielsetzungen, Verhaltensmuster, Prüfkriterien für Wahrheit und Realität.

Wurzbacher (1987, 34f.) versteht Subkultur auch als nicht losgelöst von der Gesamtkultur und sieht die Abweichungen auf einer Skala von »latenter Subkultur« bis »radikaler ›Gegenkultur‹« aufgereiht. Er weist ihr folgende Merkmale zu: Freiwilligkeit der Gesellung ohne direkte erwachsenenbestimmte Lenkung, vorwiegende Ansiedelung im Freizeitbereich, Beziehungen zwischen Gleichaltrigen als bewußte Absetzung von Erwachsenen, Verhaltenskontrolle primär durch Gleichaltrige. Ganz ähnlich nennt in Anlehnung an *Baacke* (1972, 158ff.) *Schäfers* (1982, 170ff.) die altershomogenen Gruppen Jugendlicher (peer-groups) den »Normalfall der Jugendkultur«: sie bilden allenfalls »latente Subkulturen«, von denen sich die relativ wenigen »radikalen Subkulturen« scharf abheben.

Brake (1981, 9ff., 33), der das Konzept selbst als vage bewertet, versteht eine Subkultur als ein spezifisches Amalgam aus jugendlichen Orientierungskonflikten und entsprechenden Lösungsversuchen, gegebener Klassenlage und regionaler Tradition mit der Funktion der Kompensation von Identitätsfindungs- und Alltagsproblemen, Generationskonflikten und des Erlebens einer Gegenwelt, die den Angehörigen aber prinzipiell nur Scheinlösungen bietet. Eine Jugendsubkultur läßt sich nun zusammenfassend durch folgende Kriterien definieren:

- ein Interaktionskontext mit relativ hoher interner Dichte (im Verhältnis zur Interaktion mit externen Situationen, Gruppen und kulturellen Segmenten) und angebbaren sozialen Gruppen, meist im Kleinformat;
- relative Altershomogenität der Mitglieder;
- wiederholte identitätsfördernde Erfahrungen für die Mitglieder in der Interaktion, d.h. entsprechende Bezugsgruppenbildung und wenigstens rudimentäre Solidarität;
- spezifischer stilistischer Habitus (in Image, Jargon und körperlicher Performanz, den drei Hauptkomponenten nach *Brake*, 1981, 20);
- mindestens schwache Abhängigkeit von der sozioökonomischen Lage, d.h. Ähnlichkeit der Mitglieder insbesondere hinsichtlich der Bildung und der Ausstattung mit »kulturellem Kapital« (*Bourdieu*, 1984).

Dabei können die Schärfe der Abweichung von der Hegemonial- oder Stammkultur und ihre Effekte in der Öffentlichkeit zunächst außer acht bleiben.

Das Kriterium der Identitätsstützung scheint besonders wichtig, da theoretisch plausibel begründbar, zu sein. Von einer Subkultur läßt sich nämlich sinnvoll erst dann sprechen, wenn sie für ihre Angehörigen einen eindeutigen und eigenständigen Sinnkontext garantiert. Ein Hauptindikator dessen sind die Regelhaftigkeit, der Bestand und das Funktionieren eines eigenen Normen- und Sanktionssystems, das für die Gruppe verbindlich und identitätsstiftend ist, ungeachtet des Grads der Abweichung von der externen Kultur. Sie als mögliche dominante Bezugskultur für Jugendliche erkannt zu haben, ist ein wichtiges Erbe der Anthropologie und der »Chicago-Schule« der älteren amerikanischen Soziologie (*Sack*, 1971).

4. Sozialer Wandel, strukturelle Differenzierung und Subkulturen

4.1 Bedingungen der Ausdifferenzierung von Subkulturen

Bei Anwendung des durch die genannten fünf Kriterien definierten Subkulturbegriffs lassen folgende Faktoren eine anhaltende, wenn nicht gar noch zunehmende Ausdifferenzierung von Jugendsubkulturen erwarten:

- Die strukturell bedingte Sozialisationsschwäche der modernen Familie hatte bereits *Eisenstadt* (1966) diagnostiziert; er leitete aus ihr die besondere Bedeutung altershomogener Gruppen für Jugendliche als Vermittlungsinstanz zwischen partikularistischen und universalistischen Bezügen und Anforderungen ab. In Erweiterung und Ergänzung dieses Ansatzes hat *Tenbruck* (1962) auf die mit der Verlängerung und relativen Ausgliederung der Jugend in komplexen Gesellschaften einhergehende Tendenz zur Bildung einer jugendlichen Teilkultur aufmerksam gemacht, in der Gleichaltrige ihre Sozialisation teilweise »in eigene Regie« nehmen. Diese Tendenz zur Orientierung an altershomogenen Bezugsgruppen wird noch verstärkt durch die Tatsache, daß unter den relevanten Bezugspersonen der Jugendlichen in Situationen der Schule, Ausbildung, Arbeit, Freizeit, Öffentlichkeit, des Konsums etc. korporative Akteure, d.h. (meist professionell tätige) Vertreter juristischer Personen dominieren, wodurch der Aufbau persönlicher, symmetrischer, solidarischer und individuell verpflichtender Beziehungen erschwert wird (*Coleman*, 1986).
- Das System sozialer Ungleichheit in fortgeschrittenen Industriegesellschaften verändert sich im Sinne interner Verschiebungen, Lockerungen, »Individualisierung«, Pluralisierung der Lebensstile und dgl. (vgl. *Markefka* in diesem Band).
- Jugendliche einschließlich Postadoleszenten sind von zentralen Bereichen verantwortlichen Handelns in Wirtschaft, Politik, Öffentlichkeit und Organisationsexekutiven weitgehend ausgeschlossen aufgrund von Faktoren wie: langen Ausbildungszeiten, der Kompliziertheit, Störanfälligkeit und Rationalitätsverpflichtung der organisatorischen und technischen Systeme, der institutionalisierten Schutzbedürftigkeit der Heranwachsenden mit entsprechenden legalen Moratoriumsdefinitionen. Dadurch werden tendenziell relative Deprivation, kognitive und interaktive Selbstbezüglichkeit der Jugendlichen und Jugendzentrismus gefördert sowie, im Zusammenhang mit dem Vorherrschen rezeptiven (statt aktiven) Lernens, der moralischen Rigorosität und Wertprävalenz bei Jugendlichen (*Kreutz*, 1974), schließlich auch das Potential von Protest, Auflehnung, Verweigerung oder Rückzug in der Jugend erhöht.
- Die für den wohl größeren Bevölkerungsteil reale Segmentierung der Gesamtkultur in distinkte Lebensbereiche hat es strukturell erleichtert, daß sich die Dynamik jugendspezifischer Ausdrucksformen und Verhaltensmuster fast ausschließlich in Freizeit, Konsum, Populärkultur und Medienwelt vollzieht. Folglich suchen Jugendliche auch in diesen Bereichen bevorzugt die Lösungen für ihre diversen Status- und kognitiven Inkonsistenzen. Dabei sind sie zwangsläufig sehr selektiv auf begrenzte Segmente oder Parzellen der Gesamtkultur angewiesen.

4.2 Gegenläufige Tendenzen

In die Richtung kultureller Integration weisen dagegen folgende Tendenzen:

- Die Diversifikation der Angebote in den Medienlandschaften, die Jüngere und Ältere thematisch wie situativ auch häufiger in Kontakt bringen (*Allerbeck/ Rosenmayr*, 1976, 188f.; *Zinnecker*, 1985, 334), überhaupt die ubiquitäre Präsenz der Massenmedien, wirkt wahrscheinlich entsegmentierend. Es findet eine Art »Egalisierung« der Rezipienten statt.
- Die Differenzierung der Populärkultur, der kulturellen Szenen und Güter, die Beschleunigung der Abfolgen von Moden und Geschmackstrends, an der die zielgruppensensible Marketingstrategie der Produzenten einen aktiven Anteil hat, haben auch und gerade für Jugendliche die Möglichkeiten fast beliebig erweitert, sich symbolisch-expressiv als Person oder Gruppe darzustellen (*Ferchhoff*, 1985, 64ff.). Diese Steigerung stilistischer Variationen bedeutet einen permanenten Druck gegen subkulturelle Segmentierungen der Jugend, die intern nach Homogenität und Stabilität streben. Wenn die Jugendstile ins fast Beliebige auseinanderdriften können, dann verringern sich die Chancen für identitätsfähige Subkulturen.
- Parallel dazu scheinen die in den letzten Jahren wahrgenommenen Indizien einer Destandardisierung des Jugendalters deutlicher zu werden (*Olk*, 1986, 52ff.). Beginn und Ende der Jugendphase als Status-Rollen-Konfiguration, institutionelle Vorgaben für und Erwartungen an die individuelle Jugendbiographie und den »normalen« Ablauf der Jugendphase sind flexibler geworden (vgl. *Markefka* in diesem Band).
- In verschiedenen Bereichen intensiviert sich die Interaktion zwischen Jüngeren und Älteren, vor allem im Sinne von »Expertenkontakten« in verschiedenen Lebensbereichen, in denen Spezialistengruppen Sozialisations- und Beratungsfunktionen für Jugendliche übernommen haben (*Zinnecker*, 1985, 335).

Wie die, eine Subkulturbildung fördernden und hemmenden, Kräfte gegeneinander zu verrechnen sind, wäre erst noch durch Vergleiche in historischer Perspektive zu entscheiden.

5. Empirische Indikatoren bestehender Jugendsubkulturen

Die Forschungsliteratur zu subkulturellen Formen der Jugend ist thematisch sehr diffus und entzieht sich systematischen Ordnungskriterien. Daher muß hier eine unvollständige Auswahl von Befunden genügen. Einen Überblick über den Wandel jugendkultureller Formen enthält der Band von *Zinnecker* (1987), der allerdings auf eine durchgängige Typenbildung verzichtet. Diesem Band ist die folgende Tabelle entnommen, die einen Hinweis auf Mitglieder, Anhänger und Gegner einiger der wichtigsten Gruppenstile und Subkulturen gibt. Von fast 1500 Jugendlichen und Jungerwachsenen (15–24jährige), die 1984 befragt wurden, liegen die Prozentangaben ihrer Antworten auf eine entsprechende Frage vor.

Diese Übersicht, die wahrscheinlich auch als Rangfolge wahrgenommener abneh-

	Eigene Zurechnung	Sympha-thie	Egal, Toleranz	Abnei-gung	Gegner-, Feindschaft	Nie gehört
Neue religiöse Bewegungen	1	5	30	47	13	3
Rocker	1	5	27	58	8	0
Punks	1	11	42	40	6	1
Popper	3	9	45	36	6	0
Computer-Fans	7	18	46	24	4	1
Fans von Videospielen	10	10	46	27	6	0
Fußball-Fans	14	12	43	27	4	0
Disco-Fans	19	16	47	17	2	0
Motorrad-Fans	23	30	40	7	0	0

mender Abweichung interpretiert werden kann, verdeutlicht, daß nur in Hinblick auf die beiden oberen Gruppen der Anteil der Ablehner und Gegner höher als der Anteil der Sympathisanten und Tolerierer ist. Der marginale Minderheitenstatus der oberen vier Gruppen, die in der Literatur am ehesten noch als »Subkulturen« mit starker Gruppenbildung genannt werden, liegt klar auf der Hand. Dabei muß man aber in Rechnung stellen, daß sich Mitglieder solcher Gruppen Umfragen dieser Art wahrscheinlich eher entziehen als daß sie daran teilnehmen.

Brake (1981) hat in Zusammenarbeit mit dem durch seine Aktivitäten bei der Untersuchung subkultureller Phänomene bekanntgewordenen Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham (u. a. *Clarke* et al., 1979) aufgrund zahlreicher Studien und Beobachtungen eine ausführliche Klassifikation subkultureller Stile und Gruppen in England vorgenommen, die hier nur genannt werden können: Teddyboys, Mods, Rocker, Skinheads, Punks. In der Bundesrepublik mit ihren vergleichsweise weniger scharfen Klassengrenzen und Traditionsmilieus waren und sind diese Gruppen weniger deutlich ausgeprägt; dennoch lassen sich gewisse Parallelen feststellen.

Dagegen sind die Spielarten der Subkultur der Mittelschichten zahlreicher, mit fließenderen Übergängen, auch in der historischen Abfolge. *Brake* nennt zunächst die Beat Generation der Nachkriegszeit (wohl kaum eine geschlossene »Subkultur«), der verschiedene Formen von »Hippies, Freaks und Drogentypen« folgten. Sie werden hauptsächlich als Gegenkulturen oder »Kulturrebellen« verstanden, für die nach *Brake*, mit unterschiedlicher Profilierung und Neigung zur Delinquenz, die Hauptmerkmale der Hippies zutreffen: passiver Widerstand, Reisen (Bewegung), Ablösung (von Schule und Elternhaus), expressive (versus instrumental gerichtete) Gefühle, Subjektivität und Individualismus.

Zum Verständnis des breiten Spektrums subkultureller Stile und Gruppierungen in der Bundesrepublik sind über die von *Brake* und anderen untersuchten Grundlagen hinaus verschiedene jüngere und national besondere Einflüsse aus folgenden Richtungen zu berücksichtigen: die Erben und Ausflüsse des studentischen Protests der 60er Jahre; Friedens- und Umweltschutzbewegung; religiöse, esoterische, psychedelische, psychotherapeutische Kulte und Assoziationen der abweichenden oder gegenkulturellen Sinndeutung; die sog. Sympathisantenszene oder »das Umfeld«

terroristischer Gruppen; Hausbesetzer-Szene; Jugendzentruminitiativen etc. Subkulturelle Basisformen, derartige Einflüsse und Absplitterungen davon sowie lokale Randbedingungen haben sich hier zu einer großen Vielfalt von latenten Subkulturen, kulturellen Stilen oder lokalen »Szenen« amalgamiert und differenziert, die sich kaum mehr eindeutig nach größeren homogenen Einheiten klassifizieren lassen, auch wenn Homogenität, besondere Größe und kulturelle oder politische Bedeutung häufig zum jeweiligen Selbstverständnis gehören. Ihre Kernmitgliedschaften sind wohl vornehmlich in der Postadoleszenz (junge Leute deutlich jenseits der Vollzeitschulpflicht) angesiedelt, und mit Ausnahme einiger subkultureller Kerne wie den Rockern oder Skinheads handelt es sich eher um Personen aus der Mittelschicht oder zunehmend auch um schichtindifferente Gruppierungen.

Dressler (1988) unterscheidet vier Grundtypen moderner dänischer Jugendkulturen, wobei er eine Verarmung der Formen wie einen Rückgang politisch gerichteter Aktivitäten und Provokationen seit den 60er Jahren konstatiert (ganz ähnlich, wie dies oft für die Bundesrepublik, die Niederlande und andere westeuropäische Länder geäußert wurde):

Straßen- und Modekulturen auf der Basis der Arbeiter-Stammkultur:

a) Rocker mit Nähe zur Gewaltanwendung oder -verherrlichung,
b) Discos: Jugendliche mit »Systemkonformität«, orientiert an hohem Konsum, Reichtum, Lustentfaltung, Sexualität;

Subkulturen der Mittelschicht:

c) moderne Formen der Bohème in Wohngemeinschaften mit starker Neigung zu Provokation und Happenings (die zunehmend zu verschwinden drohen),
d) Punker.

Becker, Eigenbrodt und *May* (1983) unterscheiden vier subkulturelle Grundtypen von Jugendlichen: gegenkulturelle Milieus (z.B. Punks, Öko-Freaks, Hippies/Flippos), Subkulturen aus Handarbeitstradition (z.B. Fußballfans, Moped-Fans, Skinheads), manieristische Strömungen (z.B. Popper, Disco-Fans, New-Romantics) und Normale, die in drei Einzelfallstudien untersucht wurden.

Die Dimensionen, in denen sich altershomogene Gruppen bis hin zu manifesten Subkulturen von Jugendlichen stilistisch artikulieren, lassen sich zusammenfassend folgendermaßen klassifizieren (detaillierter hierzu *Baacke*, 1972, 1985, 1987, 1988; *Clarke* u.a., 1979; *Hebdige*, 1979; *Zinnecker*, 1983, 1987):

- *Demonstrativer Symbolismus* in Kleidung, Körperästhetik, Objektgebrauch, Wohnästhetik und Accessoires mit hohem expressiven (bis »narzißtischen«) Gehalt. »Die Techniken der Warenästhetik werden zu privaten Techniken der Personality-Show umgewandelt... Accessoires eignen sich nicht als sozial stabile, gesellschaftlich kontrollierte Identitätsmarken. Sie spiegeln eine gesellschaftliche Welt, in der Fassaden, Management, Täuschung, Austricksen, Antizipation, Wunschtraum zum integralen Bestandteil der Selbstpräsentation und individuellen Sozialverortung gehören« (*Zinnecker*, 1983, 269, 291). Die ausgeprägten jugendspezifischen Bedürfnisse nach Expression, auch im Symbolischen, richten sich also vornehmlich auf Objekte, die zwangsläufig der hohen Flüchtigkeit von Mode und der Funktion des Transports von Bedeutungen

unterworfen sind. Dies erklärt mit den ausgesprochen modischen Charakter von so vielen stilistischen Äußerungen Jugendlicher.

- *Auffällige Verhaltensweisen und Interaktionsrituale* unter Einsatz der Anwendungsmöglichkeiten von Motorik, Gestik, Mimik (Körpersprache), und Sprache (Jargon); dazu gehören auch die jugendspezifischen Freizeittätigkeiten informeller und geselliger Art sowie die Entspannungstechniken (»Flips«) im Alltag.
- Spezifische Präferenzen für *Genres und Stilrichtungen der Populärkultur* und Massenkommunikation, insbesondere der Musik, für die damit verbundenen ästhetischen und Erlebnis-Kriterien wie »action« (*Schulze*, 1988), hohe Lautstärke, psychedelische Effekte, Idolisierung der Interpreten und Starkult.
- *Räumliche und zeitliche Segregation* der Gruppenaktivitäten im Sinne einer Konzentration des Auftretens der stilistisch »Wahlverwandten« auf landschaftliche und lokale Zonen, Einrichtungen der Freizeit, Lokale, öffentliche Plätze und Straßen (mit der Möglichkeit, in Nischen oder Ecken auszuweichen), so daß sich aus dem Zusammenhang dieser Bereiche ein mehr oder minder typisches Territorium der Gruppe ergibt.
- *Gewalt:* Manifeste Formen von Gewalttätigkeit wie Vandalismus gegen Sachen, »Randale« gegen Polizei oder Ladengeschäfte, Überfälle auf »Andere« oder »Fremde«, »regelrechte Schlachten« in Fußballstadien und ähnliches sind insgesamt seltene Erscheinungen, die aber in der mediensensibilisierten Öffentlichkeit überproportional wahrgenommen werden. Ob ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der in der Vergangenheit gewachsenen Ausdifferenzierung jugendlicher Gruppierungen mit teilweise spezieller Identität, der »Legitimationskrise« der Industriekultur und den jugendlichen Gewaltakten besteht, ist noch ungeklärt. Am Beispiel rechtsextremistischer Orientierungen zeigt *Heitmeyer* (1985, 182f., 194), daß zu erworbenen Einstellungen und ideologischen Persönlichkeitseigenschaften, die sich auf die Ungleichheit der Menschen und die Gewaltperspektive beziehen, vier Mechanismen treten müssen, die »Handlungsgewißheit« zulasten der »Handlungsfähigkeit« sichern und damit den Umschlag in irrationale, aber vom Standpunkt der individuellen und Gruppen-Motivation sinnvolle, Gewaltakte erleichtern können: Interaktion in »kleinen Gemeinschaften abseits der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in den Großinstitutionen; ... Totalidentifikationen;... eindeutige Normanweisungen ohne Zwänge zu eigenständiger Interpretation; ... surrogathafte kollektive Identitäten, durch deren ›Stärke‹ und in deren vermeintlichem Schutz dann ›Geborgenheit‹ gesucht wird.«
- Werte und Ziele erweisen sich in ihrer theoretischen Abstraktheit meist als ungeeignet zur Definition subkultureller Tendenzen. Abweichungen in bezug auf spezifische Sinn-, Umdeutungs- oder Normkontexte lassen sich anhand der übrigen Dimensionen angemessen verstehen. Allerdings lassen sich Subkulturen nach der Besonderheit ihrer Hierarchie, Gewichtung oder ihres *Profils allgemeiner Werte und Ziele* identifizieren.
- *Selektive und relativ dauerhafte Musterbildung* aus den Elementen dieser Dimensionen, oft als Hervortreten einiger weniger Elemente, aber immer so, daß eindeutige Signale der Wiedererkennung, auch in neuen Situationen, garantiert sind.

- Sensibilisierung der Mitglieder für *Vorbilder, Meinungsführer oder »Trendsetter«*, die für eine »flexible Homogenität« bzw. Anpassungsfähigkeit dieser Muster bedeutsam sind.

Bei den sich in der Literatur findenden Beobachtungen in den verschiedenen Dimensionen fällt hauptsächlich ihr impressionistischer oder Ad-hoc-Charakter auf; theoretisch geleitete Auswahl und Interpretation sind äußerst selten. Besonders augenfällig ist der Mangel an Versuchen, verschiedene Betrachtungsebenen von Subkultur systematisch zusammenzuführen.
Die Vorliebe vieler Autoren für Einzelfallstudien und »qualitative« Verfahren dürfte hierzu ebenso beigetragen haben wie die Neigung, sich durch Auffälligkeit und modischen Reiz mancher Stiläußerungen eine Relevanz des Gegenstandes aufdrängen zu lassen, die keine klare begriffliche und theoretische Basis hat.

6. Schluß

Die Jugendsubkultur-Forschung hat unser Wissen über die Variabilität und den Formenreichtum jugendlichen Verhaltens, insbesondere im Bereich stilistischer Expressionen, beträchtlich erweitert. Unser theoretisches Wissen über das Ausmaß und die Arten der damit verbundenen Innovations- und Abweichungspotentiale in der Jugend, deren Aktivierung und Rückwirkung auf die übergreifende Gesellschaft ist dahinter weit zurückgeblieben.
Auf die anfangs gestellte Frage, ob und inwieweit von der inneren Dynamik subkultureller Einheiten über die Persönlichkeitssysteme der Erwachsenen nach beendeter Statuspassage dauerhafte Effekte auf Gesamtkultur und Sozialstruktur ausgehen, kann die Forschung bis auf folgende vage Hypothesen keine schlüssigen Antworten geben.
Mäßiges und temporäres »Eintauchen« in subkulturelle Gruppen wirkt für Jugendliche spannungsmildernd und sozial unterstützend bei der Bewältigung der Herausforderungen der Statuspassage. Andererseits sind »erfolgreiche« Formen der Jugend, in denen altershomogene Interaktionen die Ausnahme sind, real oder denkbar; aus den bekannten Gründen der strukturellen Differenzierung moderner Gesellschaften aber nicht die Regel.
Subkulturelle Teilstrukturen stabilisieren die »Arbeitsteilung« zwischen den Sozialisationsinstanzen. Dabei hängt es von verschiedenen weiteren Faktoren ab, ob dadurch die Spannungen zwischen Sozialisatoren und Sozialisanden zunehmen, abnehmen oder latent gehalten werden.
Sozialer Wandel, soweit er hauptsächlich von den kulturellen und konsumtiven Sektoren ausgeht, wird durch sie eher gefördert als gelähmt.
Phänomene subkultureller Artikulation und Gruppenbildung wirken entscheidend mit bei der Erhaltung oder Zunahme von gesellschaftlicher Reflexivität in bezug auf die Steuerung zentrifugaler Kräfte in der Sozialstruktur, von Devianz und Segmentation. Sie wirken als »Frühwarnstationen« oder »Seismographen« für die Anzeige gesellschaftlicher Spannungen – auch wenn diese in abgelegenen Nischen entstehen, da eine kollektive und medienvermittelte Äußerung entsprechender Eruptionen

wahrscheinlich ist. Sie fungieren zugleich aber auch als »Leinwand« für die Projektion politischer Konflikte, die von der Erwachsenengesellschaft ausgehen und häufig mit »Jugendproblemen« verwechselt werden. Subkulturelle Manifestationen eignen sich manchmal zur Stigmatisierung ihrer Exponenten.

Die Resonanz, die ein Großteil subkultureller Stilbildungen regelmäßig in den Märkten der Kulturindustrie findet, dürfte ein nicht unwichtiger Faktor kulturellen und technologischen Wandels sein. Das Subkulturkonzept ist bis heute durch definitorische Unschärfe, Unvergleichbarkeit mancher der mit ihm erfaßten Phänomene, d.h. aber: hohe Beliebigkeit der Anwendung, durch ideologische und normative Belastungen überstrapaziert worden (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 36ff.; *Rosenmayr*, 1976, 180). Unter analytischen und empirischen Gesichtspunkten suggeriert es die Vorstellung großer homogener, dauerhaft segregierter paralleler oder gar konfligierender Lebenswelten auf der Folie einer klar begrenzten Gesamtkultur, die es so nicht gibt (*Beck*, 1986; *Kramer*, 1988; *Schulze*, 1988; *Touraine*, 1985). Allerdings bleibt festzuhalten, daß in der gesellschaftlichen Situation der Gegenwart immer wieder neue Anlässe und Artikulationsräume für gruppen- und milieuspezifische, stilistische bzw. kulturvariierende, modische Absplitterungen, Segmentierungen, Differenzierungen oder Nischenbildungen entstehen. Der Begriff paßt höchstens auf eine kleine Klasse von Jugendphänomenen, nicht auf beliebige Formen kulturvariierender Artikulationsmuster von Jugendlichen. Im Obsoletwerden des Subkultursbegriffs liegen einige Parallelen zur Veraltung des Generationsbegriffs (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band).

Analoge Konzepte wie »Jugendstile«, »Milieus«, »kulturelle oder Lebensstil-Szenen« als »Teil von Lebensstilsuche« (*Zinnecker*, 1985, 321ff.) sind inzwischen wahrscheinlich geeigneter zur Bezeichnung neuer, differenzierterer und auch flüchtiger werdender Unterschiede zwischen kulturellen Artikulationsmustern jugendlichen Verhaltens.

Literatur

Allerbeck, K., Hoag, W.: Jugend ohne Zukunft? München/Zürich 1985 – *Allerbeck, K., Rosenmayr, L.:* Einführung in die Jugendsoziologie. Heidelberg 1976 – *Baake, D.:* Jugend und Subkultur. München 1972 – *Baake, D.:* »Jugendkulturen und Popmusik«. Neue Widersprüche, Hg. *Dieter Baake, Wilhelm Heitmeyer.* Weinheim/München 1985, 154–174 – *Baake, D.:* Jugend und Jugendkulturen. Weinheim 1987 – *Baake, D.:* »Wechselnde Moden«. Jugend und Mode. Hg. *Dieter Baake, Ingrid Volkner, Rainer Dollase, Uschi Dresing.* Opladen 1988, 11–65 – *Beck, U.:* Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. 1986 – *Becker, H., Eigenbrodt, J., May, M.:* »Cliquen und Raum«. Gruppensoziologie. Hg. *Friedhelm Neidhardt.* Sonderheft 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen 1983, 451–481 – *Bell, R.R.:* »Die Teilkultur der Jugendlichen«. Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *Ludwig von Friedeburg.* Köln/Berlin 1965, 83–86 – *Bourdieu, P.:* Die feinen Unterschiede. 3., durchges. Aufl. Frankfurt a.M. 1984 – *Brake, M.:* Soziologie der jugendlichen Subkulturen. Frankfurt/New York 1981 – *Clarke, J., Hall, S., Jefferson, T., Roberts, B.:* »Subkulturen, Kulturen und Klassen«. Jugendkultur als Widerstand. Hg. *John Clarke, Phil Cohen, Peter Corrigan.* Frankfurt a.M. 1979, 39–131 – *Clarke, J., Cohen, P., Corrigan, P.* et al., Hg.: Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt a.M. 1979 – *Cohen, A.:* Kriminelle Jugend. Reinbek 1961 – *Cohen, A.K.:* »Kriminelle Subkulturen«. Soziologie der Jugend-

kriminalität. Hg. *Peter Heintz, Rene König*. Sonderheft 2 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 6. Aufl. Opladen 1974, 103–117 – *Coleman, J. S.:* The Adolescent Society. New York. Weinheim/Basel 1986 – *Dressler, R.:* »Überlegungen zur Entwicklung der Jugendbewegung in Dänemark«. Jugend in Europa. Hg. *Hans-Hermann Wiebe*. Opladen 1988, 147–152 – *Eisenstadt, S. N.:* Von Generation zu Generation. München 1966 – *Elkin, F., Westley, W. A.:* »Der Mythos von der Teilkultur der Jugendlichen«. Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *Ludwig von Friedeburg*. Köln/Berlin 1965, 99–106 – *Emsbach, M.:* »Computer und Bildschirmspiele in der Freizeit Jugendlicher«. Computer Freizeit. Hg. *Michael Emsbach, Hans-Dieter Schneekloth, Manfred Stoffers*. Erkrath 1989, 61–144 – *Ferchhoff, W.:* »Zur Pluralisierung und Differenzierung von Lebenszusammenhängen bei Jugendlichen«. Neue Widersprüche. Hg. *Dieter Baake, Wilhelm Heitmeyer*. Weinheim/München 1985, 46–85 – *Fogt, H.*:Politische Generationen. Opladen 1982 – *Fuchs, W.:* »Entspannung im Alltag«. Jugendliche und Erwachsene '85. Freizeit und Jugendkultur. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Band 2. Opladen 1985, 7–34 – *Hebdige, D.:* Subculture: The Meaning of Style. London 1979 – *Heitmeyer, W.:* »Identitätsprobleme und rechtsextremistische Orientierungsmuster«. Neue Widersprüche. Hg. *Dieter Baake, Wilhelm Heitmeyer*. Weinheim/München 1985, 175–198 – *Heitmeyer, W., Peter, J.-I.:* Jugendliche Fußballfans. Weinheim/München 1988 – *Jaide, W.:* Generationen eines Jahrhunderts. Opladen 1988 – *Kramer, D.:* »Zum Kulturbegriff der öffentlichen Kulturarbeit«. Kulturpädagogik und Kulturarbeit. Hg. *Sebastian Müller-Rolli*. Weinheim/München 1988, 65–79 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Lindner, R.:* »Jugendkultur und Subkultur als soziologische Konzepte«. Soziologie der jugendlichen Subkulturen. Hg. *Mike Brake*. Frankfurt/New York 1981, 172–193 – *Lindner, R.:* »Theorie der Subkultur: 12 Thesen«. Zeichen ohne Botschaft. Hg. *Georg Christoph Tholen, Rosa-M. Winheim*. Frankfurt a. M. 1985, 59–66 – *Lüdtke, H.:* Expressive Ungleichheit. Opladen 1989 – *Markefka, M.:* Jugend – Begriffe und Formen in soziologischer Sicht. Darmstadt 1967 – *Olk, T.:* »Jugend und Gesellschaft«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Hg. *Wilhelm Heitmeyer*. Weinheim/München 1986, 41–62 – *Rosenmayr, L.:* »Jugend«. Handbuch der empirischen Sozialforschung. Hg. *Rene König*. Band 6. 2., völlig neubearb. Aufl. Stuttgart 1976 – *Sack, F.:* »Die Idee der Subkultur«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 23. Jg. 1971, 261–282 – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Opladen 1982 – *Schulze, G.:* »Alltagsästhetik und Lebenssituation«. Kultur und Alltag. Hg. *Hans-Georg Soeffner*. Sonderband 6 der Sozialen Welt. Göttingen 1988, 71–92 – *Tenbruck, F. W.:* Jugend und Gesellschaft. Freiburg 1962 – *Touraine, A.:* »Klassen, soziale Bewegungen und soziale Schichtung in einer nachindustriellen Gesellschaft«. Die Analyse sozialer Ungleichheit. Hg. *Hermann Strasser, John H. Goldthorpe*. Opladen 1985, 324–338 – *Wurzbacher, G.:* »Gesellungsformen der Jugend in der Bundesrepublik«. Die Jugend. Hg. *Helga Reimann, Horst Reimann*. 2., völlig neu bearb. Aufl. Opladen 1987, 28–52 – *Zinnecker, J.:* »Accessoires. Ästhetische Praxis und Jugendkultur«. Näherungsversuche – Jugend '81. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Opladen 1983, 15–291 – *Zinnecker, J.:* »Literarische und ästhetische Praxen in Jugendkultur und Jugendbiographie«. Jugendliche und Erwachsene '85. Freizeit und Jugendkultur. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Band 2. Opladen 1985, 143–348 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987.

Ben van Onna

Jugend in der Klassengesellschaft: historisch-materialistische Perspektive

Die »Jugend« ist das Produkt einer komplexen gesellschaftlichen Entwicklung, die ihre Vollendung noch nicht erreicht hat. Über die Richtigkeit dieser allgemeinen Aussage gibt es zwischen »bürgerlichen« und »historisch-materialistischen«, d.h. marxistischen Vertretern der Jugendforschung, keine unterschiedlichen Auffassungen. Erhebliche Differenzen treten erst auf, wenn es darum geht, zu erklären, (a) wie die inhaltliche Struktur und Organisationsprinzipien dieser historischen Entwicklung beschaffen sind, die zu diesem näher zu definierenden (Zwischen)produkt geführt haben, (b) welche Position Jugend im gegenwärtigen Prozeß gesellschaftlicher Reproduktion einnimmt und (c) wie heutige Erscheinungsformen sowie Entwicklungschancen von Jugend(lichen) mit ihrer sozialen Stellung und Funktion zusammenhängen. Weil soziologische Jugendforschung im Kontext des »westlichen Marxismus« – originär-marxistischen Ausgangspunkten gemäß – auch oder gar in erster Linie als Kritik ihres dominanten Gegenübers angelegt ist, wird in diesem Beitrag methodologisch so vorgegangen, daß wir wichtige Elemente dieser Kritik an den Anfang stellen. Von da ausgehend, werden im zweiten Abschnitt einige systematische Gesichtspunkte solcher Jugendforschung dargelegt und werden anschließend in der gebotenen Kürze Grenzen und Möglichkeiten eines historisch-materialistischen Ansatzes aufgezeigt. Es wird sich unter anderem herausstellen, daß diese Perspektive trotz noch vorhandener gemeinsamer Grundauffassungen sich inzwischen derart diversifiziert hat, daß von einer einheitlichen Sicht nicht ohne weiteres mehr die Rede sein kann und daß durch wechselseitige Befruchtung sich die Trennschärfe zwischen »bürgerlichen« und marxistischen Erklärungsweisen mitunter als weniger eindeutig erweist, als noch vor Jahren angenommen wurde.

1. Kritik der »bürgerlichen« Jugendsoziologie

Die deutschsprachige Jugendforschung war in der Phase ihrer Konstitution als eigenständige Disziplin (1950–1970) trotz phänomenologischer Einschläge in starkem Maße einer strukturell-funktionalen Interpretation der Jugendphase verpflichtet, wie sie vor allem von *Parsons* und *Eisenstadt* vertreten wurde. Anhand dieser Konzeptionen, die gewiß als Höhepunkt bisheriger jugendsoziologischer Theoriebildung angesehen werden können, läßt sich die marxistische Kritik zunächst gut darstellen.

Die Untersuchungen von *Parsons* und *Eisenstadt* haben das Verhältnis von Altersgruppen und Sozialstruktur, die sozialen Bedingungen ihrer Entstehung und die Typen von Gesellschaften, in denen sie vorkommen, zum Gegenstand. Sie führen die historische Entstehung von jugendlichen Altersgruppen und das System der

modernen Altersgruppenbeziehungen auf die Entwicklung und spezifische Ausprägung universalistischer Gesellschaften zurück. Die altershomogene Gruppe stellt für die Jugendlichen eine biographische Zwischenstation dar, in der ihre Bedürfnisdisposition dadurch befriedigt wird, daß sie zur Abwehr noch unerwünschter künftiger Rollen bestimmte Beziehungen mit Gleichaltrigen (die nicht der gleichen Familie entstammen) aufnehmen und sich gleichzeitig an künftigen Rollen (vor allem des Berufs) orientieren. Den zweiten Grund für die Notwendigkeit eines Bezugswechsels sieht diese Theorie in den Integrationserfordernissen des sozialen Systems. Die diesbezügliche Funktion der altershomogenen Gruppe liegt darin, die gebotene Ausweitung der Solidarität des Familiensystems auf andere institutionelle Bereiche durch eine diffuse Altersgruppenmitgliedschaft (im Schulsystem, in der Jugendorganisation und in der informellen Jugendgruppe) sicherzustellen. Verselbständigt sich jedoch dieser Bereich der »sekundären Institutionalisierung«, so ist die Sicherung des sozialen Systems durch deviantes Verhalten bedroht.

Die kritischen Einwände beziehen sich einmal auf die Art und Weise, in der die strukturell-funktionale Theorie den Übergang von der partikularistischen zur universalistischen Gesellschaft aus dem Zerfall der Verwandtschaftsgruppe entwickelt. Dem spezifischen gesellschaftlichen Charakter dieses Übergangsprozesses ist nur beizukommen, so die Kritiker, wenn man die verwandtschaftsübergreifenden sozioökonomischen Bedingungen und Folgen der Entstehung kapitalistischer Vergesellschaftung analysiert. Diese bewirkt nicht nur eine neue Differenzierung sozialer Strukturen und Institutionen, sondern schafft auf erweiterter Stufe auch eine neue Totalität, die als Klassengesellschaft mit zentralen gegensätzlichen Interessen bezeichnet werden muß. Die Verortung der Entstehung der Jugendphase im Prozeß kapitalistischer Vergesellschaftung verbietet es auch, die mit dieser Jugendphase geschaffene neue soziale Produktivität, ihre Werte und Normen den funktionalen Gesetzen einer umfassenden und allzu eindimensional verstandenen Modernisierung zuzuschreiben. Schließlich wird moniert, daß man von dieser Konzeption aus die Jugendphase nicht als Hervorbringung gesellschaftlicher Individuen, als Aufbau sozialer Wirklichkeit aus der Handlungsebene bzw. unter bestimmten Handlungsbedingungen analysieren kann, weil das Erfordernis sozialer Integration die leitende Idee dieser jugendsoziologischen Theorie ausmacht.

Was von der deutschsprachigen Jugendsoziologie in ihrer Konstitutionsphase (weiter)entwickelt bzw. den Aussagen der Strukturfunktionalisten in produktivem Sinne hinzugefügt wurde, ist ebenfalls Objekt marxistischer Kritik (*Van Onna*, 1976). Der *Generationenansatz* (*Schelsky*, 1963) bezieht sich allgemein auf das Problem, wie Jugend in universalistischen Gesellschaften auf besondere Weise durch die Tatsache geprägt und strukturiert wird, daß sie in einer zeitlich abgrenzbaren Periode lebt, wie sie sich jeweils von vorhergehenden Generationen abhebt und wie der Prozeß der Ablösung der Generationen sich vollzieht (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band). Wie wichtig eine chronologische Sichtweise auch sein mag, welche die prägende Wirkung einer Epoche auf die Mitglieder sozialer Gruppen herausarbeitet, so wird es doch als problematisch angesehen, die Teilnahme an bestimmten historischen Abschnitten als eigentlichen Grund für unterschiedliche gesellschaftliche Verhaltensmuster heranzuziehen, zumal innere Differenzierungen nach sozialen Gruppen,

Schichten und Klassen (zum Beispiel nach Generationseinheiten von Lohnabhängigen, spezifiziert etwa nach Beteiligung an ökonomisch-technischen Prozessen, nach inter- oder intragenerativen Qualifikationsmerkmalen oder gesellschaftspolitischer Erfahrung) häufig unterbleiben, und deshalb typologische Verallgemeinerungen bestimmter jugendlicher Verhaltensweisen vorherrschen.

Der *Schichtungsansatz* (*Neidhardt*, 1972; *Kreutz*, 1974) stellt insofern eine realistische Wende in der Jugendforschung dar, als die berufliche Positionszuweisung in modernen Industriegesellschaften zum Ausgangspunkt jugendsoziologischer Überlegungen gemacht wird.

Namentlich *Liebel* (*Lessing/Liebel*, 1974, 60ff.) hat den Schichtungsansatz von einer marxistischen Position aus einer eingehenden Kritik unterzogen, indem er aufzuzeigen versucht, daß er ein hierarchisch gestuftes System unterschiedlicher Partizipation am gesellschaftlichen Reichtum unterstellt und daher die so definierte soziale Ungleichheit eher als funktional notwendig erscheint, als wenn man sie in erster Linie als von objektiv gegensätzlichen Interessen verschiedener Klassen geprägt und als Herrschaftsstruktur ansieht. Aufhebung dieser Ungleichheit erscheint als Chance zum sozialen Aufstieg, wobei aber nach diesem Schichtungsmodell auch sozialer Abstieg stattfinden müßte. Andere Einwände beziehen sich auf die Tatsache, daß die Jugendphase in diesem Ansatz als formale Übergangssituation definiert wird, so daß der inhaltliche Charakter der gesellschaftlichen Konstitution von Jugendphasen nicht thematisiert wird. Bestimmt man nämlich die Jugendphase vor allem als Übergangssituation, die im Erbringen von Leistungen ohne Äquivalent zu einem bestimmten Status besteht, so bleibt die Jugendphase trotz Differenzierungen auf seiten der Herkunftsfamilie und der späteren beruflichen Tätigkeit im Grunde eine schichten- und klassenneutrale Größe, eben eine generelle Verteilungsapparatur von Chancen und Status, zumal die schichtenmäßige Differenzierung von Gesellschaft und Jugend an einem technisch-funktionalen Verständnis von Schule und Ausbildung festgemacht wird. Weder wird hinreichend begründet, ob und wie das (Aus)bildungssystem die Herstellung von Qualifikationen für die vorhandenen oder künftigen Berufstätigkeiten tatsächlich leistet oder leisten kann, noch warum die vorhandenen Ausbildungen eine schichtübergreifende Verteilungsapparatur von Chancen darstellen. Weil die gesellschaftliche Funktion des (Aus)bildungssystems weitgehend ausgeklammert wird, erscheinen Schule und Ausbildung als widerspruchslose und herrschaftsfreie Bereiche, die nur funktionale Adäquanz herstellen oder herstellen sollten. Schließlich, so wird moniert, werden schichtsspezifische Differenzierungen von Jugend meist erst nachträglich in die soziologische Thematisierung von Jugend eingeführt, entweder als Hinwendung zu Teilpopulationen, die den generellen Jugendbegriff, zum Beispiel an der Dauer der Jugendphase gemessen, modifizieren oder als Gesichtspunkt, unter dem man die Jugend auch betrachten muß. Diese Differenzierung in Schichten (und Klassen) wird damit noch nicht zum methodischen Ausgangspunkt, um die gesellschaftliche Konstitution und Existenzweise verschiedener sozialer Gruppen von Jugendlichen zu beschreiben und zu analysieren.

Der *Subkulturansatz* (*Tenbruck* 1965; vgl. *Lüdtke* in diesem Band) geht von der Annahme aus, daß die moderne komplexe Gesellschaft umfassend prägende Tradi-

tionen nicht mehr vermittelt und ihre Sozialisationsträger in der Vorbereitung der Jugendlichen auf diese Gesellschaft nur noch relativ abstrakte Verhaltensformen und -normen einüben. Deshalb gerät die Jugend zunehmend in die Situation struktureller Verselbständigung und Isolation von den Erwachsenen, und wird sie dazu veranlaßt, sich selbst gruppenbildend zu verhalten. In der jugendlichen Teilkultur konstituiert sie sich als soziale Einheit, welche die sonstigen Dimensionen von Jugend entscheidend prägt. Von einer marxistischen Position wird eingewandt, daß auch diese Konzeption eine genauere Erklärung dafür schuldig bleibt, wie im Kontext einer prägenden Gesamtkultur die jugendliche Teilkultur historisch entsteht. Darüber hinaus wird Jugend in diesem Ansatz letztendlich an dem sozialen Bereich festgemacht, wo sie sich gewissermaßen tautologisch auf sich selber bezieht und erst vermittels dessen auf einen gesellschaftlichen Zusammenhang. Von sozialen Bestimmungen abgelöste Normen- und Wertemuster, die sich eben aus der Rollenvielfalt Erwachsener ergeben, stehen den Normen und Verhaltensmustern der Jugendkultur gegenüber. Wie diese jeweiligen Muster miteinander vermittelt sind oder werden können, wird nur ungenügend thematisiert. Beide kritischen Aspekte hängen jedoch insoweit miteinander zusammen, als die Definition der jugendlichen Rollen keine innere Relation zu gegenständlichen Beziehungen zuläßt und die Objektivität der Rollen andererseits nur einen normativen und verhaltensmäßigen, kaum einen handelnden Zugang zu diesen Rollen zu erlauben scheint.

Konzeptionen zur Funktion *von Jugend im Prozeß sozialen Wandels* haben mit der Frage zu tun, ob und in welchem Sinne die Altersgruppe Jugend als Faktor sozialer Stabilität bzw. sozialen Wandels anzusehen ist und an welchem Bereich im Lebenszusammenhang von Jugend diese Funktion bevorzugt festzumachen ist (*Rosenmayr*, 1972). Solchen Interpretationen ist gemeinsam, daß sie sozialen Wandel als einen unaufhaltsamen, durchgängigen Prozeß verstehen, der sich von oben nach unten quasi-schicksalhaft gesellschaftlicher Strukturen bemächtigt und sie umgestaltet. Dieses Erklärungsmodell wird in der vorherrschenden Jugendsoziologie ungenügend an zentralen und längerfristigen Vorgängen sozialer Umgestaltung überprüft, beispielsweise an der Jugendkultur, noch auf widersprüchliche oder entgegenstehende Momente hin analysiert. Sofern von Widersprüchen, gegensätzlichen Interessen und Konflikten die Rede ist, existieren sie vorwiegend auf der Ebene konträrer Wertsysteme oder Normenkonflikte, die sich intergenerativ ergeben. Dadurch wird auch der Gegensatz von »jung« und »erwachsen« auf die formale Ebene der Macht reduziert, ohne zu klären, wofür dieser Gegensatz gesellschaftlicher Ausdruck sein könnte. In diesem Interpretationsrahmen ist vieles erklärbar, weil er keine inhaltlichen Kriterien zur Differenzierung bereitstellt und es deshalb naheliegt, alle Konflikte von Jugendlichen ohne historische Periodisierung oder inhaltliche Präzisierung unter dem Stichwort »sozialer Wandel« unterzubringen.

2. Systematische Gesichtspunkte marxistischer Jugendforschung

Aus marxistischer Kritik an der »bürgerlichen« Jugendforschung geht jedoch nicht ohne weiteres hervor, wie nun kapitalistische Klassenverhältnisse die Grundlage für eine spezifische gesellschaftliche Form der (für alle geltenden) Jugendphase bilden und wie dies theoretisch und auch empirisch zu begründen ist. Dies läßt sich zunächst am Verständnis von »Arbeiterjugend«, auf die sich die marxistische Forschung ja primär bezieht, darlegen. Traditionell wird die Lage und Existenzweise der Arbeiterjugend aus dem Wesensmerkmal der Arbeiterklasse als solcher abgeleitet, nämlich selbständig in den gesellschaftlich organisierten Reproduktionsprozeß jenseits der Familie einbezogen zu sein, gleichgültig, ob die Jugendlichen (produktiv) arbeiten oder sich in der Ausbildung befinden. Die Jugendlichen unterscheiden sich dadurch von den Erwachsenen, daß ihr biologischer, physiologischer und psychologischer Reifungsprozeß noch nicht abgeschlossen ist und sie daher vor den schädlichen Wirkungen des kapitalistischen Produktionsprozesses geschützt werden müssen. Positiv heben sie sich von den Erwachsenen ab, indem sie die weitestgehende Offenheit gegenüber den sozialen Funktionen der Arbeiterklasse und die größten Möglichkeiten zur Weiterführung der gesellschaftlichen Entwicklung besitzen (*Ransch*, 1975). *Liebel* (1974) und andere Autoren betonen dagegen die Bedeutung der, durch die kapitalistische Industrialisierung hervorgerufenen, Trennung von Arbeits- und Qualifikationsprozeß für die Herausbildung einer eigenständigen Jugendphase. Allerdings führt diese Trennung nach Ansicht *Liebels* zu einer Fraktionierung der Arbeiterklasse, weil die Jugendlichen dadurch ihre frühere soziale und ökonomische Selbständigkeit verlieren. Sowohl die These von der Selbständigkeit als die der Unselbständigkeit (Inferiorität) sind unseres Erachtens als primäre Kennzeichnung der Jugendphase nicht haltbar. Beide Autoren unterscheiden, wenn auch mit voneinander abweichender Begründung, zuwenig zwischen denen, die vom Verkauf ihrer Arbeitskraft in direkter Unterordnung unter das Einzelkapital (den individuellen Betrieb) leben, und denen, die auf eine andere Art dem Kapitalverhältnis (in marxistischer Terminologie: dem Gesamtkapital) zugeordnet sind. Letztere bereiten sich durch Herstellung ihres Arbeitsvermögens in unterschiedlicher Weise auf die künftige Verkaufbarkeit ihrer Arbeitskraft vor. Zwar kann man dieses spezifische Ausbildungsverhältnis zu Recht mit den Lebensbedingungen der Arbeiterklasse in Verbindung bringen, denn Schule und Ausbildung, wie die Lage der (Arbeiter)jugend überhaupt, sind kapitalistischen Verwertungsprinzipien unterworfen. Wenn man jedoch dieses Ausbildungsverhältnis aus der Existenzweise der Arbeiterklasse als solcher erklären will, erfaßt man gerade nicht die historische und soziale Bedeutung dieser eigenständigen Phase der Qualifizierung der Arbeitskraft, auf die Begriffe wie Selbständigkeit bzw. Unselbständigkeit als erstes gar nicht anwendbar sind.

Wo der (Arbeiter)jugendliche regulär nicht in die Zirkulationssphäre eintritt und Lohnarbeit deshalb auch nicht als primäre Beurteilungsnorm der Jugendphase gelten kann, ist es erforderlich, die Jugendphase als Ausbildungsphase und nicht als eine Variation der allgemeinen Existenz der Arbeiterklasse zu bestimmen. Ein solches Verständnis beinhaltet, daß *die erstmalige Herstellung des Arbeitsvermögens*

als gesellschaftliches Verhältnis in ihren historisch-konkreten Formen analysiert wird und sie als ein strukturierendes und dominierendes Merkmal im Lebenszusammenhang von (Arbeiter)jugend verstanden wird. Das gilt nicht oder nur beschränkt für die jugendlichen Arbeiter, die vorzeitig, gemessen an der durchschnittlichen Dauer der Jugendphase, ihre Arbeitskraft verkaufen oder zum Verkauf anbieten. Die Implikation eines solchen Konzepts der Jugendphase ist, daß frühere Prägungen von Jugend im Ganzen gesehen erst in der Entfaltung einer selbständigen Jugendphase ihre wirkliche gesellschaftliche Form erhalten haben.
Diese soziale Differenzierung im Bildungsprozeß von Arbeitsvermögen hängt nach marxistischem Verständnis wesentlich mit der inneren Widersprüchlichkeit des Kapitalverhältnisses zusammen. Während das Lohnarbeitsverhältnis unter den gegenwärtigen ökonomischen und technologischen Bedingungen an sich die Flexibilität der (künftigen) Arbeitskraft verlangt und deshalb grundsätzlich (Aus-) bildung als eigenen sozialen Bereich erfordert, wird damit das Interesse des Einzelkapitals an einer besonderen Zuständigkeit der Arbeitskraft, und das heißt oder kann zumindest heißen: an beschränkter Verfügbarkeit, geringerer Qualität von (Aus)bildung, verkürzter Jugendphase, nicht außer Kraft gesetzt. Die Notwendigkeit einer allgemeinen Anwendbarkeit der Arbeitskraft verlangt andererseits auch die Abtrennung der Qualifizierung von der Familie. Denn die Bindung der Ausbildungsmöglichkeiten an die jeweiligen Reproduktionsfonds, an familiale Wissens- und Erfahrungsbereiche und an private Entscheidungen über die Qualifizierung des Nachwuchses hätte zur Konsequenz, daß sich die Ausbildungsstruktur in der nächsten Generation im wesentlichen reproduzieren würde. Diese Statik stünde im Widerspruch zur erforderlichen Variabilität des gesellschaftlichen und individuellen Arbeitsvermögens. Inwieweit sich dieses gesellschaftliche Erfordernis nach einer eigenständigen (Aus)bildungsphase, d.h. einer Jugendphase, konkret durchsetzt, in welchen widersprüchlichen Formen dies stattfindet und wie dadurch die spätere Anwendung der Arbeitskraft als auch die Position der Familie tangiert wird, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab, wie der historischen, ökonomisch-technologischen Entwicklung der Produktionsweise und Veränderungen in den Qualifikationsanforderungen, den strategischen Beziehungen zwischen den Arbeitsmarktparteien, den bildungs- und sozialpolitischen Interventionen des Staates und nicht zuletzt vom gesellschaftlichen Handeln der Jugendlichen selbst.
Die oben gegebene Begründung für die durchschnittliche Verlängerung der Jugendphase als Qualifikationsphase und für die Verallgemeinerung von Jugend bietet nach historisch-materialistischer Interpretation erst die Chance, wichtige Aspekte der »bürgerlichen« Jugendforschung adäquat zu interpretieren. Allerdings steckt die Vermittlungsarbeit eigentlich immer noch in der Anfangsphase, zumindest wo es um anspruchsvolle theoretische oder empirische Ansätze geht, die eine Integration einer ökonomischen, soziologischen und psychologischen Sichtweise, wie es ein marxistischer Ansatz eigentlich erfordert, anstreben. Als besondere Schwierigkeit kommt hinzu, daß im gesellschaftskritischen Forschungskontext selbst die arbeitsbezogene und die subkulturorientierte Jugendforschung, die sich vor allem auf jugendspezifische Verhaltensweisen, Lebenssituationen und

Lebensstile richtet, miteinander konkurrieren, so daß sich schon »lagermäßig« die gewünschte Integration inhaltlicher Ansätze als schwierig erweist.

3. Grenzen und Möglichkeiten einer historisch-materialistischen Perspektive

Die Überlegungen haben bisher erbracht, daß im Gegensatz zu einer oberflächlichen Betrachtung die von der »bürgerlichen« Jugendforschung vorgebrachten Aspekte nicht als allein bestimmend für die Jugendphase angesehen werden können. Das gilt auch für gegenwärtige Phänomene wie Ausbildungs- und Berufsnot der Jugend, Jugendprotest, Friktionen des Arbeitsmarktes oder Wertwandel (vgl. entsprechende Themen in diesem Band). Die gleichen Überlegungen lassen es als folgerichtig erscheinen, genannte Elemente systematisch zum organisierten (Aus)bildungs- und Arbeitssektor in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften in Beziehung zu setzen. Dies ist aber nur unter mehreren Voraussetzungen möglich, die (auch) für marxistische Forschung gelten. Zum einen gehört dazu eine produktive Verarbeitung der enormen Komplizierung, die sich angesichts krisenhafter sozioökonomischer Entwicklungen im Verhältnis von (Aus)bildung und Arbeit, und zwar gerade unterhalb der allgemeinen Definition von Jugend, vorgetan hat und die einfache bildungsökonomische Zuordnungen (wie auch jugendsoziologische Annahmen des ursprünglichen Schichtungsansatzes zum Verhältnis von Positionszuweisung und Bildung) hinfällig gemacht hat. Zum zweiten müssen, noch konsequenter als bisher, Erkenntnisse einer interaktionistisch angelegten Sozialisationstheorie, die das Individuum als ein produktiv realitätsverarbeitendes Subjekt herausstellt (*Hurrelmann* et al., 1985), mit den strukturellen Verhältnissen der Jugendphase vermittelt werden. In einem solchen Fall würde auch der mitunter rigide verwendete Reproduktionsbegriff modifiziert und der subjektive Beitrag von Jugendlichen am gesellschaftlichen Transformationsprozeß ausreichend einbezogen. Allerdings werden – und daran ist festzuhalten – die Möglichkeiten der Offenheit gegenüber der gesellschaftlichen Entwicklung bzw. der Weiterführung sozialer Emanzipation im großen und ganzen nach wie vor von der inhaltlichen Qualität der Jugendbildungsphase und von den Chancen, sich »Arbeitsprozeßwissen« (*Kruse*) anzueignen, abhängen, die es den Jugendlichen erlauben, individuelle und kollektive Souveränität zu entwickeln. Aus diesem Kontext losgelöste Sub- oder Gegenkulturkonzepte, Thesen über postmaterialistisches Verhalten von Jugendlichen annex Wertwandel erweisen sich trotz interessanter Einzelheiten als den Lebenszusammenhang von Jugend verkürzend, verallgemeinernd, oder nicht stichhaltig.

Dennoch muß berücksichtigt werden, daß sich die realen Entwicklungsbedingungen von Jugend als Grundlage für veränderte Handlungsstrukturen in wichtigen Punkten gewandelt haben. So hat sich die Diskrepanz zwischen psychophysischer Persönlichkeitsentwicklung und dem Erreichen einer selbständigen ökonomischen Position vergrößert. Die Frage ist jedoch, ob man dies vorwiegend entwicklungstheoretisch oder als Umstrukturierung des heutigen jungendlichen Handlungs- und Erfahrungsfeldes, von einer primär arbeitsintegrierten oder arbeitsbezogenen Lebensform zu

einer vordringlich schulisch bestimmten Lebensform mit ihren spezifischen Voraussetzungen und Komponenten (*Baethge* et al., 1983), erklärt. Anzunehmen ist, daß es sich hierbei um einen säkularen Wandel (als Implikation der Verallgemeinerung und Verlängerung der Jugendphase) handelt, und die Krisenbedingungen des Arbeitsmarktes längerfristig, zumindest global gesehen, in der Hinsicht nicht negativ durchschlagen. Aber auch bei den sozialen Gruppen, wo die arbeitsbezogene Lebensform aus Gründen der sozialen Herkunft oder der Arbeitsmarktbedingungen vorherrschend ist, steht nicht ein arbeitabweisendes Verhalten im Vordergrund, sondern der handlungsleitende Wunsch, sich selbst mit seinen Kenntnissen und Fähigkeiten in der Arbeit kreativ verwirklichen zu können.

Die Unterscheidung von arbeitsbezogener und schulbezogener Lebensform könnte durchaus eine Umschichtung der bereits bestehenden schichtspezifischen Differenzierung innerhalb der lohnabhängigen Klasse anzeigen. Soziale Veränderungen in dieser Klasse sind jedoch nicht nur von solchen Prozessen abhängig, sondern auch von der vorherrschenden ideologischen Verkomplizierung, der Individualisierung und Dynamisierung der Lebensläufe, die im ungleichen Ausmaß eine Erosion traditioneller sozialer Milieus bewerkstelligen. Solche Veränderungen machen es auch erforderlich, die Beziehung zwischen den sozialen Besonderheiten unterschiedlicher Altersphasen und der traditionell vorausgesetzten »Einheit der lohnabhängigen Klasse« neu zu konzeptualisieren (insofern ist *Kreutz*, 1981, 157f. zuzustimmen).

Empirisch zugänglich gemacht werden können nach wie vor wichtige Grundideen und Auffassungen marxistischer Jugendforschung erst dann, wenn das Ausbildungsverhältnis als »jugendsoziologisches Raster« verwendet wird, nach dem die innere Differenzierung von Jugend, der Bezug der verschiedenen Lebensaspekte der Jugendphase (Subkultur, Transformationskapazität usw.) und die soziopsychischen Entwicklungschancen in Verbindung mit der (manchmal problematischen und nicht aussichtsreichen) Herstellung von Arbeitsvermögen thematisiert werden (*Tully/Wahler*, 1983; *Kruse/Kohlhoff*, 1987). Um Verengungen zu vermeiden, ist es zudem erforderlich, den konzeptuellen Bezugsrahmen des Ausbildungsverhältnisses beispielsweise mit Theorien über Volumen und Zusammensetzung des ökonomischen und kulturellen Kapitals zu vermitteln, das einzelnen sozialen Gruppen zur Verfügung steht und das sie in ihre jeweilige Definition von Jugend einbringen. Anhand unterschiedlicher (kultureller) Klassenfraktionen ist dann auch eine Variation an Jugendkonzepten (Jugend als politisch-moralisches Moratorium, Jugend als Bildungslaufbahn, Jugend als subkultureller Stil oder als kommerzielle Jugendkultur) feststellbar, die jeweils auf besondere Weise die Beziehung zu unserer Definition der Jugendphase modifizieren (*Zinnecker*, 1986). Mit solchen konzeptionellen Erneuerungen würde auch einer Intention marxistischer Forschung entsprochen, dem hegemonialen Anspruch des »bürgerlichen« Jugendbegriffs und seiner Umsetzung in jugendsoziologische Konzepte und empirische Forschung entgegenzutreten.

Literatur

Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.: Jugend und Krise. Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt am Main u. New York 1983 – *Baethge, M., Hantsche, B., Pellul, W., Voskamp, U.:* Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierung von Jugendlichen. Opladen 1988 – *Eisenstadt, S.N.:* Von Generation zu Generation. München 1966 – *Friedrich, W.:* Jugend und Jugendforschung. Berlin (DDR) 1976 – *Heitmeyer, W.*, Hg.: Interdisziplinäre Jugendforschung. Weinheim u. München 1986 – *Hurrelmann, K., Rosewitz, B., Wolf, H. K.:* Lebensphase Jugend. Weinheim u. München 1985 – *Krapp, G.:* Marx & Engels über die Verbindung des Unterrichts mit produktiver Arbeit und die polytechnische Bildung. Frankfurt am Main 1973 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Kreutz, H.:* »Jugendsoziologie und Ideologiekritik«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 33. Jg. 1981, 148–159 – *Kruse, W.:* Die Qualifikation der Arbeiterjugend. Frankfurt am Main 1976 – *Kruse, W., Kohlhoff, A. P.:* »Jugendliche: Orientierungslos im Wandel von Ausbildung und Beschäftigung?«. Bildung und Beschäftigung. Hg. *Ansgar Weymann*, Göttingen 1987 (Soziale Welt, Sonderband 5) – *Lessing, H., Liebel, M.:* Jugend in der Klassengesellschaft. München 1974 – *Liebel, M.:* »Zusammenhänge von Jugendfrage und kapitalistischer Produktionsweise«. Erziehung und Klassenkampf. 4. Jg. 1974, 3–27 – *Neidhardt, F.:* »Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend«. Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Hg. *Friedhelm Neidhardt, Rudolf Bergius, Tobias Brocher, Dietlind Eckensberger, Walter Hornstein, Leopold Rosenmayr, Werner Loch*. München 1972, 11–48 – *Parsons, T.:* »Jugend im Gefüge der amerikanischen Gesellschaft«. Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *Ludwig von Friedeburg*. 2. Aufl. Köln u. Berlin 1969, 131–155 – *Ransch, S.:* Jugend und Jugendsoziologie. Ein Beitrag zur Analyse der westdeutschen, bürgerlichen Jugendsoziologie. Berlin (DDR) 1975 – *Rosenmayr, L.:* »Jugend als Faktor sozialen Wandels. Versuch einer theoretischen Explikation der Jugendrevolten«. Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Hg. *Friedhelm Neidhardt, Rudolf Bergius, Tobias Brocher, Dietlind Eckensberger, Walter Hornstein, Leopold Rosenmayr, Werner Loch*. München 1972, 203–228 – *Schelsky, H.:* Die skeptische Generation, 2. Aufl., Düsseldorf u. Berlin 1963 – *Tenbruck, F. H.:* Jugend und Gesellschaft. 2. Aufl., Freiburg 1965 – *Tully, C.J., Wahler, P.:* »Ausbildung als Lebenslage. Das Ausbildungsverhältnis als Fokus jugendspezifischer Problemlagen«. Soziale Welt. 34. Jg. 1983, 372–397 – *Van Onna, B.:* Jugend und Vergesellschaftung. Frankfurt am Main 1976 – *Zinnecker, J.:* »Jugend im Raum gesellschaftlicher Klassen. Neue Überlegungen zu einem alten Thema«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Hg. *Wilhelm Heitmeyer*. München 1986, 99–132.

Rosemarie Nave-Herz

Jugend: Historische Gestalt, Generation

1. Einführung

Es ist geradezu zur Mode geworden, die jeweilige Jugend mit einem »Generationsetikett« zu versehen. So sprach (und spricht) man von der »unpolitischen Generation«, der »68er«, der »APO-Generation« oder der »Beat-Generation«, »No-Future-Generation«, »Null-Bock-Generation« usw. Zu recht schreiben *Hornstein* und *Lüders*, daß diese – häufig schnell wechselnden – Bezeichnungen ihre Existenz dem Bedürfnis der Medien nach griffiger Aufmerksamkeit verdanken, und nicht das Resultat von theoriegeleiteter empirischer Forschung sind (1985, 213). Ihr Aussagewert ist gering, da sie allerhöchstens pauschale Oberflächenphänomene beschreiben. Dennoch weisen sie auf eine Annahme hin, die nicht nur im Alltagsdenken verankert ist, sondern die auch in der Wissenschaft – vor allem in der pädagogischen und soziologischen Jugendforschung – Tradition und die in den letzten hundert Jahren immer wieder zu Auseinandersetzungen geführt hat. Es ist die Annahme, daß die Jugend sich nicht nur von der Gruppe der Erwachsenen und der Kinder unterscheide, sondern auch von der vorhergehenden Jugendgeneration, daß also jede Jugend – trotz der Vielfalt ihrer Erscheinungsformen – auch immer eine spezifische gemeinsame historische Gestalt besäße aufgrund der gleichen soziohistorischen Bedingungen, die den Sozialisationsprozeß der jeweiligen Jugend mitbestimmen würden.

Im folgenden Artikel soll diese These zunächst näher beschrieben, dann ihre Grundannahmen und schließlich ihr Erklärungswert kritisch hinterfragt werden. Eine solche Auseinandersetzung mit dem Generationsbegriff scheint insofern z. Zt. besonders wichtig, da einige neuere Jugenduntersuchungen zwar von einem Generationsbegriff ausgehen (vgl. die kritischen Anmerkungen hierzu von *Hornstein* und *Lüders*, 1985), aber im weiteren diesen mit seinen Implikationen nicht erörtern. Allein der Hinweis auf *Mannheim* (1928/29) ersetzt hier die theoretisch-begriffliche Auseinandersetzung (vgl. z. B. *Preuß-Lausitz* et al., 1983, 11ff.; *Gudjons*, 1985). Nicht geplant ist eine ausführliche Explikation des Begriffes »Generation« und eine Darstellung seiner unterschiedlichen Anwendungsformen, Variationen und Entwicklungslinien in den verschiedensten Fachdisziplinen (vgl. hierzu z. B. *Pfeil*, 1967, 647; *Fogt*, 1982, 6ff.; *Hermann*, 1987, 365ff.). Es geht im folgenden also allein darum, den Generationsbegriff – wie er erstmals von *Dilthey* formuliert, von *Mannheim* erweitert und heute – häufig unter Berufung auf einen oder auf beide der genannten Autoren zur Beschreibung der Jugend vergangener oder gegenwärtiger Zeitepochen verwendet wird – kurz darzustellen und kritisch zu analysieren.

2. Zum Begriff der »Generation«

Für *Dilthey* ist Generation »eine Bezeichnung für ein Verhältnis der Gleichzeitigkeit von Individuen; diejenigen, welche gewissermaßen nebeneinander emporwuchsen, d.h. ein gemeinsames Kindesalter hatten, ein gemeinsames Jünglingsalter, deren Zeitraum männlicher Kraft teilweise zusammenfiel, bezeichnen wir als dieselbe Generation. Hieraus ergibt sich dann die Verknüpfung solcher Personen durch ein tieferes Verhältnis. Diejenigen, welche in den Jahren ihrer Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus. So gefaßt bildet eine Generation einen engeren Kreis von Individuen, welche durch Abhängigkeit von denselben großen Tatsachen und Veränderungen, wie sie in dem Zeitalter ihrer Empfänglichkeit auftraten, trotz der Verschiedenheit hinzutretender anderer Faktoren zu einem homogenen Ganzen verbunden sind« (1875, 37). Gleichaltrigkeit bedeutet bei *Dilthey* (relative) Gleichartigkeit. Er führt – um es noch einmal zu betonen – die Homogenität einer Generation darauf zurück, daß sie »die gleichen leitenden Einwirkungen erfahren habe« und »von den gleichen Tatsachen abhängig« sei. *Mannheim* prägte später hierfür die Bezeichnung von der »Generationslage« als »einem Miteinander von Individuen mit verwandter Lagerung im sozialen Raum« (1928/29). Als generationsbildend werden auch von *Mannheim* die gemeinsamen Jugenderlebnisse angesehen. Beide betonen aber gleichzeitig, daß die Ausgangslage das Wesen einer Generation nicht zwingend bestimme, gar prädestiniere. *Mannheim* spricht »von dem Spielraum möglichen Geschehens, Erlebens und Denkens der einer Generation gezogen sei«. Er unterschied deshalb ferner zwischen Generationseinheit und Generationszusammenhang. Dennoch haben nach *Mannheim* diese möglichen verschiedenen Einheiten innerhalb des Generationszusammenhanges etwas Gemeinsames. Weiterhin betont er, daß eine Generation keinen auf Bekanntschaft beruhenden konkreten Zusammenhang benötige: »auch räumlich getrennte Individuen, die persönlich nie miteinander in Kontakt getreten sind, können durch eine generationsmäßige Formungsintention verbunden sein« (1967, 33).

Es ist das Verdienst *Mannheims*, daß der Generationsbegriff in der Soziologie nicht mehr aufgrund biologischer Altersgrenzen festgelegt wird, sondern die zeitliche Länge einer Generation nach historischen Ereignissen bemessen wird.

Der Generationsbegriff wird im übrigen von beiden Autoren nicht auf die Jugendphase beschränkt, obwohl in dieser Zeit die Formung der speziellen Generation erfolgen soll, sondern Entwicklungsphasen – »übergreifend« verstanden: Zu jedem historischen Zeitpunkt leben mehrere Generationen gleichzeitig nebeneinander, und die Menschheitsgeschichte ist für sie eine Abfolge von Generationen. Die Inhalte dessen, was jeweils das Generationsgemeinsame ausmachen soll, wechseln. Obwohl ein Begriff noch keine Theorie darstellt, sprach man im Laufe der Zeit immer häufiger statt von »Generation« vom »Generationsansatz« oder vom »Generationskonzept«. Mit Hilfe dieser Begriffe wurde in der pädagogischen und soziologischen Jugendforschung seit den 20er Jahren bis heute in methodisch sehr unterschiedlichen Untersuchungen versucht, das jeweils Eigentümliche, Spezifische der Jugend in einer bestimmten Zeitepoche herauszuarbeiten, ihre Genese, ihr Selbst-

verständnis sowie ihre Einstellungs- und Verhaltensweisen zu beschreiben und zu erklären. Einige Autoren versuchten darüber hinaus, mit Hilfe von Generationenvergleichen, sozialen Wandel zu erfassen und/oder sozialen Konflikt zu erklären, wobei die jeweilige Jugendgeneration im Vergleich zur Elterngeneration als Träger von neuen Werten und Normen definiert wird.
Mit dem Generationsbegriff werden ferner sozialisationstheoretische Überlegungen verknüpft und die historische Gestalt jeder Jugendgeneration auf die historischen Ereignisse ihrer Epoche und auf die Partizipation an den zu ihrer Zeit vorfindbaren »akkumulierten Kulturgütern« (*Mannheim*, 1967, 37) zurückgeführt. Im folgenden Abschnitt wird diesen beiden Aspekten – dem Postulat der Generationsunterschiede sowie den sozialisationstheoretischen Implikationen – getrennt nachgegangen, wobei vor allem die methodischen Schwierigkeiten aufzuzeigen versucht werden sollen, die damit verknüpft sind, Jugend als eine bestimmte historische Gestalt – als Generation – zu beschreiben.
Ein Problem heutiger Diskussion über das Thema Jugendgeneration ist die unübersehbare Fülle der Materialien und ihrer Interpretation. *Jaide* betont, daß »allein die notwendige Selektion zu begründen, hieße ein besonderes Buch hierüber schreiben« (1988, 15). Deshalb kann auf alle Abhandlungen, die Jugend als Generation kennzeichneten und analysierten, hier selbstverständlich nicht eingegangen werden. Über einige Ergebnisse wird zudem in anderen Beiträgen des Handbuches berichtet (vgl. z.B. *Herz* und *Kaase* in diesem Band).

3. Kritische Anmerkungen über die Grundannahmen des Generationsansatzes

3.1. Generationsunterschiede

Das Wort Generation – so wurde bereits dargelegt – ist ein heuristisches Konstrukt zur Kennzeichnung (relativer) gemeinsamer Einstellungs- und Verhaltensweisen einer Altersgruppe gegenüber denen anderer (älteren oder jüngeren) in der gleichen historischen Zeitspanne sowie gegenüber denen gleicher Altersgruppen in früheren Epochen. Damit ist mit dem Generationsbegriff zunächst das Postulat der Unterschiede zwischen den Generationen verbunden, die nicht allein lebensphasenspezifisch erklärbar wären.
Einige Autoren sprechen auch von »Generationsgegensätzen«, von »Generationskluft« oder von »generation gap«. Zu unterscheiden ist zwischen den Differenzen in der allgemeinen gesellschaftlichen Generationsabfolge und in der partikularistischen, nämlich der spezifischen zwischen Eltern und ihren Kindern. Die letzteren stehen hier nicht zur Diskussion und werden an anderer Stelle des Handbuches ausführlicher behandelt (vgl. hierzu den Beitrag von *Oswald* in diesem Band).
Insgesamt bleibt festzuhalten, daß das Postulat des Generationsunterschiedes – gleichgültig, wie groß dieser ist – von allen Forschern durch ihre Untersuchung mehr oder weniger als bestätigt gilt.
Die vorliegenden Untersuchungsergebnisse basieren auf sehr verschiedenem methodischen Vorgehen der Forscher und Forscherinnen, nämlich sowohl auf

quantitativen oder qualitativen Erhebungen, als auch auf hermeneutischen, statistischen u.a. Auswertungsverfahren. Ebenso ist ihr erkenntnisleitendes Interesse unterschiedlich. Im groben kann man die vorliegenden Analysen in drei Gruppen zusammenfassen:

- Untersuchungen über eine bestimmte Generation,
- Untersuchungen zur Erfassung des Besonderen im Hinblick auf bestimmte Einstellungs- und Verhaltensbereiche einer Generation,
- Untersuchungen über bestimmte Jugend- bzw. Protestbewegungen und/oder über Generationskonflikte.

Untersuchungen über eine bestimmte Generation

Analysen, die das Spezifische einer Generation zu beschreiben versuchen, beziehen sich zumeist auf Jugendgenerationen, die durch ein besonderes »Generationsschicksal« gekennzeichnet sind (z.B. *Schelsky*, 1957; *Pfeil*, 1968; *Preuß-Lausitz*, 1983). So plausibel ihre Beschreibungen, so abgesichert auch ihre empirischen Erhebungen sein mögen, im Hinblick auf den Generationsansatz – mit dem sie operieren (und nur um den geht es in diesem Zusammenhang) – sind einige methodenkritische Anmerkungen zu machen.

In vielen diesbezüglichen Untersuchungen (vgl. z.B. *Schelsky*, 1957; *Pfeil*, 1968) fehlen empirische Vergleichsuntersuchungen mit der Erwachsenen- oder einer früheren Jugendgeneration. Das Besondere, Eigentümliche, Spezifische einer Generation wird aber erst durch Vergleich deutlich, wobei die Aussagen über die – zumeist ältere – Vergleichsgeneration nicht auf bloßen Impressionen, subjektiven Erfahrungen des Forschers bzw. der Forscherin u.a. beruhen dürften, sondern ebenso hermeneutisch erschlossen oder quantitativ erfaßt sein müßten.

Ferner werden in einigen Abhandlungen die Unterschiede innerhalb der betreffenden Jugendgeneration nicht explizit untersucht, oder die Erhebung bezieht sich nur auf eine Jugendkategorie, diese wird aber als die Jugend oder Jugendgeneration einer bestimmten Zeitepoche ausgegeben (vgl. z.B. *Litt*, 1947; *Muchow*, 1959). Auch ein möglicher Einwand, daß mit dem Generationsansatz allein ein idealtypenbildendes Verfahren verknüpft sei, würde ›den Kern‹ der Kritik nicht treffen. Denn auch bei dieser Vorgehensweise muß der Forscher prüfen, ob die Bildung nur eines einzigen Idealtyps zur Beschreibung der vielfältigen sozialen Realität de facto ausreicht.

Diese Meß- und Interpretationsfehler sind zwar dem Generationsansatz selbst nicht zur Last zu legen, doch scheint mit seiner Verwendung die Gefahr gegeben zu sein, in der Wahrnehmung immer zunächst das Gemeinsame und darüber das Trennende bzw. die Unterschiede innerhalb der gleichen Generation zu übersehen. Oder mit anderen Worten: Mit dem Generationsbegriff will man zwar gesellschaftliche Unterschiede erfassen, läuft aber Gefahr, andere sozialstrukturelle Unterschiede, die einen höheren Differenzierungsgrad besitzen, unbeachtet zu lassen. In diesem Zusammenhang ist nicht nur an den Schicht- und Bildungsfaktor zu denken, sondern auch an die Geschlechtsvariable. Generationsuntersuchungen über Mädchen sind im übrigen bisher noch immer Raritäten; Ausnahmen bilden die Erhebungen z.B. von *Bühler* (1934), *Cohler* (1981) sowie *Burger* und *Seidenspinner* (1988).

Die Untersuchungen, die sich auf das Generationskonzept berufen, müßten also die Frage beantworten können, ob die Differenzen in den verschiedenen Einstellungs- und Verhaltensweisen zwischen der Jugend- und der Erwachsenen-Generation größer sind, als die Unterschiede innerhalb der gleichaltrigen Generation (z.B. zwischen den Angehörigen der sog. Wandervogelbewegungen und den gleichaltrigen Fabrikarbeitern der 20er Jahre im Vergleich zu der Erwachsenengeneration, zwischen den »Blumenkindern« und den Mitgliedern politischer Protestbewegungen in den 70er Jahren zu »ihrer« Erwachsenengeneration usw.), was der Generationsansatz unterstellt. Oder im Sinne von *Mannheim* formuliert: Es geht um eine Antwort auf die Frage, ob de facto die verschiedenen Einheiten innerhalb eines Generationszusammenhanges mehr Gemeinsames haben als gegenüber anderen Generationen. Auch umgekehrt fehlt zumeist der empirische Beweis, der zeigt, daß die Unterschiede innerhalb der Erwachsenengeneration geringer wären als die Differenz zur Jugendgeneration.

Untersuchungen zur Erfassung des Besonderen im Hinblick auf bestimmte Einstellungs- und Verhaltensbereiche einer Generation

Viele Untersuchungen beschreiben nicht generell eine Jugendgeneration oder bestimmte Jugendgruppen in einer bestimmten Zeitepoche, sondern ihr Ziel ist es, unterschiedliche Jugend-»Generationen« – also Jugendgruppen in verschiedenen Zeitepochen – in bezug auf bestimmte Einstellungs- und Verhaltensdimensionen zu vergleichen, zumeist um sozialen Wandel zu erfassen. Die Erhebungsmethoden sind vielfältig: Replikationsstudien (z.B. *Allerbeck/Hoag*, 1985; zur Kritik vgl. *Hornstein/Lüders*, 1985, 217ff.), Retrospektivbefragungen und/oder Befragungen unterschiedlicher Altersgruppen (vgl. hierzu ausführlicher z.B. *Kreutz*, 1974, 91ff.; *Rosenmayr*, 1976; *Griese*, 1977, 84ff.).
Vor allem die Untersuchungsergebnisse von *Inglehart* über die generativen Unterschiede in den Wertorientierungen zwischen der Jugend- und Erwachsenengeneration in den 70er Jahren haben eine heftige wissenschaftliche Diskussion ausgelöst (vgl. hierzu ausführlicher die Beiträge von *Herz* und von *Keil* in diesem Band), weil er diese als Verschiebung von materiellen zu postmateriellen Werten und somit als sozialen Wandel interpretierte und damit gleichzeitig diese als unabhängig von lebensphasenspezifischen Einflüssen definierte, also ganz im Sinne des Generationsansatzes. *Lang* (1979, 231ff.) bestätigte in ihrer Untersuchung die Ergebnisse von *Inglehart* (1977), belegte aber gleichzeitig, daß es nicht auszumachen sei, ob es sich um Alterseffekte oder de facto um sozialen Wandel handele (vgl. zur Kritik an *Inglehart* und zur Wertwandeldiskussion u.a. *Kmieciak*, 1970; *Bargel*, 1979, 147ff.; *Herz*, 1979; *Engfer*, 1983, 434ff.; Sinus-Institut, 1983; *Jaide*, 1983, 66ff.; *Klages*, 1984; *Brock/Otto-Brock*, 1988). Auch andere – methodisch sehr unterschiedliche – Untersuchungen bestätigen generationsspezifische Unterschiede in den Wertorientierungen, in den Wertpräferenzen, selbst im Schul-, Bildungs- und Partnerwahlverhalten (vgl. z.B. Institut für Demoskopie Allensbach, 1981; *Blossfeld/Hamerle/Mayer*, 1986; *D. K. Müller*, 1985, 231ff.; *Meulemann*, 1987, 272ff.).
Ob es sich aber hierbei um lebensphasen*un*spezifische, also generations*spezifische*

Veränderungen handelt, wird in der Literatur kontrovers diskutiert. Dieses Problem wird im nächsten Abschnitt noch einmal aufgegriffen.

Untersuchungen über bestimmte Jugend- bzw. Protestbewegungen und/oder über Generationskonflikte

Die Frage von Kontinuität und Diskontinuität in der Generationsabfolge hat viele Forscher – vornehmlich seit den 60er Jahren in den USA – beschäftigt, vor allem auch unter dem Aspekt der politischen Sozialisation (vgl. hierzu ausführlicher *Fogt*, 1982), der politischen Protestbewegungen (*Fischer-Kowalski*, 1983, 53ff.; *Kulke*, 1983, 71ff.), der Entstehung neuer Jugendkulturen, wie die der Beatniks, Hippies, der Peace- and Love-Generation, der Jesus-People u. a. Da in mehreren Beiträgen in diesem Band ausführlich auf diese Jugendgruppierungen und Problembereiche eingegangen wird, (z. B. bei *Kaiser, Lüdtke*), soll hier nur mit *Oswald*, der viele diesbezügliche Forschungsergebnisse in seinem Buch »Abdankung der Eltern?« zusammengetragen hat, betont werden, daß die These über eine große Generationskluft, über eine unüberbrückbare Spaltung zwischen den Generationen – wie sie von verschiedenen Forschern vertreten wird – aufgrund der vorliegenden Datenbasis nicht zu verifizieren ist (1980, 33ff.). Zwar gäbe es »in der Tat eine Tradition rebellierender Jugendlicher«, aber diese »partiellen Rebellionen oder partielle rebellische Gesinnung« ist oft nur eine Übergangsphase, »die durch eine spätere Reintegration abgelöst werden kann« (1980, 37). Auf diese sozialisationstheoretischen Probleme, die mit dem Generationsansatz verbunden sind, soll nunmehr ausführlicher eingegangen werden.

3.2. Die sozialisationstheoretischen Implikationen

Mit dem Wort »Generationen« soll – wie in Abschnitt 2 dargelegt – die (relative) Gleichheit der Gleichaltrigen betont werden, die, wie die Mehrzahl der Autoren annimmt, durch bedeutsame sozio-historische Ereignisse bedingt sei; einige dagegen sehen bereits als prägende Kraft das Vorhandensein von (evtl. neuen) »Kulturgütern« oder von bestimmten »Wissensbeständen« an, die, je nachdem in welchem Alter der Zugang zu ihnen gewonnen wird, eine andere Wirkung zeitigen würde. Zweifellos erscheint diese Aussage plausibel. Schon im Hinblick auf die jüngsten technischen Entwicklungen, z. B. auf die ›Entdeckung‹ des Computers, sind Unterschiede feststellbar: Schüler und Schülerinnen gehen unkomplizierter und spielerischer mit ihnen um als Erwachsene. Ob hierdurch aber die Bezeichnung »Computergeneration« bereits gerechtfertigt wäre, ist zweifelhaft.
Eine solche, im Jugendalter erfolgte Sozialisation, soll ferner so gravierend sein, daß den Vertretern des Generationsansatzes eine Revision im Laufe des Lebens kaum denkbar erscheint.
Replikations- und Längsschnittstudien zeigen jedoch, daß die Sozialisationsfolgen, hervorgerufen durch besondere Ereignisse im Kinder- und Jugendalter (z. B. durch Arbeitslosigkeit und/oder ökonomische Deprivation), langfristig keineswegs »stabil« bleiben (vgl. z. B. *Elder*, 1979).

Hinzu kommt, daß die Wirkung derartiger »historischer Ereignisse« im Jugendalter bei einzelnen Jugendlichen sehr unterschiedlich ist. Sie ist von vielen Faktoren (z. B. auch vom Geschlecht, dem ökonomischen Status) abhängig, die die Bewältigungsformen und -möglichkeiten beeinflussen. Für die Art und Stärke der Sozialisationswirkungen spielen außerdem die Familienstrukturen eine bedeutende Rolle; so ist z. B. die Art des Einflusses familienexterner Ereignisse von der Art der familialen Beziehungen (gespannte versus harmonische) abhängig (vgl. hierzu ausführlicher *Silbereisen/Walper*, 1989).

Ferner läßt nicht nur die unterschiedliche Rezeption bestimmter historischer Ereignisse es fraglich erscheinen, ob diese die Jugendlichen zu »einer (relativ) gleichen Gestalt« formen, sondern auch die unterschiedliche Betroffenheit der Jugendlichen. Z. B. ist zu vermuten, daß die Sozialisationswirkungen und -folgen unterschiedlich sind, je nachdem, ob die Kriegsereignisse, politischen Protestaktionen (wie 1968) usw., direkt durch Beteiligung erlebt oder nur durch Erzählungen, Berichte usw. vermittelt wurden. Diesen Unterschieden ist bisher in empirischen Untersuchungen, die mit dem Generationskonzept arbeiteten, nicht explizit nachgegangen worden. Ihr Sample umfaßt immer nur die von den Ereignissen Betroffenen. Damit wird aber unzulässigerweise eine spezifische Gruppierung von Jugendlichen – eben die Betroffenen – als typische Erscheinung für die Gesamtheit ausgegeben.

Gegen diese Kritik könnte eingewendet werden, daß einige Autoren den Generationsbegriff differenzierter gefaßt haben, indem sie – wie bereits *Mannheim* – das Wort der »Generationslagerung« einführten, von »dominierenden« Strömungen innerhalb einer Generation sprechen (*Preuß-Lausitz*, 1983, 14; vgl. hierzu aber die Ausführungen im vorigen Abschnitt) und/oder indem sie nicht mehr allein gleichartige Verhaltensformen, sondern auch Zugehörigkeits- bzw. Zusammengehörigkeitsgefühle bestimmter Altersgruppen dem Wort »Generation« als Inhalt zuschreiben. Bei *Schelsky* ist z. B. zu lesen: »Die Jugendbewegung empfand sich schlechthin als ›die Jugend‹ und wurde als ihre Repräsentanz von Mit- und Nachwelt angesehen, so daß sie mit einem gewissen Recht als die ›Aktion einer ganzen Altersklasse‹ (Charlotte Lütkens) bezeichnet werden konnte« (1957, 58). Hier wird der – damaligen – Mitwelt jener beschriebenen »Jugendgeneration« eine bestimmte Selbstkategorisierung bzw. eine – mehr oder weniger – solidare Unterstützung unterstellt, bestimmte Jugendgruppen als Repräsentanten ihrer Zeit anzuerkennen, was nicht unbedingt der Deutung der Betroffenen entsprechen muß, sondern – wie *Ziegenfuß* es formulierte – eher auf »das reflektierende Bewußtsein des Betrachters« zurückgeht (1953, 19).

Markefka (1967, 123ff.) hat ausführlich nachgewiesen, daß sich der Generationsbegriff bei vielen Forschern, wenn man ihrer Beschreibung der untersuchten »Generation« detaillierter nachgeht, als eine statistische Kategorie erweist. So werden auch häufig bei ihnen die Begriffe »Generation« und »Kohorte« unzulässigerweise gleichgesetzt (vgl. z. B. *Pfeil*, 1968). Kohortenanalysen gehen zwar ähnlichen Fragestellungen nach (wie z. B. dem Einfluß bestimmter sozio-ökonomischer Ereignisse in bestimmtem Alter). Aber eine wichtige Unterscheidung besteht darin, daß der Begriff »Kohorte« auf kein strukturell-statisches, sondern allein auf ein prozeßhaft-dynamisches Vorstellungsmodell verweist (vgl. ausführlicher *Rosenmayr*, 1976, 206ff.).

4. Schlußbemerkung

Jugend als eine historische Gestalt, als Generation beschreiben zu wollen, erscheint plausibel; nur man muß sich der Tragweite und Gültigkeit solcher Deutungsversuche und ihrer Beweismängel bewußt sein (*Jaide*, 1983, 273), und um diese Problematik ging es im vorliegenden Beitrag. Es sollte gezeigt werden, mit welchen Schwierigkeiten die empirische Umsetzung des Generationsansatzes verbunden ist (vgl. hierzu vor allem *Kreutz*, 1974; *Griese*, 1977; *Rosenmayr*, 1976; *Hornstein/Lüders*, 1985). Darüber hinaus bleibt abschließend noch anzumerken, daß sein Beitrag zur Theoriebildung nach dem zweiten Weltkrieg kaum noch diskutiert wurde und daß bisher nicht versucht worden ist, – obwohl der Generationsansatz ein sozialisationstheoretisches Modell darstellt – ihn sozialisationstheoretisch zu erklären.

Literatur

Allerbeck, K., Rosenmayr, L.: Einführung in die Jugendsoziologie. Heidelberg 1976 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* Jugend ohne Zukunft. Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München/Zürich 1985 – *Bargel, I.:* »Überlegungen und Materialien zu Wertdisparitäten und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland«. Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Hg. *H. Klages, P. Kmieciak*. Frankfurt/M. 1979, 147–184 – *Blossfeld, H. P., Hamerle, A., Mayer, K. U.:* Ereignisanalyse – Statistische Theorie und Anwendungen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Frankfurt 1986 – *Brock, D., Otto-Brock, E.:* »Hat sich die Einstellung der Jugendlichen zu Beruf und Arbeit verändert? – Wandlungstendenzen in den Berufs- und Arbeitsorientierungen Jugendlicher im Spiegel quantitativer Untersuchungen (1955 bis 1985)«. Zeitschrift für Soziologie 1988, 436–450 – *Buchhofer, B., Friedrichs, J., Lüdtke, H.:* »Alter, Generationsdynamik und soziale Differenzierung – Zur Revision des Generationsbegriffs als analytisches Konzept«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialphsychologie 1970, 300–334 – *Burger, A., Seidenspinner, G.:* Töchter und Mütter. Ablösung als Konflikt und Chance. Opladen 1988 – *Bühler, Ch.:* »Drei Generationen im Jugendtagebuch«. Quellen und Studien zur Jugendkunde. H. 11. Jena 1934 – *Chasmore, J. A., Goodnow, J. J.:* »Agreement between Generations: A Two-Process Approach«. Child Development. 1985, 493–501 – *Cohler, B. J., Grunebaum, H. U.:* Mothers, Grandmothers and Daughters. Personality and Childcare in Three-Generation Families. New York 1981 – *Coleman, J. S.:* The Adolescent Society, Glencoe/Ill. 1961 – *Dilthey, W.:* »Über das Studium der Geisteswissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat (1875)«. Gesammelte Schriften. Bd. 5. 1924, 36–150 – *Eisenstadt, S. N.:* Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur. München 1966 – *Elder, G. H.:* Children of the Great Depression. Chicago 1979 – *Elder, G. H.:* »Historical change in life patterns and personality«. Life spain development and behavior. Hg. *P. B. Baltes, O. G. Brimm*, jun. Bd. 2. New York 1979 – *Engfer, U.:* »Arbeitswerte im Wandel«. Krise der Arbeitsgesellschaft. Frankfurt 1983, 434–454 – *Fend, H.:* Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt 1988 – *Fischer, A., Fuchs, W., Zinnecker, J.:* Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. Bd. 1–5. Leverkusen 1985 – *Fischer-Kowalski, M.:* »Halbstarke 1958, Student 1968: Eine Generation zwischen zwei Rebellionen«. Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Hg. *U. Preuß-Lausitz*. Weinheim/Basel 1983, 53–70 – *Flitner, A.:* Soziologische Jugendforschung. Heidelberg 1963 – *Fogt, H.:* Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell. Opladen 1982 – *Griese, H. M.:* Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung. 2. Aufl. Weinheim/Basel 1977 – *Gudjons, H.:* »Ich gehöre zur Generation. Anmerkungen zum Generationsbegriff«. Westermanns pädagogische Beiträge. 1985, 390–393 – *Hamann, B.:* Jugend im Blickfeld der Wissenschaft. Bad Heilbrunn 1982 – *Hermann, U.:* »Das Konzept der ›Generation‹. Ein Forschungs- und Erklärungsansatz für die Erziehungs- und Bildungssoziologie und

die historische Sozialisationsforschung«. Neue Sammlung. 1987, 364–377 – *Herz, Th.:* »Der Wandel von Wertvorstellungen in westlichen Industriegesellschaften«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 1979, 282–302 – *Hofstätter, P. R.:* Jugend zwischen Revolte und Anpassung. Köln 1981 – *Hornstein, W.:* »Die Erziehung und das Verhältnis der Generationen heute«. Zeitschrift für Pädagogik. 18. Beiheft. 1983, 59–79 – *Hornstein, W., Lüders, C.:* »Das Problem der Generationen in der Jugendforschung heute. Anmerkungen aus pädagogischer Sicht«. Bildung und Erziehung. 1985, 213–230 – *Inglehart, R.:* The Silent Revolution. Princeton. New Jersey 1977 – *Inglehart, R.:* »Wertwandel und politisches Verhalten«. Sozialer Wandel in Westeuropa. Verhandlungen des 19. Soziologentages. Hg. *J. Matthes.* Frankfurt 1979a – *Inglehart, R.:* »Wertwandel in den westlichen Gesellschaften: Politische Konsequenzen von materialistischen und postmaterialistischen Prioritäten«. Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Hg. *H. Klages, P. Kmieciak.* Frankfurt 1979b – Institut für Demoskopie Allensbach: Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953–1979. Allensbach 1981 – *Jaide, W.:* Wertwandel? Grundfragen zur Diskussion. Opladen 1983 – *Jaide, W.:* Generationen eines Jahrhunderts. Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Geschichte der Jugend in Deutschland 1871 bis 1985. Opladen 1988 – *Klages, H.:* Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalysen, Prognosen. Frankfurt/M. 1984 – *Kmieciak, P.:* Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen 1970 – *Kohli, M.* (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Neuwied/Darmstadt 1978 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Kulke, C.:* »Altrebellen und Neurebellen zwischen Annäherung und Abgrenzung. Zur Veränderung des Protestverhaltens Jugendlicher«. Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Hg. *U. Preuß-Lausitz.* Weinheim/Basel 1983, 71–88 – *Lang, S.:* »Werte und Veränderung von Werten. Ergebnisse einer Mannheimer Umfrage«. Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Hg. *H. Klages, P. Kmieciak.* Frankfurt/M. 1979, 231–242 – *Lempp, R.:* Reifung und Ablösung. Das Generationenproblem und seine psychopathologischen Randformen. Stuttgart 1987 – *Litt, Th.:* Das Verhältnis der Generationen ehedem und heute. Wiesbaden 1947 – *Majnlund, J.:* »Seiltanz über der Generationskluft«. Neue Sammlung. 1987, 378–381 – *Mannheim, K.:* »Das Problem der Generationen«. Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *L. v. Friedeburg.* 4. Aufl. Berlin 1967, 23–48 – *Mannheim, K.:* »Das Problem der Generationen«. Wissenssoziologie. Berlin/Neuwied 1964, 509–565 (Ersterscheinung in Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie. 1928/29, 157–185 u. 309–330) – *Markefka, M.:* Jugend. Begriffe und Formen in soziologischer Sicht. Neuwied 1967 – *Mead, M.:* Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. Olten 1971 – *Meulemann, H.:* »Bildung, Generationen und die Konkjunkturen des Werts Leistung«. Zeitschrift für Soziologie 1987, 272–287 – *Muchow, H. H.:* Jugend und Zeitgeist. Hamburg 1962 – *Muchow, H. H.:* Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend. Hamburg 1959 – *Müller, C. W.:* Jugend. Soziologische Materialien. Heidelberg 1967 – *Müller, D. K.:* »Bildungssystem und Generationskonflikt«. Bildung und Erziehung. 1985, 231–244 – *Oswald, H.:* Abdankung der Eltern? Eine empirische Untersuchung über den Einfluß von Eltern auf Gymnasiasten. Weinheim 1980 – *Pfeil, E.:* »Der Kohortenansatz in der Soziologie. Ein Zugang zum Generationsproblem?« Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 1967, 645–657 – *Pfeil, E.:* Die 23jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941. Tübingen 1968 – *Preuß-Lausitz, U., Büchner, P., Fischer-Kowalski, M.* u. a.: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim/Basel 1983 – *Riedel, M.:* »Wandlungen des Generationsproblems«. Jugendkundliche Gegenwartsprobleme. Hg. *H. W. Opaschowski.* Bad Heilbrunn 1971, 7–18 – *Rosenmayr, L.:* Jugend. Handbuch der empirischen Sozialforschung. Hg. *R. König.* Band 6. 2. Aufl. Stuttgart 1976 – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Opladen 1985 – *Schelsky, H.:* Die skeptische Generation – Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf/Köln 1957 – *Silbereisen, R. K., Walper, S.:* »Arbeitslosigkeit und Familie. Auswirkungen ökonomischer Deprivation durch Arbeitslosigkeit auf die Familie und die Entwicklungsperspektiven ihrer Mitglieder«. Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd. 1. Familienforschung. Hg. *R. Nave-Herz, M. Markefka.* Neuwied 1989 – Sinus-Institut: Die verunsicherte Generation – Jugend und Wertwandel. Opladen 1983 – *Ziegenfuß, W.:* »Die Generation in der gegenwärtigen Gesellschaft«. Die junge Generation. 2. Nürnberger Sozialwissenschaftliche Woche. Berlin 1953 – *Zymek, B.:* »Jugendgenerationen zwischen demokratischem Bildungssystem und charismatischen Erneuerungsbewegungen«. Bildung und Erziehung. 1985, 183–199

Manfred Brusten/Peter Malinowski

Jugend – Ein soziales Problem

Daß Jugendliche schon immer und in allen Gesellschaften »irgendwie« ein »Problem« waren, das dürfte – so generell – kaum strittig sein. Ob »Jugend« damit aber zugleich auch zum »sozialen Problem« wird, ist indes äußerst fraglich; selbst dann wenn heute Politiker aller Parteien, Massenmedien und Sozialforscher, Institutionen der Jugendhilfe und der Jugendkontrolle ihre Sorge um die neue Generation in zunehmendem Maße und immer wieder deutlich zum Ausdruck bringen. Zwar wird zumeist nicht »die« Jugend schlechthin zum Problem erklärt, wohl aber wesentliche Teile von ihr oder ein als »jugendtypisch« definiertes Verhalten: Drogenkonsum, Kriminalität und Gewalttätigkeit, Bindungs- und Orientierungslosigkeit, Gefährdung durch Jugendsekten, Staatsverdrossenheit und »politischer Protest«, mangelnde Arbeitsmotivation, »no bock« und »no future«. Stichworte wie diese – wer würde es bezweifeln – gehören jedenfalls seit Jahren zum Standardrepertoire des Dialogs über und (gelegentlich) auch mit der Jugend. Unbestritten auch: viele Jugendliche in modernen Industriegesellschaften haben tatsächlich große Probleme und schaffen sie auch. Dennoch stellt sich die Frage, ob und inwieweit es angesichts unverkennbarer und gravierender »Jugendprobleme« sinnvoll und angemessen ist, »Jugend« zu einem »sozialen Problem« zu erklären. Denn so unproblematisch der Begriff des »sozialen Problems« auch scheint, solange er nichts anderes meint, als die soziologisch unbestreitbare Tatsache, daß »Jugendprobleme« gesellschaftlichen Ursprungs sind und nicht das Resultat »problembehafteter Jugendlicher«, so problematisch könnte es werden, wenn »Jugend« unreflektiert zu einem neuen »Objekt« der Soziologie sozialer Probleme würde (s. *Myrell*, 1983, 45). Dennoch: die Anwendung der aus »social problem-Ansätzen« bekannten Fragestellungen – der Konstituierung und Problematisierung sozialer Probleme – auf die Jugend lohnt. Sie läßt erkennen, wie konkrete Lebensbedingungen der Jugendlichen (z. B. Arbeitslosigkeit, »Konsumzwang« und politische Einflußlosigkeit) die allseits beklagten »Jugendprobleme« erst erzeugen, wie Jugend – u. a. zum Zwecke der sozialen Kontrolle – ausgegrenzt und als Problem definiert wird und welche Interessen sich hinter jenen Bemühungen verbergen, die als »soziales Problem« erkannten Zustände und Entwicklungen zu lösen[1*]. Kein Zweifel also, die Jugendsoziologie könnte durch den »Rückgriff auf bestehende Ansätze zur Erklärung sozialer Probleme wichtige Impulse bekommen« (*Myrell*, 1983, 47).

Doch was »Jugend« einmal war, ist sie längst nicht mehr und die einst so sehr geschätzten Schlagworte wie »Generationenkonflikt« und »Jugendkultur« haben ihren Erklärungswert weitgehend verloren. Jugend heute – so die übereinstimmenden Befunde empirischer Untersuchungen – ist durch grundlegende »strukturelle Veränderungen« gekennzeichnet; denn für immer mehr Jugendliche ist sie nicht

* Anmerkungen s. S. 152.

mehr bloßes Übergangsstadium zwischen Kindheit und Erwachsenensein, sondern eine durchaus eigene biographische Lebensphase, die sich einerseits – durch Verkürzung der Kindheit und späteren Einritt in das Erwerbsleben (und damit in die ökonomische Unabhängigkeit) – immer weiter ausdehnt und in der es sich andererseits auch immer mehr lohnt, länger zu verharren. Besondere Merkmale dieses sogenannten »postadoleszenten Stadiums«: Verlängerung der Ausbildungszeiten, prekäre Übergangssituation von der Ausbildung in das Beschäftigungssystem und die Existenz einer sich verselbständigenden »Jugendszene«, vorwiegend in größeren Städten[2].

Die Folgen dieser strukturellen Veränderungen der Jugendphase sind jedoch nicht nur »neue Problemlagen«, mit denen die Jugendlichen heute fertig werden müssen, sondern auch eine veränderte gesellschaftliche Wahrnehmung der Jugend und schließlich – als Rückwirkung auf dieses »Fremdbild« – ein verändertes Selbstbild der Jugendlichen von sich selbst (vgl. *Griese*, 1983, 2f.). Eine sozialwissenschaftliche Jugendforschung, die ihre Analysen im wesentlichen auf jugendliches »Problemverhalten« beschränken würde, liefe daher Gefahr, genau jene komplexen Bedingungszusammenhänge zu verkennen, die für das Verständnis von »Jugend als soziales Problem« von geradezu entscheidender Bedeutung sind.

1. Sozialwissenschaftliche Analyse von Jugendproblemen als »soziales Problem«

Die sozialwissenschaftliche Jugendforschung wurde bis Anfang der 70er Jahre, als von einer »wissenschaftlichen Rekonstruktion« der Jugend als »soziales Problem« noch längst nicht die Rede war, in erster Linie als eine Spezialität der allgemeinen Sozialisationsforschung angesehen (vgl. *Kreutz*, 1974, 9ff. sowie *Markefka*: »Die Entwicklung der Jugendforschung« in diesem Band). In diese Phase fiel zunächst die »strukturell-funktionale Jugendtheorie« (*Eisenstadt*, 1966) mit ihrer zentralen Frage nach den angesichts des Generationenwechsels prekären Bedingungen der Erhaltung gesellschaftlicher Stabilität. Mit dem Auftauchen historisch neuartiger Formen jugendlichen Protestverhaltens gegen traditionelle institutionelle Strukturen der Gesellschaft wurde dann jedoch sehr bald die »zunehmende Desintegration der Jugend« (*Kreutz*, 1974, 12) zu einem zentralen Thema jugendsoziologischer Forschung. Und es war vor allem die Kennzeichnung der Jugend als »Faktor des sozialen Wandels« (*Rosenmayr*, 1970), die sich als ein geradezu normativer Gegenpol zur herrschenden Auffassung von der Jugend als »gesellschaftlicher Störfaktor« (vgl. *Myrell*, 1983, 43) verstand. Doch, wie immer sich diese unterschiedlichen Ansätze der »Deutung« von Jugendproblemen auch voneinander unterscheiden, in der Retrospektive sind sie wichtige Abschnitte auf dem Weg einer sozialwissenschaftlichen Analyse der »Jugend als soziales Problem«.

In den letzten 10 Jahren, in einer Zeit der zunehmenden Restauration konservativer (jugend-) politischer Positionen, der schwindenden Aussichten von Jugendlichen auf eine gesicherte berufliche Position und des Abbaus staatlicher Sozialleistungsgarantien, ist »Jugend« nicht nur aus der Sicht von Politik und sozialer Administration, sondern auch für die wissenschaftliche Analyse in einer neuen Weise zum

Problem geworden. Neue Ansätze der Jugendforschung beginnen daher, den veränderten sozialen Lebensbedingungen und den gleichfalls veränderten gesellschaftlichen Einschätzungen von Jugend Rechnung zu tragen und sie in ihre theoretischen Entwürfe und empirischen Fragestellungen einzubeziehen.
Als eine dieser neuen Forschungsperspektiven, die explizit ihren Ausgangspunkt bei der Beschreibung der »Jugend« als »soziales Problem« nehmen, ist der »jugendsoziologische Problematisierungsansatz« zu nennen, (vgl. *Hornstein*, 1979; Arbeitsgruppe Jugendpolitik, 1980). Grundlage dieses Problematisierungsansatzes ist die Feststellung, daß sich die politische und öffentliche Wahrnehmung von Jugend (oder Teilgruppen der Jugend) in den letzten Jahren wesentlich verändert hat. Jugend wird nunmehr vor allem als »Problemfall« thematisiert. Die jugendpolitischen Stellungnahmen und die Jugendberichte der verschiedenen Regierungen, die jugendpolitischen Programme der Parteien, gesetzliche Veränderungen in den Bereichen von Jugendhilfe-, Arbeitsmarkt- und Bildungspolitik wie auch die Verlautbarungen der mit der »Bewältigung« und »Verarbeitung« von Jugendproblemen befaßten Institutionen – sie alle machen deutlich, daß »Jugend« als ein »soziales Problem« wahrgenommen wird, das das politische Steuerungssystem moderner Industriegesellschaften vor gravierende Schwierigkeiten stellt und zu dessen Lösung es veränderter praktischer Interventionsmaßnahmen und Integrationsformen bedarf (vgl. Enquetekommission »Jugendprotest im demokratischen Staat«, 1982; 1983) Im Zentrum dieses Analyseansatzes stehen daher:

- die Problematisierung von Jugend und die Mobilisierung von Problembetroffenheit durch bestimmte ›interessierte‹ gesellschaftliche Gruppen wie z.B. Parteien, Verbände, Kirchen, berufsständische Vereinigungen, Bürgerinitiativen, wissenschaftliche Experten,
- die Konflikte bei der Aushandlung von Problemdefinitionen und Problemlösungsperspektiven zwischen den beteiligten Interessengruppen und
- die Umsetzung der jeweiligen Problematisierungsperspektiven in veränderte (repressive, kompensatorische oder präventive) Strukturmuster der öffentlichen Jugendkontrolle.

Im Gegensatz zu derartigen, die Jugend problematisierenden Fragestellungen stehen Ansätze, die die Erforschung der gesellschaftlichen »Konstitutionsbedingungen jugendtypischer Problemlagen«[3] zum Gegenstand machen. Sie nehmen ihren Ausgangspunkt in erster Linie bei den Auswirkungen des sozialen Wandels auf die Lebenssituation und die Lebenschancen von Jugendlichen in unserer heutigen Gesellschaft und werten dabei veränderte Verhaltensweisen und Wertewandel bei Jugendlichen primär als Reaktion auf die Entstehung spezifischer sozialer Problemlagen (vgl. Sinus-Studie, 1982; Jugendwerk der Deutschen Shell, 1985, 133ff.).

2. Jugendprobleme – Krisenzeichen der industriellen Gesellschaft!

Nun sollte die Analyse von »Jugend« als »soziales Problem« jedoch nicht den Fehler begehen, sogleich die ganze Breite der gesellschaftlichen Bedingungen jugendlichen Verhaltens zum Gegenstand der Erörterung zu machen. Statt dessen erscheint es

erforderlich, zunächst die wesentlichen Aspekte der Konstitution jugendbezogener Problemlagen sowie die damit im Zusammenhang stehenden vorherrschenden Praktiken der Problemlösung in industriellen Gesellschaften zu beschreiben.

Die jugendsoziologische Forschungsperspektive trifft sich hier mit Fragestellungen einer politischen Soziologie und Sozialpolitik, die in verstärktem Maße die Funktionen des »Wohlfahrtsstaates« für die Bewältigung und – so paradox es erscheinen mag – auch für die Entstehung aktueller sozialer Konflikte und Probleme in Industriegesellschaften thematisieren[4]. Zu letzteren zählen dann auch Probleme der heranwachsenden Generation: die Zunahme abweichenden und auch selbstdestruktiven Verhaltens (wie etwa durch Drogenkonsum), zunehmende Orientierungs- und Motivationslosigkeit und spezifische Formen der Subkulturbildung (vgl. *Hondrich*, 1979, 795ff.; *Schiller*, 1984, 35ff.) sowie damit einhergehende politische Auswirkungen (wie z. B. die Infragestellung der Legitimation politischer und administrativer Institutionen), die dann ihrerseits wiederum die Steuerungsprobleme sozialregulativer Politik erhöhen[5].

Die empirische Frage, in welchem Ausmaß wohlfahrtsstaatliche Politik als verursachender Faktor innerhalb dieses Wirkungsgeflechts von Krisenerscheinungen zu Buche schlägt, ist zwar noch weitgehend unbeantwortet (vgl. *Schiller*, 1984, 31ff.); fest steht jedoch, daß der Wohlfahrtsstaat für sich in Anspruch nimmt, sozialstrukturell bedingte soziale Probleme zu lösen, »wobei Erfolglosigkeit bei der Problemlösung zu einem Legitimationsproblem für den Wohlfahrtsstaat selbst wird« (*Hondrich*, 1979, 800). Dabei scheint tendenzielle Erfolglosigkeit bei der Problemlösung in modernen Industriegesellschaften von zwei Seiten her programmiert zu sein:

1. durch knappe Ressourcen und
2. durch sozialstrukturell gesetzte Grenzen der Möglichkeiten von Problemlösungen.

Während der erste Aspekt als sozioökonomisches Problem nicht beliebig vermehrbarer gesellschaftlicher und ökonomischer Mittel definiert werden kann, handelt es sich bei dem zweiten Aspekt um das aus soziologischer Sicht unlösbare Optimierungsdilemma: Ziele wie Sicherheit, soziale Gleichheit und Verhinderung von Devianz gleichzeitig zu erreichen (vgl. *Hondrich*, 1979, 800)[6]. Ziele dieser Art scheinen durch sozial-regulative Politik stets nur approximativ – bis zu gewissen Grenzwerten hin – zu verwirklichen zu sein. Konflikte und Krisenerscheinungen sind demgemäß insbesondere dann zu erwarten, wenn es zu einem Auseinanderklaffen zwischen dem sozial erzeugten Anspruchsniveau und den subjektiven Erfahrungen mit dem tatsächlichen Stand der Zielerreichung kommt[7].

In bezug auf die Situation der Jugend läßt sich dieses Problem folgendermaßen zuspitzen: »Jugend wird gesellschaftlich dann und in dem Maße zum Problem, wenn und insoweit die in der Sozialisation vermittelten Orientierungen und Normen als subjektive Wertsysteme nicht übereinstimmen mit den konkreten Erfahrungen, die Jugendliche hinsichtlich ihres Allokationsprozesses machen« (*Hornstein*, 1979, 684). Eine Reihe von Untersuchungsbefunden (vgl. z. B. *Mair*, 1979) legt nahe, daß sich in den letzten zehn Jahren ein Wandel in den Erwartungshaltungen und normativen Orientierungen der Jugendlichen parallel zu bestimmten »Entwicklungsdilemmas« staatlicher Wohlfahrtspolitik vollzogen hat (vgl. vor allem die

Befunde in: Jugendwerk der Deutschen Shell, 1985, 133ff.). In verschiedenen Bereichen, wie z.B. Bildung, Ausbildung, Arbeitsmarkt, soziale Sicherung und Umwelt, sind für Jugendliche die Brüchigkeiten zwischen den »Problemlösungen« sozial-regulativer Politik und den jeweiligen Folgen im unmittelbaren lebensweltlichen Bereich spürbar geworden. Dies hat zu einer Zunahme von Konflikten zwischen Jugendlichen (mit ihren jeweiligen Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen) und den gesellschaftlichen Institutionen der Sozialisation und der sozialen Kontrolle (mit ihren jeweiligen Angeboten zur Lösung von Problemen) geführt (vgl. hierzu ausführlich: *Olk/Otto,* 1981).

Da sich die Muster der gesellschaftlichen Problemlösung jedoch vorwiegend auf die Beseitigung der Symptome sozialer Probleme beschränken, etwa durch »Schaffung sekundärer Institutionen der Problemverarbeitung und -lösung« (*Hornstein,* 1979, 685)[8], statt die problemverursachenden Faktoren als solche zu identifizieren und zu beseitigen; kommt es immer wieder zur »Verschiebung« der Probleme, zur Schaffung von Auffangvorrichtungen für besonders problematische Gruppen Jugendlicher, zur Verschärfung sozialer Auslesekriterien und zu Versuchen, die Verantwortung für die Probleme den »problembehafteten« Personen oder Bevölkerungsgruppen selbst zuzurechnen. Dennoch konnten in der Vergangenheit Konflikte und Probleme Jugendlicher von unserer Gesellschaft weitestgehend unterhalb der Schwelle systembedrohender Krisen gehalten werden. Der Spielraum, dies auch in Zukunft tun zu können, wird jedoch nach Meinung von Experten[9] zunehmend enger, nicht nur weil die strukturellen problembedingenden Faktoren als solche nicht beseitigt werden, sondern auch weil die Etablierung zusätzlicher Institutionen zur Bewältigung der Folgeprobleme an die Grenzen der finanziellen und sozio-politischen Realisierbarkeit stoßen.

3. Prozesse der Thematisierung von Jugend als »soziales Problem«

Zu einer umfassenden sozialwissenschaftlichen Analyse der Jugend als »soziales Problem« gehören nicht zuletzt jedoch auch jene Untersuchungen, die sich speziell mit Fragen der gesellschaftlichen Problematisierung von Jugend befassen und die sich vorrangig der Frage zuwenden, welche Veränderung die Interpretation von Jugend und ihrer Probleme in der Vergangenheit erfahren hat und wie politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungen der Gesellschaft die Thematisierung der Jugend als »soziales Problem« beeinflußt haben.

Dabei dürfte kein Zweifel bestehen, daß in modernen Industriegesellschaften vor allem den Massenmedien bei der Problematisierung von Jugend eine gewichtige Funktion zukommt; denn sie sind nicht nur der entscheidende Ort, an dem gruppenspezifische, differentielle und interessenbezogene Problemdefinitionen und Lösungsperspektiven öffentlich »gehandelt« werden, ihnen obliegt auch in ganz besonderer Weise die »Sensibilisierung« des öffentlichen Bewußtseins, die Aufdekkung staatlicher Versäumnisse und die Erzeugung von »Legitimationsdruck« gegenüber all jenen gesellschaftlichen Institutionen, die sich speziell mit Jugendproblemen befassen.

Nur durch eine – wenn auch ihrerseits wiederum politisch und ökonomisch interessenbestimmte – massenmediale Problematisierung der Jugend wird »Jugend als soziales Problem« einer breiteren Öffentlichkeit überhaupt erst bewußt (s. *Rüther/Plum*, 1983). Und wie immer auch die Sozialwissenschaften Jugend ihrerseits erfassen mögen, ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse werden nur selten in reiner Form in die öffentliche und politische Diskussion eingehen, solange sie in erster Linie von den Massenmedien »interessengerecht« und von der Wissenschaft selbst unkontrolliert aufbereitet der Öffentlichkeit »serviert« werden (s. *Griese*, 1983, 7).
Daß die Vorstellung von der Jugend als einem »sozialen Problem« nicht zuletzt politischen Charakter trägt, zeigt sich nicht nur in der Tatsache, daß das Verhalten von Jugendlichen vor allem dann als »problematisch« gilt, wenn es »politisch« wird (als politischer Protest, als System- und Kulturkritik) oder durch Gewalttätigkeiten in Widerspruch zur geltenden Rechtsordnung gerät, weil andere Reaktionen auf konkret erlebte gesellschaftliche Verhältnisse nicht den gewünschten »Erfolg« versprechen; vielmehr wird das Verhalten von Jugendlichen auch dann politisch problematisch, wenn abweichende Wert- und Verhaltensmuster, alternative Sinn- und Lebensentwürfe die »normale« Jugend verunsichern und kritisches Überdenken ihres Alltags provozieren könnten (s. *Griese*, 1983, 9). So wird verständlich, wie *Blath* (1983, 155) in seiner Analyse über die Enquete-Kommission zum »Jugendprotest im demokratischen Staat« vermutet, daß die Jugend vor allem Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre im Bewußtsein der politischen Parteien und der staatlichen Institutionen zum sozialen Problem wurde, als sich Teile der ökologischen Bewegung politisch organisierten, Jungwähler zu »neuen Parteien« abwanderten, Massendemonstrationen von gewaltsamen Ausschreitungen begleitet wurden und als vor allem Jugendliche durch Hausbesetzungen gegen Boden- und Bauspekulation und durch Protestaktionen gegen den Bau von Kernkraftwerken demonstrierten.
Daß der Wandel in der politischen Problematisierung der Jugend auch an Stellungnahmen und Erklärungen von Regierungen, Ministerialbehörden, Parteien, Jugendverbänden und »Trägern der Jugendhilfe« deutlich abzulesen ist, hat *Hornstein* (bereits 1979, 676) durch einen Vergleich der Regierungserklärungen von 1968 und 1976 anschaulich belegen können. Danach hatte die Jugend 1968 – im Zuge einer reformorientierten Gesellschafts- und Bildungspolitik – vornehmlich als »Adressat für die Verbesserung von sozialen Chancen« und als »Faktor des sozialen und politischen Fortschrittes« gegolten, während es 1976 offensichtlich im wesentlichen nur noch darum ging, die Jugend angesichts quantitativer Mißverhältnisse von Geburtenberg und verknappten Ausbildungs- und Arbeitsplätzen »unterzubringen«.
Nicht zuletzt aber spiegelt sich die konkrete »politische Dimension« der »Jugend als soziales Problem« auch in der Entwicklung von Rechtsnormen wider (etwa des Jugendhilferechts, des Familienrechts und des Jugendstrafrechts) und in bestimmten »Bereichs-Politiken« (wie Bildungs-, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik) sowie in veränderten politischen Zielsetzungen all jener Institutionen, die sich speziell mit Jugendlichen und ihren Problemen befassen; wie etwa beim Wandel von »Repression zur Prävention«, der Einführung neuer Formen sozialer Intervention (z. B.

»street work« und »Familientherapie«) und der Ausweitung ambulanter sozialpädagogischer Maßnahmen im Umgang mit jugendlichen Straftätern. Auf der Ebene der unmittelbaren »Praxis« gesellschaftlichen Handelns tragen vor allem die Institutionen der Sozialisation und der sozialen Kontrolle zur Problematisierung jugendlichen Verhaltens bei. Unter Rückgriff auf die ihnen eigenen institutionellen Deutungsmuster menschlichen Verhaltens und der ihnen in modernen Industriegesellschaften zugebilligten Definitionskompetenz werden ihre »Probleme mit Jugendlichen« zum »sozialen Problem«, zur Aufgabe der ganzen Gesellschaft. Zugleich aber zwingt die jeweils nur partielle institutionelle Zuständigkeit sie dazu, das »soziale Problem« über vielfältige Prozesse der Definition, der Klassifikation und der Entscheidung immer wieder auf verwaltungsmäßige und sozialpolitisch handhabbare Größen zurechtzuschneiden. Empirische Untersuchungen – vor allem aus der Perspektive des »labeling approach« – haben diesen Prozeß der »institutionellen Präparierung« von Jugendproblemen mehrfach detailliert beschrieben. Wen wundert daher, daß zwischen den institutionellen Vorstellungen über »Hilfe- und Kontrollbedürftigkeit« der Jugend und dem subjektiven Hilfsbedürfnis der betroffenen Jugendlichen selbst in der Regel erhebliche Unterschiede bestehen und daß vor allem solche Jugendlichen als »soziales Problem« identifiziert werden, die für andere – vor allem die Institutionen selbst – zum Problem geworden sind, während die von den Jugendlichen selbst gewonnenen »Problemerfahrungen« in aller Regel bei der üblichen Dominanz der Experten weitgehend ignoriert werden; mit der Folge der Entstehung »sekundärer Probleme«: Widerstand der betroffenen Jugendlichen gegenüber allen Formen »aufgezwungener Betreuung« und damit Bildung eines neuen Potentials »wachsender Unruhe«.

4. Die Sozialwissenschaften im Prozeß der Problematisierung von Jugend als »soziales Problem«

Fazit dieses notwendigerweise knappen Überblicks ist zweifellos die Feststellung, daß in der Jugendsoziologie Vorverständnisse über die »Jugend als soziales Problem« immer schon zu den zentralen Anlässen der Beschäftigung mit der Jugend gehört haben (*Myrell*, 1983, 43). Es scheint daher, daß sich weder die empirische »Beschaffenheit« des Gegenstandes der Jugendsoziologie noch die Motive der Forscher, Jugend als Problempotential zu analysieren, im wesentlichen geändert haben. Verändert wurde allerdings das analytische Konzept der wissenschaftlichen Beschäftigung mit »Jugend«. Zum einen eilt man in der Jugendforschung mit dem Begriff von »Jugend als soziales Problem« der öffentlichen Problematisierung von »Jugend« hinterher (vgl. *Griese*, 1983, 6ff.), zum anderen scheint darin auch ein genereller Einfluß der Soziologie sozialer Probleme auf die Jugendsoziologie spürbar (vgl. *Myrell*, 1983, 47f.) zu sein.

»Jugend als soziales Problem« gerät damit nicht zuletzt zur »politischen Gewissensfrage« der Sozialwissenschaften selbst. Denn als »Krisenwissenschaft« könnte sie über die Erforschung von Einstellungen, Verhaltensweisen und Lebenswelten der Jugendlichen Gefahr laufen, die problemkonstituierenden Bedingungen in der

Jugend selbst zu verankern (*Myrell*, 1983, 46) und damit Jugend zum Objekt »gut gemeinter« staatlich-administrativer und pädagogischer Maßnahmen zu degradieren. Sie könnte Legitimations- und Herrschaftswissen produzieren für jene, die Jugend »besser in den Griff« bekommen möchten; und sie würde mit ihren spezifischen Mitteln der Theoriebildung und empirischen Forschung mit zur Definition und Interpretation dessen beitragen, was in bezug auf die Jugend – politisch verkürzt und durch institutionelle Interessen bedingt – als »soziales Problem« gilt. Sie würde mitwirken bei der Schaffung neuer Dienstleistungsberufe der »Hilfe und Beratung« zur Lösung von Jugendproblemen und bei deren Suche nach Klienten und Legitimierung ihres professionellen Handelns (s. *Griese*, 1983, 12f.).
Ausgangspunkt der Soziologie als »kritische Wissenschaft« wäre es dagegen, sich zunächst einmal die Definition dessen, was als »soziales Problem« gilt, nicht von außen vorschreiben zu lassen, sie vielmehr grundsätzlich zu überprüfen und darüber hinaus auch die potentiellen Folgen der eigenen Theoriebildung und Forschung zur Jugend immer wieder selbstkritisch zu »hinterfragen«. Sie müßte ihre Definitionsmacht dazu benutzen, »soziale Probleme« als gesellschaftlich verursachte Folgeprobleme bewußt zu machen, müßte die »Karriere von sozialen Problemen« und die Funktion der Instanzen der sozialen Kontrolle untersuchen, müßte die Interessenkonstellation und die Machtverhältnisse innerhalb der Definitionsprozesse analysieren und damit die ideologisch-politischen Hintergründe der Produktion »sozialer Probleme« (*Griese*, 1983, 15) offenlegen.

Anmerkungen

1) Bisher einziges Forum für eine grundlegende Diskussion über die hier angeschnittenen Fragen bildete eine Arbeitstagung der Sektion »Soziale Probleme und soziale Kontrolle« der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), die im Mai 1982 vom Internationalen Dokumentations- und Studienzentrum für Jugendkonflikte (IDSZ) an der Bergischen Universität (GHS) Wuppertal durchgeführt wurde und an der damals mehr als 50 Sozialwissenschaftler, Jugendexperten und Praktiker der Jugendarbeit aus allen Teilen der BRD teilnahmen. Vgl. die Zusammenfassung der wichtigsten Beiträge in: *Brusten/Malinowski* 1983. Dabei war von vornherein nicht beabsichtigt, theoretische Ansätze der »Soziologie sozialer Probleme« deduktiv auf die Jugend anzuwenden, sondern vielmehr den Versuch zu unternehmen, »Jugend« einmal vor dem Hintergrund einer Soziologie sozialer Probleme näher zu analysieren. Einer anerkannten Definition zur Folge wollen wir dabei unter dem Begriff »soziales Problem« Phänomene verstehen, »die 1) größere Gruppen von Gesellschaftsangehörigen (bis hin zur Gesamtbevölkerung) in ihrer Lebenssituation beeinträchtigen, 2) öffentlich als veränderungsbedürftig definiert und 3) zum Gegenstand spezieller Programme und Maßnahmen gemacht werden« (*Stallberg/Springer*, 1983, 14).
2) Zahlreiche empirische Untersuchungen haben sich in den vergangenen Jahren speziell mit diesen Veränderungen der sogenannten »Jugendphase« in unserer Gesellschaft befaßt; vgl. hierzu insbesondere Jugendwerk der Deutschen Shell, 1982; 1985; Sinus-Studie, 1982; *Allerbeck/Hoag*, 1985).
3) Vgl. zu theoretischen Differenzierungen im Bereich der Analyse sozialer Probleme: *Stallberg/Springer* (1983). Der Begriff »Problemlagen« bezeichnet hierbei strukturelle gesellschaftliche Konstellationen, die in ihren Konsequenzen bestimmte »soziale Probleme« hervorbringen. Vgl. dazu auch 5. Jugendbericht der Bundesregierung (1980, 24).

4) Vgl. dazu ausführlich: *Flora* (1979) und *Zapf* (1979), sowie zur Analyse der wohlfahrtsstaatlichen Genese sozialer Probleme und sozialer Kontrolle die Beiträge von *Klages* (1984) und *Schiller* (1984).
5) Durch diese zyklische Beschreibung soll die Genese von gesellschaftlichen Krisen – eben als Zusammenwirken von Krisentendenzen auf den Ebenen der Systemsteuerung und der Lebenswelt – in ihrem prozessualen Charakter erfaßt werden.
6) Dazu *Hondrich* (1979, 800): »Bei den Gütern, für die Gleichheit beansprucht oder versprochen wird, handelt es sich zum großen Teil ... um positionale Güter, die ... zwar vermehrt werden können, aber doch notwendigerweise immer knapp bleiben. ... Nimmt der Wohlfahrtsstaat die Ansprüche auf Abschaffung der Ungleichheit als legitim auf, dann muß er enttäuschen und scheitern.«
7) Hierbei werden Parallelitäten zum Begriff der Anomie (Merton) deutlich. Vgl. auch *Flora* (1979, 118), der den Anomie-Begriff in Zusammenhang mit der sozialen Integrationsfähigkeit moderner Gesellschaften bringt; sowie *Klages* (1984).
8 Vgl. 5. Jugendbericht der Bundesregierung (1980, 132f. und 134ff.), in dem als typisches Beispiel sekundärer Institutionalisierung die Einrichtung psychologischer und therapeutischer Beratung in Schulen genannt werden, durch die lediglich die Oberflächenerscheinungen struktureller Disharmonien gelindert, nicht aber die verursachenden Faktoren dieser strukturellen Spannungen angegangen werden. Weitere Beispiele für solche sekundären Institutionalisierungen sind: Arbeitsberatungsstellen und Resozialisierungsmaßnahmen.
9 Vgl. die kritischen Anmerkungen unter »Strukturprobleme der Jugendhilfe« im 5. Jugendbericht der Bundesregierung (1980, 128ff.) sowie verschiedene »warnende« Expertenäußerungen im Endbericht der Enquete-Kommission »Jugendprotest im demokratischen Staat« (1983).

Literatur

Allerbeck, K. R.: Soziologie radikaler Studentenbewegungen. Eine vergleichende Untersuchung in der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten. München/Wien 1973 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München/Zürich, 4. Aufl. 1985 – Arbeitsgruppe Jugendpolitik, Hg.: Materialien zur Jugendpolitik. Materialien zum 5. Jugendbericht der Bundesregierung. München 1980 – *Blath, R.:* »Jugendprotest in der politischen Diskussion.« Jugend – ein soziales Problem?. Hg. *M. Brusten, P. Malinowski.* Opladen 1983, 154–168 – *Brusten, M., Herriger, N., Malinowski, P.:* »Jugend – ein gesellschaftliches Problem? Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Analyse der Problematisierung von Jugend und der gesellschaftlichen ›Verarbeitung‹ von Jugendproblemen«. Jugend – ein soziales Problem?. Hg. *M. Brusten, P. Malinowski.* Opladen 1983, 17–41. – *Brusten, M., Malinowski, P.,* Hg.: Jugend – ein soziales Problem? Theoretische Positionen, empirische Forschungen und kritische Analysen zu einer immer dringlicheren gesellschaftspolitischen Frage. Opladen 1983 – Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit, Hg.: 5. Jugendbericht: Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn 1980 – *Eisenstadt, S. N.:* Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur. München 1966 – Enquete-Kommission »Jugendprotest im demokratischen Staat«: Zwischenbericht 1982 (Bundestagsdrucksache 9/1607); Endbericht 1983 (Bundestagsdrucksache 9/12390) – *Flora, P.:* »Krisenbewältigung oder Krisenerzeugung? Der Wohlfahrtsstaat in historischer Perspektive«. Sozialer Wandel in West-Europa. Hg. *J. Matthes.* Frankfurt/New York 1979, 82–136 – *Griese, H. M.:* Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung. Weinheim/Basel 1977 – *Griese, H. M.:* »Probleme Jugendlicher oder ›Jugend als soziales Problem‹? – Thesen zur Vermittlung von Jugendtheorie und Theorie sozialer Probleme.« Jugend – ein soziales Problem?. Hg. *M. Brusten, P. Malinowski.* Opladen 1983, 2–16 – *Hondrich, K. O.:* »Der Wohlfahrtsstaat und die Konstitution sozialer Probleme.« Sozialer Wandel in West-Europa. Hg. *J. Matthes.* Frankfurt/New York 1979, 791–808 – *Hornstein, W.:* »Jugend als Problem. Analyse und pädagogische Perspekti-

ven.« Zeitschrift für Pädagogik. 5/1979, 671–696 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Leverkusen, 2. Aufl. 1982 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. Bde. 1–5, Opladen 1985 – *Klages, H.:* »Wohlstandsgesellschaft und Anomie.« Wohlfahrtsstaat und soziale Probleme. Hg. *H. Haferkamp*. Opladen 1984, 6–30 – *Kreutz, H.*: Soziologie der Jugend. München 1974 – *Mair, H.:* »Jugendprobleme als Probleme normativer Desorientierung.« Soziale Arbeit 7–8/1979, 289–302 – *Myrell, G.*: »Jugend als soziales Problem: Neue Perspektiven in der Jugendsoziologie?«. Jugend – ein soziales Problem? Hg. *M. Brusten, P. Malinowski*. Opladen 1983, 42–53 – *Olk, T., Otto, H.U.*: »Wertwandel und Sozialarbeit.« Neue Praxis 2/1981, 99–146 – *Rosenmayr, L.*: »Jugend als Faktor sozialen Wandels.« Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Hg. *F. Neidhardt, R. Bergius, T. Brocher, D. Eckensberger, W. Hornstein, L. Rosenmayr, W. Loch*. München 1970 – *Rüther, W., Plum, W.:* »Thematisierung von ›Jugend‹ als soziales Problem in der Presse.« Jugend – ein soziales Problem?. Hg. *M. Brusten, P. Malinowski*. Opladen 1983, 169–181 – *Schiller, T.:* »Der Wohlfahrtsstaat als Quelle sozialer Probleme.« Wohlfahrtsstaat und soziale Probleme. Hg. *H. Haferkamp*. Opladen 1984, 31–59 – Sinus-Studie: Veränderungen in der Motivationsstruktur Jugendlicher und junger Erwachsener. Literaturbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit, Heidelberg 1982 (hektograph. Manuskript) – *Stallberg, F.W., Springer, W.*, Hg.: Soziale Probleme. Grundlegende Beiträge zu ihrer Theorie und Analyse. Neuwied/Darmstadt 1983 – *Cavalli, A., Martinelli, A.:* »Ein theoretischer Rahmen zur vergleichenden Analyse der Studentenrevolten.« Aufstand der Jugend? Neue Aspekte der Jugendsoziologie. Hg. *K. R. Allerbeck, L. Rosenmayr*. München 1971, 66–81 – *Zapf, W.:* »Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität.« Sozialer Wandel in West-Europa. Hg. *J. Matthes*. Frankfurt/New York 1979, 767–790 – *Zinnecker, J.:* »Jugend 1981: Portrait einer Generation«. Jugend '81. Hg. Jugendwerk der deutschen Shell. Hamburg 1981, 80–123.

Martin Baethge

Jugend – Postadoleszenz in der nachindustriellen Gesellschaft

1. Zum theoretischen Rahmen des Problems

Postadoleszenz in der nachindustriellen Gesellschaft: die Themenformulierung führt auf begriffliches Glatteis und birgt in mehrfacher Hinsicht theoretische Rutschgefahr. Nicht nur, daß sie mit dem Begriff der nachindustriellen Gesellschaft eine in der soziologischen Theorie höchst umstrittene Kategorie (vgl. *Gershuny*, 1981; *Baethge* et al., 1988) gleichsam als gesellschaftliche Realität unterstellt. Noch problematischer erscheint mir die Hypostasierung eines dynamischen Korrespondenzzusammenhangs von Persönlichkeits- und Gesellschaftsentwicklung, die in der Zuordnung eines spezifischen Musters der psychosexuellen Entwicklung in der Jugendphase (Postadoleszenz) zu einer bestimmten Gesellschaftsformation (nachindustrielle Gesellschaft) angelegt ist. Gleichwohl greift die Themenformulierung eine heiß diskutierte und immer noch nicht entschiedene Fragestellung von Entwicklungspsychologie und -soziologie auf: das Verhältnis von Ontogenese und sozialer Evolution, der »Umsetzung äußerer Strukturen in innere Strukturen« (*Döbert/Habermas/Nunner-Winkler*, 1980, 11). Angesichts der theoretischen Diskussion und des Forschungsstandes aber tun wir gut daran, hinter die Themenformulierung ein doppeltes Fragezeichen zu setzen: eines, das grundsätzlich der Möglichkeit gilt, beim gegenwärtigen Stand unseres Wissens zu gesicherten Aussagen über strukturelle Korrespondenzzusammenhänge zwischen psychisch-intellektueller und gesellschaftlicher Entwicklung zu gelangen; und ein zweites, das sich darauf bezieht, ob und wieweit Postadoleszenz auf »nachindustrielle« Gesellschaftsstrukturen zurückgeführt oder mit ihnen in Verbindung gebracht werden kann.

Streng genommen gehört das Konzept der Postadoleszenz in den Bereich psychoanalytischer Sozialisationstheorie als Charakterisierung für ein gegenwärtig verstärkt zu beobachtendes verändertes Ablaufmuster im Übergang zum Erwachsenensein. Es ist hiermit theoriegeschichtlich zum einen in jene jüngere analytische Tradition eingebunden, die mit den bahnbrechenden Arbeiten von *Erikson* (1959 bzw. 1966) und *Blos* (1962 bzw. 1973) verknüpft ist, in denen mit der Betonung der Adoleszenz als einer eigenständigen Phase der psychosexuellen Entwicklung eine Erweiterung der *Freudschen* Entwicklungstheorie vorgenommen wurde. In seiner weiter gefaßten sozialwissenschaftlichen Verwendung gehört das Postadoleszenz-Konzept zum anderen zumindest im deutschsprachigen Raum in das Bemühen, kritische Gesellschaftstheorie und unterschiedliche Theorien der Persönlichkeitsentwicklung miteinander zu verknüpfen, wobei die Adoleszenz-Theorie eine besondere Rolle spielte; dieses Bemühen verbindet sich vor allem mit den Arbeiten der *Habermas*-Gruppe am Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in den frühen 70er Jahren (Vgl. dazu *Habermas*, 1973; 1976; *Döbert/Nunner-Winkler* 1975; *Döbert/Habermas/Nunner-*

Winkler, 1980) Da gerade der Begriff der Postadoleszenz später auch relativ unkritisch in die sozialwissenschaftliche Diskussion eindrang (vgl. etwa *Zinnecker,* 1981), ist es sinnvoll, seinen theoriegeschichtlichen Zusammenhang im Auge zu behalten und bereits hier zu betonen, daß ohne diesen theoriegeschichtlichen Hintergrund eine fruchtbare Verwendung des Postadoleszenz-Konzepts kaum möglich erscheint. Dies ist nicht zuletzt deswegen nachdrücklich hervorzuheben, weil im folgenden wegen des begrenzten Rahmens eines Handbuch-Artikels die theoretischen und begrifflichen Zusammenhänge nicht im einzelnen auszudifferenzieren sind.

2. Adoleszenz und Postadoleszenz im Kontext sozialwissenschaftlicher Diskussion

Die Entwicklung bzw. Rezeption theoretischer Konzepte folgt nicht unbedingt nur einer wissenschaftsimmanenten Logik. Wie sehr sich wissenschaftliche Diskurse und praktische Problemstellungen durchdringen, läßt sich an der Rezeption der Adoleszenz-Theorie in der jüngeren sozialwissenschaftlichen Diskussion einsichtig machen. Nicht zufällig vollzieht sie sich bei exponierten Vertretern vor dem Hintergrund der zunächst studentischen und dann breitere Gruppen von Jugendlichen erfassenden Protestbewegungen der ausgehenden 60er und frühen 70er Jahre und mit dem Anspruch, einen strukturellen Erklärungsansatz für die unvorhergesehenen und unerwartet breit wirkenden Jugendunruhen zu finden, in dem die aktuellen Anlässe des Protests eine Fundierung in grundlegenden Entwicklungsbedingungen der Jugendlichen erfahren (vgl. *Keniston,* 1968; *Döbert/Nunner-Winkler,* 1975).

Richtungsweisend für die adoleszenztheoretische Erörterung jugendlicher Verhaltensweisen in der bundesrepublikanischen Soziologie scheint mir die von *R. Döbert* und *G. Nunner-Winkler* 1975 vorgelegte Studie zu »Adoleszenzkrise und Identitätsbildung«, vor allem der theoretische Teil dieser Studie. Gegen ökonomische und politische Krisentheorien auf der einen, traditionelle Jugend- und Jugend-Subkulturtheorien auf der anderen Seite, welche die neuen Ausdrucksformen und Inhalte jugendlichen Verhaltens (Protestverhalten unterschiedlicher Art, Wehrdienstverweigerung, Subkulturbildungen wie Hippiekommunen u.a.; vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band) nicht mehr angemessen erklären könnten, setzen sie ihre sehr komplexe, sozialisations- und gesellschaftstheoretisch begründete These, »daß aufgrund spezifischer Leerstellen und Defizite innerhalb des bürgerlichen Legitimationssystems die Adoleszenzkrise – unter bestimmten ökonomischen und sozial-strukturellen Randbedingungen (komplexe Rollenstruktur und wirtschaftlicher Wohlstand) – sich verschärft und systemgefährdende Identitätsformationen wahrscheinlicher werden« (*Döbert/Nunner-Winkler,* 1975, 20). Den Kern ihrer Argumentation zum Zusammenhang von Gesellschaftsstruktur und Persönlichkeitsstruktur bildet die Beobachtung, daß »spätkapitalistische Gesellschaften« wegen der zunehmenden Komplexität ihrer Rollensysteme und der steigenden Ausdifferenzierung ihrer Sozialbeziehungen dazu gezwungen werden, zunehmend größeren Gruppen von Jugendlichen ein »psychosoziales Moratorium« *(Erikson)* in Form

verlängerter Schul- und Ausbildungszeiten einzuräumen, in dem sie, freigestellt von den Zwängen des Berufssystems und der materiellen Reproduktion, in stärkerem Maße als frühere Generationen in offenem Experimentieren eine eigene Identität entfalten und die adoleszente Auseinandersetzung mit elterlichen Normen und anderen überlieferten Traditionen bewältigen können. War Adoleszenz im Sinne eines solchen experimentellen Selbstfindungsprozesses früher eine relativ exklusive Veranstaltung für die Kinder aus dem Bürgertum, so tendiert sie nun dazu, sich sozialstrukturell zu verallgemeinern. Als Resultat aus dieser Entwicklung folgern *Döbert/Nunner-Winkler* eine erhöhte Sensibilität für Systemdefizite und ein steigendes intellektuelles und moralisches Vermögen, Ungerechtigkeiten, Widersprüche und Krisenphänomene der Gesellschaft wahrzunehmen und zu kritisieren. Die von den Autoren gegebene Prognose, daß »systemkritische Verläufe und Ausgänge der Adoleszenzkrise wahrscheinlicher« werden (S. 61), läßt sich auf die Annahme zurückführen, daß sich über die erhöhten kognitiven Fähigkeiten hinaus durch den veränderten Sozialisationsmodus jene »prinzipiengeleitete Flexibilität« im Umgang mit äußeren Anforderungen und Rollenkonflikten (S. 37) breit durchsetzt, deren hochkomplexe Gesellschaften zur Organisation des Persönlichkeitssystems unabdingbar bedürfen und die den traditionellen autoritätsfixierten Zwangscharakter ablöst. Wieweit der in diesem Konzept sichtbar werdende optimistische Blick auf erhöhte Selbstbestimmungskapazität und auf im Persönlichkeitssystem verankerte verbesserte Regulations- und Kontrollmöglichkeiten für gesellschaftliche Vorgänge tatsächlich haltbar ist, wird im Schlußabschnitt über die ungelösten Probleme des Postadoleszenz-Konzepts anzusprechen sein. Die Verallgemeinerung von Adoleszenz bildet die reale Voraussetzung für die Entstehung der Phänomene, die mit dem Begriff der Postadoleszenz bezeichnet werden. Postadoleszenz kann in besonderer Weise als Folge der zeitlichen Ausdehnung von Ausbildungszeiten und Übergangsprozessen in das Beschäftigungssystem begriffen werden. Denn anders als die übrigen Binnendifferenzierungen der Adoleszenz (Prä-, Früh-, eigentliche und Spätadoleszenz – vgl. *Blos*, 1962, 66ff.) ist sie weniger entlang den Phasen des psychosexuellen Reifungsprozesses definiert als vielmehr aus einem spezifischen Spannungsverhältnis zwischen psychischen und sozialen Momenten der Persönlichkeitsentwicklung. Insofern überrascht es auch nicht, daß wir die meines Wissens erste begriffliche Ausdifferenzierung von Postadoleszenz in den USA antreffen, in einem Land, das schon früh ein breite Schichten von Jugendlichen erfassendes System weiterführender Schulen und Hochschulen hatte.

Blos trägt dem spezifischen Spannungsverhältnis zwischen Psychischem und Sozialem Rechnung, wenn er die Postadoleszenz gegen die Spätadoleszenz als eine Zwischenphase, die man sowohl der Adoleszenz als auch dem Erwachsenensein zuordnen kann, in folgender Weise abhebt:

»Im Sinne der Ich-Entwicklung und Trieborganisation ist die psychische Struktur am Ende der Spätadoleszenz gefestigt worden und erlaubt dem Postadoleszenten, sich dem Problem der Harmonisierung der Bestandteile seiner Persönlichkeit zuzuwenden. Diese Integrierung geht allmählich vor sich. Gewöhnlich tritt sie als Vorbereitung oder zusammen mit der Berufswahl ein – vorausgesetzt, daß die Umstände dem Individuum überhaupt eine Wahl erlauben. Die Integrierung geht Hand in Hand mit der Aktivierung der Sozialrolle, mit Werbung, Ehe,

Elternschaft. Die Erscheinung oder die manifeste Rolle des jungen Erwachsenen – daß er eine Arbeit hat, daß er sich für eine berufliche Laufbahn vorbereitet, daß er verheiratet ist, daß er ein Kind hat – verdeckt leicht die Unvollkommenheit seiner Persönlichkeitsbildung« (*Blos*, 1962, 172).

Da in der Spätadoleszenz normalerweise die Trieborganisation dauerhaft und fest geworden ist und die lange Zeit unstabilen und widersprüchlichen Triebbedürfnisse und Ich-Interessen konsolidiert sind, steht nach *Blos* für den weiteren Harmonisierungs- und Stabilisierungsprozeß in der Postadoleszenz die Aufgabe, Wege in der Außenwelt zu finden, auf denen die innerlich integrierten Bedürfnisse und vollzogenen Entscheidungen realisiert werden können. Die Ausarbeitung einer »speziellen Lebensform« als eigentlicher Inhalt der Postadoleszenz rückt zwangsläufig berufliche Konflikte von der Art, ob man eher materiellen Gewinn oder inhaltliche Zufriedenheit anstreben will, ob man eine unabhängige Tätigkeit mit ökonomischer Unsicherheit einer sicheren Beschäftigung mit klaren Reglementierungen und Vorschriften vorziehen soll, in den Vordergrund des psychischen und intellektuellen Geschehens (vgl. *Blos*, 1962, 174f.).

Der Einbezug der sozialen Realität in Gestalt von Berufsproblemen und sozialen Rollenanforderungen sowie die relativ lange Offenheit oder Unabgeschlossenheit der Identitätskonstruktion scheint mir die wichtige Erweiterung des (Post-) Adoleszenz-Konzepts gegenüber früheren psychoanalytischen Entwicklungstheorien (einschließlich des *Erikson*schen, vgl. *Deusinger* in diesem Band). Wie sie sich fruchtbar auf soziale Prozesse und politische Verhaltensweisen anwenden läßt, hat *Keniston* mit seiner Analyse des amerikanischen Studentenprotests gegen den Vietnam-Krieg in der zweiten Hälfte der 60er Jahre demonstriert. Die »Young Radicals« – so der Titel der Untersuchung (*Keniston*, 1968) – werden von *Keniston* konsequent als Postadoleszente interpretiert.

In der Mehrheit handelt es sich bei der relativ kleinen Gruppe, die den Kern der Protestbewegung bilden, um Studenten aus der Mittelschicht, die von *Keniston* in Bezug auf ihren psychosexuellen Entwicklungsstand so charakterisiert werden, daß sie die Identitätskrise der späten Adoleszenz hinter sich und ein Gefühl für innere Identität entwickelt haben. Sie wissen, was sie wollen, und haben »die Fähigkeit zu arbeiten, zu lieben und zu spielen bewiesen«, haben eine klare Bindung an ihre Bewegung, ein Gefühl von Solidarität und ein ausgeprägtes moralisches Bewußtsein (»haben mehr an Ideologie im weitesten Sinne als die meisten Erwachsenen in Amerika«). »Sie erfüllen die meisten psychologischen Kriterien des Erwachsenenseins, aber keine der soziologischen.« Denn wiewohl zu dauerhafter Intimität fähig, haben sie selten Frau oder Kinder, obwohl sie hart arbeiten, haben sie alle beruflichen Verpflichtungen vermieden und bleiben bewußt außerhalb der Institutionen und Organisationen der Gesellschaft. »Mit einem Wort: Sie entbehren der primären soziologischen Eigenschaft des Erwachsenenseins, der ›Integration‹ in die institutionelle Struktur der Gesellschaft« (*Keniston*, 1968, 260).

Keniston bleibt bei dieser Phänomenologie der psycho-sozialen Lage der radikalen Studenten nicht stehen. Enscheidend für seine Argumenation ist, daß er in ihnen nicht eine kleine Außenseiter-Gruppe, sondern die Vorreiter und den Kern für einen neuen Verhaltens- und Lebensstil sieht, den er als »post-modern« bezeichnet.

Er sieht diesen post-modernen Stil am deutlichsten ausgeprägt bei den Hippies und in der neuen Linken im Sommer 1967, für die er einen ähnlichen sozialstrukturellen Hintergrund annimmt, nämlich den der politisch liberalen, weltoffenen, auf gute Erziehung bedachten Familien der oberen Mittelschicht. Unter dem neuen Stil versteht er weniger gleiche Ideologie und gleiche Ziele, auch nicht ein gleiches aktuelles Verhalten, sondern eine bestimmte Art, an die Welt heranzugehen: ein ständiges im-Fluß-Sein, Wandel, Bewegung und Offenheit. Diese Jugendlichen seien nicht auf Stabilität und Sicherheit, sondern darauf aus, sich selbst zu ändern und neu zu definieren. Ihr Begriff von Zukunft sei nicht auf eine unabsehbare Ferne, sondern auf den nächsten Tag, die nächsten Monate, also den zeitlichen Nahbereich gerichtet. Ihre Identifikation nähmen sie mit Gleichaltrigen vor, nicht mit generationsübergreifenden Organisationen oder Ideologien. »Personalismus« und »Partizipation« sind nach *Keniston* die wesentlichen Bestandteile dieses Stils, was eine Ablehnung von Organisationen, Institutionen und Rollen zur Folge habe, die unmittelbare persönliche Beziehungen behinderten oder untergrüben. Da jeder sich selbst darstellen und einbringen können solle, würden Machtbeziehungen, Über- und Unterordnung, Kontrolle, bürokratische Verfahren und institutionelle Bindungen abgelehnt (vgl. *Keniston*, 1968, 279).

Als Kern einer neuen kommunikativen Kultur lassen sich die skizzierten Orientierungen erst identifizieren, wenn es gelingt, sie aus ihrem situativen Kontext und von ihrer sozialstrukturellen Bindung an die bürgerliche Mittelschicht herauszulösen und ihre generelle Bedeutung für die Zukunft auszuweisen. Keniston versucht dies, indem er die Postadoleszenz als neues Stadium der Persönlichkeitsentwicklung mit einer Theorie sozialer Evolution verbindet: Wie die zunehmende Verallgemeinerung der Jugendphase (Adoleszenz) eine Errungenschaft der industriellen Gesellschaft sei, so werde die Postadoleszenz durch die nach-industrielle Gesellschaft (post-industrial society) möglich. Im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts haben die Erhöhung der Produktivität durch Automation und Computerisierung die Arbeitszeit ebenso verringert wie den Bedarf an jungen Arbeitern; auf der andern Seite erfordere die »technologische Gesellschaft« zunehmend komplexere und schwer zu erwerbende technische und intellektuelle Fähigkeiten. Schulzeitverlängerung und Ausbildungszeiten bis über Mitte zwanzig seien Anzeichen dafür. Am deutlichsten präge sich diese Entwicklung in den Familien der oberen Mittelschicht aus, die ihren Kindern eine gute Zukunft über bessere Ausbildung sichern wollten und »es nicht als alarmierend ansehen, wenn ihre Kinder noch mit dreißig nicht im Beruf und nicht verheiratet sind – jedenfalls solange sie noch in einer Ausbildung stehen« (*Keniston*, 1968, 265).

Als Quintessenz läßt sich festhalten, daß es sich beim Postadoleszenz-Konzept *Kenistons* nicht um die schlichte Konstatierung eines zunehmenden Auseinanderfallens von psychosexueller Reife und sozialer Selbständigkeit aufgrund längerer beruflicher Vorbereitungs- und Zuweisungsprozesse handelt, wie es in der Vergangenheit periodisch immer einmal wieder in die Diskussion gebracht worden ist. Vielmehr geht der Anspruch dieses Konzepts weiter, nämlich auf die Formulierung eines neuen strukturellen Zusammenhangs zwischen in ihrer Richtung positiv bestimmbaren neuen Verhaltensmustern von Jugendlichen/jungen Erwachsenen,

einem sie fundierenden neuen Verlaufsmuster der psychosexuellen und sozialen Entwicklung des Individuums in der Adoleszenz und dessen Begründung in den Erfordernissen einer nachindustriellen Gesellschaftsformation. Mit der Formulierung eines inhaltlich bestimmten dynamischen Zusammenhangs von Verhaltens-, Sozialisations- und Gesellschaftsstruktur ist ein theoretisch hochkomplexes Modell konstruiert, das weder leicht zu verifizieren noch zu falsifizieren ist.

Zunächst aber konstituiert es in seiner Komplexität einen Maßstab, an dem gemessen andere Postadoleszenz-Konzepte sich schnell als trivial erweisen. Dies gilt meines Erachtens für die Konzepte von *Gillis* (1980) und *Zinnecker* (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1981), die beide verkürzt auf die zeitliche Ausdehnung des Berufseinmündungsprozesses und die damit verbundene Öffnung der Schere zwischen psychosexueller Reife und ökonomischer Selbständigkeit abstellen. Bei *Zinnecker* wird dies besonders augenfällig, wenn er pauschal und formal das ganze dritte Lebensjahrzehnt zur Postadoleszenz erklärt. (*Zinnecker* in Jugendwerk der Deutschen Shell, 1981, 100f.) Sie habe sich in den 70er Jahren »als massenhaftes Phänomen« in der Bundesrepublik durchgesetzt, verursacht durch soziale Zugangskonstellationen: durch Verlängerung von Schul- und Ausbildungszeit, durch Arbeitslosigkeit und durch eine sich verselbständigende »Szene« in den Metropolen, deren Attraktivität nicht allein freiwilliges Hinausschieben des Einstiegs in die Erwachsenenexistenz, sondern sogar ein »Zurück-Steigen aus etabliertem Erwachsensein in die Postadoleszenz« (ebenda) bewirke. An der Formulierung wird deutlich, daß *Zinnecker* unter Postadoleszenz etwas völlig anderes versteht als etwa *Blos* oder *Keniston*. Für ihn ist Postadoleszenz unversehens nicht mehr ein Stadium der psychosexuellen und sozialen Entwicklung des Individuums, sondern eine durch veränderte Umweltbedingungen hervorgerufene, allgemein um sich greifende Lebensform von (noch) nicht kontinuierlich berufstätigen Mitzwanzigern, in die man beliebig ein- oder aussteigen kann und deren hervorstechenden Zug er im Experimentieren mit Partnerbeziehungen sieht. *Zinnecker* bleibt jeden Beweis für die Sinnmäßigkeit der von ihm vorgenommenen Einebnung sozialstruktureller Unterschiede und für die Gleichsetzung von gezwungener Weise Arbeitslosen mit materiell und sozial gesicherten Studenten schuldig. Es erscheint nebensächlich, mit welchen Inhalten diese Entwicklungsphase ausgefüllt ist, ob der Jugendliche in ihr positive Erfahrungen der Selbstbestätigung seiner Fähigkeiten durch Erfolge in Ausbildung oder Studium oder aber negative Erfahrungen der Arbeitslosigkeit, des Mißerfolgs und der Ablehnung durch die Gesellschaft macht. Die Ausblendung der Erfahrungsgehalte und der Verzicht auf sozialstrukturelle Differenzierung wird theoretisch teuer, nämlich mit dem Verlust der Sozialisationsdimension für dieses Enwicklungsstadium, bezahlt. Durch die Bindung der Postadoleszenten an die liberale amerikanische Mittelschicht hatte Keniston ihren Sozialisationshintergrund inhaltlich bestimmt und Lernen und Experimentieren als positiv sanktioniertes Merkmal der Familien-Ideologie ausweisen können. Mit ihr im Gepäck können die Jugendlichen ihre Auseinandersetzung mit der Umwelt selbstbewußt und relativ abgesichert weitertreiben. Das Fehlen der Sozialisationsdimension macht das Bild der Postadoleszenten bei Zinnecker unspezifisch und profillos, so daß es nicht verwundert, daß er über ihre sozialen Verhaltensweisen außerhalb der (lockeren)

Partnerbeziehungen, etwa über ihr Verhältnis zu gesellschaftlichen Institutionen und ihre politischen Orientierungen nichts aussagt. Anders als Kenistons studentische Non-Konformisten bleiben sie gesichtslose Wesen, über deren Zukunft nichts gesagt werden kann, weil über ihre (Sozialisations-) Vergangenheit nichts gesagt worden ist.

3. Postadoleszenz und Postindustrialismus: offene Probleme des Konzepts

Woran soll man die Gültigkeit seines Konzepts messen? Am Realitätsgehalt seiner prognostischen Aussagen? An der Verallgemeinerungsfähigkeit der Normen und Sozialisationsmuster der bürgerlichen Mittelschicht? Eine empirische Beweisführung allein reicht nicht aus. *Keniston* war sich der schmalen empirischen Basis seiner Untersuchung durchaus bewußt, insistierte aber darauf, daß das von ihm herausgearbeitete Entwicklungsstadium der Postadoleszenz für eine »schnell wachsende Minorität von jungen Amerikanern« Gültigkeit besäße (*Keniston*, 1980, 294), und dies vor allem aus den von ihm angeführten strukturellen Korrespondenzen von Verhaltensanforderungen, die durch die gesellschaftliche Entwicklung zur post-industrial-society bedingt sind, und neuen Verlaufsmustern der Sozialisation. Wir sind also gehalten, die Gültigkeit des Postadoleszenz-Konzepts vor allem auf der strukturellen Ebene zu prüfen, ohne die empirische ganz zu vergessen.
Auf der empirischen Ebene hätte man unter den von *Keniston* gemachten Annahmen erwarten dürfen, daß sich das studentische Protestpotential nicht nur stabilisierte, sondern in den zwischenzeitlich abgelaufenen beiden Dekaden sogar ausweiten würde; denn in diesem Zeitraum hat sich nicht allein die Zahl der Studenten überall in den fortgeschrittenen bürgerlichen Gesellschaften erhöht, sondern gleichzeitig hat der Anteil der Mittelschichten in der Sozialstruktur zugenommen. In der Realität wird eine derartige Erwartung nicht erfüllt, im Gegenteil, nicht allein in den USA ist auf den Universitäten weitgehend Ruhe eingekehrt, vereinzelt kommt es zwar noch zu politischem Protest, vielfach haben sich aber gerade in den USA Mehrheiten unter den Studenten dem konservativen Lager zugewandt. Die Prognose eines breiten und stabilen studentischen Protestpotentials hat sich dem äußeren Anschein nach also nicht bewahrheitet. Dies muß zu denken geben, ist aber nicht unbedingt als eine Widerlegung der *Keniston*-Thesen durch die Realität zu betrachten. Denn zum einen kann der ›postmoderne Stil‹ andere Ausdrucksformen als kollektiven und lautstarken politischen Protest angenommen haben, zum anderen ist unklar, was am komplexen Postadoleszenz-Konzept durch die nicht erfüllte Erwartung eigentlich widerlegt wäre – ich komme darauf zurück.
Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, daß weltweit in der Jugend Ansprüche und Orientierungen zugenommen haben, die auf weniger entfremdete Arbeitsformen, auf nicht bürokratisierte gesellschaftliche Kommunikationsweisen, auf Spontaneität, Partizipation und persönlich befriedigende soziale Beziehungen gehen (vgl. hierzu *Grootings*, 1985; für die Bundesrepublik *Baethge* et al., 1988). Sie lassen sich meines Erachtens als Ausdruck einer sozialstrukturellen Ausweitung, teilweise sogar Verallgemeinerung von Adoleszenz als Sozialisationsverlaufsmuster interpre-

tieren. Die Ausweitung von Adoleszenz als eines im wesentlichen auf Lernen ausgerichteten »Moratoriums« kann als gesichertes Strukturmerkmal für die Entwicklungsdynamik aller hochentwickelten bürgerlichen Gesellschaften betrachtet werden. Hierüber scheint es auch keinen Dissenz mehr zu geben.

Damit aber endet auch schon die Einigkeit. Ob die Adoleszenz notwendig zur Postadoleszenz verlängert wird und diese durchgängig den Charakter einer zweiten Jugend- bzw. Vor-Erwachsenen-Phase annehmen wird; ob sie sich vor jenem von *Keniston* betonten Sozialisationshintergrund der bürgerlichen Mittelschichten abspielen wird und Lernen und Studieren jene positiven Sozialisationserfahrungen vermitteln werden, und ob sie damit auch jene erhöhte kommunikative Sensibilität und jenes erhöhte kritische politische Bewußtsein freisetzen wird, ist unklar, erscheint mir aber eher unwahrscheinlich, da es eine zu geradlinige und in verschiedenartigen gesellschaftlichen Bereichen homolog verlaufende Entwicklung voraussetzen würde. Ein erster Schritt, hier mehr Klarheit zu bekommen, bestünde darin, einige zentrale Zusammenhänge auf der strukturellen Ebene, die in den vorliegenden Adoleszenz- oder Postadoleszenz-Theorien nur behauptet, aber nicht nachgewiesen werden, zu explizieren, um sie überhaupt einer Überprüfung zugänglich zu machen. An den bisher betrachteten Konzepten sind meines Erachtens wenigstens folgende drei Strukturzusammenhänge in ihrer möglichen Dynamik und Interdependenz explikationsbedürftig:

- der Zusammenhang zwischen Gesellschaftsstruktur und Struktur des Sozialisationsverlaufs in der Adoleszenz (also »nachindustrielle Gesellschaft« – »Postadoleszenz«),
- der Zusammenhang zwischen Sozialisationsstruktur und gesellschaftlichem Verhalten und Bewußtsein (also »Postadoleszenz« – »postmoderner Stil«, »Non-Konformismus«, »kritisches Potential«) und
- der Zusammenhang zwischen psychosexueller und kognitiver Entwicklung bzw. der Entwicklung des moralischen Bewußtseins.

Soll das Verhältnis von Postindustrialismus und Postadoleszenz mehr als eine verspielte sprachliche Analogie abgeben, ist die Frage zu beantworten, ob »nachindustrielle Gesellschaft« und Postadoleszenz strukturell korrespondieren, d.h. ob Postadoleszenz ein generell gültiges Entwicklungsstadium wird. Die Frage ist schwer zu beantworten, weil der Begriff der nachindustriellen Gesellschaft zunächst nur negativ als nicht mehr industrielle Gesellschaft bestimmt ist, ansonsten aber in den positiven Bedeutungsgehalten von Verfasser zu Verfasser variiert. (Für *Bell* [1975] etwa ist es das Wissen, für *Deutsch* [1980] die Information, für *Opaschowski* [1985] die Freizeit). Wir müssen den Streit um die angemessene Klassifizierung der gegenwärtigen und vor uns liegenden Entwicklungsphase der Gesellschaft hier auch nicht endgültig entscheiden, auch wenn eine realitätsgerechte Interpretation der gesellschaftlichen Strukturentwicklung in unserem Zusammenhang wichtig ist. Sie läßt sich aber unterhalb des Niveaus genereller Kategorisierungen finden. Wie immer wir die gegenwärtige Gesellschaft bezeichnen, für die kommenden Generationen wird trotz ihres deutlich abnehmenden zeitlichen Gewichts die Erwerbsarbeit eine entscheidende Bedeutung für ihre gesellschaftlichen Teilhabechancen ebenso behalten wie für die Ausgestaltung des institutionellen Rahmens der Gesellschaft

(vgl. dazu *Baethge* et al., 1988). Hierbei behalten vorerst wenig qualifizierte Varianten von Arbeit ein beträchtliches Gewicht, so daß sich auch die Sozialstruktur nicht in Richtung auf eine reine Wissenschaftler- und Professionellen-Gesellschaft verändern wird.

Insofern sind modische Thesen von der Art, daß die Kontrolle der Sozialisation Jugendlicher vom Arbeits- und Bildungsbereich und den traditionellen soziokulturellen Milieus auf Institutionen der Konsum- und Dienstleistungsökonomie überginge (*Zinnecker*, 1985, 325), vorschnell und entbehren empirischer Evidenz. Zwar gewinnen materieller Konsum und Massenkommunikationsmedien sozialisatorisch an Gewicht, setzen aber vorerst die traditionellen Sozialisationsinstanzen der Jugendphase nicht außer Kraft. Stellen wir dies in Rechnung und ziehen außerdem in Betracht, daß das Leben sowohl in als auch außerhalb der Erwerbsarbeit von hochkomplexen technischen und kommunikativen Strukturen geprägt sein wird, so lassen sich Anforderungen an die Gestaltung der Jugendphase benennen, auf deren Einlösung Gesellschaften nur bei Strafe hoher Störanfälligkeit verzichten können: Sie müssen Jugendlichen ein Verständnis, eine Orientierungs- und Handlungsfähigkeit für eine zunehmend verwissenschaftlichte, mediatisierte und räumlich entstrukturierte (Welt-) Kultur vermitteln. Die Vermittlung der hierzu erforderlichen Kompetenzen – Fähigkeit zu abstraktem Denken, umfangreiches Wissen, kommunikative Kompetenz, Neugier, Kreativität, um nur einige zentrale zu nennen – vollzieht sich immer weniger in konkreten Lebens- und Arbeitssituationen, sondern in separat institutionalisierten Lernprozessen. Dies spricht dafür, daß eine (wenn auch abgeschwächte) Tendenz zu langen Ausbildungs- und Studienzeiten größere Zahlen von Jugendlichen erfaßt. Dennoch ist die Ausweitung verlängerter Ausbildungszeiten nicht umstandslos als Indiz dafür zu werten, daß sich eine mit positiven Lernerfahrungen aufgeladene Postadoleszenz und das traditionelle bürgerliche Sozialisationsmilieu für die Mehrheit der Jugendlichen durchsetzt und zur dominanten Form des unmittelbaren Übergangs zum Erwachsenensein wird. Die Verlängerung von Ausbildungszeiten und die sozialstrukturelle Ausweitung der Studentenschaft verändert unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen den sozialisatorischen Charakter der Lern- und Übergangsprozesse, stellt sie verstärkt unter Selektionsprozeduren. Mit der Verlängerung von Ausbildungszeiten werden die Übergänge ins Berufsleben zugleich risikoreicher und weniger kalkulierbar, so daß sich für viele Jugendliche – und gerade für solche aus den mit weniger Ressourcen ausgestatteten nicht bürgerlichen Schichten – die Phase der Berufsvorbereitung und des Übergangs mit hoher Unsicherheit und Angst verbinden kann, was der postadoleszenten Experimentierfreudigkeit und Kritikbereitschaft unter Umständen schnell Grenzen setzt. Erst wenn die Strukturen der Gesellschaft insgesamt offener und egalitärer würden und der selektive Charakter von Ausbildung und Studium existentiell entdramatisiert werden könnte, bestünde die Chance zur Verallgemeinerung von Postadoleszenz. Unter den gegebenen gesellschaftlichen Systembedingungen könnte stattdessen in diesem Entwicklungsstadium eine identitätsbedrohende Entstrukturierung des Übergangs vom Jugendlichen zum Erwachsenen Platz greifen und damit Thesen bestätigen, die eine Auflösung der Normalbiographie und das Obsoletwerden des Identitätskonzepts überhaupt diagnostizieren (vgl. dazu *Olk*, 1985; kritisch *Kohli*, 1985 und 1988).

Für eine strukturelle Beweisführung zum Zusammenhang von Adoleszenz-Verlauf auf der einen und gesellschaftlichem Bewußtsein und politischem Verhalten auf der anderen Seite ist die empirische Basis sowohl von *Döbert/Nunner-Winkler* (1975) als auch von *Keniston* (1968) sehr schmal. Beide operieren mit kleinen Gruppen und einer zeitpunktbezogenen Fallanalyse, so daß nicht wirklich entscheidbar ist, welchen Anteil am beschriebenen politischen Verhalten und Bewußtsein der spezifische Adoleszenzverlauf hat und welchen die kulturellen und politischen Kontextbedingungen haben. Auf der Ebene der Struktur des Adoleszenz-Verlaufs läßt sich mit der gleichen Plausibilität auch ein anderes, ja dem bisher beschriebenen entgegengesetztes politisches Bewußtsein und Verhalten aus den veränderten Sozialisationsmustern folgern: die zunehmende Verselbständigung der Adoleszenz gegenüber anderen praktischen Gesellschaftsbereichen und ihre starke Lernbezogenheit kann zu einer stärkeren Individualisierung des Sozialverhaltens und der Lebensperspektiven führen, aus der trotz steigender Sensibilität für kommunikative Verhaltensweisen Momente einer kollektiven Identität und solidarische Handlungsoptionen sowie emanzipatives Engagement immer weiter ausgeblendet würden (vgl. *Baethge* 1985). Die Möglichkeit mit gleicher Stringenz derartig kontroverse Schlüsse für das politische Verhalten aus den Veränderungen des Adoleszenzverlaufes zu ziehen, fordert neue empirische Untersuchungen heraus. Auf der theoretischen Ebene sind solche Kontroversen nicht mehr entscheidbar.

Aussagen zu Zusammenhängen von psychosexuellem Reifungsprozeß, kognitiver Entwicklung und moralischem Bewußtsein haben zumeist den logischen Status von entwicklungslogischen Bedingungszusammenhängen und Implikationen, als tatsächlich geklärt gelten können diese Zusammenhänge nicht. Dies liegt zum Teil an den Schwierigkeiten, die Begrifflichkeit der für die unterschiedlichen (kognitiven oder psychosexuellen) Entwicklungsprozesse zuständigen Disziplinen aufeinander zu beziehen; zum Teil mag die Ungesichertheit exakter Stadien-Folgen dafür anzuführen sein (gilt m. E. zum Beispiel für die Stufen des moralischen Bewußtseins bei *Kohlberg* – vgl. *Döbert/Nunner-Winkler*, 1975); zum Teil aber fehlt es auch an entsprechenden empirischen Studien, die ohne Frage methodisch kompliziert und aufwendig wären. *Blos* verweist auf empirische Befunde zum Zusammenhang von Trieb-Entwicklung und (kognitiver) Erweiterung der Ich-Funktionen in der Adoleszenz und resümiert sie dahingehend, daß ein Zurückbleiben der Trieb-Entwicklung hinter der adoleszenten Ich-Entwicklung zu einem defensiven Umgang mit den neu erworbenen Ich-Funktionen führe und etwa die kognitiven Kompetenzen ihren autonomen Charakter verlören, während umgekehrt Fortschritte in der Trieb-Entwicklung die Ausdifferenzierung der kognitiven und sozialen Kompetenz begünstigten (*Blos*, 1980, 181).

Ob es aber tatsächlich eine Korrespondenz oder strikte Verweisungszusammenhänge zwischen Stadien der psychosexuellen Reifung und Stufen der kognitiven Entwicklung und des moralischen Bewußtseins gibt, muß trotz des Versuchs von *Döbert/Nunner-Winkler* (1975), die unterschiedlichen Entwicklungsstadien aufeinander zu beziehen, als ungeklärt gelten. Dies mag nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß in der kognitiven Entwicklung mit Erreichen der nach *Piaget* höchsten Stufe, der formal operationalen Intelligenz, die normalerweise im Laufe der Ado-

leszenz erreicht wird, eine weitere Differenzierung der kognitiven Kompetenz fehlt. Gerade für Postadoleszenten ist also die Bedeutung unterschiedlicher kognitiver Niveaus und Strukturen auf der Stufe der formal operationalen Intelligenz für ihre Identitätskonstruktion und ihr Sozialverhalten nicht mehr zu messen. Gerade für den Zusammenhang von politischen Verhaltensmustern, moralischem Bewußtsein und kognitivem Niveau scheint mir gerade bei einer Anhebung des durchschnittlichen Bildungs- und Qualifikationsniveaus eine weitere Differenzierung der höchsten Stufe des moralischen Bewußtseins (das nach *Kohlberg* »postkonventionelle Stadium«) und des formal-operationalen Denkens nach inhaltlichen Kritierien und Graden des Reflexionsvermögens wichtig.

4. Schlußbemerkung

Zu einem Zeitpunkt, zu dem Adoleszenz als Entwicklungsphase sich in hochkomplexen bürgerlichen Gesellschaften verallgemeinert und Studium als Lebensform unter den Über-Zwanzig-Jährigen eine beträchtliche Verbreitung gefunden hat, erscheint es überraschend, daß die in den 70er Jahren begonnene Fruchtbarmachung der Adoleszenz-Theorie für die Jugendsoziologie nicht nachhaltig weitergeführt worden, sondern eher zurückgegangen ist. Dieser Sachverhalt scheint mir weniger gegen das Konzept als vielmehr für die Schwierigkeit zu sprechen, es in seiner Komplexität zu handhaben; vielleicht auch für eine zunehmende Enttheoretisierung der Sozialforschung (vgl. *H. Esser* und *Kreutz* in diesem Band), da das Konzept als soziologisches ohne Gesellschaftstheorie nicht zu haben ist. Die für dieses Konzept typische Verbindung von unterschiedlichen Dimensionen der Persönlichkeitsentwicklung auf der subjektiven Seite und Wandlungen der Sozialstruktur und der gesellschaftlichen Sozialisationsmuster lassen es zu Erklärung von Jugendverhalten und -bewußtsein besonders geeignet und anderen jugendsoziologischen Konzepten überlegen erscheinen. Dies läßt sich an einzelnen Beispielen ansatzweise verdeutlichen. Schon frühzeitig hat das Adoleszenz-Konzept eine Korrektur der These vom neuen (narzistischen) Sozialisationstyp (*Ziehe*, 1975) bewirkt (vgl. dazu *Erdheim*, 1982; *Baethge* et al., 1983; *Bohleber* in diesem Band). Das Generationen-Konzept *Eisenstadts* (1965) hat es implizit in sich aufgenommen und inhaltlich erweitert. Gegenüber Subkultur-Theorie-Ansätzen besitzt es m.E. den Vorzug, daß es eine komplexer dimensionierte theoretische Kontrolle der Individuum-Umwelt-Interaktionen gestattet und generell Systembedingungen analytisch besser einbezieht. Am meisten Affinität hat es gegenwärtig zur Biographie-Forschung (vgl. *Kohli*, 1985). Angesichts seiner unübersehbaren Vorzüge wäre eine theoretische und vor allem empirische Weiterentwicklung des (Post-)Adoleszenz-Konzepts in den Sozialwissenschaften angesagt. Zu ihr gehörte freilich auch die Prüfung der Frage, wieweit das Denken in Entwicklungslogiken und Stadien-Schemata der Realität einer ausgreifenden Konsum- und Medienwelt noch standhält und angemessen ist.

Literatur

Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.: Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt/New York 1983 – *Baethge, M.:* »Individualisierung als Hoffnung und als Verhängnis.« Soziale Welt, 3/1985, 299–312 – *Baethge, M., Kern, H., Schumann, M.:* »Arbeit und Gesellschaft – Rückblicke und Ausblicke aus 25 Jahren Göttinger soziologischer Forschung.« SOFI-Mitteilungen 15/1988, 1–15 – *Baethge, M., Hantsche, B., Pelull, W., Voskamp, U.:* Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierung von Jugendlichen. Opladen 1988 – *Beck, U.:* »Perspektiven einer kulturellen Evolution der Arbeit.« Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 1/1984, 52–62 – *Bell, D.:* Die nachindustrielle Gesellschaft. Frankfurt/New York 1975 – *Blos, P.:* Adoleszenz. Stuttgart 1973 (amerikanische Ausgabe 1962) – *Blos, P.:* »Der zweite Individuierungs-Prozeß der Adoleszenz.« Entwicklung des Ichs. Hg. *R. Döbert, J. Habermas, G. Nunner-Winkler*, Königstein 2. Aufl. 1980, 179–195 – *Döbert, R., Nunner-Winkler, G.:* Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1975 – *Döbert, R., Habermas, J., Nunner-Winkler, G.*, Hg.: Entwicklung des Ichs. Königstein 2. Aufl. 1980 – *Deutsch, K. W.:* Von der Industriegesellschaft zur Informationsgesellschaft. Berlin 1980 – *Eisenstadt, S. N.:* »Altersgruppen und Sozialstruktur.« Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *L. v. Friedeburg*. Köln 1965, 49–81 – *Elkind, D.:* »Egozentrismus in der Adoleszenz«. Entwicklung des Ichs. Hg. *R. Döbert, J. Habermas, G. Nunner-Winkler*, Königstein 2. Aufl. 1980, 170–178 – *Erdheim, M.:* Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Frankfurt/M. 1982 – *Erikson, E. H.:* Identität und Lebenszyklus. Frankfurt 1966. (Erstveröffentlichung 1959) – *Ferchoff, W., Olk, Th.*, Hg.: Jugend im internationalen Vergleich. Sozialhistorische und sozialkulturelle Perspektiven. Weinheim/München 1988 – *Gershuny, J.:* Die Ökonomie der nachindustriellen Gesellschaft. Produktion und Verbrauch von Dienstleistungen. Frankfurt/New York 1981 – *Gillis, R.:* Geschichte der Jugend. Weinheim/Basel 1980 – *Grootings, P.*, Hg.: Youth and Work in Europe. Moskau/Wien 1985 – *Habermas, J.:* Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt 1976 – *Habermas, J.:* »Stichworte zur Theorie der Sozialisation 1968«. Kultur und Kritik. Hg. *J. Habermas*. Frankfurt 1973 – *Hanusch R.:* »Fragmentierte Identität. Welchen Sinn hat es noch, von der Identitätsbildung Jugendlicher zu reden?« Das Argument 168, 30. Jg. H. 2/1988, 178–186 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Studie im Auftrag des Jugendwerks der Deutschen Shell. Durchgeführt von Psydata, 3 Bde., Hamburg 1981 – *Keniston, K.:* Young Radicals. New York 1968 – *Keniston, K.:* »Entwicklung der Moral, jugendlicher Aktivismus und moderne Gesellschaft«. Entwicklung des Ichs. Hg. *R. Döbert, J. Habermas, G. Nunner-Winkler*, Königstein 1980, 294–306 – *Kohli, M.:* »Normalbiographie und Individualität: zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes«. Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Hg. *H.-G. Brose, B. Hildenbrand*. Opladen 1988, 33–53 – *Kohli, M.:* »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs: Historische Befunde und theoretische Argumente«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37/1985, 1–29 – *Krappmann, L.:* Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart 1969 – *Mitterauer, M.:* Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt 1986 – *Nunner-Winkler, G.:* »Berufsfindung und Sinnstiftung«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1/1981, 115–131 – *Olk, Th.:* »Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – Zur Entstrukturierung der Jugendphase«. Arbeit, Bildung, Arbeitslosigkeit. Hg. *H. Heid, W. Klafki*, Weinheim/Basel 1985, 290–301 – *Opaschowski, H. W.:* »Die neue Freizeitethik«. Arbeit 2000. *Altvater E.* u. a. Hamburg 1985, 143–158 – *Turiel, E.:* »Entwicklungsprozesse des moralischen Bewußtseins des Kindes«. Entwicklung des Ichs. Hg. *R. Döbert, J. Habermas, G. Nunner-Winkler*, Königstein 2. Aufl. 1980, 115–149 – *Ziehe, T.:* Pubertät und Narzißmus. Frankfurt, Köln 1975 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987 – *Zinnecker, J.:* Jugendwerk der Deutschen Shell. Jugend '81. Hamburg 1981.

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen

Teil III: Theoretische Neuorientierung

Henrik Kreutz

Neuere Theorien zum Jugendverhalten

1. Spezielle jugendsoziologische Theorien oder Auflösung der Jugendsoziologie in allgemeinen Handlungstheorien?

Die theoretische Diskussion in der Soziologie ist seit Mitte der 80er Jahre wieder zu einer grundlegenden Offenheit und Pluralität der anerkannten Ansätze zurückgekehrt, nachdem eine Zwischenphase von mehreren, aufeinanderfolgenden einseitigen Dominanzversuchen mittlerweile überwunden ist. Zurückblickend können wir in den letzten vier Jahrzehnten eine Abfolge von drei dominanten Strömungen beobachten (vgl. auch weitere Theoriedarstellungen in diesem Band).

Die Soziologie der Nachkriegszeit war zunächst beherrscht von der *strukturell-funktionalen Theorie*, wobei diese verschiedene Spielarten aufwies. Genannt seien hier nur die Theorie sozialen Handelns von Talcott Parsons oder der funktionalistische Ansatz von *Robert K. Merton*, der Theorien mittlerer Reichweite anstrebte. Attackiert wurde diese Tradition von verschiedenen *neomarxistischen Schulen* in den 60er Jahren, die sich z.T. mit psychoanalytischen Betrachtungsweisen, wie etwa in der Frankfurter Schule, verbanden oder sich ganz einer »materialistischen«, ökonomischen Sichtweise verschrieben. Diese einseitige Betonung ökonomischer Faktoren erleichterte in der Folge scheinbar paradoxerweise den Übergang zu dem *individualistischen Ansatz*, der Gesellschaft auf die unbeabsichtigten Folgen nutzenmaximierender oder -optimalisierender Handlungen von Individuen zu reduzieren trachtete.

Mitte der 80er Jahre wurde die Krise der theoretischen Arbeit in der Soziologie unübersehbar, so daß sich die Frage nach der Relevanz der Theorienbildung für die Entwicklung der Soziologie neu und grundsätzlich stellt. So konnte der individualistische Ansatz das *Mehrebenenproblem*, das bei der Verbindung zwischen dem Verhalten von Individuen und den sozialen Prozessen, die zwischen Gruppen, Organisationen sowie auf der Makroebene zwischen Gesellschaften ablaufen, entsteht, genausowenig lösen wie das komplexe Problem einer *Operationalisierung*, die nicht arbiträr so verändert werden kann, daß sich jedes beliebige empirische Ergebnis mittels Eingriffen auf der Ebene der Operationalisierungen als Bestätigung des theoretischen Ansatzes umformen und deuten läßt. Allgemeine Theorien aber, die weder eindeutige Verbindungen ihrer Aussagen zu empirischen Verfahren und ihren Ergebnissen herstellen noch präzisieren können, über welche konkreten Transformationen individuelle Verhaltensweisen zu gesamtgesellschaftlichen Prozessen werden, erweisen sich für die empirische Soziologie als unerheblich.

So z.B. gesteht *Lindenberg*, ein prononcierter Vertreter des methodologischen Individualismus, 1986 ein, daß die Kombination des analytischen Primats der Gesellschaft mit dem theoretischen Primat des Individuums in diesem Ansatz zu einer Reihe bisher nicht gelöster methodologischer Probleme führt. Zwei zentrale Probleme, die dabei entstehen, nennt er selbst: (a) wie können soziale Bedingungen so in das Modell eingehen, daß sie zugleich Ziele und strukturelle Bedingungen des Handelns darstellen? und (b) wie können aggregierte Handlungen einzelner in kollektive soziale Phänomene transformiert werden? Es fragt sich

daher, weshalb eine reduktionistische Strategie überhaupt gewählt werden soll und ob es nicht aussichtsreichere Forschungstraditionen gibt, auf die sich die Jugendsoziologie stützen kann.

2. Der Jugendliche als Akteur »sui generis« in Gesellschaften mit institutionalisierter Jugendphase

Auf der Suche nach einer Alternative stellt sich hier eine Frage, die häufig als ein Aspekt des Mehrebenenproblems angesprochen wird: soll sich die Jugendsoziologie im Mikrobereich als eine Theorie jugendlichen Verhaltens verstehen, soll sie sich im Mesobereich mit den Gruppen, Verbänden und Organisationen, an denen Jugendliche beteiligt sind, zentral auseinandersetzen oder soll sie sich als Teil der Makrosoziologie verstehen, die umfassende soziale Systeme analysiert?
Weshalb die Jugendsoziologie nun nicht eine mehr oder minder überflüssige Bindestrichsoziologie darstellt, ist vor allem darin begründet, daß Jugendliche Individuen darstellen, deren individuelle Eigenschaften entscheidend von dem sozialen System mitbestimmt werden. Dies impliziert einerseits, daß Jugendliche nicht »individuelle Akteure« schlechthin sind und daher auch nicht in einer allgemeinen Theorie des Handelns, die nur eine Art individueller Akteure kennt, in ihrem Verhalten adäquat erklärt werden können. Jugendliche unterscheiden sich von Kindern, Erwachsenen, alten Menschen oder auch von jungen Menschen in Gesellschaften, die Jugend institutionell nicht ausdifferenzieren, nicht einfach nur durch dieses oder jenes Merkmal, sondern durch eine für sie spezifische Handlungslogik, die Kognitionen und Emotionen umfaßt und diese in einer Weise strukturiert und miteinander verknüpft, die bei individuellen Akteuren, die nicht Jugendliche sind, nur selten und zufällig auftritt. Ob es in einer Gesellschaft aber überhaupt Jugendliche gibt, hängt von Gegebenheiten ab, die auf der Makroebene angesiedelt sind.

So z.B. deutet vieles darauf hin, daß »Jugend« in Europa erst im Laufe des 18. Jahrhunderts herausgebildet wurde und es erscheint umgekehrt nicht ausgeschlossen, daß »Jugend« in Westeuropa und in den USA gegenwärtig im Verschwinden begriffen ist bzw. nur mehr in Teilpopulationen wie Migranten oder ethnischen Minoritäten anzutreffen ist, während sie sich in den Ländern der sogenannten »Dritten Welt« gerade erst herausbildet.

Ob es in einer Gesellschaft »Jugend« gibt oder nicht wird von den »historischen« Veränderungen, d.h. gesamtgesellschaftlichen Prozessen bestimmt, die ihrerseits von einer Vielzahl von Faktoren abhängen. Gesellschaft wird dabei gemäß dem Ansatz von *A. Rapoport* (1986) als ein offenes System, das durch Fließgleichgewichte gekennzeichnet ist, aufgefaßt. Demgemäß ist es nicht möglich, die Gesellschaft lediglich als ein Aggregat individueller Akteure und der von ihnen individuell veranlaßten, bewußten Handlungen sowie deren nichtintendierten Handlungsfolgen zu verstehen. Dies deshalb, weil die individuellen Akteure nachweislich keine homogene, sondern eine heterogene Population bilden, die in eine Reihe von jeweils nur in sich homogenen Teilpopulationen zerfällt (vgl. für den Nachweis z.B. *Kreutz/Planck*, 1988). Man kann daher Soziologie nicht auf ein einziges Modell individuellen Handelns, etwa »rationales Handeln« stützen, sondern muß die gleichzeitige Gültigkeit so vieler verschiedener Modelle individuellen Handelns konzedieren wie viele unterschiedliche Teilpopulationen sich in der heterogenen Gesamtpopulation einer Gesellschaft befinden.

Die erste Aufgabe der Forschung ist es daher, diese in sich homogenen Populationen empirisch aufzufinden und Theorien über die generierenden Prozesse zu formulieren, die für das Zustandekommen der einzelnen Populationen ursächlich

verantwortlich sind. Die zweite Aufgabe der Forschung ist es dann zu klären, worauf die Streuungen der individuellen Werte innerhalb der voneinander abgegrenzten Populationen zurückzuführen sind.

Bei allen bisherigen Versuchen, die Streuungen von individuellen Werten zu erklären, ist in der soziologischen Forschung bisher ein unabgeklärter Zufallsbegriff zugrundegelegt worden. Fassen wir Zufall als subjektive Tatsache, also als Unkenntnis des Forschers über Teilursachen, die einen Prozeß bedingen, auf, so ist theoretisch bei adäquater Untersuchung von homogenen Teilpopulationen eine hundertprozentige Erklärung der beobachteten Streuungen zu erwarten. Dies ist aber nicht der Fall, sofern wir Zufall nicht lediglich als subjektive Unkenntis auffassen, sondern darüber hinaus diesen von dem »objektiven Zufall« (*v. Smoluchowski*, 1918) unterscheiden, der dann vorliegt, wenn »wir es mit nichtberechenbaren Instabilitäten zu tun haben, wo winzige Unterschiede in den Anfangsbedingungen radikale Verschiedenheiten in den Wirkungen auslösen« (*Kanitschneider*, 1988, 48).

Berücksichtigt man den objektiven Zufall in diesem Sinn, so sind sowohl lebensgeschichtliche als auch historische Untersuchungen unerläßlich, da nur auf diesem Wege die kleinen Unterschiede in den Anfangsbedingungen sowohl von Individuen als auch von sozialen Systemen abgeschätzt werden können und das, was bei allen Messungen als Zufallskomponente aufscheint nur zu einem Teil auf das subjektive Nichtwissen, zu einem anderen Teil aber auf diese objektiven Unterschiede in den Anfangsbedingungen zurückzuführen ist. Berücksichtigt man den objektiven Zufall, so lassen sich keine ahistorischen Theorien und keine Theorien ohne expliziten Bezug auf individuelle, ontogenetische Entwicklungsprozesse formulieren, die Anspruch auf empirische Signifikanz (*Carnap*) erheben können. Umgekehrt bedeutet dies, daß die Jugendsoziologie bei Berücksichtigung des objektiven Zufalls für die soziologische Forschung eine zentrale Bedeutung erhält, da sie einerseits in Form von Theorien über Prozesse der Generationsbildung zum Verständnis historischer Prozesse, andererseits in Form von Theorien der Enkulturation von Individuen (*Wurzbacher*, 1974) Entscheidendes zur allgemeinen soziologischen Theoriebildung beitragen kann und muß.

3. Interaktive und institutionelle Ordnungen: Theorien der Normierung als Ausgangspunkt für eine moderne Jugendsoziologie

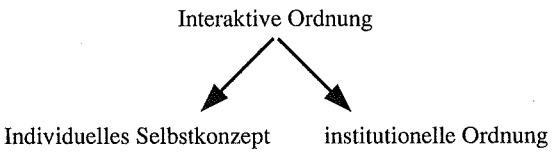
Das menschliche Einzelwesen, der »individuelle Akteur«, stellt selbst – nicht anders als die Gesellschaft – ein komplexes System dar, das zudem mit seiner Umwelt in Wechselwirkung steht und daher ein offenes System bildet.
Akzeptiert man die empirisch nicht abzuleugnende Heterogenität von Populationen individueller und kollektiver Akteure auch theoretisch und nimmt man zur Kenntnis, daß Individuen sich genau so wie Gesellschaften als offene Systeme, die zu Fließgleichgewichten tendieren, konstituieren, dann fällt nicht nur das analytische, sondern auch das theoretische Primat des Individuums, ohne daß damit holistische Ansätze die Folge sein müssen.

Das Festhalten am theoretischen Primat des Individuums schafft ja geradezu erst die bisher als unlösbar erscheinenden Probleme in Form des Mehrebenenproblems im individualistischen Ansatz und macht zudem aus diesem in Wirklichkeit eine Theorie, die von allen wirklich

individuellen Merkmalen der Menschen abstrahiert. Als theoretische Alternativen bieten sich in diesem Punkt mehrere Ansätze an. Eine dieser Möglichkeiten bildet der Ansatz von *Goffman*, den *G. C. Homans* (1984) als Theorie der Normierung bezeichnet. Diese Bezeichnung ist insofern treffend als Normierung im Unterschied zu kausaler Wirkung die multifaktorielle Festlegung eines Wertbereichs für die abhängige Größe und keine eindeutige Determination bezeichnet (vgl. *Bertalanffy*, 1934), da unter den kausal relevanten Faktoren sich zumindest einer befindet, der von den übrigen unabhängig ist und »dessen Zusammentreffen mit den anderen den Charakter der Zufälligkeit hat«. Im Unterschied dazu sind im Fall der Determinierung alle bestimmenden Faktoren miteinander verknüpft.

Dieser Ansatz versucht von vornherein, die Dichotomie von Individuum und Gesellschaft dadurch zu vermeiden, daß eine doppelbödige soziale Wirklichkeit herausgearbeitet wird. Einer »institutionellen Ordnung«, die der herkömmlichen Konzeption von Gesellschaft in etwa entspricht, wird eine »interaktive Ordnung« gegenübergestellt, die sich als situationsbezogene, weitgehend spontane und gemeinsame »Reaktion« dann ergibt, wenn eine Mehrzahl von Individuen sich gemeinsam Problemen gegenübersehen und kein Zwang zur Durchsetzung bestimmter Verhaltensweisen ausgeübt wird (*Rawls*, 1987; *Goffman*, 1983).

So kann z.B. eine Warteschlange einen Teil einer institutionellen Ordnung, z.B. einer bürokratischen Abwicklung, bilden, sie kann in anderen Fällen aber – geradezu entgegengesetzt – Ausdruck einer interaktiven Ordnung sein, die sich unter mehreren Individuen einspielt, etwa um Konflikte zu vermeiden. Entsprechend dem *Goffman*'schen Ansatz sind die unter Individuen entstehenden interaktiven Ordnungen kausal primär sowohl für die Formung des Selbst der individuellen Akteure als auch für die Entstehung und konkrete Ausformung der Institutionen:



Primäre Aufgabe der Soziologie ist es demnach, diese interaktiven Ordnungen herauszuarbeiten.

Jugend ist – so betrachtet – gerade durch den Übergang von Verhaltenshorizonten, die durch interaktive Ordnungen gebildet werden, zu Horizonten, die institutionellen Ordnungen angehören, gekennzeichnet. Diese Auflösung und Relativierung des Gegensatzpaares Individuum – Gesellschaft unterscheidet sich mithin grundlegend von dem Mikro-Makro-Problem des individualistischen Ansatzes. Es geht nicht um die Aggregation individueller Handlungstendenzen auf immer komplexere Ebenen der Interaktion, sondern primär um die gleichzeitige Ausformung individueller Selbstkonzepte – etwa des heranwachsenden Individuums – einerseits und der Entwicklung komplexer institutioneller Ordnungen andererseits.

Dabei fußen beide Entwicklungen auf den interaktiven Ordnungen, die menschliche Lebewesen in bestimmten Situationen spontan bilden. Die primären interaktiven Ordnungen sind zwar egalitär, sie setzen aber die Gleichheit der beteiligten Individuen keineswegs voraus, sondern begründen erst eine solche Gleichheit. Sie stellen mithin generierende Prozesse dar, die erst homogene Populationen schaffen.

In der interaktiven Ordnung einer spontanen Warteschlange z.B. können Kinder und alte Menschen, Gesunde und Kranke eine bestimmte Behandlung erfahren, die sie in ihren späteren Gewohnheiten beeinflußt. Die interaktiven Ordnungen sind von den Situationen, in denen sie entstehen, entscheidend beeinflußt. Ob z.B. in öffentlichen Verkehrsmitteln Kinder Erwachsenen oder Erwachsene Kindern Sitzplätze einräumen, ob sich keiner um den anderen kümmert oder ob Rücksichtnahmen hochindividuell gesteuert sind, läßt sich ohne den Zwang institutioneller Ordnungen nicht allgemeinwirksam festlegen. Die jeweils ohne Zwang resultierende interaktive Ordnung macht aber sichtbar, inwieweit die beteiligten Individuen einer homogenen Population angehören und somit einem bestimmten Handlungsmodell – z.B. »Höflichkeit« – zugeordnet werden können oder nicht.
Der Unterschied zwischen interaktiver und institutioneller Ordnung beruht darauf, daß die Interaktionsordnung aufrechterhalten wird, weil das soziale Selbst der beteiligten Individuen längerfristig nicht »überleben« kann, ohne daß es sich von Zeit zu Zeit in Interaktionen aktualisiert – »verwirklicht«. Die Interaktion ist das Medium, in dem sich das soziale Selbst objektiviert (vgl. *Rawls*, 1988). Die Interaktionsordnung ergibt sich aus den Notwendigkeiten, die sich aus dem Ziel, mit anderen zu interagieren, selbst ergeben. Institutionelle Ordnungen ergeben sich dagegen im Laufe der Zeit auf der Basis von bereits real ablaufenden Interaktionen. Sie stellen Kristallisationen dar, die voraussetzen, daß aus spontanen Interaktionen bereits Routine werden kann. Sobald solche Interaktionsroutinen in einer bestimmten Form ausgeprägt sind, beginnen sie sich auf andere Verhaltensweisen auszudehnen und die hier ablaufenden spontanen Interaktionen gleichsam mit der gleichen Logik »anzustecken«, die der ersten eingespielten Routine zugrundeliegt. »Institutionalisierung« wirkt somit expansiv, sie überlagert die Interaktionsordnungen aber nur und hebt sie nicht auf. Ihr Weiterbestehen auch innerhalb formeller Organisationen wurde von Soziologen fast durchgehend konstatiert und – fälschlicherweise – als informelle Organisation angesprochen. Die informellen Beziehungen innerhalb von Organisationen stellen gerade keine zweite Art von Organisation innerhalb der formellen Organisation dar (obwohl es solche abweichende oder Gegenorganisation aus anderen Gründen empirisch durchaus gibt). Sie beruhen auf persönlicher Beliebtheit und nicht auf Orientierung am Erfolg (vgl. *Kreutz*, 1988b). Dies heißt aber nichts anderes, als daß Reziprozität und Selbstbestätigung in der Interaktion gemischt werden, daß das soziale Selbst in seinem Bestand auf Dauer auf sie angewiesen ist und die Interaktion nicht nur ein Mittel für einen instrumentalen Erfolg darstellt.

Es erscheint mithin notwendig, Jugendsoziologie auf drei Ebenen zu betreiben:

1. Untersuchung von institutionellen Ordnungen,
2. Untersuchung von interaktiven Ordnungen,
3. Analyse individueller Persönlichkeiten und ihrer Selbstkonzepte (vgl. *Deusinger* u. *Neubauer* in diesem Band).

Zentrales Anliegen der Jugendsoziologie muß es dabei sein, die Verbindung zwischen den drei Ebenen herzustellen. Dabei sind komplexe Wechselwirkungen zu berücksichtigen. Auch wenn die interaktive Ordnung als kausal primär angesehen wird, schließt dies natürlich nicht aus, daß Rückwirkungen sowohl von seiten der Individuen als auch von seiten der Institutionen sie modifizieren, sobald eine Gesellschaft sich konstituiert hat.

4. Jugendsoziologie auf der Basis des symbolischen Interaktionismus

Sozialisations- oder besser gesagt – Enkulturationstheorie und nicht die Jugendsoziologie stehen im Mittelpunkt des Interesses von Forschern, die vom Grundansatz des Symbolischen Interaktionismus ausgehen. Dennoch ist seine generelle Relevanz für die Jugendforschung aus naheliegenden Gründen nicht von der Hand zu weisen.
Gemäß dem symbolischen Interaktionismus ist »Kultur« eine notwendige Voraussetzung für die Existenz menschlicher Gesellschaften. Kultur bedeutet dabei ein Netzwerk von aufeinander bezogenen Bedeutungen und Werten, die in Symbolen ausgedrückt werden. Durch die Existenz solcher Symbole wird aber nicht nur sinnvolle Interaktion zwischen Personen möglich, sondern es wird dem Einzelnen auch ermöglicht, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Er erhält nämlich in den verschiedenen Interaktionszusammenhängen symbolisch vermittelte sinnvolle Bedeutungen, die eine Differenzierung zwischen »Ich« und »Selbst« ermöglichen: »Das ›Ich‹ ist die Reaktion des mit einem vitalen Organismus verbundenen Individuums auf die Attitüden anderer; das »Selbst« dagegen ist das geordnete Bündel der Attitüden anderer, die jemand für sich übernimmt.«

Subjektive Identität ist daher immer eine spannungsvolle Wechselbeziehung zwischen dem »Ich« und dem »Selbst«. Erst diese Wechselbeziehung gestattet die Entstehung von Selbstbewußtsein. Dieses ist somit nicht nur eine Reproduktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit, sondern beinhaltete ebenso wie die tatsächlichen Handlungssituationen des Einzelnen auch Spontaneität und Offenheit.

Nach *G. H. Mead* werden Symbole in Interaktionen durch »Gesten« verdeutlicht. Gesten sind jene Verhaltensaspekte, die dem Interaktionspartner eine bestimmte Bedeutung vermitteln, d. h. ihm Haltungen, Einstellungen und Informationen verdeutlichen, die in den unmittelbaren Interaktionen an sich nicht direkt sichtbar sind. Signifikante Gesten sind solche, die für alle Beteiligten die gleiche Bedeutung haben. Sprache hat dabei deshalb die hervorragende Bedeutung für menschliche Kommunikation, weil »vokale Gesten« noch am ehesten für den Handelnden und für den Adressaten die gleiche Bedeutung erhalten können. Sinn entsteht dadurch, daß Gesten Verhalten anzeigen, wobei vor allem die zeitliche Vorwegnahme von möglichen Handlungen durch Gesten eine Rolle spielt. Als sinnvoll wird eine Handlung vor allem dann erlebt, wenn sie als Geste vorwegnehmend auf später auftretende Ereignisse hinweist und dieser Zusammenhang für die Betroffenen auch beobachtbar ist. »Sinn« entsteht somit primär durch die Herstellung von Beziehungen zur Kennzeichnung von Situationen.
Der Sozialisationsprozeß des Kindes vollzieht sich demgemäß in drei Stufen. Auf der ersten Stufe herrscht eine Art Reiz-Reaktions-Lernen vor, auf der zweiten Stufe lernt das Kind durch die »sinnvollen« Reaktionen seiner einzelnen Interaktionspartner, daß sein eigenes Verhalten Symbolcharakter hat und daß es durch Gesten bestimmte Bedeutungen und Absichten kommuniziert. Auf der dritten Stufe lernt es, die Möglichkeiten aktiv und gezielt zu nutzen, wobei es seine Kommunikationsmöglichkeiten durch das Erlernen neuer symbolhafter Gesten erweitert. Durch diesen Vorgang wird es in die Kultur integriert. Diese Integration vollzieht sich aber nicht monolithisch. Die Sozialisation führt nicht nur in eine allgemeine Kultur, sondern gleichzeitig auch in bestimmte Subkulturen ein. Auf der Basis dieser Sozialisationstheorie versucht *R. Bohnsack* (1973), die Jugend als spezifische Lernphase zu begreifen.

Er sieht bei Jugendlichen eine noch nicht zureichende Handlungskompetenz gegeben, die u. a. auch dazu führt, daß abweichendes Verhalten in dieser Lebensphase häufig auftritt. Mangelnde Handlungskompetenz wird dabei als unzureichende Beherrschung der »Basisregeln« der Gesellschaft aufgefaßt, wobei Basisregeln, die in einer Kultur entwickelten Methoden zur Herstellung von Zusammenhängen zwischen Objekten, Ereignissen und Zuständen beinhalten.
Dies kann man in etwa umschreiben als den »common sense«, der in einer

Gesellschaft anerkannt wird und die »naive Psycho-Logik«, d.h. die als richtig angesehenen Verknüpfungen zwischen Ereignissen, ihren eventuellen Ursachen und Folgen, und den sie begleitenden Gefühlen und Bewertungen. Basisregeln bestimmen die Definition von Situationen und sind dafür bestimmend, welche situationsübergreifenden Generalisierungen vorgenommen werden.
Der Jugendliche ist nach der Auffassung von *Bohnsack* weniger in der Lage zu generalisieren, er handelt situationsbezogener und spontaner und ist daher viel eher in Gefahr in bestimmten Situationen abweichende Handlungen zu setzen. Generelle Unterschiede in der Fähigkeit zur Generalisierung sieht *Bohnsack* dabei in folgenden Hinsichten:

1. zeitliche Generalisierung,
2. Orientierung der Situationsdefinition an relevanten Interaktionspartnern,
3. Generalisierung situationsunabhäniger Typen von Handlungen,
4. Ausmaß der Reflektivität, Reflexion auf umfassende Formen der Legitimation fremden und eigenen Handelns,
5. Fähigkeit zu autonomer Kontrolle und Unterscheidung zwischen situationsrelevanten und irrelevanten, »privaten« Bedeutungen, Erkennen von unterschiedlichen Möglichkeiten der Situationsdefinition, Fähigkeit zur Relativierung der eigenen Auffassung, Schaffung von Distanz.

In allen diesen Hinsichten sieht *Bohnsack* bei Jugendlichen geringere Handlungskompetenz gegeben als bei »normalen«, vollkompententen Erwachsenen. Im Anschluß an *Eisenstadt* und *Parsons* versucht *Bohnsack*, diese Einsichten zu konkretisieren, wodurch er eine enge Beziehung zur strukturell-funktionalen Theorie herstellt.
In bezug auf die heutige dominant universalistisch orientierte Gesellschaft wird demgemäß angenommen, daß die Orientierung an der Einzelleistung bzw. dem eigenen Erwerb kompetenter handeln läßt als diejenige an der Zuschreibung. In der gleichen Weise werden differenziert gesehen: Motiverwerb gegenüber Motivzuschreibung, Universalismus gegenüber Partikularismus, Selbstorientierung gegenüber Kollektivorientierung, affektive Neutralität gegenüber Affektivität und Spezifizität gegenüber Diffusität.
Es ist leicht erkennbar, daß damit die *Parsons*'schen »pattern-variables« in diesen Ansatz einbezogen wurden. Besonders fruchtbar dürfte dabei die Übertragung des letztgenannten Begriffspaares sein. Für Jugendliche treten konkrete Interaktionspartner viel eher in eine »Wir-Beziehung« als in eine distanzierte, anonyme »Sie-Beziehung«.

Beim Zusammenschluß in altershomogene Gruppen ist diese Tendenz besonders stark, so daß der tatsächliche Konsens z.T. erheblich überschätzt wird und das Bestreben besteht, »eine Kongruenz der Relevanzsysteme« aller Gruppenmitglieder insgesamt herzustellen. Da dies aufgrund der unterschiedlichen familiären Sozialisation wohl kaum erreichbar ist, müßte dies zu Konflikten führen, wenn nicht alle beteiligten Jugendlichen in annähernd gleicher Weise an einer Herstellung des Konsenses um des Konsenses willen interessiert wären.
Eine solche Situation begünstigt nach *Bohnsack* aber innovatorische Versuche, neue Identitäten zu entwickeln, die sich in gleicher Weise von den bis dahin geltenden Maßstäben aller Beteiligten unterscheiden. Solche Versuche, neue, unkonventionelle Identitäten zu schaffen, stellen aber abweichende Verhalten dar und sind daher relativ leicht kriminalisierbar.
In Termini des Ansatzes von *Goffman* handelt es sich hierbei also um Versuche,

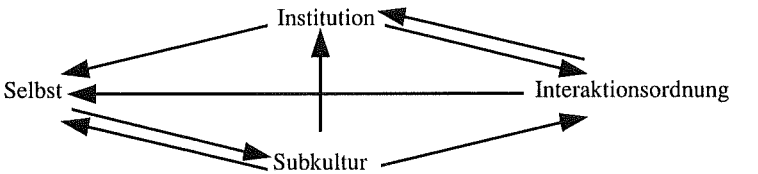
spezifisch jugendliche Interaktionsordnungen aufzubauen. Da diese aber nicht selten kompensatorischen Charakter haben und Reaktionen auf die institutionelle Ordnung darstellen, mißlingen sie häufig und landen bei dem was *Sennett* (1983) die »Tyrannei der Intimität« genannt hat.

Methodologisch gesehen zwingt der Symbolische Interaktionismus – wie schon angedeutet – zu einer besonders intensiven Auseinandersetzung mit Bedeutungsinhalten der Sprache und anderer kommunikativer Gesten. Er schließt ein unreflektiertes Protokollieren von Beobachtungen und standardisierte Erhebungen, die ausschließlich vom Sinnverhältnis des Forschers ausgehen, aus. Er relativiert zunächst den Standpunkt, die Sprache und die Denkkategorien des Wissenschaftlers und fordert als ersten Schritt im Forschungsprozeß eine Erfassung der Sinnzusammenhänge, wie sie im Alltag bestehen.
Eine zweite, vielleicht noch wesentlichere Konsequenz ist die Betonung der Situationsabhängigkeit von sozialem Handeln. Dies bedeutet methodologisch gewendet zunächst, daß standardisierte Einstellungsskalen, die auf Situationen konkreten Handelns nicht Bezug nehmen, kaum sinnvoll als Erhebungsinstrumente verwendbar sind. Inhaltlich gewendet hat diese Auffassung zur Folge, daß empirisch zu erfassen versucht wird, soziale Situationen und auf dieser Grundlage eine gesellschaftswissenschaftliche Pragmatik zu entwickeln. Dabei geht es darum, einerseits Situationstypen zu erfassen, andererseits die jeweils zutreffende Logik des Alltagslebens, die »naive Psychologie« der Betroffenen, wie *Heider* (1958) es nennt, herauszuarbeiten.

5. Der pragmatische Theorieansatz in der Jugendforschung

Mit der Untersuchung von Selbst, interaktiver Ordnung und institutioneller Ordnung haben wir bereits in Hinblick auf die Jugensoziologie und den für sie brauchbaren Begriff der Jugend vorbereitet, was *C. S. Peirce* allgemein als Pragmatische Maxime für die wissenschaftliche Arbeit herausgestellt hat. *Peirce* schreibt (1985, 63): »Überlege, welche Wirkungen, die denkbarerweise praktische Bezüge haben könnten, wir dem Gegenstand unseres Begriffs in Gedanken zukommen lassen. Dann ist unser Begriff dieser Wirkungen das Ganze unseres Begriffs des Gegenstands.«
Nun ist es auffallend, daß es ein explizites pragmatisches Forschungsprogramm für die Jugendsoziologie nicht gibt, daß aber bereits bei der ersten Ausformung einer speziellen Soziologie der Jugend, bei *Bernfeld* eine solche pragmatische Orientierung im Vordergrund steht. *Bernfeld* sieht die Jugend als bestimmt durch eine tiefgehende Diskrepanz zwischen den bei Jugendlichen bereits weitentwickelten Fähigkeiten einerseits und den den Jugendlichen zugestandenen Verhaltens- und Entscheidungsmöglichkeiten andererseits. Wenden wir die pragmatische Maxime, auf diesen Begriff der Jugend an, so ergeben sich eine Reihe von bedeutsamen Ableitungen. Wenn *Bernfeld* von einer Diskrepanz zwischen bereits ausgebildeten individuellen Fähigkeiten und den gesellschaftlich zugestandenen Möglichkeiten spricht, so hat er in Termini des Ansatzes von *Goffman* offensichtlich die Vorstellung, daß im Rahmen der institutionellen Ordnung für den Jugendlichen eine Reihe von Verhaltensbereichen verschlossen bleiben, für die er aber im Rahmen der Wechselwirkungen zwischen interaktiver Ordnung und individuellem Selbst die individuellen Voraussetzungen bereits ausgebildet hat.

Eine solche Blockade ist vor allem deshalb schwer erträglich, weil das Selbst in seinem Bestand davon abhängig ist, sich in Interaktionen zu repräsentieren. Eine wahrscheinliche Reaktion des jungen Menschen auf diese Situation ist daher der Angriff auf die Institutionen, die die erwünschte Mitwirkung in der interaktiven Ordnung blockieren. Eine zweite wahrscheinliche Reaktion ist der Versuch, die institutionelle Blockade zu umgehen und neue interaktive Ordnungen unter Gleichaltrigen aufzubauen. Diese Tendenzen sind in Form von Sezession, Jugendkultur oder auch Alternativbewegungen hinreichend belegt (vgl. *Kreutz* 1964; 1974; 1985; 1988a).



Jugend ergibt sich nur dann, wenn einerseits eine beträchtliche Einwirkung auf junge Menschen von seiten der gesellschaftlichen Institutionen stattfindet und andererseits diese Einflußnahme nicht zur totalen Kontrolle wird, die die Entfaltung einer von den Erwachsenen nicht kontrollierten interaktiven Ordnung unterbindet. In einer Gesellschaft, in der junge Menschen sich in jeder Hinsicht so verhalten können wie es ihren eigenen Intentionen entspricht, gibt es genausowenig eine eigene Jugendphase wie in jenen, in denen eine Ordnung herrscht »in der das System, das der Veränderung der jugendlichen Eigenart in Gesellschaftswerte dient, so starr und völlig konsequent wäre, daß auch keine einzige Handlung, kein Gedanke der Jugendlichen möglich wäre, die nicht ihm dienten« (*Bernfeld*, 1917). Durch die Jugend wird die Doppelbödigkeit der gesellschaftlichen Einrichtung explizit und es ergibt sich die Chance, sich diese bewußt zu machen: die Interaktionsordnungen geraten zumindest teilweise in Widerspruch zur institutionellen Ordnung und diese institutionelle Blockierung motiviert zu Reflexion einerseits und zu Distanzierung und Kritik andererseits.

Am Beispiel der Sexualentwicklung (vgl. *Eichentopf* in diesem Band) läßt sich dies besonders gut verdeutlichen: verhindern die institutionellen Regelungen das Ausleben der Sexualität bei jungen Menschen auch noch nach der körperlichen Sexualreife, dann wird viel Energie verfügbar, die zunächst darauf abzielt, die institutionellen Hindernisse zu durchbrechen. So motiviert entstehen jugendliche Interaktionsordnungen, die für die Formung der individuellen Persönlichkeiten einerseits und für die Aneignung bestimmter Kulturmuster andererseits große Bedeutung erlangen können. Bernfeld spricht in diesem Zusammenhang von »Kulturpubertät«.

Fallen nun in einer Gesellschaft die Schranken weg, die der unmittelbaren Realisation der Intentionen und Impulse junger Menschen entgegenstehen, so lösen sich sowohl die spezifisch jugendlichen Interaktionsordnungen als auch die spezifisch jugendlichen Persönlichkeitsmerkmale auf. So läßt sich gegenwärtig beobachten, daß in den USA und in Westeuropa starke Tendenzen in diese Richtung wirken. Durch die Verbreitung moderner Techniken der Geburtenverhütung und insbesondere der Pille hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine sexuelle Revolution stattgefunden (vgl. *Kreutz*, 1987), die Teenagern erwachsenes Sexualle-

ben uneingeschränkt gestattet. In einer Reihe anderer Lebensbereiche ist Ähnliches zu beobachten, so daß man in der modernen »postindustriellen« Gesellschaft eine fortschreitende Auflösung der Jugendphase beobachten kann. Ein solcher Teilprozeß ist z. B. die Minderung des Lerndrucks in den Ausbildungseinrichtungen und die Vermischung von Ausbildung und Freizeit in den Schul- und Ausbildungsinstitutionen. In der postindustriellen Gesellschaft wirken somit starke Kräfte daraufhin, die Institutionalisierung der Jugendphase aufzulösen. Durch den Wegfall der »Kulturpubertät« wird einerseits auf die weitgehende Formung der Persönlichkeit verzichtet, das »Selbst« bleibt relativ undifferenziert und die innovativen Impulse neuer Interaktionsordnungen, die sich unter den alten Bedingungen unter den Jugendlichen entfaltet haben, entfallen. Demgegenüber entwickelt sich die Situation in den sogenannten Entwicklungsländern gerade entgegengesetzt. Hier wächst die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Durchsetzung einer eigenen Jugendphase. Würde es z. B. gelingen, den Beginn des »Gebäralters« der jungen Mädchen nur drei bis vier Jahre zu verzögern, so würde damit allein das Bevölkerungswachstum in diesen Gesellschaften halbiert werden. Die Institutionalisierung einer eigenen Jugendphase in dem hier gemeinten Sinn erweist sich dabei um so mehr als unumgänglich, als die bisherigen, allein auf künstliche Geburtenverhütung setzenden Strategien weitgehend versagt haben.

Hat man die Perspektive pragmatischer Jugendforschung erst einmal gewonnen, dann erkennt man unschwer, daß sich hinter unterschiedlichen Etiketten so etwas wie eine Kontinuität pragmatischer Jugendforschung beobachten läßt. Nach Bernfeld gehören die Arbeiten von *Marie Jahoda* und von *Paul F. Lazarsfeld* ganz ohne Zweifel in diese Tradition, obwohl bei Lazarsfeld ein Ableiten in eine vom Streben nach dem Tageserfolg verleitete »Applied Research« nicht von der Hand zu weisen ist (vgl. dazu *Kreutz*, 1988b). Über *Lazarsfeld* reicht die Kontinuität dieser bisher nicht explizierten, aber real sehr produktiven Richtung bis zu den gegenwärtigen Arbeiten von *James S. Coleman* (1961; 1965; 1974; 1982; 1988; 1989) und seinen Schülern. Die Analyse der Grundlagen autoritärer Verformungen interaktiver Ordnungen, an denen auch *Lazarsfeld* Anfang der 30er Jahre in Zusammenarbeit mit *Max Horkheimer, Karl Wittfogel, Käthe Leichter* und anderen beteiligt war oder die Arbeiten von *J. S. Coleman* (1961; 1982) über die, die intellektuelle Entwicklung der Jugendlichen massiv behindernden Interaktionsordnungen amerikanischer high schools sind ausgezeichnete Belege für die Kontinuität dieser Forschungstradition.

Weitere zentrale Aspekte der pragmatischen Jugendsoziologie lassen sich anhand (1) des Ansatzes der sozialökologischen Jugendforschung, (2) der Erforschung einer Logik der Gefühle als einer der wesentlichen Grundlagen jeglicher Interaktionsordnung, (3) der empirischen Erfassung von Möglichkeitsräumen und Handlungspotentialen, (4) der Entwicklung des Simulationsansatzes in Form der Erforschung und Anwendung experimenteller Spiele im Rahmen empirischer Forschungen sowie (5) der historisch und interkulturell vergleichenden Forschung, die die unterschiedlichen gesamtgesellschaftlichen Bedingungen als verschiedenartige Potentiale für die Entstehung und Wirkung von Jugend begreift, beispielhaft darstellen.

5.1. Der sozialökologische Ansatz und die komplexe Mehrebenenanalyse von Verhaltensumwelten (»behavioral settings«)

Muzafer Sherif hat bereits Anfang der 60er Jahre einen neuen Ansatz in der Jugendforschung, der in der Folge u. a. als sozialökologisches Paradigma angesprochen wurde, entwickelt (*M. Sherif/C. W. Sherif*, 1965a; *M. Sherif/C. W. Sherif*, 1964; *M. Sherif/O. Harvey/B. White/W. Hood/C. W. Sherif*, 1961). Der Ausgangspunkt dieser Forschungsrichtung ist die Erkenntnis, daß das Verhalten sowohl von Individuen als auch von Gruppen von dem Feld sozialer Interaktionen, in dem sie stehen, sehr weitgehend abhängig ist: »Therefore if we would study individuals who belong to groups, the cardinal research strategy must be a design that places the behavior of members within their groups, and places the groups, in turn, within

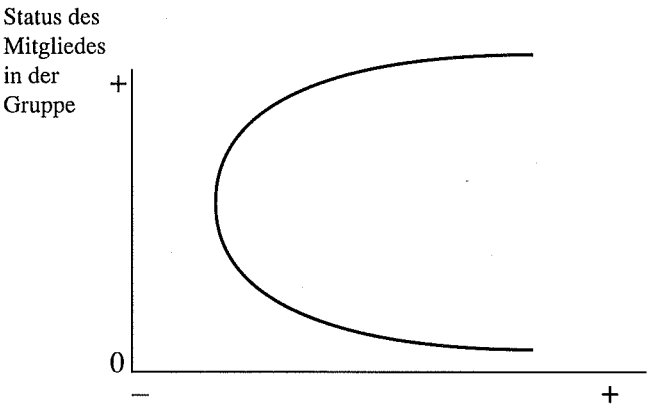
their sociocultural setting« (*M. Sherif/C. W. Sherif*, 1965, 287). Damit ist bereits der zentrale Begriff dieses Ansatzes, das »behavioral setting« angesprochen. Auch das Verhalten von Gruppen kann nur im Rahmen der Einflüsse, die aus einem umfassenderen sozialen Feld stammen, adäquat verstanden werden.

So ergibt sich in den Studien *Sherifs*, daß für Jugendliche der 60er Jahre in den USA die individuelle Verfügung über einen Wagen als unabdingbaren Teil des »normalen« Lebensstandards ansehen. Die Gruppen von gleichaltrigen Freunden und die Beziehungen zwischen den Geschlechtern verstärken diesen Anspruch, sie sind aber nicht diejenigen sozialen Einheiten, die in erster Linie für die resultierende »Autokultur« verantwortlich sind, sie nehmen vielmehr nur Einflüsse von den Massenmedien, von der Werbung, aus den direkten Kontakten mit Erwachsenen auf und verstärken diese. Die Kleingruppen wirken zwar auf die Individuen, sie werden ihrerseits aber von umfassenderen »behavioral settings«, verhaltensrelevanten Umwelten mitbestimmt.

In diesem Ansatz, der vom »behavioral setting« ausgeht, der v. a. von *Barker* (1968) in den Mittelpunkt der Forschung gestellt wurde, wird die Forschungstradition von *Koffka* und *Kurt Lewin* weitergeführt, wobei bei *Sherif* daraus eine Mehrebenenanalyse geformt wird, bei der drei Ebenen als für die empirische Forschung direkt relevant angesehen werden, nämlich 1. das Individuum, 2. die kleine Gruppe, 3. das »behavioral setting«, d. h. die Verhaltensumwelt, das soziale Feld, in das die Gruppe eingebettet ist.

Das erste methodologische Ziel dieses Forschungsansatzes ist mithin die Entwicklung von Untersuchungsanlagen, die es gestatten, individuelles Verhalten im Rahmen der Gruppe und die Aktivitäten der Gruppe im Rahmen des jeweiligen »behavioral setting« zu erfassen. In der Jugendforschung wird dies gemeinhin nicht angestrebt. Die Ursache einer solchen folgenschweren Unterlassung ist die fast allgemein geteilte methodologische Überzeugung, daß man zwar theoretisch mehrere Handlungsebenen unterscheiden muß, daß aber letztlich die einzig wirklich existierende Einheit das Individuum darstellt. Das Individuum erscheint mithin in besonderer Weise herausgehoben, da gemäß dieser Sichtweise sich einerseits Handlungen aller Akteure letztenendes auf das Verhalten von Individuen zurückführen lassen müssen und andererseits diese Individuen als letzte, nicht mehr weiter differenzierte Einheiten angesehen werden. Diese beiden methodologischen Annahmen hängen eng zusammen und stützen sich gegenseitig, sind aber zusammengenommen durch nichts begründet. Wenn z. B. die natürliche Person nicht als kleinste Handlungseinheit angesehen wird, dann entfällt auch die automatische Attribuierung aller Handlungen zu dem Individuum und es stellt sich die empirische Frage, ob und inwieweit beobachtetes Verhalten sich zu Handlungssystemen, die Individuen repräsentieren, zusammenfügen lassen und ob bzw. inwieweit sie nur im Handlungssystem einer Gruppe oder eines »behavioral setting« vollständig rekonstruiert und erklärt werden können.

Beispielhaft läßt sich dies am besten anhand eines Ergebnisses der Forschungen von Sherif verdeutlichen. Stark vereinfacht ergibt sich in bezug auf das Einhalten von Normen in Abhängigkeit von dem Status der individuellen Mitglieder in der Gruppe folgendes Bild:



Die Vorhersagbarkeit des individuellen Verhaltens ist mithin stark von dem Status des Individuums in der Gruppe abhängig, wobei ein mittlerer Status mit der geringsten gruppenmäßigen Bestimmtheit verbunden ist. Das individuelle Verhalten ist in diesem Fall von der Stellung des Individuums in der Gruppe her verständlich. Besitzt ein und dasselbe Individuum in der einen Gruppe einen mittleren Status, dann wird es sich relativ viele Abweichungen von der Norm dieser Gruppe erlauben, besitzt es zum selben Zeitpunkt in einer anderen Gruppe einen extrem niedrigen oder umgekehrt hohen Status, dann tendiert es dort zur Konformität.

Es ist daher in diesem Fall angebracht, vom Verhalten von Gruppenmitgliedern und nicht von individuellem Verhalten zu sprechen. Da ein Individuum gleichzeitig mehrere Gruppenmitgliedschaften haben kann, ist in diesem Fall die Einheit »Gruppenmitglied« kleiner und einfacher als das zusammengesetzte Handlungssystem »Individuum«. Dementsprechend kann auch nicht das Individuum schlechthin, sondern nur das Individuum im jeweiligen Gruppenkontext die Einheit der Beobachtung darstellen, wobei auch jede Gruppe immer im Kontext ihres »behavioral setting« gesehen werden muß.

Diesen generellen methodologischen Einsichten entsprechend entwickelten *M.* u. *C. W. Sherif* in ihrer eigenen Arbeit (1965) folgende Sequenz von Forschungsschritten:

1. In einem ersten Schritt werden die Stimulus-Bedingungen, unter denen die Gruppe agiert, erfaßt. Dazu werden im vorliegenden Beispiel Wohngebiete abgegrenzt, die in sich jeweils relativ homogene soziokulturelle »settings«, d. h. Umwelten beinhalten.
2. In den Schulen (high schools) der ausgewählten Gebiete werden schriftliche Befragungen von Stichproben von Jugendlichen durchgeführt. Diese standardisierte Befragung zielt nicht darauf ab, das tatsächliche Verhalten oder die individuellen Ansichten der Jugendlichen zu protokollieren, sondern soll gestatten, das, was in den jeweiligen »behavioral settings« bzw. Verhaltensumwelten als sozial erwünscht gilt und mithin »offiziell« durchgesetzt ist, zu erfassen. Auch diese Daten dienen der Charakterisierung der Umwelt und nicht der Kennzeichnung der Merkmale individueller Jugendlicher. Mit den ersten beiden Forschungsschritten wird das umfassendere »behavioral setting« erfaßt.

3. Innerhalb der so bestimmten räumlichen Einheiten werden informelle Gruppen von Jugendlichen mit Hilfe von teilnehmender Beobachtung erfaßt. Die zentrale Methode ist in dieser Phase die teilnehmende Beobachtung durch junge Erwachsene (etwa 20jährige). Die Beobachtungen dienen keineswegs nur der Kennzeichnung der Merkmale der Individuen, sondern in erster Linie der Erfassung der Gruppenaktivitäten, ihrer Dynamik und ihrer Resultate. Vieles davon bewegte sich im Bereich des sozial Unerwünschten und Verbotenen.
4. In der Schlußphase der Beobachtungsperiode wurden die Beobachtungsprotokolle mit den Wahrnehmungen eines zweiten, mit der Gruppe nicht vertrauten Beobachters konfrontiert und durch weitere Verfahren auf ihre Reliabilität und Validität überprüft. Des weiteren wurde das Verhalten der Jugendlichen außerhalb des Guppenkontextes erfaßt.

Für jede Ebene der Analyse gibt es somit eine eigene empirische Grundlage. Die einzelnen »behavioral settings« werden mit Hilfe statistischer Daten und standardisierter Befragungen erfaßt. Die Abgrenzung von Gruppen erfolgt auf der Grundlage von Beobachtungen, ebenso die empirische Erfassung ihrer Aktivitäten.
Die Kennzeichnung der Individuen erfolgt auf der Grundlage einer Vielzahl unterschiedlicher Daten (Beobachtung, informelle Gespräche, formelle Interviews, Kennzeichnung durch Dritte u.ä.). Das konkrete Verhalten jedes Jugendlichen kann mithin im Zusammenhang mit dem Gruppengeschehen und den Merkmalen der umfassenderen Verhaltens-Umwelt interpretiert werden. Die Kategorisierung und begriffliche Einordnung des Verhaltens des Jugendlichen erfolgt auf dieser Grundlage, so daß die drei Ebenen der Analyse in den erhobenen Daten unmittelbar repräsentiert sind und nicht erst durch statistische Auswertungstechniken auf der Aggregatebene voneinander getrennt werden müssen.
Mit anderen Worten: die kausale Atrribuierung der Verhaltenselemente geschieht nicht automatisch in der Weise wie im herkömmlichen Forschungskontaktinterview, so daß sie ungeprüft den Individuen zugeordnet würden. Vielmehr wird unmittelbar erfaßt, in welchem Interaktionsfeld ein bestimmtes Verhalten auftritt, wodurch jedes Verhaltenselement nicht nur einem Individuum, sondern gleichzeitig auch einer Gruppe und einem »behavioral setting« zugeordnet werden kann und muß.
Damit ist aber ein wissenschaftliches Verfahren vorhanden, das es erlaubt, nicht nur im Rahmen qualitativer Forschungen wie *Goffman* sie durchgeführt hat, sondern auch quantifizierend das individuelle Selbst, die interaktive Ordnung und die institutionelle Ordnung voneinander abzuheben. Das individuelle Verhalten kann dabei in der gleichen Weise als Funktion von Eigenschaften der Gruppe und/oder des »behavioral setting« aufgefaßt werden wie umgekehrt, keine Abstraktionsrichtung ist »natürlicher« als die andere.
In diesem sozialökologischen Ansatz wird es mithin umgekehrt möglich, die realistischen Möglichkeiten der Individuen in Abhängigkeit von den jeweiligen institutionellen und interaktiven Ordnungen zu erfassen. Das im behavioral setting ist das in der Gruppe übliche bestimmt die Grenzen der realistischen Möglichkeiten. Das konkret beobachtbare Verhalten ist damit als eine bestimmte Ausformung aus einer Mehrzahl realistischer Möglichkeiten verstehbar.
Der sozialökologische Ansatz liefert mithin einen wichtigen Beitrag zur pragmatischen Jugendforschung, indem er aufzeigt, wie die einzelnen Ebenen direkt, bei der Erhebung der Daten, voneinander getrennt werden können (vgl. dazu auch *Walter* 1975; *Kreutz*, 1975b; *Hübner-Funk* et al., 1983).

5.2. Die Erforschung der Bedingungen individueller Handlungsmöglichkeiten durch strategische Spiele, Simulationsverfahren sowie historische und interkulturelle Vergleiche

Eine neue und erfolgversprechende Untersuchungsform wurde Ende der 60er Jahre in die Jugendforschung eingeführt. Es handelte sich hierbei um die Entwicklung und die kontrollierte Verwendung von experimentellen Spielen, die Entscheidungsverhalten simulieren. Diese neu entwickelten Spiele simulieren Handlungsabläufe und die Konsequenzen von Entscheidungen im Rahmen von Spielen. In diesen Spielen wird versucht, realistische, wenn auch vereinfachte Rahmenbedingungen und Entscheidungsregeln festzulegen, so daß Untersuchungspersonen durch ihr Mitspielen ihr tatsächliches Handeln in realen Lebenssituationen simulieren. Solche Spiele lassen sich für alle Lebensbereiche konstruieren. Diese Simulationsspiele bedienen sich zunächst nicht des Computers als Hilfsmittel, es liegt aber auf der Hand, daß der Übergang zur Computersimulation nur eine der folgerichtigen Weiterentwicklungen dieses Ansatzes ist.
Das Verhalten der Jugendlichen und ihrer Interaktionspartner wird in diesen Spielen vom Forscher zwar wie im klassischen Kleingruppenexperiment bewußt hervorgerufen, der Rahmen des Spieles schafft aber eine praktisch allen Untersuchungspersonen geläufige Alltagssituation, die die Künstlichkeit der Laboratoriumsexperimente vermeidet. Die externe Validität der Ergebnisse solcher Spiele können aber begründet in Zweifel gezogen werden. Die Entscheidungen im Rahmen eines Spiels haben eben nicht unbedingt etwas mit Entscheidungen, die im Alltag relevant sind, zu tun. Die bisherigen Erfahrungen mit diesem Verfahren zeigen jedoch, daß Generalisierungen über die Spielsituation hinaus bei sorgfältiger Planung und Entwicklung der Spiele durchaus möglich sind. An dem Beispiel der interkulturell vergleichenden Studie von *I. Tallmann, R. Marotz-Baden* und *P. Pindas* 1983 bei Jugendlichen in den USA und in Mexiko soll das Verfahren kurz dargestellt und diskutiert werden.

Die Autoren modifizieren das von *S. Boocock* u. *Schild* (1968) entwickelte Spiel für die Planung von beruflichen Laufbahnen so, daß es sowohl in ländlichen und städtischen Regionen Mexikos als auch in den USA in der gleichen Form verwendet werden kann. Das Spiel wird in der ersten Phase der Studie gemeinsam mit den Eltern, in der zweiten Phase von den Jugendlichen allein gespielt. Es besteht in jeder Phase aus mehreren Runden, wobei jede Runde einen Zeitraum, im konkreten Fall je nach Spielphase ein bzw. zwei Jahre bedeutet. Das Spiel setzt mit der angenommenen Beendigung der Schulpflicht ein. In jedem Zeitraum sind konkrete Entscheidungen bezüglich des eventuellen Besuchs weiterbildender Schulen, bezüglich der Aufnahme von Berufstätigkeit, bezüglich der Gestaltung des Familienlebens (Heirat, Geburten) als auch bezüglich von Anschaffungen (Haus, dauerhafte Konsumgüter) zu treffen. Den Spielenden stehen begrenzte Budgets an Zeit und Geld, die sie zunächst nach eigenem Gutdünken einsetzen können, zur Verfügung. Bestimmte Entscheidungen, z. B. die für die Geburt eines Kindes binden aber einen Teil des Budgets für die nachfolgenden Phasen. Umgekehrt haben bestimmte Entscheidungen wie z. B. die für die Aufnahme von Berufstätigkeit bestimmte Erträge zur Folge. Abgesehen von den eigenen Entscheidungen und ihren Folgen treten im Spiel auch äußere Änderungen der Rahmenbedingungen ein, so z. B. kann Arbeitslosigkeit eintreten oder ein Familienmitglied erkranken o. ä. Da das Spiel 6 bzw. 10 Perioden lang gespielt wird, kann von den Beteiligten gelernt werden und es können sich

Strategien herausbilden. Das Spielgeschehen und die Beratungen zwischen den Familienmitgliedern werden mittels Tonband und Notizen seitens eines Beobachters aufgezeichnet, so daß auch Hinweise auf die Beweggründe erfaßt werden.

In der konkreten Anwendung zeigte sich eine überraschend große externe Validität des Verfahrens. Die Ergebnisse der Studien widersprachen einerseits in wesentlichen Hinsichten den theoretischen Erwartungen der Forscher, andererseits nahmen sie Entwicklungen vorweg, die im nachfolgenden Jahrzehnt nachgewiesenermaßen eingetreten sind.

Auch die interne Validität spricht durchaus für die Anwendung von Entscheidungsspielen im Rahmen der empirischen Sozialforschung. In nachgehenden Interviews erklärten rund 90% der in die Erhebung einbezogenen Personen, daß sie ihre Entscheidungen in keiner Weise als Spiel erlebt hätten, sondern daß diese die Erwägungen ihrer realen Lebensprobleme widerspiegelten.
Die Entwicklung der experimentellen Spielforschung (vgl. *Rapoport*, 1989; *Kreutz*, 1989a) unter Verwendung computergestützter Simulation ergibt zudem heute viel differenziertere Möglichkeiten zur Erfassung komplexer, auf mehreren Ebenen ablaufender Prozesse, so daß sich diese Untersuchungsform in Zukunft als eine der wichtigsten und fruchtbarsten für die Jugendforschung erweisen könnte. Dies deshalb, weil sie die möglichen Folgen von Werthaltungen und Zielsetzungen, die Entscheidungen beeinflussen, empirisch unmittelbar erfassen läßt. Sie gestattet es darüber hinaus, den Bereich realistischer Möglichkeiten zu explorieren, den Informationsstand der Untersuchungspersonen über die eigenen Handlungspotentiale sukzessiv zu verbessern und sie unter Bedingungen unterschiedlicher Informiertheit zu entscheiden. Dabei zeigt sich u.a. daß das – so wie es *J.S. Coleman* (1989) betont – was als Rationalität des Handelns aufgefaßt werden kann, sehr stark von den jeweiligen situativen Bedingungen abhängig ist.

Die Abhängigkeit dessen, was als »rationales Handeln« gilt, von den kulturellen Rahmenbedingungen zeigt sich auch in einer etwa zur gleichen Zeit durchgeführten Studie von *H.B. Young/L.R. Ferguson* (1981). Bei einer vergleichenden Untersuchung von Jugendlichen italienischer Abstammung, deren Familien aus Palermo stammen, die aber selbst bereits in den USA in Boston aufgewachsen sind, zeigt sich, daß diese in einer Reihe von kognitiven und motivationalen Hinsichten schlechter abschneiden als gleichaltrige Jugendliche in Italien. Interessant ist dabei, daß die gleichzeitig ablaufende inneritalienische Migration in die Hauptstadt eine in dieser Hinsicht hochselektive Migration darstellt, so daß die »Elite« der aus Palermo stammenden Jugendlichen weder in Palermo noch in den USA, sondern in Rom zu finden ist.
Hochbedeutsam sind dabei die statistischen Interaktionseffekte, die sich in beiden Studien zeigen. Generalisierungen in Absehung des jeweiligen kulturellen Kontextes sind damit völlig irreführend. Ein Zahlenbeispiel aus der Studie von *H.B. Young/L.R. Ferguson* (1981, 210) kann dies verdeutlichen (s. Tabelle auf Seite 184).
Es ist offensichtlich, daß in unserem Beispiel über Wirkung der familiären Erziehung ohne Berücksichtigung des kulturellen Kontextes, also im Rahmen einer allgemeinen Verhaltenstheorie, die nur auf individuelle Akteure abstellt, nichts ausgesagt werden kann.

Anteil der Jugendlichen italienischer Abstammung, die meinen, daß sie die Politik beeinflussen können

Erziehungsstil der Familie:	Ort des Aufwachsens der Jugendlichen: Boston	Palermo	Rom
wenig liberal	40%	53%	32%
permissiv	51%	33%	58%
Index familiäre Wirkung des Erziehungsstils $\frac{(P2-P1)}{P1}$	+.275	−.378	+.50

Die Studie von *H. Kreutz* (1973b), die in begrenztem Rahmen die gleichzeitige Einwirkung von (1) Regionalkulturen, (2) von den Lernumwelten verschiedener Schultypen und (3) von kleinen Institutionen und Gruppen (von Gleichaltrigen, Familienmitgliedern u. ä.) erfaßt, kommt ebenfalls zu fast durchgehend angetroffenen hochsignifikanten statistischen Interaktionseffekten zwischen den Wirkungen der verschiedenen institutionellen bzw. interaktiven Ordnungen.

Die konkrete Form der jeweils sich empirisch ergebenden Kombination der Wirkung kann mithin weder aus irgendwelchen Plausibilitätsvorstellungen des common sense abgeleitet werden, noch den a priorischen Annahmen, die mathematischen Operationen inhärent sind, entnommen werden. Hier zeigt sich, daß die Immunisierung der Logik vor der wissenschaftlichen Kritik, die *W. W. Bartley* (1987) generell herausgearbeitet hat, auch in der konkreten empirischen Einzelforschung zu unhaltbaren Resultaten führt. Die spezifische Ausformung der jeweiligen Handlungslogik der Individuen läßt sich genauso nur empirisch ermitteln wie ihre inhaltlichen Handlungsziele und Verhaltensweisen.

Die Festschreibung bestimmter kognitiver Verknüpfungsformen als »rational« ist ein rein normativer Vorgang (vgl. dazu auch die Diskussion über die Rationalität des Verhaltens im Jahrgang 4 (1981) der Zeitschrift »The Behavioral and Brain Science«) und stellt somit weder eine Beschreibung noch eine Erklärung, sondern eine Wertung dar.

Im obigen Beispiel der Jugendlichen aus Palermo läßt sich z. B. vermuten, daß Migranten eine andere Logik entwickeln als die am Herkunftsort verbleibende Population und daß der Familieneinfluß in Italien größer ist als in den USA. Die Kombination dieser beider Wirkungen – von Migration einerseits und von kulturabhängiger relativer Einflußchance der Familie andererseits – könnte die beobachteten Zusammenhänge erklären. Von vornherein anzunehmen, daß sich solche Wirkungen aber einfach addieren oder multiplikativ kombinieren, hieße aber, Zahlenmystik zu betreiben.

Die Annahmen über die Form der Kombination der Wirkungen können nämlich genau so falsch sein wie die inhaltlichen Hypothesen. Eine Asymmetrie zwischen Logik und inhaltlichen Hypothesen besteht nicht. Wird die Logik des Handelns empirisch nicht überprüft, so stellt die resultierende Aussage ein unwissenschaftliches, weil dogmatisiertes Vorurteil dar.

Andrew Abbott (1988) spricht bei der Kritik des in dieser Hinsicht besonders naiven Standpunkts von *H. M. Blalock* von einer »general linear reality«. *H. M. Blalock* meint nämlich allen Ernstes, daß sich die Wirklichkeit nach den Annahmen linearer Repressionsgleichungen richte: »These regression equations are the ›laws‹ of science.« Mit Recht hebt *A. Abbott* (1988, 181) demgegenüber hervor, daß solche ungeprüften Annahmen über die Handlungslogik von Individuen zwar bisher durchgehend die Voraussetzung für die Anwendung mathematischer Verfahren darstellen, aber dennoch dogmatisch und unberechtigt sind. In bezug auf den zitierten Standpunkt von *Blalock* meint er zu recht: »To say this is to verify an entailed mathematics into a representation of reality.«

Inhaltlich läßt sich sagen, daß es bisher keine einzige empirische Studie gibt, die die Unabhängigkeit der Wirkungen der direkten persönlichen Einflußnahme von den Wirkungen der umfassenden interaktiven und institutionellen Ordnungen nachweisen hätte können. Bei einiger Sorgfalt der Erhebung zeigen sich vielmehr regelmäßig beträchtliche Interaktionseffekte zwischen den Wirkungen. Inhaltlich lassen sich diese aber, ganz im pragmatischen Sinn, in jedem Fall als Folge der unterschiedlichen Bedingungen möglicher Handlungen der Individuen auffassen.

Die exakt zu vermessenden Möglichkeitsräume, innerhalb derer das Verhalten von Individuen gesehen und analysiert werden muß, haben aber eine zeitliche Dimension, die in sich wiederum vielschichtig gegliedert ist.

Im zweiten Abschnitt wurde im Anschluß an die Arbeiten von *S. Bernfeld* auf die Frage der historischen Variabilität eingegangen. Die dort aufgenommenen Überlegungen sollen nun im Rahmen des pragmatischen Ansatzes weitergeführt werden.

Fragen wir uns nun im Sinn der pragmatischen Soziologie, welche realistischen Folgen eine so verstandene Jugend möglicherweise hat, dann ergibt sich eine Reihe von Folgerungen, die als Hypothesen für empirische Forschungen dienen können.

Eine schon genannte mögliche Folge der so verstandenen Jugend besteht darin, daß Institutionen in Frage gestellt werden mit der Absicht, durch Kritik Zugang zu ihnen zu gewinnen. Eine weitere mögliche Folge ist die oben angesprochene Jugendkultur mit eigenen Interaktionsordnungen und eigenen Selbstverständnissen.

Eine weitere Konsequenz ergibt sich aus dem Umstand möglichen sozialen Wandels. Jugend ist so verstanden abhängig von den Relationen zwischen drei Ordnungen, nämlich Selbst, interaktiver und institutioneller Ordnung. Ändert sich nun eines der drei Elemente, dann ändert sich möglicherweise das ganze System der Relationen.

Eine extreme Konsequenz haben wir bereits angesprochen, daß nämlich Jugendliche in einer Gesellschaft mehr oder weniger »aussterben« können und es zwar noch junge Menschen gibt, aber keine eigene Kategorie jugendlicher Akteure, die spezifische Dispositionen und auch eine spezifische Handlungslogik besitzen. Anders formuliert heißt dies, daß wir Jugend als generierenden Prozeß auffassen, der eine in sich homogene jugendliche Population erzeugt.

Was heißt es nun, daß ein generierender Prozeß eine homogene Population erzeugt? Impliziert dies, daß alle Mitglieder dieser Population die gleichen Merkmalsausprägungen besitzen? Keineswegs! Vielmehr bedeutet dies, daß sie alle entsprechend der gleichen Handlungslogik handeln. Dies wiederum hat zur Folge, daß sie in ihren Handlungen die gleiche Struktur der Zusammenhänge aufweisen und daß sie äußere Blockierungen und Störungen dieser Struktur wieder ausgleichen, sobald sie Gelegenheit dazu erhalten.

Diese zunächst abstrakt diskutierten Merkmale bedeuten nun konkret in bezug auf die Jugend, daß sie historischen Wandlungsprozessen unterworfen ist. Änderungen der Institutionen genau so wie Änderungen der Interaktionsordnungen können Veränderungen des generierenden Prozesses und somit Veränderungen der jugendlichen Population bewirken. Dabei ist zu berücksichtigen, daß alle diese Prozesse Zeit brauchen und daß dadurch Verzögerungen und Ungleichzeitigkeiten erzeugt werden können. So z.B. können die Änderungen in den interaktiven Ordnungen längst abgeschlossen sein, bevor sich erste Konsequenzen auf der Ebene der individuellen Persönlichkeiten bemerkbar machen und auf die interaktive Ordnung zurückzuwirken beginnen.

Historische Variabilität der Jugend ergibt sich daher meist in äußerst komplexer Form. Jugendsoziologische Arbeiten, die sich mit diesem Phänomen empirisch beschäftigt haben, kommen deshalb zu den widersprüchlichsten Ergebnissen (vgl. dazu auch *H. Kreutz*, 1964; 1969; 1974; 1975a; 1981a).

Im einzelnen sind folgende Sachverhalte voneinander zu unterscheiden, wenn man Aussagen über historische Entwicklungen anstrebt:

1. Unterschiede zwischen Eltern und ihren Kindern, diese werden häufig irrtümlicherweise als Unterschiede zwischen den Generationen angesprochen. Solche Daten sagen nichts über Jugend, sie enthalten zwar in sich wichtige Rohdaten, aber in einem solchen Gemenge von unterschiedlichsten Informationen, daß sie höchstens Vermutungen über die spezifischen jugendlichen Merkmale gestatten.
2. Unterschiede zwischen Angehörigen unterschiedlicher Altersgruppen, die im Querschnitt erfaßt wurden. Dieser Fall ist fast noch hoffnungsloser als der erstgenannte. Nur auf der Grundlage wohlüberlegter, differenzierter Untersuchungsanlagen ist es in diesem Fall möglich, spezifische Aussagen über Jugendliche und den historischen Wandel jugendlichen Verhaltens zu machen. Das Problem besteht in beiden Fällen darin, daß meist eine zu große Zahl von unbekannten Variablen in ihrer komplexen Wechselwirkung beobachtet wird: die Individuen ändern sich, die Umweltbedingungen ebenso, die Interaktionsordnungen bleiben nicht die gleichen und die Institutionen sind dem Wandel unterworfen und die beobachteten Populationen sind inhomogen, so daß die statistischen Parameter nicht eindeutig interpretiert werden können.
3. Unterschiede zwischen Kohorten, die durch den Zeitpunkt bestimmter Ereignisse wie z.B. Geburt, Heirat, Berufseintritt o.ä. gebildet werden. Die Kohortenanalyse ist zwar bereits sehr viel näher an der Möglichkeit, jugendliche Populationen als Resultate generierender Prozesse zu begreifen und sie entsprechend zu analysieren. Diese Chance wird aber fast immer bereits dadurch vertan, daß die zu analysierenden Kohorten schematisch gebildet werden – etwa jeweils 5 oder 10 Geburtsjahrgänge werden zusammengefaßt. Die so gebildeten Kohorten bilden daher in sich heterogene Populationen mit den bereits geschilderten Problemen. Eine adäquate Abgrenzung der Kohorten kann niemals a priori erfolgen, sie muß auf historische Umwälzungen und einmalige historische Ereignisse Bedacht nehmen. Zur Bildung sinnvoller Kohorten ist daher Kenntnis der historischen Vorgänge erforderlich.
4. Das mögliche Resultat solcher Kohortenanalysen sind aber selbst bei optimalem Vorgehen zunächst nicht Aussagen über die Jugend, sondern Aussagen über Generationen. »Generationen« sind mit der »Jugend« nur durch die These Karl Mannheims (vgl. dazu *Kreutz*, 1983; 1981a; 1974) verknüpft, die besagt, daß die Jugendphase im menschlichen Lebenslauf prägend ist und daher alle nachfolgenden Lebensperioden entscheidend mitbestimmt. Die *Mannheim*-'sche These ist eine interessante soziologische Vorwegnahme der heute in der Biologie sich allgemein durchsetzenden These von der entscheidenden Bedeutung sogenannter Zeitfenster (*H. Scheich*. 1987; *H. Scheich/ K. Brandt* 1988; *E. Wallhäußer*, 1983). So zeigt sich bereits im Rahmen von Tierversuchen, daß prägende Einflüsse der Umwelt auf bestimmte Fähigkeiten nur in bestimmten Lebensphasen möglich sind, da die Informationen nur während dieser

Phasen zu bleibenden Veränderungen führen und daß Einflüsse, die im Lebenslauf vorher oder nachher auftreten, weitgehend wirkungslos bleiben. Umgekehrt deutet aber vieles darauf hin, daß die Plastizität beim Menschen ungleich größer ist und daß daher den Entwicklungsfenstern beim Menschen nicht die entscheidende Bedeutung zukommt wie z. B. bei Küken. Daher ist auch in dieser Hinsicht selbst dann Vorsicht geboten, wenn man die Mannheimsche These von der herausgehobenen Bedeutung der Jugendphase für prinzipiell richtig ansieht. Gesteht man nun anderen Lebensphasen ebenso die Möglichkeit prägender Einflußnahme zu, dann wird es schwierig, empirisch ermittelte Generationsunterschiede mit dem Einfluß der Jugend zu verbinden, da die Generationsbildung dann ja auch in anderen Lebensphasen erfolgt sein kann. Man gelangt in diesem Fall zu der Notwendigkeit, komplexe Modelle über den Lebensablauf als sich selbst organisierendem Prozess im Sinne der modernen Theorie der Selbststeuerung oder auch der Selbstorganisation zu formulieren (vgl. z. B. *Dress/Hendrichs/Küppers*, 1986). Ansätze dazu liefern die life-event-Forschung und mathematische Modelle für Ereignisketten und Ereignisabläufe (vgl. *Coleman*, 1988). Problematisch und wenig zielführend sind diese Modelle und Forschungstechniken nur dann, wenn sie auf interaktive und institutionelle Ordnungen bei der empirischen Erhebung keinen Bedacht nehmen, sondern von einem individualistischen Ansatz ausgehend die Struktur des Prozesses lediglich vom Standpunkt des isoliert gesehenen individuellen Lebensablaufs zu rekonstruieren trachten.

Sowohl institutionelle und interaktive Ordnungen als auch das Individuum als komplexes System von Interaktionen zwischen dem Ich und dem Selbst mit seinen internalisierten Rollen haben eine zeitliche Dimension. Im Fall des Individuums sind die Zeiteinheiten in vielen Handlungsbezügen relativ klein, im Fall übergreifender institutioneller Ordnungen relativ groß. Die verschiedenen zeitlichen Ordnungen können daher ineinander verschachtelt sein und sich wiederum komplexe Systeme bilden. Sowohl lebensgeschichtliche als auch auch historische Forschungen sind daher im Rahmen der pragmatischen Jugendsoziologie notwendig, um den Möglichkeitsraum empirisch adäquat zu erfassen, in dem sich das Handeln sowohl von individuellen als auch von kollektiven Akteuren abspielt.

5.3. Die Logik der Gefühle und die Struktur individueller Handlungspotentiale

Seit der Ethik de *Spinozas* gibt es Bemühungen, eine Logik der Gefühle zu entwickeln, eine systematische Berücksichtigung der Gefühle in der soziologischen Theoriebildung ganz allgemein und in der Jugensoziologie im besonderen läßt aber noch auf sich warten. Da aber vom Standpunkt eines pragmatischen Forschungsprogramms im Sinne von *C. S. Peirce* den Gefühlen sogar im wissenschaftlichen Forschungsprozeß eine zentrale Rolle (vgl. *H. Kreutz*, 1988b) zukommt, muß auf diesen noch relativ wenig entwickelten Forschungsbereich näher eingegangen werden.
Zunächst spielen Gefühle bei dem Zustandekommen neuer Erfahrungen eine zentrale Rolle. Neue Erfahrungen werden auf der Basis von Überraschungen gemacht.

In der Überraschung zeigt sich ein doppeltes Bewußtsein: zum einen ist dem Handelnden noch die von ihm erwartete, bisherige Vorstellung über den Ablauf der Dinge präsent, gleichzeitig tritt aber bereits die neue, abweichende Konzeption gleichsam als Teil eines »Non-Ego«, als Element eines »Eindringlings« auf. Im ersten Augenblick werden die neuen Empfindungsqualitäten im Fall der Überraschung nie dem Ego, sondern einem Non-Ego zugeschrieben. Erweckt z. B. ein Mensch Wut, Ärger oder eine andere Art eines kognitiven oder emotionalen Ungleichgewichts, dann erscheint er zunächst als Ursache der unangenehmen Überraschung.
Neue Erfahrungen bedingen mithin Überraschungen und deren Verarbeitung die Revision alter

Erwartungen und die Restrukturierung der Ordnung der Kognitionen und Emotionen. Diese Einsicht liegt allen Theorien kognitiver Inkonsistenz bzw. mentaler Inkongruenz und auch der Gleichgewichtstheorie von *Fritz Heider* zugrunde.

Fassen wir Jugend als durch die Diskrepanz zwischen den bereits weitgehend entfalteten Fähigkeiten und den Handlungsmöglichkeiten innerhalb der institutionellen Ordnung bestimmt auf, so spielen neue Erfahrungen und die sie begleitenden Gefühle für Jugendliche eine zentrale Rolle. Sowohl die institutionelle Blockierung des Zugangs zu Interaktionsordnungen, als auch das Umgehen institutioneller Hemmnisse und der Aufbau neuer, spezifisch jugendlicher Interaktionsordnungen führen zu neuen Erfahrungen, die Gefühle evozieren. Überwiegt die institutionelle Kontrolle, sind negative Gefühle und entsprechende Handlungen – Kritik, Protest und Aggression – zu erwarten, überwiegt die Möglichkeit der Umgehung solcher Kontrollen, dann entwickelt sich ein jugendliches »Neuland« voller Überraschungen, das in der Folge sehr stark positiv besetzt wird.

Dieses Neuland der Jugendlichen bietet dann wiederum sehr verschiedene Möglichkeiten: je nach situativen Bedingungen können deviante (kriminelle) Subkulturen entstehen, es können evasive, sezessionistische Tendenzen vorherrschen, so daß z. B. die zuerst in den USA beobachtete Jugendkultur mit überwiegender Orientierung an Gleichaltrigen, an Freizeit und Sport sowie an evasiven Massenkommunikationsinhalten entsteht. Oder es können sich kulturell und gesellschaftlich innovative Bewegungen entfalten, die bestimmte neue Erfahrungen institutionalisieren und so als Reformbewegung die institutionellen Blockaden durchbrechen. Alle diese Potentiale sind in der Jugend enthalten und können je nach den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen realisiert werden oder latent bleiben (vgl. *Lüdtke, Kaiser* in diesem Band).

Zu beachten ist dabei, daß jede der genannten Möglichkeiten sich in dem Sinne erschöpfen kann, daß keine neuen Erfahrungen mehr gemacht werden und daß sich die einmal etablierte Interaktionsordnung gegen Überraschungen schützt. In diesem Fall tritt eine zunehmende Abflachung der Aktivitätskurve und der innovativen Impulse ein. Solange die spezifische Lage des Jugendlichen durch Überraschungen überdurchschnittlich emotionale Aktivierung erzeugt, solange geht Unruhe von der Jugend aus. Sobald die institutionellen und/oder interaktiven Ordnungen das Moment neuer Überraschungen ausschalten, »altert« die Jugend und verliert ihre Spontaneität.

Hebt eine Gesellschaft die temporäre institutionelle Blockierung der Impulse der jungen Menschen weitgehend – im Grenzfall völlig – auf, dann hebt sie Jugend als spezifische Lebensform auf. Solange jedoch Jugend in diesem Sinn in einer Gesellschaft besteht, spielen Gefühle für Jugendliche eine besondere Rolle. Der Tendenz nach ist dann der jugendliche Akteur an neuen Erfahrungen, Überraschungen und den durch sie evozierten Gefühlen interessiert. Umgekehrt ist der jugendliche Akteur in einem solchen Fall überdurchschnittlich stark affektiv involviert, das Niveau seines »emotional arousal« liegt im Durchschnitt signifikant über dem anderer »nichtjugendlicher« Menschen.

C. S. Peirce (1935) hat hier eine Wirkungsreihe »belief – habit – doubt« postuliert. Die Summe der Erfahrungen bildet sowohl beim Individuum als auch bei der

Gruppe jeweils eine mehr oder weniger konsistent geordnete Menge von Überzeugungen. Auf der Basis dieser Überzeugungen entwickeln sich feste Gewohnheiten, die wir soziologisch als institutionelle und interaktive Ordnungen begreifen. Das Handeln innerhalb dieser Ordnungen führt dann zu neuen Erfahrungen, Überraschungen und neuem Zweifel, wenn die nicht erwarteten Ereignisse wirklich zur Kenntnis genommen und nicht verdrängt werden. In dieser Hinsicht spielt die spezifische Lage des Jugendlichen eine große Rolle. Aufgrund seiner Situation ist er nämlich in besonderer Weise daran interessiert, den Zweifel zu schüren, Inkonsistenz in den gesellschaftlichen Ordnungen aufzudecken und neue Erfahrungen zu machen, während andere, »nichtjugendliche« Akteure gerade den Zweifel nach Möglichkeit meiden, interaktive Ordnungen, die Unsicherheiten aufkommen lassen könnten, institutionell blockieren und nach Möglichkeit neue Erfahrungen nicht ins Bewußtsein treten lassen.

Dementsprechend lassen sich die Aussagen allgemeiner Theorien des Handelns, die von einem einzigen, als allgemeingültig angesehenen Modell des menschlichen Akteurs schlechthin ausgehen, nicht auf Jugendliche übertragen. Für jugendliche Akteure ergibt sich eine andere Logik des Handelns, Denkens und Fühlens als für nichtjugendliche Akteure.

Die spezifische Logik der Gefühle, der Gedanken und der Handlungen des jugendlichen Akteurs folgt dabei zu einem wesentlichen Teil aus seiner spezifischen Stellung innerhalb der Gesellschaft und aus den Parametern, die deren institutionelle und interaktive Ordnungen charakterisieren. Dies rechtfertigt aber nicht die Annahme, der jugendliche Akteur könne daher lediglich als eine Modifikation eines generellen Modells individueller Akteure aufgefaßt werden. Dies aus folgenden Gründen: zum einen ergeben sich komplexe Wechselwirkungen im Sinne statistischer Interaktionen verschiedenster Art zwischen den genannten Faktorengruppen, zum anderen treten ebensolche Interaktions-Effekte im Zusammenhang sowohl mit »historischen« Veränderungen der gesellschaftlichen Ordnungen als auch mit Merkmalen der Individuen – wie z.B. körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit und Gesundheit (vgl. *du Bois* in diesem Band) – auf.

Auch die Erkenntnis der modernen Forschung auf den Gebieten der Gehirnforschung, der Physiologie und der allgemeinen biologischen Theorie legen es nahe, ein allzu generalisiertes und damit gleichzeitig allzu einfaches Modell des Individuums für die Soziologie als irreführend abzulehnen. Bereits die Entscheidung des individualistischen Programms, das Individuum als kleinste Einheit der Analyse vorauszusetzen, erweist sich als unhaltbar und als in dieser Hinsicht selbst der klassischen soziologischen Rollentheorie unterlegen. In der Rollenanalyse wird das Individuum als ein System von unterschiedlichen internalisierten Rollen aufgefaßt. *Merton/Barber* (1963) haben daher bereits das Konzept soziologischer Ambivalenz eingeführt, die dann eintritt, wenn das Individuum in seinem Handeln gleichzeitig entgegengesetzte Rollenerwartungen zu erfüllen hat. Innerhalb der pragmatischen Sichtweite beinhaltet dies, daß es nicht a priori entschieden werden kann, ob die Ursachen für bestimmte Handlungen bei den bewußten Intentionen von Individuen, in den Eigenschaften spezifischer Interaktionsordnungen oder im Rahmen institutioneller Ordnungen zu suchen sind.

Der Ansatz von *E. Durkheim* stimmt in dieser Hinsicht mit der pragmatischen Sichtweise völlig überein: Die Stärke der emotionalen Erregung ist ein Merkmal, das nicht ausschließlich individuell, sondern sogar vorwiegend von der Interaktionssituation bestimmt ist. Individuen suchen Interaktionssituationen auf, weil sie in ihnen ihren Gefühlen Ausdruck geben können.

Dies deshalb, weil Interaktionsordnungen durch ein gesteigertes Ausmaß an emotionaler Aktivierung gekennzeichnet sind. Eine weitere Folge dieser Intensivierung der Gefühle in Interaktionssituationen ist, daß durch diese emotionale Stimulierung kognitive Prozesse aktiviert werden (vgl. dazu: *Hammond*, 1983, 96f.).
Durkheim erweitert diese These in seiner Religionssoziologie dahingehend, daß er die gesteigerte emotionale Erregung als Grundlage für die Entwicklung grundlegender Klassifikationen und damit der Begriffsbildung selbst ansieht: »... affectivity gives rise to classifications of nature in hunting and gathering societies. According to him, these classifications link different species of plants and animals ... to human groups by attributing to the natural world various human characteristics .. « (*Hammond*, 1983, 97).

Kognitive Orientierungen und das rationale Erkennen von Handlungspotentialen setzen somit sowohl nach der Auffassung von *Peirce* als auch gemäß der von *Durkheim* vorgängiges emotionales Engagement voraus. Erst durch die gefühlsmäßige Aktivierung wird die Energie bereitgestellt, um Ikonen, Indices und Symbole (im Sinne der Semiotik von *Peirce*) zu entwickeln, die es erlauben, die Wahrnehmungen zu ordnen und sie in kognitiven Strukturen abzubilden. Diese gefühlsmäßige Aktivierung kann habitualisiert und institutionell bestimmten Akteuren in bestimmten Lebensphasen schwerpunktmäßig zugeordnet werden.
Eine solche Möglichkeit der Institutionalisierung ist in der Jugend gegeben. Genau diese sich in der Jugend ergebende Chance nennt *Bernfeld* »Kulturpubertät«. Durch die in den Beziehungen zwischen Selbst, interaktiver und institutioneller Ordnung während der Jugendphase bestehende Diskrepanz wird die Chance zu gesteigerter emotionaler Aktivierung geschaffen. Diese Diskrepanz bewirkt gemeinsam mit der emotionalen Aktivierung eine Intensivierung sowohl der Exploration der sich abzeichnenden Handlungsmöglichkeiten als auch ihre vergleichende Klassifikation und Einordnung in das eigene Verhaltensrepertoire, so daß individuelle Handlungspotentiale entstehen, die Strategien für eine große Zahl unterschiedlicher Situationen beinhalten. Ein Wegfall der Jugend bewirkt mithin auf Dauer eine weitgehende Einschränkung der individuellen Handlungspotentiale.

Fritz B. Simon (1984, 78f) faßt die Wechselwirkung zwischen kognitiver und affektiver Entwicklung folgendermaßen zusammen: »Es lassen sich also zwei Abstraktionsprinzipien unterscheiden: einmal wird von Außenwahrnehmung zugunsten affektiver Kategorisierungen abstrahiert, das andere Mal von affektiven Aspekten zugunsten äußerer. Diese beiden Formen der Abstraktion, die den Aufbau des subjektiven Zeichensystems bestimmen, sind dadurch unterschieden, daß sie in verschiedenen Wahrnehmungsfeldern nach Invarianz ›suchen‹: innerhalb und außerhalb des subjektiven Bereichs. Ein realistisches Bild der Welt ergibt sich erst, wenn beide Abstraktionsreihen sozusagen gegeneinander ›verrechnet‹ werden. Realitätsanpassungen heißt also, ›Fühlen‹ und ›Denken‹ zu integrieren, oder besser gesagt: Denken ohne Fühlen ist irrational. Die vermeintliche Zweckrationalität gesellschaftlicher Organisationsformen verliert ihre Zweckrationalität, wenn sie den affektiven Bedürfnissen der Menschen, die diese Gesellschaft bilden, nicht langfristig entspricht.« *A. N. Whitehead* (1978, 256f) geht in seiner Theorie hier noch weiter und versucht, die Entstehung des Bewußtseins aus der Integration verschiedener Arten von Gefühlen in ein einheitliches System abzuleiten.

In Hinblick auf eine pragmatische Jugendsoziologie bedeutet dies, daß es völlig verfehlt wäre, Emotionen als irrational anzusehen und sie bei der wissenschaftlichen Analyse menschlichen Handelns unberücksichtigt zu lassen. Ebenso ist es unerläßlich, nicht nur das faktische Handeln und die dominanten »Dispositionen« der

Individuen zu erfassen. Vielmehr ist es geboten, die individuellen Handlungspotentiale – die sich formal so auffassen lassen wie Aussagenverbände (vgl. *v. Weizsäcker*, 1985) – miteinzubeziehen, so daß die Handlungsintentionen von Individuen, die sich in verschiedenen realen Situationen befinden, zumindest auf der Ebene dieser ihrer Handlungspotentiale miteinander vergleichbar werden. Zu diesem zuletzt genannten theoretischen Anliegen kann z.B. die quasi-experimentelle Frage die notwendigen empirischen Daten liefern.

Bei der Erfassung der affektiven Dimension des Handelns bestehen sowohl methodologisch als auch theoretisch allerdings noch erhebliche Defizite.
Auf der Ebene empirischer Forschung hat v.a. die Massenmedienforschung der letzten 20 Jahre wertvolle Beiträge geleistet (vgl. z.B. *Huesmann & Evon* 1986). Auf der Ebene der theoretischen Durchdringung liefern die bereits erwähnte Gleichgewichtstheorie (*F. Heider*, 1958) und die von *L. Festinger* (1956) ausgehende Inkonsistenztheorie wichtige Vorarbeiten. Auch die Forschungstradition, die sich mit der Erfassung affektiver Konnotationen sprachlicher Ausdrücke durch semantische Differentiale beschäftigt (vgl. *Osgood/Mang/Miron*, 1975), trägt zur Klärung etlicher Fragen bei. Ihre Weiterverwendung im Rahmen der von *David R. Heise* (1986) entwickelten »Affect Control Theory«, die soweit expliziert ist, daß sie mit Hilfe von Modellen der Computersimulation weiter ausdifferenziert werden kann, erlaubt es zumindest in begrenztem Rahmen, kulturell normierte Gefühle bei der Erklärung individuellen Handelns zu berücksichtigen, wobei es allerdings mehr als fraglich ist, ob die von *Osgood* und auch von *Heise* unterstellte Homogenität der gesamten Bevölkerung hinsichtlich der emotionalen Bedeutung sprachlicher Zeichen haltbar ist.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Soziologische Theorien über Jugend haben sich – auf Vorläufer aufbauend – in den letzten knapp hundert Jahren in einer von im Laufe der Zeit differenzierter werdenden Forschungstradition entwickelt, wobei sich neben Gemeinsamkeiten auch eine Reihe von z.T. sehr weitgehenden Unterschieden herauskristallisiert haben. Daher ist es heute sicher nicht möglich, von einer einzigen soziologischen Jugendtheorie auszugehen, und man muß die gleichberechtigte Existenz einer Reihe von verschiedenen, miteinander konkurrierenden Ansätzen konstatieren.
Im vorliegenden Beitrag werden nicht alle theoretischen Ansätze angesprochen oder gar ausführlich dargestellt. Ältere Paradigmen, wurden bereits oben (vgl. Teil I und II in diesem Band) entwickelt und auch schon früher bereits ausführlich dargelegt. (vgl. z.B. *Kreutz*, 1974). Ebenso verhält es sich mit etablierten Theorien, die aus Nachbardisziplinen »importiert« wurden. Zu nennen wäre hier vor allem die an den Arbeiten von *Piaget* anknüpfende kognitive Theorie der moralischen Entwicklung von *L. Kohlberg* (vgl. dazu *Kohlberg/Levine/Hewer*, 1983), die aus der Politikwissenschaft übernommenen Thesen über die Entstehung einer postmaterialistischen Jugend von *R. Inglehart* (vgl. *Herz* in diesem Band), oder die in Anlehnung an die Wirtschaftswissenschaften formulierte Vielzahl von individualistischen und reduktionistischen Ansätzen, die versuchen, allgemeine Theorien des Handelns zu entwickeln und auf jugendliches Verhalten zu beziehen (vgl. dazu den Beitrag von *H. Esser* in diesem Handbuch).
Vielmehr wurden hier neuere soziologische Arbeiten im engeren Sinn daraufhin

untersucht, ob sich in ihnen ein einheitliches Paradigma abzeichnet. Unter diesem Blickwinkel wurden Traditionen der empirischen Jugendforschung, theoretische Arbeiten zum symbolischen Interaktionismus, der auf der Feldtheorie fußende sozialökologische Ansatz, ethnomethologische Arbeiten und der mit diesen verwandte ›dramaturgische‹ Ansatz von *Goffman*, interkulturell und historisch vergleichende empirische Forschungen, sowie Arbeiten, die sich auf die affektive Entwicklung beziehen, auf ihre Vereinbarkeit hin untersucht. Überraschenderweise zeigt es sich dabei, daß sie sich wie Bausteine eines Puzzles zu einem einheitlichen Bild der Wirklichkeit ordnen lassen, wenn man von dem von *C. S. Peirce* (1935) formulierten pragmatischen Forschungsansatz ausgeht. Es darf daher behauptet werden, daß die implizite Theorie der empirisch ausgerichteten Jugendforschung als pragmatische Soziologie angesprochen werden darf. Diese pragmatische Jugendsoziologie ist nicht reduktionistisch und weder individualistisch noch holistisch ausgerichtet, das Handeln der Jugendlichen wird nicht unter dem normativen Blickwinkel einer wie auch immer definierten Rationalität eingeordnet und eine einseitige Ausrichtung an kognitiven Aspekten der Entwicklung wird vermieden.

Positiv ausgedrückt impliziert der pragmatische Ansatz vor allem die Analyse des tatsächlichen Verhaltens vor dem Hintergrund der sorgfältig explorierten realistischen Handlungsmöglichkeiten, das Herausarbeiten der spezifischen Interaktionsordnung – neben Individuen und Institution – und die Rekonstruktion der individuellen, sowohl affektiv als auch kognitiv bestimmter Logik des Handelns. Jede spezifische Handlungslogik ist dabei als generierender Prozeß aufzufassen, der eine Population erzeugt, die – statistisch gesehen – in sich homogen ist. In diesem Sinn wird auch Jugend als ein spezifischer generierender Prozeß, durch den ein bestimmtes Verhältnis von interaktiven und instituionellen Ordnungen geschaffen wird, verstanden. Dieser auf der Makroebene wirksame Prozeß bewirkt, daß auf der Mikroebene spezifisch jugendliche Interaktionsordnungen und individuelle, jugendliche Verhaltensweisen resultieren.

Auf der Basis dieses Ansatzes wird in Hinblick auf die künftige Entwicklung erwartet, daß die Jugendforschung zunehmend die Dynamik der sogenannten Entwicklungsländer in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen und Jugend im Rahmen der entwickelten Industriegesellschaften als eine Randgruppe verstehen wird. In theoretischer Hinsicht ist zu erwarten, daß die einseitige Ausrichtung der Forschung an kognitiven Prozessen relativiert wird und affektive Aspekte des Handelns in den Mittelpunkt des Interesses rücken.

Literatur

Abbott, A.: »Transcending General Linear Reality«. Sociological Theory. Bd. 6, 1988, 169–186 – *Abdallah, A.:* The Student Movement and National Politics in Egypt. London 1985 – *Alexander, J. G.,* Hg.: Neofunctionalism. Beverly Hills 1985 – *Bahrdt, H. P.:* Umwelterfahrung. München 1974 – *Bales, R. F., Cohen, S. P.:* SYMLOG. Ein System zur mehrstufigen Beobachtung von Gruppen. Stuttgart 1982 – *Barker, R. G.:* Ecological Psychology: Concepts and Methods for Studying the Environment of Human Behavior. Stanford 1968 – *Barker, R. G.:* The Stream of Behavior. New York 1963 – *Barker, R. G., Gump, P. V.:* Big School, Small School: High School Size and Student

Behavior. Stanford 1964 – *Barker, R. G., Schoggen P.:* Qualities of Community Life. San Francisco 1973 – *Bartley, W. W.,* III: Flucht ins Engagement. Tübingen 1987 – *Bernfeld, S.:*Trieb und Tradition im Jugendalter. Leipzig 1931 – *Bernfeld, S.:* Kinderheim Baumgarten. Bericht über einen ernsthaften Versuch mit neuer Erziehung. Berlin 1921 – *Bernfeld, S.,* Hg.: Vom Gemeinschaftsleben der Jugend. Leipzig 1921 – *Bernfeld, S.:* »Ein Institut für Psychologie und Soziologie der Jugend.« Annalen für Natur- und Kulturphilosophie. Bd. XIII, 1917, 209–251 – *Bernfeld, S.:* Über den Begriff der Jugend. (Diss.). Wien 1914 – *v. Bertalanffy, L.:* »The Theory of Open Systems«. Physics and Biology Science, Bd. 111. 1966, 23–29 – *v. Bertalanffy, L.:* Theoretsiche Biologie. Bd. I, Leipzig 1934 – *Blancpain, R., Häuselmann, E.:* Zur Unrast der Jugend, Frauenfeld–Stuttgart 1974 – *Bohnsack, R.:* Handlungskompetenz und Jugendkriminalität. Ein interaktionistisches Konzept zur Aufdeckung von gesellschaftlicher Unterprivilegierung. Neuwied–Berlin 1973 – *Böhler, D.:* Rekonstruktive Pragmatik. Frankfurt/M. 1985 – *Boocock, S.:* »Validity-testing of an intergeneration game«. Simulations and Games. Bd. 3, 1972, 29–40 – *Boocock, S., Schild, E. O.* ed.: Simulation Games in Learning. Beverly Hills 1968 – *Cohen, L. J.:* »Can Human Irrationality Be Experimentally Demonstrated?« The Behavioral and Brain Science. Jg. 4, 1981, 317–370 – *Coleman, J. S.:* Foundations of Social Theory. Cambridge, Mass. 1989 – *Coleman, J. S.:* »The Corporation Versus the Family: Consequences for Persons«. Konflikt und Kooperation. Innovation. Hg. *R. J. Pohoryles, U. Wuggenig, E. Haider,* Jg. 1, Heft 4/5, 1988, 527–542 – *Coleman, J. S.:* High Scholl Achievement. New York 1982 – *Coleman, J. S.:* Youth: Transition to Adulthood. Washington 1974 – *Colemann, J. S.:* Adolescent and the Schools. New York 1965 – *Coleman, J. S.:* The Adolescent Society. Glencoe (JU.) 1961 – *Dornette, W., Pulkowski, H. B.:* Experimentelle Spiele in der Psychologie. München–Basel 1974 – *Dress, A., Hendrichs, M., Küppers, G.:* Selbstorganisation. München 1986 – *Erdmann, G.:* Zur Beeinflussung emotionaler Prozesse durch vegetative Variationen. Weinheim –Basel 1983 – *Faßnacht, G.:* Systematische Verhaltensforschung. München–Basel 1979 – *Festinger, L.:* When Prophecy Fails. Indianapolis 1956 – *Forgas, J. P.:* Social Episodes. A Study of Interaction Routines. London 1979 – *Frigeda, N. H.:* »Recognition of Emotion«. Advances in Experimental Social Psychology. Hg. *L. Berkowitz,* Bd. 4. New York–London 1969, 167–223 – *Goffman, E.:* Interaktionsrituale. Frankfurt/M. 1986 – *Goffman, E.: »Presidental Address: The Interaction Order«. American Sociological Review. Bd. 48. 1983, 1–17* – *Goffman, E.:* Forms of Talk. Pennsylvania 1981 – *Goffman, E.:* Frame Analysis. New York 1974 – *Hammond, M.:* The Sociology of Emotions and the History of Social Differentiation«. Sociological Theory. Hg. *R. Collins,* San Francisco 1983, 90–119 – *Heider, F.:* The Psychology of Affiliation. New York 1958 – *Heise, D. R.:* »Modelling Symbolic Interaction«. Approaches to Social Theory. Hg. *S. Lindenberg, J. S. Coleman, S. Nowak,* New York 1986, 291–309 – *Heitmeyer, W., Hg.:* Interdisziplinäre Jugendforschung. Weinheim –München 1986 – *Homans, G. C.:* »Behaviorism and After«. Social Theory Today. A. Giddens & J. Turner. 1984 58–81 – *Horkheimer, M., Hg.:* Autorität und Familie. Paris 1934 – *Hübner-Funk, S., Müller, H. U., Gaiser, W.:* Sozialisation und Umwelt. Berufliche Orientierungen und Gesellungsformen von Hauptschülern im sozialökologischen Kontext. München 1983 – *Huesman, L. R., Evon, L. D.:* Television and the Aggressive Child. A Cross-National Comparison. Hillsdale (N. J.)-London 1986 – *Jahoda-Lazarsfeld, M.:* »Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs«. Studien über Autorität und Familie. Hg. *M. Horkheimer,* Paris 1936, 706–725 – *Jasso, G.:* »Principles of Theoretical Analysis«. Sociological Theory, Bd. 6, 1988, 1–20 – *Joas, H.:* »Symbolic Interactionism«. Social Theory Today. Ed. *A. Giddens, J. H. Turner,* 1984, 82–115 – *Kanitschneider, B.:* Das Weltbild Albert Einsteins. München 1988 – *Klages, H.:* »Die Jugend im gesellschaftlichen Wertwandel«. Jugend. Hg. *H. Rabe,* Konstanz 1984, 95–106 – *Klages, H., Kmieciak, P.:* Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt–New York 1979 – *Kohlberg, L., Levine, C., Hewer, A.:* Moral Stages: A Current Formulation and a Response to Critics. Basel 1983 – *Kreutz, H.:* »Emotionalität und Sachlichkeit«. Beitrag zum 3. Nürnberger Symposium zur sozialwissenschaftlichen Computersimulation. Entwicklungstendenzen der sozialwissenschaftlichen Computersimulation – Ergebnisse des 3. Nürnberger Symposiums. Hg. *H. Kreutz, J. Bacher,* Opladen 1989a – *Kreutz, H.:* »Sozialforschung zwischen Machtstreben und Aufklärung«. Angewandte Sozialforschung, Jg. 15, Heft 3, 1989b – *Kreutz, H., Bacher, J., Fröhlich, G.:* Alternative Projekte zwischen Fortschritt und Anpassung. Nürnberg 1988a – *Kreutz, H.:* »Die Integration von empirischer Forschung, theoretischer Analyse und praktischem Handeln«. Pragmatische Soziologie.

Hg. *H. Kreutz*, Opladen 1988b, XI–XXXII – *Kreutz, H.:* »Die Diskrepanz zwischen formeller und informeller Organisation des Industriebetriebes«. Pragmatische Soziologie. Hg. *H. Kreutz*, Opladen 1988c, 83–88 – *Kreutz, H.:* »Direkte Demokratie, Realitätserfahrung durch Massenmedien und Gewaltbereitschaft«. Angewandte Sozialforschung, Jg. 15, 1987, 282–301 – *Kreutz, H.:* Eine Alternative zur Industriegesellschaft? Projekte in der Bewährungsprobe des Alltags. Nürnberg 1985 – *Kreutz, H.:* Generationsbildung als eine Form der Vergesellschaftung in der Situation sozialen Wandels«. Angewandte Sozialforschung. Jg. 11, 1983, 369–384 – *Kreutz, H.:* »Jugendsoziologie und Ideologiekritik«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 1981a, 148–159 – *Kreutz, H.:* Arbeit-Emotion-Politik. Die gefühlsmäßige Verarbeitung betrieblicher Erfahrungen und ihre politischen Auswirkungen. Nürnberg 1981b – *Kreutz, H.:* Sociologie van de jeugd. Bussum 1981 – *Kreutz, H.:* »Kohortenansatz und phänomenologischer Fehlschluß«. Soziale Welt. Sonderdruck aus Jg. 26, 1975a, Heft 3, 348–353 – *Kreutz, H.:* »Die zeitliche Dimension von Sozialisationsumwelten«. Sozialisationsforschung. Hg. *H. Walter*, Bd. III, Stuttgart 1975b, 107–150 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Kreutz, H.:* »Die ›Doppelbödigkeit‹ der Gesellschaft und das Protestpotential der Jugend. Anmerkungen zu den Rahmenbedingungen der Jugendpolitik«. Angewandte Sozialforschung, Jg. 3, 1973a, 282–291 – *Kreutz, H.:* »Jugend und Zukunft«. Rollenerwartungen der weiblichen Jugend. *L. Rosenmayr, H. Kreutz*, Wien 1973b, 20–312, 339–423 – *Kreutz, H.:* »Altersrolle, soziale Schicht und politische Generationsbildung«. Soziologie. Sonderdruck. Hg. *L. Rosenmayr, S. Höllinger*, Wien 1969, 363–400 – *Kreutz, H.:* Jugend: Gruppenbildung und Objektwahl. Bd. 1, Wien 1964 – *Kreutz, H., Bacher, J.*, Hg.: Entwicklungstendenzen der sozialwissenschaftlichen Computersimulation – Ergebnisse des 3. Nürnberger Symposiums. Opladen 1989 – *Kreutz, H., Planck, F.:* »Zweistufige varianzanalytische Auswertung quasi-experimenteller Fragen: ein Verfahren zur Abgrenzung homogener Teilpopulationen«. Pragmatische Soziologie. Hg. *H. Kreutz*, Opladen 1988, 305–316 – *Kureshy, A.:* Adolescent Fantasy. Calcutta 1975 – *Lazarsfeld, P.:* Jugend und Beruf. Jena 1931 – *Larzarsfeld, P., Leichter, K.:* »Erhebung bei Jugendlichen über Autorität und Familie«. Studien über Autorität und Familie. Hg. *M. Horkheimer*, Paris 1936, 353–415 – *Lindenberg, S., Coleman, J. S., Nowak, S.*, Hg.: Approaches to Social theory. New York 1986 – *Mannheim, K.:* »Das Problem der Generationen«. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, Bd. 7, 1928, 157–185 – *Mead, G. H.:* Mind, Self and Society. Chicago 1934 – *Merton, R. K., Barber, E.:* »Sociological Ambivalence«. Sociological Theory, Values, and Sociocultural Change. Hg. *E. A. Tiryakian*, London 1963. 91–120 – *Molnár, P.:* Jövőképe és generációs feszültség hét magyar és nyugatnémet generációnál. Budapest 1987 – *Müller, W.:* »Bildung und Mobilitätsprozeß – eine Anwendung der Pfadanalyse«. Zeitschrift für Soziologie. Jg. 1, 1972, 65–84 – *Osgood, C. E., Mang, W. H., Miron, M. S.:* Cross-Cultural Universals of Affective Meaning. Urbana–Chicago–London 1975 – *Parsons, T., Bales, R. F.:* Family, Socialization and Interaction Process. London–New York 1955 – *Patzelt, W. J.:* Grundlagen der Ethnomethodologie. München 1987 – *Peirce, C. S.:* Über die Klarheit unserer Gedanken. Frankfurt/M. 1985 – *Peirce, C. S.:* Collected Papers. Bd. 7–8, ed. by *A. W. Burks*, Cambridge, Mass. 1958 – *Peirce, C. S.:* Collected Papers. Bd. 1–6, ed. by *C. Harthorne, P. Weiss*, Cambridge Mass 1931–35 – *Piaget, J.:* Intelligence an Affectivity. Palo Alto 1981 – Psydata: Jugend '81. Opladen 1982 – *Quine, W. V.:* From a Logical Point of View. Cambridge (Mass.) 1953 – *Rapoport, A.:* »Uses of computer simulation in experimental games«. Entwicklungstendenzen der sozialwissenschaftlichen Computersimulation – Ergebnisse des 3. Nürnberger Symposiums. Opladen 1989 (im Druck) – *Rapoport, A.:* General System Theory. Turnbridge Wells-Cambridge 1986 – *Rawls, A. W.:* »The Interaction Order Sui Generis: Goffman's Contribution to Social Theory«. Sociological Theory. Bd. 5, 1987, 136–149 – *Rawls, A. W.:* »Interaction vs. Interaction Order«. Sociological Theory. Bd. 6, 1988, 124–129 – *Rochberg-Halton, E.:* »Why Pragmatism now?« Sociological Theory. Bd. 5, 1987, 194–200 – *Scheich, H.:* »Neural correlates of auditory filial imprinting«. Journal of Comparative Physiology A. Bd. 161, 1987, 605–619 – *Scheich, H., Braun, K.:* »Physiologische Grundlagen der Verhaltensentwicklung«. Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft. Bd. 81, 1988, 77–95 – *Sennett, R.:* Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/M. 1983 – *Sherif, M.*, Hg.: Problems of Youth. Chicago 1965a – *Sherif, M.:* »The Adolescent in his Group and its Setting«. Problems of Youth. Hg. *M. Sherif, C. W. Sherif*, Chicago 1965b, 265–329 – *Sherif, M., Sherif, C. W.:* Reference Groups. Exploration into conformity and deviation of Adolescent. New York – London 1964 – *Sherif, M., Harvey, O., White, B., Hood, W., Sherif, C. W.:*

Intergroup Conflict and Cooperation. Norman (Okl.) 1961 – *Shotter, J., Gergen, K.J.* Hg.: Texts of Identity. London–Newbury Park 1989 – *Simon, F. B.:* Der Prozeß der Individuation. Göttingen 1984 – *Smelser, N.J.,* Hg.: Handbook of Sociology. London 1988 – *v. Smoluchowski, M.:* »Über den Begriff des Zufalls und den Ursprung der Wahrscheinlichkeitsgesetze in der Physik«. Die Naturwissenschaften. Bd. 17, 1918, 253–263 – *Spinoza, B. de:* Die Ethik. Stuttgart 1977 – *Tallmann, I., Marotz-Baden, R., Pindas, P.:* Adolescent Socialization in Cross-Cultural Perspective. New York 1983 – *Wallhäußer, E.:* Morphologie prägungsrelevanter Gebiete im Vorderhirn von Haushuhnküken. Technische Universität Darmstadt. Veröffentlichte Diplomarbeit. 1983 – *Walter, H.,* Hg.: Sozialisationsforschung. 3 Bde. Stuttgart 1975 – *Wehrspaum, M.:* Konstruktive Argumentation und interpretative Ordnung. Opladen 1985 – *v. Weizäcker, C. F.:* Aufbau der Physik. München–Wien 1985 – *Whitehead, A. N.:* Process and Reality. New York–London 1978 – *Wiebe, H. H.,* Hg.: Jugend in Europa. Opladen 1988 – *Wurzbacher, G.:* Sozialisation und Personalisation. Stuttgart 1974 (3. Auflage). – *Young, H. B., Ferguson, L. R.:* Puberty to Manhood in Italy and America. New York–London 1981 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987.

Hartmut Esser

Gesellschaftliche »Individualisierung« und das Schicksal der (Bindestrich-)Soziologie

1. Das Problem

Die Befürchtung, daß die Soziologie auf eine Krise zusteuere, hat das Fach immer schon begleitet. Die neueste Variante der Begründung für diese Vermutung scheint allerdings in das Herzstück der soziologischen Fachidentität zu treffen: wenn es mit *Durkheim* (1976) richtig ist, daß die »Regeln der soziologischen Methode« sich erst über einen genuin soziologischen Gegenstand konstituieren, und wenn sich erst aus diesem Gegenstand und jenen Regeln die Fachidentität ableitet, dann wäre eine gesellschaftliche Entwicklung, die diesen Gegenstand immer mehr auflöst, für ein solches Selbstverständnis des Faches schon eine gewisse Herausforderung. Genau dies besagt aber die These von der gesellschaftlichen Individualisierung, wie sie zuletzt von *Beck* (1986) formuliert wurde: daß sich die Zugehörigkeiten von Akteuren (z. B. nach »Stand« oder »Klasse«) immer stärker überkreuzen, entstabilisieren und damit in ihrer systematischen Wirkung für Handeln und das Hervorbringen neuer Strukturen verdünnen und verflüchtigen. Anders gesagt: daß es eindeutige, für die Akteure unmittelbar handlungsbestimmende externe Zwänge immer weniger gebe und daß daher die Soziologie möglicherweise ein recht frühes Ende finden könne (*Beck*, 1986, 130, 139).

Von einer theoretischen Sichtweise her formuliert die Individualisierungs-These damit eine bereits recht alte Vermutung, wonach es die so mit Nachdruck reklamierten genuin »soziologischen Gesetze« eigentlich gar nicht gibt, da diese »Gesetze« lediglich die beobachtbare Folge der Stabilität gewisser spezifischer, historisch relativer Randbedingungen sind und daß mit der Veränderung der Randbedingungen auch diese »Gesetze« ihren scheinbar ehernen Charakter verlieren (vgl. dazu insbesondere bereits *Popper*, 1974, 92f., 98ff.; in neuerer Zeit *Boudon*, 1983).

Die über die Individualisierungs-These begründete Vermutung vom allzu frühen Ende der Soziologie trifft auf ein in anderer Hinsicht wohlvorbereitetes Feld. Hat man nicht mit *Thomas Kuhn* die Gewißheit erhalten, daß Wissenschaft sich ohnehin nicht nach den puritanischen Regeln einer »Logik der Forschung« entwickelt? Fügt sich die These vom Ende der Soziologie nicht vorzüglich in die *Feyerabend*schen Aufforderungen, das Konzept der wissenschaftlichen Rationalität endlich aufzugeben? Paßt die Vorstellung, daß man nun endgültig an dem Punkt angekommen ist, an dem auch der letzte »Positivist« erkennen muß, daß soziale Wirklichkeit zu komplex, zu einzigartig, zu vielfältig ist, als daß man hoffen könnte, hier mit den analytischen Methoden irgend etwas ausrichten zu können? Und begründet dies alles nicht nachhaltig die Triftigkeit der Soziologie-bezogenen Varianten des »New Age« (in Konstruktivismus, Betroffenheits-Forschung und gewissen Varianten der

»Systemtheorie« dieser Tage)? Genau dies, so ist zu vermuten, macht einen Teil der Überzeugungskraft der Individualisierungs-These aus: sie begründet die zunehmend um sich greifenden Vermutungen über den »begrenzten Nutzen methodologischer Regeln« (vgl. *Mayntz*, 1985) mit einem wesentlich stärkeren Hinweis, als dies abstrakte methodologische Erörterungen überhaupt bewirken könnten.
Die Frage ist dann: wäre mit der – hier nicht weiter problematisierten – Zunahme von gesellschaftlicher Individualisierung tatsächlich das Ende der (allgemeinen und der angewandten) Soziologie gekommen? Oder gibt nicht vielmehr die gesellschaftliche Individualisierung einen unhintergehbaren und endgültigen Anlaß dazu, die Soziologie auf jene methodologische und theoretische Grundlage zu stellen, die sie als erklärende und praxisfähige Wissenschaft immer schon benötigt hätte, worüber man sich aber aufgrund bestimmter Umstände bislang nicht in besonderem Maße vergewissern mußte.

2. Warum das Problem bisher kaum aufgefallen ist

Die These, die im folgenden näher begründet werden soll, ist: die »Soziologie«, von der in der Individualisierungs-These die Rede ist, ist immer schon nicht wirklich »erklärend« gewesen. Dieser Mangel war aber – so lautet die Behauptung weiter – bislang nicht besonders folgenreich. Er tritt erst in dem Moment merklich in den Vordergrund, als einige substantielle Hintergründe für die Aussagekräftigkeit traditioneller Formen der soziologischen Analyse aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Prozesse mehr und mehr verfallen.
Die klassische soziologische Grundüberzeugung fordert, Strukturen nur aus Strukturen zu erklären. Das aus der Methodologie der Erklärung her unmittelbar auftretende Problem ist dann, was der nomologische Kern einer solchen Struktur-Erklärung sein soll. Der Anschein der Existenz eines solchen nomologischen Kerns konnte – so die These – eine zeitlang in gewissen Teilfeldern z.B. einiger Bindestrich-Soziologien erweckt werden, da bestimmte »strukturelle« Regelmäßigkeiten – z.B. die Kovarianz von Klassenlage und politischer Orientierung, von Religionsstruktur und Selbstmordrate, von gesellschaftlicher Differenzierung und Familienform etc. – wenigstens im Groben und Ganzen eine zeitlang auch empirisch beobachtet werden konnten.
Die substantielle Grundlage derartiger Regelmäßigkeiten war aber – folgt man der Individualisierungsthese – offenkundig, daß es einerseits deutliche Interessen-Differenzierungen gab, die sich in eindeutigen Kategorisierungen (wie z.B. »soziale Klasse«) bezeichnen ließen. Und daß es andererseits ebenso deutliche Milieu-Differenzierungen gab, die man z.B. in der Kategorie des »Standes« begrifflich zusammenfassen konnte. Der historische, aber bis dahin als solcher unbemerkte »Glücksfall« war nun, daß Interessen-Differenzierungen und Milieu-Differenzierungen in verhältnismäßig stabiler, exklusiver und deutlicher Weise miteinander kovariierten. Aus dieser Kovariation ergaben sich dann eine Reihe weiterer Korrelate, die es gestatteten, die Soziologie einerseits als eine Art von Kategorien-Lehre aufzubauen und andererseits bestimmte Teil-Felder auszudifferenzieren, in denen

nun spezielle Kategorien, Konzepte und Teil-Kovariationen gesucht und auch in relativ stabiler Weise aufgefunden werden konnten (wie z.B. das Konzept eines auf Milieus und Cleavages beruhenden politischen Systems; vgl. dazu *Lepsius*, 1973).
Warum war dieses Vorgehen nun eine ganze zeitlang doch relativ erfolgreich? Die Vermutung hierzu ist, daß bedingt durch die speziellen sozialen Verhältnisse der Kovariation von Interessen- und Milieu-Differenzierungen eine implizite erklärende Theorie möglich wurde, die im Grunde viel weiter reichte als die üblichen Kategorien (z.B. von Klasse und Stand) es erlaubt hätten: Klassenverhältnisse kennzeichnen z.B. eindeutige und exklusive Handlungsmotivationen und (u.U. verstärkt durch entsprechende organisatorische und institutionelle Zuspitzungen) auch bestimmte Typen von Kognitionen, Alltagstheorien und Weltinterpretationen. Die Milieu-Differenzierungen sorgen dafür, daß die Motivations- und Kognitions-Differenzierungen (die sich aus der Interessenlage ergeben) im Alltag auch fortwährend bestärkt werden und damit eine durchgängige und nachhaltige Handlungs-Relevanz erhalten. Beide zusammen bilden damit jene stabilen »Gußformen« sozialer Wirklichkeit, die *Durkheim* als die notwendige Grundlage der Soziologie aufgefaßt hatte.
Der theoretische Hintergrund von Kategorien und Konzepten der klassischen Soziologie wird damit deutlich: im Grunde handelt es sich um eine – durch die historischen Umstände naheliegende oder mindestens nicht besonders folgenreiche – begriffliche Kategorisierung von typischen Unterschieden in bestimmten, strukturell stabilen Bedingungen des Handelns von Kollektiven von Akteuren. Die Individualisierungs-These besagt aber, daß die Stabilität und Exklusivität jener strukturellen Bedingungen des Handelns von Akteuren sich mehr und mehr auflösen. Die Folge ist dann gerade vor dem Hintergrund der o.a. theoretischen Explikation gut voraussagbar: die aus den herkömmlichen Struktur-Kategorisierungen abgeleiteten Prognosen für das Handeln von Akteuren können immer weniger auf eine empirische Einlösung hoffen. Was zunächst – unbemerkt – wie ein Glücksfall für das umstandslose Funktionieren von Strukturerklärungen aussieht, erweist sich vor diesem Hintergrund als ein tiefgreifendes, nun deutlich werdendes Defizit: da es unter struktureller Segmentation (von Interessen und Milieus) keinen Anlaß gab, die speziellen Geltungsbedingungen der theoretischen Konzepte zu überdenken und zu einer wirklichen theoretischen Erklärungsleistung vorzustoßen, trifft der Fortfall dieser Geltungsbedingungen eine strukturtheoretisch orientierte Soziologie nahezu unvorbereitet.
Die Richtung des Argumentes ist damit deutlich. Eine Soziologie, die sich von der beschriebenen historisch spezifischen Grundlage ihres explanativen theoretischen Kerns unabhängig wüßte, könnte auch bei »Individualisierung« weiterhin beanspruchen, eine erklärende und analytisch gehaltvolle Disziplin zu sein. Ein »Ende« wäre lediglich für die Variante der Soziologie zu erwarten, die sich weiterhin als Soziologie versteht, die nichts als Struktur-Soziologie sein will und die ihre explanative Grundlage ausschließlich auf der Ebene von makrosoziologischen Zusammenhängen verankert hat (vgl. dazu bereits *Esser*, 1979).

3. Frühere Anzeichen und Reaktionen

Es gibt eine Reihe von früheren Anzeichen und Reaktionen dafür, daß die mit der Individualisierungs-These vermuteten Folgen für die soziologische Theorie und Forschung nicht erst neuerdings bemerkt worden sind. Es hat immer schon eine Diskussion darüber gegeben, daß Strukturen nicht nur in »objektiver« Weise bestehen und wirken, daß »Eherne Gesetze« und »Eigendynamiken« nicht unabhängig von Individuen zu denken sind, daß Institutionen das – meist: ungeplante – Resultat von intentional handelnden Subjekten sind usw. Bemerkenswert ist, daß die Tendenzen zur Akteursorientierung und zur Subjektivierung der Soziologie in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen haben und daß die Plädoyers zur Verstärkung des Akteursbezugs soziologischer Theorien mittlerweile bis weit in systemtheoretisches Argumentieren hineinreichen (vgl. z.B. *Schimank*, 1985; 1988).

Die Anzeichen und Reaktionen lassen sich auf einer Reihe ganz verschiedener Ebenen feststellen: im Zusammenhang der allgemeinen soziologischen Theorie läßt sich eine deutliche Abkehr von Strategien der Theoriebildung über Typologien und Klassifikationen beobachten. Der soziologische Funktionalismus ist offenkundig lediglich noch in einige Rückzugsgefechte verwickelt, worüber auch die aktuellen Bemühungen zu dessen Wiederbelebung kaum hinwegtäuschen können (vgl. *Alexander*, 1988; *Alexander/Giesen*, 1987). Mehr und mehr beginnt man die Begrifflichkeiten der »alten« System- und Differenzierungstheorie, die ihrerseits ebenfalls an der Unterscheidbarkeit, Abzählbarkeit und Stabilität bestimmter gesamtgesellschaftlicher Teil-Systeme gebunden war, zu verlassen (vgl. z.B. *Mayntz*, 1988). Und die klassische Makro-Soziologie – sei es der *Durkheim*schen, sei es der *Marx*schen Prägung – findet auch lediglich (wenn überhaupt) vorwiegend noch in Einführungsveranstaltungen, dogmen-historischen Erörterungen, aber kaum in der aktuellen theoretischen und empirischen Forschung statt.

Bestimmte Phänomene und Prozesse, wie sie für »individualisierte« Gesellschaften als typisch gelten, konnten in dieser Perspektive allenfalls noch begrifflich charakterisiert werden: »Interpenetration« für den Sachverhalt, daß die verschiedenen Teil-Systeme in einander durchdringender Beziehung stünden; kybernetische Selbstregulation als ein – im Grunde sehr unsoziologischer – Ansatz zur Erklärung von gesellschaftlicher Integration, ohne auf ein Wertsystem o.ä. Bezug nehmen zu müssen; die Unterscheidung von System und Lebenswelt zur Charakterisierung des Sachverhaltes, daß die makrosoziologischen Imperative nicht ganz unabhängig von einigen Bedingungen auf der Mikroebene gedacht werden können usw. Kurz: die klassische Makrosoziologie, einschließlich ihrer systemtheoretischen und »kritischen« Varianten, zeigt(e) alle Kennzeichen eines degenerierenden Forschungsprogramms.

Nachhaltigstes Anzeichen für diese Probleme der herkömmlichen Makrosoziologie und der mit ihr verbundenen Bindestrich-Soziologien ist die in letzter Zeit deutlich beschleunigte Konjunktur in der Einführung neuer Vokabeln für Phänomene, die offenbar mit den klassischen Kategorien nicht länger angemessen gearbeitet werden konnten. Wohl nicht völlig zufälligerweise trifft die von *Elias* eingeführte Begriff-

lichkeit der Figurations- und Prozeßsoziologie (vgl. *Elias*, 1970) erst nach dem Zerfall der klassischen struktur-funktionalen Ansätze auf eine breite Resonanz. Schon verhältnismäßig früh hatte *Luhmann* (1975, 27ff.) eine im Vergleich zu *Parsons* gänzlich andere Erklärung gesellschaftlicher Stabilität vorgeschlagen: die Stabilisierung des politischen Systems nicht über eine noch so abstrakte Moral, sondern über das durchaus »amoralische« Abwickeln von formalen Verfahren, die nur noch die Kleinhaltung von Konflikten, die Überkreuzung von Loyalitäten und Interessenlinien und die Zerfaserung von Unzufriedenheiten sicherstellen sollen. Die neuere Version der *Luhmann*schen Theorie sozialer Systeme (*Luhmann*, 1984) setzt diese Argumentation insofern konsequent fort, als sie nunmehr auf jede Benennung struktureller »Faktoren« verzichtet und alles, was da ist, darauf zurückführt, daß es sich auf irgendeine Weise von selbst – »autopoietisch« – entwickelt. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auch auf den theoretischen Ansatz von *Giddens* (1976; 1988), der im Prinzip soziale Prozesse als (ungeplante) »Konstitution« auffaßt, die sich über das symbolisch vermittelte Handeln von Akteuren vollzieht. Ebenfalls nicht ganz zufällig dürfte die in neuerer Zeit deutlich gestiegene Aufnahmebereitschaft für Konzepte der Synergetik sein, wie sie in der Physik zur Analyse einer Reihe von ansonsten nicht erklärbaren komplexen Aggregierungs-Phänomenen entwickelt worden sind (vgl. *Weidlich/Haag*, 1983) und die in die Soziologie in mancher Begrifflichkeit aufgenommen und auf eine Reihe von Phänomenen anzuwenden versucht worden sind (vgl. kritisch dazu *Druwe*, 1988). Und nicht zuletzt dürfte die in letzter Zeit nachhaltiger gewordene Orientierung an Netzwerkanalyse, an Spieltheorie und an Prozeßerklärungen auch ein Anzeichen dafür sein, daß mit den herkömmlichen »statischen« und »atomistischen« Konzepten eine Reihe von wichtigen und interessanten soziologischen Explananda nicht angemessen zu analysieren sind.

Zwei frühe (und jede für sich auch nachhaltig wirksame) Reaktionen auf gewisse Unzulänglichkeiten der klassischen Struktur-Soziologie müssen an dieser Stelle ebenfalls genannt werden: Die Kritik von *Homans* am seinerzeit vorherrschenden Paradigma des Struktur-Funktionalismus (*Homans*, 1964). Und die Kritik von *Blumer* (und später von *Wilson*) am sog. normativen Paradigma und die bis heute wirksamen Plädoyers für eine interpretative Soziologie (*Blumer*, 1962; *Wilson*, 1970). Die Ausgangspunkte der beiden Richtungen waren sehr unterschiedlich, die Hintergründe aber wahrscheinlich die gleichen. *Homans* bemängelte vor allem die im Struktur-Funktionalismus fehlende Erklärungsleistung. *Blumer* verwies mit Nachdruck darauf, daß alle, noch so stabil scheinenden Strukturen letztlich das Resultat des Handelns von Akteuren seien, die Situationen beurteilen und »definieren«. *Homans* gelangt auf der Suche nach einem explanativen Kern für die Erklärung makrosoziologischer Sachverhalte auf bestimmte verhaltenstheoretische Prämissen, die allem Handeln zugrundelägen. *Blumer* verweist in seiner Subjektivierung sozialer Strukturen auf die symbolische Vermitteltheit und die durchgehende Prozessualität aller scheinbar noch so stabilen und objektiven Situationen (vgl. auch *Collins*, 1981). Der gemeinsame Kern beider theoretischer Ansätze ist jedoch der Versuch, makrosoziologische Explananda (letztlich) als das Resultat des Handelns von Akteuren zu interpretieren, zu verstehen und schließlich zu erklären.

Daß diese beiden (relativ frühen) Reaktionen nicht gänzlich unwirksam geblieben sind, hat wohl auch damit zu tun, daß die mit ihnen verbundenen theoretischen Argumente immer auch schon Teil einer anderen Klassik der Soziologie als die der strukturtheoretischen gewesen sind. Daß sie auf eine bestimmte Weise andererseits dann doch auch recht marginal geblieben sind, lag wohl vor allem daran, daß die besonderen Voraussetzungen einer Aggregierung von Mikroprozessen zu Makrophänomenen von beiden Ansätzen – verhaltenstheoretische und interaktionistische Soziologie – nicht nachhaltig genug beachtet wurden (vgl. dazu noch Abschnitt 6).

4. Die (neuen) Probleme bei den Bindestrich-Soziologien

Die zunehmenden Schwierigkeiten, auf herkömmliche Art Soziologie zu betreiben, manifestieren sich nicht zuletzt in Entwicklungen bei einer Reihe von sehr unterschiedlichen Bindestrich-Soziologien. Allgemein haben auch die angewandten bzw. die Bindestrich-Soziologien festzustellen, daß die dort entwickelten und gebräuchlichen bereichsspezifischen Konzepte (wie z. B. die des Lebenszyklus, des Disengagements der Alten, der Jugend-Subkultur, der Kernfamilie, der städtischen Zonen etc.) immer weniger ausreichen, um die aktuellen Entwicklungen zu beschreiben oder gar zu erklären. Der Grund dafür liegt nahe. Für die Bindestrich-Soziologien treffen die Mängel einer nur strukturtheoretisch orientierten Soziologie in besonderer Weise zu: wegen des Fehlens einer hinreichend allgemeinen und (zunächst) abstrakten theoretischen Erklärung ihrer spezifischen Phänomene bzw. wegen der Konzentration auf begriffliche Umschreibungen ihrer Phänomene, sind die Bindestrich-Soziologien in besonderem Maße anfällig für Veränderungen der – impliziten – substantiellen Grundlagen ihrer Aussagen. Da die theoretischen Erklärungen häufig lediglich nur auf den jeweils spezifischen Anwendungsfall bezogen werden, sind Bindestrich-Soziologien auf auftretende Anomalien außerdem notorisch schlecht vorbereitet. Da man die Bedingungen der Geltung eines Zusammenhangs nicht explizit gemacht hat (oder überhaupt nicht kennt), muß bei auftretenden Anomalien immer jeweils das gesamte Konzept über Bord geworfen und durch ein anderes – meist: ad hoc eingeführtes – Konzept ersetzt werden.
Die Folge ist: Bindestrich-Soziologien zeichnen sich oft durch die eklektizistische Aneinanderreihung und Neuerfindung von Konzepten und Begrifflichkeiten aus, die eine Reihe von vorkommenden Phänomenen begrifflich ganz gut kennzeichnen, jedoch die im Grunde geforderte Erklärungsleistung nicht zu liefern vermögen. Oft beschränkt man sich bei auftretenden Anomalien lediglich darauf, die sich stetig verändernden Verhältnisse mangels einer theoretischen Perspektive dann möglichst detailgenau nachzuzeichnen und zu beschreiben. Der vielerorts gerade derzeit bei einigen Bindestrich-Soziologien zu beobachtende theoretische Eklektizismus und »Positivismus« der qualitativen und quantitativen Methoden ist wahrscheinlich eine unmittelbare Reaktion auf die nur allzu dünne Ausrüstung mit theoretischen Mitteln, um den neuen Phänomenen auch anders als bloß etikettierend, interpretierend oder »narrativ«, d. h. letztlich nur beschreibend, zu Leibe rücken zu können.

Die geschilderten Entwicklungen lassen sich bei einer Reihe von Bindestrich-Soziologien zeigen. In der Soziologie sozialer Ungleichheit wird darüber gestritten, ob die sog. neuen sozialen Ungleichheiten tatsächlich »neu« sind, oder ob es sich lediglich um neu entdeckte Ungleichheiten, neuerdings nur etwas relevanter gewordene Dimensionen sozialer Ungleichheit oder um maskierte Formen alter sozialer Ungleichheiten handelt. Eine Erklärung dafür, warum es diese Formen der Ungleichheit gerade in modernen Gesellschaften gibt, finden wir kaum; wohl aber eine Fülle von neuen Begriffen (vgl. z.B. den Sammelband von *Giesen/Haferkamp*, 1987) und eine Konjunktur z.B. von Lebensstil-Untersuchungen sehr deskriptiver Art.

In der Wahl-Soziologie wird mehr und mehr an der Brauchbarkeit der Cleavage-Theorie zur Erklärung des Wahlverhaltens unter »individualisierten« gesellschaftlichen Verhältnissen gezweifelt: da sich die Zugehörigkeiten, Loyalitäten und Interessenverankerungen immer mehr überkreuzen und mobilisieren, sei immer weniger damit zu rechnen, daß es stabile und durch entsprechende Milieus abgesicherte Cleavage-Strukturen gibt, die das Wahlverhalten auf der individuellen Ebene dauerhaft erklärbar werden ließen (worauf schon früh das Konzept des criss-crossing hingewiesen hatte). Die Aufnahme von »ökonomischen« Theorien des Wahlverhaltens (die das Wählen als eine individuell rationale, an »Nutzenmaximierung« orientierte Handlung konzipieren) in die Deutungen und Designs der empirischen Wahlforschung dürften eine Reaktion auch darauf sein, daß die Erklärungskraft soziodemographischer Variablen – als grobe Indikatoren für eindeutige Interessen- und Milieu-Differenzierungen beim Elektorat – für nicht ausreichend angesehen wird.

In der Familien-Soziologie steht man vor dem Problem, daß die herkömmlichen Formen (Kernfamilie, Haushalt, Ehe, Partnerschaft) sowohl in ihrer Struktur wie in ihrer Prozessualität vielfältiger und unvorhersagbarer geworden sind. Neue Formen der Haushaltsführung, Zunahme von Scheidungen und Wiederverheiratungen, die dadurch ermöglichte bzw. erzwungene Vervielfältigung von Typen des Lebenszyklus etc. nötigen geradezu, einige üblicherweise nicht für problematisch gehaltene Fragen erstmals zu stellen: was »bindet« eigentlich Personen aneinander? Was sind eigentlich die Grundlagen der Rollenverteilung in Ehe, Familie und Haushalt? Wodurch konstituieren sich eigentlich »Opportunitäten« (z.B. einen Partner eines bestimmten Alters zu finden)? Alle noch so elegischen Essays zu diesen »neuen« Vorgängen und alle noch so interessanten Deskriptionen über z.B. die (ehelichen wie nichtehelichen) Partnerschaften, über Wohngemeinschaften, Alleinerziehende etc. (vgl. z.B. *Beck-Gernsheim*, 1983; 1986) können nicht darüber hinwegtäuschen, daß man im Grunde nicht weiß, warum diese Formen jetzt auftauchen und warum sich die Akteure so verhalten, wie sie es tun.

In ähnlicher Weise sieht sich die Jugend- und die Alterssoziologie vor das für sie recht neue Phänomen gestellt, daß es z.B. fixe Jugend- bzw. Altersrollen offenbar nicht (mehr) gibt und daß man nunmehr mit dem Phänomen auch theoretisch umgehen muß, daß Jugendliche und ältere Menschen (wie alle anderen Akteure auch) zwischen einer Vielzahl von Optionen wählen können.

In der Stadtsoziologie beginnt man neuerdings immer mehr und mehr einzusehen, daß die Konzepte der Sozialökologie, der Sukzession städtischer Entwicklungen, der Zonen-Modelle u.a. allesamt Generalisierungen von historischen Spezialfällen gewesen sind und daß letztlich städtische Entwicklungen ebenso vielfältig sein können wie alle anderen sozialen Prozesse auch. Nicht zuletzt die Sozialökologie ist ein Musterbeispiel dafür, welchen Gefahren eine im Grunde a-theoretische Spezialdisziplin ausgesetzt ist, wenn sich die den beobachtbaren Regelmäßigkeiten zugrundeliegenden substantiellen Verhältnisse ändern: mit der Auflösung stabiler Nachbarschaften, mit der Zunahme von Mobilitätsmöglichkeiten und -erfordernissen, mit der zunehmenden Kommerzialisierung des Wohnungsmarktes etc. zerfällt sowohl die systematische Wirksamkeit der Einbettung in Nachbarschafts-Kontexte, wie gleichzeitig die Möglichkeit zur Erklärung städtischer Strukturen über ein einheitliches Prinzip (vgl. dazu z.B. verschiedene Beiträge bei *Friedrichs*, 1988).

Erwähnt sei auch die Soziologie der Wanderung, die als makrosoziologische Theorie immer schon vor dem Problem gestanden hatte, daß es nicht nur die Bruttosozialproduktunterschiede sind, die Personen zu Wanderungen veranlassen, sondern daß eine Reihe von subjektiven,

akteursbezogenen Faktoren hinzugezogen werden müssen, um die realen Wanderungsströme erklären zu können.
Schließlich ist die Soziologie der »neuen« sozialen Bewegungen zu nennen, in der – ähnlich wie in der Soziologie der sozialen Ungleichheit – ein Streit darüber ausgebrochen ist, was eigentlich neu ist an diesen neuen sozialen Bewegungen (vgl. z. B. neuerdings *Huber*, 1988). Immerhin besteht Übereinstimmung darüber, daß diese sozialen Bewegungen mit Kategorien fester Interessen- und Milieu-Strukturen nicht mehr hinreichend zu erfassen sind, sondern daß sie sich – so scheint es wenigstens – auf unvorhersagbare Weise jeweils neu verdichten, eine gewisse Zeitlang in Konjunktur sind und dann auf eine ebenso (scheinbar) unvorhersagbare Weise wieder zerfallen (*Japp*, 1984; vgl. dazu noch Abschnitt 8).
Man kann festhalten: sowohl in der allgemeinen Soziologie wie in den angewandten bzw. Bindestrich-Soziologien gibt es eine Reihe von Anzeichen und auch schon Reaktionen darauf, daß die herkömmlichen Konzepte, Begrifflichkeiten und Teil-Erklärungen nicht zuletzt angesichts einer Reihe von neuen (bzw. erst neuerdings ins Blickfeld gerückten) sozialen Phänomenen ganz offenkundig an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gelangt sind.
Gemeinsam ist allen diesen »neuen« Phänomenen, daß sie über soziologische »Großkategorien« – wie Klasse, Stand oder Rolle und Position – nicht (mehr) mit der nötigen Genauigkeit und Erklärungskraft bearbeitet werden können. An dieser Feststellung aber, daß die strukturellen Begrenzungen offenbar nicht mehr ausschließlich das Handeln unter »individualisierten« Bedingungen determinieren, wird letztendlich deutlich, daß die vormaligen Struktur- und Rollenerklärungen immer schon nur ein Spezialfall einer sehr viel allgemeineren Erklärungsweise gewesen sind; nämlich: der einer Theorie der Wahl zwischen Optionen auf der Ebene individueller, miteinander verbundener Akteuere. Sobald es – aus »strukturellen« Gründen – zu einer Vervielfältigung der Optionen kommt, wird deutlich, daß z. B. Rollenhandeln immer schon eine solche Wahlbehandlung unter speziellen Bedingungen gewesen ist. Mit dem Zerfall der strukturell vorgegebenen Positionen bzw. Rollen kann man die empirischen Prozesse aber nicht länger über »Rollentheorie« (alleine) erklären. Neue Formeln wie die, daß Rollen definiert, Identitäten ausgehandelt, Situationen interpretiert seien, und überhaupt alles eine Frage des komplexen Verhältnisses von Subjektivität und Objektivität usw. wäre, beschreiben die geänderten Vorgänge allenfalls und erinnern an das aufgetretene Problem. Eine theoretische Erklärung sind solche Orientierungshypothesen jedoch auch (noch) nicht.

5. Was sind keine Erklärungen?

Die Grundthese dieses Beitrages ist, daß eine »wirklich« erklärende Soziologie in weitaus geringerem Maße an die Geltung der genannten substantiellen gesellschaftlichen Bedingungen gebunden ist, als dies für die klassische allgemeine sowie für die meisten Bindestrich-Soziologien der Fall ist. Der Grund liegt – so die Behauptung – vor allem darin, daß eine erklärende Soziologie spezifische strukturelle Verhältnisse als (oft zunächst unerkannte) Bedingungen der Geltung gewisser sozialer Regelmäßigkeiten in wesentlich flexiblerer Weise explizit machen kann und damit weit eher

in der Lage ist, bestimmte Regelmäßigkeiten, die man zuvor als genuine Gesetze aufgefaßt hatte, ihrerseits als konditionalisierte »Quasigesetze« erkennbar werden zu lassen.

Wie sehen aber die Umrisse einer derartigen erklärenden Soziologie aus? Eine (adäquate) Erklärung sozialer Phänomene besteht – folgt man der hierzu entwickelten Methodologie – darin, daß ein spezifisches Problem deduktiv aus den beiden notwendigen Bestandteilen eines erklärenden Argumentes »abgeleitet« werden kann: aus einem »allgemeinen« Gesetz und aus gewissen, das Gesetz zur Anwendung bringenden Randbedingungen (vgl. allgemein zur Logik der Erklärung z. B. *Esser/Klenovits/Zehnpfennig*, 1977; *Schnell/Hill/Esser*, 1988, 42ff.).

Zur Erläuterung ein einfaches Beispiel. Zu erklären sei das Auftreten einer neuen sozialen Bewegung. Eine Erklärung hierfür könnte in dem »Gesetz« vermutet werden: »Immer, wenn es starke Interessenunterschiede zwischen Gruppen gibt, dann entsteht eine soziale Bewegung«. Man müßte dann (nur) noch zeigen, daß das vermutete Gesetz tatsächlich allgemein gilt und daß es im betrachteten Kollektiv tatsächlich starke Interessenkonflikte zwischen Gruppen gibt; also: daß die »Randbedingungen« des Gesetzes empirisch erfüllt sind. Sind das Gesetz und die Randbedingungen gegeben, kann das Explanandum logisch abgeleitet werden. Jede Erklärung ist im Prinzip eine solche Ableitung.

Schon aus diesen Bedingungen einer adäquaten Erklärung läßt sich zunächst leicht zeigen, was keine Erklärungen sind. Keine Erklärungen sind z. B. bloße Beschreibungen. Beschreibungen sind zwar nicht möglich ohne Einbettung in ein theoretisches System. Erklärungen sind auch nicht möglich ohne gute Beschreibungen. Deskriptionen liefern oft auch implizite Hinweise auf ein Erklärungsargument (z. B. durch die Aufzählung einer »Geschichte« eines Ablaufs). Jedoch kann keine noch so detaillierte Beschreibung allein die für eine adäquate Erklärung erforderliche Leistung der Transzendierung des Einzelfalles erbringen: Erklärungen setzen immer einen über den beschriebenen Einzelfall hinausgehenden Bezug auf eine allgemeinere Zusammenhangs-Hypothese voraus.

Auch Begrifflichkeiten, Typologien, Taxonomien und »Idealtypen« sind keine Erklärung. Begriffe strukturieren einen Gegenstandsbereich vor, lenken Aufmerksamkeiten und den gesamten Prozeß der Theoriebildung. Sie sagen aber schon nichts über das empirische Vorkommen der in den Begrifflichkeiten genannten Kategorisierungen aus und informieren erst recht nicht darüber, aufgrund welcher allgemeinerer Zusammenhänge ein bestimmtes Phänomen zu erwarten gewesen wäre. Insofern ist auch z. B. die »Erklärung« von Phänomenen der Selbstorganisation von Kollektiven über die Einführung eines Begriffs der »Autopoiesis« höchstens als wiederholende begriffliche Umschreibung, auf keinen Fall aber auch nur als Ansatz zu einer Erklärung solcher Vorgänge zu werten.

Ebenfalls keine Erklärungen sind die neuerdings im Zusammenhang gewisser qualitativer Verfahren vorgeschlagenen »diskursiven Interpretationen« etwa von Interaktionssequenzen. Auch hier handelt es sich in aller Regel lediglich um beschreibende »Deutungen«, deren Besonderheit darin liegt, daß diese Deutungen in einem kollektiven Verfahren, dem Diskurs, gegen alternative Interpretationen abgesichert werden. Unter einer bestimmten Bedingung könnten solche diskursive Interpretationen durchaus bereits eine Art von Erklärung liefern: wenn man die

Deutung (von Handlungen) explizit auf bestimmte Motive und situationale Umstände von Akteuren bezieht und diese einbettet in eine allgemeine Theorie der Hervorbringung eines Handelns oder Sprechaktes (z.B. auf der Grundlage einer Theorie des »vernünftigen« Handelns und Sprechens). Dies geschieht dort jedoch bislang nicht (mindestens nicht in expliziter und systematischer Weise).
Anzumerken ist, daß auch Analogien und Metaphern (wie z.B. die Organismus-Metapher, die Funktions-Metapher, die System-Metapher, die Evolutions-Metapher, die Netzwerk-Metapher, die Prozeß-Metapher, die Interdependenz-Metapher, die Figurations-Metapher etc.) keine Erklärungen darstellen. Metaphern und Analogien sind manchmal nützliche Illustrationshilfen. Gelegentlich erleichtern sie ein intuitives Verständnis von Prozessen. Oft genug verleiten sie jedoch zu vorschnellem Verzicht auf eine tiefere Durchdringung des Problems. Bei Existenz einer Erklärung des betreffenden Problems sind sie außerdem selbst als Illustrationshilfen überflüssig.
Auch die sog. Orientierungshypothesen sind keine Erklärungen – etwa: alles gesellschaftliche Sein sei als figurativer Prozeß von Machtbalancen aufzufassen, eine Folge der Interdependenz von Struktur und Kultur, die betreffenden Vorgänge würden durch Situationsdefinitionen und den reflektierten Umgang von Subjekten mit situationalen Optionen hervorgebracht etc. (vgl. z.B. in dieser Weise für jugendsoziologische Fragestellungen *Krüger*, 1988, 208; *Heitmeyer/Hurrelmann*, 1988, 49–55; *Buchmann*, 1983, 75–88). Orientierungshypothesen sind allenfalls Vorstufen zu einer Erklärung. Ihre Ausarbeitung zu einer (vollständigen) Erklärung ist meist eine noch zu leistende umfangreiche Arbeit, deren Ausmaß sich leicht hinter der Griffigkeit des Vokabulars verbirgt. Solche Orientierungshypothesen können bei der Ausarbeitung des Problems sicher wertvolle Hilfe leisten. In jedem Fall fehlt ihnen (mindestens) ein zentrales Element jeder Erklärung: eine explizite Benennung von funktionalen Abhängigkeiten (z.B. warum Akteure in Situationen jene Option einer anderen vorziehen oder nicht, warum Akteure eine Situation so deuten und nicht anders, warum und auf Grund welcher Mechanismen eine »Struktur« die »Kultur« in bestimmter Weise beeinflussen sollte usw.
Und erst recht ist die Aneinanderreihung von lockeren Assoziationen in soziologischem Vokabular keine Erklärung – und seien sie auch angereichert durch Einzelbeispiele, die den Eindruck eines systematischen Belegs der Intuition hervorrufen sollen, diese Leistung aber bei weitem nicht vollbringen können (wie es z.B. *Durkheim* in seinem Vorwort zum »Selbstmord« in eindringlicher Weise als unerträgliche Unsitte mancher »Soziologen« angeprangert hat; vgl. *Durkheim*, 1973, 7f.).

6. Umrisse und Grundelemente einer erklärenden Soziologie

Welches wären dann aber die Elemente einer erklärenden Soziologie, die die aufgezählten Defizite vermeidet?
Die Grundstruktur der Erfordernisse einer solchen »erklärenden Soziologie« beginnt sich allmählich – hauptsächlich als Reaktion auf die Schwächen der klassi-

schen Makro-Soziologie – herauszukristallisieren (vgl. z.B. als eine bereits ältere Fassung *Boudon*, 1980; neuerdings die kurze Skizze des Ansatzes bei *Wippler/ Lindenberg*, 1987). Danach ist es erforderlich, erstens einen hinreichenden allgemeinen nomologischen Kern zur Erklärung kollektiver Phänomene anzugeben. Dieser Kern wird auf der Ebene von Handlungsgesetzen vermutet. Zweitens wird es erforderlich, mit Hilfe dieses Kerns die Wirkung von Strukturen auf Handeln abzuleiten (unter Einschluß der empirischen Interpretation der theoretischen Terme der jeweiligen Handlungstheorie). Und drittens wird es schließlich notwendig, aus einer – mehr oder minder komplexen – Aggregation der zuvor erklärten Handlungsfolgen unter Einfügung weiterer empirischer und analytischer Informationen das interessierende kollektive Phänomen abzuleiten.

Ohne in Einzelheiten zu den verschiedenen denkbaren Alternativen, bestehenden Probleme und Anwendungsschwierigkeiten eintreten zu können, scheint sich zum ersten Problembereich mehr und mehr herauszustellen, daß der erforderliche (universale) nomologische Kern zur Erklärung sozialer Phänomene aller Art in einer Theorie des Handelns menschlicher Akteure zu suchen ist. Diese geht davon aus, daß menschliche Akteure externe (»objektive«) Situationsmerkmale wahrnehmen, nach Maßgabe ihrer Erfahrungen (»subjektiv«) bewerten und aufgrund der Einschätzung bestimmter Konsequenzen die Handlung auswählen, deren erwarteter Wert (insgesamt) höher ist als der erwartete Wert jeder anderen Alternative. In diese Bewertungen und Erwartungen können ganz unterschiedliche Elemente eingehen; die dabei angewandten »Alltagstheorien« können Teile von Ideologien, Weltbildern, eines »kulturellen Systems«, von »Akteursfiktionen« über gesellschaftliche Teilsysteme u.ä. sein; die Präferenzsysteme können die Präferenzen anderer Personen enthalten (oder nicht), sie können auf »Internalisierung« beruhen (oder nicht) usw. Angenommen wird, daß das skizzierte Prinzip des Handelns universal genug ist, um die zur Debatte stehenden soziologischen Phänomene auch weit genug in die Vergangenheit und in eine absehbare Zukunft hinein analysieren zu können. Mindestens wird aber angenommen: daß dieser nomologische Kern allgemeiner ist als jedes bisher bekannte »Struktur-Gesetz«.

Es wurde oben bereits darauf hingewiesen, daß zur Vermeidung der Defizite bloßer Orientierungshypothesen der erklärende Kern einer Theorie funktionale Abhängigkeiten explizit angeben muß. In der vorgeschlagenen Theorie des Handelns sind dies die Motive und Kognitionen von Akteuren bzw. die von den Akteuren wahrgenommenen und subjektiv bewerteten Situationselemente einerseits und die nach einem bestimmten Auswahlprinzip selegierte Handlung andererseits. Ohne hier weiter in die Details dieses mikrotheoretischen Ansatzes eintreten zu können, sei nur darauf hingewiesen, daß die Grundprinzipien des theoretischen Kerns von so unterschiedlich scheinenden soziologischen Klassikern wie *Weber, Parsons* und *Schütz* gleichermaßen verwendet wurden. Für *Weber* muß dies nicht weiter betont werden (vgl. *Weber,* 1972, 1–14). Daß der Handlungsbegriff bei *Parsons* (vgl. vor allem *Parsons*, 1962, 3–29) mit dem geschilderten theoretischen Modell vereinbar ist, ist verschiedentlich explizit gemacht worden und muß an dieser Stelle auch nicht weiter belegt werden (vgl. z.B. *Vanberg*, 1975, 186f.).

Interessant ist in unserem Zusammenhang der Hinweis, daß *Alfred Schütz* – vielerorts als Gründungsvater des interpretativen Paradigmas angenommen – eine zu *Weber, Parsons* und dem o.a. theoretischen Modell sehr parallele Handlungstheorie vorgeschlagen hat. Sein Interesse galt vor allem der Herausarbeitung von Unterschieden zwischen der Rationalität des

Alltagshandelns und einer vollständigen (z. B. »wissenschaftlichen«) Rationalität. Die Besonderheiten der Alltagsrationalität sah *Schütz* darin, daß Menschen Schichten von Wissen über die Struktur ihrer Umgebung ausbilden und zwar so, daß mit steigender Irrelevanz und Ferne von Lebensbereichen die individualisierende Genauigkeit des Wissens abnimmt und der Anteil der klassifikatorischen Typisierungen zunimmt. Menschen handeln – so *Schütz* – in der Alltagswelt dann jeweils von ihrem subjektiven Standort aus nach Maßgabe der von ihnen vorgegebenen Typisierungen. Diese Typisierungen kann man leicht als Komplexe von Anreiz-Erwartungs-Hypothesen rekonstruieren. Dennoch bleibt das Prinzip des Handelns die rationale Wahl: obwohl Menschen im Alltagsleben i. d. R. die vollständige und objektive »Rationalität des Wissens« (z. B. von einem externen, wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen) nicht entwickeln, ist die »Wahl selbst rational, wenn der Handelnde aus den Mitteln seiner Reichweite das für die Realisierung des beabsichtigten Zwecks angemessenste Mittel wählt« (*Schütz*, 1972, 39). *Schütz* bestreitet damit nicht die rationale Form des Alltagshandelns, sondern betont lediglich, daß die Handlungswahl auf der Grundlage von subjektiven Parametern (einschließlich: Restriktionen in der Informationsverarbeitung und Kalkulationszeit) erfolgt. Und genau dies wird in der o. a. skizzierten allgemeinen Handlungstheorie als mikrotheoretischer Kern für Strukturerklärungen ebenfalls vorausgesetzt.
Als Ergebnis läßt sich festhalten: aus so verschiedenartigen Quellen wie neo-behavioristische Verhaltenstheorie, statistische und ökonomische Entscheidungstheorie, Wert-Erwartungs-Theorie, *Weberscher*, *Parsonsscher* und *Schützscher* Handlungstheorie konvergiert ein mikrotheoretischer Kern, der aus ganz verschiedenen Blickwinkeln und in ganz verschiedenen Verwendungszusammenhängen immer schon eine starke Beachtung gefunden hat und dessen Wahl an dieser Stelle daher nicht gänzlich arbiträr erscheinen muß.

Die Allgemeinheit des oben skizzierten nomologischen Kerns hat eine gewisse Konsequenz, die aber nicht auf ein prinzipielles Problem, sondern – im Gegenteil – auf den in unserem Zusammenhang zentralen Anwendungsvorzug des Ansatzes um so deutlicher hinweist: die für die Erklärung eines konkreten Handelns erforderlichen Randbedingungen müssen im jeweiligen Einzelfall empirisch spezifiziert werden. Damit ist der zweite Problembereich, die Erklärung des Handelns über die Wirkung von Strukturen unter Einschluß der o. a. Handlungstheorie, angesprochen.

Das Erfordernis einer empirischen Benennung der spezifischen Randbedingungen eines Gesetzes ist indessen keine Besonderheit dieses Ansatzes. Aus dem Gravitationsgesetz alleine läßt sich z. B. die Flugbahn irgendeines Gegenstandes ebenso wenig vorhersagen, wie aus einer Theorie des subjektiv rationalen Handelns alleine das konkrete Verhalten irgendeines Akteurs: in jedem Fall müssen die spezifischen Randbedingungen als zusätzliche Information hinzugefügt werden. Diese Randbedingungen müssen selbstverständlich empirisch zutreffen und dürfen nicht lediglich ad-hoc und ungeprüft eingeführt werden. Hieraus ergeben sich fraglos eine Reihe von jeweils neu auftretenden Begründungs-Problemen der tatsächlichen Geltung der Randbedingungen, die aber immer nur technischer, nicht jedoch prinzipieller Art sind.

Dieses Problem der Spezifikation und empirischen Bestimmung von Strukturwirkungen auf Handeln berührt eine Reihe weiterer Aspekte. Es ist anzugeben, welchen strukturellen Kontexten ein bestimmter Akteur (bzw. ein bestimmtes Kollektiv von Akteuren) tatsächlich zugehörig ist und in welcher Weise die Zugehörigkeit zu den strukturellen Kontexten von den Akteuren wahrgenommen und bewertet wird. Aus diesen »strukturellen« Randbedingungen (im Verein mit Informationen über die jeweiligen Interpretationen, Wahrnehmungen und Bewertungen) läßt sich dann (zusammen mit der o. a. Theorie des Handelns) das Verhalten des individuellen Akteurs vorhersagen und erklären. Das Resultat dieses Teils der

Erklärung sei im folgenden (mit *Lindenberg* und *Wippler* 1978) der »individuelle Effekt« genannt. Das damit zusammenhängende Erklärungsproblem sei als Koordinationsproblem bezeichnet. Die herkömmlichen Strukturerklärungen oder »Situationsanalysen« sind so gesehen Formen impliziter Lösungen dieses Koordinationsproblems.

Mit der Ableitung von individuellen Effekten alleine ist allerdings nur in den seltensten Fällen ein kollektives Resultat erklärt: meist ist das Ganze in der Tat mehr (manchmal aber auch: weniger) als die Summe seiner Teile. Dies führt zum dritten Problembereich: die Aggregierung von Handlungen wieder zu Strukturen bzw. kollektiven Sachverhalten. Die Schwierigkeit hierbei ist, daß in aller Regel neben den Einzel-Handlungen von Akteuren in einer bestimmten Situation andere Handlungen und gesonderte – empirische wie analytische – Aggregationsregeln in das Erklärungsargument eingefügt werden müssen, um einen bestimmten kollektiven Effekt abzuleiten.

Erläutert sei der Gedanke an einem einfachen Beispiel aus der Wahlsoziologie: bei einem reinen Verhältnis-Wahlverfahren leitet sich die Sitzverteilung in einem Parlament (unter den Bedingungen des jeweiligen Zuteilungs-Systems) nahezu bruchlos aus der bloßen Addition der individuellen Wahlhandlungen ab. Sobald jedoch als zusätzliche (empirische, hier nicht weiter erklärte) Aggregationsregel etwa eine 5-Prozent-Klausel vorausgesetzt werden muß, ist das kollektive Ergebnis keine einfache additive Aggregation der einzelnen individuellen Handlungen mehr. Gemeinsam mit dem individuellen Effekt der Stimmenverteilung läßt sich jedoch die entsprechende Sitzverteilung (deduktiv) ableiten.

Dieses Aggregierungsproblem sei (ebenfalls der Terminologie von *Lindenberg* und *Wippler* folgend) als Transformationsproblem bezeichnet. Die herkömmlichen Strukturerklärungen haben dieses Problem höchstens implizit gelöst. Die verhaltenstheoretischen und interaktionistischen Ansätze haben es noch nicht einmal als ein solches empfunden (und daher meist gänzlich offen gelassen).

Damit läßt sich zusammenfassen: zur adäquaten Erklärung der die Soziologie interessierenden kollektiven Phänomene sind drei Elemente erforderlich: ein allgemeiner nomologischer Kern, der in diesem Fall aus einer bestimmten Variante der Theorie des subjektiv rationalen Handelns besteht; die Spezifizierung von strukturellen Randbedingungen zur Erklärung des Handelns eines Kollektivs von Akteuren über die Theorie des Handelns (die Lösung des Koordinationsproblems); sowie die Spezifizierung der Aggregationsregeln, mit deren Hilfe unter Einbeziehung der individuellen Effekte das in Frage stehende kollektive Phänomen adäquat erklärt werden kann (die Lösung des Transformationsproblems).

Auf diese Weise lassen sich nicht nur der Bestand, die Entstehung und der Wandel sozialer Strukturen erklären, sondern es kann insbesondere gezeigt werden, auf welche Weise derartige Strukturen immer über die Mikroebene vermittelt sind. Der wichtigste Vorteil ist indessen ein methodologischer: es handelt sich um eine nach allen Regeln der Kunst adäquate Erklärung (sofern es gelingt, die entsprechenden empirischen Informationen dazu zu beschaffen). Das Schema weist nicht zufälligerweise gewisse Ähnlichkeiten mit der Konzeptualisierung des Mikro-Makro-Problems bei *Lindenberg* und *Wippler* (1978), den Prozeßerklärungen bei *Hernes* (1977), den Interdependenz-Modellen bei *Boudon* (1980) oder neuerdings auch bei

Coleman (1986) auf, die allesamt im Rahmen der Konzeptualisierung der Methodologie des strukturtheoretischen Individualismus auch eine bis in die Details ähnliche Lösung entwickelt haben. Methodologisch gesehen handelt es sich um sog. genetische Erklärungen (vgl. *Stegmüller*, 1983, 406ff.; *Esser* u. a., 1977, 143ff.), bei denen auch sehr individuelle und nach vorne offene Abläufe von Ereignissen unter Benutzung allgemeiner Gesetze und speziellen externen, oder jeweils durch den Prozeß produzierten endogenen, Bedingungen modelliert werden können. Da es sich prinzipiell um die gleichen, gleichwohl veränderbaren Einheiten handeln kann, sind Feedback-Prozesse ebenso modellierbar wie Sequenzen, Oszillationen, Verstärkungen und Abschwächungen, Wiederholungen und einmalige, ungerichtete oder gerichtete Entwicklungen. Mit anderen Worten: auch höchst »individualisierte« Verhältnisse können im Rahmen des Ansatzes so modelliert werden, daß vorhersagbare Ergebnisse abgeleitet werden können (ebenso wie Phänomene der »Dialektik«, der Eigengesetzlichkeit und der nicht-intendierten Folgen absichtsvoller Handlungen).

7. Flexibilisierung der Randbedingungen oder Relativierung des theoretischen Kerns?

Der Hauptvorzug des skizzierten Ansatzes – neben dem, daß er eindeutig explanativ ist – liegt vor allem darin, daß die Flexibilisierung der Welt in den Randbedingungen und nicht im theoretischen Kern der nomologischen Hypothese stattfindet. Anders gesagt: nicht der zugrundegelegte allgemeine theoretische Kern (hier: eine Theorie des Handelns) wird als historisch oder strukturell variabel angesehen, sondern die situationalen Bedingungen, über die zusammen mit dem theoretischen Kern die interessierenden Sachverhalte abgeleitet werden können.

Genau auf diese Weise ist es für eine Reihe von naturwissenschaftlichen Phänomenen nach und nach gelungen, einen integrierten Korpus von Wissen über ganze Gegenstandsbereiche zusammenzustellen, die sich zunächst sehr disparat zeigten. Dabei wurde auf einen einheitlichen allgemeinen explanativen Kern (z.B. die Gravitationstheorie) zurückgegriffen und schließlich über die damit mögliche Variation der Randbedingungen eine Reihe von zunächst sehr unterschiedlich scheinenden Vorgängen (wie z.B. Planetenumlaufbahnen, ballistische Kurven von Geschossen, Fallgeschwindigkeit von Gegenständen unter den verschiedensten Bedingungen atmosphärischer Dichte etc.) eindeutig erklärt. Der Planet, die Geschoßkugel, der Stein in Luft oder Wasser verhalten sich allesamt sehr »individuell«, müssen aber keineswegs jeweils mit »neuen« Theorien oder Konzepten erklärt werden. Es sind (lediglich) die Randbedingungen in der allgemeinen Theorie entsprechend zu berücksichtigen.

Dieser Vorzug wird gerade vor dem Hintergrund der Individualisierungsthese bedeutsam. Man ist prinzipiell in der Lage, andere als die derzeit bekannten Randbedingungen anzunehmen und gleichwohl systematische Vorhersagen auch für Verhältnisse zu machen, die bislang entweder nicht vorgelegen haben oder von denen man noch nichts wußte. Dies ist aber die Situation, mit der die Soziologie als Wissenschaft ständig zu tun hat: die Bedingungen des Handelns ändern sich fortwährend (und zwar im Unterschied zu vielen Naturwissenschaften obendrein noch in der Weise, daß diese Bedingungen oft als völlig neuartig anzusehen sind).

Der oben skizzierte Ansatz erlaubt aber die Variation der veränderten situationalen Bedingungen bei Konstanz des nomologischen Kerns der Erklärung. Bei gegebenen Randbedingungen und gegebenem nomologischen Kern sind weiterhin systematische Vorhersagen möglich. Diese Möglichkeiten hat eine Soziologie nicht, die darauf festgeschrieben ist, bestimmte strukturelle Verhältnisse mit bestimmten anderen strukturellen Verhältnissen in eine enge Verbindung zu setzen. Bei Änderungen der Strukturen ist dort der gesamte »erklärende« Kern nicht mehr anwendbar.

Bezogen auf das o.a. Beispiel der Erklärung sozialer Bewegungen ist das Problem leicht erkennbar: wenn es trotz starker Interessenunterschiede nicht zu einer sozialen Bewegung kommt, müßte das angenommene Gesetz insgesamt verworfen werden. Eine Erklärung, die im Prämissenteil mehr unterschiedliche Möglichkeiten enthielte (und z.B. mehr auf die individuellen Handlungsbedingungen von Akteuren eingeht), kann in einem solchen Fall flexibler reagieren: man handelt (z.B. gemäß der Theorie des Handelns) nicht nur nach Interessen, sondern auch nach Erfolgswahrscheinlichkeiten und Binnengruppen-Motiven (unter anderem). Eine Theorie sozialer Bewegungen sollte im Prinzip alle verschiedenen, »funktional äquivalenten« Bedingungen für das Entstehen sozialer Bewegungen hypothetisch enthalten. Insofern Interessen, Erfolgswahrscheinlichkeiten, Binnen-Motive usw. mit Gruppenunterschieden dann tatsächlich variieren, ist die o.a. Strukturtheorie durchaus erfolgreich. Sobald diese verschiedenen Bestandteile der »Logik der Situation« jedoch nicht mit den Gruppenzugehörigkeiten unmittelbar zusammenhängen, kann die einfache Struktur-Theorie folglich nicht mehr das Auftreten einer sozialen Bewegung erklären. In der handlungstheoretisch-vollständigen Erklärung wird aber deutlich, warum die Struktur-Theorie im gegebenen Fall versagte und warum sie zuvor erfolgreich war. Daß man in jedem Fall bei solchen flexibleren Erklärungen die spezifischen Konstellationen an Randbedingungen nicht bloß ad hoc einführen darf, sondern sie jeweils gesondert empirisch überprüfen muß, ist eine Selbstverständlichkeit. Mit einer Immunisierung hat diese theoretische Flexibilisierung nichts zu tun.

Damit wird aber auch deutlich, daß die »Regeln der soziologischen Methode« bzw. die herkömmlichen Erklärungen über Kategorien wie z.B. »Klasse« und »Stand« immer schon implizite Erklärungen der o.a. Art gewesen sind: Klasse und Stand spezifizieren bestimmte »externe« Bedingungen des Handelns von Kollektiven von Akteuren und lassen bei Konstanz dieser Bedingungen systematische Handlungsfolgen auch verhältnismäßig leicht erklärbar werden. Mit der Auflösung eindeutiger Interessen- und Milieudifferenzierungen, mit der Veränderung der empirischen Randbedingungen für das Handeln der Akteure (auch bei gleichbleibenden »objektiven« Zugehörigkeiten z.B. zu Einkommens- oder Berufsgruppen) verändert sich notwendigerweise auch die »Logik der Situation« für die Akteure und es ändern sich damit auch die strukturellen Folgen, die zuvor noch »sui generis« mit jenen Strukturen in Verbindung gebracht worden waren. Klasse und Stand sind aber ebensowenig wie »Jugend«, »Alter«, »Familie«, »Religion« etc. stabile und unter allen Umständen hinreichend genaue Indikatoren für spezifische oder stabile subjektive Zustände von Akteuren (als Randbedingungen der entsprechenden Theorie des Handelns).

Unter gewissen gesellschaftlichen Bedingungen – wie die einer relativ stabilen sozialen Segmentation – trifft dieser Grenzfall gelegentlich zu, so daß ein besonderes Problem der Erklärung nicht weiter in Erscheinung tritt. Mit der Auflösung von solchen Segmentationen, damit von eindeutigen Zugehörigkeiten und handlungs-

stabilisierenden Kontroll-Milieus wird letztlich aber offenbar, daß es sich um einen Spezialfall eines sehr viel allgemeineren Problems gehandelt hatte.

8. »Individualisierung« und erklärende Soziologie

Gesellschaftliche Individualisierung erzwingt – so lautet die These – sowohl für die allgemeine Soziologie als auch für die Bindestrich-Soziologie die beschriebene Erweiterung ihres explanativen Kerns auch auf Verhältnisse, die von eindeutigen und stabilen Strukturierungen nicht mehr gekennzeichnet sind. Dies führt dann seinerseits zu der Suche nach einem nomologischen Kern für diese Erklärungen, der universaler ist als die speziellen Strukturen. Und dies führt schließlich – vor dem Hintergrund des Erklärungsinteresses an kollektiven Phänomenen – zu dem skizzierten Ansatz der doppelten Verknüpfung der Mikro- mit der Makro-Ebene. Der skizzierte Ansatz ist in dieser Form aber sicher noch zu abstrakt als daß seine Leistungsfähigkeit zur Lösung der mit gesellschaftlicher Individualisierung auftretenden Erklärungsprobleme vollends sichtbar werden könnte. Daher seien einige weitere Bemerkungen angefügt, aus denen die Eignung des Ansatzes gerade zur Analyse von sehr »individualisierten« Vorgängen deutlich werden soll.

Als Beispiel seien – im Anschluß an einige o. a. inhaltliche Überlegungen – die sog. neuen sozialen Bewegungen betrachtet. Die Besonderheit bei den neuen sozialen Bewegungen (NSB) ist ihr »konjunkturhaftes Kommen, Gehen und Wiederkommen« (*Huber*, 1988, 425), sowie der Sachverhalt, daß sie scheinbar ohne stabile Interessen- und Milieu-Grundlage auftreten (und wieder verschwinden). Gelegentlich hat dieser Sachverhalt dazu geführt, für die NSB anzunehmen, sie entwickelten sich »motivfrei«, ohne jeden erkennbaren systematischen Grund (vgl. z. B. *Japp*, 1984). Durch das Fehlen einer stabilen Interessen-Grundlage und ihren flukturierenden Charakter entziehen sich – so die Vermutung – die NSB den üblichen Erklärungen für soziale Bewegungen – seien es die Theorien der Massengesellschaft oder gewisse Cleavage-Theorien. Die Frage ist dann aber: lassen sich die NSB wegen der fehlenden strukturellen Grundlage dann überhaupt nicht mehr erklären? Oder gibt es Konzepte aus dem Umfeld der erklärenden Soziologie, über die mindestens zunächst in einer ersten Skizze die geschilderten Phänomene verständlicher werden können?

Zur Erläuterung der Sperrigkeit einer strukturtheoretischen Analyse der NSB lassen sich eine Reihe von Aspekten gesellschaftlicher »Individualisierung« gut anführen. Individualisierung bedeutet erstens die Überkreuzung von zuvor einfachen Konfliktlinien (durch die Kreuzung sozialer Kreise, durch multiple Mitgliedschaften, durch Statusinkonsistenzen, durch Rollenüberschneidungen usw.) mit der Folge, daß sowohl eine eindeutige und stabile motivationale Grundlage für bestimmtes Handeln wie die Wahrscheinlichkeit, gleichgesinnte und ähnlich deprivierte Koalitionspartner zu gewinnen, deutlich absinkt. Schon hieraus wird erklärlich, daß unter individualisierten Verhältnissen soziale Bewegungen vom »alten« Typus eigentlich recht unwahrscheinlich werden.

Gesellschaftliche Individualisierung kann zweitens die Differenzierung einer Popu-

lation nach unterschiedlichen Motivintensitäten bedeuten. Das heißt: auch wenn es keine Mitgliedsschaftsüberkreuzungen gibt, verteilen sich bestimmte Deprivationen und Handlungsbereitschaften in unterschiedlichen Variationen über eine Population. Diese Variationen können sehr unterschiedliche, durch einfache Strukturparameter nicht mehr vorhersagbare Folgen z.B. für die Organisation sozialer Bewegungen haben (vgl. dazu z.B. die Schwellenwert-Modelle von *Granovetter*, 1978). Mit derartigen Modellen kann verdeutlicht werden, warum soziale Bewegungen auch unter schwerwiegendsten Deprivationen manchmal nicht eintreten, unter bestimmten Verteilungsbedingungen jedoch auch bei relativ leichten Graden an kollektiver Deprivation. Genau dies ist es aber, was die Vorhersage der »neuen« sozialen Bewegungen so problematisch macht: aus einer bloßen strukturellen Benachteiligung läßt sich das Auf- und Abschwellen einer Bewegung nicht (mehr) erklären.

Drittens ist daran zu erinnern, daß die Organisation sozialer Bewegungen im Grunde einen Spezialfall der Lösung des Kollektivgut-Problems (vgl. *Olson*, 1968) darstellt: niemand beteiligt sich an der Organisation des Gutes, da er seinen individuellen Beitrag hierfür äußerst gering einschätzt, bei Fehlschlagen der Bewegung mit Sicherheit negative Folgen zu erwarten hätte und bei erfolgreicher Organisation der Bewegung durch andere kostenlos an ihren Früchten partizipieren könnte. Bei *Olson* waren noch eine Reihe von Bedingungen genannt worden, unter denen sich dieses Problem relativ leicht lösen läßt: bei Existenz vernesteter Hierarchien von Mitgliedschaften, bei Vorliegen von deutlichen Stratifikationen im gesamten Kollektiv und bei Vorliegen von »solidarischen« Orientierungen bei den Akteuren ist eine Lösung des Kollektivgut-Problems nicht unwahrscheinlich. Gesellschaftliche Individualisierung bedeutet indessen die Auflösung aller drei genannter Mechanismen. Schon von daher wird verständlich, warum es unter gesellschaftlich individualisierten Bedingungen zu systematischen und dann auch stabilisierten kollektiven Bewegungen nur ausnahmsweise kommt (vgl. dazu auch *Esser*, 1988).

Schließlich ist zu ergänzen, daß gesellschaftliche Individualisierung (im Sinne wohlfahrtsstaatlicher Modernisierung) mit einer zunehmenden Abhängigkeit und Einbettung der »natürlichen« Akteure in Verbände, Organisationen und andere korporative Akteure einhergeht. Auch dieses bedeutet, daß einfache und stabile »strukturelle« Interessen- und Milieu-Differenzierungen nicht mehr länger vorliegen und daß z.B. die Beteiligung von Personen an sozialen Bewegungen nicht zuletzt durch die strategischen Interdependenzen der Verbände durchkreuzt werden können, denen sie – oft auch aus guten persönlichen Gründen – angehören.

Aus allen diesen und weiteren, hier nicht thematisierten, mit gesellschaftlicher Individualisierung verbundenen Einzelprozessen (vgl. dazu näher *Neidhardt*, 1985) läßt sich gut verständlich machen, warum neue soziale Bewegungen vor allem ein Phänomen von »modernen« Gesellschaften sind (vgl. kritisch zu dieser Ansicht *Huber*, 1988). Läßt sich damit aber auch das Auftreten einer bestimmten neuen sozialen Bewegung erklären?

Die Antwort kann gerade vor dem Hintergrund des skizzierten theoretischen Ansatzes nicht generell mit Ja oder Nein gegeben werden. Sicher ist: strukturelle

Faktoren erklären die NSB nicht. Eine bloße Etikettierung des Vorgangs z.B. als »Selbstorganisation« ist ebenfalls nicht ausreichend. Eine Erklärung nach dem oben skizzierten Ansatz ist jedoch auch kein simples Unterfangen: Es werden jetzt sehr spezifische und detaillierte Informationen über die kontreten Mitgliedschaftsüberkreuzungen, Populationsdifferenzierungen, Vernestungen und Vernetzungen, Ungleichheiten, Interdependenzen und prozessualen Rückwirkungen der einzelnen Handlungen auf die verschiedenen Bedingungen – in expliziter Verbindung zum nomologischen Kern – erforderlich. Und genau zu den genannten Problemfeldern gibt es – teilweise recht ausgebaute – Teil-Modellierungen (z.B. in spieltheoretischen Interdependenzmodellen oder prozeßtheoretischen Modellierungen sukzessiven Wandels) im Rahmen des o.a. Ansatzes einer erklärenden Soziologie. Die Schwierigkeit der Erklärung der NSB liegt dabei nicht darin, daß aufgrund ihres »motivfreien« Charakters Erklärungen überhaupt unmöglich wären, sondern in der Notwendigkeit zu einer vereinfachenden Modellierung des Prozesses und zur empirischen Fundierung der in diesen Modellen angenommenen (und sich ändernden) Randbedingungen. Weder die Modellierung alleine (wie in mancher spieltheoretischen Abstraktion dieser Tage), noch die empirische Beschreibung alleine (wie in mancher Fallstudie oder qualitativen Betrachtung) vermögen die erforderliche Erklärungsleistung zu erbringen.

9. Zur Bedeutung der Bindestrich-Soziologien im Rahmen der erklärenden Soziologie

Die These des Beitrages war es, daß mit gesellschaftlicher Individualisierung nicht – wie behauptet – das Ende der (allgemeinen wie angewandten) Soziologie gekommen ist, sondern daß damit der Beginn ernsthafter Bemühungen um eine wirklich erklärende Soziologie einen nachhaltigen und unhintergehbaren Anlaß erhalten hat. Die Darlegung der Grundelemente einer gerade auch unter individualisierten Bedingungen leistungsfähigen erklärenden Soziologie hat dann ergeben, daß zwei Aspekte der Theoriebildung gleichermaßen bedeutsam sind: einerseits die (abstrakte) Modellierung des in Frage stehenden kollektiven Phänomens – sei es als Modellierung der Interessen- und Handlungsinterdependenzen der beteiligten Akteure, sei es als Modellierung der Prozeß-Interdependenzen von sukzessiven Abläufen. Bei diesen Modellierungen kann auf inzwischen entwickelte Theoreme etwa aus der Spieltheorie oder (einfachen oder komplexeren) Aggregations- und Prozeßmodellen (wie z.B. solchen der Infektion und Diffusion oder der Interdependenzen von Populationen) zurückgegriffen werden. Welche dieser Modellierungen jedoch angemessen ist, welche Parameter bei der Modellierung der Handlungskalküle der beteiligten Akteure einzusetzen sind u.a., kann indessen erst auf der Grundlage von *detaillierten* und *präzisen* Beschreibungen der jeweiligen empirischen Bedingungen entschieden werden.

Die Folge ist, daß das Konzept der erklärenden Soziologie eine Kombination von formaler Modellierung und Systematik *und* empirischer Reichhaltigkeit und beschreibender Detailtreue gleichzeitig darstellt. Und in diesem Zusammenhang

läßt sich dann die Bedeutung der angewandten und der Bindestrich-Soziologien genau umreißen: gerade weil die adäquate Erklärung komplexer kollektiver Phänomene die Lösung des Koordinationsproblems und des Transformationsproblems voraussetzt, und weil zu dieser Lösung gerade sehr detailliertes Wissen über Strukturbedingungen, subjektive Bewertungen und Erwartungen, (auch informelle) Regeln und Normierungen, Konventionen und Gewohnheiten etc. erforderlich ist, wird die Beschäftigung mit einem inhaltlichen Spezialgebiet zu etwas gänzlich anderem als die Ausflucht in eine Geborgenheit verleihende Nische. Gerade weil zur Lösung des Koordinations- und des Transformationsproblems nur sehr genaue, detaillierte und um interpretative Einzelheiten angereicherte, gleichzeitig aber auch redundante und in einen »Sinnzusammenhang« verknüpfte Informationen erforderlich sind, wird sich die geforderte Erklärungsleistung nur bei einer starken Vertrautheit mit dem jeweiligen inhaltlichen Feld einlösen lassen.

Oberflächlich betrachtet könnte das faktische Vorgehen innerhalb der Bindestrich-Soziologien dann durchaus ähnlich aussehen wie bisher: intensives Zusammentragen und deutendes Integrieren von Detailwissen über ein spezifisches Untersuchungsfeld. Im Zusammenhang der Lösung des Erkärungsproblems hätte dieses Wissen jedoch einen deutlich anderen Stellenwert: es fügte sich in die methodologischen Anforderungen an das eigentliche Ziel jeder wissenschaftlichen Aktivität: die adäquate allgemeine Erklärung des in Frage stehenden speziellen Phänomens.

Literatur

Alexander, J. C.: »The New Theoretical Movement«. Handbook of Sociology. Hg. *Neil J. Smelser.* Newbury Park u. a. 1988, 77–101 – *Alexander, J. C., Giesen, B:* »From Reduction to Linkage: The Long View of the Micro-Macro Debate«. The Micro-Macro Link. Hg. *Jeffrey C. Alexander, Bernhard Giesen, Richard Münch, Neil J. Smelser.* Berkeley–Los Angeles–London 1987, 1–42 – *Beck, U.:* Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt 1986 – *Beck-Gernsheim, E.:* »Vom »Dasein für Andere« zum Anspruch auf ein Stück »eigenes Leben«: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang«. Soziale Welt, 34, 1983, 308–340 – *Beck-Gernsheim, E.:* »Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft«. Soziale Welt, Sonderband 4, 1986, 209–233 – *Blumer, H.:* »Society as Social Interaction«. Human Behavior and Social Process. An Interactionist Approach. Hg. *Arnold M. Rose.* London 1962, 179–192 – *Boudon, R.:* Die Logik des gesellschaftlichen Handelns. Eine Einführung in die soziologische Denk- und Arbeitsweise. Darmstadt und Neuwied 1980 – *Boudon, R.:* »Individual Action and Social Change: A No-Theory of Social Change«. British Journal of Sociology, 34, 1983, 1–18 – *Buchmann, M.:* Konformität und Abweichung im Jugendalter. Eine empirische Untersuchung zur Biographie- und Identitätsentwicklung und abweichendem Verhalten Jugendlicher. Dissenhofen 1983 – *Coleman, J. S.:* »Social Theory, Social Research, and the Theory of Action«. American Journal of Sociology, 91, 1986, 1309–1335 – *Collins, R.:* »On the Microfoundations of Macrosociology«. American Journal of Sociology, 86, 1981, 984–1014 – *Druwe, U.:* »›Selbstorganisation‹ in den Sozialwissenschaften«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 40, 1988, 762–775 – *Durkheim, E.:* Der Selbstmord. Neuwied und Berlin 1973 – *Durkheim, E.:* Die Regeln der soziologischen Methode. Neuwied und Berlin 1976 – *Elias, N.:* Was ist Soziologie? München 1970 – *Esser, H.:* »Ethnische Differenzierung und moderne Gesellschaft«. Zeitschrift für Soziologie, 17, 1988, 235–248 – *Esser, H.:* »Methodische Konsequenzen gesellschaftlicher Differenzierung«. Zeitschrift für Soziologie, 8, 1979, 14–27 – *Esser, H., Klenovits, K., Zehnpfennig, H.:* Wissenschaftstheorie 1: Grundlagen und analytische Wissenschaftstheorie, Stutt-

gart 1977 – *Friedrichs, J., Hg.:* »Soziologische Stadtforschung«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29. Opladen 1988 – *Giddens, A.:* New Rules of Sociological Methodology. A Positive Critique of Interpretative Sociology. London 1976 – *Giddens, A.:* Die Konstruktion der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt 1988 – *Giesen, B., Haferkamp, H.,* Hg.: Soziologie der sozialen Ungleichheit. Opladen 1987 – *Granovetter, M.:* »Threshold Models of Collective Behavior«. American Journal of Sociology, 83, 1978, 1420–1443 – *Heitmeyer, W., Hurrelmann, K.:* »Sozialisations- und handlungstheoretische Ansätze in der Jugendforschung«. Handbuch der Jugendforschung. Hg. *Heinz-Hermann Krüger.* Opladen 1988, 47–70 – *Hernes, G.:* »Structural Change in Social Processes«. American Journal of Sociology, 82, 1977, 513–547 – *Homans, G. C.:* »Bringing Men Back in«. American Sociological Review, 29, 1964, 809–818 – *Huber, J.:* »Soziale Bewegungen«. Zeitschrift für Soziologie, 17, 1988, 424–435 – *Japp, K. P.:* »Selbsterzeugung oder Fremdverschulden. Thesen zum Rationalismus in den Theorien sozialer Bewegungen«. Soziale Welt, 35, 1984, 313–329 – *Krüger, H.:* »Theoretische und methodische Grundlagen der historischen Jugendforschung«. Handbuch der Jugendforschung. Hg. *Heinz-Hermann Krüger.* Opladen 1988, 207–230 – *Lepsius, M. R.:* »Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft«. Deutsche Parteien vor 1918. Hg. *Gerhard A. Ritter.* Köln 1973, 56–80 – *Lindenberg, S., Wippler, R.:* »Theorienvergleich: Elemente der Rekonstruktion«. Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften. Hg. Karl-Otto Hondrich und Joachim Matthes. Darmstadt und Neuwied 1978, 219–231 – *Luhmann, N.:* Legitimation durch Verfahren. 2. Aufl. Darmstadt und Neuwied 1975 – *Luhmann, N.:* Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt 1984 – *Mayntz, R.:* »Über den begrenzten Nutzen methodologischer Regeln in der Sozialforschung«. Soziale Welt. Sonderband 3. 1985, 65–77 – *Mayntz, R.:* »Funktionale Teilsysteme in der Theorie sozialer Differenzierung«. Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. *Renate Mayntz, Bernd Rosewitz, Uwe Schimank, Rudolf Stichweh.* Frankfurt 1988, 11–44 – *Neidhardt, F.:* »Einige Ideen zu einer allgemeinen Theorie sozialer Bewegungen«. Sozialstruktur im Umbruch. Karl Martin Bolte zum 60. Geburtstag. Hg. *Stephan Hradil.* Opladen 1985, 193–204 – *Olson, M.:* Die Logik des kollektiven Handelns. Tübingen 1968 – *Parsons, T.* u. a.: »Some Fundamental Categories of the Theory of Action: A General Statement«. Toward a General Theory of Action. Hg. *Talcott Parsons, Edward A. Shiels.* Cambridge/Mass. 1962, 3–39 – *Popper, K. R.:* Das Elend des Historizismus. 4. Aufl. Tübingen 1974 – *Schimank, U.:* »Der mangelnde Akteurbezug systemtheoretischer Erklärungen gesellschaftlicher Differenzierung – Ein Diskussionsvorschlag«. Zeitschrift für Soziologie, 14, 1985, 421–434 – *Schimank, U.:* »Gesellschaftliche Teilsysteme als Akteurfiktionen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 40, 1988, 619–639 – *Schnell, R., Hill, P. B., Esser, E.:* Methoden der empirischen Sozialforschung. München 1988 – *Schütz, A.:* »Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt«. *A. Schütz.* Gesammelte Aufsätze, Band 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, 22–50 – *Stegmüller, W.:* Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Bd. 1: Erklärung, Begründung, Kausalität. 2. Aufl. Berlin–Heidelberg–New York 1983 – *Vanberg, V.:* Die zwei Soziologien. Individualismus und Kollektivismus in der Sozialtheorie. Tübingen 1975 – *Weber, M.:* Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1972 – *Weidlich, W., Haag G.:* Concepts and Models of a Quantitative Sociology. The Dynamics of Interacting Populations. Berlin 1983 – *Wilson, T.:* »Concepts of Interaction and Forms of Sociological Explanation«. American Sociological Review. 53, 1970, 697–701 – *Wippler, R., Lindenberg, S.:* »Collective Phenomena and Rational Choice«. The Micro-Macro Link. Hg. *Jeffrey C. Alexander, Bernhard Giesen, Richard Münch, Neil J. Smelser.* Berkeley–Los Angeles-London 1987, 135–152.

Theoretische und forschungspraktische Grundlagen

Teil IV: Formen und Techniken der Datenerhebung und -analyse

Henrik Kreutz/Ute van Beuningen

Untersuchungsformen, Erhebungstechniken und Auswertungsformen der Jugendforschung

1. Erhebungstechniken und Qualitätskriterien empirischer Jugendforschung

In zwei Studien wurden quantitative Analysen der Methodologie der Jugendforschung, die im Zeitraum von 1961 bis 1977 getätigt wurde, vorgelegt (vgl. *Kreutz*, 1981a). Zum einen wurden 130 empirische Untersuchungen über Jugend, die im Zeitraum von 1961 bis 1971 in Europa durchgeführt wurden, analysiert (*Kreutz*, 1981a), zum anderen wurden 60 empirische Arbeiten, die von 1965 bis 1977 in der Bundesrepublik gemacht worden sind, auf ihre methodischen und forschungstechnischen Aspekte hin durchleuchtet (*Kreutz*, 1979).

Zwischen beiden Sekundäranalysen gibt es dabei eine Schnittmenge, die durch die Studien, die zwischen 65 und 71 in der Bundesrepublik gemacht wurden, gebildet wird, so daß insgesamt n = 157 Arbeiten analysiert worden sind. Die beiden Sekundäranalysen stellen weder Gesamterhebung dar noch beruhen sie auf Wahrscheinlichkeitsstichproben aus allen Arbeiten, sie beruhen aber auf zwei getrennten Erhebungen mit jeweils anderen, spezifischen Verzerrungen, so daß sie sich in ihren Ergebnissen wahrscheinlich gegenseitig korrigieren, jedenfalls ergeben sie zusammengenommen die derzeit bestmögliche Übersicht über den Stand der europäischen Forschung bis 1977. Dabei ergibt sich, daß im Bereich der Erhebungstechniken die Qualitätsstandards in den 80er Jahren gegenüber den 60er und 70er Jahren sich eher verschlechtert als verbessert haben. Die nachfolgenden, ausführlichen Analysen der Arbeiten von *Psydata* und *Allerbeck* bestätigen diese Behauptung. Der Stand der Forschung in den USA wird dabei nicht erfaßt. Zwar sind die Arbeiten in der Bundesrepublik in methodologischer Hinsicht bis heute überwiegend zeitverzögerte Abbilder der entsprechenden Studien in den USA, doch gibt es in den Vereinigten Staaten etliche hochinteressante neuere Ansätze, die nicht zum »mainstream« der Forschung gehören, aber in Zukunft hochbedeutsam werden könnten. Auf die wichtigsten der hier entwickelten Untersuchungsformen wird daher in eigenen Abschnitten eingegangen.

Die in den von uns erfaßten Studien verwendeten Erhebungsformen sind in der Übersicht auf der folgenden Seite aufgelistet.

Danach beherrscht die standardisierte Befragung im genannten Zeitraum eindeutig das Feld, wenn auch »qualitative« Erhebungsformen vor allem in den 70er Jahren und dann später in den 80er Jahren deutlich häufiger geworden sind. Gruppendiskussionen, teilnehmende und nichtteilnehmende Beobachtungen, Dokumentenanalyse, die Verwendung von sogenannten »unobtrusive measures«, also nichtreaktiven Verfahren sowie kontrollierte Experimente werden dagegen im gesamten Beobachtungszeitraum nur äußerst selten angewendet.

Empirische Jugendforschung ist damit in ihren Ergebnissen fast vollständig von sprachlichen Interaktionen abhängig. Der Forscher wird durch die Verwendung der Alltagssprache Teil des kulturellen und gesellschaftlichen Zusammenhangs, den er analysiert, und die Möglichkeiten zu einer distanzierten und wertfreien Wahrnehmung und Analyse sind damit bereits eng begrenzt. Noch gravierender ist der

Erhebungsformen von empirischen Jugendanalysen
1961 bis 1977

	Bundesrepublik 1965–77 %	Westeuropa 1961–71 %	
Forschungskontaktbefragung und zwar:			
Standardisierter Fragebogen, schriftliche Befragung, Standardisiertes Interview,	80	43 41	90,5
Halbstandardisiertes Interview, Interview und Gruppendiskussionen,		2.5 4	
Inhaltsanalyse von Dokumenten	4	4	
freie Erzählung, freier Aufsatz		2,5	
Befragung und Aufsatz bzw. Erzählung	13	1	
teilnehmende Beobachtung und Interview	3	1	
keine Angabe über Art der Erhebung	–	–	
	100 (n=60)	100 (n=130)	

überwiegende Gebrauch standardisierter Formen der Befragung. Damit wird der Forscher in die Position dessen versetzt, der »cue-control« ausübt, d.h. die möglichen Perspektiven und Dimensionen sowohl der Problemsicht als auch der Problemanalyse vorgibt. Die Zahl unabhängiger Informationen, die er erhält, wird damit recht gering. Durch die Art der Fragestellung, die Abfolge und die sprachliche Formulierung der Fragen, durch die Art der explizit oder nur implizit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten und durch eine Reihe weiterer Entscheidungen, die bei der Fragebogenkonstruktion und Interviewgestaltung getroffen werden, fällt der Forscher die Mehrheit der anfallenden Entscheidungen selbst und überläßt dem Befragten nur eine relativ kleine Menge nachgeordneter Wahlmöglichkeiten. Die Mehrzahl der bits, die die Grundlage der »empirischen« Ergebnisse bilden, geben mithin Informationen über den Forscher und nicht über die untersuchten Personen. Realkontaktbefragungen (*Kreutz*, 1972; 1981b) kommen überhaupt nicht vor, auch die Zahl der nichtreaktiven Beobachtungsstudien ist extrem klein.

Die Daten aus 80% bzw. 90% der Jugenduntersuchungen in der Bundesrepublik bzw. in Europa stammen aus Situationen, in denen der eine Interaktionspartner gezielt nach bestimmten Sachverhalten fragt und dabei Zwecke verfolgt, die den Befragten nur ungenau oder gar nicht bekannt sind. Eventuelle Auswirkungen der Erhebung auf die eigene Person können vom Befragten daher bestenfalls vermutet werden. Die Sachverhalte, über die in der Forschungskontaktbefragung gesprochen wird, stellen Handlungen bzw. Handlungsresultate dar, die nicht in der aktuellen Situation vollzogen werden bzw. präsent sind.

Das Reden im Forschungskontakt stellt mithin eine abstrakte Abbildung des

eigentlich interessierenden Sachverhalts dar, das Reden in der Realkontaktbefragung ist dagegen der unmittelbare Vollzug der zu erforschenden Handlung selbst, sei es beispielsweise ein Verkaufsgespräch oder die Interaktion bei einer Wohnungs- oder Stellensuche. Eine Möglichkeit, das Validitätsproblem bei sprachabhängiger Forschung zu überwinden, bietet die Realkontaktbefragung. Der Grundgedanke dieser Methode liegt darin, in einer im Alltag gebräuchlichen Rolle und nur im Rahmen dieser Rolle Informationen einzuholen. Der Bereich der Befragung wird daher natürlich durch die in der jeweiligen Rollenbeziehung üblichen und zumutbaren Fragen beschränkt. Wenn auch die Realkontaktbefragung somit sowohl durch die Art und Zahl der zur Verfügung stehenden Rollen als auch durch die Notwendigkeit, die Anforderungen der jeweiligen Rollenbeziehung zu beachten, in ihrer Anwendung beschränkt ist, bleibt doch eine breite Palette von Rollenbeziehungen, die für die Forschung genützt werden können. Im Realkontakt ist das *Validitätsproblem* lösbar, hier ergibt sich lediglich die Frage, ob der Forscher oder sein Beauftragter die Rolle, die er übernommen hat, glaubhaft ausübt. Um Realkontaktbefragungen, die heute noch am ehesten im Bereich des Konsumentenschutzes angenähert verwirklicht werden (vgl. z. B. *Grillparzer* et al., 1968), kompetent durchführen zu können, müßte allerdings die Interviewerschulung erheblich intensiviert werden und auch die Einübung von Rollenspiel beinhalten. Hierzu könnte auf die sozialpsychologische Forschungstradition, die sich mit der Entwicklung des Rollenspiels beschäftigt, zurückgegriffen werden (vgl. *Ginsburg*, 1979). In üblichen Forschungskontaktverfahren ist dagegen das Validitätsproblem in keiner Weise gelöst, meist ist es sogar schwierig, die Frage nach der Validität der Ergebnisse sinnvoll mit einer möglichen Überprüfung des Verfahrens zu verknüpfen.

Daher nimmt es nicht wunder, daß die Frage nach der Validität fast immer vernachlässigt wird. In 85% bzw. 82% der analysierten Untersuchungen wird die Frage nach der Validität überhaupt nicht gestellt, in keinem einzigen Fall gibt es eine befriedigende Lösung des Problems. Zumeist begnügt man sich in den erwähnten 15% bzw. 18% der Studien, die Validität überhaupt thematisieren, mit dem Nachweis der sogenannten »face-validity« auf der Ebene von Linearverteilungen oder bestenfalls auf der von einfachen, zweidimensionalen Quertabulierungen bzw. Korrelationen. Anspruchsvollere Verfahren der Bestimmung der Validität, die in der methodologischen Literatur diskutiert werden (vgl. z. B. *Belson*, 1986), kommen so gut wie überhaupt nicht vor.

Kaum besser verhält es sich mit dem methodologisch einfacher zu lösenden Problem der *Reliabilität* bzw. Zuverlässigkeit der Daten und Verfahren der Jugendforschung. 70% bzw. 77% der analysierten Untersuchungsberichte diskutierten das Problem der Zuverlässigkeit der Daten überhaupt nicht. Sofern das Problem überhaupt angesprochen wird, beschränkt man sich fast durchgehend auf bestimmte Aspekte. Zumeist wird die Test-Retest-Reliabilität, d. h. eigentlich nur die Stabilität der Ergebnisse, die ein bestimmtes Verfahren erbringt, überprüft. Eine systematische Erfassung der Auswirkungen auch nur der wichtigsten Aspekte der Forschungskontaktsituation unterbleibt durchgehend.

Die Realität der empirischen Jugendforschung ist mithin, von einem puristischen

Qualitätskriterien der Jugendforschung

	Europäische Jugendforschung 1961–71			Jugendforschung in der Bundesrepublik 1965–77		
	Validität					
	diskutiert	nicht diskutiert	Σ	diskutiert	nicht diskutiert	Σ
Reliabilität diskutiert	8%	15%	23%	10%	20%	30%
nicht diskutiert	7%	70%	77%	8%	62%	70%
Σ	15%	85%	100% (n=130)	18%	82%	100% (n=60)

wissenschaftlichen Standpunkt her beurteilt, katastrophal. Von einem pragmatischen Standpunkt her gesehen, der in bestimmten Hinsichten den realen Möglichkeiten eher Rechnung tragen könnte, stellt sich die Situation fast noch schlechter dar, da der Handlungsbezug der so erstellten Daten völlig ungesichert ist. *Charles Saunders Peirce* würde dementsprechend eine solche Forschung nicht pragmatisch, sondern »pragmatoid« nennen, da sie das praktische Handeln nicht auf die Grundlage gesicherten Wissens stellt, sondern umgekehrt ein in Wirklichkeit völlig ungesichertes praktisches Handeln lediglich als wissenschaftlich gesichert erscheinen läßt und damit lediglich nach außen legitimiert (vgl. *Kreutz*, 1972).

Berücksichtigt man beide Aspekte, Validität und Reliabilität der Daten und Verfahren gleichzeitig, so zeigt sich, daß lediglich in 10 % bzw. 8 % der Untersuchungen beide Gesichtspunkte überhaupt diskutiert (wenn auch keineswegs gelöst) werden (siehe Tab. oben).

Eine Verbesserung ist im Beobachtungszeitraum kaum zu bemerken. Die empirische Jugendforschung bleibt in Europa einschließlich der Bundesrepublik auf einem Stand, den man eigentlich als »vorwissenschaftlich« bezeichnen müßte. Die Mehrheit der Studien mißachtet beide Qualitätsgesichtspunkte in souveräner Weise. Reliabilität wird etwas häufiger als Validität angesprochen, wohl auch deswegen, weil es als ein begrenztes Problem behandelt werden kann.

Allein die kursorische Berücksichtigung von Reliabilität und Validität zeigt die Schwächen der Jugendforschung schonungslos auf. Es hat daher keinen Sinn, auf differenzierte Aspekte und Verfahren der Überprüfung von Gültigkeit und Zuverlässigkeit der Ergebnisse der Jugendforschung einzugehen. Dieser Überblick über den Stand der Forschung aus methodologischer Sicht braucht daher lediglich noch einen weiteren grundlegenden Gesichtspunkt anzusprechen und kann auf differenziertere Analysen verzichten, da der Befund eindeutig ist. Der noch zu ergänzende Gesichtspunkt ist die Frage nach der Repräsentativität der Daten, somit letzten Endes ein spezifisches Problem der externen Validität der Untersuchungen.

Die Sicherung der Repräsentativität der erhobenen Daten ist an sich ein einfacheres Problem als das der Gewährleistung ihrer Reliabilität und Validität. Dementspre-

Untersuchungsanlagen in der empirischen Jugendforschung 1961–77

	Bundesrepublik 65–77 %	Europa 61–77 %
völlig unkontrollierte Auswahl der Untersuchungspersonen	33	53
Quotenauswahl, gezielte Expertenauswahl	45	20
Wahrscheinlichkeitsstichprobe	27	27
	100 (n=60)	100 (n=130)

chend wird dieses Problem auch seltener völlig übergangen. Dies heißt aber nicht gleichzeitig, daß es entsprechend häufig befriedigend gelöst wird.

Um nicht in die leider häufig anzutreffende Vermengung unterschiedlicher Probleme zu verfallen, ist es sinnvoll, auch in dieser Hinsicht zwischen der Anlage der Untersuchung und ihrer Planung einerseits und der Art ihrer Durchführung andererseits zu unterscheiden. Auch der beste Stichprobenplan kann an einer unbefriedigenden Antwort bzw. Beteiligungsquote der Untersuchungspersonen scheitern und umgekehrt führt auch eine ausgezeichnete Beteiligung bei einer ungeplanten Auswahl der Untersuchungspersonen zu keiner wissenschaftlich abgesicherten Datengrundlage. Die Übersicht über die geplante Anlage der Untersuchung ist oben wiedergegeben.

Das Feld wird dominiert von der Quotenauswahl und der völlig willkürlichen Datenerhebung. Wahrscheinlichkeitsstichproben sind im Beobachtungszeitraum nicht häufiger geworden. Die Quoten, die bei der Quotenauswahl vorgegeben werden, sind immer nur linear definiert, so daß Merkmalskombinationen auch der einfachsten Art – etwa eine Quertabulierung von Alter und Geschlecht der Befragten – außer Betracht bleiben. Daher sind diese Daten auch durchgehend bereits auf der bivariaten Ebene – z. T. extrem – verzerrt. Für multivariate Auswertungen, die heute in der Regel durchgeführt werden, sind diese Daten völlig ungeeignet.

Bereits die Planung ist mithin wissenschaftlich unzureichend. Wie schaut es aber nun mit der faktischen Durchführung aus? (Vgl. die gedrängte Übersicht auf der nächsten Seite.)

Weniger als 20% der Studien können Repräsentativität hinsichtlich der Untersuchungspopulation ernsthaft beanspruchen. Der große Rest ist bereits von diesem einfachen Gesichtspunkt aus als unzureichend zu qualifizieren.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß in der empirischen Jugendforschung offensichtlich ein »double-standard« gilt, daß also mit zwei unterschiedlichen Maßen gemessen wird. Abstrakt wird die allgemein durchgesetzte Methodologie empirischer Forschungen akzeptiert, konkret werden die Kriterien dieser Methodologie aber völlig außer acht gelassen. Dieser Zustand läßt sich soziologisch eindeutig als *Anomie*, die den tatsächlichen Verfall des wissenschaftlichen Normensystems beinhaltet, diagnostizieren.

Wahrung der Repräsentativität der Ergebnisse bei der Durchführung von empirischen Jugenduntersuchungen

	Bundesrepublik 1965–77 %	Europa 1961–71 %
Repräsentativität überhaupt nicht gewährleistet, unkontrollierte Datenerhebung, keine Angabe über Nichtbeteiligung	70	66
Repräsentativität als Qualitätsgesichtspunkt beachtet, Anteil der Nichterreichten und Verweigerer kontrolliert, . . .		
. . . dabei aber 50% und mehr des Samples empirisch nicht erfaßt	7	5
. . . dabei 25%–49% nicht erfaßt	7	11
Repräsentativität gewahrt, Nichtbeteiligung unter 25%	16	18
	100 (n=60)	100 (n=132)

2. Herkömmliche Untersuchungsformen der empirischen Jugendforschung und ihre Probleme

Die quantitative Übersicht, die im ersten Abschnitt vorgelegt wurde, macht deutlich, daß bis Ende der 70er Jahre die überwiegende Mehrheit der empirischen Jugendstudien in Europa ganz allgemein und in der Bundesrepublik im besonderen in methodologischer Hinsicht unbefriedigend war. Konzentration der Mittel auf phantasielose Untersuchungsanlagen, Durchführung der empirischen Erhebung mit ungesicherten Mitteln und anspruchslose Formen statistischer Auswertung herrschen vor. Dabei ergibt sich bereits in den 70er Jahren eine zunehmende Asymmetrie, die sich in den 80er Jahren noch vertieft hat: zunehmend mehr Forscher gehen dazu über, relativ komplexe statistische Auswertungsverfahren anzuwenden, ihre Mittel und Anstrengungen auf diesen Aspekt der Forschung zu konzentrieren und gleichzeitig die Probleme bei der Anlage von Untersuchungen und der Erhebung von empirischen Daten noch grundlegender zu vernachlässigen. Die methodologischen und forschungstechnischen Anhänge zu Untersuchungsberichten fallen knapper aus, die Sorgfalt bei der Absicherung der Daten verringert sich erheblich, die fachliche Kritik übergeht diese Mängel. Fachliches Prestige und die Verbesserung von Karriereaussichten werden durch die Anwendung neuer Auswertungsverfahren und mathematischer Modelle, nicht aber durch sorgfältige empirische Erhebungen erzielt. Diese Entwicklung läßt sich an den publizierten Forschungsberichten, die die weiteste Verbreitung gefunden haben, unmittelbar ablesen, trifft aber auch für die Mehrzahl der weniger bekannt gewordenen Arbeiten zu. Großteils in

Reaktion auf diese Entwicklung entfaltet sich eine »qualitative« Jugendforschung als eine eigene Fachrichtung, die auf die quantitativen Arbeiten kaum mehr Bezug nimmt. In methodologischer Hinsicht weist die empirische Jugendforschung heute daher eine doppelpolige Struktur auf und die beiden Pole werden nur mehr durch wenige Arbeiten und Forscher zu einem einzigen Feld vereinigt. Diese Entwicklungen der letzten 10 Jahre werden im folgenden Abschnitt anhand der Ergebnisse und Vorgehensweisen von zwei vielzitierten empirischen Jugenduntersuchungen der 80er Jahre dargestellt und einer exemplarischen Kritik unterworfen.

2.1. Forschungskontaktinterviews in »repräsentativen« Querschnittsuntersuchungen mit zeitlichen Vergleichsmöglichkeiten

Der weitaus überwiegende Teil der empirischen Untersuchungen von Jugendlichen gehört zu diesem Typus der Forschung. Im Unterschied zu Realkontaktbefragungen wird bei Forschungskontaktinterviews die systematische Informationssuche als unmittelbares Ziel der Interaktion mit dem Befragten nicht nur offen deklariert, sondern auch in dessen Mittelpunkt gestellt (vgl. *Kreutz*, 1972). Die mittelbaren Ziele können dabei unterschiedlich und vielfältig sein. Die verschiedenen Zielsetzungen haben selbstverständlich auf die Art der Fragestellung und damit auf die Ergebnisse Einfluß. Hier darf die Forderung *Max Webers* nach Freiheit der Forschung von wissenschaftsfremden Zielen mit der Alltagswirklichkeit der Sozialforschung, die überwiegend von solchen Zielen geprägt ist, nicht verwechselt werden. In unseren Übersichten über die Jugendforschung der 60er Jahre und 70er Jahre zeigte es sich, daß 90% der empirischen Erhebungen in diese Kategorie von lose organisierten Forschungskontaktbefragungen fallen. Ebenso ergab es sich, daß die wissenschaftliche Qualität solcher Forschungen durchwegs fragwürdig ist. Da aber inzwischen solche Querschnittserhebungen aus gut vier Jahrzehnten vorliegen, hat man in den 80er Jahren begonnen, ältere Forschungen zu replizieren oder in neueren Erhebungen zumindest einige Fragen mit früheren Befragungen vergleichbar zu gestalten. Da sich Untersuchungen dieses Typs zumeist auf die Jugend der Gesamtbevölkerung oder zumindest auf wesentliche Teile von ihr beziehen, bietet sich der Versuch einer Sozialgeschichte mittels Umfragedaten an (vgl. dazu z.B. *Kreutz*, 1987). Auf dieser Grundlage hat sich dann der »Kohortenansatz« entwikkelt, der Aufgliederungen der Antworten nach dem Alter der Befragten aus verschiedenen, zeitlich aufeinanderfolgenden Erhebungen bzw. Zählungen so miteinander verbindet, daß auf diese Weise die zu Gruppen zusammengefaßten Angehörigen der gleichen Geburtsjahrgänge, also sogenannte »Kohorten«, zu verschiedenen Zeitpunkten, also in verschiedenen Lebensaltern durch die Erhebungen erfaßt werden. Auf dieser Grundlage wird dann versucht, durch statistische Verknüpfungen der Ergebnisse dieser Erhebungen Entwicklungen abzubilden (vgl. dazu z.B. *Jennings/Niemi*, 1981). Das Hauptproblem dieses Ansatzes ist neben dem ökologischen Fehlschluß, der aus der älteren Bevölkerungsstatistik hinreichend bekannt ist, daß die Populationen, die zu den verschiedenen Zeitpunkten angetroffen werden, aufgrund von Wanderungen, differentieller Mortalität und Gebietsveränderungen miteinander überhaupt nicht vergleichbar sind und häufig kaum mehr

miteinander gemeinsam haben als die Bezeichnung. Wird dieser »Kohortenansatz« mit dem theoretischen Begriff der »Generation« (vgl. dazu *Kreutz*, 1964; 1974; 1984; vgl. *Nave-Herz* in diesem Band) vermengt, dann entsteht vollends ein irreführendes Amalgam.

Der Wert und die Probleme dieses Forschungsansatzes sollen im folgenden anhand zentraler Ergebnisse einer Studie aus den 80er Jahren, die in der Bundesrepublik mit vergleichsweise sehr großem finanziellem Aufwand durchgeführt wurde, diskutiert werden. Das eine Beispiel stammt aus einer Veröffentlichung von *Allerbeck* und *Hoag*, die durch die Wiederaufnahme einer Fragestellung aus dem Jahre 1962 einen zeitlichen Vergleich und damit letztenendes Aussagen über die Entwicklung von zwei Jahrzehnten anstreben. Inhaltlich stehen dabei u. a. die Familienbeziehungen der Jugendlichen im Mittelpunkt der Betrachtung.
In ihrem Buch »Jugend ohne Zukunft?« versuchen *Klaus Allerbeck* und *Wendy Hoag*, die Gültigkeit der Ergebnisse solcher herkömmlichen Massenumfragen u. a. durch den Befund zu belegen, daß auf der Basis der Antworten auf standardisierte Fragen nach der Qualität ihrer Familienbeziehungen Jugendliche Antworten geben, die sich 1962 ähnlich verteilen wie 1983: »Nun mag es sein, daß eine Umfrage-Frage die Realität schönt, aber es gibt hier keinen Grund zur Annahme, daß das Instrument 1983 anders schönt als 1962. Anders gesagt: Wir können sicher sein, daß entgegen allen Klagen die Beziehungen innerhalb der Familien in diesen beiden Jahrzehnten sich nicht wesentlich verschlechtert haben« (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 67).

Die logische Struktur dieser Aussagen von *Allerbeck* und *Hoag* ist folgende:

1. Beobachtung:	standardisierte Fragen über Familienbeziehungen ergeben 1983 fast die gleichen Antwortverteilungen wie 1962.
2. Methodologische Überlegungen:	
(2.1.)	es ist möglich, daß die Umfrage-Frage 1962 die Ergebnisse schönt und daß dies 1983 ebenfalls der Fall ist,
(2.2.)	es kann ausgeschlossen werden, daß die Umfrage-Frage 1983 die Ergebnisse anders schönt als 1962.
3. Folgerung:	»... wir können aufgrund der Ergebnisse der beiden Erhebungen sicher sein, daß sich die Beziehungen innerhalb der Familie im Beobachtungszeitraum nicht verschlechtert haben.«

Allgemeiner formuliert wird mithin folgende Folgerung als zwingend hingestellt:

Beobachtung:	Empirische Daten 1983 = Empirische Daten 1962
Behauptung:	möglicher Fehler 1983 = möglicher Fehler 1962
Folgerung:	Wahrer Wert 1983 = wahrer Wert 1962

Gegenüber dieser Folgerung ist zunächst einzuwenden, daß es keine Grundlage für die apodiktische Behauptung gibt, daß mögliche Verzerrungen der Antworten auf standardisierte Fragen über zwei Jahrzehnte hinweg konstant bleiben, im Gegenteil erscheint dies als sehr unwahrscheinlich. Zudem ist anzunehmen, daß Antwortverzerrungen keineswegs immer nur in eine Richtung zu gehen brauchen.
Von *Allerbeck* und *Hoag* wurde im Interview u. a. folgende Frage zur Bewertung der Familienbeziehungen verwendet:
»Wie würden Sie das Verhältnis beschreiben, das Sie zu Ihrem ...-Vater haben?

A Wir haben uns lieb und bedeuten uns alles
B Wir verstehen uns und kommen gut miteinander aus
C Es gibt gelegentlich Meinungsverschiedenheiten
D Wir verstehen uns oft nicht, es gibt häufig Meinungsverschiedenheiten
E Unser Verhältnis ist schlecht, es gibt ständig Schwierigkeiten
F Wir kümmern uns nicht umeinander
Elternteil nicht bekannt«.

Bei dieser Frage sollte der Interviewer nur eine Antwort ankreuzen. Es waren bei dieser Frage 6 Vorgaben formuliert. Da nur eine Antwort gegeben werden konnte, ist zu fordern, daß die Antwortvorgaben sich gegenseitig ausschließen. Da kein Raum für andere Antworten als die 6 vorgegebenen vorgesehen war, sollten die Vorgaben zudem alle Möglichkeiten umfassen. Beides ist aber nicht der Fall. Man kann daher allein aus diesen Gründen bereits annehmen, daß die Verteilung der Antworten von den Fehlern der Fragestellung stark beeinflußt wurde. Sieht man von den dadurch bedingten möglichen Verzerrungen ab, so kann man wenigstens die erste der sechs Vorgaben als die Charakterisierung einer eindeutig positiven Beziehung deuten. Die Anteile der Antworten auf diese eindeutig emotional positive Vorgabe »wir haben uns lieb und bedeuten uns alles« haben sich aber gemäß den Daten von *Allerbeck* und *Hoag* in den 20 Jahren extrem verändert:

	Anteile		Indexwerte	
	Mutter	Vater	Mutter	Vater
1962	.412	.244	100	100
1983	.153	.062	37,1	25,4

Von allen 6 vorgegebenen Antwortmöglichkeiten kommen aber *allein in dieser Vorgabe tiefergehende emotionale Beziehungen in positiver Ausprägung* vor. Daher kann diese Kategorie nicht mit anderen – wie *Allerbeck* und *Hoag* es tun – zu einer pauschalen »positiven« Beziehung zusammengefaßt werden. Betrachtet man diese Kategorie aber getrennt, dann hat sich in den 20 Jahren eine wahre Revolution vollzogen: der Anteil der Jugendlichen mit positiven emotionalen Beziehungen zu den Eltern wäre demnach auf einen Bruchteil geschrumpft (siehe Indexwerte).

Was sind nun im Fall der Studie von *Allerbeck* und *Hoag* die Ursachen für diese Misere einer eindeutigen Fehlinterpretation?

Zunächst ist die überhaupt fehlende Beschäftigung mit den realistischen Möglichkeiten der befragten Personen zu nennen. *Wird eine Liste von möglichen Antworten vorgegeben, so ist unabdingbare Voraussetzung dafür die genaue Klärung der für die Befragten offenstehenden Möglichkeiten.* Abklärung der »Bedingungen der Möglichkeit« ist lediglich im *pragmatischen Forschungsprogramm*, so wie es bereits *Charles S. Peirce* formuliert hat, ein zentraler Aspekt der Methodologie (vgl. dazu *Kreutz*, 1988b). Diese Richtung des Pragmatismus hat aber bis heute in die soziologische Jugendforschung keinen Eingang gefunden. Die von *Allerbeck* verwendete Liste von Antwortvorgaben ist vom Standpunkt der systematischen Erforschung und Strukturierung möglicher Handlungsorientierungen, möglicher Lebenslagen und möglicher zwischenmenschlicher Beziehungen einfach absurd. Es handelt sich hierbei um ein Sammelsurium von verschiedenen Aspekten oder Dimensionen menschlicher Handlungen. Antwortmöglichkeiten schließen sich nicht aus (warum z.B. müssen Meinungsverschiedenheiten und intensive positive emotionale Beziehungen sich ausschließen?) und viele Möglichkeiten wie z.B. Ambivalenz, Intimität auf Distanz (*Rosenmayr*), oberflächliche Harmonie bei gleichzeitiger Vereinsamung sind von vorneherein ausgeschlossen. Ein solcher Fragebogen basiert auf einer Sprache, die zur Erforschung zwischenmenschlicher Beziehungen völlig ungeeignet ist. Sie ist zudem ganz sicher nicht die Sprache von Jugendlichen (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band), und dies weder im Jahr 1962 noch im Jahr 1983.

Die zweite Ursache der Beliebigkeit ist die Beziehungslosigkeit zwischen den faktischen und den möglichen Antworten. Wenn z.B. zunächst 6 verschiedene Möglichkeiten voneinander unterschieden werden, so führt die *Zusammenfassung von Antwortvorgaben zu einer nachträglichen Veränderung der Situation der Beant-*

wortung. Wenn zunächst für den Befragten Alternativen formuliert werden, die dann bei der Auswertung in Äquivalenzen umdefiniert werden, dann entscheidet der Auswerter und nicht der Befragte über seine Antwort. Auf diese Weise kann der Forscher natürlich jede Wahl »für sich« entscheiden. Genau dies tun *Allerbeck* und *Hoag*.

In einem ersten Schritt werden die Antwortkategorien »wir haben uns lieb . . .« und »wir verstehen uns gut und kommen gut miteinander aus« zu der neuen Kategorie »positives Verhältnis zur Mutter« (bzw. zum Vater) zusammengefaßt. Diese Zusammenfassung erlaubt die Interpretation: »Im Vergleich der Zeitpunkte scheint das Verhältnis zu den Eltern etwas verschlechtert« (S. 60).

	Bei Belassen der emotionalen Kategorie		Durch Zusammenfassen zu global »positiver« Beziehung	
	Vater	Mutter	Vater	Mutter
1962	100	100	100	100
1983	25,4	37,1	76,9	83,0

Diese Zusammenfassung dient der nachträglichen Reinterpretation der Ergebnisse. Diese wird dadurch erkauft, daß man Heterogenität innerhalb der sprachlichen Kategorien schafft und dadurch Kategorien, die miteinander nicht vergleichbar sind, doch miteinander vergleicht.

Anhand der von *Allerbeck* gebildeten Kategorie »positives Verhältnis« wird diese Unvergleichbarkeit der in der Auswertung benutzten Kategorien unmittelbar deutlich:

Heterogenität und Unvergleichbarkeit der Kategorien

	Mutter		Vater	
ex-post-Kategorie »positives Verhältnis« beinhaltet:	1962	1983	1962	1983
wir haben uns lieb . . .	.469	.209	.321	.106
wir verstehen uns . . .	.531	.791	.679	.894
	1.000	1.000	1.000	1.000

»Positives Verhältnis« heißt bei einem solchen Vorgehen 1962 offensichtlich etwas anderes als 1983. Diese Manipulation ist so offensichtlich, daß die Autoren nach einer Rechtfertigung suchen (1985, 60f.):

»Durch die Zusammenfassung der beiden eindeutig positiven Antwortkategorien kommt der starke Rückgang der Kategorie ›Wir haben uns lieb und bedeuten uns alles‹ nicht zum Ausdruck. Dieser muß jedoch nicht unbedingt als eine Verschlechterung interpretiert werden, er könnte auch auf sprachlichen Wandel zurückgehen, der heute diese Formulierung als nachgerade lyrisch erscheinen läßt – sicherlich klingt sie nicht ›cool‹.«

Diese Rechtfertigung ist abenteuerlich: die Forscher benutzen die Sprache, um anhand standardisierter Fragen und Antwortmöglichkeiten die faktischen Verhaltensänderungen zu erfassen, die in zwei Jahrzehnten passiert sind. Die festgestellten Verschiebungen korrigieren sie dann im Nachhinein willkürlich. Sie sehen sich daher berechtigt, semantische Entsprechungen willkürlich festzusetzen.

Absurd wird dieses Verfahren vollends dadurch, daß diese Operation die Grundlage für ihre Behauptung, daß sich nur wenig geändert habe, darstellt. Denn wenn eine starke sprachliche Bedeutungsverschiebung tatsächlich stattgefunden hat, dann

eignen sich standardisierte Verfahren, die allein auf sprachlicher Kommunikation beruhen, nicht dazu, Verhaltens- oder Beziehungsänderungen zu erfassen. Neben dieser methodologischen Konsequenz ergibt sich dann aber auch der inhaltliche relevante Sachverhalt, daß sich das für das Verständnis und den Ausdruck familiärer Interaktionen relevante Medium, nämlich die Sprache, grundlegend gewandelt hat. Da sprachliche Kommunikation für Verstehen emotionaler Beziehungen und das Selbstverständnis von Individuen und Gruppen zentrale Bedeutung hat, ist es dann aber auch wahrscheinlich, daß sich nicht nur die Sprache, sondern auch die Beziehungen geändert haben. Warum sonst sollte ein solcher rascher und tiefgehender Wandel des sprachlichen Ausdrucks eingetreten sein? Die Veränderung der Sprache wäre dann der unmißverständliche Hinweis darauf, daß die Beziehungen selbst sich stark gewandelt haben.

Nicht übersehen werden sollte aber auch der immanente Widerspruch in den Argumentationen von *Allerbeck* und *Hoag*: Auf der einen Seite behaupten sie, daß es keinen Grund zur Annahme gäbe, daß »das Instrument 1983 anders schönt als 1962«. Auf der anderen Seite rechtfertigen sie die Zusammenfassung der Antwortkategorien gerade mit der Annahme eines »sprachlichen Wandels, der heute diese Formulierung als nachgerade lyrisch erscheinen läßt . . .«. Hier wird die Beliebigkeit der Manipulation der empirischen Daten offensichtlich.

Mit diesen Ausführungen haben wir aber bereits auch schon ein drittes grundlegendes Prinzip der Methodologie der Jugendforschung formuliert: Die Ergebnisse der Forschung sind nicht unabhängig von der sprachlichen Formulierung, die zur Erfassung empirischer Tatbestände verwendet wird. Die sprachliche Formulierung legt weitgehend fest, welche empirischen Ergebnisse überhaupt auftreten können, die nachträgliche Änderung der sprachlichen Kategorien ergibt die Möglichkeit zur fast unbehinderten Produktion beliebiger »Ergebnisse«. Die faktischen Antworten können nur auf dem Hintergrund der möglichen Antworten interpretiert werden, die Änderung dieses Bezugsrahmens ergibt ein geändertes Bild der Wirklichkeit.

Eine vierte Ursache der Beliebigkeit der Ergebnisse liegt in der gewollten und ungewollten Einschränkung des Personenkreises, der im Rahmen der Forschung und ihrer Ergebnisse überhaupt zu Wort kommt. Selbst wenn die Ziehung der Stichprobe korrekt vorgenommen worden sein sollte, kann der berücksichtigte Personenkreis extrem von dem angezielten unterschieden sein. Auch dieses Problem sei anhand der Studie von *Allerbeck* und *Hoag* verdeutlicht:

In ihrer Interview-Studie 1983, die eine (verbesserte) Wiederholung einer Erhebung des DIVO-Institutes vom Jahr 1962 darstellt und auf diese Weise den erstrebten Vergleich über zwei Jahrzehnte ermöglichen sollte, erfolgt z. B. eine Reduktion der Stichprobengrundgesamtheit von ursprünglich $n = 3237$ auf $n = 1504$ in Hinblick auf die Beziehungen zur Mutter und $n = 1456$ in Hinblick auf den Vater.

Eine fünfte Ursache für die fehlende Interpretierbarkeit der Ergebnisse liegt in der weitgehend unkontrollierten Befragungssituation. Beispielhaft sei nur ein einziger Sachverhalt hervorgehoben: Bei der Befragung 1983 waren während des Interviews rund zwei Drittel der Befragten allein mit dem Interviewer, bei rund 22% war zumindest ein Elternteil während der Befragung anwesend. Wie es sich in dieser Hinsicht bei der Befragung 1962 verhielt, wird nicht angegeben, aber auch hier waren Eltern nicht selten, wahrscheinlich noch erheblich häufiger anwesend. Der Einfluß der Anwesenheit der Eltern auf die Beantwortung der Frage

nach den Beziehungen zu ihnen wäre aber bei der 83er Erhebung eruierbar gewesen. Hierzu fehlt im Bericht auch die einfachste Quertabulierung.

In dieser Vernachlässigung der systematischen Beschäftigung mit den möglichen Ergebnissen der Forschung liegt ein Hauptproblem empirischer Jugendforschung. In Wahrheit ist eine Forschung, wie sie *Allerbeck* und *Hoag* vorgeben, durchgeführt zu haben, derzeit *nicht durchführbar*, sofern sie wissenschaftlichen Kriterien standhalten soll.

Dies Beispiel, das zu den bekanntesten jugendsoziologischen Arbeiten der 80er Jahre in der Bundesrepublik gehört, mag genügen, um die ganze unhaltbare Situation in dieser Forschungstradition aufzuzeigen. Will man nun kumulativ aus den Ergebnissen von mehreren dieser Arbeiten zu Generalisierungen kommen, so wird die Lage vollends hoffnungslos, da sich die Fehler keineswegs gegenseitig ausgleichen.
Solche niederschmetternden Erfahrungen mit der induktiven empirischen Forschung haben nun dazu geführt, daß man bereits in den 60er Jahren nach Auswegen suchte und bald glaubte, einen gangbaren Weg dadurch gefunden zu haben, daß man sich weg von den beschreibenden Studien hin zu theorieorientierten, explizit hypothesentestenden Arbeiten orientierte, dabei aber die konkreten Detailprobleme der Operationalisierung fast noch mehr vernachlässigte, als bei den vorliegenden deskriptiven Arbeiten.

2.2. Deskriptive Querschnittsuntersuchungen unter Verwendung theoretisch orientierter Skalen zur Messung von Einstellungen und Orientierungen

Das offensichtliche Ungenügen deskriptiver Untersuchungen auf der Basis von ad hoc entwickelten Fragen und schematischen Erhebungsverfahren hat bereits in den 60er Jahren dazu geführt, Anleihen v. a. bei der psychologischen Testtheorie zu machen. Auf dieser Basis entstand ein Typ von Forschungen, der das Schwergewicht der Anstrengungen auf die genauere Messung einiger weniger Dimensionen von Einstellungen legt und sich dabei bemüht, Einstellungsskalen zu entwicklen bzw. zu verwenden. Ein häufig zitiertes Beispiel, bei dem eine solche Messung von Einstellungen und Orientierungen mit einer thematisch breiter angelegten, einfachen Befragung verknüpft wurde, stellt die Untersuchung des Jugendwerks der Deutschen Shell »Jugend '81« dar.

In den im ersten Abschnitt besprochenen Hinsichten stellt diese Untersuchung keine positive Ausnahme dar. Auch hier wurde eine Quotenauswahl verwendet, auch hier ist die Absicherung der Daten hinsichtlich Reliabilität und Validität höchst unzureichend. Bemerkenswert ist aber die Offenheit, mit der über etliche dieser Unzulänglichkeiten berichtet wird (Band II, 272–330). Dabei wird deutlich, daß bei der Quotenauswahl einerseits – entgegen allen Beteuerungen – die konkrete Auswahl der Befragten weitgehend im Bekanntenkreis erfolgt und daß andererseits die Vorgabe von Quoten, die auf der Kombination von zumindest zwei Merkmalen (z. B. Alter und Familienstand) beruhen, im Rahmen des herkömmlichen Verfahrens nicht realisierbar ist. Noch viel dramatischer ist der Bericht über das sogenannte »Doppeln« von Befragtendaten, das zwar in dieser Erhebung bewußt vermieden wurde, aber in anderen Jugendstudien gang und gäbe ist. Wenn nämlich die vorgegebenen Quoten in den

Linearverteilungen nicht erreicht werden, werden die Daten der erfaßten Befragten solange einfach gedoppelt bis diese Quoten erreicht sind. So berichten die Autoren, daß z.B. in der Shell Jugendstudie 1975 »nicht etwa – wie in den Tabellen angegeben – 1505 Jugendliche dieser Studie befragt worden sind, sondern nur etwa 1000. Die im Untersuchungsbericht angegebene höhere Zahl ist wahrscheinlich durch Hochdoppeln gering repräsentierter Untergruppen entstanden.« Ein Drittel der gesamten Population der Jugendstudie der Shell 1975 bestände demnach aus Schemen bzw. Doppelgängern. Eine Situation, die dem Roman von Gogol würdig ist! Hier von Repräsentativität zu sprechen, ist wahrlich absurd.
Auch in der Shell-Studie '81 kann wie gesagt von Repräsentativität nicht gesprochen werden. Den Autoren ist dies auch bewußt und sie führen diesen Umstand als einen der Gründe an, weshalb eine Validierung der konstruierten Skalen nicht durchgeführt werden konnte. Ein anderer Grund waren unzureichende Außenkriterien, eine dritter der Umstand, daß schon allein aufgrund des geringen Umfanges der Stichprobe Analysen in homogenen Untergruppen nicht möglich waren. Als Auswertungstechniken wurden Faktorenanalysen, Itemanalyse und Clusteranalyse herangezogen, dabei wurde die Stabilität der empirisch ermittelten Struktur der Dimensionen dadurch überprüft, daß die Faktorenanalyse jeweils auch in (a) drei zufällig gezogenen Unterstichproben, (b) in vier nach der Kombination der Merkmale von Alter und Geschlecht gebildeten Teilpopulationen und (c) in zwei Untergruppen mit optimistischer bzw. pessimistischer Zukunftssicht getrennt durchgeführt wurde. Die Autoren sprechen im Anschluß an diese Überprüfungen von einer »bemerkenswerten Stabilität der faktorenanalytischen Daten« (Band I, 28), Daten werden dazu aber nicht präsentiert.

Inhaltlicher Ausgangspunkt der Studie war der Versuch, neben der Erfassung der Ausdrucksformen der Jugendkultur die persönliche Biographie sowie den persönlichen und den gesellschaftlichen Zeitbezug der Jugendlichen empirisch zu erheben. Dabei wurde ein methodologisches Vorgehen gewählt, das nicht die explizite Testung spezifischer Hypothesen anstrebt, sondern auf dem Hintergrund theoretischer Überlegungen diagnostische Leitfragen stellt und dabei einige der Dimensionen, die in Hinblick auf die Leitfragen zentrale Bedeutung haben, mit Hilfe von Einstellungsskalen genauer erfaßt. Wichtigste theoretische Grundlage war dabei neben den Arbeiten *Kohlbergs* der phänomenologisch orientierte Ansatz von *Ottheim Rammstedt* (1975) zur Erfassung des individuellen Zeitbezugs.

Im Rahmen theoriebezogener Leitfragen wurden 15 Einstellungsskalen konstruiert, die sich auf die Erfassung der Zeitorientierung, den »Jugendzentrismus« und die Charakterisierung der Lebensphilosophie des Alltags (»Sprücheskalen«) richten.
Auf der Grundlage einer kleinen qualitativen Vorstudie wurde eine quantitative Voruntersuchung bei 260 Jugendlichen im Raum Frankfurt durchgeführt. Die Analyse der Ergebnisse dieser Vorstudie führte zu den oben aufgeführten Skalen. Alle Skalen sind auf die Antworten auf geschlossene Vorgaben gestützt. Die Vorgaben selbst wurden in der Literatur, in der qualitativen Vorstudie, durch Auswertung von Kritzeleien, durch Gespräche und Beobachtungen gesammelt. Sie sind zumindest zum Teil in einer Sprache formuliert, die in dominanten Teilen der Jugendkultur zu Beginn der 80er Jahre modisch war, und setzten in ihrer Formulierung auch ein entsprechendes Selbstverständnis voraus.
Die Ergebnisse dieser relativ aufwendigen Einstellungsmessungen sind eher ernüchternd. So werden z.B. zur Charakterisierung der Zukunftsorientierung der Jugendlichen vorwiegend nicht die erstellten Skalen, sondern die Ergebnisse einer einzigen dichotom formulierten Frage herangezogen. Durchgehend ist nicht erkennbar, in welcher Hinsicht die Skalen brauchbarere Ergebnisse lieferten als Einzelfragen. Das mit den Skalen tatsächlich erreichte Meßniveau bleibt weitgehend unklar und die Reliabilität der Skala bewegt sich überwiegend auf bescheidenem Niveau (großteils zwischen .60 und .80). An der Eindimensionalität der Konstrukte muß überdies gezweifelt werden. Dies wird auch anhand der Trennschärfen der einzelnen Vorgaben deutlich. Bei 66% der insgesamt 73 für die Skalen verwendeten Vorgaben bewegt

sich die Trennschärfe zwischen .20 und .40 und nur bei 11% der Vorgaben liegt sie über .60. Man kann daher davon ausgehen, daß die Skalen in Wirklichkeit schlichte Indizes auf der Basis arbiträrer Gewichtungen darstellen. Dazu kommt, daß sie dadurch erkauft wurden, daß in der Haupterhebung vorwiegend Batterien von geschlossenen Vorgaben verwendet wurden, die der höchstwahrscheinlich auch hier gegebenen Heterogenität der Population in keiner Weise Rechnung tragen können. Man kann daher davon ausgehen, daß die Ergebnisse der Skalen Artefakte darstellen, die mehr von den methodologischen Entscheidungen als von den Ansichten und Bestrebungen der befragten Jugendlichen bestimmt sind.

Inhaltlich hat die Studie das Ergebnis eines vorherrschenden Pessimismus der Jugend im Jahr 1981 erbracht. Wenn wir die »Tendenzwende« bedenken, die um 1982 eingetreten ist, dann spricht neben der Vielzahl von Einzelstudien auch die Alltagserfahrung für den artifiziellen Charakter dieser Art von Ergebnissen. Der Versuch, die differenzierte und vielschichtige sprachliche Kommunikation auf einige wenige Dimensionen zu reduzieren, stellt offensichtlich kein allzu aussichtsreiches Unternehmen dar. Daher ist es nur folgerichtig, daß die Shell-Studie 1985 auf das aufwendige Meßverfahren und die Explizierung von theoretischen Dimensionen völlig verzichtet und wieder auf die herkömmlichen Meinungsfragen setzt.

2.3. Sozialanthropologische Untersuchungen und der ethnomethodologische Ansatz

Nach einer Phase des Aufschwungs v. a. in den 60er Jahren ist beginnend mit der zweiten Hälfte der 70er Jahre eine zunehmende Krise der empirischen soziologischen Jugendforschung zu konstatieren, die mit einer generellen Stagnation in der Entwicklung der Soziologie zusammentrifft. Die Schwächen der vorherrschenden, relativ einfachen Umfrageverfahren traten deutlich hervor und insbesondere die Validität der Ergebnisse soziologischer Untersuchungen wurde zunehmend fragwürdig. In der Jugendforschung hat dies zu einer Belebung qualitativer Verfahren geführt. Unter einer Vielzahl von Ansätzen ist hier die Ethnomethodologie von besonderem Interesse, da sie anstrebt, den Forscher dazu zu befähigen, die eigene Gesellschaft und ihre Selbstverständlichkeiten gleichsam von außen zu betrachten und durch die so gewonnene Distanz zu gültigen Beschreibungen und Erklärungen zu kommen. Soziologische empirische Erhebungen können daher – so der ethnomethodologische Standpunkt – in einer Reihe von Hinsichten von dem Feldforschungsansatz der Ethnologen und Sozialanthropologen (vgl. zu den weiteren Ausführungen: *Trommsdorff* in diesem Band) lernen. Die bei der Untersuchung fremder Kulturen entwickelten Methoden sind in Hinblick auf ihre Anwendung im Rahmen der eigenen Kultur weiterzuentwickeln. Dementsprechend rückt die Untersuchung des Alltags und seiner »Trivialitäten« in den Mittelpunkt. Hand in Hand damit geht im Rahmen der Ethnomethodologie eine Verlagerung des Schwerpunktes bei den Erhebungsverfahren weg von der Befragung und hin zur Beobachtung.
Eine zweite, von dem beschriebenen Vorgang völlig unabhängige Ursache wirkt ebenfalls in Richtung auf die Entwicklung und Anwendung von kulturtranszendierenden Methoden in der Jugendforschung. Diese Ursache liegt in dem einfachen Umstand, daß sogenannte Entwicklungsländer heute vergleichsweise extrem junge Populationen aufweisen und Jugendliche in diesen Gesellschaften in naher Zukunft

eine zentrale Stellung einnehmen werden, während sowohl westliche als auch sozialistische Industriegesellschaften zunehmend vergreisen. Dazu kommen einerseits strukturelle Änderungen zumindest in den westlichen Industriegesellschaften, die auf eine Einebnung der Jugendphase hinwirken. Andererseits spielen übernationale Integrationsprozesse sowie Migrationen junger Populationsteile zunehmend eine Rolle, so daß auch dadurch jugendsoziologische Fragestellungen großes Gewicht erlangen.

Wenn es somit hinreichend Indizien dafür gibt, daß die soziologische Jugendforschung gut daran täte, durch interdisziplinäre Kooperation nicht nur theoretische Ergänzungen, sondern auch neue methodologische Impulse aufzunehmen, so stellt sich doch umgekehrt die Frage, inwieweit im Bereich der Sozialanthropologie und Ethnologie brauchbare Ansätze zu finden sind, und was bereits erarbeitete Integrationsversuche – wie z. B. die Ethnomethodologie – wirklich zu leisten vermögen.

Feldforschung in der Anthropologie bedeutet in erster Linie teilnehmende Beobachtung und nichtstandardisierte Befragung von Informanten in ihrem Lebenszusammenhang, d. h. anders ausgedrückt: der Forscher muß für eine gewisse Zeit mit der Untersuchungspopulation in sehr engem Kontakt stehen und an ihrem Leben teilnehmen. Dieses Erfordernis ist methodologisch in mehrerlei Hinsicht bedeutsam.

Die Person des Forschers spielt im Vergleich zu anderen Erhebungsmethoden bei der sozialanthropologischen teilnehmenden Beobachtung eine größere Rolle. Ihr Alter, ihr Geschlecht, ihre ethnische Zugehörigkeit, ihre eigene kulturelle Prägung, ihre Schichtzugehörigkeit, ihre Sprachbeherrschung und ihre Anpassungsfähigkeit entscheiden wesentlich darüber, ob und an welchen Bereichen des Lebens ihr eine Teilnahme gestattet wird und worüber ihr von wem welche Auskünfte erteilt werden.

Anthropologische Studien sind häufig nur als Querschnittsuntersuchungen angelegt, auch dann, wenn sie sozialen Wandel thematisieren. Bei Arbeiten über Jugend fällt dies in besonderem Maße ins Gewicht, da dadurch nicht unterscheidbar ist, ob es sich bei festgestellten Phänomenen um kohorten- oder um jugendphasenspezifische handelt. Demographische Veränderungen, wie z. B. ein starkes Anwachsen des Anteils der Jugendlichen an der Gesamtpopulation, die sicherlich einen Einfluß auf die Situation und das Verhalten Jugendlicher haben, bleiben so unberücksichtigt. Auch können länger dauernde, zyklisch auftretende soziale Prozesse so nicht erfaßt werden. Vielmehr wird implizit ein gewisser »Normalzustand« unterstellt, der als stetig wirksam unterstellt wird.

Angesichts der aufgeführten Probleme muß man die Frage stellen, ob sozialanthropologische Forschungen reliable und valide Daten liefern oder nur Projektionen der Vorurteile des jeweiligen Forschers. Aus diesem Grund sollen im folgenden zwei Replikationsstudien sozialanthropologischer Arbeiten betrachtet werden.

Margret Mead führte als Schülerin von *Franz Boas* 1925 in Samoa selbständig eine Untersuchung durch, die darauf abzielte, dessen These von der Kulturabhängigkeit menschlichen Verhaltens zu untermauern. Tatsächlich schienen ihre empirischen Befunde der »*Boas*-Schule« weit über das erwartete Maß hinaus recht zu geben. In ihrer Veröffentlichung »Coming of Age in Samoa« (*Mead*, 1954) zeichnet sie ein Bild der Adoleszenz als entspanntester und glücklichster Phase im Leben der Samoaner. Das Leben in dieser tropischen Inselwelt erschien ihr sorgenfrei und harmonisch und von freier Liebe charakterisiert. Jugendliche können leicht, entspannt und fast unbemerkt heranreifen.

Mit welchen Untersuchungsmethoden sie ihre Erkenntnisse gewann und welche Materialien sie ihren Ausführungen zugrundlegte, schildert sie in in Einleitung und Anhang: vorwiegend

teilnehmende Beobachtung in einer kleinen Lokalität von ca. 600 Leuten, Gespräche mit »sorgsam ausgewählten« Informanten und Interviews mit jungen Mädchen, aber auch Intelligenztests.
Derek Freeman führte ab 1940 anthropologische Studien in Samoa durch und kam in fast allen Punkten zu einer völlig entgegengesetzten Einschätzung des Lebens dort (*Freeman*, 1983).

Welche Ursachen können derart grundlegend verschiedene Ergebnisse von Studien haben, die innerhalb eines Abstandes von nur fünfzehn Jahren durchgeführt wurden? Es gibt eine Reihe von Faktoren, die zusammengenommen die Unterschiede erklären können.
Mead reiste als 23jährige kaum vorbereitet nach Samoa, sie hatte kaum Literatur über Samoa gelesen, noch hatte sie Kontakt mit Personen, die Samoa bereist hatten, gehabt. Sie begann mit dem Studium der samoanischen Sprache erst dort und beherrschte sie nie fehlerfrei. Daher war sie stets auf Dolmetscher angewiesen. Sie weigerte sich auch, bei Samoanern zu wohnen, obwohl ihr dies angeboten wurde, sondern zog es vor, Gast einer amerikanischen Familie zu sein. Hinzu kam, daß sie von *Boas* angewiesen worden war, Sexualverhalten während der Jugendphase zu untersuchen. Dies ist in Samoa, wo Jungfräulichkeit einen hohen Wert darstellt, ein äußerst heikler Bereich, so daß anzunehmen ist, daß oft bewußt falsche Angaben gemacht wurden.
Zwei weitere Gründe sind zu nennen. *Freeman* war als Mann, *Mead* als Frau in Samoa, so daß beide zu verschiedenen sozialen Bereichen Zugang hatten. Aber auch das geographische Gebiet ihrer Forschungen war nicht identisch. *Mead* arbeitete in Ost-Samoa, *Freeman* in West-Samoa. Ost-Samoa war damals amerikanisch verwaltet und der westliche Einfluß war dort wesentlich geringer, während West-Samoa unter deutscher und später unter neuseeländischer Verwaltung stand.
Eine dritte Monographie, die von *Bradd Shore* (1982) stammt und auf der Basis eines 10jährigen Aufenthalts während der 60er und 70er Jahre in Samoa, einer genauen Kenntnis beider Landesteile und systematischer Feldforschung in West-Samoa erstellt wurde, gibt eine Möglichkeit der Überprüfung der Aussagen. Der Vergleich seiner qualitativen und quantitativen Forschungsergebnisse zeigt, daß beide *Theorien* – hier Kulturtheorie *(Mead)*, dort individualistischer Ansatz *Popper*'scher Prägung *(Freeman)* – die Daten einseitig verzerren und daher letzten Endes *wie Vorurteile wirken.* Zusammenfassend läßt sich somit sagen, daß die Hauptverzerrungsursache, die zu fragwürdigen Ergebnissen der Jugendforschung führt, weder in der spezifischen Beschaffenheit der quantitativen noch der qualitativen Untersuchungstechnik liegt, sondern in den als »Theorie« gerechtfertigten Vorurteilen, die den Forscher dazu verleiten, seine Wahrnehmungen mit gutem Gewissen verzerrt wiederzugeben.

Das zweite Beispiel einer Replikation bezieht sich auf die klassischen Feldforschungen von *Malinowski* in Neuguinea. *Malinowski* befaßte sich bei seinen Feldforschungen von 1914 bis 1918 über die Trobriander u. a. mit Adoleszenz und Sexualität (*Malinowski*, 1929). Seine aus diesen Studien hervorgegangenen Arbeiten übten großen Einfluß auf Ethnologie und Anthropologie aus. Über fünfzig Jahre später, 1971/72, führte *Weiner* an fast exakt dem selben Ort in Papua Neuguinea Erhebungen durch. Sie stellte *Malinowskis* Ergebnisse systematisch den ihren gegenüber und fand im Großen und Ganzen seine Analyse der Struktur der trobriandrischen Gesellschaft und auch der Stituation der Jugendlichen in ihr bestätigt (*Weiner*, 1987).

Doch gab es auch Bereiche, in denen sich gravierende Unterschiede zeigten. Der augenfälligste Unterschied ist derjenige, daß *Malinowski* bei der Analyse des für diese Kultur zentralen Kula-Handels den Frauen überhaupt keine Bedeutung zumißt und daß es ihm entgangen war, daß die Trobrianderinnen – nach *Weiner* zu schließen – ebenfalls in einen sozialen Tauschring, in das Tauschsystem der doba-Gaben eingebunden sind. Daß *Malinowski* ihn nicht beachtete, kann damit erklärt werden, daß er aufgrund seiner eigenen kulturellen Prägung Tätigkeiten von Frauen grundsätzlich dem häuslichen Bereich zuordnete (vgl. *F. Kramers* Nachwort in *Malinowski*, 1981). *Weiner* (1987) schreibt in der Einleitung zu ihrem Buch, die Art der Informationsvermittlung an sie durch Männer und durch Frauen habe sich grundsätzlich unterschieden: Männer berichteten ihr über Dinge, während Frauen ihr als Frau Fertigkeiten beibrachten. Ist nun aber die Schilderung, die *Weiner* gibt, verläßlicher als diejenige, die *Malinowski* 50 Jahre früher erarbeitet hat?
Allein der Umstand, daß *Malinowski* sich der Sprache der Trobriander fließend bedienen konnte, *Weiner* aber nicht, spricht gegen eine solche einseitige Gewichtung. *Malinowski* war sich aufgrund seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung der Schwächen sozialanthropologischer Feldforschung durchaus bewußt und er versuchte, in seinen Monographien Ansätze zu einer Methodologie der Erhebung zu formulieren, die auch in bezug auf die heutige Jugendforschung noch von Interesse sind.

Ziel der Feldforschung ist für ihn primär, den Standpunkt der Handelnden selbst zu erfassen. Dies erreicht man nach *Malinowskis* Auffassung am besten dadurch, daß man »das untersucht, was sie am unmittelbarsten betrifft, nämlich ihre konkreten Lebensumstände«. *Malinowski* lehnt dabei eine rein rezeptive Rolle des Forschers und einen strikt empirischen Standpunkt ab und plädiert für »aktive Methoden, ethnographische Zeugnisse zu erlangen« (*Malinowski*, 1922, 30). Dies bedeutet aber umgekehrt nicht, daß die empirische Forschung in das sterile Korsett einer Beschränkung auf die Testung theoretischer Propositionen gezwängt wird:
»Vorgefaßte Ideen sind in jedem wissenschaftlichen Werk schädlich, während das Gespür dafür, wo Probleme liegen, zur Grundausrüstung eines wissenschaftlichen Denkens gehört, und diese Probleme zeigen sich dem Beobachter zuerst durch seine theoretischen Studien« (*Malinowski*, 1922, 31). Dies führt zu theoriegeleiteten Forschungen, die die empirischen Daten aber nicht ausschließlich auf eine zu testende Theorie hin orientieren. Vielmehr kommt es im sozialanthropologischen Ansatz, so wie *Malinowski* ihn versteht, darauf an, ein komplexes System in seiner gesamten Struktur zu erfassen, zunächst valide Beschreibungen zu leisten und diese Deskriptionen auf theorieorientierte Problemstellungen zu beziehen.
Malinowski legt größten Wert auf die authentische Dokumentation der Wahrnehmungen des Forschers. Aus diesem Grund photographiert er alle Ereignisse, die ihm bedeutsam erscheinen, nach Möglichkeit – allein seine Monographie über das Sexualleben enthält 90 Photographien. Eben deshalb legt er auch bei jeder Forschung ein Archiv, ein »Corpus inscriptionum« an, in dem er charakteristische Aussprüche, Erzählungen, magische Formeln u.a. im Wortlaut festhält. Daher ist für sein Vorgehen das vollständige Erlernen der jeweiligen Umgangssprache unerläßlich. Als ein weiteres Mittel empfiehlt er das Führen eines »ethnographischen Tagebuchs« während der gesamten Dauer einer Feldforschung, wobei er größten Wert auf die Aufzeichnungen während der Anfangsphase legt, da in diesem Zeitraum am besten deutlich wird, was spezifisch für die jeweilige Kultur ist, da der Forscher noch an die Selbstverständlichkeiten einer anderen Kultur gewöhnt ist. Da *Malinowski* neben dem ethnographischen Tagebuch während seiner Forschungen noch ein »persönliches Tagebuch« geführt hat, das 1967 (deutsch 1985) veröffentlicht worden ist, ist bei ihm bereits der Ansatz zu einer reflexiven Feldforschung, die den Wissenschaftler selbst nicht nur als Subjekt, sondern auch als Objekt des Forschungsprozesses miteinbezieht, gegeben.

Nach abstrakten, allgemeinen Regeln für das Verhalten läßt sich direkt nicht fragen: »Man kann die Einwohner wohl zu direkten Aussagen zwingen, doch dabei kommt stets eine falsche und künstliche Geisteshaltung heraus« (*Malinowski*, 1929, 247). Die einzige Möglichkeit ist daher neben der eigenen Beobachtung das Gespräch über die *Handhabung konkreter Fälle.*

Orientierung an theoretischen Leitlinien sowie Sorgfalt und »pedantische Systematik und Methodik« sind bei einem solchen empirischen Vorgehen unerläßlich. Das Vorgehen sollte dabei unbedingt *iterativ*, »ein ständiges Zusammenspiel konstruktiver Bemühungen und empirischer Überprüfung (sein). Tatsächlich habe ich »– so schreibt Malinowski (*Malinowski*, 1922, 35)–« ein halbes Dutzend mal während der Zeit im Feld und zwischen den Expeditionen eine Übersicht über die Institution des Kula (institutionalisierter Tausch) niedergeschrieben. Jedesmal zeigten sich neue Probleme und Schwierigkeiten«.

Dieses Phänomen, daß Gedanken und theoretische Einsichten häufig erst bei dem Versuch ihrer endgültigen Formulierung beim Reden oder auch beim Schreiben, also im Rahmen einer Interaktion klar gefaßt werden, hat bereits *Heinrich von Kleist* in einem Brief ausgezeichnet beschrieben:

»Ein solches Reden ist ein wahrhaftes lautes Denken. Die Reihen der Vorstellungen und ihrer Bezeichnungen gehen neben einander fort, und die Gemütsakten für eins und das anderer, kongruieren. Die Sprache ist alsdann keine Fessel, etwa wie ein Hemmschuh an dem Rade des Geistes, sondern wie ein zweites, mit ihm parallel fortlaufendes, Rad an seiner Achse. Etwas ganz anderes ist es wenn der Geist schon, vor aller Rede, mit dem Gedanken fertig ist. Denn dann muß er bei seiner bloßen Ausdrückung zurückbleiben, und dies Geschäft, weit entfernt ihn zu erregen, hat vielmehr keine andere Wirkung, als ihn von seiner Erregung abzuspannen. Wenn daher eine Vorstellung verworren ausgedrückt wird, so folgt der Schluß noch gar nicht, daß sie auch verworren gedacht worden sei; vielmehr könnte es leicht sein, daß die verworrenst ausgedrückten grade am deutlichsten gedacht werden« (*Kleist*, 56). *Kleist* schließt daraus: »Denn nicht wir wissen, es ist allererst ein gewisser Zustand unsrer, welcher weiß«.

Eben deshalb glaubt *Malinowski* nicht an die Validität der Antworten auf direkte Fragen und hält diese für falsch und gekünstelt. Die Situation der standardisierten Forschungskontaktbefragung gewährleistet nicht, daß die kognitiven und emotionalen Verbindungen zu den für das Handeln relevanten Situationen hergestellt werden, in denen beim Handelnden der Zustand sich einstellt, in dem die relevanten »gespeicherten« Informationen und Motive abrufbar sind. Die Forschungskontaktbefragung läuft daher ständig Gefahr, Artefakte zu produzieren.

Aus diesen Überlegungen zeigt sich auch, daß die zentrale Figur des modernen individualistischen Ansatzes in der Soziologie (vgl. hierzu *H. Esser* in diesem Band), der »individuelle Akteur« eine völlig wirklichkeitsfremde Kopfgeburt ist, da sie die Situationsabhängigkeit des Wissens, Wollens und Fühlens des Akteurs in Abrede stellt und die zeitunabhängige Identität seiner Kognitionen und Emotionen ungefragt voraussetzt. Dieses forschungsleitende Dogma, das dem ethnomethodologischen Ansatz diametral entgegengesetzt ist, wird in einem Zitat von *John Stuart Mill* (wiedergegeben bei *John C. Harsányi*, 1966) treffend zusammengefaßt:

»The laws of the phenomena of society are, and can be, nothing but the laws of the actions and passions of human beings united together in the social state. Men, however, in a state of

society, are still men; their actions and passions are obedient to the laws of individual human nature. Men are not, when brought together, converted into another kind of substance, with different properties; as hydrogen and oxygen are different from water, or as hydrogen, oxygen, carbon, and azote are different from nerves, muscles, and tendons. Human beings in society have no properties but those which are derived from, and may be resolved into, the laws of the nature of individual man. In social phenomena the Compositon of Causes is the universal law.«

Der dogmatische Kern des individualistischen Ansatzes wird in der Aussage überaus deutlich. *Mill* behauptet nichts weniger, als daß Menschen in der Gesellschaft keine anderen Eigenschaften besitzen als diejenigen, die ihnen als Individuen zukommen. Streng genommen ist diese Aussage nicht überprüfbar, da Menschen außerhalb von Gesellschaften real nicht aufwachsen und existieren können, und stellt mithin eine metaphysische Behauptung dar. Der sozialanthropologische Ansatz hat den Vorzug, eine solche Fehlentwicklung zu verhindern, da er durch sein Vorgehen sicherstellt, daß die Individuen in ihren Handlungsbezügen und bei der Lösung ihrer verschiedenen Alltagsprobleme beobachtet werden, wodurch wiederum unmittelbar deutlich wird, daß nicht nur ihre Verhaltensweisen situationsspezifisch aktualisiert werden, sondern auch ihre Kognitionen und Emotionen. Allein die Phänomene der Heterogenität (siehe Abschnitt 3) von Populationen und der statistischen Interaktion der Wirkungen von verschiedenen Situationsvariablen, individueller Präferenzen und Verhaltensweisen weisen eindeutig nach, daß die Eigenschaften auch des individuellen Menschen sich sehr wohl auch danach richten, mit wem er zusammen ist, wie die Gruppeneinflüsse laufen und welche Situationsdefinitionen ihm angeboten werden. Es ergibt sich von daher, daß die empirische Sozialforschung nach Möglichkeit die situativen Kontexte, in denen Jugendliche handeln durch Realkontaktbefragungen und Beobachtungsverfahren direkt erfassen muß und daß Interviews mit Einzelpersonen somit nicht gemäß der Logik psychologischer Tests, sondern so geführt werden müssen, daß der Befragte als Informant aufgefaßt wird, der über seine Alltagswelt berichtet.

3. Das Scheitern der konventionellen multivariaten statistischen Datenanalyse am Problem der Heterogenität – die quasi-experimentelle Frageform als neuer Problemlösungsansatz

Herkömmliche multivariate Auswertungsverfahren und die auf ihnen aufbauenden Versuche einer Kausalanalyse sind in der Jugendforschung – wie auch in anderen Bereichen der Sozialforschung – bisher daran gescheitert, daß sie die Handlungsintentionen, Orientierungen und Verhaltenspräferenzen der beobachteten oder befragten Personen nicht von den Wirkungen der situativen Zwänge und Umweltbedingungen, denen die Akteure in ihrem Verhalten ausgesetzt sind, unterscheiden konnten. In der Mehrzahl der Studien fehlt sogar ein diesbezügliches Problembewußtsein. Daher wird auch in der kausalen Erklärung nicht klar zwischen den *Auswirkungen der Situation einerseits* und den *Verhaltenskonsequenzen der individuellen Dispositionen der Handelnden andererseits* unterschieden (zu anderen, ebenfalls niederschmetternden Ergebnissen der Methodenkritik vgl. *Kriz*, 1981).

Eine unvoreingenommene Analyse muß aber in Rechnung stellen, daß individuelle Dispositionen einerseits und situative Gegebenheiten andererseits unabhängig voneinander variieren können, so daß

1. verschiedene Personen gemäß ihren unterschiedlichen individuellen Orientierungen und Intentionen in den gleichen Situationen unterschiedlich handeln können,
2. Personen mit gleichen Orientierungen und Zielsetzungen in unterschiedlichen Situationen sich mit großer Wahrscheinlichkeit nicht nur unterschiedlich verhalten, sondern auch unterschiedliche Gefühle haben und unterschiedliche Ansichten vertreten.

Gleichheit kann somit das Resultat gleicher Situationen und/oder gleicher Dispositionen sein und Ungleichheit der feststellbaren Verhaltenstendenzen muß umgekehrt keineswegs auf Ungleichheit der individuellen Dispositionen deuten.

Verzichtet man auf eine getrennte empirische Erfassung von Situationseinflüssen einerseits und individuellen Bestrebungen andererseits, dann ist es nicht möglich zu entscheiden, inwiefern soziale Selektionseffekte, die in der Vergangenheit liegen, und inwiefern unterschiedliche individuelle Absichten für die empirisch beobachtete Struktur der Zusammenhänge verantwortlich sind. Wie ansatzweise in der Arbeit von *W. Müller* (1972) bereits aufgezeigt wurde, ändert sich diese Struktur durch Einführung weiterer Variablen weitgehend. Die im Endergebnis behaupteten Kausalwirkungen werden damit abhängig von dem a priori angenommenen Modell der Zusammenhänge und damit relativ beliebig manipulierbar. Eine solche Art der Kausalforschung führt die Zielsetzung, kausale, allgemein geltende Wirkungen aufzuzeigen, ad absurdum.

Eine zentrale Bestrebung der empirischen Jugendforschung muß es daher sein, die Wirkung der äußeren Handlungssituation von den Wirkungen der individuellen Orientierungen zu unterscheiden, wobei komplexe Interaktionen zwischen Situation und individueller Orientierung auftreten können und die Aufgabe als unlösbar erscheinen lassen können.

In Hinblick auf die Frage der Anwendbarkeit statistischer Verfahren für die Kausalanalyse ergibt dies die unumgängliche Notwendigkeit der Untersuchung der Homogenität bzw. *Heterogenität* der untersuchten Populationen und Situationen. Diese Frage nach der möglichen Heterogenität stellt sich daher auch in doppelter Weise: einerseits fragt sich, inwieweit Jugendliche als eine einheitliche Population in dem Sinne aufgefaßt werden können, daß ein und derselbe Prozeß die unterschiedlichen Orientierungen und Verhaltensweisen erzeugt hat und daher ein einziges Modell kausaler Zusammenhänge als für alle Individuen geltend angesehen werden kann.

Ohne eine Testung der Population auf Heterogenität und die gegebenenfalls nachfolgende Zerlegung der heterogenen Gesamtpopulation in homogene Teilpopulationen hängt das Resultat der statistischen »Kausalanalyse« in erster Linie von der Größe der einzelnen Teilpopulationen ab und es kann daher der Fall eintreten, daß das empirisch ermittelte Kausalmodell in keiner der Teilpopulationen Geltung hat und somit ein reines Forschungsartefakt darstellt (vgl. *Kreutz*, 1987). Daher setzen Kausalanalysen dieser Art die Überprüfung der Homogenität der untersuchten Population zwingend voraus.

Fragt man in der hier angedeuteten Weise nach der Homogenität der Population in Hinblick auf die theoretisch zu erwartenden Wirkungen, so führt diese Frage aber nicht nur zur Feststellung möglicher Heterogenität, sondern andererseits auch zu der Untersuchung ihrer Ursachen. Dabei tritt dann wiederum die Frage nach der ursächlichen Bedeutung der äußeren Handlungssituation einerseits und der individuellen Dispositionen andererseits in den Vordergrund. Fragt man aber danach, ob die äußere Lebenslage oder ob die eigenen individuellen Eigenschaften den Jugendlichen dazu veranlassen, in einer bestimmten Weise zu handeln, so wird man zugestehen müssen, daß sich Situation und Disposition in den unterschiedlichsten Weisen kombinieren können: neben streng additiven Wirkungsmöglichkeiten sind alle möglichen Formen interaktiver Verknüpfung (z. B. multiplikativ, exponential usw.) der Wirkungen nicht nur denkbar, sondern auch tatsächlich empirisch nachweisbar. In den bisher vorgelegten, auf quantitative Aussagen abzielenden empirischen Jugendstudien fehlt eine entsprechende Testung auf Heterogenität durchgehend und selbst Verfahren der Überprüfung fehlen fast vollständig. Vor allem *A. J. Yashin* hat sich im Rahmen der statistischen Grundlagenforschung mit Ansätzen zu einer Schätzung der Heterogenität beschäftigt (1985; 1986; *Vaupel/Yashin*, 1985). Diese Verfahren sind aber bisher völlig ungebräuchlich und gestatten überdies lediglich nachträgliche Schätzungen und rechnerische Korrekturen. Als einziges Verfahren, das eine Überprüfung auf Heterogenität mittels direkter Fragen bei der Datenerhebung gestattet, wurde bisher das Verfahren der quasi-experimentellen Frage (*Kreutz*, 1972; 1987; *Kreutz/Planck*, 1988) entwickelt.

Bei der quasi-experimentellen Frage wird – entsprechend der Logik experimenteller Designs – die Handlungsintention des Befragten unter der Voraussetzung unterschiedlicher situativer Bedingungen erfragt, so daß direkt erfaßt werden kann, wie sich die Absichten und Präferenzen der Individuen je nach der Beschaffenheit der Situation ändern. Am besten läßt sich diese Frageform an einem Beispiel verdeutlichen. Bei dieser Erhebung wurden 15jährige Mädchen u. a. folgendes gefragt:

»Wie wird Ihr späteres Leben tatsächlich ablaufen, wenn sie Ihre Situation *realistisch* beurteilen und von Ihren eigenen Wünschen einmal absehen?
(Bitte geben Sie für jeden unten angegebenen Lebenslauf an, für wie wahrscheinlich Sie es halten, daß er in dieser Reihenfolge für Sie zutreffen wird. Also muß für jeden Lebenslauf eine Ziffer in das entsprechende Kästchen eingetragen werden!)

LEBENSLAUF NACH ABSCHLUSS DER SCHULE

Lebenslauf A	zuerst:	Lehre beginnen
	dann:	Abschluß der Lehre
	dann:	zumindest ein Jahr im Beruf
	dann:	heiraten

a) *einen solchen Lebenslauf halte ich für:*

so sicher, wie etwas nur sein kann	1
sehr wahrscheinlich	2
sehr gut möglich	3
eher unwahrscheinlich	4
sehr unwahrscheinlich	5
ziemlich ausgeschlossen	6

Lebenslauf B	zuerst:	Lehre beginnen
	dann:	Abschluß der Lehre
	dann:	gleich heiraten

(Bitte tragen Sie in das Kästchen die für Sie zutreffende Ziffer ein!)
Bitte tragen Sie in jedes Kästchen die für den betreffenden Lebenslauf am ehesten zutreffende Ziffer ein:

Lebenslauf C	zuerst:	Lehre beginnen
	dann:	heiraten
	dann:	Abschluß der Lehre
Lebenslauf D	zuerst:	Lehre beginnen
	dann:	heiraten
	dann:	Lehre nicht abschließen
Lebenslauf E	Zuerst:	Lehre beginnen
	dann:	Lehre nicht abschließen
	dann:	zumindest ein Jahr im Beruf
	dann:	heiraten
Lebenslauf F	zuerst:	keine Lehre beginnen
	dann:	zumindest ein Jahr im Beruf
	dann:	heiraten
Lebenslauf G	zuerst:	keine Lehre beginnen
	dann:	gleich heiraten

b) *Und wie hätten Sie es am liebsten?*

Lebenslauf A	zuerst:	Lehre beginnen
	dann:	Abschluß der Lehre
	dann:	zumindest ein Jahr im Beruf
	dann:	heiraten

das wäre der Idealfall	1
das wäre mir sehr recht	2
das wäre mir auch noch recht	3
so lieber nicht	4
so auf keinen Fall	5

Darauf folgen wieder die 6 übrigen abgefragten Situationen. In unserem Beispiel einer Befragung von jugendlichen Mädchen sind die Situationen auf der Basis der möglichen Kombinationen von vier dichotomen Variablen konstruiert, diese sind: Berufsausbildung beginnen – keine Berufsausbildung beginnen, Berufsausbildung abschließen – nicht abschließen, während der Ausbildung heiraten – in dieser Zeit nicht heiraten, vor der Heirat mindestens ein Jahr voll berufstätig sein – gleich nach Abschluß der Ausbildung heiraten. Demgemäß sind die Handlungsabsichten jeder Jugendlichen nicht als eine feste, unveränderliche Größe erhoben, sondern in Form von Erwartungen und Präferenzen, die jeweils 7 verschiedene situationsabhängige Ausformungen haben. Erst durch diese Verfahren wird es angenähert möglich, Vergleichbarkeit zwischen den Antworten von Jugendlichen, die in verschiedenen Situationen leben, herzustellen. Weiterhin ergibt sich so die Möglichkeit zu überprüfen, wie die in die Frage einbezogenen Merkmale möglicher Situationen auf die Handlungsintention jeder einzelnen Jugendlichen wirken. Dies schließt auch die Überprüfung auf die Additivität der Wirkungen der einzelnen Situationsmerkmale ein. Empirisch zeigt sich dabei, daß die Individuen die Situationsmerkmale sehr unterschiedlich beurteilen und daß komplexe Wechselwirkungen zwischen diesen Merkmalen auftreten, die empirisch als statistische Interaktionen faßbar sind.

Das Verfahren ermöglicht mehrere Auswertungsstrategien (vgl. z.B. *Kreutz/Planck*, 1988; *Bacher*, 1988; *Boß*, 1988). Eine relativ einfache stellt die zweistufige Varianzanalyse dar, bei der zunächst für jede einzelne Person eine eigene Varianzanalyse gerechnet wird. Diese Varianzanalyse der individuellen Antwortmuster gestattet eine Prüfung der Population auf Homogenität bzw. Heterogenität bezüglich ihrer Handlungsabsichten bzw. ihrer Reaktionen auf unterschiedliche Situatio-

nen. So lassen sich in einer groben Annäherung folgende in sich (relativ) homogene Populationen voneinander unterscheiden:

1. Personen, die auf alle Situationen in gleicher Weise reagieren (situationsinvariate Population),
2. Personen, deren situationsabhängige Verhaltensvarianz eine additive Abbildung der relevanten Situationsparameter darstellt,
3. Personen, deren Reaktionen auf verschiedene Situationsmerkmale sich überadditiv kombinieren, so daß statistische Interaktionen auftreten. Dabei lassen sich im Rahmen feinerer Analysen weitere Differenzierungen dieser Population entsprechend der Logik dieser Verknüpfung (multiplikativ etc.) vornehmen.

Multivariate statistische Analysen herkömmlicher Art, die sich auf Populationen beziehen, lassen sich demgemäß erst auf der 2. Stufe der Analyse durchführen, nachdem diese Überprüfung auf Heterogenität erfolgt ist. Sofern sich bei den Individualanalysen Heterogenität gezeigt hat, muß die herkömmliche multivariate Analyse getrennt, jeweils auf die so voneinander unterschiedenen, nur in sich homogenen Teilpopulationen durchgeführt werden. Eine übergreifende multivariate Analyse der undifferenzierten Gesamtpopulation würde nachweislich Forschungsartefakte erzeugen und so völlig unzuverlässige Resultate liefern.

Literatur

Allerbeck, K.: Zur Methodik der Umfrage. Projekt: Integrationsbereitschaft der Jugend im sozialen Wandel. Frankfurt/M. 1985 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* Jugend ohne Zukunft?. München–Zürich 1985 – *Bacher, J.:* »Auswertungsstrategien für unvollständige quasi-experimentelle Fragestellungen«. Pragmatische Soziologie. Hg. *H. Kreutz*, Opladen 1988, 317–326 – *Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.:* Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt–New York 1983 – *Bauer, R., Hogeforster, J., v. Rothkirch, C.,:* »Jugendprotest. Einstellungen und Motive von Jugendlichen in 8 ausgewählten Gruppen«. Jugendprotest im demokratischen Staat. Hg. *M. Wissmann, R. Hauck.* 1982, 109–242 – *Belson, W.A.:* Validity in Survey Research. Aldershot 1986 – *Bengtson, V.L.:* »Generation and Family Effects in Value Socialization«. American Sociological Review. Bd. 40, 1975, 358–371 – *Boß, U.:* »Design und Analyse quasi-experimenteller Fragesequenzen. Aspekte der varianzanalytischen Auswertung«. Pragmatische Soziologie. Hg. *Henrik Kreutz*, Opladen 1988, 305–316 – *Cavalli, A.:* Il tempo dei giovanni. Milano 1985 – *Clifford, J.:* »Die Kehrseite des Paradieses«. Merkur, Jg. 38, 1984, 208–214 – *Fischer, A.:* Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Opladen 1982 – *Fischer, A.:* Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Leverkusen, 5 Bde. 1985 – *Fischer, A., Lang, M.:* Näherungsversuche Jugend '81. Opladen 1983 – *Freeman, D.:* Margaret Mead and Samoa. Cambridge, Mass. 1983 – *Friebel, H.:* Selbstorganisierte Jugend zwischen Partykultur und politischer Partizipation. Opladen 1979 – *Friedrich, W., Henning, W.:* Jugendforschung – Methodische Grundlagen, Methoden und Techniken. Berlin (Ost) 1976 – *Fuchs, E.*, Hg.: Youth in a Changing World. Cross-Cultural Perspectives on Adolescence. Den Haag–Paris 1976 – *Fuchs, W., Zinnecker, J.:* »Nachkriegsjugend und Jugend heute«. Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit, Weisheiten. Hg. *Klaus Hurrelmann.* Weinheim 1986, 80–103 – *Gestrich, A.:* Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Göttingen 1986 – *Ginsburg, G.P.:* The Effective Use of Role-Playing in Social Psychological Research, in *G.P. Ginsburg*, (ed.). Chichester–New York 1979, 117–154 – *Ginsburg, G.P.* (ed.): Emerging Strategies in Social Psychological Research. Chichester–New York 1979 – *Glock, Ch.Y., Wuthnow, R., Piliavin, J.A., Spencer, M.:* Adolescent Prejudice. New York–Evanston 1975 – *Grillparzer, W.:* Möbelkauf – der

große Stress, Schöner Wohnen, Heft 2, 1968, 52–60 – *Harsányi, John C.:* »A Bargaining Model for Social Status in Informal Groups and Formal Organizations«. Behavioral Science, vol. 11, 1966, 357–369 – *Huesman, L.R., Eron, L.D.:* Television and the Aggressive Child. Hillsdale-London 1986 – *Inglehart, R.:* »Wertwandel in den westlichen Gesellschaften«. Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Hg. *H. Klages, R. Kmieciak.* Frankfurt–New York 1979, 279–316 – *Jennings, M.K., Niemi, R.G.:* Generations and Politics. A Panel of Young Adults and their Parents. Princeton, New Jersey 1981 – *Kleist, H. v.:* »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«. Kunst- und Weltbetrachtungen, neu abgedruckt in: H. v. Kleist, Gesamtausgabe, 1961, 53–58 – *Klineberg, O.:*Students, Values, and Politics. A Crosscultural Comparison. New York 1979 – *Kohlberg, L., Levine, C., Hewer, A.:* Moral Stages: A Current Formation and a Response to Critics. Basel-München 1983 – *Kreutz, H.,* Hg.: Entwicklungstendenzen der sozialwissenschaftlichen Computersimulation. Opladen 1989 – *Kreutz, H.:* »Intelligenz, Förderung und Lernerfolg«. Pragmatische Soziologie. Hg. *H. Kreutz.* Opladen 1988a, 123–140 – *Kreutz, H.:* »Die Integration von empirischer Forschung, theoretischer Analyse und praktischem Handeln«. Pragmatische Soziologie. Hg. *H. Kreutz.* Opladen 1988b, XI–XXXII – *Kreutz, H.:* »Sexuelles Verhalten im Umbruch«. Aids. Herausforderung an Gesellschaft und Moral. Hg. *J. Gründel.* Düsseldorf 1987, 42–79 – *Kreutz, H.:* »Die Folgen der Individualisierung von Arbeitszeit: Anomie, Selbstausbeutung oder produktive Innovation«. Angewandte Sozialforschung. Heft 4, Jg. 12, 1984, 297–305 – *Kreutz, H.:* »Methodological Problems of Youth Research in Europe«. Youth in Perspective. Hg. *M. Vasallo.* Malta 1981a, 59–84 – *Kreutz, H.:* »Realkontaktbefragung in der bedarfsorientierten Weiterbildungsplanung«. Bedarfsorientierte Entwicklungsplanung in der Weiterbildung. Hg. *M. Bayer.* Opladen 1981b – *Kreutz, H.:* Gesellschaftliche Kräfte und politische Sozialisation in der Bundesrepublik. Hannover 1979 – *Kreutz, H.:* »Soziale Bedingungen der Sozialisation Jugendlicher in industriellen Gesellschaften«, Sozialisation und Lebenslauf. Reinbek 1976, 151–170 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Kreutz, H.:* Youth and Social Change. 2 Bände, Strasbourg 1973a – *Kreutz, H.:* »Jugend und Zukunft«. Rollenerwartungen der weiblichen Jugend. *L. Rosenmayr* u. *H. Kreutz.* Wien 1973b, 19–312 und 339–419 – *Kreutz, H.:* Soziologie der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1972 – *Kreutz, H.:* Jugend: Gruppenbildung und Objektwahl. Bd. 1, Wien 1964 – *Kreutz, H., Bacher, J., Fröhlich, G.:* Alternative Projekte zwischen Fortschritt und Anpassung. Nürnberg 1989 – *Kreutz, H., Fürnschuß, G.:* Chancen der Weiterbildung. Wien 1971 – *Kreutz, H., Planck, F.:* »Zweistufige varianzanalytische Auswertung quasi-experimenteller Fragen: ein Verfahren zur Abgrenzung homogener Teilpopulationen. Pragmatische Soziologie. Hg. *H. Kreutz.* Opladen 1988, 285–304 – *Kreutz, H., Titscher, S.:* »Die Konstruktion von Fragebögen«. Techniken der empirischen Sozialforschung. Hg. *J. van Kolwijk, M. Wieken-Mayer.* Bd. 4, 1974, 24–82 – *Kriz, J.:* Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Stuttgart 1981 – *Kureshi, A.:* Adolescent Fantasy. Calcutta 1975 – *Lewin, K.:* Resolving Social Conflicts. New York 1948 – *Lofland, J.:* Doing Social Life. New York 1976 – *Malinowski, B.:* Ein Tagebuch im strikten Sinn des Wortes, Neuguinea 1914–1918. 1967. Deutsche Ausgabe: Frankfurt/M. 1985 – *Malinowski, B.:* Korallengärten und ihre Magie. Frankfurt 1981 – *Malinowski, B.:* Agronauten des westlichen Pazifik. 1922. Deutsche Ausgabe: Frankfurt/M. 1979 – *Malinowski, B.:* The sexual life of the savages in northwestern Melanesia. New York 1929 – *Malinowski, B.:* Sex and Repression in Primitive Psychology. London–New York 1927 – *Mead, M.:* Coming of Age in Samoa. Melbourne, London, Baltimore 1954 – *Meulemann, H.:* »Jugend als Lebensphase – Jugend als Wert«. Zeitschrift für Pädagogik. Jg. 34, 1988, 65–86 – *Mitterauer, M.:* Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt/M. 1986 – *Müller, W.:* »Bildung und Mobilitätsprozeß – eine Anwendung der Pfadanalyse«. Zeitschrift für Soziologie. Jg. 1, 1972, 65–84 – *Nemeth, C.:* A Critical Analysis of Research Utilizing the Prisoner's Dilemma. Paradigm for the Study of Bargaining. Advances in Experimental Social Psychology. Hg. *L. Berkowitz.* New York 1972, 203–234 – *Rammstedt, O.:* »Alltagsbewußtsein von Zeit«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Bd. 27, 1975, 47–63 – *Rapoport, A.:* »Die Anwendung der Computersimulation in experimentellen Spielen«. Entwicklungstendenzen der sozialwissenschaftlichen Computersimulation. Hg. *H. Kreutz, J. Bacher.* Opladen 1989 – *Rubin, V., Zavalloni, M.:* We Wish to be Looked Upon. A Study of Aspirations of Youth in a Developing Society. New York 1969 – *Sandberger, J.U., Lind, G., Burgel, T.:* Rationalität, Kritikfähigkeit, Autonomie und Verantwortungsbereitschaft als übergreifende Konzepte für die Analyse von Hochschulsozialisation. Konstanz 1979 – *Schuman, H., Presser,*

S.: Questions and Answers in Attitude Surveys. New York–London 1981 – *Seidenspinner, G., Burger, A.:* Mädchen '82. Hamburg 1982 – *Shore, B.:* Sala'ilua. A Samoan Mystery. New York–Guildford 1982 – Survey Research Center, (ed.): Youth in Transition. 4 Bde., Ann Arbor 1969 – *Tippelt, R., Becker, U.:* Jugendforschung in der Bundesrepublik. Opladen 1984 – *Vaupel, J.W., Yashin, A.I.:* »Heterogeneity's Ruses: Some Surprising Effects of Selection on Population Dynamics«. The American Statistician, vol. 39, 1985, 176–185 – *Vaupel, J.W., Yashin, A.*2I.: Targeting Lifesaving, European Sound of Population. Bd. 2, 1986, 1–26 – *Weiner, A.:* Women of Value, Men of Renown. Austin 1987 – *Yashin, A.I., Manton, K.G. Stallard, E.:* »Dependent competing risks: a stochastic process model«. Journal of Mathematical Biology, Bd. 24, 1986, 119–140 – *Yashin, A.I., Manton, K.G., Vaupel, J.W.:* »Mortality and Aging in a Heterogeneous Population: A Stochastic Process Model with Observed and Unobserved Variables«. Theoretical Population Biology, Bd. 27, 1985, 154–175 – *Young, H.B., Ferguson, L.R.:* Puberty to Manhood in Italy and America. New York 1981 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur. Opladen 1987.

Gisela Trommsdorff

Kulturvergleichende Jugendforschung

1. Jugend und Kulturvergleich

1.1. Kulturelle Besonderheiten des Jugendalters

Das Studium des Jugendalters bedarf geradezu des kulturvergleichenden Vorgehens, weil im Jugendalter verschiedene kulturelle, gesellschaftliche und individuelle Faktoren zusammenwirken. Diese lassen sich durch psychologische und soziologische Ansätze analysieren.

1.1.1. Zum Konzept »Jugendalter«

Das Jugendalter wird hier als eine besondere Entwicklungsphase verstanden, die einerseits durch starke physische Veränderungen sowie andererseits durch – je nach kulturellem Kontext vermittelte – psychische und soziale Änderungen zu beschreiben ist. Weniger das Lebensalter als vielmehr die kulturell vermittelten Entwicklungsaufgaben (*Havighurst*, 1972) und die Art der sozialen Rollen sowie ihre Verknüpfung mit sozialen Rollen weiterer (früherer und folgender) Lebensphasen erlauben, Besonderheiten des Jugendalters genauer zu erfassen (vgl. *Markefka* in diesem Band). Im Kulturvergleich lassen sich diese nach Gemeinsamkeiten und Kulturspezifika beschreiben und sortieren, um Theorien zum Jugendalter zu prüfen und ggfs. zu modifizieren.
Jugendalter soll hier also nicht nur als Altersgruppe definiert werden, da kulturelle und gesellschaftliche Werte und Normen die Aufgaben des Jugendlichen und seine soziale Stellung in der Gesellschaft regeln. Innerhalb einer Kultur können sich solche Aufgaben durch Prozesse des sozialen Wandels über die Zeit hinweg ändern. *Karl Mannheim* (1928) spricht in diesem Zusammenhang vom Generationswechsel, der jeder Generation einen eigenen Zugang durch »soziale Verschiebungen« vermittelt. *Allerbeck/Rosenmayr* (1976) fordern daher, das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft aus einem theoretischen Ansatz der Altersgruppen, Kohorten und Generationen der historischen Gesellschaft zu untersuchen (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band). Damit wird die kulturspezifische Bedeutung der Jugend als Rolle bzw. Rollendisposition nahegelegt, wie sie von *Eisenstadt* (1956) ausgeführt wurde. Nach ihm ist jede Altersstufe kulturell bedeutsam. Eine Altersgruppe ist weder eine schlichte klassifikatorische Kategorie noch eine Gruppe von Personen mit gleichen Rollen; vielmehr werden je nach Kultur an bestimmte Lebensalter bestimmte Verhaltenserwartungen gestellt, die Rollendispositionen mit gewissem Spielraum festlegen. Die Erwartungen an die verschiedenen Lebensalter stehen miteinander in Beziehung – so sind z. B. Erwartungen an den Jugendlichen im Verhältnis zu seiner späteren Rolle als Erwachsener zu sehen.

Ohne hier kritisch auf *Eisenstadts* funktionalistischen Ansatz eingehen zu können, soll festgehalten werden, daß jedes Alter – auch die Jugend – als eine kulturell definierte Lebensphase verstanden wird, die mit bestimmten Verhaltenserwartungen und Entwicklungsaufgaben verbunden ist.

1.1.2. Jugendforschung: beteiligte Disziplinen; Tradition; Modelle

Aus *entwicklungspsychologischer Sicht* stellen sich Fragen nach kulturellen Besonderheiten von Entwicklungsprozessen und damit verbundenen Entwicklungsaufgaben im Jugendalter (*Havighurst*, 1972; vgl. *Ewert* in diesem Band). Dazu gehören u.a. Probleme der Identität und Bewältigung von Krisen im Übergang von einer Lebensphase zur anderen (*Erikson*, 1950; 1968; vgl. *Deusinger* in diesem Band).
Aus *soziologischer Sicht* ist das Jugendalter eine kulturspezifische Form der Institutionalisierung einer Lebensphase (im Generationsprofil) (*Eisenstadt*, 1956). Dabei sind Fragen der kulturellen Regelung von Lebensphasenübergängen (z.B. in der Jugendpolitik) oder der sozialen Lagerung von Jugendlichen (z.B. ihren Bildungs- und Berufsmöglichkeiten) im sozialen Wandel interessant (vgl. *Havighurst*, 1973; *Fuchs*, 1976).
Aus *erziehungswissenschaftlicher Sicht* sind u.a. Fragen nach Sozialisationsbedingungen relevant (vgl. *Hurrelmann*, 1986). So können Erziehungsziele und -methoden für Jugendliche je nach kulturellem Kontext verschieden wirksam sein (*Kornadt/Trommsdorff*, 1984).
Diese Ansätze sind in Verbindung miteinander zu sehen, um die vielfältigen Wechselwirkungsprozesse zu erkennen, z.B. zwischen einerseits sozialer Regelung und öffentlicher Wahrnehmung des Jugendalters und andererseits den Prozessen individueller Entwicklung. Diese Wechselwirkungen sind kulturspezifisch beeinflußt und ändern sich im sozio-kulturellen Wandel. Durch den Kulturvergleich lassen sich unter Spezifizierung der kulturell und historisch gegebenen Bedingungen die Problemfelder der Jugendforschung erkennen sowie Theorien prüfen und Methoden bereitstellen, um Universalien und Kulturspezifika der Bedingungen, Wirkungen und Behandlungsmöglichkeiten solcher Probleme zu studieren.

Die Idee, durch Kulturvergleiche Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung im und der Institutionalisierung von Jugendalter zu spezifizieren, hat in der Jugendforschung Tradition. Wenngleich *Stanley Hall* (1904), einer der Väter der Jugendforschung, den biologisch-genetischen Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung hohe Bedeutung zumaß, so vertrat er doch auch den Standpunkt, daß Kulturvergleiche notwendig sind, um den Einfluß des kulturellen Umfeldes auf die Entwicklung zu prüfen. Hier ist bereits die Erbe-Umwelt-Kontroverse (nature-nurture) thematisiert.
Auch *Bernfeld* (1917; 1923) stellte bereits physiologische Änderungen im Jugendalter im sozio-kulturellen Kontext dar. Er untersuchte (1923) am Beispiel der männlichen Pubertät den Einfluß physiologischer Veränderungen und deren psychische Verarbeitung im kulturellen Deutungssystem des Jugendlichen. *Bernfeld* versteht Jugend als »Jugend im kulturellen Sinn« (S. 175). Nach ihm sollten sich bei der Jugendforschung eine kulturwissenschaftlich orientierte Soziologie und Entwicklungspsychologie ergänzen.
Auch *Kurt Lewin* (1953; 1982), der menschliches Verhalten als Ergebnis von Wechselwirkungsprozessen von Persönlichkeitsmerkmalen und Umwelt versteht, geht von der Bedeutung von Kultur für die Jugendphase und die Entwicklung des Jugendlichen aus. Änderungen des

psychologischen Feldes (life space), d.h. den positiven und negativen Valenzen und den die Zielerreichung blockierenden Barrieren, können im Jugendalter – je nach Umweltbedingungen – sehr schnell und tiefgreifend sein und damit zu Problemen und Krisen führen. So ist die Jugendphase je nach kulturellen Bedingungen ein mehr oder weniger einschneidender Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter. Nach *Lewin* (1953) bestehen in der Jugendphase Entwicklungsaufgaben der Anpassung eigener Wünsche an die realen Gegebenheiten der Umwelt. Dabei können z.B. übernommene Werthaltungen und kognitive Fähigkeiten, die je nach Erfahrungen in der eigenen Umwelt (Kultur, Subkultur) unterschiedlich ausgeprägt sind, entwicklungsförderliche oder hemmende Faktoren sein.

In der Jugendforschung wurden (z.T. als Folge der Erbe-Umwelt-Kontroverse) unterschiedliche Modelle vertreten, die die Frage der Determiniertheit menschlicher Entwicklung thematisieren und dem Kulturvergleich jeweils verschiedene Bedeutung geben (vgl. *Trommsdorff*, 1989a).

In der anthropologischen Forschung wurde von *Boas* (1949) die kulturelle Determiniertheit der menschlichen Entwicklung und damit ihre Relativität nachzuweisen versucht (*Mead*, 1928; *Benedict*, 1959). Nach dem rein deterministischen Ansatz der »Prägung durch Umwelteinflüsse« sind alle Entwicklungsvorgänge durch kulturelle Besonderheiten beeinflußt. Kulturanthropologische Arbeiten haben in der Tat deutlich gemacht, daß die Entwicklung im Jugendalter je nach Kultur sehr unterschiedlich verläuft.

Ähnlich deterministisch argumentieren die Vertreter des biologisch-genetischen Entwicklungsansatzes, für die die menschliche Entwicklung biologisch programmiert ist. Der Kulturvergleich sollte die Universalität dieses Postulates belegen (*Freud*, 1968; 1938).

In phasentheoretischen Ansätzen wird auch eine gewisse Determiniertheit der Entwicklung als regelmäßige Abfolge von Lebensabschnitten (mit Phasen der Stabilität und Diskontinuität) angenommen. Jedoch wird heute eingeräumt, daß neben internen Reifungsvorgängen auch kulturelle Einflüsse auf die Entwicklung einwirken. So sieht *Piaget* (1964; 1970) Entwicklung als einen adaptiven aktiven Prozeß, der durch ständige Interaktion zwischen Individuum und Umwelt entsteht. Dabei integriert das Individuum je nach Reifung aktiv die durch kulturelle Einflüsse vermittelten eigenen Erfahrungen in ein neues Gleichgewicht.

So ist heute weder die einseitige Annahme der Kulturdeterminiertheit noch die der biologisch-genetischen Determiniertheit menschlicher Entwicklung haltbar. Inzwischen sind diese mechanistischen Ansätze abgelöst von differenzierteren Modellen einer Wechselwirkung von Person und Umwelt im Sinne von *Lewin* (1982). Heute besteht weitgehend die Auffassung, daß das Individuum im wesentlichen ein aktiver reflexiver Organismus ist, der seine Entwicklung in Auseinandersetzung mit seiner Umwelt selbst gestaltet (vgl. *Lerner*, im Druck). Die Bedeutung des kulturellen Umfeldes ist im sozial-ökologischen Modell der Sozialisation von *Bronfenbrenner* (1979) im einzelnen dargelegt. Der weiterführende kulturkontextuelle Ansatz der Entwicklung von *Harkness/Super* (1986) erlaubt, Bedingungen und Prozesse der Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung in verschiedenen Lebensphasen aus kulturvergleichender Sicht einzuordnen.

In diesem Ansatz einer organismischen-selbstreflexiven Persönlichkeit, die ihre Entwicklung aktiv selbst mitgestaltet, hat der Kulturvergleich eine besondere

Bedeutung. Mit seiner Hilfe lassen sich die Wechselwirkungsprozesse in verschiedenen sozialen Kontexten darstellen und im Rahmen von Aussagen über Kulturinvarianzen und Kulturbesonderheiten differenzieren.

1.2. Bedeutung von inter- und intrakulturellen Vergleichen in der Jugendforschung

Daß sich Personen einer Altersgruppe als Jugendliche verstehen und von der sozialen Umwelt als Jugendliche wahrgenommen werden, daß Jugendliche (wie in der Bundesrepublik) die längste Zeit dieser Lebensphase als Schüler und Studenten verbringen, von der Wirtschaft als eigene Konsumentengruppe angesprochen werden, mit 18 Jahren juristisch mündig sind und ihr politisches Wahlrecht ausüben können: all dies ist keineswegs selbstverständlich. Zu anderen historischen Zeitpunkten und in anderen Teilen der Welt sieht die Situation von Jugendlichen ganz anders aus, besonders in Kulturen, in denen Industrialisierung und Modernisierung keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Pluralistische kulturelle Werte, hohe Arbeitsteilung und damit verbundene differenzierte soziale Institutionen strukturieren die Ausgangsbedingungen für die Entwicklung und Sozialisation bzw. für die Entwicklungsaufgaben und Handlungsmöglichkeiten des Jugendlichen. Daher sind Jugendliche in westlichen Industrienationen keine einheitliche Gruppe – weder in bezug auf ihren sozialen Status und ihre subjektive Lebenslage noch in bezug auf ihre Zukunftsaussichten.

In nichtindustrialisierten, traditionellen Gesellschaften hingegen können Jugendliche aufgrund relativ homogener kultureller Werte und Strukturierung sozialer Rollen relativ sicher definieren, welche Aufgaben sie zu erfüllen haben, welcher Status ihnen zukommt, was ihre Optionen sind und welche Zeitperspektive für ihr Handeln relevant ist. Dies wird durch die unmittelbar anschauliche Umwelt – die soziale Gruppe, der der Jugendliche angehört (Familie, Dorfgemeinschaft) definiert (vgl. *Boesch*, 1984).

Alter und Geschlecht sind in traditionellen Kulturen eindeutige Kriterien für die Zuweisung von sozialen Rollen. In modernen Industrienationen sind solche Kriterien höchstens im Zusammenhang mit anderen Merkmalen der Sozialstruktur und subjektiven Lebenslage relevant – wie Bildung, geographische Lage, Einkommen, soziales Netzwerk (*Bolte/Hradil*, 1984). Je nachdem, welche Merkmale der Lebenslage zusammentreffen, ergeben sich besondere Ausgangsbedingungen für den Jugendlichen. Dies gilt insbesondere für Angehörige verschiedener Ethnien einer Gesellschaft. Für Jugendliche kultureller Minoritäten stellen sich besondere Aufgaben der Akkulturation – z.B. der Passung eigener kultureller Werte mit denen der Majorität (vgl. *Thomas*, 1989).

Daraus wäre eigentlich der Schluß zu ziehen, daß weniger interkulturelle Vergleiche als vielmehr intra-kulturelle Vergleiche in der auf moderne Industrienationen bezogenen Jugendforschung zu fordern sind. Für die vergleichende Familienforschung hat *Liegle* (1989) tatsächlich diesen Schluß bereits gezogen.

Eine Abkehr von interkulturellen Vergleichen ist jedoch kurzschlüssig, wenn sich primäre und sekundäre Sozialisationsinstitutionen, unter denen Jugendliche in modernen Industrienationen aufwachsen, unterscheiden (z.B. in bezug auf formale

Bildung, dessen qualitative Stratifizierung und damit verbundene Wettbewerbschancen für den Arbeitsmarkt; oder praktizierte Familienformen und damit verbundene wirtschaftliche und soziale Gegebenheiten) (vgl. dazu *Nave-Herz*, 1988). Sozialisationsbedingungen von Jugendlichen sind mit Recht ein zentrales Thema der Jugendforschung. Daher werden für eine kulturvergleichende Jugendforschung auch in hochentwickelten Industrienationen neben intra-kulturellen auch interkulturelle Vergleiche erforderlich sein.

2. Methodische Aspekte einer kulturvergleichenden Jugendforschung

Systematische empirische Vergleiche von Phänomenen des Jugendalters aus verschiedenen Kulturen sind selten. Diese Art kulturvergleichender Jugendforschung ist, wenn überhaupt, so eher im anglo-amerikanischen aber kaum im deutschen Sprachraum üblich, obwohl in der Jugendforschung (und Jugendpolitik) ein Interesse an Kenntnissen über Besonderheiten der Jugend in anderen Kulturen besteht. Zum einen dienen solche Kenntnisse dem besseren Verständnis von Jugend und Kultur. Zum anderen erlauben durch Kulturvergleich gewonnene Befunde eine Relativierung der Interpretation empirischer Daten und ggfs. eine Modifizierung von Theorien.

2.1. Vorteile und Probleme des Kulturvergleichs

Bei Aussagen über nur in einer Kultur nachgewiesene Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Faktoren und Merkmalen von Jugendlichen oder von Bedingungen für Entwicklungsprozesse in der Jugend können leicht voreilige Generalisierungen erfolgen, die auf ethnozentrischen Fehlschlüssen beruhen. Kulturvergleiche können solche Fehler korrigieren.

Methodische Vorteile des Kulturvergleichs bestehen darin,
- die Varianz der theoretisch interessierenden Variablen zu erweitern,
- die in einer Kultur konfundierten Variablen zu entkonfundieren,
- und Kulturen als Indikatoren für theoretisch relevante Bedingungen im quasi-experimentellen Verfahren zu variieren,
- theoretisch relevante Phänomene des Jugendalters aufzudecken,
- bestehende Theorien zu modifizieren und damit auch
- validere Meßverfahren zu entwickeln, d.h. Verfahren, die das theoretische Konstrukt angemessener erfassen und die Kulturbesonderheiten seiner Erscheinungsformen berücksichtigen. (vgl. *Brislin* et. al., 1973; *Lonner/Berry*, 1986; *Trommsdorff*, 1989a).

Methodische Probleme des Kulturvergleichs sind jedoch häufig ein Hindernis, sich auf dieses Verfahren einzulassen. Im Kulturvergleich verschärfen sich die methodologischen und meßtheoretischen Probleme der Sozial- und Verhaltenswissenschaften. Für die Vergleichbarkeit der in verschiedenen Kulturen beobachteten Phänomene ist eine Metasprache (z.B. Meßtheorie) erforderlich, die die Isomorphie zwischen Messung und Phänomen sichert. Dazu sind reliable, objektive und valide Untersuchungsverfahren notwendig. Die gewählten Meßverfahren können zwar in

einer Kultur den methodischen Ansprüchen genügen, nicht aber in einer anderen Kultur. Formal identische Merkmale (z.B. Fragebogen-Items; Skalenniveau; Untersuchungssituation) können in verschiedenen Kulturen eine unterschiedliche oder gleiche Bedeutung haben.
Probleme des Kulturvergleichs bestehen vor allem in der Sicherung der funktionalen, konzeptionellen, linguistischen und metrischen Äquivalenz sowie in der angemessenen Stichprobenwahl (der Kulturen, Institutionen, Individuen, Verhaltensklassen) (vgl. *Brislin* 1973; *Lonner/Berry*, 1986; *Trommsdorff*, 1989a).

In nur ganz wenigen Untersuchungen werden die Probleme der kulturvergleichenden Methode eigens thematisiert oder sogar zum Forschungsgegenstand.
Ein Beispiel für eine im Kulturvergleich durchgeführte Validierungsstudie ist die Arbeit von *Miller* et. al. (1981). Hier wurden bei 3 101 amerikanischen und 1 557 polnischen Jugendlichen (16 bzw. 19 Jahre) Items zur Messung von Autoritarismus/Konservatismus auf äquivalente Bedeutung in beiden Kulturen geprüft. Neben Kulturinvarianten zeigten sich auch Kulturspezifika in den Antworten. Interessant ist dieser Ansatz, weil zunächst gemeinsame Kern-Items in beiden Kulturen gesucht wurden, um dann im nächsten Schritt Vergleiche mit äquivalenten Items durchzuführen.

Weitere Probleme der kulturvergleichenden Forschung bestehen in der Organisation (z.B. Beteiligung ausländischer Kollegen, Amtsträger, Probanden) sowie in ethischen Fragen der Durchführung der Forschung. Im Westen entwickelte Modelle und Vorgehensweisen können nicht einfach auf nichtwestliche Gesellschaften übertragen werden.
Schließlich sind Probleme der Anwendung und Technologie bei interkulturellen Programmen zur Jugendpolitik zu berücksichtigen. Inhalte und praktische Vermittlung westlicher Programme sind oft sehr weit von Besonderheiten anderer Kulturen entfernt. Auch die Evaluation von Maßnahmen erfolgt häufig mit westlichen Methoden, die unzureichend für eine valide Messung in der betreffenden anderen Kultur sind. Aus invaliden Meßergebnissen gezogene falsche Schlüsse sind besonders problematisch, weil damit Grundlagen für weitere ungeeignete politische Maßnahmen gelegt werden, die unerwünschte und unvorhergesehene Folgen haben können (vgl. *Heidt*, 1989, für Probleme der Entwicklungspolitik).

2.2. Untersuchungsmethoden kulturvergleichender Jugendstudien

Die Wahl der Untersuchungsmethoden ergibt sich aus den Untersuchungszielen (vgl. *Kreutz* in diesem Band). Im folgenden sollen Verfahren der Datengewinnung, Untersuchungspläne und Auswertungsverfahren am Beispiel einiger empirischer kulturvergleichender Jugendstudien behandelt werden.

2.2.1. Methoden der Datengewinnung

Alle systematisch aus verschiedenen Kulturen gewonnenen Daten zu Phänomenen des Jugendalters sind im Prinzip für kulturvergleichende Jugendforschung geeignet. Im folgenden soll auf die üblicherweise verwendeten Datenquellen eingegangen werden.

Ethnographisches Material ist eine Grundlage für zahlreiche kulturvergleichende Jugendstudien. Dabei stützen sich viele Autoren auf die berühmten Human Relation Area Files (vgl. *Murdock*, 1940). Dies ist eine über viele Jahrzehnte gewachsene Sammlung von Berichten, Einzelanalysen und Beobachtungen (von Forschern, Missionaren, Entwicklungshelfern etc.) über Besonderheiten des sozialen Lebens, ökonomischer und ökologischer Bedingungen verschiedener Kulturen, auch sehr abgelegener Gesellschaften und Stämme). Verschiedenste Probleme des Jugendalters lassen sich bei entsprechender Sichtung dieses Materials analysieren.

Eine auf solchen Daten beruhende Arbeit, die sich mit der Frage der Weitergabe von Ressourcen der älteren an die nächste Generation beschäftigt (*Maxwell*, 1986), untersucht Verwandtschaftsbeziehungen und soziale Strukturen in den Gemeinschaften als Grundlagen für die Weitergabe legitimer sozialer Kontrolle. Dabei zeigt sich, daß der besondere Status des Alters unter Modernisierungseinfluß in den traditionellen Gesellschaften zunehmend schwächer wird.

Reanalysen von vorliegendem *statistischen Material* werden nur in wenigen kulturvergleichenden Jugendstudien durchgeführt. Hier entstehen Validitätsprobleme u.a. auch hinsichtlich der Quellen solcher Statistiken. Auf der Analyse offizieller Statistiken zu Selbstmordfällen in der Bundesrepublik Deutschland und in Japan in den letzten 30 Jahren beruht die kulturvergleichende Arbeit von *Kitamura* (1982). Zusätzlich werden hier als Datenmaterial auch Literatur sowie 11 Fallstudien hinzugezogen. Die relativ hohen Selbstmordraten Jugendlicher in beiden Ländern unterscheiden sich gegenwärtig hinsichtlich ihrer Vorgeschichte: Bei deutschen Jugendlichen sind Familien- und Beziehungsprobleme und bei japanischen Jugendlichen sind Schulprobleme die Hauptursachen.

Befragung: Die am häufigsten verwendete Methode in der kulturvergleichenden Jugendforschung ist die Befragung. Dabei werden ad-hoc formulierte, vorgetestete oder aus anderen Untersuchungen stammende Fragen oder standardisierte Tests verwendet. Probanden sollen entweder zwischen vorgegebenen Antworten (kategoriale Antworten; Rangordnung; Ratingskalen mit oder ohne Intervallniveau) auswählen (strukturierte Verfahren) oder selbst eine Antwort (offene Fragen) formulieren. Die strukturierten und teilstrukturierten Befragungen werden meist schriftlich, z.T. auch mündlich (im Interview) durchgeführt. Die schriftlichen Befragungen (insbesondere an Schülern und Studenten) werden meist gruppenweise (z.B. in Schulklassen) durchgeführt, während Interviews normalerweise einzeln mit nur einem Probanden erfolgen.

Großangelegte kulturvergleichende Umfragen an einer repräsentativen Gruppe von Jugendlichen liegen nur wenige vor. Hier ist insbesondere die klassische Arbeit von *Kandel/Lesser* (1972) zum Einfluß von Eltern und Altersgruppen auf die Entwicklung des Jugendlichen zu nennen.

Eine bedeutende kulturvergleichende Untersuchung unter Einbeziehung mehrerer westlicher Industrienationen zu Fragen von Wertorientierung, politischem Verhalten und Zufriedenheit Jugendlicher ist die große, von *Almond/Verba* (1963) inspirierte und durch eine Reihe von weiteren Fragen zu den kulturellen, sozialen und psychologischen Faktoren der politischen Partizipation erweiterte Studie von *Barnes/Kaase* (1979). Hier sind insbesondere Fragen der kulturspezifischen Repräsentativität von Stichproben, der kollegialen Planung der Untersuchung und ihrer Organisation (im Gegensatz zur Satellitenforschung, bei der von einem Hauptinitiator der Untersuchungsplan mit Fragestellung und Methoden vorgelegt wird, um die Untersuchungen in den einzelnen beteiligten Ländern unter dessen Leitung durchführen zu lassen), der Auswahl von Fragen (ein in allen Kulturen gleicher Kern mit kulturspezifisch interessanten Zusatzfragen) als Besonderheiten der Methode zu nennen.

Besonderer Wert wurde hier u.a. auf die Vergleichbarkeit der *Stichprobe* gelegt. Das Prinzip für die Stichprobenwahl war bei allen beteiligten Gruppen gleich: Regional geschichtete Zufallsauswahl mit Haushalten als Einheit; Auswahl einer Person aus diesen Haushalten für die Befragung aufgrund einer Zufallstabelle, die jeweils an die demographische Struktur angepaßt war. Zu jedem Elternteil wurde ein Kind, d.h. ein Jugendlicher zwischen 16 und 20 Jahren, bzw. umgekehrt zu jedem Jugendlichen dieser Altersgruppe ein Elternteil ausgewählt. Damit wurden Daten von Einzelpersonen sowie von Eltern-Kind-Paaren (ca. 10% in jedem Land) gewonnen. Jedem Befragten wurden Fragen vorgelegt, die Werthaltungen, subjektive Zufriedenheit und Einstellungen zu Formen der politischen Partizipation erfassen sollten. Dieser Kernsatz an gemeinsamen Fragen (common core) wurde auf Kulturangemessenheit der Items sowie durch Übersetzung und Rückübersetzung auf sprachliche Äquivalenz geprüft.

Sekundäranalysen repräsentativer internationaler Umfragen sind eine weitere Datenbasis kulturvergleichender Jugendstudien wie z.B. die Arbeit von *Lüdtke* (1980) zur Entwicklung kognitiver Fähigkeiten. Lüdtke prüft hier den Einfluß von verschiedenen Schulsystemen, dem Bildungsstand des Vaters und der Informationsaktivität des Jugendlichen (Mediennutzung) in verschiedenen Altersgruppen männlicher und weiblicher Jugendlicher.

Für Sekundäranalysen bietet sich auch die umfangreiche international angelegte Jugendstudie des japanischen Innenministeriums an, die inzwischen im Abstand von 5 Jahren (1972; 1978; 1983; 1988) zum 4. Mal in 11 Nationen (westlichen und asiatischen Industrienationen und Schwellenländern) durchgeführt wurde. Hier wurden u.a. Fragen zur familialen Erziehung, zur Beziehung des Jugendlichen zu Eltern, Altersgruppe, Berufskollegen und Vorgesetzten sowie Einstellungen zur politischen Partizipation und zur eigenen Nation aufgenommen. Die unter Mitarbeit japanischer Sozialwissenschaftler und Psychologen entwickelten Fragen wurden in den beteiligten Ländern durch Umfrageforschungsinstitute einer repräsentativen Stichprobe von Jugendlichen vorgelegt (Prime Minister's Office; 1984).

Erste Sekundäranalysen eines Teils dieser Untersuchung führte *Trommsdorff* (1984; 1989b) unter dem Aspekt durch, welche kulturellen Besonderheiten der Sozialisation und Wertorientierung von Jugendlichen in Japan und der Bundesrepu-

blik bestehen, und welche Auswirkungen bestimmte Werthaltungen auf sozialen Wandel haben können.

Ein interessantes Verfahren zur Erfassung kulturspezifischer Bedeutungen von Problemen Jugendlicher ist »The Atlas of Affective Meaning« (*Osgood* et al., 1975; zitiert in *Tzeng/Everett*, 1985). 30 Konzepte, die 5 wichtige Problemlagen des Jugendlichen erfassen sollen (Arbeit, soziale Beziehungen, sexuelle Identität, ökonomische Lage und Lebensphilosophie) wurden von Jugendlichen in verschiedenen Kulturen beurteilt und anschließend nach einer multidimensionalen Skalierungstechnik ausgewertet. Die extrahierten gemeinsamen und verschiedenen Faktoren entsprachen den in der Literatur beschriebenen Jugendproblemen.

Ein bisher in der kulturvergleichenden Jugendforschung kaum verwendetes Verfahren ist das *Tagesprotokoll* zur Erfassung von Tätigkeiten des Jugendlichen im Alltag. So sollten z. B Jugendliche für 30 ausgewählte Tätigkeitstypen die Anzahl von damit verbrachten Stunden am Tag angeben. Vergleiche der Protokolle von amerikanischen, holländischen und indischen Jugendlichen zeigten deutliche Kultur- und Geschlechtsdifferenzen (*Tyler* et al., 1979). Häufiger verwendet werden offene Anwort-Verfahren: Probanden sollen z. B. die 7 wichtigsten Ereignisse nennen, die sie in der Zukunft erwarten (vgl. *Sundberg* et al., 1983, zum Vergleich der Zukunftsorientierung von australischen, amerikanischen und indianischen Jugendlichen).

Neben strukturierten und teil-strukturierten Befragungen über spezielle Verhaltensmuster und Einstellungen sind weiter Befragungen und Interviews zu nennen, die sich auf standardisierte komplexe Situationen beziehen, wie z. B. Kohlbergs moralische Dilemmas, zu denen Probanden Stellung nehmen sollen. Die Auswertung der Antworten erfolgt nach theoretisch festgelegten Kriterien (hier: Stadien der moralischen Entwicklung) (*Bar-Yam* et al., 1980).

Ein Beispiel für ein »Szenario-Verfahren« ist der »SOSIT«. Hier werden typische Situationen eines Konfliktes zwischen Eltern und Jugendlichen beschrieben. Der Jugendliche soll zu jeder Situation in bezug auf sich selbst und die Eltern Angaben zur Deutung der Situation, zum Verhalten und zu Emotionen sowie zum Konfliktverlauf machen (*Kornadt,* 1986; *Kornadt/Husarek,* 1989).

Bekannter sind Satz-Vervollständigungs-Tests: z. B. zur Erfassung von Einstellungen von Jugendlichen zu älteren Menschen (*Vandewiele*, 1982); zur Messung von Sozialisationsbedingungen und Persönlichkeitsmerkmalen bei ca. 14jährigen japanischen, amerikanischen, italienischen und Eskimo-Jugendlichen (*Sofue*, 1979); zur Messung von Idealen bei 14–17jährigen Jugendlichen in 5 Ländern (*Simmons/Wade*, 1985) (Frage: »The sort of person I would not like to be like . . .«).

Selten verwendet werden Inhaltsanalysen von Träumen (*Munroe* et al., 1985, bei männlichen und weiblichen Jugendlichen in Ostafrika). Ein anderes selten verwendetes (projektives) Verfahren beruht auf Inhaltsanalysen von Graffitti bei weiblichen und männlichen Jugendlichen kanadisch-französischer vs. kanadisch-englischer Herkunft (*Ahmed,* 1981) oder von Zeichnungen amerikanischer und argentinischer Jugendlicher von menschlichen Gesichtern; letztere wurden von *Koppitz/Casullo* (1983) in bezug auf Aggressivität, Handlungsorientierungssicherheit, Impulsivität etc. ausgewertet und von den Autoren als Ausdruck kultureller Werte interpretiert.

Beobachtung. Seltener als Befragungen werden im Kulturvergleich systematische

Beobachtungen durchgeführt. Ein Beispiel sind die standardisierten Verhaltensbeobachtungen zur Untersuchung der kognitiven Entwicklung von *Piaget* (1964; 1970). Dabei handelt es sich z.B. um Aufgaben zur Prüfung formaler Operationen (z.B. *Douglas/Wong*, 1977) oder von räumlicher Wahrnehmung (*Jahoda*, 1979). Ein anderes Beispiel für Beobachtungsmethoden in der kulturvergleichenden Jugendforschung sind Beobachtungen in nur selten durchgeführten experimentellen Untersuchungen wie z.B. zum Wettbewerbsverhalten bei Mädchen in gemischtgeschlechtlichen Gruppen (*Weisfeld* et al., 1982) oder zum Verhandlungsverhalten in verschiedenen Altersgruppen (*Druckman* et al., 1976). Hier werden die interessierenden Verhaltensvariablen beobachtet (und durch Nachbefragungen verbal erfaßt). Das Problem bei der Verwendung von Beobachtungsverfahren besteht vor allem darin, wie objektiv, reliabel und valide die Datenerfassung und Inhaltsanalysen sind.

In der kulturvergleichenden Forschung sind zusätzlich Probleme des Untersuchungskontextes, der Erhebungsmethoden und Organisation der Untersuchung zu beachten. Je nach kulturellen Besonderheiten der jeweils untersuchten Gruppe sind ggfs. die verwendeten Methoden zu modifizieren. So ist die rassische und ethnische Zugehörigkeit von Versuchsleiter (Interviewer) und Befragtem sowie der soziale Kontext, in dem die Untersuchung stattfindet, von kulturspezifischer Bedeutung. Befragungen in der Schule haben eine andere (z.B. normative) Wirkung, je nachdem ob sie in einer Gesellschaft mit hoher oder niedriger Schuldichte stattfinden. Befragungen in der Wohnung sind je nach kulturellem Kontext von verschiedener Wirkung, je nachdem ob es sich um private abgeschlossene oder der Dorfgemeinschaft zugängliche offene Wohnbereiche handelt, in denen der Befragte kaum mit dem Interviewer alleine bleiben will und kann.

Bei der schriftlichen Befragung ergeben sich die bekannten Probleme, daß (wie evtl. beim Interview) die Verständlichkeit der Fragen nicht mitgeprüft wird, oder daß Fragen schematisch und mit bestimmten Tendenzen (z.B. Vermeidung oder Bevorzugung von Extremen) beantwortet werden (*Brislin* et al., 1973; *Eckensberger*, 1973; *Lonner/Berry*, 1986; *Trommsdorff*, 1989a).

2.2.2. Untersuchungspläne

Üblicherweise werden durch vergleichbare Verfahren gewonnene Daten vergleichbarer Stichproben aus verschiedenen Kulturen (oder Subkulturen) miteinander verglichen. Teilweise werden jedoch auch Untersuchungen durchgeführt, wo nur Daten einer Stichprobe aus nur einer Kultur in bezug auf eine theoretische Aussage geprüft werden. Hier können wir nicht von einem systematischen Kulturvergleich sprechen, auch wenn die Besonderheiten der Kultur den Forscher angeregt haben, die Gültigkeit einer bestimmten theoretischen Aussage in diesem kulturellen Kontext zu prüfen. Ein Beispiel ist die Arbeit von *Hansen* (1977) zur Prüfung der Gültigkeit des »Wisconsin-Modells«; hier sollte die relative Bedeutung von erworbenem im Vergleich zu zugeschriebenem sozialen Status für die Vorhersage von beruflichen Zielen bei brasilianischen Jugendlichen verschiedener Altersgruppen getestet werden.

Bei kulturvergleichenden Jugendstudien interessiert zum einen der universelle oder kulturspezifische Verlauf der Entwicklung und zum anderen der Einfluß bestimmter Faktoren (z.B. kultureller Erfahrungen) auf die weitere Entwicklung.
Für die erste Frage werden Altersgruppenvergleiche im Quer- oder Längsschnitt oder – um Probleme der Konfundierung von Kohorten und Altersgruppeneffekten zu vermeiden – im kombinierten Quer- oder Längsschnitt durchgeführt. Für die zweite Frage sind zum einen Längsschnittstudien relevant, die den Einfluß der Erfahrungsvariablen prüfen (before-after-design), zum anderen aber auch Querschnittsvergleiche von Jugendlichen, die bestimmte (z.B. kulturspezifische) Erfahrungen gemacht haben mit solchen Jugendlichen, die diese Erfahrungen nicht gemacht haben (after-only design). In beiden Fällen läßt sich ein quasi-experimentelles Vorgehen begründen, bei dem der Einfluß der eigentlich interessierenden »unabhängigen Variablen« geprüft wird. Diese Variable kann global gesprochen der kulturelle Kontext mit seinen spezifischen Merkmalen sein, deren Auswirkung auf den Jugendlichen von Interesse ist.
Kulturvergleichende reine Längsschnittstudien liegen jedoch kaum vor. Um systematische Effekte bestimmter Sozialisationsbedingungen zu prüfen, wurde eine Längsschnittstudie im intra-kulturellen Vergleich zur Prüfung der Theorie der *moralischen Entwicklung* von *Kohlberg* (vgl. *Snarey* et al., 1985) durchgeführt. Hier wurden Gruppen von im Kibbuz geborenen und dort erzogenen Jugendlichen über einen längeren Zeitraum untersucht (3 Untergruppen). Obwohl in der Stadt geborene Jugendliche anfänglich eine niedrigere Stufe der moralischen Entwicklung als Kibbuz-Jugendliche zeigten, holten sie diesen Unterschied nach einiger Zeit im Kibbuz wieder auf. Sie waren den nur in der Stadt lebenden Jugendlichen deutlich überlegen.
Akkulturationseffekte sollten in einer 5-Jahres-Längsschnittstudie von *Graham* (1983) bei polynesischen, asiatischen und amerikanischen Studenten auf Hawaii untersucht werden. Tatsächlich zeigten sich signifikante Kulturunterschiede im Akkulturationsstress und in den Assimilationsergebnissen. Hier wurden vor allem standardisierte Tests zur Messung von Persönlichkeitsmerkmalen verwendet.
Die üblichen Querschnittstudien über verschiedene Altersgruppen reichen nicht aus, um Entwicklungsprozesse zu analysieren. Hier sind Lebensalter und Kohorteneffekte untrennbar miteinander vermischt. Vorzuziehen sind daher kombinierte Quer- und Längsschnittverfahren. Dies wird in Zusammenarbeit von deutschen und polnischen Wissenschaftlern zu Entwicklungsverläufen bei Jugendlichen in Westberlin und Warschau (unter Einbeziehung einer Gruppe von türkischen Jugendlichen aus Gastarbeiterfamilien in West-Berlin) versucht. Die methodischen Vorteile des Kulturvergleichs sollen hier genutzt werden, um u.a. Fragen nach Bedingungen für den Alkoholkonsum Jugendlicher und der Entwicklung von pro- und antisozialem Verhalten nachzugehen (Leitung: *Silbereisen, Eyfert* und *Reykowski*). Erste Querschnittanalysen verdeutlichen die relativ zur Schulbildung nur geringe Bedeutung des kulturellen Kontextes (*Silbereisen* et al., 1986) und die kulturspezifischen Entwicklungsaufgaben beim Übergang des Jugendlichen in die Erwachsenenphase bei deutschen und türkischen Jugendlichen in West-Berlin (*Silbereisen* et al., 1989).
In der kulturvergleichenden Umfrageforschung wurden Wirkungsanalysen vor

allem in *Zeitreihenuntersuchungen* (Befragung einer bestimmten Altersgruppe über verschiedene Meßzeitpunkte: z.B. Prime Minister's Office, 1984) und selten in *Paneluntersuchungen* (Befragung der selben Individuen über Zeit; vgl. Längsschnitte) (vgl. *Andersson*, 1969, mit der wohl ersten Panel-Studie in Europa) durchgeführt. Solche Untersuchungen dienen u.a. dem Kulturvergleich von sozialem Wandel und Wertwandel bei Jugendlichen.

2.2.3. Auswertung

Die Vielfalt von Auswertungsverfahren in kulturvergleichenden Jugendstudien ist groß. Bei Umfragestudien und deskriptiven Arbeiten werden häufig nur Mittel- und Prozentwerte ohne Information über Streuung und ohne Prüfung der Signifikanz von Kulturunterschieden angegeben.
Wenn jedoch Kulturvergleiche zur Prüfung theoretischer Aussagen und Modelle durchgeführt werden, erfolgt die Auswertung in der Regel nach den üblichen statistischen Verfahren. In den meisten Fällen werden dann die Daten zum Vergleich der Phänomene zweier oder mehr Kulturgruppen durch parametrische oder nonparametrische Verfahren auf signifikante Unterschiede geprüft. Häufig werden auch Korrelationen zwischen Merkmalen in den jeweiligen Kulturen berechnet und zwischen den Kulturen miteinander verglichen.

Ein Beispiel für eine großangelegte korrelative Studie ist die Befragung von 1129 orientalischen und westlichen Studenten in Israel in bezug auf die Beziehung zwischen Geschlechtsrollen und Ich-Identität in diesen Kulturgruppen. Durch Regressionsanalysen wurde der Erklärungsanteil der Ich-Identität für Maskulinität und Femininität errechnet (*Tzuriel*, 1984).

Wenn mehrere Variablen zur Erklärung der erwarteten Unterschiede infrage kommen (sozio-ökonomische Schicht, Ethnie, Geschlecht, Einfluß von Eltern, von Altersgruppen etc.) werden Regressions- und Diskriminanzanalysen durchgeführt. So könnten mögliche lineare und kurvilineare Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Varibalen in hierarchischen Modellen geprüft werden (vgl. *Marjoribanks*, 1984).
In nur wenigen Fällen besteht der Anspruch, ein theoretisches Modell zu testen, das Beziehungen zwischen den theoretisch interessierenden Variablen spezifiziert.

Ein Beispiel dafür ist die Untersuchung von *Buehler* et al. (1977). Hier wird die Entwicklung der Selbstbewertung von Jugendlichen auf der Grundlage eines symbolisch-interaktionistischen Ansatzes mit einem Pfadmodell, in das verschiedene weitere Variablen mit eingehen (u.a. Status; Unterstützung durch Vater, Mutter), geprüft. Durch Vergleich von Jugendlichen aus 5 Kulturen (Spanien, Mexiko, Puerto Rico, Bundesrepublik, USA) sollte die Stabilität des Modells zur Erklärung von Selbstbewertungsprozessen bei Jugendlichen nachgewiesen werden.

Wenn der kulturelle Kontext (z.B. Kibbuz vs. Stadt) als »unabhängige Variable« betrachtet wird, um deren Wirkung auf die interessierende »abhängige Variable« (moralische Entwicklung des Jugendlichen) zu untersuchen, werden sogar Varianzanalysen durchgeführt (*Bar-Yam* et al., 1980). Hier tauchen natürlich theoretische Probleme auf, ob ein globales kulturelles System als (nur) eine Variable verstanden werden kann, deren Einfluß gemäß einem linearen Kausalmodell auf die zu

untersuchende »abhängige Variable« (Entwicklung des Jugendlichen) unidirektional erfolgt. Organismisch orientierte Ansätze, die das Individuum als eine aktiv seine eigene Entwicklung mitgestaltende Persönlichkeit sehen und Wechselwirkungen zwischen Person und Umwelt annehmen, bedürfen sehr viel differenzierterer u. a. auch kulturspezifisch hermeneutischer Auswertungsmethoden, die neben Kausalität, Einflußrichtung und -stärke auch multifaktorielle Einflüsse mit berücksichtigen.

3. Themen und Ansätze in der kulturvergleichenden Jugendforschung

Je nach Untersuchungsziel sind Untersuchungsplan und verwendete Methoden zur Datengewinnung und -auswertung in den kulturvergleichenden Jugendstudien unterschiedlich. Dies soll im folgenden an einigen ausgewählten kulturvergleichenden Arbeiten beispielhaft verdeutlicht werden. Im wesentlichen lassen sich drei Zielsetzungen beim Kulturvergleich unterscheiden: Zum einen versuchen einige Autoren, Kulturen als Typen zu beschreiben, die modellhaft bestimmte Phänomene, die für die Jugendphase kennzeichnend sind, abbilden sollen. Hier werden ganze kulturelle Systeme als globale Einheiten beschrieben und miteinander verglichen. In anderen Fällen werden Einzelphänomene des Jugendalters in verschiedenen Kulturen dargestellt. Schließlich werden kulturelle Besonderheiten in ihrer theoretischen Bedeutung für das untersuchte Phänomen des Jugendlichen diskutiert.
Je nach theoretischem Anspruch werden Kulturbesonderheiten als eigentlicher Untersuchungsgegenstand (vor allem in der anthropologischen Forschung), als nicht weiter erörterte Kontextvariable oder als theoretisch interessante Einflußgröße für das Jugendalter untersucht.

3.1. Kulturtypologien und Jugendalter

Die in der Anthropologie entwickelten Typologien von Kulturen können eine Grundlage von Kulturvergleichen sein. Dabei werden bestimmte Merkmalsverknüpfungen postuliert, die mit Besonderheiten der Jugend zusammenhängen sollen. So beschreibt *Margaret Mead* einige Kulturformen in historischer Perspektive: In der »postfigurativen« Kultur (Beispiel Samoa) lernen Kinder und Jugendliche sich gemäß tradierten Regeln zu verhalten; sie werden durch bestimmte Rituale in die Jugendphase eingeführt und erleben keine besonderen Unsicherheiten. In der »konfigurativen« Kultur wird dem Jugendlichen ein sehr viel weniger klares Rollenbild vermittelt. Sozialer Wandel erfordert, daß sich Jugendliche anders als ihre Eltern verhalten müssen, wobei ein Konsens über Grundwerte erhalten bleibt. Die »präfigurative« Kultur zeichnet sich durch Pluralismus als Folge radikaler Änderungen aus. Nach *Mead* ist diese Kulturform nach dem zweiten Weltkrieg entstanden. Hier erfolgt die Entwicklung im Jugendalter im Dialog mit den Eltern, die jedoch keine Problemlösungen anbieten können. Diese Typologie lehnt sich an die von *Riesman* (1954) beschriebenen Kulturformen an.

Als Beispiel für eine »postfigurative« Kultur sei die nunmehr klassische und von *Freeman* (1983) eingehend kritisierte Kulturanthropologische Arbeit zum Jugendalter von *Margaret Mead* (1928) genannt. In »Coming of age in Samoa« zeigt *Mead*, daß auf dieser Insel im Südpazifik keine im Westen (in den USA) üblichen Krisen und Konflikte im Jugendalter auftreten. *Mead* führt dies auf die besonderen Erziehungsmethoden auf Samoa zurück.

Danach werden Kleinkinder von der Dorfgemeinschaft aufgezogen. Zwischen dem Kind und seinen Eltern bestehen keine besonderen persönlichen Bindungen, da der Kreis der Bezugspersonen über die unmittelbare Familie hinausgeht. Daher haben Jugendliche dort nicht, wie in den USA, die typischen Ablösungsprozesse von den Eltern zu bewältigen. Soziale Rollenänderungen vollziehen sich stetig und ohne besondere emotionale Dramatik. So erhalten schon jüngere Kinder verantwortungsvolle Aufgaben in der Gemeinschaft; die Verantwortung wächst in überschaubarem Rahmen und das Verhalten wird durch eindeutige Regeln bestimmt, so daß persönliche Entscheidungen und damit verbundene Unsicherheiten gar nicht notwendig werden.

Riesman (1954) bezeichnet diese Art von Kultur als »tradition-direction«. Demgegenüber sieht er in der »inner-direction« eine Kulturgattung, in der Traditionen weniger bedeutend sind als persönliche Bindungen an Eltern, deren Werte internalisiert werden; bei Wertabweichung erlebt der Jugendliche Schuldgefühle und innere Konflikte. In der »other-direction«-Kultur, die nach *Riesman* typisch für heutige westliche Industrienationen ist, wandeln sich Werte und Normen ständig in flexibler Abstimmung von Individuen und Gruppen aufeinander. Durch Unsicherheiten der Eltern und geringere Bindung der Kinder an ihre Eltern entstehen weniger Konflikte beim Jugendlichen aber um so mehr Verhaltensunsicherheit. Solche Kulturtypologien sind jedoch hinsichtlich der relevanten Variablen schwer operationalisierbar und daher kaum im empirischen Kulturvergleich zu prüfen.
Obwohl *Mead* wegen ihres methodischen Ansatzes einer quasiteilnehmenden Beobachtung nicht repräsentativer Personen inzwischen heftig kritisiert wurde (vgl. *Freeman*, 1983; Erwiderung von *Mead*, 1983), ist der Wert dieser frühen anthropologischen Studie der »culture and personality« Schule zu Besonderheiten von Jugendlichen zumindest darin zu sehen, daß Beobachtungen der Verhaltensweisen von Jugendlichen in einer nicht-westlichen Kultur im Rahmen einer allgemeinen Theorie der kulturellen Beeinflußbarkeit menschlicher Entwicklung eingeordnet wurden. Allerdings ist dies keine systematisch kulturvergleichende Studie und ihre deterministische Ausgangsthese ist heute so nicht mehr haltbar.

3.2. Beschreibung von Einzelphänomenen

Anstelle globaler Typologien haben heute zahlreiche kulturvergleichende Jugendstudien zum Ziel, kulturelle Ähnlichkeiten und Unterschiede in Lebenslage und Persönlichkeitsmerkmalen von Jugendlichen rein deskriptiv darzustellen und sich dabei auf relevante Einzelmerkmale zu beschränken. Von besonderem Interesse sind bei solchen Arbeiten die Entwicklung von Werthaltungen, Selbstidentität und Zukunftsorientierung des Jugendlichen und damit verbundene Einstellungen zur eigenen Person, zur Familie und zur Gesellschaft.

Die Entwicklung stabiler *Werthaltungen* ist eine zentrale Aufgabe im Jugendalter. Eine Vielzahl von Untersuchungen über Werte von Jugendlichen in verschiedenen Kulturen ist meist deskriptiver Natur. Solche Studien können Hypothesen über Bedingungen und mögliche Ergebnisse der Entwicklung von Jugendlichen in verschiedenen Kulturen anregen. Werthaltungen Jugendlicher lassen sich auch als Indikator für Werte der betreffenden Kultur sehen.

Aus der Bundesrepublik selbst liegen nur sehr wenige kulturvergleichende Arbeiten zur Jugend vor, die tatsächlich ausdrücklich Besonderheiten des Jugendalters thematisieren. In der Forschungsstelle für Jugendfragen in Hannover werden unter der Leitung von *Walter Jaide* und *Barbara Hille* seit Jahren Untersuchungen über die Jugend in der DDR und der Bundesrepublik durchgeführt. Die Arbeit von *Hille* (1981) zeigt z.B. neben vielen Ähnlichkeiten bei den Jugendlichen beider deutscher Staaten in bezug auf Berufsorientierung, Interessen und Geschlechtsrollenstereotype auch erhebliche Unterschiede insbesondere in bezug auf Individual- und Sozialorientierung. Mit der Individual- und Sozialorientierung scheint eine Grunddimension kulturspezifischer Werte erfaßbar zu sein (*Trommsdorff*, 1989b).

Mit diesem Konzept lassen sich die Ergebnisse einer vergleichenden Wertstudie zwischen deutschen und polnischen Jugendlichen von *Smolenska/Fraczek* (1988) zusammenfassen. Daß polnische Jugendliche stärker persönliche Kontakte bevorzugen und eine engere Bindung an die Familie haben, dürfte für eine größere Sozialorientierung im Vergleich zu deutschen Jugendlichen sprechen. Ähnlich lassen sich Befunde anderer Studien einordnen: So stellt *Becker* (1976) z.B. fest, daß amerikanische im Vergleich zu israelischen Jugendlichen größeren Wert auf Unabhängigkeit (von Eltern, von familialen und gesellschaftlich-kollektiven Anforderungen) sowie auf Selbständigkeit legen, während israelische Jugendliche ihre Gesellschaft als Ausweitung ihrer eigenen Familie erleben und sich Verantwortung für beide Institutionen zuschreiben (Fragebogen mit offenen Antwortvorgaben).

Ein anderes Beispiel von Vergleichen amerikanischer und israelischer Jugendlicher auf der Grundlage eines Lebensstil-Fragebogens zeigt, daß bei einigen Ähnlichkeiten signifikante Unterschiede auftreten: Israelische Jugendliche sind stärker sozial- und weniger individualorientiert und konservativer als amerikanische Jugendliche (*Pazy/Lomranz*, 1980).

In den Werthaltungen Jugendlicher spiegeln sich offenbar kulturelle Werte, die den Sozialisationsprozeß der Jugendlichen beeinflussen. Dabei können solche kulturspezifische Werte als Deutungssystem für die am Sozialisationsprozeß beteiligten Personen fungieren und den je nach kulturellem Wertsystem formal gleichen Phänomenen unterschiedliche Wirkung geben (z.B. Akzeptanz vs. Ablehnung anpassungsinduzierender elterlicher Erziehung bei japanischen im Vergleich zu deutschen Jugendlichen) (*Trommsdorff*, 1984, 1989b; *Trommsdorff/Iwawaki*, im Druck).

Dies Beispiel zeigt die Bedeutung kulturvergleichender Studien zu Werten von Jugendlichen zum einen für eine genauere Phänomenbeschreibung und zum anderen für eine bessere Erfassung von Kulturspezifika, die in unserer Kultur so nicht auftreten und besonderer Erhebungs- und Interpretationsmethoden bedürfen.

Ein Thema vieler kulturvergleichender Jugendstudien ist das *Selbstkonzept* von

Jugendlichen (vgl. *Deusinger; Neubauer* in diesem Band). Eine zentrale Entwicklungsaufgabe ist die Herausbildung eines positiven Selbstkonzeptes in realitätsangemessener Abstimmung eigener Fähigkeiten mit Umweltgegebenheiten. Kulturvergleiche dazu sind ebenfalls meist deskriptiv. In der Untersuchung von *Ostrov* et al., (1986) wurde amerikanischen, australischen und indischen (Bangladesh) Jugendlichen ein standardisierter Fragebogen zur Beschreibung des Selbst vorgelegt. Mädchen hatten in allen Kulturen das am wenigsten positive Selbstbild; amerikanische Jugendliche hatten das am positivsten gefärbte und indische Jugendliche das negativste Selbstbild.

Es ist anzunehmen, daß positive Erfahrungen und das Erlebnis erfolgreicher Optionen das Selbstbild des Jugendlichen positiv beeinflussen. Hier können makrostrukturelle Variablen wie sozialer Wandel von Einfluß sein. Dies jedenfalls legen Daten von *Schludermann/Schludermann* (1986) nahe. Auch die Lebenszufriedenheit wird von makrostrukturellen Bedingungen beeinflußt. Holländische Jugendliche waren zufriedener als Jugendliche verschiedener sozial schlechter gestellter ethnischer Minderheiten (*Verkyten,* 1986). In die gleiche Richtung geht, daß Jugendliche aus transitorischen im Vergleich zu traditionellen Regionen in Indien ein positiveres Selbstbild (und ein positiveres Bild von Erwachsenen) hatten (*Schludermann/Schludermann,* 1986).

In der großangelegten kulturvergleichenden Arbeit zum Selbstbild von Jugendlichen von *Offer* et al. (1988) werden die Ergebnisse von Befragungen (Offer Self-Image Questionnaire) aus 10 Nationen vorgestellt. In westlichen und nicht-westlichen Ländern gleichen sich die Selbstbilder der Jugendlichen mehr als daß sie sich unterscheiden.

Nicht nur das aktuelle Selbst, auch die Zukunftsvorstellung wird je nach Erfahrungsqualität beeinflußt. Die Untersuchung von *Agarwal/Tripathi* (1984) zum Zusammenhang zwischen Deprivationsdauer und *Zukunftsorientierung* bei Jugendlichen in Indien und Nepal zeigt die Bedeutung der Erfahrungsvielfalt für eine ausgeprägte Zukunftsorientierung – einem wichtigen Merkmal für die Entwicklung des Jugendlichen – in zwei asiatischen Kulturregionen.

Es liegen ganz vereinzelt auch kulturvergleichende Untersuchungen zur Entwicklung des *Sozialverhaltens* vor, so z.B. die Arbeit von *Druckman* et al. (1976) zum Verhandlungsverhalten bei Kindern und Jugendlichen in Indien, Argentinien und den USA. Hier handelt es sich um ein seltenes Beispiel einer experimentellen Untersuchung. Die Probanden sollten sich in einer Wettbewerbssituation darüber einigen, wie sie verfügbare Ressourcen verteilen wollten. Neben unterschiedlichen Verhandlungsstilen in den verschiedenen Kulturen zeigte sich nur in Indien ein Unterschied im Verhandlungsverhalten von Kindern im Vergleich zu Jugendlichen. In anderen Kulturen änderte sich diese Art des Sozialverhaltens im Jugendalter nicht.

3.3. Prüfung von Theorien im Kulturvergleich

Im Kulturvergleich werden theoretische Aussagen auf ihre Universalität geprüft, indem die Varianz der in der eigenen Kultur anzutreffenden theoretisch relevanten Variablen durch den Kulturvergleich vergrößert wird. Durch die kulturvergleichende Methode können insofern quasi-experimentelle Bedingungen geschaffen werden, als wie im klassischen Experiment die theoretisch interessierenden Variablen isoliert (allerdings nicht, wie im Experiment, systematisch im Labor manipuliert) und die übrigen Bedingungen möglichst konstant gehalten werden. Dieser methodische Vorteil des Kulturvergleichs der Variation einer Variablen oder einer Variablengruppe (kultureller Kontext) bei Konstanthaltung anderer Variablen – z.B. der Modernisierung und der damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Bedingungen – wird in relativ wenigen Untersuchungen genutzt, obwohl Theorien mit Universalitätsanspruch die kulturvergleichende Methode geradezu herausfordern.

3.3.1. Interkulturelle Vergleiche

So hat *Freuds* psychoanalytische Entwicklungstheorie in der anthropologischen und systematisch kulturvergleichenden soziologischen und psychologischen Forschung bis in die heutige Zeit immer wieder Anregungen gegeben, universelle Aussagen oder davon abgeleitete Hypothesen zu Geschlechtsrollenunterschieden zu prüfen. *Burton/Whiting* (1963) und *Segall* (1988) untersuchten Verhaltensunterschiede von weiblichen und männlichen Jugendlichen im Zusammenhang mit in der Familie festgelegten Geschlechtsrollendifferenzierungen der Eltern.
Die Autoren gehen davon aus, daß in matrilokalen Kulturen (gemessen am Schlafarrangement), in denen Mütter die Sozialisation ihrer Kinder stärker beeinflussen als Väter, besonders ausgeprägte Initiationsriten für männliche Jugendliche erforderlich sind, um die bisher auf eine weibliche Identität hin ausgebildete Persönlichkeit zur Identität des erwachsenen Mannes zu ändern (vgl. ethnographische Beschreibungen von Kulturbesonderheiten; Human Relations Area Files).

Ein funktionales Äquivalent solcher Initiationsriten kann in modernen Gesellschaften in männlichen Jugendgruppen durch besonders hervorragende Mutproben und Handlungen, die Männlichkeit beweisen sollen, bestehen. Tatsächlich lassen sich höhere Aggression und häufigere Delinquenz bei männlichen Jugendlichen der Unterschicht in den USA, in deren Familie die Mutter die zentrale Sozialisationsfigur ist, nachweisen. Nach den Autoren bestimmt nicht der Oedipuskomplex als biologisch vorgegebene Determinante die Entwicklung; vielmehr wird die spezifische Familienstruktur (Sozialisationseinfluß der Mutter, Geschlechtsrollendifferenzierung) als Bedingung insbesondere für die Entwicklung von kulturspezifisch unterschiedlicher Aggressivität bei männlichen Jugendlichen angenommen.

Dieses zentrale Thema der Jugendforschung der Universalität von Geschlechtsrollen (bzw. des mit dem biologischen Geschlecht verbundenen »geschlechtstypischen« Verhaltens) wird in verschiedenen kulturvergleichenden Studien behandelt.
Zur Frage universeller Geschlechtsunterschiede im Selbstkonzept führten *Lerner* et al. (1980) eine kulturvergleichende Untersuchung bei japanischen und amerikani-

schen Jugendlichen durch (Fragebogen). Japanische im Vergleich zu amerikanischen Jugendliche waren insgesamt weniger selbstbewußt. In beiden Kulturen hatten weibliche Jugendliche ein weniger positives Selbstkonzept als männliche Jugendliche.

Daß sich Mädchen weniger positiv einschätzen als Jungen, wird auch in anderen kulturvergleichenden Untersuchungen bestätigt; darüberhinaus prüften *Weisfeld* et al. (1982) den Zusammenhang zwischen Selbstbild und tatsächlichem Verhalten bei männlichen und weiblichen Jugendlichen verschiedener Kulturen. Sie gingen der Frage nach, ob die Wettbewerbshemmung weiblicher Jugendlicher in Gegenwart weniger kompetenter männlicher »peers« ein universelles Phänomen ist, das auch in Kulturen mit ganz unterschiedlichen Geschlechtsrollen besteht. Die Autoren beobachteten 11 bis 14jährige Mädchen und Jungen aus afro-amerikanischen Familien in Chicago sowie 11 bis 13jährige Mädchen und Jungen aus einem Hopi-Reservat in Arizona beim Ballspiel und filmten das Verhalten. Die Analyse der Filme ergab, daß die besonders kompetenten Mädchen generell weniger wettbewerbsorientiert waren, wenn sie gegen andersgeschlechtliche Mitspieler antraten. Dieser Effekt verstärkte sich, wenn die Mitspieler schlechte Spieler waren. Die Mädchen waren sich bei der anschließenden Befragung ihres geänderten Verhaltens in Anwesenheit der Jungen nicht bewußt. In dieser Untersuchung zeigten sich keine kulturellen Unterschiede in der Stärke des Hemmungsverhaltens der Mädchen sondern nur in der Art des Ausdrucks ihrer Hemmung.

Hier werden interessante Fragen aufgeworfen, inwieweit Mädchen die Überlegenheit von männlichen Gleichaltrigen nicht nur akzeptieren sondern auch durch entsprechendes inkompetentes eigenes Verhalten die Selbst- und Fremdwahrnehmung in Konsistenz mit dem beobachteten Verhalten bringen und so eine sich selbst erfüllende Geschlechtsrollentheorie verstärken. Ob dies ein universelles Phänomen ist, müßte jedoch in entsprechend angelegten kulturvergleichenden Untersuchungen geprüft werden.

Kulturvergleiche zu Fragen der kognitiven und moralischen Entwicklung machen deutlich, wo bestehende Theorien zu modifizieren sind, weil kulturelle Faktoren die Entwicklung mit beeinflussen (z.B. *Douglas/Wong*, 1977). Inzwischen liegen einige Arbeiten vor, die zeigen, daß *Kohlbergs* Stufentheorie moralischer Urteile (1969) zu modifizieren ist, da kulturelle und religiöse Werte moralische Urteile mitbestimmen (vgl. die Arbeit von *Bouhmama*, 1984; zu moralischen Urteilen englischer und algerischer Jugendlicher zwischen 14 und 15 Jahren).

Ähnlich gut bietet sich die Theorie der kognitiven Entwicklung von *Piaget* (1964; 1970) zur Prüfung auf ihre universelle Gültigkeit an. Daß kulturspezifisch unterschiedliche Fähigkeiten z.B in bezug auf die räumliche Wahrnehmung entwickelt werden, weist z.B. die Studie von *Jahoda* (1979) nach. 10 bis 14jährige Ghanaesen sollten verschiedene Aufgaben nach der Methode von *Piaget* lösen. Sie zeigten gleiche Leistungen wie schottische Probanden, wenn sie ein Modell zur Verfügung hatten, aber weniger gute Leistungen, wenn ihnen Fotos oder Aufzeichnungen als Vorlage gegeben wurden. Die kognitive Entwicklung wird durch kulturspezifische Erfahrungen (z.B. im Umgang mit abstrakten Problemen) vermittelt.

Die Prüfung universeller Strukturen von Persönlichkeitsmerkmalen ist weniger ein Thema der Jugendforschung sondern eher der differentiellen Persönlichkeitspsychologie; als Probanden werden gerne Studenten oder Schüler verwendet. Ein klassisches Beispiel ist die Untersuchung von Gymnasiasten in Australien, Japan

und Italien unter Verwendung des »High School Personality Questionnaire« bei 2686 Probanden von *Cattell* et al. (1980). Ziel war die Auswertung standardisierter Persönlichkeitstests nach Faktorstrukturen von Persönlichkeitsmerkmalen, um gleiche Strukturen in verschiedenen Kulturen zu replizieren.

Erstaunlicherweise liegen nur wenige kulturvergleichende Untersuchungen vor, die spezifische funktionale Zusammenhänge zwischen Sozialisation und Persönlichkeit des Jugendlichen prüfen.

Ein Beispiel ist die Arbeit von *Nowicki/Schneewind* (1982) zur Beziehung zwischen familienökologischen Variablen (wie Kohäsion, Ausdrucksstärke, Konflikt in der Familie) und Kontrollerwartung (locus of control) bei 12- und 18-jährigen amerikanischen und deutschen Jugendlichen (standardisierte Verfahren; Fragebögen). Im Wesentlichen zeigten sich die erwarteten Zusammenhangmuster; für 18-jährige deutsche Jungen bestätigten sich die Vorhersagen jedoch nicht. Anspruch auf eine universelle Theorie zum Zusammenhang von elterlicher Erziehung (parental rejectance/acceptance) und der Entwicklung von Persönlichkeitsmerkmalen in Kindheit und Jugend erhebt auch *Rohner* (1986). Eine der zahlreichen Untersuchungen galt dem Vergleich amerikanischer und mexikanischer Jugendlicher (*Rohner* et al., 1980) und unterstützt die Theorie.

Eine in diesem Zusammenhang bedeutende Studie ist die klassische Arbeit von *Kandel/Lesser* (1972), in der u.a. *Colemans* (1961) Theorie zur Bedeutung der Altersgruppe (peers) für die Entwicklung des Jugendlichen geprüft werden sollte, und zwar in den USA und einer nichtamerikanischen Kultur, in Dänemark. In ihrer großangelegten Umfrage konnten die Autoren die Bedeutung der Altersgruppe für beide Kulturen nachweisen – so zeigte sich u.a., daß der beste Schulfreund die Bildungspläne von Jugendlichen beeinflußt. In dieser Arbeit wurde eine allgemeine Aussage zu Sozialisationseinflüssen in Industrienationen unterschiedlichen kulturellen Hintergrundes geprüft.

Ein weiteres wichtiges Thema interkultureller Vergleiche ist Problemverhalten von Jugendlichen. Ein Beispiel für eine methodisch sauber geplante quasi-experimentelle Studie dazu ist die Untersuchung von *Adler/Kandel* (1982) zum Einfluß von Alkoholkonsum der Eltern und »peers« einerseits und von Persönlichkeitsmerkmalen des Jugendlichen andererseits. Hier wurden drei Länder mit unterschiedlicher Ausprägung von Alkoholkonsum ausgewählt (Frankreich, USA und Israel), um die Gültigkeit der These zum sozialen Einfluß von Eltern und »peers« unter verschiedenen Bedingungen zu testen. Die kulturspezifische Prävalenz von Alkoholkonsum hatte keinen Einfluß, sondern Eltern oder »peers« beeinflußten den Alkoholkonsum der Jugendlichen. *Silbereisen* et al. (1989) untersuchen Problemverhalten von Jugendlichen im inter- und intrakulturellen Vergleich als eine Anpassung an (kulturspezifische) Entwicklungsaufgaben.

Kulturvergleiche können auch zur Untersuchung von sozialem Wandel eingesetzt werden, wenn sie mit historischen Vergleichen kombiniert werden. Dabei lassen sich u.a. Theorien zu Bedingungen des Wertwandels prüfen. Untersuchungen, die die Gültigkeit der Theorie von *Inglehart* (1977; vgl. *Herz* in diesem Band) zum postmodernen Wertwandel der Jugend in Industrienationen prüfen, verwenden gerne Umfragen aus einer »postmodernen« aber nichtamerikanischen Gesellschaft

(Niederlande; Bundesrepublik; Japan) (vgl. *Jagodzinski*, 1984; *Trommsdorff*, 1983; 1989b). Solche theoriegeleiteten Analysen konnten die eingeschränkte Gültigkeit der Postmaterialismusthese von *Inglehart* nachweisen und neue Hypothesen zu Bedingungen von Wertwandel in hochmodernen Industrienationen generieren.
Ein anspruchsvolles Unternehmen zur Frage des Wertwandels im Kulturvergleich ist die Arbeit von *Lederer* (1982), die auf der Grundlage eigener Umfragen zu Dogmatismus und Autoritarismus bei amerikanischen und deutschen Jugendlichen im Jahr 1981 einen Vergleich mit vorliegenden Umfragen aus den Jahren 1945 und 1960 durchführte. Diesen Umfragen lagen Items der California F-Skala sowie der Dogmatismus-Skala von Rockeach zugrunde. 1945 waren deutsche Jugendliche im Vergleich zu 1981 und im Vergleich zu amerikanischen Jugendlichen aus dem Jahre 1945 sehr viel autoritativer. In beiden Kulturen zeigte sich eine signifikante Abnahme von autoritativen Einstellungen und zwar in allen sozio-ökonomischen Schichten. Dabei waren deutsche Jugendliche inzwischen sogar weniger autoritativ als amerikanische Jugendliche. Diese kulturellen und zeitgeschichtlichen Unterschiede in Einstellungen der Jugendlichen werden mit Faktoren politischen und gesellschaftlichen Wandels erklärt.

3.3.2. Intrakulturelle Vergleiche

Die klassische Methode des quasi-experimentellen Vorgehens bedarf vor allem einer gründlichen theoretischen Vorarbeit, um die eigentlich interessierenden Variablen und deren Einfluß herauszuarbeiten und geeignete Kulturen für die Messung dieser Variablen aufzufinden. Kulturen sind derart komplexe Systeme, die viele Variablen beinhalten und manchmal mehrere theoretisch interessierende Variable repräsentieren.
Daher sind keineswegs nur interkulturelle Vergleiche erforderlich; intra-kulturelle Vergleiche können notwendig oder sinnvoll sein – z.B. wenn es um den durch verschiedene kulturelle Werte bedingten unterschiedlichen Sozialisationseinfluß auf die Entwicklung des Jugendlichen geht. Hier bieten sich intrakulturell vergleichende Studien in Gesellschaften mit verschiedenen Einwanderergruppen und Ethnien an, wie Israel, Australien und USA. Tatsächlich liegen aus diesen Ländern zahlreiche intrakulturell vergleichende Untersuchungen vor, in denen die Variation des kulturellen Kontextes unter theoretischen Fragestellungen systematisch genutzt werden.
Als ein Beispiel soll die Arbeit von *Rosenthal* (1984) genannt werden. Hier wurde der Einfluß von unterschiedlichen Erziehungspraktiken bei Migranten- und Nichtmigranten-Familien auf Konflikte zwischen Jugendlichen und ihren Eltern untersucht. Nicht die Akkulturationsprobleme mit den konfligierenden Werten der Heimat- und Einwandererkultur sind hier die einflußreichen Variablen sondern die Art der in den kulturellen Gruppen praktizierten Erziehung. *Bar-Yam* et al. (1980) untersuchten den Einfluß des kulturellen Hintergrundes und der damit verbundenen Erziehungspraktiken auf die moralische Entwicklung bei verschiedenen Jugendlichen in Israel (jüdische, arabische; moslemische und christliche; Kibbuz- und Stadt-Jugendliche). Nach den Ergebnissen dieser Studie ist die allgemeine

Theorie der moralischen Entwicklung von *Kohlberg* (1964; 1969) keineswegs universell gültig; im Kibbuz geborene und aufgewachsene Jugendliche zeigten höhere Stufen der moralischen Entwicklung als andere Jugendliche.

Ethnische Minoritäten (besonders in den USA) sind häufig in intrakulturellen Vergleichen untersucht worden, weil hier quasi-experimentelle Bedingungen bestehen, um Hypothesen zum Einfluß theoretisch relevanter Variablen auf Problemverhalten zu prüfen, wie z.B. Drogenkonsum im Jugendalter. Vergleiche zwischen ethnischen Gruppen lohnen sich, wenn z.B. der Einfluß kultureller Werte der betreffenden Ethnie und sozio-ökonomische Merkmale spezifiziert werden können. In jedem Fall ist aber eine Klärung der theoretischen Bedeutung dieser Variablen (bzw. der Ethnie) notwendig.

Wenn sich nach der Arbeit von *Morales* (1984) – trotz unterschiedlicher historischer Bedeutung des Alkoholkonsums – mexikanisch-amerikanische im Vergleich zu anglo-amerikanischen Jugendlichen im Alkoholkonsum nicht unterschieden (außer in der untersten sozialen Schicht), so stellt sich die Frage nach Präzisierung von Einflußfaktoren für Problemverhalten.

Maddahian et al. (1986) führen hohe Unterschiede im (selbstberichteten) Konsum verschiedenster Drogen bei verschiedenen ethnischen Minoritäten in den USA zwischen 12 und 14 Jahren auf Einkommensunterschiede und Zugangschancen zu Drogen zurück. Der Einfluß dieser Variablen reduziert die ethnischen Unterschiede.

Demgegenüber war der Einfluß ethnischer Zugehörigkeit auf Drogenkonsum bei mexikanisch vs. anglo-amerikanischen Jugendlichen (zwischen 12 und 18 Jahren bei vergleichbaren sozialen und demographischen Merkmalen) deutlich: anglo-amerikanische Jugendliche zeigten eine positivere Einstellung gegenüber Marihuana und berichteten signifikant häufigeren Drogenkonsum (Fragebogen) (*Cockerham/Alster*, 1983).

Warum ethnische Zugehörigkeit diesen Einfluß haben soll, bleibt jedoch unklar. Vielleicht wurden hier auch nur Antwortstereotype erfaßt. Auch streut in dieser letztgenannten Untersuchung die Altersgruppe der Stichprobe von Jugendlichen stark, so daß eventuell Variablen konfundiert waren. Vor und nach der Pubertät können je nach ethnischer Zugehörigkeit andere kulturelle Einflüsse wirksam werden. Die Ergebnisse der genannten Untersuchungen sind somit schwer vergleichbar.

Besonders interessant ist die Methode des intrakulturellen Vergleichs, wenn damit die Wirkung von Variablen, die unter natürlichen Bedingungen sozialen Wandels zustande kommen, geprüft werden kann. Ein solch seltenes Beispiel dieser Art von Kulturvergleich mit einem quasi-experimentellen Untersuchungsplan ist die Arbeit zur Wirkung des Fernsehens auf 12 bis 19 Jahre alte Euro-Kanadier und Eskimo-Einwohner in der Stadt im Vergleich zu Eskimo-Einwohner in isolierten traditionellen Siedlungen (*Coldewin/Wilson*, 1985). Die Autoren verglichen Umfragedaten aus dem Jahre 1974 mit 6 und 9 Jahre später durchgeführten Befragungen. Die zunächst deutlich negativen psychologischen Effekte des Fernsehens wurden inzwischen durch die Einführung eines speziellen Fernsehprogrammes abgeschwächt.

4. Ausblick

Kulturvergleichende Jugendforschung muß sich mit dem Anspruch auseinandersetzen, Phänomene des Jugendalters aus der Sicht verschiedener Disziplinen kulturvergleichend zu behandeln. Wenn anthropologische, soziologische oder psychologische Fragestellungen im kulturellen Kontext behandelt werden, werden verschiedene Betrachtungs- und Analyseebenen relevant: die Makro-, Meso- und Mikroebene des jeweiligen im sozio-kulturellen Kontext handelnden Jugendlichen.
Weiter muß sich die kulturvergleichende Jugendforschung mit der Frage auseinandersetzen, welchen Erklärungsbeitrag die Einbeziehung des kulturellen Kontextes hat. Deskriptive Kulturvergleiche legen die Grundlage für die empirisch fundierte Kenntnis von Kulturbesonderheiten, d.h. kulturspezifischer Phänomene und Konstrukte; deren theoretische Bedeutung wird dann im systematischen interkulturellen Vergleich Jugendlicher geprüft.
Hier werden Fragen nach deterministisch-mechanistischen, organismischen und selbst-reflexiven Erklärungsmodellen für Entwicklung und Handeln des Menschen im sozio-kulturellen Kontext relevant, die sich auf die Wahl der Variablen und des methodischen Vorgehens auswirken. Hier tauchen theoretische Probleme auf, ob ein ganzes kulturelles System global als eine Variable verstanden werden kann, deren Einfluß (im Sinne einer linearen Kausalbeziehung) auf die zu untersuchende »abhängige« Variable des Jugendlichen unidirektional erfolgt. Systemische und Selbst-Reflexivität annehmende Ansätze, die das Individuum als eine aktiv seine eigene Entwicklung mitgestaltende Persönlichkeit in Wechselwirkung zwischen Person und Umwelt sehen, bedürfen sehr viel differenzierterer Methoden, die u.a. Finalität, Intentionalität sowie Einflußrichtung und -stärke intervenierender Prozesse in multifaktoriellen Ansätzen mit berücksichtigen und in Kulturvergleiche einbinden.
Weiter steht die kulturvergleichende Jugendforschung vor der Frage, wie ihre Erkenntnisse auf die Behandlung von Problemen im Jugendalter anzuwenden sind. Hierzu liegen nur vereinzelte international vergleichende Arbeiten vor, z.B. zu Problemen der Suchtgefährdung bei Jugendlichen.
Schließlich steht die kulturvergleichende Jugendforschung vor der Aufgabe, methodische Grundlagen zu entwickeln, um die Haltbarkeit der empirischen theoretischen Aussagen und Befunde abzusichern. Dazu gehören neben den üblichen Problemen der sozialwissenschaftlichen und psychologischen Methoden spezielle Probleme der kulturvergleichenden Forschung. Arbeiten, die sich eigens diesen methodischen Problemen widmen, sind noch selten aber dringend notwendig, um die Qualität der theoretischen Aussagen zu verbessern und um Voraussetzungen für solide anwendungsbezogene Forschung zu legen.
Einschränkend ist aber zu sagen, daß nicht für jede Fragestellung ein kulturvergleichender Ansatz notwendig ist. Der theoretische Rahmen, in dem Fragestellungen zum Jugendalter entwickelt werden, ist eine Entscheidungsgrundlage dafür, ob sich, und wenn ja, welche Art von Kulturvergleich lohnt oder gar erforderlich ist. Erst wenn theoretisch begründet ist, was an dem jeweiligen kulturellen Kontext für Fragen der Entwicklung im Jugendalter relevant ist, und durch welche Mechanis-

men die angenommenen Wirkungszusammenhänge kulturspezifisch vermittelt werden, lohnt sich der Kulturvergleich, bzw. dann wird er sogar notwendig.

Kulturvergleichende Jugendforschung muß sich zwar mit einer Vielfalt theoretischer, methodischer und praktischer Probleme plagen. Mit einem intra- und interkulturellen Ansatz hat die Jugendforschung jedoch bereits sehr viel gewonnen: »Jugendalter« und »Jugend« müssen differenzierter behandelt werden, wenn Phänomene und Probleme des Jugendalters und Bedingungen für ihr Entstehen im Rahmen des gegebenen Kulturkontextes bzw. über den Kontext unserer eigenen Kultur hinaus untersucht werden. Ethnozentrische Theorieansätze lassen sich dann modifizieren.

Schließlich kann die interkulturelle Jugendforschung auch Beiträge zur Theorie des sozialen Wandels und zu Theorien der lebenslangen Entwicklung in der Ontogenese leisten. Eine kulturvergleichende Jugendforschung kann daher bei allen Schwierigkeiten ein sehr lohnenswertes Vorgehen sein. Sie eröffnet neue Perspektiven für die Theorie- und Methodenentwicklung, die weit über die Jugendforschung selbst hinaus von Bedeutung sind.

Literatur

Adler, I., Kandel, D. B.: »A cross-cultural comparison of socio-psychological factors in alcohol use among adolescents in Israel, France and the United States«. Journal of Youth and Adolescence, 11 (2), 1982, 89–113 – *Agarwal, A., Tripathi, K. K.:* »Influence of prolonged deprivation, age and culture on the development of future orientation«. European Journal of Social Psychology, 14 (4), 1984, 451–453 – *Ahmed, S. M.:* »Graffiti of Canadian high school students«. Psychological Reports, 49 (2), 1981, 559–562 – *Allerbeck, K. R., Rosenmayr, L.:* Einführung in die Jugendsoziologie. Theorien, Methoden und empirische Materialien. Heidelberg 1976 – *Almond, G. A., Verba, S.:* The civic culture. Princeton 1963 – *Andersson, B.-E.:* Studies in adolescence behavior. Stockholm 1969 – *Barnes, S. H., Kaase, M.* (Eds.): Political action. Mass participation in five western democracies. London 1979 – *Bar-Yam, M., Kohlberg, L., Naame, A.:* »Moral reasoning of students in different cultural, social and educational settings«. American Journal of Education, 88 (3), 1980, 345–362 – *Becker, T.:* »Self, family and community: A cross-cultural comparison of American and Israeli youth«. Youth and Society, 8 (1), 1976, 45–66 – *Benedict, R.:* Patterns of culture (7th ed.). Boston 1959 – *Bernfeld, S.:* »Ein Institut für Psychologie und Soziologie der Jugend«. Annalen für Natur- und Kulturphilosophie, 13 (2), 1917, 209–281 – *Bernfeld, S.:* »Über eine typische Form der männlichen Pubertät«. Imago 1923, 9 – *Boas, F.:* Race, language and culture. New York 1949 – *Boesch, E. E.:* »Moderne Erziehung und traditionelle Werte«. Erziehungsziele in Familie und Schule. Jahrbuch für empirische Erziehungswissenschaft. Hg. G. Trommsdorff. Düsseldorf 1984, 171–190 – *Bolte, K. M., Hradil, S.:* Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 1984 – *Bouhmama, D.:* »Assessment of Kohlberg's stages of moral development in two cultures«. Journal of Moral Education, 13 (2), 1984, 124–132 – *Brislin, R. W., Lonner, W. J., Thorndike, R. M.:* Cross-cultural research methods. New York 1973 – Bronfenbrenner, U.: The ecology of human development. Experiments by nature and design. Cambridge/Mass., 1979 – *Buehler, C. J., Weigert, A. J., Thomas, D.:* »Antecedents of adolescent self evaluation: A cross-national application of a model«. Journal of Comparative Family Studies, 8 (1), 1977, 29–45 – *Bungard, W.:* Die gute Versuchsperson denkt nicht. Artefakte in der Sozialpsychologie. München 1980 – *Burton, R. V., Whiting, J. W.:* »The absent father and cross-sex identity«. Studies in adolescence. Ed. *R. E. Grinder.* New York/London 1963, 107–117 – *Cattell, A. K., Krug, S. E., Schumacher, G.:* »Secondary personality factors of the German HSPQ and their value for diagnosis, cross-cultural comparisons, verification of analytic theory and construct validity of the HSPQ«.

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 29 (2), 1980, 47–51 – *Cockerham, W.C., Alster, J.M.:* »A comparison of marijuana use among Mexican-American and Anglo rural youth utilizing a matched-set analysis«. International Yournal of the Addictions, 18 (6), 1983, 759–767 – *Coldewin, G.O., Wilson, T.C.:* »Effects of a decade of satellite television in the Canadian arctic: Euro-Canadian and Inuit adolescents compared. Special Issue: Television in the developing world«. Journal of Cross-Cultural Psychology, 16 (3), 1985, 329–354 – *Coleman, J.C.:* The adolescent society. New York 1961 – *Doi, T.:* The anatomy of dependence. Tokyo/New York 1973 – *Douglas, J.D., Wong, A.C.:* »Formal operations: Age and sex differences in Chinese and American children«. Child Development, 48 (2), 1977, 689–692 – *Druckman, D., Benton, A.A., Ali, F., Bagur, J.S.:* »Cultural differences in bargaining behavior: India, Argentina and the United States«. Journal of Conflict Resolution, 20 (3), 1976, 413–452 – *Eckensberger, L.H.:* »Methodological issues of cross-cultural research in developmental psychology«. Life-span developmental psychology: Methodological issues. Eds. *J.R. Nesselroade, H.W. Reese.* New York 1973, 43–64 – *Eisenstadt, S.N.:* From generation to generation: Age groups and social structure. New York 1956 – *Erikson, E.H.:* Childhood and society. New York 1950 – *Erikson, E.H.:* Identity, youth and crisis. New York 1968 – *Freeman, D.:* Margaret Mead and Samoa. The making and unmaking of an anthropological myth. Cambridge/Mass. 1983 – *Freud, A.:* Adolescence. In The Psychoanalytic study of the child. London 1968 – *Freud, S.:* Totem and taboo. London 1938 – *Fuchs, E.:* Youth in a changing world: Cross-cultural perspectives on adolescence. The Hague, Netherlands 1976 – *Graham, M.A.:* »Acculturative stress among Polynesian, Asian and American students on the Brigham Young University-Hawaii Campus«. International Journal of Intercultural Relations, 7 (1), 1983, 79–103 – *Hall, S.:* Adolescence. Its psychology and its relation to physiology, anthropology, sociology, sex, crime, religion and education. New York 1904 – *Hansen, D.O.:* »Age variations in the formation of educational and occupational career goals of Brazilian youth: A cross-cultural test of the Wisconsin model«. Comparative Education Review, 21 (1), 1977, 37–50 – *Harkness, S., Super, C.:* »The developmental niche: A conceptualisation at the interface of child and culture«. International Journal of Behavioral Development, 9 (4), 1986, 545–569 – *Havighurst, R.J.:* Developmental tasks and education. (3rd ed., newly revized). New York 1972 – *Havighurst, R.J.:* »A cross-cultural view of adolescene«. Understanding adolescense: Current developments in adolescent psychology. Ed. *J.F. Adams.* (2nd ed.) Boston/Mass. 1973 – *Heidt, E.U.:* »Westliche Bildungssysteme in nichtwestlichen Gesellschaften«. Sozialisation im Kulturvergleich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989 – *Hille, B.:* »Possibilities for social science comparisons between the two German nations«. Psychologische Rundschau, 32 (3), 1981, 180–199 – *Hofstede, G.:* »Sozialisation am Arbeitsplatz aus kulturvergleichender Sicht«. Sozialisation im Kulturvergleich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989 – *Hurrelmann, K.:* Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. Weinheim und Basel 1986 – *Inglehart, R.:* The silent revolution. Changing values and political style among Western publics. New York 1977 – *Jagodzinski, W.:* »Die zu stille Revolution«. Dokumentation über den fünften Workshop »Politische Psychologie«: Jugend und Werte Hg. *A. Stiksrud.* Freie Universität Berlin 1984 – *Jahoda, G.:* »On the nature of difficulties in spatial-perceptual tasks: Ethnic and sex differences«. Britisch Journal of Psychology, 70 (3), 1979, 351–363 – *Kandel, D.B., Lesser, G.S.:* Youth in two worlds. San Francisco 1972 – *Kitamura, A.:* »A comparative study of suicide in children and adolescents: West Germany and Japan«. Japanese Journal of Child and Adolescent Psychiatry, 23 (2), 1982, 124–137 – *Kohlberg, L.:* »Development of moral character and ideology«. Review of child development research, (1). Eds. *U.L. Hoffmann, L.W. Hoffmann.* New York 1964 – *Kohlberg, L.:* »Stage and sequence: The cognitive developmental approach to socialization«. Handbook of socialization theory and research. Ed. *D.A. Goslin.* Chicago 1969 – *Koppitz, E.M., Casullo, M.M.:* »Exploring cultural influences on human figure drawings of young adolescents«. Perceptual and Motor Skills, 57 (2), 1983, 479–483 – *Kornadt, H.J.:* SOSIT. Ein Verfahren zur Messung von Mutter-Kind-Interaktionen. Saarbrücken 1986 – *Kornadt, H.J., Husarek, B.:* »Frühe Mutter-Kind-Beziehungen im Kulturvergleich«. Sozialisation im Kulturvergleich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989 – *Kornadt, H.J., Trommsdorff, G.:* »Erziehungsziele im Kulturvergleich«. Erziehungsziele in Familie und Schule. Jahrbuch für empirische Erziehungswissenschaft. Hg. *G. Trommsdorff.* Düsseldorf 1984, 191–212 – *Lederer, G.:* »Trends in authoritarianism: A study of adolescents in West Germany and the United States since 1945«. Journal of Cross-

Cultural Psychology, 13 (3), 1982, 299–314 – *Lerner, R. M., Iwawaki, S., Chihara, T., Sorell, G. T.:* »Self-concept, self-esteem and body attitudes among Japanese male and female adolescents«. Child Development, 51, 1980, 847–855 – *Lerner, R. M.:* »Developmental contextualism and the life-span view of person-context interaction«. Interaction in human development. Eds. *U. Bornstein, J. S. Bruner.* Hillsdale (in press) – *Lewin, K.:* »The field approach to adolescence«. The adolescent. Ed. *J. M. Seidman.* New York 1953 – *Lewin, K.:* »Feldtheorie«. Kurt Lewin Werksausgabe, Band 4. Hg. *C. F. Graumann.* Bern 1982 – *Liegle, L.:* »Familiale Sozialisation in heutigen Industrienationen«. Sozialisation im Kulturvergleich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989 – *Lonner, W., Berry, J. W.:* Field methods in cross-cultural research. London 1986 – *Lüdtke, H.:* »Die Entwicklung basalen Wissens im Jugendalter. Ergebnisse eines internationalen Kohortenvergleichs«. Zeitschrift für empirische Pädagogik, 4, 1980, 107–135 – *Maddahian, E., Newcomb, M. D., Bentler, D. M.:* »Adolescents' substance use: Impact of ethnicity, income and availability«. Advances in Alcohol and Substance Abuse, 5 (3), 1986, 63–78 – *Mannheim, K.:* »Das Problem der Generationen«. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7, 1928, 158–187, 339ff. – *Marjoribanks, K.:* »Ethnicity, family environment and adolescents' aspirations: A follow-up study«. Journal of Educational Research, 77 (3), 1984, 166–171 – *Maxwell, E. K.:* »Fading out: Resource control and cross-cultural patterns of deference«. Journal of Cross-Cultural Gerontology, 1 (1), 1986, 73–89 – *Mead, M.:* Coming of age in Samoa. A psychological study of primitive youth for Western civilization. New York 1928 – *Mead, M.:* »Cultural discontinuities and personality transformation«. Journal of Social Issues, 39 (4) 1983, 161–177 – *Miller, J., Slomczynski, K. M., Schönberg, R. J.:* »Assessing comparability of measurement in cross-national research: Authoritarian-conservatism in different sociocultural settings«. Social Psychology Quarterly 44 (3), 1981, 178–191 – *Morales, A.:* »Substance abuse and Mexican American youth: An overview«. Journal of Drug Issues, 14 (2), 1984, 297–311 – *Munroe, R. L., Munroe, R. H., Brasher, A., Severin, T., Schweikart, D., Moore, R. S.:* »Sex differences in East African dreams«. Journal of Social Psychology, 125 (3), 1985, 405–406 – *Murdock, G. P.:* »The cross-cultural survey«. American Sociological Review, 5, 1940, 361–370 – *Nave-Herz, R.* Hg.: Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1988 – *Nowicki, S., Schneewind, K.:* »Relation of family climate variables to locus of control in German and American students«. Journal of Genetic Psychology, 141 (2), 1982, 277–286 – *Offer, D., Ostrov, E., Howard, K. I., Atkinson, R.:* The teenage world. Adolescents' self-image in ten countries. New York 1988 – *Osgood, C. E., May, W. H., Miron, M. S.:* Cross-cultural universals of affective meanings. Champaigne-Urbana 1975 – *Ostrov, E., Offer, D., Howard, K. I.:* »Cross-cultural studies of sex differences in normal adolescents' self-image«. Hillside Journal of Clinical Psychiatry, 8 (2), 1986, 183–192 – *Parikh, B.:* »Development of moral judgment and its relation to family environment factors in Indian and American families«. Child Development, 51 (4), 1980, 1030–1039 – *Pazy, A., Lomranz, J.:* »Value conceptions of American and Israeli youth«. Journal of Social Psychology, 11 (2), 1980, 181–187 – *Piaget, J.:* Psychologie der Intelligenz. Zürich 1964 – *Piaget, J.:* »Piaget's theory«. Carmichael's manual of child psychology, Vol. 1. Ed. *P. H. Mussen.* New York 1970, 703–732 – Prime Ministers' Office: Youth Development Quarters: The Japanese youth in comparison with the youth in the world. Tokyo 1984 – *Przeworski, A., Teune, H.:* »The logic of comparative social inquiry. New York 1970 – *Riesman, D.:* The lonely crowd. New York 1954 – *Rohner, E. C., Rohner, R. P., Roll, S.:* »Perceived parental acceptance rejection and children's reported behavioral dispositions: A comparative and intracultural study of American and Mexican children«. Journal of Cross-Cultural Psychology, 11 (2), 1980, 213–231 – *Rohner, R. P.:* The warmth dimension. Foundations of parental acceptance/rejection theory. London 1986 – *Rosenthal, D. A.:* »Intergenerational conflict and culture: A study of immigrant and nonimmigrant adolescents and their parents«. Genetic Psychology Monographs, 109 (1), 1984, 53–75 – *Schludermann, S., Schludermann, E.:* »Sociocultural change and adolescents' attitudes toward themselves and others«. International Journal of Behavioral Development, 9 (2), 1986, 129–152 – *Segall, M. H.:* Cultural factors, biology and human aggression. Lecture at University Konstanz/West Germany. Unpublished manuscript. 1988 – *Silbereisen, R. K., Boehnke, K., Reykowski, J.:* Prosocial motives from 12 to 18. A comparison of adolescents from Berlin (West) and Warsaw«. Development as action in context. Eds. *R. K. Silbereisen, K. Eyferth, G. Rudinger.* Berlin/New York 1986, 137–164 – *Silbereisen, R. K., Schönpflug, U., Otremba, H.:* »Entwicklungsübergänge und Problemverhalten bei deutschen und türki-

schen Jugendlichen in Berlin«. Sozialisation im Kulturvergleich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989 – *Simmons, C. V., Wade, W. B.:* »A comparative study of young people's ideals in five countries«. Adolescence, 20 (80), 1985, 889–898 – *Smolenska, Z., Fraczek, A.:* »Life goals and evalutive standards among adolescents: a cross-national perspective«. European countribution to youth research. Eds. *J. Hazekamp, W. Meeus, Y. te Poel.* Amsterdam 1988 – *Snarey, J., Reimer, J., Kohlberg, L.:* »The Kibbuz as a model for moral education: A longitudinal cross-cultural study«. Journal of Applied Developmental Psychology, 6 (2–3), 1985, 151–172 – *Sofue, T.:* »Aspects of the personality of Japanese, Americans, Italians and Eskimos: Comparisons using the Sentence Completion Test«. Journal of Psychological Anthropology, 2 (1), 1979, 11–52 – *Sundberg, N. D., Poole, M. E., Tyler, L. E.:* »Adolescents' expectations of future events: A cross-cultural study of Australians, Americans and Indians«. International Journal of Psychology, 18 (5), 1983, 415–427 – *Tallmann, L., Marotz-Baden, R., Pindas, P.:* Adolescent socialization in cross-cultural perspective. Planning for social change. New York, London 1983 – *Thomas, A.:* »Sozialisationsprobleme im Akkulturationsprozeß«. Sozialisation im Kulturvergleich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989 – *Trommsdorff, G.:* »Kulturvergleichende Sozialisationsforschung«. Sozialisation im Kulturvergleich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989a – *Trommsdorff, G.:* »Sozialisation und Werthaltungen im Kulturvergleich«. Sozialisation im Kulturvergelich. Hg. *G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989b – *Trommsdorff, G.:* »Interkultureller Vergleich. Stichworte«. Wörterbuch der Soziologie. *G. Endruweit und G. Trommsdorff.* Stuttgart 1989c – *Trommsdorff, G.:* »German cross-cultural psychology«. The German Journal of Psychology, 10 (3), 1987, 240–266 – *Trommsdorff, G.:* »Some comparative aspects of socialization in Japan and Germany«. From a different perspective: Studies of behavior across cultures. Eds. *I. R. Lagunes, Y. H. Poortinga. Lisse 1985, 231–240* – *Trommsdorff, G.:* »Familiale Sozialisation im Kulturvergleich: Japan und Deutschland«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 4, 1984, 79–97 – *Trommsdorff, G.:* »Value change in Japan«. Journal of Intercultural Relations. 7, 1983, 337–360 – *Trommsdorff, G.:* »Möglichkeiten und Probleme des Kulturvergleichs am Beispiel einer Aggressionsstudie«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 2 (1978), 361–381 – *Trommsdorff, G., Iwawaki, S.:* »Students' perceptions of socialization and gender roles«. International Journal of Behavioral Development. (im Druck) – *Trommsdorff, G., Suzuki, T., Sasaki, M:* »Soziale Ungleichheit aus der Sicht von Deutschen und Japanern. Wertstrukturen im Vergleich«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 39, 1987, 496–515 – *Tyler, L. E., Sundberg, N. D., Dooley, B. B.:* »Daily activities of Dutch, American and Indian adolescents«. Psychological Studies. 24 (1), 1979, 40–54 – *Tzeng, O. C., Everett, A. V.:* »A cross-cultural perspective of self-related conceptions in adolescence«. International Journal of Psychology. 20 (3), 1985, 329–348 – *Tzuriel, D.:* »Sex role typing and ego identity in Israeli oriented and Western adolescents«. Journal of Personality and Social Psychology. 46 (2), 1984, 440–457 – *Vandewiele, M.:* »Wolof adolescents' attitude toward old people«. Adolescence. 17 (68), 1982, 863–869 – *Verkyten, M.:* »The impact of ethnic and sex differences on happiness among adolescents in the Netherlands«. Journal of Social Psychology. 126 (2), 1986, 259–260 – *Weisfeld, C. C., Weisfeld, G. E., Callaghan, J. W.:* »Female inhibition in mixed-sex competition among young adolescents«. Ethnology and Sociobiology. 3 (1), 1982, 29–42.

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung

Teil I: Jugendentwicklung – einige Basistrends

Bernhard Nauck

Demographische Entwicklung der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland

1. Einführung

Mit dem Ziel, die demographischen Veränderungen bei der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland nachzuzeichnen, verbinden sich zunächst ausschließlich deskriptive Zwecke (*Schäfers*, 1982, 58), für die in einer Vielzahl von Analysekontexten ein offensichtlicher Bedarf besteht: Anhand von bevölkerungsstatistischen Maßzahlen sollen Trendverläufe in der quantitativen Verteilung von Eigenschaften bei Jugendlichen über einen längeren Zeitraum hinweg beschrieben werden. Nicht berücksichtigt werden hierbei jedoch die regionalen Disparitäten, d.h. die bevölkerungsstatistischen Maßzahlen beziehen sich jeweils auf das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland unter Einschluß von West-Berlin.

Die Methode der Analyse demographischer Trendverläufe bedingt allerdings, daß es sich dabei ausschließlich um Vergleiche von statistischen Kennziffern auf Aggregat-Datenniveau handelt. Auf diese Weise können zwar die Verläufe demographischer Veränderungen zuverlässig und plastisch beschrieben werden, aber diese Methode ist kaum dazu geeignet, Erklärungen für sozialen Wandel in der Jugend empirisch zu überprüfen, da allenfalls eine zeitliche Kontingenz von mehreren Bevölkerungsprozessen, nicht jedoch deren kausale Verknüpfung festgestellt werden kann. Dies begünstigt den Umstand, daß zwar demographische Trendverläufe (auch in höchst spekulativer Weise) aus den verschiedensten Perspektiven »interpretiert« werden, aber über die Zulässigkeit solcher »Deutungen« ohne Zuhilfenahme zusätzlichen empirisch-nomologischen Wissens nicht entschieden werden kann (vgl. *H. Esser* in diesem Band). Insofern ist eine über deskriptiv-sozialhistorische Interessen hinausgehende Verwendung solcher Zeitreihen zu demographischen Veränderungen bei der Jugend stark vom jeweiligen theoretischen Kontext abhängig.

Das Ziel der Beschreibung demographischer Entwicklungen bei Jugendlichen soll hier dadurch erreicht werden, daß längere Zeitreihen über bevölkerungsstatistische Merkmale gebildet und als Trendverläufe analysiert werden. Die Analyse konzentriert sich hier auf den Zeitraum seit Gründung der Bundesrepublik Deutschland, von 1950 bis 1985; daraus ergibt sich, daß Anfangs- und Endpunkte der Trendverläufe nicht nach spezifischen, substantiell-jugendsoziologischen Kriterien bestimmt worden sind, sondern sich »willkürlich« aus einer politischen Zäsur und aus pragmatischen Gesichtspunkten der Verfügbarkeit (möglichst vergleichbarer) bevölkerungsstatistischer Daten ergeben. Die Datengrundlage für die Beschreibung demographischer Entwicklungen bei den Jugendlichen sind verschiedene Fachpublikationen des Statistischen Bundesamtes, deren empirische Basis neben der amtlichen Statistik insbesondere Volkszählungen und der periodisch durchgeführte Mikrozen-

sus ist. Als Intervalle der Beschreibung ist hier ein Fünf-Jahres-Rhythmus gewählt worden, für den nach Möglichkeit die statistischen Maßzahlen vollständig erfaßt worden sind. Restriktionen in den Analysemöglichkeiten ergeben sich deshalb insbesondere aus dem vorgegebenen Differenzierungsgrad des Datenmaterials der amtlichen Statistik und den (insbesondere in der Anfangsphase der Bundesrepublik Deutschland erheblichen) Erhebungslücken; viele der Zeitreihen lassen sich aus diesen Gründen nicht oder nur unvollkommen für den gesamten Zeitraum aufstellen (Bei den nachfolgenden Tabellen werden nicht ermittelbare Größen durch Leerstellen, real nicht vorhandene Größen durch – gekennzeichnet).
Darüber hinaus haben selbst solche deskriptiven Analysen mit erheblichen Gültigkeitsproblemen zu kämpfen, weil zur eigentlich intendierten Messung des Wandels ein Wandel der Messung hinzukommt (indem z.B. die Klassifikationskriterien für Altersabgrenzungen, für »Erwerbspersonen« und »Arbeitslosigkeit« oder für einzelne Maßnahmen der Jugendhilfe geändert werden), und weil zu quantitativen Veränderungen qualitative hinzukommen (indem z.B. sich ein institutioneller Wandel im Bildungssystem durch das Entstehen neuer Einrichtungen wie »Gesamtschulen« oder »Fachhochschulen« vollzieht, für die nur unzureichend Vorläufer auszumachen sind). Auf die daraus resultierenden Probleme kann hier nur hingewiesen werden, ohne daß bei der Ergebnisdarstellung darauf noch im Einzelnen immer eingegangen werden kann.
Den Zielsetzungen entsprechend, die demographischen Entwicklung der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland zu beschreiben, steht die Präsentation von absoluten Zahlen über demographische Verteilungen im historischen Verlauf im Vordergrund. Die Analyse von Verhältniszahlen und deren Trendverläufen soll dagegen weitgehend (als in weit stärkerem Maße theorienabhängig) den bereichsspezifisch orientierten Beiträgen vorbehalten bleiben; die Präsentation von absoluten Zahlen hat hier u.a. auch den Zweck, für spezielle Themenstellungen Grundlagen für weitere, eigene Berechnungen zur Verfügung zu stellen. Entsprechend der Datenlage werden neben einer Darstellung der Jugend im Gesamtaufbau der Bevölkerung die demographischen Entwicklungen im Schul-, Hochschul- und Berufsausbildungssystem, die Integration von Jugendlichen im Beschäftigungssystem und die demographische Veränderungen der Familienbildung beschrieben.

2. Jugend im Gesamtaufbau der Bevölkerung

Bei der folgenden Beschreibung der demographischen Veränderungen im Altersaufbau der Bevölkerung wird terminologisch zwischen »junger Bevölkerung« (= Bevölkerung bis zum 30. Lebensjahr) und »Jugendlichen« (= Bevölkerung zwischen 15 und 25 Jahren) unterschieden. Hierbei sollen auch die Geschlechter- und Ausländeranteile im Altersaufbau mitbetrachtet werden.
Während die Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland im Beobachtungszeitraum (insbesondere durch einen Bevölkerungszuwachs von 7 Mill. in den 60er Jahren) von 51 Mill. auf 61 Mill. gestiegen ist (bei einem Maximum von 61,8 im Jahre 1975), ist bei der jungen Bevölkerung zunächst ein Anstieg um 5 Mill. von

Tabelle 1: Junge Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland 1950–1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Wohnbevölkerung i.T.								
männlich	23 723	24 337	25 039	28 171	28 867	29 499	29 417	29 181
bis 5	1 717	1 894	2 192	2 577	2 532	1 731	1 503	1 530
bis 10	1 824	1 775	1 963	2 241	2 532	2 467	1 730	1 472
bis 15	2 197	1 797	1 780	2 010	2 183	2 612	2 498	1 716
bis 20	1 569	2 294	1 993	1 892	2 052	2 322	2 687	2 518
bis 25	1 773	1 877	2 361	2 201	1 916	2 139	2 409	2 725
bis 30	1 520	1 839	1 850	2 576	2 469	2 086	2 197	2 425
weiblich	27 086	27 619	28 191	31 126	31 787	32 330	32 149	31 843
bis 5	1 632	1 797	2 078	2 449	2 411	1 650	1 429	1 456
bis 10	1 750	1 689	1 867	2 124	2 411	2 344	1 656	1 409
bis 15	2 117	1 727	1 701	1 911	2 074	2 485	2 372	1 649
bis 20	1 704	2 199	1 911	1 786	1 956	2 198	2 531	2 384
bis 25	1 804	1 781	2 251	2 043	1 813	2 101	2 252	2 568
bis 30	2 026	1 834	1 768	2 342	2 234	1 946	2 106	2 269
Ausländer i.T.								
männlich			473		1 525	2 440	2 619	2 504
15–25			157		261	291	408	422
0–30			368		742	1 078	1 235	1 157
weiblich			213		913	1 650	1 834	1 874
15–25			63		233	336	305	332
0–30			170		575	982	1 035	951

21,6 Mill. (1950) auf 26,6 Mill. (1970) festzustellen; seitdem ist sie auf 24,1 Mill. (1985) gefallen. Ihr relativer Anteil an der Gesamtbevölkerung war 1960 mit 44,6 % am größten, seitdem ist er bis auf 39,5 % (1985) kontinuierlich gefallen. Wellenförmig ist dagegen die Bevölkerungsentwicklung bei den Jugendlichen zwischen 15 und 25 Jahren verlaufen; diese Bevölkerungsgruppe wuchs von zunächst 6,9 Mill. (1950) auf 8,5 Mill. (1960), ging bis 1970 auf 7,7 Mill. zurück, um seitdem bis zu ihrem bisherigen Maximum von 10,2 Mill. (1985) anzusteigen; entsprechend war ihr relativer Anteil an der Gesamtbevölkerung 1970 mit 13,4 % am geringsten, 1985 mit 16,7 % am größten.

Während sich die Geschlechterproportion bei der Gesamtbevölkerung aufgrund der Kriegseinwirkungen relativ stetig von einem Anteil weiblicher Bevölkerung von 53,3 % (1950) bis 52,2 % (1985) entwickelte, veränderte sich die Geschlechterproportion bei der jungen Bevölkerung rasch von 51,0 % (1950) auf 48,8 % (1960), um seitdem relativ konstant zu bleiben. Diese differentiellen Effekte der Kriegseinwirkungen haben zusammen mit der jeweiligen Lebenserwartung dazu geführt, daß sich auch der Anteil der jungen Bevölkerung an der Gesamtpopulation geschlechtsspezifisch unterschiedlich entwickelt hat. Während der Anteil der bis 30jährigen männlichen Bevölkerung zunächst von 44,7 % (1950) auf 48,5 % (1960) zugenommen hat, um seitdem auf 42,4 % (1985) zu fallen, ist der Anteil der jungen weiblichen Bevölkerung von ca. 41 % (bis 1970) bis 1985 abrupt auf 36,9 % gefallen.

Eine wesentliche demographische Veränderung in der jungen Bevölkerung ist durch den Zuzug ausländischer Arbeitskräfte und den – insbesondere durch den Anwerbestopp von 1973 provozierten – Nachzug von abhängigen Familienangehörigen bewirkt worden (*Nauck* 1988), was beides zum asymmetrischen Altersaufbau der ausländischen Wohnbevölkerung beigetragen hat. Die ausländische Bevölkerung stieg von ,5 Mill. (1950), ,7 Mill. (1960), 2,4 Mill. (1970) auf 4,5 Mill. (1980) und ist seitdem leicht auf 4,4 Mill. (1985) gefallen, dabei betrug der Anteil der jungen Ausländer 1960 78,4 % und fällt seitdem über 54,0 % (1970), 51,0 % (1980) auf 48,1 % (1985). Der Anteil der Jugendlichen an den Ausländern ist zunächst von 1960 (32,1 %) bis 1975 (15,1 %) gefallen, steigt aber seitdem wieder leicht an (1985: 17,2 %); absolut ist die Anzahl ausländischer Jugendlicher in diesem Zeitraum stark gestiegen (1960: 220 Tsd.; 1970: 494 Tsd.; 1980: 713 Tsd.; 1985: 754 Tsd.), das entspricht einem Anteil an der Altersgruppe von 2,6 % (1960), 6,4 % (1970), 7,2 % (1980) und 7,4 % (1985). Durch das Wanderungsverhalten bedingt, ist im Altersaufbau der ausländischen Bevölkerung ebenfalls eine geschlechtsspezifische Differenzierung festzustellen. Da sich die Pioniermigranten vornehmlich aus jungen, unverheirateten Männern zusammensetzten (die später zunächst durch verheiratete Männer ohne ihre Familien ergänzt wurden), beträgt der Anteil der Mädchen und Frauen an der jungen ausländischen Bevölkerung zunächst 31,6 % (1960), steigt jedoch infolge der zunehmenden Anwerbung auch weiblicher Arbeitskräfte, dem Nachzug von Ehefrauen und Kindern rasch auf 43,7 % (1970) an, liegt 1975 bei 47,7 % und fällt seitdem wieder leicht (1980: 45,6 %; 1985: 45,1 %). Daß auch bei den jugendlichen Ausländern der Anteil der weiblichen Jugend mit 28,6 % (1960), 47,2 % (1970), 42,8 % (1980) und 44,0 % (1985) stets unter dem Erwartungswert der Gesamtbevölkerung bleibt, verweist auf den Sachverhalt, daß Ausländerfamilien den Nachzug der Kinder bzw. deren Verbleib im Herkunftsland teilweise geschlechtsspezifisch entscheiden und Jungen mit größerer Wahrscheinlichkeit nach Deutschland einreisen lassen als Mädchen (*Nauck*, 1989).

3. Jugend in Schule, Studium und Berufsausbildung

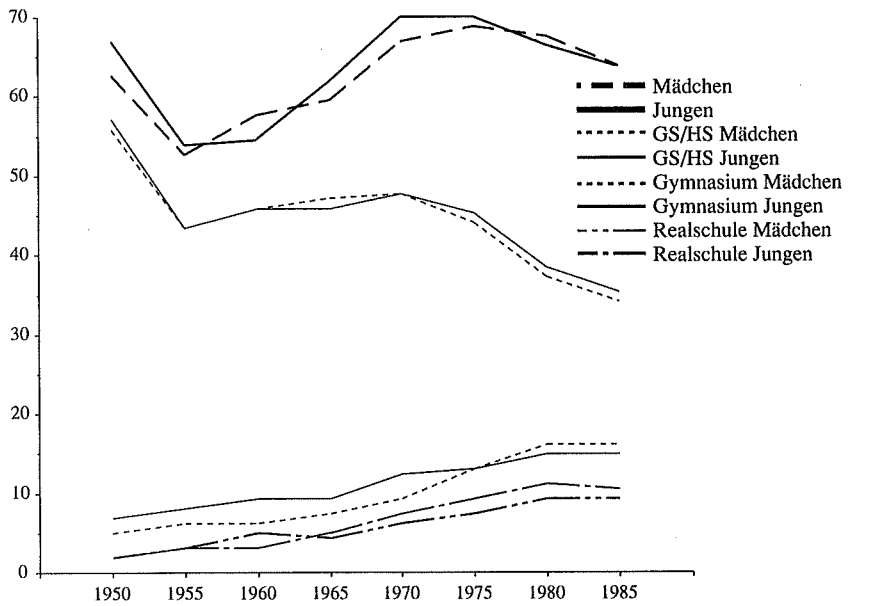
An den absoluten Zahlen von Schülern im allgemeinbildenden Schulsystem werden die Auswirkungen der Bildungswerbung seit Beginn der 60er Jahre bereits gut sichtbar (*Meulemann* in diesem Band). Sanken die Schülerzahlen zunächst von 7,2 Mill. (1950) auf 6,1 Mill. (1955), so steigen sie in den 60er Jahren rasch über 6,3 Mill. (1960) auf 7,3 Mill. (1965), 9 Mill. (1970) und erreichen mit 10,1 Mill. (1975) ihren Höchststand, seitdem fallen die Schülerzahlen auf 9,1 Mill. (1980) und 7,1 Mill. (1985). Zugleich beinhaltet die Bildungsexpansion auch einen qualitativen Wandel, der sich in der Wahl der Schulform ausdrückt: Während die Schülerzahlen in dem Zeitraum zwischen 1955 und 1975 um 66 % zugenommen haben, betrug der Zuwachs bei den Grund- und Hauptschulen in diesem Zeitraum lediglich 31 % (von 4,9 Mill. auf 6,4 Mill.), dagegen bei den Gymnasien 140 % (von 775 Tsd. auf 1,9 Mill.), bei den Realschulen 255 % (von 323 Tsd. auf 1,1 Mill.) und bei den Sonderschulen 275 % (von 105 Tsd. auf 394 Tsd.). Diese Steigerungsraten sind nicht allein auf die Bevölkerungsentwicklung zurückzuführen, denn die Bevölkerung der 6–20jährigen hat in diesem Zeitraum lediglich um

Tabelle 2: Schüler an allgemeinbildenden Schulen (in Tausend) in der Bundesrepublik Deutschland 1950–1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
männlich								
Allgemeinbildende Schulen	3 718	3 181	3 152	3 783	4 725	5 159	4 651	3 641
Volks-/Grund-/ Hauptschule	3 203	2 496	2 615	2 850	3 240	3 318	2 639	2 002
Sonderschule	55	64	74	108	190	237	215	166
Realschule	90	148	267	261	401	527	627	493
Gymnasium	370	463	496	563	775	970	1 057	866
Gesamtschule	–	–	–	–	–	86	114	114
weiblich								
Allgemeinbildende Schulen	3 503	2 958	3 195	3 504	4 311	4 874	4 437	3 475
Volks-/Grund-/ Hauptschule	3 111	2 430	2 539	2 757	3 119	3 107	2 406	1 826
Sonderschule	35	41	50	74	129	157	139	105
Realschule	106	175	184	278	450	620	724	556
Gymnasium	251	312	328	395	607	893	1 062	844
Gesamtschule	–	–	–	–	–	80	106	103

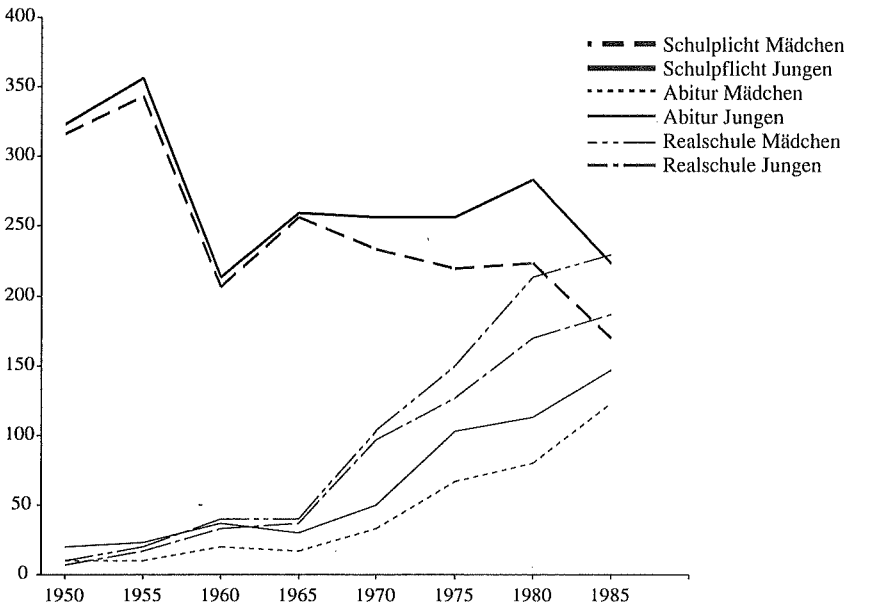
25 % zugenommen. Genauere Aufschlüsse darüber, in welchem Ausmaß die junge Bevölkerung im Schulsystem verbleibt, liefert Abb. 1, in der die Schülerzahlen zur männlichen und weiblichen Bevölkerung zwischen 6 und 20 Jahren in Beziehung gesetzt worden ist. Danach ist der Anteil der Altersbevölkerung, der eine allgemeinbildende Schule besucht, bei den männlichen Jugendlichen von 54,2 % (1955) auf 69,8 % (1970) gestiegen und seitdem auf 63,8 % (1985) gefallen; bei den weiblichen Jugendlichen steigt die Beschulungsquote von 52,7 % (1955) auf 69,4 % (1975) und fällt dann auf 63,9 % (1985), seit 1980 liegt der Anteil der weiblichen Jugendlichen mit Schulbesuch über dem der männlichen Jugendlichen.

Abbildung 1: Anteil der Bevölkerung zwischen 6 und 20 Jahren an allgemeinbildenden Schulen



Deutlich abgenommen hat der Anteil der Altersbevölkerung, der eine Volks- bzw. eine Grund- oder Hauptschule besucht: Betrug der Anteil 1950 bei den Jungen noch 57,3% (Mädchen 55,8%), so liegt er 1985 nur mehr bei 35,1% (Mädchen 33,6%). Seit 1975 sind männliche Jugendliche überproportional an Grund- und Hauptschulen vertreten, was an Sonderschulen schon immer der Fall war: dort ist der männliche Bevölkerungsanteil von 1,0% (1950) auf 2,9% (1985) gestiegen, der der weiblichen Bevölkerung von ,6% (1950) auf 1,9% (1985); den Maximalwert erreichen männliche (3,2%) und weibliche (2,2%) Jugendliche 1975. Seit Beginn der Bundesrepublik Deutschland ist die Realschulquote der weiblichen Jugendlichen höher als die der männlichen Jugendlichen. Sie steigt von 1,9% (1950) auf 11,0% (1980) und fällt 1985 auf 10,2%, bei den männlichen Jugendlichen verläuft sie von 1,6% (1950) über 9,1% (1980) auf 8,6% (1985), was bei beiden Gruppen eine Steigerung um mehr als das Fünffache bedeutet. Solche Steigerungen sind annähernd auch bei den Gymnasialquoten erreicht worden, sie haben sich bei den Jungen von 1950 (6,6%) bis 1985 (15,2%) mehr als verdoppelt, bei den Mädchen von 4,5% auf 16,2% fast vervierfacht. Seit 1980 ist die Gymnasialquote bei den weiblichen Jugendlichen höher als bei den männlichen Jugendlichen.

Abbildung 2: Schulabschlüsse im allgemeinbildenden Schulsystem 1950–1980



Die Steigerungsraten in der weiterführenden allgemeinen Schulbildung wird am augenfälligsten an der Entwicklung der Schulabschlüsse: Beendeten 1955 noch 355 Tsd. männliche Jugendliche und 345 Tsd. weibliche Jugendliche ihre allgemeine Schulbildung mit dem Volksschulabschluß, so sind es 1985 nur noch 221 Tsd. bzw. 171 Tsd., die lediglich der Schulpflicht genügen. Dagegen weisen weiterführende Schulabschlüsse sehr hohe Steigerungsraten auf: Abiturienten nehmen bei den männlichen Jugendlichen von 20 Tsd. (1950) auf 147 Tsd. (1985) zu, bei den weiblichen Jugendlichen von 10 Tsd. auf 124 Tsd.; die seit 1970 zusätzlich ausgewiesene Hochschul- oder Fachhochschulreife verzeichnet bis 1985 einen Anstieg von 54 Tsd. auf 157 Tsd. bei den männlichen und von 34 Tsd. auf 141 Tsd. bei den weiblichen Jugendlichen. Noch größer sind die Steigerungsraten bei den Realschulabschlüssen; sie steigen von 6 Tsd. (1950) auf 186 Tsd. (1985) bei den Jungen und von 8 Tsd. auf 228 Tsd. bei den Mädchen. Seit Beginn der 80er Jahre hat damit der Realschulabschluß den Hauptschulabschluß überflügelt und ist zum »Regelabschluß« geworden.

Weit stärker als im allgemeinbildenden Schulsystem wird bei der Berufsausbildung die Situation nicht allein durch die Nachfrage nach entsprechenden Ausbildungsplätzen, sondern auch durch die jeweilige Bereitstellung solcher Ausbildungsmöglichkeiten bestimmt. Sie ist deshalb weit stärker von konjunkturellen Schwankungen als von der Bevölkerungsentwicklung beeinflußt. Entsprechend unregelmäßig sind die Entwicklungsverläufe zur Berufsausbildungs-Situation von Jugendlichen im

Tabelle 3: Jugendliche in der Berufsausbildung 1950–1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
männlich								
Berufsausbildung	962	1 250	930	995	1 090	1 183	1 402	1 409
Berufsfortbildung		42	44	62	58	72	67	73
Auszubildende	685	412	883	847	821	859	1 060	1 087
Industr./Handel	259		405	414	430	384	443	494
Handwerk	426		348	366	338	408	545	512
Landwirtschaft			20	27	29	27	35	37
sonstige			110	40	25	39	37	45
weiblich								
Berufsausbildung	684	976	732	785	818	899	1 075	1 154
Berufsfortbildung		104	95	106	98	45	125	141
Auszubildende	233	322	541	485	449	470	652	744
Industr./Handel	153		333	335	294	250	344	380
Handwerk	80		96	102	83	96	157	176
Landwirtschaft			14	11	9	6	12	17
sonstige			98	37	54	118	140	171

Beobachtungszeitraum, insbesondere was die Ausbildungsplätze in den verschiedenen Branchen bzw. bei den jeweiligen Kammern anbetrifft. So steht z. B. zwischen 1950 und 1955 (im Gefolge der »Schülerwelle« als Kriegsfolgen-Nachholbedarf von 1950 an den allgemeinbildenden Schulen) einem rapiden Anstieg der Jugendlichen in der Berufsausbildung von 1,65 Mill. auf 2,23 Mill. ein gleichzeitiger Rückgang der Lehrlinge von 918 Tsd. auf 734 Tsd. gegenüber.

Seit Beginn der 60er Jahre ist die Anzahl der Jugendlichen in Berufsausbildung (vgl. *Obendiek* in diesem Band) kontinuierlich von 1,7 Mill. (1960) auf 2,6 Mill. (1985) gestiegen, das entspricht einem Anteil an der 15–20jährigen Bevölkerung von 46,7 % (1960) und von 56,0 % (1985) bei den Jungen und von 38,3 % bzw. 48,4 % bei den Mädchen. Bei den Jugendlichen mit einem Lehrvertrag ergibt sich in diesem Zeitraum dagegen zunächst ein Rückgang von 1,4 Mill. (1960) auf 1,3 Mill. (1970), seitdem sind die Lehrverträge auf 1,8 Mill. (1985) angestiegen. Dieser Verlauf ist nicht durch die Bevölkerungsentwicklung zu erklären, denn der Anteil der Auszubildenden an der 15–20jährigen Bevölkerung hat ebenfalls von 44,3 % (1960) auf 37,0 % (1975) bei den Jungen und von 28,3 % auf 21,4 % bei den Mädchen abgenommen; seitdem steigt ihr Anteil bis 1985 auf 43,2 % bei den Jungen und auf 31,2 % bei den Mädchen.

Am stärksten werden die Auswirkungen der Bildungsexpansion an der Ausweitung des tertiären Bildungssektors (vgl. *E. Esser* in diesem Band) offensichtlich. In den letzten 30 Jahren stieg die Anzahl der Studenten von 130 Tsd. (1955) auf 1,3 Mill. (1985) um das Zehnfache. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß diese Ausweitung auch teilweise das Ergebnis von institutionellen Reorganisationsprozessen ist, da seit den 70er Jahren Fachhochschulstudenten (1985: 22,5 % aller Studenten) und entsprechende Gesamthochschulstudenten (1985: 6,4 % aller Studenten) in die Statistik eingehen. Da zudem zwischenzeitlich die Pädagogischen Hochschulen mehrheitlich aufgelöst worden sind, lassen sich für die einzelnen Bildungsinstitutio-

Tabelle 4: Studenten (in Tsd.) an deutschen Hochschulen 1950–1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
männlich								
Studenten	104	102	178	212	291	528	661	831
an Universitäten	96	93	161	153	261	359	452	541
an GHS	–	–	–	–	–	26	48	58
an Päd. Hochsch.	6	6	12	16	22	28	6	5
an Kunsthochsch.	2	3	5	5	6	9	10	11
an Fachhochsch.	–	–	–	–	–	104	142	214
weiblich								
Studenten	27	28	68	89	130	263	383	507
an Universitäten	20	18	44	59	89	164	280	371
an GHS	–	–	–	–	–	12	22	27
an Päd. Hochsch.	5	8	21	26	37	51	13	10
an Kunsthochsch.	2	2	3	4	5	6	8	11
an Fachhochsch.	–	–	–	–	–	30	60	87

nen keine durchgehend vergleichbaren Zeitreihen bilden; dennoch wird sichtbar, daß Universitäten, Kunst- und Fachhochschulen hohe Zuwachsraten zu verzeichnen haben.

Genauere Aufschlüsse über die demographischen Veränderungen bezüglich des Ausbildungsstandes der Jugendlichen erhält man, wenn die Studentenzahlen zur Gesamtheit der 20 bis 30jährigen Bevölkerung in Beziehung gesetzt wird. 1955 beträgt der Anteil der Studenten an der männlichen Bevölkerung dieser Altersspanne 2,7% (nachdem er 1950 infolge des kriegsbedingten Nachholbedarfs 3,2% betragen hatte) und ist seitdem auf 16,1% (1985) gestiegen. Der Anteil der Studentinnen an der weiblichen Bevölkerung dieser Altersspanne ist im gleichen Zeitraum von 7% (1950) auf 10,5% (1985) gestiegen. Die höchsten Steigerungsraten sind zu Beginn der 70er Jahre zu verzeichnen: In dem Zeitraum von 1970 bis 1975 hat sich der Studentenanteil an der Bevölkerung zwischen 20 und 30 Jahren bei beiden Geschlechtern annähernd verdoppelt. Allerdings ist darauf zu verweisen, daß diese proportionale Ausweitung der Studenten an der Altersgruppe nur teilweise eine Erhöhung des Anteils von Hochschulabsolventen bewirkt, da zugleich die Verweildauer im Bildungssystem angestiegen ist.

Die Studentinnen weisen zwar mit einer Verdreizehnfachung die höheren Steigerungsraten gegenüber den Studenten auf, die ihren Anteil »lediglich« versechsfacht haben, gleichwohl bleiben erhebliche geschlechtsspezifische Unterschiede in der Studentenquote bestehen: 1950 beträgt der Anteil der weiblichen Studenten 20,6% und ist bis 1985 bis auf 37,9% gestiegen (wobei auch hier zu berücksichtigen ist, daß die Verweildauer der Studentinnen geringer als die der Studenten ist); die höchsten Steigerungsraten sind dabei zwischen 1955 und 1960 (um 6,6%) und zwischen 1975 und 1980 (um 3,5%) zu verzeichnen. Die traditionell höchsten Anteile weiblicher Studenten weisen die Pädagogischen Hochschulen auf; hier steigt ihr Anteil schnell von 45,5% (1950) auf 63,6% (1960) und hat sich seitdem auf diesem Niveau eingependelt. Unterdurchschnittliche Anteile an Studentinnen weisen Fachhoch-

Tabelle 5: Deutsche Hochschulabsolventen (in Tsd.) 1950–1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Hochschulprüfungen		30.4	32.6	51.8	47.9	150.6	143.5	141.4
FHS-Diplom	–	–	–	–	–	30.6	33.5	46.5
Lehramt	4.3	4.9	7.9	19.5	13.9	77.7	54.0	22.7
Universitäts-Diplom		18.0	19.2	26.0	24.3	31.8	43.8	58.1
Promotion		7.5	5.5	6.3	9.7	10.5	11.3	13.9
Habilitation				.545	.864	.986	1.039	.977

schulen auf, jedoch ist ihr Anteil von 22,4 % (1975) auf 28,9 % (1985) gestiegen. Bei den Universitäten liegt der Anteil der weiblichen Studenten zunächst mit 17,2 % (1950) unter dem Durchschnitt, steigt jedoch bis 1985 auf 40,7 % an und liegt damit seit 1980 (vermutlich nicht zuletzt aufgrund der Übernahme aller Lehramtsstudiengänge durch die Universitäten in den meisten Bundesländern) über dem Durchschnitt aller Hochschulen.

Die gestiegene Verweildauer wird daran deutlich, daß die Steigerungsraten der Hochschulabschlüsse nicht dasselbe Ausmaß annehmen, wie die der Studentenzahlen: die Hochschulabschlüsse steigen nämlich zwischen 1955 und 1985 »nur« um das Fünfeinhalbfache (gegenüber einer Verzehnfachung der Studenten). Die Entwicklung verläuft dabei in den einzelnen Prüfungsarten sehr unterschiedlich: Promotionen und Habilitationen haben sich zwischen 1955 bzw. 1965 und 1985 nicht einmal verdoppelt; dagegen haben sich Graduierungen an Universitäten in diesem Zeitraum mehr als verdreifacht, die an Fachhochschulen sind allein zwischen 1980 und 1985 um fast die Hälfte gestiegen. Den stärksten Schwankungen unterliegen jedoch die Lehramtsprüfungen: sie stiegen zwischen 1950 und 1975 von 4 Tsd. um fast das 20fache auf 78 Tsd., reduzieren sich jedoch in den darauffolgenden zehn Jahren auf ein Drittel. Die kürzere Verweildauer weiblicher Studenten an den Hochschulen (was sowohl auf die Präferenz kürzerer Studiengänge als auch auf höhere Studieneffektivität zurückführbar ist) wird auch daran sichtbar, daß ihr Anteil bei den Hochschulprüfungen höher ist als an den Studenten. Dies ist bis 1980 der Fall: Der Anteil weiblicher Hochschulabsolventen steigt von 30,1 % (1960; Studentinnen: 28,1 %) auf 38,6 % (1975; Studentinnen: 33,2 %), liegt bei sinkender Tendenz 1980 mit 38,4 % noch über dem Studentinnenanteil (36,7 %); 1985 ist erstmals der Anteil weiblicher Studenten (37,9 %) höher als der der Hochschulabsolventinnen (37,2 %). Der Anteil weiblicher Absolventen ist zu diesem Zeitpunkt am höchsten bei den Lehramtsprüfungen (63,4 %), es folgen gleichauf Fachhochschul- (33,5 %) und Universitätsgraduierungen (33,0 %), am geringsten ist er bei Promotionen (gestiegen von 16,4 % 1960 auf 24,5 %) und Habilitationen (gestiegen von 4,7 % 1980 auf 7,1 %), wobei letztere schon wegen des inzwischen auf 39,0 Jahre gestiegenen Durchschnittsalters (von 35,2 Jahren 1960) kaum mehr zu einem Ereignis für die junge Bevölkerung zu rechnen sind.

4. Familiäre Verhältnisse von Jugendlichen

Familiäre Verhältnisse von Jugendlichen werden auf zweierlei Weise von der Bevölkerungsstatistik erfaßt und können zur Analyse demographischer Veränderungen herangezogen werden. Einmal ist es die Herkunftsfamilie, die (außer den hier nicht zu berücksichtigenden schulischen und beruflichen Plazierungsprozessen) maßgeblichen Einfluß darauf nimmt, ob der Jugendliche von der Jugendhilfe erfaßt wird. Zum anderen sind als demographische Veränderungen die eigenen Familienbildungsprozesse der Jugendlichen, d. h. ihr Heirats- und ihr generatives Verhalten, zu berücksichtigen.

4.1. Jugendhilfe

Quantitative Veränderungen in der Erfassung von Jugendlichen durch den Maßnahmenkatalog der Jugendhilfe hängen von mehreren Faktoren ab, die weitgehend voneinander unabhängig sind: zunächst schlagen sich in der Jugendhilfestatistik die demographischen Veränderungen im Altersaufbau der Bevölkerung nieder, ohne daß damit irgendeine Veränderung in den Lebensverhältnissen der Jugendlichen eingetreten sein müßte; erst wenn dieser Faktor kontrolliert wird, ließe sich aus den quantitativen Veränderungen auf eine Zu- oder Abnahme der Bedürftigkeit schließen. Dabei ist allerdings weiter zu berücksichtigen, daß sich die Handlungsalternativen der Jugendhilfeträger durch das Hinzukommen weiterer Maßnahmen (oder deren Wegfall) oder durch deren inhaltliche Neugestaltung während des Beobachtungszeitraums verändern, und daß sich die Präferenzen bezüglich einzelner Maßnahmen verschieben (vgl. *Wuggenig* in diesem Band).
Die Amtsvormundschaften und Amtspflegschaften erreichen 1960 ihren absoluten wie relativen Höchststand; sie sind in den 50er Jahren zunächst rasch angestiegen und betreffen 1960 4,1 % der jungen Bevölkerung bis 20 Jahre (1950: 3,5 %). Ihren relativen Tiefststand erreichen die Amtsvormund- und -pflegschaften 1975 mit 2,3 % der Altersbevölkerung und steigen seitdem wieder (1985: 3,3 %), liegen damit aber immer noch unter dem Niveau der 50er und 60er Jahre. Relativ stabil geblieben im Beobachtungszeitraum (bei einer leichten absoluten Erhöhung der Fallzahlen in den 70er Jahren) sind die Hilfen zur Erziehung, d. h. eine Intervention bei einer drohenden Gefährdung und Schädigung mit Einverständnis des Erziehungsberechtigten, und die Adoptionen. Stark zugenommen haben in den zwanzig Jahren zwischen 1965 und 1985 die Fälle der Jugendgerichtshilfe, die sich in diesem Zeitraum verdoppelt und 1985 2,1 % der jungen Bevölkerung bis 20 Jahre betroffen haben, und die Fälle der Beistandschaft des Jugendamtes, die sich in diesem Zeitraum sogar verzehnfacht haben.
Den allgemeinen Vorstellungen widerspricht es, daß bei der Reihe von Maßnahmen der Jugendhilfe über den gesamten Beobachtungszeitraum hinweg kontinuierliche Rückgänge der Fallzahlen zu verzeichnen sind: Erziehungsbeistandschaften reduzierten sich seit 1965 um fast ein Drittel; die freiwilige Erziehungshilfe reduzierte sich seit 1960 auf über die Hälfte der Fälle, wobei der stärkste Rückgang in den 70er Jahren zu beobachten ist; seit 1950 hat die Anzahl der Pflegekinder in Familien-

Tabelle 6: Jugendliche in der Jugendhilfe (in Tsd.) 1950 – 1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Amtsvormundschaft					105.9	76.8	67.7	54.7
	506.6	560.4	629.1	598.3	507.0	410.8	397.6	462.5
Amtspflegschaft					401.1	334.0	329.9	407.8
Beistandschaft				6.4	16.9	33.8	60.4	62.2
Pflegekinder	120.6	105.3	87.6	94.9	72.8	69.0	70.5	65.0
Erziehungsbeistand				10.0	8.2	6.7	7.2	7.3
Hilfe zur Erziehung					99.0	119.9	119.8	80.6
Freiwillige Erziehungshilfe			26.1	25.6	25.2	17.6	15.8	12.6
Fürsorgeerziehung	48.2	39.9	26.6	25.0	18.9	5.9	3.2	1.2
Adoption			6.4	7.7	7.2	9.3	9.3	8.0
Jugendgerichtshilfe			154.9	152.6	193.0	228.3	333.5	299.7

pflege von 121 Tsd. auf 65 Tsd. (1985) auf annähernd die Hälfte abgenommen. Ein drastischer Rückgang ist bei der Fürsorgeerziehung zu verzeichnen: während 1950 noch 48 Tsd. Kinder und Jugendliche hiervon betroffen waren, sind es 1985 lediglich noch 1 200. Da es sich bei den meisten demographischen Trends in der Jugendhilfe um relativ langandauernde, kontinuierliche Veränderungen handelt, lassen sich Interpretationen ausschließen, die die Ursachen der Veränderungen in reformatorischen Bewegungen (z. B. die »antiautoritäre Studentenbewegung«) oder in einzelnen legislativen Maßnahmen erblicken; vielmehr scheinen solche Faktoren lediglich ohnehin bestehende Trends (z. T. kurzfristig) zu verstärken.

4.2. Familienbildungsprozesse

Bei der Analyse demographischer Veränderungen in Familienbildungsprozessen ist zunächst zu berücksichtigen, daß seit den 50er Jahren nicht nur die absolute Anzahl der jährlichen Eheschließungen kontinuierlich abgenommen hat, sondern auch im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung eine Reduzierung eingetreten ist: Kamen 1950 auf 1 000 Einwohner noch 10,7 Eheschließungen, so sind es 1985 noch 6,0 Ehen. Daß es sich hierbei nicht um einen Effekt verlängerter Lebenserwartung und längerer Ehedauer handelt, wird am altersspezifischen Heiratsverhalten sichtbar, das keineswegs diesen kontinuierlichen Trend aufweist (vgl. *Heilig*, 1985; *Höpflinger*, 1987; *Höhn/Schulz*, 1987; *Nave-Herz*, 1984; 1988; *Scheller*, 1985).
Das durchschnittliche Heiratsalter der ledigen Bevölkerung erreicht (nicht zuletzt wegen des Nachholbedarfs an Eheschließungen in der Nachkriegszeit) mit 28,1 Jahren bei den Männern und 25,4 Jahren bei den Frauen 1950 seinen Höchststand. Das Heiratsalter sinkt dann 1975 bis auf 25,3 Jahre bei den Männern und 22,7 Jahre bei den Frauen, steigt seitdem jedoch rasch an (1985: 27,2 bzw. 24,6 Jahre). Dem entspricht die Veränderung im Anteil der jungen Bevölkerung an den Eheschließungen: 1955 sind an 24,8 % aller Eheschließungen Männer im Alter von bis zu 25 Jahren beteiligt gewesen; ihr Anteil steigt bis 1970 auf 45,8 % und sinkt seitdem auf 29,3 % (1985). Der Anteil der Frauen dieser Altersgruppe an allen Eheschließenden ist mit 39,9 % 1955 am niedrigsten, steigt bis auf 70,3 % (1975) und sinkt seitdem (1985: 52,1 %). Von 1960 bis 1980 beträgt der Anteil von Männern unter 25 Jahren

Tabelle 7: Heiratsalter und Eheschließungen (in Tsd.) 1950 – 1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Eheschließungen	536	462	521	492	445	387	362	365
pro Tsd.	10.7	8.8	9.4	8.3	7.3	6.3	5.9	6.0
Ehescheidungen	85	48	49	59	77	107	96	128
männlich								
Heiratsalter $\bar{x}$	28.1	27.0	25.9	26.0	25.6	25.3	26.1	27.2
Ehen bis 20	5.4	5.4	8.9	8.1	16.9	21.1	13.4	5.7
Ehen bis 25	144.4	149.6	221.8	202.0	186.9	165.0	131.5	101.4
Ehen bis 30	157.6	149.0	150.0	171.5	131.8	100.5	113.2	128.8
weiblich								
Heiratsalter $\bar{x}$	25.4	24.4	23.7	23.7	23.0	22.7	23.4	24.6
Ehen bis 20	41.7	56.5	80.7	91.2	114.0	99.7	64.4	30.8
Ehen bis 25	190.5	192.2	265.8	231.7	194.4	172.6	167.8	159.6
Ehen bis 30	151.6	96.8	79.3	95.6	63.8	50.2	66.8	95.1

Tabelle 8: Ehestand der jungen Bevölkerung (in Tsd.) 1950 – 1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
männlich								
ledig bis 20	7 514	7 766	7 924	8 825	9 332	9 040	8 345	7 115
ledig bis 25	1 478	1 620	1 992	1 723	1 559	1 645	2 072	2 476
ledig bis 30	711	619	710	1 010	896	787	1 032	1 406
verh. bis 20	4	–	–	2	3	12	11	4
verh. bis 25	292	346	430	362	390	464	381	264
verh. bis 30	794	1 130	1 173	1 597	1 517	1 276	1 126	993
gesch. bis 30	16		21			73	56	68
weiblich								
ledig bis 20	7 160	7 370	7 485	8 323	8 812	8 473	7 835	6 750
ledig bis 25	1 218	1 142	1 336	997	907	975	1 378	1 892
ledig bis 30	696	383	390	438	343	306	510	781
verh. bis 20	42	–	–	65	79	135	91	40
verh. bis 25	571	766	946	929	913	1 074	890	670
verh. bis 30	1 239	1 304	1 370	1 896	1 794	1 599	1 517	1 429
gesch. bis 30	53		42			119	96	115

an den Eheschließenden jeweils über 40%, der Anteil der Frauen dieser Altersgruppe über 60%. Diese Veränderungen im Heiratsverhalten wirken sich unmittelbar auf den Ehestand der jungen Bevölkerung aus.

Wie drastisch sich diese Veränderungen im Ehestand der jungen Bevölkerung gestalten, wird deutlich, wenn man die Anteile der Ledigen und Verheirateten in den jeweiligen Altersgruppen zueinander in Beziehung setzt (Verwitwete und Geschiedene werden bei den nachfolgenden Berechnungen unberücksichtigt gelassen). 1950 sind lediglich 16,5% der Männer zwischen 20 und 25 Jahren verheiratet gewesen; ihr Anteil steigt bis 1975 bis auf 22,0% an, anschließend sinkt der Anteil der jungen Männer, die verheiratet sind, rapide und beträgt 1985 nur mehr 9,6%.

Nicht wesentlich anders sieht es bei der Gruppe der Männer zwischen 25 und 30 Jahren aus: Der Anteil der Verheirateten steigt schnell von 52,8% (1950) auf 64,6% (1955), verbleibt bis 1975 über der 60%-Marke, sinkt dann aber ebenfalls um mehr als 20% auf 41,4% (1985). Bei den jungen Frauen wiederholen sich diese Trends – aufgrund der Altersdifferenz im Heiratsverhalten – auf höherem Niveau: Der Anteil der verheirateten jungen Frauen zwischen 20 und 25 Jahren steigt von 31,9% (1950) auf das Maximum von 52,4% (1975) und halbiert sich dann innerhalb von 10 Jahren (1985: 26,2%). Bei den Frauen zwischen 25 und 30 Jahren sind 1950 64,0% verheiratet, ihr Anteil steigt bis auf 83,9% (1975) und sinkt dann ebenfalls schnell auf 64,7% (1985).

Heiratsverhalten und Ehestand der jungen Generation zeigen somit bis Mitte der 70 Jahre eine Tendenz zu einem frühen Heiratstermin und zu einer hohen Verheiratungsquote, damit reicht dieser Trend weit über den Zeitraum der frühen 60er Jahre hinaus, der sozialhistorisch allgemein als besonders »familistisch« charakterisiert worden ist. Seit der Mitte der 70er Jahre ist jedoch eine einschneidende Trendumkehr zu verzeichnen, wobei nicht nur das Erstheiratsalter annähernd den Stand von 1950 wieder erreicht hat, sondern auch die relative und absolute Anzahl der Eheschließungen in der jungen Bevölkerung drastisch zurückgegangen sind, was dazu geführt hat, daß der Anteil der Verheirateten auf den Tiefststand in der Nachkriegsgeschichte gefallen ist. Hinzu kommt, daß das Scheidungsrisiko ebenfalls gestiegen ist. Auf die demographischen Veränderungen bei der jungen Bevölkerung hat sich dies durch zwei – zeitlich verzögerte – Faktoren ausgewirkt: Zunächst hat der Trend zu frühen Heiraten begünstigt, daß die Ehe vor dem Erreichen des 30. Lebensjahres geschieden wird (wodurch der Höchststand an 73 Tsd. geschiedenen Männern und 119 Tsd. geschiedenen Frauen unter 30 Jahren 1975 bewirkt worden ist); später macht sich das steigende Scheidungsrisiko durch erneut ansteigende Geschiedene unter der jungen Bevölkerung bemerkbar (1985: 68 Tsd. Männer und 115 Tsd. Frauen). Diese zeitgeschichtlichen Veränderungen im Heiratsverhalten stehen selbstverständlich in engem Zusammenhang mit dem generativen Verhalten, wobei die Analysen von *Heilig* (1985) gezeigt haben, daß der Rückgang der Eheschließungen junger Frauen ein direkter Ausdruck sinkender Geburtenbereitschaft ist, d.h. eine lebensgeschichtliche Antizipation aufgeschobener Reproduktion oder geplanter Kinderlosigkeit.

Absolut wie relativ sind die Geburten in der Bundesrepublik Deutschland bis 1965 gestiegen und anschließend gefallen. Umgekehrt ist die absolute Anzahl nichtehelicher Geburten bis 1975 stetig gefallen und steigt seitdem wieder an. Da dies auch allein auf die Zunahme unverheirateter Frauen zurückzuführen sein könnte, sollen anhand der Geburtenziffern der jungen Bevölkerung die Veränderungen im generativen Verhalten verfolgt werden.

Bei den altersspezifischen Geburtenraten zeigen sich Trends, die kaum von dem der Gesamtbevölkerung abweichen: Auf 1 000 junge Frauen zwischen 15 und 20 Jahren kommen 1950 33,5 Geburten (1955: 30,9), die Geburtenrate steigt bis auf 57,8 (1970) und fällt seitdem (1985: 23,9). Bei den Frauen zwischen 20 und 25 Jahren steigt die Geburtenrate von 118,1 (1950) auf 166,4 (1965) und fällt ebenfalls um mehr als die Hälfte auf 70,1 (1985). In abgeschwächter Form ist dieser Trend auch

Tabelle 9: Geburten bei jungen Frauen (in Tsd.) 1950 – 1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Geburten	813	820	969	1 044	811	601	621	586
nicht ehelich	79	64	61	49	44	37	47	55
Geburten pro Tsd.	16.2	15.7	17.4	17.7	13.4	9.7	10.1	9.6
Geburten bis 15	.1	.2	.3	–	.6	.6	.4	.3
Geburten bis 20	56.9	67.6	87.6	90.1	113.3	74.1	65.4	57.0
Geburten bis 25	212.7	219.3	322.9	340.4	229.4	203.4	203.7	179.9
Geburten bis 30	259.7	243.4	264.2	353.9	234.7	174.0	214.7	220.7
Alter ($\bar{x}$) bei Geb. des 1. Kindes			24.9	24.9	24.3	24.8	25.2	26.2
Nichteheliche								
Geburten bis 15	.1	.2	.2	–	.5	.5	.4	.3
Geburten bis 20	20.0	20.2	20.3	16.2	19.8	15.9	17.1	12.9
Geburten bis 25	28.9	21.4	22.0	15.7	11.4	10.5	15.3	20.0
Geburten bis 30	15.9	9.5	8.2	8.8	5.5	4.7	8.0	12.5

Tabelle 10: Haushalte der jungen Bevölkerung unter 25 Jahren (in Tsd.) 1950 – 1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Einpersonenhaushalte								
männlich		156	238	145	242	264	369	481
weiblich		90	153	129	204	293	399	523
Mehrpersonenhaushalte		250	335	292	470	532	528	596

bei den Frauen zwischen 25 und 30 Jahren zu finden, bei denen die Geburtenrate von 128,3 (1950) auf 151,2 (1965) steigt und 1985 bei 97,4 Geburten auf 1000 Frauen diesen Alters liegt.

Werden die nichtehelichen Geburten zu den ledigen Frauen der entsprechenden Altersgruppe in Beziehung gesetzt, so ergibt sich ein anderes Bild: Von 1950 bis 1985 haben die nichtehelichen Geburtenziffern bei den jungen Frauen zwischen 15 und 20 Jahren von 12,0 Geburten (auf 1000 ledige Frauen diesen Alters) auf weniger als die Hälfte (5,6 Geburten) abgenommen, die der Frauen zwischen 20 und 25 Jahren von 23,7 Geburten (1950) auf 10,6 (1985). Bei den ledigen Frauen zwischen 25 und 30 Jahren erreicht die Geburtenziffer 1955 mit 24,8 Geburten ihr Maximum und liegt seit 1970 konstant unter 16 Geburten. Somit ist insbesondere bei den jungen Frauen unter 25 Jahren während des gesamten Beobachtungszeitraums ein kontinuierlicher starker Trend in Richtung auf Reduktion nichtehelicher Geburten zu verzeichnen, d.h. die Kontingenz von Geburten und Heiraten wird immer größer und wenn der Kinderwunsch sinkt, sinkt damit gleichzeitig die Heiratsquote.

Die Entwicklung der Familienbildungsprozesse findet schließlich indirekt auch ihren Niederschlag in der Haushaltszusammensetzung; eine gemeinsame Betrachtung von Heiratsverhalten und Haushaltsstatistik ermöglicht darüber hinaus Aufschlüsse über Veränderungen im Zeitpunkt des Verlassens des Elternhauses. Zunächst zeigt die Haushaltstatistik, daß die Anzahl der Mehrpersonenhaushalte

mit einem Haushaltsvorstand von bis zu 25 Jahren sich zwischen 1955 und 1985 mehr als verdoppelt hat; da die Anzahl der Mehrpersonenhaushalte in diesem Zeitraum nur unwesentlich von 14,8 Mill. auf 17,5 Mill. gestiegen ist, erhöht sich auch der Anteil der »jungen« Mehrpersonenhaushalte von 1,7% (1955) auf 3,4% (1985). Absolut ist auch die Anzahl der Einpersonenhaushalte von jungen Männern unter 25 Jahren von 156 Tsd. (1955) auf 481 Tsd. (1985) um mehr als das Dreifache gestiegen; in dieser Hinsicht folgen die jungen Männer jedoch nur dem allgemeinen Trend, da sich auch die Anzahl aller männlichen Einzelhaushalte verdreifacht, so daß der Anteil der »jungen« Einzelhaushalte bei den Männern nahezu konstant bleibt (1955: 16,8%; 1985: 15,5%). Im Gegensatz dazu sind bei den jungen Frauen erhebliche Veränderungen zu beobachten: bei ihnen steigt die absolute Anzahl der Einzelhaushalte von 90 Tsd. (1955) auf 523 Tsd. (1985) um fast das Sechsfache. Da sich in diesem Zeitraum die Anzahl der weiblichen Einzelhaushalte insgesamt »nur« verdoppelt, steigt der relative Anteil der »jungen« Einpersonenhaushalte erheblich von 4% (1955) auf 9,1% (1985). Während also schon immer ein größerer Teil junger Männer selbständige Haushalte gebildet haben, ist diese Entwicklung bei den jungen Frauen noch in einem stetigen Ansteigen begriffen. Was die Mehrpersonenhaushalte bei der jungen Bevölkerung anbetrifft, zeigt die Entwicklung, daß die Anzahl der Mehrpersonenhaushalte weiter steigt, obwohl die Eheschließungszahlen in dieser Altersgruppe seit einiger Zeit wieder zurückgehen. Dies ist ein weiteres Indiz dafür, daß zwar eine zunehmende Kontingenz von Eheschließung und Geburten, aber ebenso eine zunehmende Entkoppelung von gemeinsamer Haushaltsführung und Heirat zu beobachten ist.

5. Jugend im Beschäftigungssystem

Bei der Analyse der Erwerbsstruktur der jungen Bevölkerung (vgl. *Baethge* in diesem Band) wird entsprechend der Arbeitsstatistik zwischen Erwerbspersonen, Erwerbstätigen, Arbeitslosen und der Erwerbs- bzw. Arbeitslosenquote unterschieden. Als Erwerbspersonen gilt der Teil der Gesamtbevölkerung, der dem Arbeitsmarkt ganz oder teilweise zur Verfügung steht und z.B. nicht abhängiger Familienangehöriger, Rentner oder in Ausbildung ist; Erwerbstätige sind davon die Personen, die tatsächlich einer auf Erwerb ausgerichteten Beschäftigung nachgehen, und Arbeitslose sind die Restmenge (Erwerbspersonen minus Erwerbstätige), die, obwohl sie dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen, einer solchen Beschäftigung nicht nachgehen können. Entsprechend bezeichnet die Erwerbsquote den Teil der Gesamtbevölkerung, der dem Arbeitsmarkt zur Verfügung steht (nicht: tatsächlich arbeitet) und die Arbeitslosenquote den Teil der Erwerbspersonen, der keiner Erwerbstätigkeit nachgeht.

Die Zunahme der Erwerbspersonen von 23,5 Mill. (1950) auf 29 Mill. (1985) ist nur teilweise darauf zurückzuführen, daß eine Steigerung bei der jungen Bevölkerung zu verzeichnen ist: Die Erwerbspersonen bis zum Alter von 20 Jahren sind in diesem Zeitraum (insbesondere aufgrund der Ausweitung des Bildungssystems) von 3 Mill. auf 2,2 Mill. zurückgegangen; demgegenüber ist bei den Erwerbspersonen zwischen

Tabelle 11: Erwerbspersonen und Arbeitslose in der jungen Bevölkerung (in Tsd.) 1950 – 1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
männlich								
Erwerbspersonen	15 004	15 464	16 889	17 298	17 328	16 876	17 161	17 578
bis 20	1 615		1 689	1 377	1 188	1 352	1 312	1 221
bis 25	1 656		2 220	1 598	1 670	1 603	1 836	2 113
bis 30	1 436		1 927	2 339	1 892	1 744	1 805	2 015
Arbeitslose	908	225	63	106	93	623	369	1 132
bis 20	95		3		3	94	31	78
bis 25	111		6		5	81	57	185
bis 30	101		9			72	47	152
weiblich								
Erwerbspersonen	8 486	9 176	9 932	9 859	9 683	10 002	10 478	11 433
bis 20	1 411		1 549	1 263	1 054	1 113	1 055	998
bis 25	1 270		1 669	1 186	1 264	1 347	1 497	1 830
bis 30	1 020		959	1 193	976	1 052	1 243	1 471
Arbeitslose	541	270	45	41	56	451	451	1 018
bis 20	131		5		5	80	50	96
bis 25	100		7		6	57	86	205
bis 30	78		7			41	75	182

20 und 25 Jahren und bei denen zwischen 25 und 30 Jahren jeweils eine Zunahme von 1 Mill. zu verzeichnen. Der Anteil der weiblichen Erwerbspersonen bleibt bei den unter 20jährigen während des gesamten Zeitraumes zwischen 47,8 % (1960) und 44,6 % (1980) relativ konstant. Die größten Schwankungen sind bei der jungen Bevölkerung zwischen 25 und 30 Jahren zu verzeichnen, hier sinkt der Anteil der weiblichen Erwerbsbevölkerung zunächst von 41,5 % (1950) auf 33,2 % (1960) und ist seitdem auf 42,2 % (1985) gestiegen. Entsprechend ist der stärkste Rückgang des altersspezifischen Frauenanteils an der Erwerbsbevölkerung mit 14,6 % 1960 zu verzeichnen, der sich bis 1985 bis auf 2,8 % verringert hat.

Starken Schwankungen unterworfen ist im Beobachtungszeitraum die absolute Zahl der (jungen) Arbeitslosen und des Anteils junger Frauen an ihnen (vgl. *Vonderach* in diesem Band). Besonders hoch ist der Anteil der jungen Frauen an den Arbeitslosen 1980 – er beträgt in allen Altersgruppen bis zum 30. Lebensjahr über 60 %. Geschlechtsspezifische Unterschiede über den gesamten Beobachtungszeitraum sind bezüglich des Anteils gegeben, den die junge Bevölkerung an der Gesamt-Arbeitslosigkeit hat, denn durchweg sind junge Frauen prozentual stärker von Arbeitslosigkeit betroffen als junge Männer: So sind 1950 33,8 % aller arbeitslosen Männer unter 30 Jahren aber 57,1 % der arbeitlosen Frauen, 1985 gehören 36,7 % der arbeitlosen Männer und 47,4 % der arbeitslosen Frauen zur jungen Bevölkerung.

Während die Erwerbsquote bei den Männern insgesamt vergleichsweise stabil geblieben ist und allenfalls geringfügige Reaktionen auf konjunkturelle Schwankungen zeigt, ist bei den männlichen Jugendlichen bis 20 Jahre seit 1950 ein Rückgang der Erwerbsquote um die Hälfte auf 47,9 % (1985) festzustellen; in der Gruppe der

Tabelle 12: Erwerbs- und Arbeitslosenquote der jungen Bevölkerung (in Tsd.) 1950 – 1985

	1950	1955	1960	1965	1970	1975	1980	1985
männlich								
Erwerbsquote	63.3	63.5	63.3	61.8	59.1	57.2	58.4	60.3
bis 20	84.7		77.1	68.2	55.4	57.2	48.5	47.9
bis 25	93.4		91.1	86.6	85.9	79.9	82.0	80.1
bis 30	94.5		96.0	94.0	92.9	90.6	90.2	87.9
Arbeitslosenquote	6.1	1.5	.4	.6	.5	3.3	2.2	6.4
bis 20	5.9		.2		.3	7.0	2.4	6.4
bis 25	6.7		.3		.3	5.1	3.1	8.8
bis 30	7.0		.5			4.1	2.6	7.5
weiblich								
Erwerbsquote	31.3	33.2	33.4	31.9	30.2	31.1	32.6	35.9
bis 20	77.5		75.7	68.0	53.6	50.6	41.4	41.9
bis 25	70.4		75.7	70.4	69.8	68.4	71.1	73.8
bis 30	50.3		52.1	51.4	51.1	56.7	62.5	67.0
ledig bis 20	84.2		76.1	68.5	53.4	50.1	40.9	41.7
bis 25	94.3		91.6	86.5	84.2	75.3	76.9	77.6
bis 30	98.6		92.2	90.8	86.4	82.1	84.8	84.5
verh. bis 20	28.6		62.8	53.7	58.1	57.9	55.3	51.4
bis 25	28.5		51.3	51.7	55.1	62.1	62.5	64.7
bis 30	27.0		39.6	40.8	43.5	51.2	55.3	58.2
gesch. bis 25			83.4	77.2	79.2	81.8	82.0	74.4
bis 30			81.1	77.1	79.9	82.1	83.1	82.0
Arbeitslosenquote	6.4	2.9	.5	.4	.6	3.6	3.7	8.9
bis 20	9.3		.3		.5	7.2	4.7	9.6
bis 25	7.9		.4		.5	4.2	5.7	11.2
bis 30	7.6		.7			3.9	6.0	12.4

20 bis 25jährigen jungen Männer gehören 80,1 % zur Erwerbsbevölkerung (1950: 93,4 %), in der Gruppe der bis 30jährigen Männer 87,9 % (1950: 94,5 %). Damit hat sich für die Mehrheit der Jugendlichen der Eintritt ins Erwerbsleben in das dritte Lebensjahrzehnt verlagert, aber auch an dessen Ende ist für einen steigenden Anteil der männlichen Jugendlichen dieser Einritt noch nicht vollzogen.

Während bei den männlichen Jugendlichen vornehmlich die Verlängerung der Ausbildungszeiten (durch Qualifikationssteigerung oder als Moratorium) die Veränderungen im Berufseintritt bestimmen, tritt (in aller Regel nur) bei weiblichen Jugendlichen die Option des Ausscheidens aus der Erwerbsbevölkerung infolge Familiengründung hinzu. Entsprechend unterschiedlich entwickeln sich die Erwerbsquoten von ledigen, verheirateten und geschiedenen jungen Frauen. Die Entwicklung bei den ledigen jungen Frauen ist weitestgehend mit der der Männer in den entsprechenden Altersgruppen identisch, da sich hier ebenfalls lediglich die Entwicklung des altersspezifischen Berufseintritts niederschlägt: Die Erwerbsquote der jungen Fauen unter 20 Jahren halbiert sich von 1950 (84,2 %) bis 1985 (41,7 %) und für einen wachsenden Anteil der jungen Frauen ist der Berufseintritt auch mit dem 30. Lebensjahr nicht vollzogen. Bei den verheirateten Frauen macht sich in der

Altersgruppe bis 20 Jahre zunächst der verzögerte Berufseintritt dadurch bemerkbar, daß seit 1960 die Erwerbsquote von 62,8% auf 51,4% (1985) sinkt. Bei den jungen Frauen über 20 Jahren ist dagegen ein kontinuierlicher Anstieg der Erwerbsquote zu verzeichnen, was darauf zurückzuführen ist, daß die Anzahl der Berufsaustritte in diesem Zeitraum erheblich abgenommen hat (*Bertram/Bayer*, 1984; Familie und Arbeitswelt, 1984): In der Altersgruppe bis 25 Jahre steigt sie von 28,5% (1950) auf 64,7% (1985), in der Altersgruppe bis 30 Jahre von 27,0% auf 58,2%. Seit 1960 durchgehend hoch bei ca. 80% ist die Erwerbsquote der geschiedenen jungen Frauen zwischen 20 und 30 Jahren.

Insgesamt ist die Erwerbsquote junger Frauen in allen drei Altersgruppen (unabhängig vom jeweiligen Ehestand) höher als die der Gesamtheit aller Frauen, aber niedriger als die der jungen Männer (d.h. auch ledige junge Frauen weisen in allen drei Altersgruppen eine niedrigere Erwerbsquote als Männer desselben Alters auf). Hinzu kommt, daß auch die Arbeitslosenquote junger Frauen während des gesamten Beobachtungszeitraumes höher als die der jungen Männer gewesen ist, wobei sich diese geschlechtsspezifischen Unterschiede verstärkt haben. Verlagert hat sich bei ihnen auch das altersspezifische Arbeitslosenrisiko: War es 1950 bei den unter 20jährigen Frauen am größten, so steigt seit Beginn der 80er Jahre das Risiko (analog zu den jungen Männern) mit zunehmendem Alter an.

Inwiefern solche Effekte auf schwindende Möglichkeiten zurückzuführen sind, Ausbildungs-Moratorien in Anspruch zu nehmen, kann hier nicht geprüft werden. Dies wird dadurch bedingt, daß sich aus demographischen Zeitreihen mit hohem Aggregationsniveau individuelle Ausbildungs-, Berufs- und Familienbildungs-Karriereverläufe nicht unmittelbar erschließen lassen, und somit auch sozialhistorische Veränderungen solcher Karrieren mit solchen Zeitreihen nicht rekonstruierbar sind. Da solche Zeitreihen nur die zeitliche Kontingenz solcher Trendverläufe, nicht aber deren wechselseitige Bedingtheit wiedergeben, sind solche kausale Deutungen dem Risiko eines ökologischen Fehlschlusses in erheblichem Maße ausgesetzt. Hierzu sind vielmehr theoretische Zusatzannahmen notwendig, die nur durch komplementäre Analysen auf der Basis von Individualdaten empirisch geprüft werden können (z.B. über die Effekte eines velängerten Ausbildungsweges auf den Berufseintritt, auf den Heiratstermin und auf das generative Verhalten). Hierzu bieten Ereignisdaten-Analysen ein hervorragendes Instrumentarium, um auch die sozialgeschichtlichen Veränderungen solcher Lebensläufe empirisch abzubilden (*Diekmann/Mitter*, 1984; *Andreß*, 1985; *Blossfeld*, 1985; *Blossfeld/Hamerle/Mayer*, 1986; *Mayer*, 1987; *Huining*, 1987; 1989; *Tölke*, 1987; 1987a; *Nauck*, 1989).

Die Bildung von Zeitreihen zur Darstellung demographischer Trendverläufe in der jungen Bevölkerung kann demgegenüber nur die Funktion haben, Veränderungen in der Verteilung sozialstatistischer Merkmale zu erfassen. Sie tragen dadurch wesentlich dazu bei, die Randbedingungen jugendsoziologischer Analysen sowohl für Querschnittsanalysen als auch für die Analyse sozialen Wandels zu klären. Hier ist allerdings anzumerken, daß dieser Gesichtspunkt zwar von der neueren Lebenslaufforschung, nicht aber von der jugendsoziologischen Forschung berücksichtigt worden ist; vielmehr ist dort allzuhäufig von Veränderungen in den empirischen Befunden zwischen verschiedenen Kohorten auf »sozialen Wandel« geschlossen

worden, ohne zuvor geprüft zu haben, ob nicht Verteilungs- bzw. Selektionseffekte die Ergebnisveränderung (mit-)verursacht haben.
In einem weiteren Sinne können solche Analysen als ein Beitrag dazu verstanden werden, die sich wandelnde Bedeutungsextension des Jugendbegriffes zu explizieren: Veränderungen in den kategorialen Eigenschaften der jungen Bevölkerung, wie z. B. deren Anteil an der Gesamtbevölkerung, die proportionalen Verschiebungen zwischen Jugendlichen im allgemeinbildenden Schulsystem, in der Berufsausbildung und im Beschäftigungssystem, die Verlängerung der Jugendphase durch spätere und partialisierte Statuspassagen, tragen erheblich dazu bei, die Bedeutungsextension dessen, was in der jeweiligen fachlichen und öffenlichen Diskussion mit »Jugend« gemeint ist, zu verändern.

Literatur

Andreß, H.J.: Multivariate Analyse von Verlaufsdaten. Mannheim 1985 – *Bertram, H., Bayer, H.:* Berufsorientierung erwerbstätiger Mütter. München 1984 – *Blossfeld, H. P.:* Bildungsexpansion und Berufschancen. Frankfurt/New York 1985 – *Blossfeld, H. P., Hamerle, A., Mayer, K. U.:* Ereignisanalyse, Frankfurt/New York 1986 – *Diekmann, A., Mitter, P.:* Methoden zur Analyse von Zeitverläufen. Stuttgart 1984 – Familie und Arbeitswelt: Gutachten des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit. Stuttgart/Berlin/Köln 1984 – *Heilig, G.:* »Die Heiratsneigung lediger Frauen in der Bundesrepublik Deutschland: 1950–1984«. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft XI. 1985, 519–547 – *Höpflinger, F.:* Wandel der Familienbildung in Westeuropa. Frankfurt/New York 1987 – *Höhn, Ch., Schulz, R.:* »Bericht zur demographischen Lage in der Bundesrepublik Deutschland«. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft XIII. 1987, 137–213 – *Huining, J.:* »Soziale Herkunft, Bildung und das Alter bei der Geburt des ersten Kindes«. Zeitschrift für Soziologie XVI. 1987, 367–384 – *Huining, J.:* »Kohortenanalyse der Geburtenentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland«. Lebenslauf und Familienentwicklung. Hg. *Alois Herlth, Klaus P. Strohmeier.* (Opladen 1989 – *Mayer, K. U.:* »Lebenslaufforschung«. Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Hg. *Wolfgang Voges.* Opladen 1987, 51–73 – *Nave-Herz, R.:* »Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie IV. 1984, 45–63 – *Nave-Herz, R.:* »Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland«. Kontinuität und Wandel der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. *Rosemarie Nave-Herz.* Stuttgart 1988, 61–94 – *Nauck, B.:* »Zwanzig Jahre Migrantenfamilien in der Bundesrepublik«. Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. *Rosemarie Nave-Herz.* Stuttgart 1988, 279–297 – *Nauck, B.:* »Lebenslauf, Migration und generatives Verhalten bei türkischen Familien«. Lebensläufe und Familienentwicklung. Hg. *Alois Herlth, Klaus P. Strohmeier.* Opladen 1989 – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Opladen 1982 – *Scheller, G.:* »Erklärungsversuche des Wandels im Heirats- und Familiengründungsalter seit 1950«. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft XI. 1985, 549–576 – *Tölke, A.:* Lebensverläufe von Frauen. Diss. Frankfurt 1987 – *Tölke, A.:* »Historische Ausgangssituation und Veränderung im Ausbildungs- und Erwerbsverhalten junger Frauen in der Nachkriegszeit«. Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Hg. *Wolfgang Voges.* Opladen 1987a, 389–411.

Otto M. Ewert

Körperliche und seelische Reifungsprozesse junger Menschen

1. Biologische und soziale Begrenzungen des Jugendalters

Die Zeit zwischen Erlangen der biologischen Reife und der Vollmitgliedschaft in der Gruppe der Erwachsenen ist schon früh in der Literatur der Völker als eigenständige Epoche der menschlichen Entwicklung behandelt worden. Im alten Testament, in den Schriften von Plato und Aristoteles finden sich Aussagen über das Jugendalter, die auch heute noch gern zitiert werden; insbesondere dann, wenn belegt werden soll, daß Jugendprobleme kein Phänomen der allerjüngsten Zeit sind. Obwohl man aufgrund historischer Befunde davon ausgehen kann, daß es sich bei Jugend um eine lebensalterstypische Epoche des menschlichen Entwicklungsverlaufes handelt, so unterliegt eine solche universale Annahme doch wichtigen Einschränkungen. Zwar läßt sich Jugend zu verschiedenen historischen Zeiten und in verschiedenen Kulturen beobachten, doch ist die konkrete Lebensaltersspanne zwischen vollendeter Kindheit und Erwachsenenalter wie auch die Eigenständigkeit, die diesem Lebensabschnitt eingeräumt wird, in verschiedenen Kulturen und auch innerhalb einer Kultur zu verschiedenen historischen Epochen nicht unerheblichen Schwankungen unterworfen. Neben Epochen und Kulturen, in denen Jugend über rechtliche Normierungen hinaus (zum Beispiel aktives und passives Wahlrecht, Geschäftsfähigkeit, Wehrpflicht und anderes mehr) keine besondere Beachtung geschenkt wird, finden sich solche, in denen das Erleben und Verhalten der Jugend Beachtung auf sich zieht und das Gesicht ihrer Zeit prägt. Historische Arbeiten über das Jugendalter finden sich unter anderem bei *Ariès* (1960), *Flitner* u. *Hornstein* (1964), *Mühlmann* (1975) und *Wackernagel* (1862).

Nicht nur die mehr oder weniger ausgeprägte Eigenständigkeit der Spanne zwischen Kindheit und Erwachsenenalter ist einem Wandel unterworfen, sondern auch die zeitliche Erstreckung dieser Spanne. Auf der einen Seite verzögert sich der Übergang ins Erwachsenenalter durch verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten. Schon früh hat *Bernfeld* den Begriff der »gestreckten Pubertät« eingeführt, womit er den Sachverhalt unterschiedlicher sozio-kultureller Vorgaben meint, die ein Hineinwachsen in die Erwachsenengesellschaft bestimmen.

Gegenwärtig ist von einem Stadium der Postadoleszenz die Rede, für das *Zinnecker* u. a. folgende Merkmale angibt: Jugendliche ziehen früher und häufiger von zu Hause aus – trotz ökonomischer Unselbständigkeit und ohne die Absicht einer Familien-Gründung; Jugendliche leben einen längeren Lebensabschnitt selbständig, ohne familiäre Anbindung, wobei das Leben in Wohngemeinschaften attraktiv ist und ein versuchsweises Zusammenleben der Geschlechter voll akzeptiert ist (vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band). Diese Ausdehnung der Jugendphase über die Volljährigkeit hinaus findet man nach der Shell-Jugendstudie sowohl bei solchen, die sich auf längerfristige Bildungsgänge eingelassen haben wie umgekehrt bei arbeitslosen Jugendlichen.

Aber auch die Schwelle zum Übergang von der Kindheit zum Jugendalter, die üblicherweise durch das Auftreten von körperlichen Reifemerkmalen bestimmt wird, hat sich verlagert. Nehmen wir als ein Kriterium unter vielen möglichen das Auftreten der ersten Regelblutung (Menarche), so läßt sich mit dem Beginn der Industrialisierung eine zeitliche Vorverlagerung feststellen, die etwa vier Monate pro Dekade ausmacht (*Frisch*, 1973, 1983). Beide Prozesse, nämlich das spätere Hineinwachsen in die Erwachsenenwelt und das frühere Auftreten von körperlichen Reifungsprozessen haben zu einer deutlichen Verlängerung der Lebensaltersspanne zwischen Kindheit und Erwachsenenalter geführt.

2. Körperliche Veränderungen beim Eintritt in die Reifezeit

Der Eintritt in die Reifezeit ist durch rasche Veränderung charakterisiert, die weder dem Jugendlichen noch seiner Umwelt verborgen bleibt. Diese biologisch begründeten Veränderungen gliedern sich in somatische, generative und funktionelle Entwicklungsverläufe.

2.1. Die somatische Entwicklung

Die beschleunigte Zunahme von Körperhöhe und Gewicht und die Proportionsveränderungen, die sich aus dieser Zunahme ergeben, bezeichnen wir als somatische Entwicklung. Das auffälligste Merkmal, das den Eintritt in die Reifezeit markiert, ist der puberale Wachstumsschub. Die jährliche Zunahme der Körperhöhe während des Wachstumsschubes beträgt ein Mehrfaches der Größenzunahme in den Jahren unmittelbar davor und danach. Den ersten wissenschaftlich gesicherten Nachweis des puberalen Wachstumsschubes verdanken wir *Buffon's* »Histoire Naturelle«, die sich auf Längsschnittdaten von *de Montbeillard* bezieht, die jener von 1759 bis 1777 in Halbjahresabständen an seinem Sohn erhoben hatte. Beim puberalen Wachstumsschub handelt es sich um ein »konstantes Phänomen« (*Tanner*, 1962) d.h. er wird universal beobachtet, wobei Schwankungen für den Zeitpunkt des Auftretens und für den absoluten Betrag der Größenzunahme beobachtet werden. Für die Forschung spielt der puberale Wachstumsschub die Rolle einer Zeitmarke, weil er sich leicht registrieren läßt und weil fast alle anderen körperlichen bedeutsamen Veränderungen in die Zeit zwischen Einsetzen und Abflachen des Wachstumsschubes fallen.
Vor Eintritt in die Reifezeit unterscheiden sich Mädchen und Jungen hinsichtlich ihrer Körperhöhen nicht nennenswert, wohl aber am Ende des puberalen Wachstumsschubs. Aus Tab. 1 geht hervor, daß der Wachstumssschub bei Mädchen um etwa zwei Jahre früher einsetzt als bei Jungen. Nach Abschluß dieser Phase sind Jungen dann deutlich größer als Mädchen. Die Ursache dafür liegt im zeitlich verschobenen Einsetzen des Spurts. Die Phase beschleunigter Entwicklung beginnt bei Jungen, die noch zwei Jahre länger als Mädchen »normal« wachsen, auf einem höheren Niveau, außerdem ist ihre Spitzengeschwindigkeit größer. Der Entwicklung von Körperhöhe entspricht die Veränderung des Körpergewichts.
Proportionsverschiebungen ergeben sich daraus, daß sich das Körperwachstum nicht

Tabelle 1: Der puberale Wachstumsschub (Daten nach *Faust,* 1977)

		Mädchen	Jungen
Einsetzen des puberalen Wachstumsschubs (in Jahren)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	10,12	12,76
Standardabweichung:	SD	1,22	0,92
Ende des puberalen Wachstumsschubs (in Jahren)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	12,94	15,57
Standardabweichung:	SD	1,06	0,87
Dauer des puberalen Wachstumsschubs (in Jahren)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	2,82	2,81
Standardabweichung:	SD	0,58	0,53
Spitzengeschwindigkeit auf dem Höhepunkt des puberalen Wachstumsschubs (in cm pro Jahr)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	9,00	10,40
Standardabweichung:	SD	1,40	1,60
Durchschnittliche Körperhöhe beim Einsetzen des puberalen Wachstumsschubs (in cm)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	140,10	151,80
Standardabweichung:	SD	7,15	6,11
Durchschnittliche Körperhöhe am Ende des puberalen Wachstumsschubs (in cm)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	159,70	172,90
Standardabweichung:	SD	6,19	6,64
Gewicht am Beginn des puberalen Wachstumsschubs (in kg)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	34,80	41,40
Standardabweichung:	SD	6,62	6,13
Gewicht am Ende des puberalen Wachstumsschubs (in kg)			
Mittelwert:	$\bar{x}$	50,70	59,50
Standardabweichung:	SD	8,62	6,66

Aus: *O. Ewert,* Entwicklungspsychologie des Jugendalters. 1983, Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

in allen Dimensionen gleichzeitig und gleichmäßig vollzieht. Kopf, Hände und Füße gehen im Wachstum voran; ebenso setzt das Wachstum der Beine früher ein als das des Rumpfes. Dies hat zur Folge, daß sich das Gesamtbild der Körpererscheinung verändert. Die Physiognomie wandelt sich, die Gesichtszüge werden markanter, das sympathiewerbende Kindchenschema mit dem relativ zur Körperhöhe größeren Kopf verliert sich und die veränderten Hebelwirkungen der lang gewordenen Arme und Beine im Vergleich zum Rumpf führen zu Bewegungsunsicherheit und schlaksigen Bewegungen – man spricht von Pubeszentendisharmonie.

Zwischen den Geschlechtern werden Unterschiede im Skelettbau deutlich. Der Knochenwuchs ist bei Jungen ausgeprägter und stärker beschleunigt. Bei Mädchen findet sich eine deutliche Zunahme des subkutanen Fettgewebes, während bei Jungen eine relative Abnahme zu verzeichnen ist. Unter dem Einfluß hormonaler Steuerung entwickelt sich ferner der sogenannte Androgynie-Index, d.h. die Proportion von Schulterbreite zur Hüft-Beckenregion gestaltet sich für Mädchen und Jungen unterschiedlich.

2.2. Die generative Entwicklung

Als generative Entwicklung bezeichnen wir diejenigen biologischen Prozesse, die zur Reproduktionsfähigkeit führen.
Für die Reifezeit charakteristisch ist das Auftreten von sekundären Geschlechtsmerkmalen, also Merkmalen, die zwar in keinem direkten Zusammenhang mit der Fortpflanzung stehen, in denen sich aber die Geschlechter unterscheiden. Man spricht in diesem Zusammenhang von Reifezeichen, weil die Ausbildung der einzelnen Merkmale einem inter-individuell relativ konstanten Muster folgt. *Schwidetzky* (1970), *Tanner* (1962) und neuerdings *Brooks-Gunn* et al. (1983) haben aus der regelhaften Abfolge des Auftretens von sekundären Geschlechtsmerkmalen ein entwicklungsdiagnostisches Verfahren konstruiert. Wie Tab. 2 zeigt, steht das Auftreten von Schambehaarung in Form eines nicht-pigmentierten Flaums am Anfang der Reifeentwicklung. Diesem Umstand verdankt der gesamte Entwicklungsabschnitt seinen Namen: Pubertät (von lat. pubescere = Schamhaare bekommen). Zu den sekundären Geschlechtsmerkmalen treten neben den in Tab. 2 genannten noch solche hinzu, die sich weniger eindeutig in Beobachtungsskalen festhalten lassen. Dies sind bei Jungen: Beginn des Stimmwechsels, Schwellung der Mamille und Hervortreten des Schildknorpels am Kehlkopf; bei Mädchen sind hier Breiterwerden des Beckens und Hüftrundung zu nennen.
Bei den primären Geschlechtsmerkmalen sind bei Jungen Wachstum und Veränderung von Scrotum und Penis zu nennen, ferner das erste Auftreten von Samenerguß (Spermarche); bei Mädchen die erste Regelblutung (Menarche). Während der Zeitpunkt der Menarche objektiv feststellbar ist, läßt sich der Zeitpunkt des ersten Samenergusses nur über Interviewdaten bestimmen, die im Intimbereich mit einer gewissen Unsicherheit behaftet sind. Als beste Schätzung nehmen *Kinsey* et al. (1948), *Mönks* (1976) und *Undeutsch* (1976) die Zeit vor Erreichen des 14. Lebensjahres an.

2.3. Die funktionelle Entwicklung

Unter funktioneller Entwicklung verstehen wir die Veränderung der körperlichen Leistungsfähigkeit, die sich in motorischen Leistungen, in Veränderungen von Atemkapazität und in Kreislaufdaten ausdrückt.
Aus dem Schul- und Leistungssport liegen Normtabellen z.B. für 60-m-Lauf, Weitsprung und Weitwurf vor, in denen sich die für Jungen und Mädchen unterschiedliche Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit in der Reifezeit spiegelt

Tabelle 2: Entwicklung der sekundären Geschlechtsmerkmale (Angaben in Jahren)

Mädchen:	Merkmal	$\bar{X}$	SD	Autor
	Schambehaarung (Auftreten eines nicht pigmentierten Flaums)	9,03	0,39	TANNER, 1962
	Axillarbehaarung (Erstes Auftreten)	10,24	0,79	TANNER, 1962
	Brustentwicklung	10,58	1,18	TANNER, 1962
	Menarche	12,50 12,50	– –	EWERT, 1967–70 UNDEUTSCH, 1976
	Spannweite für Vergrößerung der Brustknospe	8,00–13,00		TANNER, 1962
	Spannweite für Menarchealter	10,50–16,50		TANNER, 1962
Jungen:	**Merkmal**	$\bar{X}$	**Streubreite**	**Autor**
	Schambehaarung (Auftreten eines nicht pigmentierten Flaums)	12,25	12,25–13,25	TANNER, 1962
	Axillarbehaarung	14,50	14,25–14,75	TANNER, 1962
	Gesichtsbehaarung	15,25	15,25–16.00	MÖNKS und KNOERS, 1976
	Ejakulation	13,9 13,5	– –	UNDEUTSCH, 1976 MÖNKS und KNOERS, 1976
	Stimmbruch	–	13,33–14,00	SCHWENK, 1971

Aus: *O. Ewert,* Entwicklungspsychologie des Jugendalters. 1983, Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

(*Crasselt/Reißig*, 1983). Die Körperkraft, definiert durch Griffdruck am Handdynamometer und durch Druck und Zug der Arme nimmt in der Reifezeit zu. Bei Jungen ist in verschiedenen Untersuchungen eine Entwicklungsbeschleunigung der Körperkraft festgestellt worden. *Reißig* findet bei Jungen zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr eine durchschnittliche Zunahme des Handdrucks um 20 Kp, bei Mädchen um nur etwa 9 Kp. Die Geschlechter unterscheiden sich auch in dieser Hinsicht nach Eintritt in die Reifezeit stärker als zuvor. Da die geschlechtsgebundenen Differenzen im Schulalter auftreten, sind Effekte von Umwelteinflüssen derart, daß die Muskulatur der Jungen durch schwere körperliche Arbeit besser entwickelt würde, unwahrscheinlich.

Auch die Vitalkapazität (Ruhevolumen der Atmung) spiegelt die größere körperliche Leistungsfähigkeit der Jungen. Jungen haben schon mit zwölf Jahren eine signifikant größere Vitalkapazität als Mädchen, wobei diese Unterschiede bis zum vollendeten 16. Lebensjahr noch zunehmen (*Reißig*, 1980).
Deutliche Unterschiede geschlechtstypischer Art sind ferner für Kreislauf- und Stoffwechselleistungen beschrieben worden. Während der Eintritt in die Reifezeit um das 12. Lebensjahr herum für beide Geschlechter eine Labilisierung der Herz-Kreislauf Funktion bedeutet, erreichen Jungen bald darauf eine Stabilisierung und übertreffen die Mädchen in den nächsten Jahren bezüglich der Kreislaufbelastbarkeit.

3. Psychosoziale Determinanten der Reifeentwicklung am Beispiel der säkularen Akzeleration

Die Reihenfolge des Auftretens von Reifemerkmalen ist hormonal gesteuert und letztlich genetisch bedingt. Dies gilt ebenso für die geschlechtstypischen Unterschiede des Zeitpunkts, zu dem solche Reifemerkmale in einer bestimmten Reihenfolge auftreten. Es handelt sich um universale Charakteristika der menschlichen Entwicklung, die sich unter allen Klimazonen und in allen Gesellschaftsformen finden.
Diese Universalien betreffen allerdings nur die Sequenz des Entwicklungsgeschehens, nicht aber das Lebensalter, in dem solche Veränderungen auftreten und sie betreffen auch nicht das Entwicklungstempo, das sich in entsprechenden Veränderungen manifestiert. Vergleicht man auf Grund erhaltener Meßdaten (z. B. Schul- und Rekrutenuntersuchungen) anthropometrische Daten über verschiedene Generationen hinweg, so läßt sich feststellen, daß im Zeitraum der letzten hundert Jahre von einer Entwicklungsbeschleunigung gesprochen werden kann. Aufeinanderfolgende Generationen treten früher in die Reifezeit ein und erreichen höhere Werte bei Körperhöhe und Gewicht. Man spricht von säkularer Akzeleration (von saeculum = Jahrhundert) – eine Beobachtung, die in den dreißger Jahren von *E. W. Koch* (1935) wissenschaftlich eindeutig belegt werden konnte. Der Akzelerationsprozeß wurde an relativ leicht zugänglichen Daten (z. B. Vorverlegung des puberalen Wachstumsschubs und des Menarchealters) nachgewiesen, beschränkt sich aber nicht auf diese Veränderungen. Analoge Variationen werden z. B. auch bei Körpermaßen von Neugeborenen beobachtet. Die erste und zweite Zahnungsperiode im Schulalter ist vorverlagert, während typische Altersmerkmale später als zuvor eintreten. Dies gilt beispielsweise für die Menopause, deren Eintreten sich im Lauf des Jahrhunderts vom 45. auf das 50. Lebensjahr verschoben hat. Die sogenannte Alterssichtigkeit, die nach *Reißig* vor hundert Jahren um das 40. Lebensjahr herum auftrat, wird heute im allgemeinen erst um das 48. Lebensjahr herum beobachtet.
Besondere Beachtung hat die säkulare Akzeleration des Körperhöhenwachstums gefunden. Für eine schwedische Stichprobe, deren Daten bis zum Jahr 1840 zurückreichen, hat *Hultkrantz* (1927) eine Akzeleration von 0,9 cm pro Dekade errechnet. Untersuchungen aus Argentinien (Daten von 1891–1924) finden eine

Zunahme von 0,8 cm pro Dekade (nach *Schwidetzky*, 1970). Mit der Akzeleration der körperlichen Entwicklung ist eng verbunden die Vorverlagerung des Eintritts in die Reifezeit. Sie beträgt nach Daten aus Skandinavien, England und Deutschland etwa drei Jahre.

Im letzen Jahrzehnt ist die Frage aufgekommen, ob der Prozeß der säkularen Akzeleration zu einem Stillstand gekommen ist. Literarische Zeugnisse sprechen dafür, daß es in der Kulturgeschichte mehrere Akzelerationsepochen gegeben hat (*Amundsen/Diers*, 1969, 1970, 1973), und zwar in Abhängigkeit von den allgemeinen Lebensbedingungen einer Epoche. Untersuchungen, die sich auf überlieferte Meßdaten, literarische Zeugnisse und Schätzungen aus Gräberfunden stützen, kommen zu der Annahme, daß mit dem Zeitalter der Industrialisierung eine Epoche der säkularen Akzeleration einsetzt. Neuere Untersuchungen aus Europa und den USA sprechen dafür, daß diese Welle inzwischen abgeebbt ist, daß die säkulare Akzeleration zu einem Stillstand gekommen ist.

Die Ursachen der säkularen Akzeleration sind vielfältig untersucht worden. Es darf als sicher angenommen werden, daß Klimazonen ohne nachweisbaren Einfluß sind. *Tanner* hat in einer Tabelle entsprechende Daten zusammengestellt, aus denen hervorgeht, daß sich z. B. das Menarchealter in klimatisch so verschiedenen Städten wie Moskau und Tel Aviv nicht unterscheidet. Nach der gleichen Tabelle sind die Unterschiede zwischen Stadt und Land innerhalb der UDSSR größer als die Unterschiede zwischen städtischen Stichproben in Moskau und Ceylon, wenn Menarchealter als Kriterium genommen wird.

Zahlenmäßig eindeutig und durch mehrere Untersuchungen in verschiedenen Ländern gut belegt sind Unterschiede der säkularen Akzeleration zwischen den Sozialschichten. Eine Reanalyse von Daten aus 1903 zeigt, daß das Menarchealter von Mädchen der Oberschicht 12,92 betrug, sich also von heutigen Werten kaum unterscheidet, während das Menarchealter des »Bauernstandes« bei 16,38 Jahren lag (*Ewert* 1983, 1973). Als Trend wird deutlich, daß sich die säkulare Akzeleration insbesondere bei Kindern der Unterschicht auswirkt; und zwar so, daß eine Angleichung an die Werte der Oberschicht erfolgt. *Brundtland* und *Walloe* (1975) zeigen dies für Norwegen, *Bakwin* und *Mc Laughlin* und *Damon* für die USA. Mütter, die 1930 ein Elitecollege besuchten, unterscheiden sich in Körperhöhe und Menarchealter nicht von ihren Töchtern, die 1970 das gleiche College besuchten. Im Prinzip gleichartige Befunde einer zunehmenden Egalisierung von Entwicklungsbefunden, und zwar bezogen auf Jugendliche aus verschiedenen Schultypen, werden von *Crasselt* und *Reißig* (1983) für die DDR berichtet.

Die naheliegendste Vermutung ist, daß mit verbesserten Lebens- und Ernährungsbedingungen für breite Volksschichten das genetische Potential voll entfaltet werden kann. Dafür spricht auch der Umstand, daß der Trend zur säkularen Akzeleration durch Kriegs- und Nachkriegszeiten gebrochen bzw. umgekehrt wird (siehe hierzu Daten bei *Brock*, 1954). Welche Faktoren im Zusammenhang von verbesserten Lebens- und Ernährungsbedingungen kausal an der säkularen Akzeleration beteiligt sind, läßt sich im einzelnen schwer analysieren. *Tanner* (1962) nennt als eine Ursache unter vielen anderen die größere soziale Mobilität, wodurch Heiratsschranken zwischen Sozialschichten abgebaut wurden, woraus eine größere Durch-

mischung der Population resultierte. Von größerer Bedeutung sind in jedem Falle die verbesserten Ernährungsbedingungen. *Takahashi* (1966) findet deutliche Beziehungen zur Versorgung mit Fisch und Fleisch, *Ziegler* (1976) findet für die Schweiz und Deutschland Zusammenhänge zwischen ansteigendem Verbrauch von Zucker zwischen 1870 und 1970 in den Haushalten und erhöhtem Ausgangsgewicht und Körpergröße bei Neugeborenen.
Zusammenfassend kann gesagt werden, daß es sich bei der säkularen Akzeleration um den Ausgleich von Entwicklungsunterschieden handelt, die zwischen Sozialschichten innerhalb einer Kultur fixiert waren. »Während das Phänomen der säkularen und gruppenspezifischen Akzeleration als Folge von Milieufaktoren anzusehen ist, gehen bei gleichen sozialen Bedingungen Tempounterschiede in der puberalen Entwicklung zwischen einzelnen Heranwachsenden wesentlich auf genetische Faktoren zurück.« (*Crasselt/Reißig* 1983, 187).

4. Die psychische Entwicklung im Zusammenhang der Phase rascher körperlicher Veränderung

Wenn von seelischen Begleiterscheinungen die Rede ist, dann sind solche Veränderungen des Erlebens und Verhaltens gemeint, die im Zusammenhang der Phase rascher körperlicher Veränderungen zu beobachten sind. Mit der Rede von Begleiterscheinungen ist nicht gemeint, daß ein direkter Zusammenhang zwischen beiden Veränderungsreihen bestünde, etwa im Sinne eines psychophysischen Parallelismus oder im Sinn einer direkten Verursachung psychischer Veränderungen durch körperliche Veränderungen. Die am besten gesicherte Annahme geht vielmehr davon aus, daß Jugendliche auf die von ihnen beobachteten Veränderungen reagieren, und zwar so, daß gesellschaftliche Normen den Interpretationsrahmen abgeben, von dem her Jugendliche die Veränderungen ihrer Leiblichkeit erfahren und bewerten.
Nach *Duncan* et al. (o.J.) sind 69% der akzelerierten Mädchen mit ihrem Gewicht unzufrieden, während akzelerierte Jungen ganz überwiegend mit ihrem Gewicht zufrieden sind. Wie schon berichtet, geht der puberale Wachstumsschub bei Jungen mit Zunahme der Muskulatur, bei Mädchen mit Zunahme des Unterhautfettgewebes einher. Eine Verschiebung der Relationen Körperhöhe/Gewicht ist mit anderen Worten entwicklungsgemäß, wird aber von den Mädchen mit Blick auf geltende Schönheitsideale abgelehnt. In diesem Zusammenhang beobachteten die Untersucher sogar einen deutlichen Zusammenhang mit der Sozialschicht; Mädchen aus höheren Sozialschichten beklagen auch dann ihr Gewicht, wenn sie im Rahmen der Gesamtverteilung eher zu den dünneren gehören. Ob man zu lang, zu kurz, zu dick oder zu dünn, schön oder häßlich ist, erfährt man aus dem Vergleich mit Freunden und Klassenkameraden, aber auch durch von Medien vermittelte Schönheitsstandards. Das Schönheitsideal, das in Modezeitschriften für Frauen propagiert wird, basiert paradoxerweise auf den Körperbaumerkmalen des jungen Mannes bzw. des reifemäßig zurückgebliebenen Mädchens ganz am Anfang des Wachstumsschubs. Hervorstechende Merkmale sind die im Verhältnis zum Rumpf überlangen Beine,

Schlankheit und Geschmeidigkeit. *Faust* (1983) hat diesen Sachverhalt durch anthropometrische Messungen an Fotos in Modejournalen nachgewiesen. Dem entspricht die Praxis, als Modelle häufig etwa zwölfjährige Mädchen zu nehmen, die von Visagisten als erwachsene Frauen zurechtgeschminkt werden.
Ganz allgemein läßt sich beim Eintritt in die Reifezeit eine höhere Sensibilität für die eigene Körperlichkeit beobachten. *Jones* (1939) fand, daß Jugendliche sich am meisten durch folgende Merkmale beeinträchtigt fühlten: Zurückbleiben in der Körperhöhe; Übergewicht; überproportionierte Gesichtszüge; geringe Muskelkraft; unangemessene Ausprägung von sekundären Geschlechtsmerkmalen; unangemessene Relationen von Körperhöhe und -gewicht, wenn diese bestimmten sportlichen Anforderungen nicht entsprechen.
Eine besondere Rolle spielen unreine Haut, insbesondere Akne, die in diesen Jahren häufig auftritt und deren Rolle für die seelische Anpassung an die eigene Körperlichkeit stärker stören kann, als üblicherweise angenommen wird. Dafür gibt es mindestens drei Gründe: einmal die erhöhte Sensibilität für die eigene Erscheinung, sodann die Auswirkung von gerade erst übernommenen Idealvorstellungen über männliches bzw. weibliches Aussehen und schließlich, worauf *Stolz* und *Stolz* aufmerksam machen, die irrige Vorstellung, daß es sich um endgültig feststehende Körpermerkmale handle, die keiner weiteren Entwicklung unterworfen seien. Daß dies nur bedingt zutrifft, daß z.B. die Pubeszentendisharmonie mit überlangen Armen und Beinen nach dem Einsetzen des Rumpfwachstums verschwindet, daß sich der Gesichtsschädel nach dem rascheren Wachstum der Kinnäste wieder harmonisiert und daß eine rasche Zunahme des Unterhautfettgewebes bei Mädchen normal ist, dies alles entzieht sich der Perspektive des Jugendlichen. Er fühlt sich nicht wohl in seiner Haut, fühlt die Augen aller anderen auf sich gerichtet. Unsicherheit im mitmenschlichen Kontakt und eine unbalancierte Mischung von Schüchternheit und Frechheit charakterisieren sein Verhalten.

4.1. Individuelle Varianten des Entwicklungstempos

Ein besonders aufschlußreiches Feld für das Studium von Wechselwirkungen zwischen körperlichen Veränderungen und der Sensibilisierung des Jugendlichen für solche Veränderungen auf Grund sozialer Normen ist das Phänomen der individuellen Akzeleration.
Unter individueller Akzeleration bzw. Retardierung versteht man Verschiebungen des Zeitpunktes, zu dem Jugendliche im Vergleich mit Altersgleichen in die Reifezeit eintreten. *Neugarten* (1978) hat die These entwickelt, daß die menschliche Lebensspanne unter normativen Gesichtspunkten wahrgenommen wird; und zwar sowohl hinsichtlich von Ereignissen, die auftreten sollen wie auch hinsichtlich des Zeitpunkts zu dem bestimmte Ereignisse eintreten sollen. Ereignisse, die »zur Unzeit«, also zu früh oder zu spät auftreten, können zu Krisen führen. Bei der individuellen Akzeleration handelt es sich um typische Asynchronien im *Neugarten*'schen Sinne, das heißt, die Jugendlichen sind hinsichtlich der Gruppe der Gleichaltrigen off-time; sie treten nach allgemeiner Meinung, die sie selbst teilen, zu früh bzw. zu spät in die Reifezeit ein. Es steht zu vermuten, daß solche

Abweichungen das soziale Prestige, das Selbstkonzept und die Gestaltung von zwischenmenschlichen Beziehungen nicht unberührt lassen.
Empirische Untersuchungen haben für Jungen und Mädchen zu unterschiedlichen Ergebnissen geführt, über die wir getrennt berichten. Nach den Ergebnissen der Oakland Growth Study (zus.fassend *Eichorn*, 1963) werden männliche akzelerierte Jugendliche von Erwachsenen und Gleichaltrigen eher mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut. Sie selbst bemühen sich um nüchtern sachliche Umgangsformen. Sie wirken körperlich attraktiver, sie sind gepflegter, ausgeglichener, sportlich aktiver. Die Jungen in der Stichprobe hatten ein stärkeres Interesse am anderen Geschlecht, ähnelten in ihren Interessen und Freundschaften eher älteren Schülern. Sie wurden häufiger in die Schülermitverwaltung gewählt, häufiger in Schulnachrichten erwähnt und bekamen häufiger Auszeichnungen bei Schulwettkämpfen.
Körperlich retardierte Jungen wurden dagegen von anderen oft nicht für voll genommen, zeigten Gefühle des Abgelehntseins, ein verstärktes Abhängigkeitsbedürfnis und zugleich größere Abhängigkeit von den Eltern. Gelegentlich fielen bei retardierten Jungen ihr aufmerksamkeitsheischendes Verhalten und ihre Versuche auf, körperliche Unterlegenheit durch nicht mehr altersangemessenes Verhalten zu überspielen.
Obwohl sich im Laufe der Reifezeit die körperlichen Unterschiede zwischen akzelerierten und retardierten Jungen ausgleichen, finden sich bei 17- und 30jährigen noch deutliche Unterschiede. Ehemals Akzelerierte treten durch größere Dominanz hervor, werden häufiger um Rat gefragt, sind beruflich erfolgreicher und übernehmen eher soziale Verantwortung. Die Korrelationen zwischen Stellung in der Dominanzhierarchie und körperlicher Reife liegen in einer Untersuchung von *Savin-Williams* zwischen .55 und .92. Nach *Eichorn* ändert sich durch das körperliche Gleichziehen der Retardierten nicht notwendig das Sozialprestige und es muß angenommen werden, daß sich in der frühen Adoleszenz relativ persistente Verhaltensmuster gebildet haben. So werden ehemals Retardierte als empfindlicher, leichter reizbar und sensibler beschrieben.
Die Ergebnisse für Mädchen sind insgesamt weniger eindeutig als die für Jungen. *Petersen* und *Crockett* (1985) finden unter anderem bessere Schulleistungen in Literatur und weniger Impulskontrolle bei akzelerierten Mädchen. *Faust* (1960) findet größeres Prestige, mehr Selbstvertrauen und bessere Schulleistungen während *Everett* (zit. nach *Eichorn*, 1963) umgekehrt mehr Selbstunsicherheit und geringere Beliebtheit bei akzelerierten Mädchen findet. *Simmons* et al. (1983) stellen für die gleiche Gruppe in der sechsten Klasse mehr Verhaltensprobleme und schlechtere Schulleistungen fest.
Einige Grundbegriffe einer Psychologie der Lebenspanne (*Baltes* u. *Reese*, 1984) sind geeignet, die widersprüchlichen Ergebnisse aufzuklären. Man unterscheidet altersnormierte, sozial normierte und nicht normierte Ereignis- bzw. Veränderungsreihen. Körperliche Reifeprozesse sind – innerhalb eines angebbaren Streubereiches – altersnormiert. Gleichzeitig gibt es sozial normierte Ereignisreihen, z. B. den Übergang von den Jahrgangsklassen der Grundschule in die einer weiterführenden Schule. Während einige psychische Veränderungen durch Reaktionen der Jugendlichen auf die veränderte Leiblichkeit zu erklären sind, sind andere in erster Linie aus

Asynchronien zwischen alters- und sozialnormierten Veränderungsreihen zu verstehen. *Faust* fand beispielsweise, daß Spätentwickler in 6. Klassen ein hohes Ansehen genießen, weil sie anscheinend am besten dem typischen Erscheinungsbild von Mädchen dieser Klassenstufe entsprechen. Dies ändert sich in der siebten Klasse, in der zum Zeitpunkt der Untersuchung die Mehrzahl der Gleichaltrigen in die Reifezeit eingetreten ist. Das größte Sozialprestige haben jetzt Mädchen, die den Prozeß der körperlichen Reife bereits weitgehend durchschritten haben, die Akzelerierten also. Ansehen in der Gruppe der Gleichaltrigen fällt also nicht einseitig mit dem Zeitpunkt des Eintretens in die Reifezeit zusammen, wirkt sich vielmehr auf verschiedenen Klassenstufen verschieden aus.

4.2. Rückwirkungen von Einstellungen und Haltungen auf die körperliche Entwicklung

Ein Großteil der bekannten seelischen Veränderungen beim Eintritt in die Reifezeit läßt sich als Verarbeitung der beobachteten körperlichen Veränderungen im Vergleich mit Gleichaltrigen und mit sozialen Normen beschreiben. Die Wirkkette: Biologische Veränderung – psychische Reaktion ist aber keine Einbahnstraße. Auch die Umkehrung, nämlich der Einfluß von psychischen Einstellungen auf biologische Veränderung, läßt sich empirisch belegen. Wir wählen dazu zwei Bereiche, nämlich die Verzögerung der Menarche bei Sportlerinnen und das Phänomen der Anorexie.

4.2.1. Die Verschiebung der Menarche bei Leistungssportlerinnen und Ballettänzerinnen

Zwischen dem Anteil von Fettgewebe an der Gesamtkörpermasse und hormonalen Steuerungsvorgängen besteht ein gut dokumentierter Zusammenhang, der freilich hinsichtlich der daran beteiligten Mechanismen noch nicht völlig aufgeklärt ist. Beim Eintritt in die Reifezeit nimmt beim Mädchen während des Wachstumsspurts der Anteil des Fettgewebes rasch zu, und zwar so, daß eine Zunahme um 5 kg bis 11 kg zu verzeichnen ist. Wie *Frisch* und *Revelle* (1971) zeigen, tritt die Menarche erst ein, wenn ein in Relation zur Körperhöhe kritisches Gewicht erreicht ist. Die evolutionäre Funktion des vermehrten Fettgewebes – bei 18jährigen etwa 16 kg – als Energiespeicher ist einleuchtend, wenn sie auf dem Hintergrund von Schwangerschaft und Stillen gesehen wird. Nach *Frisch* (1975) erfordert eine Schwangerschaft 50 000 Kalorien über den Normalstoffwechselbedarf hinaus, das Stillen pro Tag etwa 1 000 Kalorien.

Die Zunahme des Fettgewebes interferiert beim jungen Mädchen augenscheinlich mit den Anforderungen, die der Leistungssport stellt. Dem wirken einige Sportlerinnen durch Diät und exzessives Training entgegen. Nach *Frisch* et al. (1981) war bei einigen Leistungssportlerinnen und Ballettänzerinnen, die mit neun bis zehn Jahren ihr Training aufgenommen hatten, die Menarche zwischen dem 18. und 20. Lebensjahr noch nicht eingetreten. Die naheliegende Frage, ob intensives Training die Menarche verschiebt oder ob umgekehrt solche intensiv trainieren, bei

denen die Menarche noch nicht eingetreten ist, läßt sich beantworten. Bei einer Stichprobe von 38 Leistungssportlerinnen (Schwimmen und Wettlauf) lag das durchschnittliche Menarchealter um rund ein Jahr später als beim Bevölkerungsdurchschnitt. Eine Aufschlüsselung nach Sportlerinnen, die vor dem Eintritt in die Reifezeit mit einem intensiven Training begonnen hatten, ließ eine erhebliche Verzögerung erkennen (mittleres Menarchealter 15 Jahre). Nach einer Hochrechnung von *Faust* (1983) verzögert jedes Trainingsjahr vor der Reifezeit die Menarche um etwa fünf Monate.
Ähnlich wie für Leistungssportlerinnen ist es für Tänzerinnen wichtig, schlank zu bleiben und wenig zu wiegen. Mädchen, die spät in die Reifezeit eintreten, haben offensichtliche Vorteile, z.B. größere Chancen, in eine angesehene Ballettgruppe aufgenommen zu werden. Wie *Brooks-Gunn* und *Warren* (1985) zeigen, wogen 14- bis 17jährige Tänzerinnen deutlich weniger als der Altersdurchschnitt und hatten ein späteres Menarchealter. Daß sie eine stärkere Diätkontrolle einhielten, ergänzt das Bild und weist auf den Zusammenhang von Menarchealter, exzessivem Training und Diät hin.

4.2.2. Anorexie und Bulimie

Anorexia nervosa oder Pubertätsmagersucht soll hier als weiteres Beispiel für die Auswirkung von Einstellungen und Haltungen auf die körperliche Entwicklung beschrieben werden. Es handelt sich um eine Störung der Nahrungsaufnahme, die mit einer ganz erheblichen Gesundheitsgefährdung einhergeht. Nach *Bräutigam* und *Christian* (1975) wird die Mortalitätsrate mit 5% bis 10% angegeben; die Abmagerung nähert sich in schweren Fällen der 30 kg Grenze oder unterschreitet sie sogar. Bei der Risikopopulation 16- bis 18jähriger Mädchen beträgt die Prävalenzrate nach *Gutezeit* (1981) 1%. Bei Jungen wird Anorexia nervosa selten beobachtet; das Geschlechterverhältnis beträgt 1:10 bis 1:20. Nach herrschender Meinung handelt es sich um eine psychogene Erkrankung mit sekundärem somatischen Erscheinungsbild. *Feighner* zählt unter anderem folgende Diagnosekriterien auf: (1) Krankheitsbeginn vor dem 25. Lebensjahr. (2) Ein Gewichtsverlust von mindestens 25% des früheren Körpergewichts. (3) Verzerrte, nicht korrigierbare Einstellung zu Essen, Nahrung oder Gewicht mit Krankheitsverleugnung, anscheinender Freude am Gewichtsverlust, einem Körperideal von extremer Schlankheit und ungewöhnlichem Horten von Nahrungsmitteln. (4) Keine anderen organischen oder psychiatrischen Erkrankungen. Zusätzlich können unter anderem noch folgende Symptome vorkommen: Ausbleiben der Regelblutung; Perioden körperlicher Überaktivität, Benutzen von Abführmitteln, meist selbst herbeigeführtes Erbrechen und Heißhungeranfälle mit Freßattacken.
In den letzten 30 Jahren ist ein Anstieg der Anorexia nervosa zu verzeichnen. Nach Daten aus *Seiffge-Krenke* (1986) stieg die Inzidenz von 0.45 pro 100 000 Einwohner im Jahre 1950 auf 1.12 im Jahre 1980.
Die Versuche einer Persönlichkeitsbeschreibung von Anorektikerinnen haben zu keinem ganz eindeutigen Bild geführt. Es besteht aber Übereinstimmung darüber, daß die Patientinnen eher aus höheren Sozialschichten kommen, selten unter

Schulschwierigkeiten leiden, oft leistungsversessen sind und sich eher intro- als extravertiert zeigen. Klinische Beobachtung von *Bräutigam* (1975), *Thomae* (1961) u. *Weber* (1965) lassen die Vermutung zu, daß im Hintergrund der Krankheit der Wunsch steht, immer ein Kind zu bleiben, keine Menses zu haben, nicht heiraten und Kinder kriegen zu müssen und der Frauenrolle auszuweichen. *Gutezeit* findet in psychodiagnostischen Untersuchungen an einer kleinen Stichprobe von Anorektikerinnen und deren Eltern häufig Komplotte zwischen Müttern und Töchtern, die sich in ihren Emanzipationswünschen vom Vater eingeschränkt sehen. An die Stelle einer Rollendifferenzierung zwischen Vater und Mutter sei ein Dominanz-Subdominanzverhältnis in der Rivalität um die Führungsrolle getreten. Ob sich dieser Befund generalisieren läßt und ob er eine Erklärung für den dramatischen Anstieg von Anorexia nervosa leisten kann, muß breiter angelegten Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Eine im Erscheinungsbild ähnliche, im Verlauf meist weniger einschneidende, dafür aber weiter verbreitete Essenstörung, die im Jugendalter beobachtet wird, ist die Bulimie (Heißhunger, wörtl. Ochsenhunger). Man versteht darunter periodisch auftretende Freßorgien, die mit der Furcht vor einem Kontrollverlust über die Nahrungsaufnahme, mit depressiver Verstimmtheit und Gefühlen von Schuld und Ekel verbunden sind. Durch Fasten, Abführmittel und selbstveranlaßtes Erbrechen wird wiederholt der Versuch gemacht, abzunehmen. Die Furcht vor Gewichtszunahme ist oft unrealistisch, die eigene Leibeserscheinung wird als negativ erlebt. Die Auftretenswahrscheinlichkeit wird bei 13- bis 19jährigen auf etwa 8% geschätzt (*Post/Crowther*, 1985). Eine zusätzliche Gefährdung resultiert aus dem Umstand, daß sich mit der Unzufriedenheit über die eigene Erscheinung eine Neigung zu depressiver Verstimmtheit und Alkoholmißbrauch verbindet.

5. Körperliche und seelische Reifungsprozesse in der entwicklungspsychologischen Theorienbildung

Aus den vorangegangenen Abschnitten wird deutlich, daß es meist körperliche Veränderungen in der Reifezeit sind, die den Anstoß für psychische Veränderungen geben. Der Jugendliche erlebt die Veränderung seiner Körperlichkeit und wertet diese Veränderung nach Maßgabe von Normen, die er aus seiner sozialen Umwelt übernimmt. Sozial normiert sind auch die Erwartungshaltungen, mit denen ihn seine Umwelt konfrontiert. Daß die Wirkkette: Körperliche Veränderung → seelisch-soziale Auseinandersetzung keine Einbahnstraße ist, sondern daß, in gewissen Grenzen, auch seelische Haltungen auf körperliche Veränderungen einwirken, haben wir an früh betriebenem Leistungssport und am Beispiel der Anorexia nervosa gezeigt. Einen besonderen Akzent erhalten die Zusammenhangsmuster von körperlichen und seelischen Reifungsprozessen je nachdem, ob sich diese Veränderungen beim einzelnen Jugendlichen synchron mit entsprechenden Veränderungen vollziehen oder nicht.

Über Zusammenhangsmuster der oben erwähnten Art hinaus gibt es übergreifende Theorienbildungen, in denen Entwicklungsprozesse der frühen Adoleszenz thema-

tisiert werden. Ihre systematische Behandlung verbietet sich aus Raumrücksichten. Wir versuchen statt dessen eine knappe Charakterisierung von Theorien, die in der Diskussion der frühen Adoleszenz von Einfluß waren, wobei wir uns auf eine Auswahl beschränken müssen.

5.1. Die Stufe der formalen Operationen in der Theorie *Jean Piagets*

Die Entwicklung ist für *Piaget* eine Form der Auseinandersetzung mit der Umwelt; und zwar so, daß das Individuum seine Umwelt gemäß den eigenen Bedürfnissen transformiert (Assimilation) und umgekehrt die eigenen Handlungsmöglichkeiten an die besonderen Bedingungen seiner Umwelt anpaßt (Akkomodation). Eine strenge Dichotomisierung in Anlage und Umwelt, in Biologie und Intellekt wird durch den Gedanken überwunden, daß die menschliche Entwicklung als schrittweises Aneignen und Verfügbarmachen von Vorgegebenem begriffen wird. Die Handlungsmuster, die sich das Individuum schafft und deren es sich unter der Kontrolle der sinnlich erfahrbaren Realität bedient, ordnen sich in der Folge der Entwicklung zu einheitlichen Stufen, deren Qualität sich von Stufe zu Stufe erweitert. Am Anfang sind es sensu-motorische Handlungsmuster (vom zielgerichteten Greifen bis zu selbst bewirkten und beabsichtigten Handlungseffekten). Der nächste Entwicklungsabschnitt läßt sich als vorstellungsgebundene Intelligenz, als Stufe der konkreten Operationen, bezeichnen. Intelligentes Handeln wird hier durch die Einsicht in Zuammenhänge zwischen Attributen von konkreten Objekten und deren Relationen bestimmt. Der Zahlbegriff und darauf die vier Grundrechenarten können z.B. auf dieser Stufe erworben werden. Charakteristisch ist, daß alle hier möglichen Beziehungen an der Realität überprüft werden können – man kann die Probe aufs Exempel machen. Anders bei der Stufe der formalen Operationen, in die der Jugendliche in modernen Gesellschaften mit einem formalen Schulsystem zwischen dem 11. und 13. Lebensjahr eintritt. Die Operationsbasis des Denkens in der frühen Adoleszenz geht über konkret beobachtbare Eigenschaften und Relationen hinaus; und zwar so, daß die Elemente der neuen Denkform als Aussagen beschrieben werden können. Einfache Sätze aus der Geometrie werden über ein System von Aussagen hergeleitet und gelten z.B. für alle nur denkbaren ebenen Dreiecke, Quadrate oder Trapeze. Die Richtigkeit der Aussagen kann formal bestimmt werden und dem Jugendlichen vermittelt sich ein Eindruck von der Macht des Denkens, also davon, daß man ohne Ausprobieren und durch bloßes Nachdenken zu Lösungen kommen kann bzw. die Richtigkeit oder Falschheit einer Schlußfolgerung überprüfen kann. In diesem Zusammenhang versuchen sich Jugendliche im hypothesengeleiteten Suchen nach Antworten, die sich aus der Empirie nicht herleiten lassen. Das Hinzutreten des logisch Möglichen zum beobachteten Wirklichen, das hypothesengeleitete Analysieren von Zusammenhängen fördert eine neue Haltung des Jugendlichen zu sich selbst und zu seiner sozialen Umwelt. Nach Beobachtungen von *Inhelder* und *Piaget* bildet sich beim Jugendlichen in diesem Entwicklungsabschnitt die Überzeugung von der unbegrenzten Macht der eigenen Gedanken und die Überzeugung, daß sich die Welt nach dem Wunschbild der eigenen Ideen verändern lasse. Da die Unterscheidung der eigenen Denkperspek-

tive von der der anderen noch fehlt, bildet sich leicht eine Art von Egozentrismus heraus, der ohne die Perspektiven und Interessen anderer auszukommen glaubt. Erst mit dem Eintritt in Beruf und Arbeitswelt bahnt sich nach *Inhelder* und *Piaget* (1980) ein Ausgleich von Perspektiven an.
Elkind beobachtet im Zusammenhang mit dem Egozentrismus des Jugendlichen einige typische Begleiterscheinungen: der Jugendliche fühlt oft die Augen aller anderen auf sich gerichtet, agiert vor einem »imaginären Auditorium« und stilisiert sein Verhalten nach den vermeintlichen Bewertungsgesichtspunkten jenes Auditoriums. Das Selbstwertgefühl wird durch die Scham beeinträchtigt, vor den kritischen Augen der andern nicht bestehen zu können. Mit der Entdeckung der »Macht des Denkens« verbindet sich die Vorstellung von der Einmaligkeit und Originalität des eigenen Fühlens und Denkens. Erste literarische und musische Versuche werden unternommen und meist vor den Augen anderer verborgen. Nicht zufällig liegen auch die Anfänge des Tagebuchschreibens gleichzeitig in der Zeit zwischen 11 und 14 Jahren.

5.2. Das Jugendalter in psychoanalytischer Sicht

Da für *S. Freud* die ersten Lebensjahre die entscheidende Rolle spielen, leuchtet ein, daß die Psychoanalyse »von dem psychologischen Problem des Pubertätsalters bisher merkwürdig wenig angezogen worden (ist)« (*A. Freud*, 1946, 159). Die prägenden Erfahrungen, die lebensbedeutsamen Weichenstellungen erfolgen schon in der frühen Kindheit, in der Phase der infantilen Sexualität, welche mit der Auflösung des Ödipuskomplexes etwa mit Beginn des Schulalters zu einem relativen Abschluß kommt. Erst nach einer längeren Latenzphase – diese wird von *Erikson* später als psychosexuelles Moratorium bezeichnet – manifestiert sich am Beginn der Reifezeit ein erneuter Anstieg des Triebdrucks. *Freud* spricht vom zweizeitigen Ansatz der Sexualentwicklung. Mit dem Eintritt in die Pubertät brechen alte Triebkräfte mit neuer Wucht auf. Quantitativ erhöhten Triebansprüchen, die sich in Ausbrüchen von Naschhaftigkeit, Wildheit, Unbekümmertheit gegenüber Schmutz, Wutausbrüchen und anderem mehr äußern mögen, werden erhöhte Kontrollbedürfnisse entgegengesetzt. Obwohl die Grundannahmen der Theorie strittig und empirisch kaum belegt sind, verdienen die scharfsinnigen Beobachtungen von *Anna Freud* über neu auftretende seelische Prozesse bei Jugendlichen Beachtung. In ihren Studien über »Das Ich und die Abwehrmechanismen« beschreibt sie vor allem zwei Strategien, deren sich der Jugendliche bei der Auseinandersetzung mit seiner neuen psychophysischen Lage bedient, nämlich Askese und Intellektualisierung. Mit Askese bezeichnet sie die schubweise auftretenden Anstrengungen des Jugendlichen, sich in nichts nachzugeben. Langschläfer versuchen sich als Frühaufsteher, anstrengende Gymnastikübungen werden exerziert, die Eßgewohnheiten verändert und gelobt, was hart macht. Dieser oft verbissene Einsatz, von mancherlei Niederlagen und Rückfällen durchkreuzt, löst die kindliche Haltung und charakterisiert neue Formen der Auseinandersetzung mit sich selbst. Eine zweite wichtige Strategie, der *Anna Freud* bei ihren Beobachtungen begegnet, nennt sie Intellektualisierung. Das Interesse vieler Jugendlicher für

abstrakte Themen wie Freundschaft, Liebe, Gerechtigkeit und anderes mehr erwacht. Lange Diskussionen und Grübeleien sind an der Tagesordnung; Ideale werden auf den Schild gehoben, aber bisweilen auch rasch gegen andere vertauscht. Im Hintergrund von Prozessen der Intellektualisierung stehen Auseinandersetzungen des Jugenlichen mit seinen sehr persönlichen Problemen und mit den Normen seiner Umwelt. Im Zuge der Intellektualisierung gelingt es, bedrückende Probleme aus dem Nahraum auf geographisch und historisch ferne Horizonte zu projizieren. Intellektualisierung dient aber nicht nur dem Konfliktmanagement, sondern ist zugleich ein Weg zur bewußten Auseinandersetzung mit Werten und Normen.

5.3. Der Jugendliche als Gestalter seiner Entwicklung

W. Stern, einer der Mitbegründer der modernen Entwicklungspsychologie bezeichnet den Menschen als Produkt seiner Vergangenheit und als Vollzieher seiner eigenen Zukunft. Eine Tendenz zur Selbstgestaltung führt nach *Stern* den jungen Menschen über seinen Entwicklungsstand, über seine Anpassungs- und Gewohnheitsbildungen hinaus zu neuen Inhalten.

Die Idee einer Selbstregulationstendenz ist in der neueren Psychologie vielfältig aufgegriffen worden, insbesondere als Auseinandersetzung des Jugendlichen mit normativen Forderungen seiner Umwelt. Die Gewichte von Selbsterhaltung als Beharrung und Selbstgestaltung als zukunftsgerichtete Veränderung sind beim Eintritt in die Reifezeit, wenn der Jugendliche nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsener ist, ungleich verteilt; und zwar so, daß die Anreize zur Gestaltung einer persönlichen Zukunft stärker in den Vordergrund treten.

Eine Konkretisierung von normativen Anforderungen mit denen sich Jugendliche auseinandersetzen müssen – auch aus dem Felde gehen ist eine Antwort – hat *Havighurst* (1951) unter der Bezeichnung »Entwicklungsaufgaben« erarbeitet, nämlich:

1. Akzeptieren der eigenen Körperlichkeit, akzeptieren einer männlichen bzw. weiblichen Rolle;
2. Neue Beziehungen mit Altersgenossen beiderlei Geschlechts;
3. Emotionale Unabhängigkeit von Eltern und anderen Erwachsenen;
4. Erreichen der Anwartschaft auf ökonomische Unabhängigkeit;
5. Berufswahl und Berufsvorbereitung;
6. Entwickeln von intellektuellen Fertigkeiten und Begriffen, die für staatsbürgerliche Kompetenz erforderlich sind;
7. Das Anstreben und Erreichen von sozialverantwortlichem Verhalten;
8. Vorbereitung auf Heirat und Familienleben;
9. Ausbilden von bewußten Werthaltungen, die mit einem angemessenen wissenschaftlichen Weltbild harmonisieren.

Für das Studium der Lebensbewältigung von Jugendlichen, insbesondere in Konfliktlagen, hat sich die Theorie einer notwendigerweise stets mehr oder weniger eingeschränkten Selbstgestaltung bewährt und empirische Forschung angeregt, beispielsweise beim Studium der Anpassung von Jugendlichen an die Struktur von Arbeit und Beruf (*Oerter*, 1985), beim Studium der Auseinandersetzung von

Lehrlingen mit normativen Aufgaben (*Dittmann-Kohli*, 1986) oder dem Alkohol- und Drogenmißbrauch bei Jugendlichen (*Labouvie*, 1986). Der Forschungsakzent liegt weniger bei dem allgemeinen Konzept der Selbstgestaltung, als bei der Beschreibung und Analyse von typischen Formen der Daseinsbewältigung (*Thomae*, 1984), meist unter der Bezeichnung Coping.

Literatur

Amundsen, D.W., Diers, C.J.: »The age of menarche in classical Greece and Rome«. Human Biology, 41. 1969, 125–132 – *Amundsen, D.W., Diers, C.J.:* »The age of menopause in classical Greece and Rome«. Human Biology, 42. 1970, 79–86 – *Amundsen, D.W., Diers, D.J.:* »The age of menopause in medieval Europe«. Human Biology, 45. 1973, 605–612 – *Ariès, P.:* L'enfant, et la vie familiale dans l'ancien regime. Paris 1960; dt. Übersetzung Frankfurt/Main 1975 – *Bakwin, H., McLaughlin, S.M.:* »Secular increase in height: is the end in sight?« Lancet, 2. 1964, 1195–1196 – *Baltes, P.B., Reese, H.W.:* »The life-span perspective in developmental psychology«. Developmental Psychology: An advanced textbook. Eds. *M.L. Lamb, M.H. Bornstein*. Hillsdale 1984 – *Bernfeld, S.:* »Psychologie des Jugendalters«. Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Hg. *S. Bernfeld*. Bd. 3. Frankfurt/Main 1970 – *Bräutigam W., Christian P.:* Psychosomatische Medizin. Stuttgart 1975 – *Brock, J.:* Biologische Daten für den Kinderarzt. Bern – Göttingen – Heidelberg 1954 – *Brooks-Gunn, J., Petersen, A.C.:* Girls at puberty: Biological and psychosociological perspectives. New York 1983 – *Brooks-Gunn, J., Warren, M.P.:* »Effects of delayed menarche in different contexts: dance and nondance students«. Journal of Youth and Adolescence, 14. 1985, 285–300 – *Brundtland, G.H., Walloe, L.:* »Menarcheal age in Norway: halt in the trend towards earlier maturation«. Nature, 241. 1975, 478–479 – *Crasselt, W., Reißig M.:* »Zur körperlichen Entwicklung älterer Schüler«. Soziale Psychologie älterer Schüler. Hg. *W. Friedrich, H. Müller*. Berlin 1983 – *Damon, A.:* »Larger body size and earlier menarche: The end may be in sight«. Social Biology, 21. 1974, 8–11 – *Dittmann-Kohli, F.:* »Problem identification and definition as important aspects of adolescent's coping with normative life-tasks«. Development as action in context. Eds. *R.K. Silbereisen, K.* u. *R. Eyferth*. Berlin/Heidelberg 1986, 19–37 – *Duncan, P.D., Ritter, P.L., Dornbusch, S.M., Gross, R.T., Carlsmith, J.M.:* »The effects of pubertal timing on body image, school behavior and deviance«. Journal of Youth and Adolescence, 14. 227–235 – *Eichorn, D.H.:* »Biological correlates of behavior«. Child Psychology (The 62nd yearbook of the Nat. Soc. for the study of Education). Ed. *H.W. Stevenson*. Chicago 1963 – *Elkind, P.:* »Egocentrism in adolescence«. Child Development, 38. 1967, 1025–1034 – *Elkind, P., Bowen, R.:* »Imaginary audience behavior in children and adolescents«. Developmental Psychology, 5. 1979, 38–44 – *Erikson, E.-H.:* Youth, identity and crises. New York/Norton 1968 – *Ewert, O.:* Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Stuttgart 1983 – *Faust, M.S.:* »Development maturity as a determinant in prestige of adolescent girls«. Child Development, 31. 1960, 113–184 – *Faust, M.S.:* »Alternative constructions of adolescent growth«. Girls at puberty. Eds. *J. Brooks-Gunn, A.C. Peters*. New York 1983, 105–125 – *Feighner, J.P., Robins, E., Guze, S.B., Woodruff Jr., R., Winokur, G., Munoz, R.:* »Diagnostic criteria for use in psychiatric research«. Archives of General Psychiatry, 26. 1972, 57–63 – *Flitner, A., Hornstein, W.:* »Kind und Jugend in geschichtlicher Betrachtung«. Zeitschrift für Pädagogik, 10. 1964 – *Freud A.:* Das Ich und die Abwehrmechanismen. London 1946 – *Frisch, R.E.:* »Demographic implications of the biological determinants of female fecundity«. Social Biology, 22. 1975, 17–22 – *Frisch, R.E., Revelle, R.:* »Height and weight at menarche and a hypothesis of menarche«. Archives of Disease in Childhood, 46. 1971, 695–701 – *Frisch, R.E., Gotz-Welbergen, A. v., McArthur, J.W., Albright, J., Witschi, J., Bullen, B., Birnholz, J., Reed, R.B., Hermann, H.:* »Delayed menarche and amenorrhea of college athletes in relation to age of onset of training«. Journal of the American Medical Association, 246. 1981, 1559–1563 – *Frisch, R.F.:* »Influences on age of menarche«. Lancet, 1. 1973, 1007 – *Frisch, R.F.:* »Fatness, puberty and fertility«. Girls and puberty. Eds. *J. Brooks-Gunn, A.C. Petersen*. New York 1983, 29–49 – *Gutezeit, G.:* Ergebnisse

psychodiagnostischer Untersuchungen bei weiblichen und männlichen Patienten mit Anorexia nervosa. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1981 – *Havighurst, R.J.:* Developmental tasks and education. New York 1951 – *Hornstein, W.:* Jugend in ihrer Zeit. Hamburg 1966 – *Hultkrantz, J.V.:* »Über die Zunahme der Körperhöhe in Schweden in den Jahren 1840–1924«. Nova Acta Sci. Phys. Vol., extra ordinem edit. Upsala 1927 – *Inhelder, B., Piaget J.:* Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden (Erstauflage frz. 1958). Stuttgart 1980 – *Jones, H.E.:* »The adolescent growth study«. Journal of consulting Psychology, 3. 1939, 157–159; 177–180 – *Jones, M.C.:* »Psychological correlates of somatic development«. Child Development, 36. 1965, 899–911 – Jugendwerk der deutschen Shell: Jugendliche und Erwachsene 1985: Generationen im Vergleich (Bd. 1). Leverkusen 1985 – *Kinsey, A.C., Pomeroy, W.B., Martin, C.E.:* Sexual behavior in the human male. Philadelphia 1948 – *Koch, E.W.:* Über die Veränderung menschlichen Wachstumes im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts. Leipzig 1935 – *Labouvie, E.W.:* »The coping function of adolescent alcohol and drug use«. Development as action in context. Eds. *R.K. Silbereisen, K.R. Eyferth.* Berlin/Heidelberg 1986 – *Mönks, F., Knoers A.M.P.:* Entwicklungspsychologie. Eine Einführung. Stuttgart 1976 – *Mühlmann, W.E.:* »Kindheit und Jugend in traditionellen und progressiven Gesellschaften«. Jugend in der Gesellschaft. München 1975 – *Neugarten, B.L.:* »Time, age and life cycle«. Americal Journal of Psychiatry, 136. 1978, 887–894 – *Oerter, R.:* »Die Anpassung von Jugendlichen an die Struktur von Arbeit und Beruf«. Lebensbewältigung im Jugendalter. Hg. *R. Oerter.* Weinheim 1985, 69–110 – *Petersen, A.C., Crockett, L.J.:* »Puberal timing and grade-effects on adjustment«. Journal of Youth and Adolescence, 14. 1985, 191–206 – *Post, G., Crowther J.H.:* »Variables that discriminate bulimic from nonbulimic females«. Journal of Youth and Adolescence, 14. 1985, 85–98 – *Reissig, M.:* »Zur körperlichen Entwicklung von Schülern vom 12. bis 16. Lebensjahr«. Zur Psychologie der 12 . . . 22jährigen. Hg. *W. Friedrich, H. Müller.* Berlin (Ost) 1980 – *Savin-Williams, R.C.:* »Dominance hierarchies in groups of early adolescents«. Child Development, 50. 1979, 923–935 – *Schwidetzky, I.:* »Wachstum«. Anthropologie. Hg. *G. Heberer, I. Schwidetzky, H. Walter.* Frankfurt 1970, 324–341 – *Seiffge-Krenke, I.:* Psychoanalytische Therapie Jugendlicher. Stuttgart 1986 – *Simmons, R.G., Blyth, D.A., McKinney, K.L.:* »The social and psychological effects of puberty on white females«. Girls at puberty. Eds. *I. Brooks-Gunn, A.C. Petersen.* New York 1983, 229–272 – *Stolz, H.R., Stolz, M.:* »Adolescent problems related to somatic variations«. The 43rd yearbook of the Nat.Soc. for the study of Education. Chicago 1944 – *Takahashi, E.:* »Growth and environmental factors in Japan«. Human Biology, 38. 1966, 112–130 – *Tanner, J.:* Growth at adolescence. London 1962. Deutsch: Wachstum und Reifung des Menschen. Stuttgart – *Thomae, H.:* Anorexia nervosa. Stuttgart 1961 – *Thomae, H.:* »Formen der Auseinandersetzung mit Konflikt und Belastung im Jugendalter«. Probleme des Jugendalters. Hg. *E. Olbrich, E. Todt.* Berlin/Heidelberg 1984, 89–111 – *Undeutsch, U.:* Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Hagen 1976 – *Wackernagel, W.:* Die Lebensalter. (Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte.) Basel 1862 – *Weber, D.:* »Beitrag zur Symptomatologie, Behandlung und zum Verlauf der Pubertätsmagersucht«. Jahrbuch für Jugendpsychiatrie und ihre Grenzgebiete, Bd. 4. Hg. *H. Stutte.* Bern–Stuttgart 1965, 109–128 – *Ziegler, E.:* »Zuckerkonsum und pränatale Akzeleration«. Helvetica Paediatrica Acta, 31. 1976, 347–363 – *Zinnecker, J.:* »Jugend 1981: Porträt einer Generation«. Jugend '81. Jugendwerk der Deuschen Shell. Hamburg 1981.

Reinmar du Bois

Gesundheit und Leistungsfähigkeit im Jugendalter

1. Definitionen

1.1. Medizinische Definitionen

Traditionell beschäftigt sich die Medizin mit kranken Individuen, nicht mit gesunden Populationen. Erst die Präventivmedizin und im Bereich der Kindheit und Jugend vor allem die amerikanische Child Welfare Bewegung der 20er Jahre dieses Jahrhunderts warfen die Frage auf, wie der komplexe Zustand der »körperlichen Gesundheit« mit medizinischen Methoden erfaßbar und wie gegenwärtige und zukünftige Gesundheitsrisiken bei Kindern und Jugendlichen abschätzbar sein könnten. Als besonders geeignet erwiesen sich Längsschnittstudien, also wiederholte Untersuchungen und Messungen bei denselben Probanden im Verlaufe ihrer körperlichen Entwicklung.
Es darf nicht übersehen werden, daß der Blickwinkel solcher Untersuchungen eingeschränkt ist. Es kann lediglich die An- oder Abwesenheit von Krankheiten festgestellt werden, die den Modellen der medizinischen Pathologie entsprechen, wie Entzündungen, Verletzungen, Tumoren, Funktionsausfälle und Überschußfunktionen. Unabhängig vom Krankheitsbegriff können weiterhin körperliche Daten erhoben und quantitativ verglichen werden. Beispiele dafür sind Messungen von Größe und Gewicht, Knochenalter, Muskelkraft, Geschicklichkeit und Parametern des Herz-Kreislaufsystems. Die Spielbreite der mit körperlicher Gesundheit noch vereinbaren Meßergebnisse ist allerdings sehr groß. Viele körperliche Merkmale, z. B. solche, die den Körperbau oder die vegetative Reaktionslage betreffen, entziehen sich einer quantitativen Einstufung auf einer Normalitätsskala ganz oder teilweise. Rein statistisch-medizinische Untersuchungen über den Gesundheitszustand einer Population, sind also nur eingeschränkt verwertbar.

1.2. Psychosoziale Definitionen

Da »Gesundheit« nicht allein mit biologischen Meßmethoden normierbar ist, muß sie gleichzeitig als Inhalt subjektiven Erlebens definiert werden. *Jaspers* spricht (1965, 652) von »geringer Ermüdbarkeit, Schmerzfreiheit« und von einem »Zustand, in dem man dauernd vom Körper möglichst wenig – abgesehen von Lustgefühlen – merkt«. Solche nur auf dem Selbsterleben basierenden Definitionen, also rein psychologische Ansätze, bieten sich allerdings für empirische Untersuchungen nicht an. In der Realität bezieht sich das Erleben des Gesundseins immer schon auf konkrete soziale Lebensbedingungen, sowie soziale und kulturelle Bewertungsmaßstäbe. Es kommen hiermit soziologische Definitionen der Gesundheit in Frage. In diesen Definitionen wird vorausgesetzt, daß es sich bei »Gesundheit«

sowohl um subjektive Erlebnisbefunde wie um objektive Körperbefunde handelt. Beide werden aufeinander bezogen: Je nach dem sozialen Umfeld, in dem jemand lebt, kann er sich bei gleichen körperlichen Voraussetzungen als mehr oder weniger gesund und leistungsfähig erleben. Darüber hinaus können sich gesundheitliche Störungen auf die soziale Situation und umgekehrt soziale Lebensbedingungen auf die Gesundheit auswirken.

1.3. Zusammenhang von Gesundheit und Jugendalter

Die medizinisch orientierte Gesundheitsforschung richtet sich im Jugendalter auf den noch nicht abgeschlossenen körperlichen und, darin eingeschlossen, sexuellen Entwicklungsprozeß mit den besonderen Risiken der Überlastung und Fehlanpassung. Bei früh erkennbaren, langfristig wirksamen Risikofaktoren wird bei Jugendlichen die Chance einer präventiven Gesundheitserziehung (*Coates*, 1982) gesehen. Zudem haben bestimmte schwerwiegende Erkrankungen, z. B. Tumoren und Stoffwechselerkrankungen (z. B. Juveniler Diabetes), im Jugendalter einen ersten Häufigkeitsgipfel. Die Integration dieser jungen Patienten erfordert individuelle und gesellschaftliche Anpassungsvorgänge. Die soziologische und psychologische Forschung stellt sich hier weitgehend in den Dienst medizinischer Anliegen. Dort, wo eigenständige psychosoziale Hypothesen zum Zusammenhang zwischen Jugend und Gesundheit gebildet werden, laufen sie auf den Versuch hinaus, jugendtypische Gewohnheiten oder soziale und berufliche Belastungen des Jugendalters zu definieren, aus denen sich gesundheitliche Schäden entwickeln könnten. Diese verdienstvolle Forschung hat freilich methodischen Schwierigkeiten bei der Objektivierung der gesundheitlichen Folgen: Wie in der übrigen Streßforschung (*Dobson*, 1982; *Peterson* und *Spiga*, 1982) müssen nämlich dabei auch vegetative, psychosomatische und psychopathologische (psychodynamische) Parameter berücksichtigt werden.

2. Methodische Ansätze

2.1. Teilnehmer

Bei der Erforschung der gesundheitlichen Situation Jugendlicher wirken Verhaltensforscher (*Millstein* et al., 1981; *Balding*, 1985) und Mediziner zusammen. Die Veröffentlichungen stammen aus dem Bereich des öffentlichen Gesundheitswesens, der Arbeits- und Betriebsmedizin (*Schirmer* et al., 1984; 1985) und der Sozialmedizin und Sportmedizin (*Meusel*, 1976). Die Weltgesundheitsorganisation (WHO 1978, 1986) bemüht sich um die Forschungskoordination und die Sammlung der wichtigsten Ergebnisse. Mit kleineren Fallzahlen und krankheitsbezogenen Fragestellungen sind weiterhin alle klinisch-medizinischen Fachgebiete vertreten, vor allem die Pädiatrie und die Orthopädie.

2.2. Gruppendefinition und Untersuchungsverfahren

Der Wunsch nach allgemeingültigen Aussagen über die Gesundheit in einer jugendlichen Gesamtpopulation führt dazu, daß repräsentative Stichproben mit großen Fallzahlen bevorzugt werden. Teilweise werden die Stichproben anhand sozialer Kriterien eingegrenzt, z. B. Schichtzugehörigkeit oder Art der beruflichen Tätigkeit. Leider können die größten dieser Stichproben nur sehr grob ausgewertet werden, z. B. anhand der dokumentierten Krankmeldungen, dabei entsteht ein Bild von der Gesamtmorbidität und dem Vorkommen und der Verteilung einzelner Krankheiten. Bei etwas geringeren Fallzahlen werden Fragebögen eingesetzt, deren Inhalte sich sowohl auf objektive medizinische Befunde wie auf psychosoziale Begleiterscheinungen und das subjektive Erleben von Gesundheit und Krankheit erstrecken können. Noch beliebter als die Erlebnisforschung sind freilich Erhebungen zum Gesundheitsverhalten. Von diesem wird dann auf das Erleben zurückgeschlossen. Methodisch besonders aufwendig sind Studien, bei denen gesunde jugendliche Probanden medizinisch-anthropometrisch und testpsychologisch wiederholt untersucht und persönlich befragt werden (Längsschnittuntersuchungen) (z. B. *Kemper*, 1985). Bei allen bisher genannten Untersuchungsansätzen überwiegt das Interesse an biologisch und medizinisch fundierten Aussagen über die Jugendgesundheit – auch dann, wenn zusätzliche Daten über das Gesundheitsverhalten gewonnen werden.
Bei den kleineren und thematisch eingegrenzten Untersuchungen sind medizinische und soziologische Ausgangsdefinitionen gleichgewichtig vertreten. Es wird entweder eine bestimmte psychosoziale Gruppe definiert (z. B. Spielsüchtige, arbeitslose Farbige, Teppichweber in Indien usw.) und nach deren gesundheitlicher Situation gefragt oder es werden der soziale Hintergrund und die psychischen Begleitumstände bei bestimmten Gesundheitsproblemen ermittelt (z. B. bei Unfällen, Schwangerschaft, Diabetes mellitus). Die Daten stammen aus Interviews und Selbstbeurteilungsskalen, bei Patienten mit definierten Krankheiten auch teilweise aus den Krankenakten. Bei solchen eingegrenzten Kollektiven können Vergleichsgruppen gegenübergestellt werden.

2.3. Thematische Schwerpunkte

Bei Untersuchungen, die sich mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen junger Menschen beschäftigen, ist neben der Prüfung geeigneter medizinischer Hilfen und Betreuungsmaßnahmen die Frage nach der sozialen Integration der Patienten vorrangig. Dabei werden Möglichkeiten der beruflichen Förderung erörtert oder es wird das Ausmaß sozialer Einschränkungen umrissen, z. B. hinsichtlich der sportlichen Belastbarkeit, der Führerscheintauglichkeit oder allgemeinen Berufstauglichkeit. Die Arbeitsmedizin untersucht die Frage unterschiedlicher Berufseignung an größeren Kollektiven gesunder Jugendlicher. Auch die sportliche Belastbarkeit wird nicht nur an Kranken, sondern im Rahmen der Sportmedizin vor allem an gesunden Kollektiven geprüft. Es kommt ein Vielzahl sog. anthropometrischer Verfahren zur Anwendung, wobei körperliche Zustände und Funktionen physikalisch objektiviert werden.

Die Diskussion über gesundheitliche »Risikofaktoren« bei Jugendlichen wird vorwiegend von Seiten der Orthopädie und der Kardiologie geführt. Von Orthopäden wird vor der Gefahr einer frühzeitigen Über- und Fehlbelastung des Bewegungsapparates gewarnt. Kardiologen sehen gemeinsam mit der Stoffwechselforschung in einer falschen Ernährung und Lebensführung bereits im Jugendalter Risiken für Arteriosklerose und Bluthochdruck. Letzterer kann durch Funktionsmessungen schon in Frühstadien erfaßt werden.
Die mit öffentlichen Mitteln geförderte Erforschung der genannten Gesundheitsrisiken hat zu Aufklärungsprogrammen geführt. Die reichhaltige Literatur zur Gesundheitserziehung erstreckt sich – bezogen auf Länder der dritten Welt – noch auf weitere Risiken, z. B. auf Hygienemaßnahmen zur Infektionsprophylaxe.
Die psychologischen Fragestellungen richten sich vor allem auf das Gesundheitsverhalten Jugendlicher, auf die Selbsteinschätzung ihres Wohlbefindens und auf Persönlichkeitsmerkmale, die sich durch konkrete Krankheitsschicksale herausbilden könnten. Psychologische Erwägungen spielen außer bei klinischen Untersuchungen vor allem bei Projekten zur Gesundheitserziehung eine Rolle. Die dort erhobenen Daten des Gesundheitsverhaltens sind leider oft inhaltsarm und mehrdeutig, während psychologische Erkenntnisse bei konkreten Erkrankungen plastischer und für die Praxis brauchbarer ausfallen.

3. Einzelne Studien und Ergebnisse

3.1. Allgemeine Gesundheits- und Krankheitsdaten

3.1.1. Anthropometrie bei Gesunden

Die jüngste Längsschnittstudie zur allgemeinen Gesundheit und Leistungsfähigkeit sowie Entwicklungsdynamik der Jugend stammt von *Kemper* (1985) in den Niederlanden. Methodisch richtungsweisend für derartige Untersuchungen war vor 20 Jahren *Tanner* (1981). Die Jugendlichen sind 1980 2–5 cm größer als 1965, seitdem ist keine merkliche Akzeleration mehr zu verzeichnen. Heute gültige Wachstumskurven finden sich bei *Prader* (1981). Die Akzeleration ist in den Entwicklungsländern noch im Gange, so in China (*Gong Shao*, 1985) und in Indien (*Pushpamma*, 1982). Verschiebungen der Gewichtskurven hat es in Mitteleuropa in den letzen 20 Jahren nicht mehr gegeben. Die Mädchen überholen die Jungen vorübergehend in der Entwicklung der Rumpflänge. Die Fettschicht der Haut nimmt bei Mädchen von 23 % auf 28 % zu, bei Jungen bleibt sie konstant. Jungen erzielen bessere motorische Leistungen, vor allem bei Schnellkraft und grober Kraft, Mädchen sind stattdessen beweglicher. Die Leistungen in diesen Bereichen sind seit 50 Jahren konstant. Der systolische Blutdruck nimmt bei Jungen mit steigendem Alter zu, bei Mädchen bleibt er gleich. Der Serum Cholesterinspiegel ist bei den 13-jährigen Jungen höher als bei den Mädchen, später gleich hoch. Die Vitalkapazität verbessert sich bei den Jungen mit dem Wachstum, die Mädchen bleiben in dieser Hinsicht zurück, haben aber das bessere Sekundenvolumen. (Weitere Daten zur körperlichen Entwicklung vgl. *Ewert* in diesem Band)

Ergometrische Messungen können normativ auf die sportliche oder berufliche Verwendungs- und Leistungsfähigkeit bezogen werden (*Brauer*, 1982; *Lorenz* et al., 1982) und machen die Einstufung in Leistungskategorien möglich. Im Mittelpunkt der sportmedizinischen Untersuchungen stehen Messungen des Herz-Kreislaufsystems. Die Belastbarkeit dieses Systems im Jugendalter wird unterschiedlich bewertet. Generell wird festgestellt (*Jeschke*, 1982), daß sich das Herz-Kreislaufsystem im Verlaufe des Jugendalters harmonisch entwickelt. Mit den Jahren werden wachsende Anpassungsleistungen verzeichnet. Es gibt im Entwicklungsverlauf nicht, wie volkstümlich angenommen, Schwächerperioden mit verminderter Anpassungsfähigkeit. Ein sportliches Training soll freilich die jeweils verfügbaren Anpassungsgrenzen nicht überschreiten. Im Entwicklungsalter wird ein Training für ausgesprochene Hochleistungen für fragwürdig erachtet (*Rutenfranz*, 1986). Obwohl die kardiovaskulären Leistungsgrenzen gegenüber Erwachsenen noch geringer sind, wird andererseits betont, daß die Grenzen schwerlich überschritten werden können, da zuvor die Leistungsgrenze der Muskulatur erreicht sei (*Jeschke*, 1982). Es wird aber eingeräumt, daß reversible funktionelle Störungen durch ein sportliches Training auftreten können. Andererseits treten die gleichen vegetativen Dysfunktionen auch bei untrainierten Individuen auf und können hier durch ein Kreislauftraining gebessert werden (*Klimt*, 1978). Mit modernen physikalischen Verfahren kann heute die mechanische Beanspruchung der Gelenke bei der Ausübung bestimmter Sportarten gemessen werden (*Huber* et al., 1982). Diese Verfahren können freilich zur klinischen Diagnostik schädlicher Belastungen noch nicht genutzt werden.

3.1.2. Morbiditätsstatistik

Die Sterblichkeit im Jugendalter ist gering. Sie beträgt 0,33% zwischen 10 und 14 Jahren und 1% zwischen 15 und 19 Jahren, wobei die Morbidität der männlichen Jugend das Dreifache der Mädchen ausmacht (*Deschamps*, 1983). An erster Stelle der Todesfälle stehen Unfälle, vor allem Verkehrs- und Arbeitsunfälle männlicher Jugendlicher. Auch die Inzidenz sonstiger Unfälle ohne Todesfolge ist relativ hoch. Sogar bei Mädchen, denen eine geringere Risikobereitschaft zugesprochen wird, führen Unfälle in hohem Anteil zu deutlich erkennbaren Gesundheitsfolgen, 84% suchen einen Arzt auf, 25% müssen stationär behandelt werden. Die meisten Unfälle gehen – vordergründig betrachtet – auf das Konto eines riskanten Fehlverhaltens (*Gredler/Vutuc*, 1986). Den zweiten Rang in der Sterblichkeit nehmen maligne Tumoren, vor allem Leukämien, ein. An dritter Stelle folgt der Suizid. Schließlich kommen plötzliche Todesfälle bei chronischen Grunderkrankungen vor (*Neuspiel/Kuller*, 1985) z.B. bei Herzfehlern, Epilepsie oder Asthma bronchiale (*Collins-Williams* et al., 1981).

Ähnlich wie Kleinkinder gelangen Jugendliche seltener als alle andern Altersgruppen in eine Klinik. Der häufigste Einweisungsgrund sind wiederum Unfälle. Sie bilden 30–35% aller Aufnahmen, 46% der männlichen und 20% der weiblichen Aufnahmen (*Deschamps*, 1983). Ambulant stellen sich französische Jugendliche im Durchschnitt zweimal pro Jahr einem Arzt vor. Die häufigsten Gründe sind Verletzungen, Infektionen der Atemwege, Magen-Darm Affektionen, Hauterschei-

nungen (Akne), psychische Probleme und Schwangerschaft. Aus Finnland werden in absteigender Häufigkeit folgende ambulante Vorstellungsgründe berichtet: Allergien, Müdigkeit, Akne, Kopfschmerzen, Schlafstörungen, kardiovaskuläre, gastrointestinale Probleme, Seh- und Hörstörungen, orthopädische Probleme (*Wasz-Höckert*, 1983). *Kemper* (1985, 190) erwähnt in seiner Längsschnittuntersuchung zum Zeitpunkt der größten Wachstumsgeschwindigkeit einen Anteil von 25% mit Rückschmerzen. *Hodgson* et al. (1985) verzeichnen in einem schulärztlichen Ambulatorium in Canada Akne, Kopfschmerzen und Menstruationsbeschwerden als sehr häufig, Probleme mit Schwangerschaften, Geschlechtskrankheiten und hypochondrischen Ängsten als besonders schwierig und Schulängste, Probleme wegen der Empfängnisverhütung und allgemeine Nervosität als sowohl häufig wie auch schwierig zu behandeln. *Haltmeyer* (1980) findet nach einem 5-Jahresabstand unter österreichischen Musterungskandidaten einen Anstieg der allergischen Affektionen und der Zustände nach Unfallereignissen. Mehr als 50% von ca. 75000 jugendlichen Patienten in den USA, die entweder stationär, hausärztlich ambulant oder gesundheitsdienstlich erfaßt wurden, hatten Restbefunde oder bleibende Beeinträchtigungen (*Schonberg/Cohen*, 1979). Aus den USA wird die Jugendmorbidität von *Litt* (1982) dargestellt. Aus den Daten ergibt sich nach Auffassung aller Autoren das Bild einer relativ hohen ärztlichen und psychosozialen Versorgungs- und Schutzbedürftigkeit der Jugend.

Ein medizinischer Schwerpunkt der Jugendmedizin liegt neben der Endokrinologie (Minderwuchs, Hochwuchs, Adipositas, verzögerte oder vorzeitige Pubertät) (*Bierich*, 1982) bei gynäkologischen Fragestellungen. Bei Schwangerschaften im Jugendalter ist das Zusammenspiel mit psychosozialen Ursachen und Folgeerscheinungen besonders offenkundig. In der BRD kommen jährlich 2500 Geburten von Mädchen unter 16 Jahren vor. In Schweden werden 67% aller Schwangerschaften der 16–17jährigen unterbrochen. In USA betrifft 1 von 3 Aborten Schwangere unter 20 Jahren. Insgesamt ist die perinatale Mortalität bei unter 18jährigen Schwangeren mehr als doppelt so hoch wie bei älteren (*Hintalan* et al., 1984). Die Störungen werden überwiegend psychischen, nicht biologischen Faktoren zugeschrieben. Viele Mädchen verheimlichen ihre Schwangerschaft lange Zeit bzw. lassen sie nicht ärztlich überwachen.

Nur ein geringer Teil der 15–16jährigen hat ein saniertes Gebiß. Bei Jungen werden mehr Plaques gefunden als bei Mädchen. 63% haben Fehlstellungen der Zähne und des Kiefers. Ein Drittel davon ist nach heutigen Maßstäben kieferorthopädisch behandlungsbedürftig. Diese Daten geben ein Bild von der Verbreitung zahnärztlicher Maßnahmen bei Jugendlichen (*Götsch* et al., 1986).

3.2. Gesundheitserziehung und Risikoforschung

3.2.1. Allgemeine Gesundheitserziehung

In der Literatur wird über zahlreiche Aufklärungsprojekte berichtet. Einige (*Bullock-Lamberts*, 1985) wollen über Informationsbriefe auf minderjährige Eltern einwirken. Jugendbücher (*Murken*, 1982) und Videofilme (*Levenson* et al., 1984) werden neben den Massenmedien (*Maschhoff*, 1981) für die Gesundheitsaufklärung eingesetzt. Über den Sport lassen sich direkte Anreize für eine gesunde Lebensgestaltung geben. Der Sport wird in einer allgemeinpräventiven und sogar therapeutischen Bedeutung bei vegetativen Beschwerden, Adipositas, und motorischer Trägheit gesehen (*Meusel*, 1976). Die staatlichen Gesundheitsdienste bauen bei ihrer Aufklärungsarbeit vor allem auf die Zusammenarbeit mit den Schulen (WHO, 1977). Zur rascheren Sammlung, Verbreitung, Auswertung und Abrufbarkeit von Risikodaten wird der Einsatz von Mikrocomputern propagiert (*Moody/Moriarty*, 1983). Die Berichte über die Praxis der Gesundheitsaufklärung spiegeln die unterschiedlichen sozialen und gesellschaftspolitischen Voraussetzungen der Ursprungsländer wider: *Lewerenz* et al. (1982) berichten z.B. über die Situation in der BRD, *Loransky/Kartaeva* (1980) über die UDSSR, *Coates* et al. (1982) über die USA.

3.2.2. Spezielle Gesundheitsrisiken und Risikogruppen

Die spezielle medizinische Risikoforschung widmet sich vor allem drei Themen: 1. Ernährung und Genußmittelkonsum (vgl. *Reuband* in diesem Band), 2. Überlastung des Kreislaufs und des Bewegungsapparates durch den Sport und durch spezielle Arbeitsbelastungen, 3. Schwangerschaft und Geburt minderjähriger Mädchen. Darüber hinaus existiert eine breite Literatur über die Lebensführung bei chronischen Erkrankungen und Behinderungen, z.B. Diabetes (*Borkenstein* et al., 1978) oder Epilepsie (*Groh*, 1982). Auf diese Bereiche kann hier nur am Rande hingewiesen werden. Während die bisher genannten Risikogruppen medizinisch definiert werden, gibt es einige soziologische Ansätze zur Einkreisung von Risikogruppen.

Ernährung: Die Jugendlichen decken ihren hohen kalorischen Bedarf nicht einheitlich. Sie bevorzugen teils schlackenarme, hochkalorige Kost, teils werden große Volumina zugeführt. Generell wird allerdings viel Rohrzucker in fester oder flüssiger Form konsumiert. Auch besitzen industriell gefertigte Nahrungsmittel eine große Anziehungskraft. 20% des Nahrungsbedarfs werden in westlichen Ländern von Snacks gedeckt (*Parahoo*, 1984). Sicherlich gelten diese Angaben zunächst einmal für eine stadtnahe Bevölkerung. Trotz der Kritik finden *Post/Kemper* (1985) bei ihren Bilanzierungen an niederländischen Jugendlichen, daß diese noch eine ausgewogene Diät zu sich nehmen. Die Aufgaben einer Ernährungsberatung werden allgemein von *Miesel* (1982) formuliert, speziell für schwangere Jugendliche von *Perkin* (1983). In einer skandinavischen Studie zur Ernährungserziehung (*Tell*, 1982) wird besonderer Wert auf die Erforschung der tatsächlichen Ernährungsgewohnheiten der Jugendlichen gelegt. Gesundheitliche Folgen einer falschen Ernäh-

rung stellen sich unter völlig anderen Voraussetzungen sehr eindrücklich in Berichten aus Ländern der zweiten Welt dar (z.B. *Rosselot*, 1979).

Bewegungsapparat: In der ersten Hälfte der Pubertät, während des Wachstumsschubs, ist die Wirbelsäule besonders gefährdet für bleibende Deformierungen unter statischer Fehlbelastung. Die Entwicklung der Haltemuskulatur des Rückens muß mit dem Längenwachstum Schritt halten. Kräftigende Übungen werden befürwortet. Andererseits kann auch eine übermäßige Ausbildung der Rückenmuskulatur problematisch sein. Vor allem wird vor isometrischen Kraftübungen gewarnt. Die meisten Schäden werden auf die sog. Scheuermannsche Erkrankung zurückgeführt (*Morscher*, 1970). Eine monographische Übersicht über orthopädische Risiken im Entwicklungsalter bietet *Henke* (1982). Beim Schul- und Freizeitsport wird die Schädigungsgefahr weitaus geringer eingeschätzt als beim Leistungssport (*Jani*, 1983). Neben Skelettdeformierungen muß beim Sport der Jugendlichen das Verletzungsrisiko beachtet werden. *Micheli* (1983) referiert über verschiedene Verletzungsarten.

Die Früherkennung von Gefahren für die Entstehung von *Herz-Kreislauferkrankungen* wird aufwendig gefördert und erforscht. Dies hängt nicht mit der praktischen Bedeutung dieser Störungen im Jugendalter zusammen, sondern mit ihrer Bedeutung für die Volksgesundheit im späteren Leben. Bereits im Jugendalter werden an großen gesunden Populationen Meßdaten erhoben (Blutdruck, Gewichtsentwicklung, Blutfette). Risikogruppen sollen herausgefiltert und bereits im Jugendalter zur Lebensführung beraten und überwacht werden (*Stähelin* et al., 1985), vor allem über die Schulen (*Voors* et al., 1982; *Tevis*, 1979).

Jugendliche Schwangere sind eine Risikogruppe für Schwangerschafts- und Geburtskomplikationen. Präventive Aufklärungsprojekte richten sich auf diese Zielgruppe unter der Vorstellung, daß viele dieser Risiken durch ein anderes Sozial- und Gesundheitsverhalten der Mädchen vermeidbar seien. Die Betreuungsprojekte sind in der Regel gemeindenah und möglichst formlos und offen organisiert, um die Hemmschwelle bei der Inanspruchnahme zu verringern (*Griffith* et al., 1986; *Moran*, 1986; *Wallace*, et al., 1982). Mit ähnlichen organisatorischen Ansätzen soll dem steigenden Risiko sexuell übertragbarer Krankheiten präventiv entgegengewirkt werden. Es wird in einem Bericht über Kanada von hohen Dunkelziffern nicht erfaßter und nicht behandelter Geschlechtskrankheiten ausgegangen (*Noble*, 1982). Die DEUTSCHE AIDS HILFE hat einen pädagogischen Leitfaden zur AIDS Aufklärung herausgebracht, der sich an Schüler bzw. deren Lehrer wendet.

Nur eine kleinere Zahl von Untersuchungen, die sich mit gesundheitlichen Risiken bei Jugendlichen beschäftigt, hat einen soziologischen Ausgangspunkt. Eine solche Orientierung wird z.B. in einer englischen Studie über das unfallgefährdende Verhalten jugendlicher Motorradfahrer sichtbar (*Nguyen Van Tam/Pearson*, 1986). *Mc Bride* und *Hellison* (1986) konzentrieren sich bei der Entwicklung eines gesundheitlichen Aufklärungsprogramms auf die Bedürfnisse und besonderen Risiken der niedrigen Sozialschichten. Andere Autoren beschäftigen sich mit den Gesundheitsproblemen der amerikanischen Schwarzen (*Riggs/Powers-Noland*, 1984; *Brunswick*, 1979). Ebenfalls eine benachteiligte soziale Schicht wird mit *Palfreys* Studie (1983) über delinquente Jugendliche erfaßt. Diese benutzen auffällig viele Medika-

mente, meiden jedoch regelmäßige Arztkontakte und suchen stattdessen oft Notambulanzen auf. *Saucier* (1983) findet eine höhere Krankheitsanfälligkeit bei Jugendlichen aus unvollständigen Familien.

3.3. Soziale Integration und berufliche Rehabilitation

3.3.1. Arbeitsmedizin für die gesunde Bevölkerung

Die Publikationen lassen sich grob in Untersuchungen zur Berufseignung und zum Arbeitsschutz unterteilen. Die ärztliche Prüfung der beruflichen Eignung wird vor allem in den sozialistischen Ländern an großen Fallzahlen routinemäßig durchgeführt. Die Voraussetzungen und die Methodik der Studien sind nicht ohne weiteres auf die nicht-sozialistischen industrialisierten Länder übertragbar. In Kanada finden *Cherry* et al. (1983), daß zwischen 5,4 und 6,1 % der Schulabgänger gesundheitliche Probleme haben, die sich nach ärztlicher Einschätzung auf die Berufseignung auswirken müßten. Allerdings geben die Probanden bei Selbsteinschätzungsuntersuchungen fünfmal so viele berufsrelevante Körperbeschwerden an. Es stellt sich also die Frage nach der Gültigkeit und praktischen Brauchbarkeit der Beurteilungsmaßstäbe. 6% der schweizer Jugendlichen, die ihre Lehre abbrechen, tun dies mit einer gesundheitlichen Begründung (*Heierli* et al., 1983). Aus dieser Zahl ist wiederum nicht sicher zu entnehmen, wieviele Jugendliche sich am Arbeitsplatz tatsächlich gesundheitlich beeinträchtigt fühlen.
Aus den Arbeiten zum Arbeitsschutz der Jugendlichen seien nur einige aus neuerer Zeit herausgegriffen: Eine Stabilisierung der Wirbelsäule bei entsprechender Gefährdung tritt erst nach dem 18. Lebensjahr ein, berufliche Belastungen der Wirbelsäule müssen bis dahin zurückgestellt werden (*Hartmann* et al., 1986). *Junghanns* (1980) stellt die arbeitsmedizinisch relevanten Erkenntnisse der Orthopädie monographisch zusammen. Es wird weiterhin vor Lärmexposition und Hörschäden junger Menschen durch Diskotheken (Österr. Bundesinstitut für Gesundheitswesen, 1984) und Fluglärm gewarnt (Landesregierung NRW 1986). Es werden jeweils Grenzwerte genannt. *Dorfmeister* (1985) verweist auf die hohe allgemeine Arbeitsbelastung junger Krankenpflegeschülerinnen. *Hagspiel* (1985) befaßt sich mit der gesundheitlichen Situation junger weiblicher Berufsanfänger allgemein. Eine ministerielle Verordnung aus NRW richtet sich auf die Belastung junger Frauen im Baugewerbe. (Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales NRW, 1980). Schichtarbeit, Überstunden, berufsbegleitende Weiterbildung und lange Arbeitswege wirken sich ungünstig auf den Krankenstand und auf das subjektive Wohlfinden aus (*Schirmer* et al., 1985).

3.3.2. Berufliche und soziale Rehabilitation von Patienten

Die Angaben zur Leistungsfähigkeit und sozialen Lebenstüchtigkeit chronisch Kranker und Behinderter finden sich weit verstreut in medizinischen Publikationen, die sich mit den einzelnen Krankheitsbildern befassen. *Schröter* et al. (1980) äußern sich zur Belastbarkeit von Jugendlichen mit Arthritis im Schulsport. Für juvenile

Diabeter stellt sich ebenfalls die Frage der Teilnahme an sportlichen Aktivitäten (*Klimt*, 1985; *Lorenz* et al., 1981), darüber hinaus die Frage nach der beruflichen Eignung (*Hürter*, 1977) und nach der Fahrtauglichkeit (*Gyalog* et al., 1973). Diese Fragen betreffen auch Epileptiker (*Gyalog* et al., 1973), unfallgeschädigte hirnverletzte Jugendliche (*Schmidt, Lasogga*, 1980) und die thalidomidgeschädigten Jugendlichen mit Stummelextremitäten (Phokomelie) (*Marquardt*, 1981). Auf die Probleme der geistigen Behinderung und Mehrfachbehinderungen kann hier im Rahmen des Themas nicht eingegangen werden. Es muß freilich bedacht werden, daß erst die Kenntnis über das Vorkommen von Krankheiten und Behinderungen im Jugendalter und ihrer Versorgungsmöglichkeiten das Bild vom Zustand der allgemeinen Gesundheit kontrastierend vervollkommnet.

3.4. Psychologische Fragestellungen

3.4.1. Allgemeines Gesundheitsverhalten und -erleben

Die vorgefundenen Publikationen beruhen auf drei Grundannahmen, in der Regel auf allen dreien zugleich. Die erste Annahme betont das »andere«, kindlich unreife Verständnis und Erleben des Körpers, bzw. den altersspezifischen Umbruch und die Krise dieses Erlebens in der Pubertät (*du Bois* 1978; 1987; *Brähler* et al., 1986; *Hamburg*, 1974; *Millstein* et al., 1981; *Zenz* et al., 1983). Dies ist die einzige Annahme, die sich speziell auf das Jugendalter bezieht, während die beiden anderen Annahmen für das Erwachsenenalter gleichermaßen zutreffen. Die zweite Annahme postuliert, daß sich soziale Lebensbedingungen auf die Haltungen und Einstellungen zum Körper und auf das Körpererleben auswirken. Daraus ergibt sich, daß sich auch die medizinischen Versorgungseinrichtungen der Art und Weise, wie sie von den Menschen ge- und benutzt werden, bewußt sein müssen – unabhängig von der Art der objektiven Körperbefunde (*du Bois*, 1978). Die dritte Annahme ist Bestandteil der psychosomatischen Forschung und besagt, daß sich psychisches Erleben in konkreten Erkrankungen oder vegetativen Störungen niederschlagen kann. Auf dem Wege der zweiten und der dritten Annahme wirken sich psychische Faktoren auf den Krankenstand und auf die sogenannte Volksgesundheit aus.
Ca. ein Drittel von 25 durch *du Bois* (1987) eingehend explorierten gesunden Jugendlichen räumen kurze hypochondrische Episoden ein, die durch konkrete Erlebnisse ausgelöst werden. Die Jugendlichen distanzieren sich rasch von ihren Krankheitsängsten. Ihr Gesundheitserleben wirkt aber recht labil, deutlich labiler als die Einstellungen zum körperlichen Aussehen. Die Ängste werden überspielt und trotz detaillierter Befragung abgewiegelt. Erst bei schriftlichen Beschwerdefragebögen legen die Jugendlichen noch einige Beschwerden zu. Dieses freigiebigere schriftliche Antwortverhalten muß hinsichtlich des darin zum Ausdruck kommenden Leidensdrucks zurückhaltend beurteilt werden (*Netter*, 1981).
Brähler et al. (1986) bestätigen, daß über Körperbeschwerden und körperliches Erleben von Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren sehr wenig bekannt sei. Implizit finde eine »Extrapolation der Altersabhängigkeit der Beschwerdehäufigkeit bei Erwachsenen auf Kinder und Jugendliche« statt. Es werde eher eine geringe

Beschwerdehäufigkeit vermutet. Die Untersuchung mit einem Beschwerdefragebogen ergibt dann aber, daß Kinder wesentlich mehr und andere Beschwerden angeben, als z.B. deren Eltern vermuten (254). Als Ursache wird eine schulische Überforderung, aber auch eine alterspezifisch größere Bereitschaft der Jugendlichen diskutiert, ihre Beschwerden einzuräumen. Es wird auch auf die Verunsicherung durch die raschen körperlichen Veränderungen der Pubertät hingewiesen. Durch den vorübergehenden Verlust der körperlichen Integrität erscheinen die Jugendlichen besonders vulnerabel. Die Mädchen fühlen sich deutlich stärker durch körperliche Beschwerden beeinträchtigt. Unter Umständen werden den Mädchen Beschwerden und Klagsamkeit gesellschaftlich eher zugestanden.
Zum Krankheitsverhalten wird übereinstimmend ausgeführt, daß sich die Jugendlichen zwar bereits dem konzeptionsgeleiteten Krankheitsverständnis der Erwachsenen nähern, aber doch dem kindlichen, situationsgebundenen Krankheitserleben der Kindheit noch nahestehen. Es wird den praktizierenden Kinderärzten empfohlen, auf dieses Erleben Rücksicht zu nehmen und das ärztliche Gespräch nicht starr auf die medizinischen Symptome einzuengen (*Millstein* et al., 1981). Es bedarf freilich eines behutsamen Vorgehens. Der Arzt, der angesichts somatischer Beschwerden auch die psychosozialen Hintergründe erkennt, muß versuchen, auf der Mitte zwischen »zu großer Anbiederung« und zu großer ärztlicher Distanz zu bleiben (*Tevis*, 1979).
Fragebogenerhebungen, die zur Erforschung des Gesundheitsverhaltens und der Einstellungen zum Körper, durchgeführt werden, bieten oft nur sehr pauschale Aussagen entlang der formulierten Fragen. Die mit großen Fallzahlen (z.B. 45 000 Schüler bei *Balding*, 1985) ermittelten Daten dienen meist Programmen zur Gesundheitserziehung. Es zeichnet sich, wie zu erwarten, ein enger Zusammenhang zwischen sozialer, kultureller und rassischer Herkunft und dem Gesundheitsverhalten ab (*Chamberlain*, 1986). In der anthropometrischen Studie von *Kemper* (1985) werden auch Erhebungen zum Gesundheitsverhalten, vor allem zur Nahrungsaufnahme und zum Ausmaß der körperlichen Aktivität gemacht (*Verschuur*, 1985, 56). Ältere weibliche Jugendliche schränken ihre körperliche Aktivität ein. Hier wird eine Aufgabe für die Prävention gesehen. Es werden außerdem Persönlichkeitstests durchgeführt, die allerdings keinen direkten Bezug zum Körpererleben haben. Zwischen einer denkbaren kardiovaskulären Risikogruppe und einem »psychosomatischen« Persönlichkeitsprofil, das Leistungsorientierung und Angstbereitschaft einschließt, ergeben sich nur schwache und fragliche Korrelationen.

3.4.2. Verhalten und Erleben bei Kranken und Risikogruppen

Zeltzer et al. (1980) untersuchen anhand von Selbstbeantwortungsbögen die psychischen Auswirkungen chronischer Krankheiten auf Jugendliche mit zystischer Fibrose, Diabetes, Krebs, Herzerkrankungen, Nierenerkrankungen und Rheuma. Eine Gruppe gesunder Probanden wird gegenübergestellt. Genau wie in der gesunden Vergleichsgruppe werden die Krankheiten als Beeinträchtigung der sozialen Entfaltungsmöglichkeiten unter Gleichaltrigen und Geschwistern eingeschätzt. Aufgrund der Fragetechnik ist es praktisch unmöglich, den Schweregrad des

subjektiven Leidens abzuschätzen und zwischen den Gruppen zu vergleichen. Diese Problematik wird auch von *Steinhausen* (1984) kritisch vermerkt. Er findet bei den chronisch kranken Jugendlichen eine um das zwei- bis dreifache höhere Belastung mit psychischen Störungen. Die bei *Zeltzer* et al. (1980) beobachtete Normalisierungstendenz spiegelt offensichtlich einen Bewältigungsmechanismus wider, mit dem die psychische Belastung kontrolliert werden soll. Zwischen den einzelnen Behinderungen werden Unterschiede im Krankheitserleben sichtbar: Krebspatienten, vor allem Leukämiepatienten, erleben die Behandlungsmaßnahmen selbst als äußerst traumatisierend und behindernd. Zusammen mit den Rheumapatienten bringen letztere auch die stärksten Störungen des Körperschemas zum Ausdruck. Beeinträchtigungen des Schulalltags werden besonders von den herzkranken Kindern hervorgehoben, aber auch wiederum von den Krebspatienten geäußert. Die herzkranken Kinder setzen sich besonders intensiv mit Fragen der Sexualentwicklung auseinander. Die Mädchen sind generell von den krankheits- oder therapiebedingten Veränderungen ihres Aussehens stärker betroffen als die Jungen.

Dickhaut und *Specht* (1979) schildern die psychosoziale Situation juveniler Rheumatiker. Über ein Drittel muß aufgrund von Unterrichtsversäumnissen ein- oder mehrmals Schulklassen wiederholen. Nur 37% können am Schulsport, nur 60% an Schulausflügen teilnehmen, also an Veranstaltungen, die zum Erlernen und zur Festigung sozialer Verhaltensweisen dienen könnten. Die Patienten sind nach Schulende in 25% von Arbeitslosigkeit bedroht. Es ist eine mangelnde Bereitschaft erkennbar, sich auf die Berufswahl gründlich vorzubereiten. Die psychische Verarbeitung ist krankheitsverleugnend.

Die psychische Situation juveniler Diabetiker ist besonders gut erforscht, da im Jugendalter die erfolgreiche Behandlung dieser Krankheit oft nur mit Hilfe geeigneter psychologischer Betreuungsmaßnahmen geleistet werden kann und von daher Ärzte und Psychologen eng zusammenarbeiten. Beschrieben werden u.a. die Abhängigkeit einer positiven Einstellung zur Krankheit von der Einstellung der Eltern (*Khurana/White*, 1970), depressive Reakionszüge und Behinderungen der Autonomieentwicklng (*Sullivan*, 1979), autoaggressive und dissoziale Tendenzen im Jugendalter (*Stearns*, 1959). Eine gründliche psychodynamische Erörterung dieses Problemkreises findet sich bei *Cramer* et al. (1979).

Untersuchungen, die sich mit speziellen psychischen Auswirkungen anderer in Frage kommender Krankheiten beschäftigen, sind schwer auffindbar. *Skuse* (1987) beschäftigt sich z.B. mit den psychosozialen Folgen des Minderwuchses. *Möllhoff* (1980) berichtet aus psychologischer und soziologischer Sicht über die Entwicklung der durch Contergan fehlgebildeten Jugendlichen, *Merz* (1979) berichtet über psychische Folgen nach Schwangerschaftsabbrüchen. *Hamburg* (1982) sowie *Petermann* et al. (1987) geben Übersichten über die psychologische Erforschung chronischer Krankheiten.

4. Diskussion und Kritik

Die Frage nach der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Jugend ist mit physikalischen Leistungsprüfungen allein nicht beantwortbar. Die Anthropometrie hat allerdings in der Vergangenheit wertvolle Basisdaten geliefert (*Mellerowicz*, 1965; *Franke*, 1965). Diese Methode erscheint zumindest für jugendsoziologische Anwendungen inzwischen ausgereizt, da die Epoche rascher körperlicher Wandlungen (*Lenz/Kellner*, 1965) die in der Änderungen der Ernährung und der Lebensbedingungen begründet waren, ungefähr seit 1975 vorüber ist.

Die körperliche Leistungsforschung muß heute, wenn sie dem Jugendsoziologen neue Erkenntnisse bringen will, schon im Untersuchungsansatz, nicht erst bei der Interpretation der Ergebnisse, mit psychosozialen Fragestellungen und Hypothesen verbunden werden. Dementsprechend lautet das Schlüsselwort der neueren Untersuchungen »health-related behavior«, bzw. »Gesundheitsverhalten«. Die geringe Aussagekraft der verhaltensorientierten Erhebungen wurde bereits erwähnt. Die zusätzliche Anwendung von Persönlichkeitstests ist nicht ohne weiteres geeignet, die inhaltliche Aussage zu verbessern. Es bedarf im Grunde neuer psychologischer Untersuchungsinstrumente, wobei theoretisch zu überdenken und empirisch zu prüfen ist, auf welchem Weg sich körperliche Eigenschaften und Risiken überhaupt zu einem Gesundheitsverhalten und eventuell zu Problemen mit sozialer Dimension verwandeln und welche psychologischen und soziologischen Zwischenglieder und Motivationsketten hierzu erforderlich sind.

Die methodische Auseinandersetzung mit den Begriffen Subjektivität und Objektivität einer körperlichen Leistung bzw. eines körperlichen Zustandes wird in der Literatur vermißt. Es fehlen Kriterien, anhand derer aus psychosozialer Sicht Gesundheit und Krankheit graduell abschätzbar werden. Dazu müßten Daten zusammengetragen werden, die zur Zeit in unterschiedlichen Forschungsfeldern verstreut liegen, z.B. physikalische Leistungs- und Entwicklungsdaten, medizinische Krankheitsdaten, Erlebnisschilderungen, Typisierungen der Einstellung zum Körper, fremdanamnestische Schilderungen des gesundheitsrelevanten Sozialverhaltens und Angaben über die Integration in verschiedenen gesundheitsrelevanten Tätigkeitsfeldern (Beruf, Schule, Sport). Solche Untersuchungen sind nur an kleinen Fallzahlen möglich und hätten zunächst den Zweck der Methodengenerierung. Zur Vereinfachung der Methodik wird Jugendgesundheit in vielen Forschungen mit Arbeitsfähigkeit gleichgesetzt. Dies ergibt ein schiefes Bild. Es ist hervorzuheben, daß Jugendliche, weit mehr als Erwachsene, ihre »Gesundheit« sehr unterschiedlich erleben und definieren und an wechselnde Gegebenheiten anpassen können. »Gesund« zu sein, nimmt also in der Jugend rasch wechselnde Bedeutungen an.

Fragebogenuntersuchungen zum Gesundheitsverhalten wirken gelegentlich recht pauschal oder ergeben nahezu selbstverständliche Resultate. In den Fragebögen wird eine Motivationsforschung bewußt vermieden, weil die Methodik rein erhalten werden soll. Damit wird aber der Schritt von den quantitativen Resultaten (z.B. Wieviel essen die Jugendlichen, was essen sie, wie körperlich aktiv oder passiv sind sie?) zu den möglichen Schlußfolgerungen (warum essen sie dieses oder jenes und anderes nicht, warum schränken sie ihre Aktivität ein?) sehr weit. Auf der anderen

Seite des Spektrums stehen rein spekulative Essays über körperliche Einstellungen der Jugendlichen (*Kamper/Wulff*, 1982). Ein Mittelweg, etwa die Integration von Verhaltens- und Erlebnisforschung, wäre wünschenswert. Auch erscheint es durchaus fruchtbar, wenn einmal das Gesundheitsverhalten der Jugendlichen nicht nur durch Selbstbeurteilungsverfahren, sondern durch Beobachtungen »vor Ort« ermittelt würde.

Die erlebnis-orientierte Forschung beschäftigt sich vor allem mit Körperbeschwerden unter Einbeziehung des psychovegetativen Symptomenkomplexes, dessen Erforschung besondere methodische Fallstricke aufweist. Subjektive und objektive Prozesse sind hier untrennbar vermischt. Vegetative Beschwerden können sowohl übermäßig in die Jugendlichen hineingefragt wie zum Selbstschutz der Jugendlichen von diesen auch ausgeblendet werden. Beide Ergebnisse spiegeln einen Aspekt der Jugendgesundheit wider und sind gleichermaßen zutreffend.

Eine einheitliche oder zumindest koordinierte Forschung zur Jugendmedizin gibt es nicht. Auch die Zusammenstellungen der Probleme durch die WHO (1977; 1978; 1986) oder durch *Coates* et al. (1982) können darüber nicht hinwegtäuschen. Wer die Einzelforschungen bewertet, muß die jeweilige wissenschaftliche Herkunft und die Vorurteile beachten:

1. Arbeits- und präventivmedizinische Studien werden von einem hohen öffentlichen und staatlichen Interesse getragen. In diesen Untersuchungen dominiert ein kollektiver unpersönlicher Gesundheitsbegriff mit Rentabilitätserwägungen. Bedenkenswert ist die mögliche Gefahr überzogener sozialer Kontrolle und einer übermäßigen Pädagogisierung der Gesundheit. Gegenüber den kollektiven Risiken und Gefährdungen können die (oft nur individuell faßbaren) körperlichen Fähigkeiten und Kompensationsmöglichkeiten nicht gewürdigt werden. Die eventuelle Sinnhaftigkeit und inhärente Zwangsläufigkeit eines Risikoverhaltens, etwa unter sozial devianten Bedingungen, bleiben ausgeklammert. Der Risikokandidat wird in einem frühen, noch erziehbaren Alter an seine Verantwortung gegenüber der Solidargemeinschaft der gesunden Versicherungsnehmer erinnert.
2. In den sportmedizinischen und anthropometrischen Untersuchungen steht die Funktionalität und Optimalität des menschlichen Organismus unter dem Aspekt der »Leistung« im Mittelpunkt. Die Möglichkeiten der apparativen Messung verführen dazu, außerordentlich eingeengte Teilaspekte der Jugendgesundheit zu verfolgen, deren praktische Anwendung noch fraglich ist oder regelrecht konstruiert werden müßte.
3. Die klinisch-medizinischen Untersuchungen legen einen individualistischen Krankheitsbegriff zugrunde. Die allgemeine Jugendgesundheit wird ausdrücklich als Idealnorm entworfen, indem sie der Existenz von eindeutig »kranken« Patienten gegenübergestellt wird. Eine medizinische Würdigung der Morbidität ist für die Einschätzung der Jugendgesundheit nur sinnvoll, wenn die Grenzen von gesund und krank fließend gehalten werden, d. h. wenn nicht nur schwere chronische Krankheiten, sondern auch Bagatellerkrankungen das Interesse der forschenden Mediziner finden und wenn sich hierbei eine ähnlich fruchtbare Zusammenarbeit zwischen klinischer Medizin und klinischer Psychologie ergibt, wie in der Erforschung und Betreuung schwerer chronischer Krankheiten. Die hohe Belastung der medizini-

schen Versorgungsträger durch Bagatellfälle ist unbestritten. Ein wichtiges Fenster zur Beobachtung dieser Fälle bietet sich dem Kliniker in Nacht- und Notambulanzen großer Städte (*du Bois*, 1978). Wichtige Informationen über das Gesundheits- und Risikoverhalten der Jugend würden gewonnen, wenn solche medizinischen Bagatellen nicht organisatorisch beiseitegeschoben, sondern mit klinischer Sorgfalt studiert würden. Voraussetzung wäre eine Verständigung von Medizinsoziologen und Klinikern bzw. praktischen Medizinern über gemeinsame Forschungsanliegen.
Im Vergleich zu der Fülle der gesundheitspädagogischen Projekte mangelt es an konkreten jugendmedizinischen Versorgungs- und Beratungsangeboten. Beispiele sind der Jugendkiosk in Frankfurt/M., die Free Clinic in Heidelberg und das Info Center in Wien. Es muß darauf geachtet werden, daß diese Stellen ausdrücklich medizinisch definiert sind und sich damit als echte Alternativen für jene Artzbesuche anbieten, denen die Jugendlichen ausweichen. Gründe für die geringe Akzeptanz der üblichen Medizin bei Jugendlichen werden in der starren medizinischen Routine, den Wartezeiten und den ritualisierten medizinischen Gepflogenheiten gesehen. Dies gilt besonders für soziale Randgruppen, die sich unter jungen Menschen breit und extrem auffächern, während sich das Sozialverhalten im späteren Leben wieder vereinheitlicht.
Folglich müssen die jugendmedizinischen Einrichtungen möglichst offen und flexibel sein. Sie sollten über mehr als nur medizinischen Sachverstand verfügen, jedoch andererseits eine Aufsplitterung der Kompetenzen und ein neuerliches Spezialistentum vermeiden. Die gewünschte Flexibilität muß bereits in der Person des aufnehmenden Arztes verkörpert sein. Ein Netz solcher Institutionen könnte neben einer besseren Versorgung das empirische Wissen über die Bedingungen der Jugendgesundheit und deren Risiken bedeutend erweitern.

Literatur

Balding, J.: Questionaire research into health-related behavior in the United Kingdom. J. School Health 55. 1985, 279–280 – *Bierich, J.:* »Endokrinologie in der Pubertät«. Adoleszenz. Hg. *R. Lempp*. Bern/Stuttgart/Wien 1982 – *Bois, du, R.:* Körper-Erleben in der Pubertät. Habilitationsschrift. Universität Tübingen. Tübingen 1987 – *Bois, du, R.:* Beobachtungen im Nachtbetrieb einer Großstadtambulanz. Interaktionen . . . in der Ambulanz des London Hospital. Inaug. Diss. Universität Heidelberg. Heidelberg 1978 – *Borkenstein, M., Rath K., Sulzer, M.:* »Schulung des juvenilen Diabetikers«. Wiener Med. Wschr. 128: 1978, 204–208 – *Brähler, E., Ernst, W., Hettich, H., Klein, H., Otten, A.:* »Körperbeschwerden von Kindern im Alter von 8–15 Jahren«. Körperleben. Hg. *E. Brähler*. Berlin/Heidelberg/New York/Tokio 1986. – *Brauer, B.M.:* »Anthropometrische Untersuchungen an gesunden Kindern und Jugendlichen im Alter von 13–18 Jahren«. Ärztliche Jugendkunde 73. 1982, 174–181 – *Brunswick, A.F., Boyle, J.M., Tarica, C.:* »Who sees the doctor. A study of urban black adolescents. Social Science and Medicine 13A. 1979, 45–56 – *Bullock-Lamberts, M., Cudaback, D.J., Claesgens, M.A.:* »Helping teenage parents. Use of age-paced parent education newsletters«. J. Primary Prevention 5. 1985, 188–199 – *Chamberlain, A.:* Researching the needs of 16- to 19-year-olds. Health Education J. 45. 1986, 37–38 – *Cherry, N., Gear, R., Waldron, H.A.:* »Occupational Health and the School Leaver«. Community Medicine 5. 1983, 3–10 – *Coates, T.J., Petersen, A.C., Perry, C.:* »Crossing the barriers«. Promoting adolescent health. Hg. *T.J. Coates*. London 1982 – *Collins-Williams, C., Zalesky, C., Battu, K., Chambers, M.T.:* »Death from asthma«. Can. Med. Ass. J. 125. 1981, 314–345 – *Cramer, B., Feihl, F., Espasa, P.:* Le diabete

juvenile maladie difficile à vivre et à penser. Psychiatrie de l'enfant 22. 1979, 5–66 – *Deschamps, J.P.:* »Zur Gesundheit der Jugendlichen«. Kinderarzt 14. 1983, 473–476 – Deutsche Sektion der Internationalen Liga gegen Epilepsie, Hg.: Die epileptischen Anfallskrankheiten. Kehl 1977 – *Dickhaut, W., Specht, K.G.:* Soziologische Aspekte zur juvenilen rheumatoiden Arthritis. Stuttgart 1979 – *Dobson, C.B.:* Stress the Hidden Adversary. Lancaster. MTP. 1982 – *Dorfmeister, A.:* »Gefährdung der Jugend am Arbeitsplatz – Dargestellt am Beispiel der Krankenpflegeschülerinnen. Österr. Krankenpflege. Z. 1. 1985, 5–11 – *Franke, M.:* Die gesundheitliche Situation der Jugend. München 1965 – *Götsch, F., Schulz, B., Schulz, J.:* »Stomatologische Morbiditätsuntersuchungen bei Kindern und Jugendlichen«. Z. Ges. Hygiene und Grenzgebiete 32. 1986, 415–416 – *Gong-Shao, Y.:* »The health and needs of children and adolescents in China«. Chinese Med. J. 98. 1985, 79–82 – *Gredler, B., Vutuc, C.:* »Unfälle im Kindes- und Jugendlichenalter. Analyse und Möglichkeiten der Intervention«. Prävention 2. 1979, 102–107 – *Griffith, S.M., Saunders, M., Styles, J., Bewley, B., Rodeck, C.:* »Providing services for teenage mothers. Experience from Camberwell«. Public Health 100. 1986, 33–41 – *Groh, C.:* »Probleme bei Anfallskranken zwischen Kindheit und Adoleszenz«. Österr. Ärztezeitung 37. 1982, 1294–97 – *Gyalog, G., Reimer, F., Gostonzyk, J.G.:* »Zur Leistungsfähigkeit von Diabetikern im Hinblick auf die Fahrtauglichkeit«. Beiträge zur Gerichtlichen Medizin 31. 1973, 51–56 – *Hagspiel, G.:* »Gesundheitliche Probleme junger Mädchen bei Eintritt in das Arbeitsleben«. Sozialpädiatrie in Praxis und Klinik 7. 1985, 389–393 – *Haltmeyer, M.:* »Erfahrungsbericht der Stellungskommission in Wien bezüglich des Gesundheitszustandes der Jugendlichen in den letzten 5 Jahren«. Österr. Ärztezeitung 35. 1980, 687–689 – *Hamburg, B.A.:* »Early adolescence: A specific and stressful stage of the life cycle«. Coping and adaptation. Ed. *G.V Coehlo* et al. New York 1974, 101–174 – *Hamburg, B.A.:* »Living with cronic illness«. Promoting adolescent health. Ed. *T.J. Coates*. New York/London/Paris 1982 – *Hartmann, H., Hertwig, I., Hartmann, B.:* »Möglichkeiten der Diagnostik von Wirbelsäulenveränderungen bei Berufsbewerbern... für die Berufstauglichkeitsbeurteilung«. Z. Ges. Hygiene und Grenzgebiete 32. 1986, 412–414 – *Heierli, C., Ackermann-Liebrich, U., Ritzel, G.:* »Häufigkeit und Art gesundheitlicher Begründungen von Lehrabbrüchen«. Sozial- und Präventivmedizin 28. 1983, 51–52 – *Henke, G.:* Die Rückenverkrümmungen bei Jugendlichen. Bern 1982 – *Hintalan, A., Kasy, Z., Csömör, S., Treit, P.:* »Unsere Erfahrung über die Geburtshilfe bei Jugendlichen. Zentralbl. Gynäkologie 106. 1984, 398–402 – *Hodgson, C., Feldman, W., Corber, S., Quinn, A.:* »Adolescent health needs: Perspectives of health professionals«. Can J. Public Health 76. 1985, 167–170 – *Huber, E.G., Ginzel, H., Tilscher, H.:* »Die mechanische Belastung des Skeletts von Kindern und Jugendlichen durch die Ausübung verschiedener Sportarten«. Schweiz. Z. Sportmedizin 30. 1982, 106–110 – *Hürter, P.:* Diabetes bei Kindern und Jugendlichen. Klinik, Therapie und Rehabilitation. Berlin 1977 – *Jani, L.:* »Die juvenile Wirbelsäule und ihre Beeinträchtigung durch den Sport«. Schweiz. Z. Sportmedizin 31. 1983, 114–118 – *Jaspers, K.:* Allgemeine Psychopathologie. 8. Aufl. Berlin/Heidelberg/New York 1965 – *Jeschke, D.:* »Leistungsfähigkeit des Herz- und Kreislaufsystems im Kindes- und Jugendalter«. Wiener Med. Wschr. 130. 1980, 753–760 – *Junghanns, H.*, Hg.: Wirbelsäule und Beruf. Spine and Occupation. Stuttgart 1980 – *Kamper, D., Wulf, Ch.*, Hg.: Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt/M. 1982 – *Kemper, H.C.G.*, Hg.: Growth, health and fitness to teenagers. Longitudinal research in international perspective. Basel/München/Paris/London/New York/New Dehli/Singapore/Tokyo/Sidney 1985 – *Khurana, R.C., White, P.:* »Attitudes of the diabetic child and his parents toward his illness«. Postgraduate Medicine (1970). 1970, 72–76 – *Klimt, F.:* »Grenzen der körperlichen und schulischen Leistungsfähigkeit in der Pubertät«. Wiss. Informationen Milupa 4. 1978, 53–87 – *Klimt, F.:* »Dürfen kindliche und jugendliche Diabetiker Sport treiben?« Diabetes J. 12. 1985. 506–511 – Landesregierung NRW: »Kinder im Westmünsterland werden auf Fluglärmfolgen untersucht«. Information der Landesregierung NRW. Düsseldorf 1986 – *Lenz, W., Kellner, H.:* Die körperliche Akzeleration. München 1965 – *Levenson, P.M., Morrow, J.R., Smith, P.:* »Intructional design strategies for developing an interactive video educational program for pregnant teens«. Patient Education and Counseling 6. 1984, 149–154 – *Lewerenz, J., Fehr, R., Krasemann, E.O.:* »Beeinflussung gesundheitsrelevanter Einstellungen und Verhaltensweisen bei 10–14jährigen Schülern«. Prävention 8. 1982, 51–55 – *Litt, I.F.:* »Adolescent health in the United States as we enter the 1980's«. Promoting Adolescent Health. Hg. *T.J. Coates*. London 1982, 45–60 – *Loransky, D.N., Kartäva, N.B.:* »Health education for young people in the USSR«. Int. J. Health Education 23.

1980, 135–136, 162–166 – *Lorenz, K., Marquardt, C., Rabenalt, P., Preiß, U.:* »Leistungsfähigkeit und Blutzuckerverhalten bei Belastung diabetischer Kinder und Jugendlicher«. Deutsches Gesundheitswesen 36. 1981, 348–351 – *Lorenz, K., Leupold, W., Platzhoff, M.:* »Erweiterte Normwerttabellen für Leistungsmaße im Kindes- und Jugendalter«. Deutsches Gesundheitswesen 37. 1982, 500–503 – *Marquardt, E.:* »Prothesen für armlose Kinder und Jugendliche«. Rehabilitation 20. 1981, 33–41 – *Maschhoff, T.A.:* »The media as an approach to adolescent health education«. J. Adolescent Health Care 1: 1981, 221–224 – *Mc Bride, L.G., Hellison, D.:* »Toward wellness for high risk youth: A values education model«. Health Values. Achieving High Level Wellness 10. 1986, 37–42 – *Mellerowicz, H.:* Das körperliche Leistungsvermögen der heutigen Jugend. München 1965 – *Merz, M.:* Unerwünschte Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch in der Adoleszenz. Bern 1979 – *Meusel, H.:* »Sport, Gesundheit, Gesundheitserziehung«. Unterrichtsforschung und Unterrichtsgestaltung. Hg. *J. Recla, K. Koch*. Schorndorf 1976, 99–111 – *Micheli, L.J.:* »Sportverletzungen bei Kindern und Jugendlichen«. Sportmedizin und Leistungsphysiologie. Hg. *R.H. Strauß*. Stuttgart 1983, 291–306 – *Miesel, G.:* »Aufgaben der Ernährungsberatung auf dem Gebiet der Gesundheitsvorsorge für Kinder und Jugendliche«. Öff. Gesundheitswesen 44. 1982, 152–154 – *Millstein, S.G., Adler, N.E., Owen, C.E.:* »Conceptions of illness in young adolescents«. Pediatrics 68. 1981, 834–839 – Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales: »Beschäftigung von weiblichen Jugendlichen und Frauen im Baugewerbe«. RdErl. d. Ministers für Arbeit, Gesundheit und Soziales v. 15.9.80. II A 4-8425/8401 (III 18/80) Ministerialblatt NRW 33. 1980, 2189–2190 – *Möllhoff, G.:* »Die psychologische Situation der heranwachsenden Contergangeschädigten«. Med. Sachverständige 76. 1980, 34–38 – *Moody, L.E., Moriarty, D.G.:* An interactive health risk appraisal for adolescence: A developmental microcomputer model«. Health Education 14: 1983, 42–46 – *Moran, A.F.:* »The politics of adolescent pregnancy: A view of New York State«. J. Community Health 11. 1986, 19–22 – *Morscher, E.:* »Wirbelsäule und Sport bei Jugendlichen«. Jugend und Sport 27. 1970, 203–205 – *Murken. A.H.:* »Die Welt der Medizin für Kinder. Kinder und Jugendbücher informieren über Krankheit und Krankenhaus«. Deutsche Krankenpflegezeitschrift 35. 1982, 753–759 – *Netter, P.:* »KFA von funktionellen Beschwerden bei Spontanangaben und standardisierter Befragung«. Beiträge zur Methodik in der differentiellen, diagnostischen und klinischen Psychologie. Hg. *W. Janke*. Königstein 1981, S. 393 – *Neuspiel, D.R., Kuller, L.H.:* »Sudden and unexpected natural death in children and adolescents«. J. Am. Med. Ass. 254. 1985, 1321–1325 – *Nguyen-Van-Tam, J.S., Pearson, J.C.G.:* »Teenagers and motorcycles: knowledge and perception of risks«. J. Institute of Health Education 24. 1986, 32–39 – *Noble, K.A.:* »Adolescents' STD and the health educator«. Health Education 20. 1982, 9–10 – Österreichisches Bundesinstitut für Gesundheitswesen: Schallpegelbegrenzungen in Diskotheken und beim Hören mit Kopfhörern. Wien 1984 – *Palfrey, J.S., Karniski, B., Clarke, S., Tomaselli, M., Meltzer, L.J.:* »Health profiles of early adolescent delinquents«. Public Health Reports 98. 1983, 449–457 – *Parahoo, A.K.:* »Child Nutrition – or Adult Indifference«. Health Education J. 43. 1984, 93–96 – *Perkin. J.:* »Evaluating a nutrition education program for pregnant teenager: cognitive versus behavioral outcomes«. J. School Health 533. 1983, 420–422 – *Petermann, F., Noeker, M., Bode, U.*, Hg.: Psychologie chronischer Krankheiten im Jugendalter. München/Weinheim 1987 – *Peterson, A.C., Spiga, R.:* »Adolescence and stress«. Handbook of stress: Theoretical and clinical aspects. Ed. *L. Golberger, S. Bresznitz*. New York 1982 – *Post, G., Kemper, H.C.G.:* »Engergy and nutrient intaktes, eating and smoking habits«. Growth, health and fitness of teenagers. Ed. *H.C.G. Kemper*. Basel/München/Paris/London 1985 – *Prader, A.:* »Normales Wachstum und Wachstumsstörungen bei Kindern und Jugendlichen«. Klinische Wochenschrift 59. 1981, 977–984 – *Pushpamma, P.:* »Food intake, nutrient adequacy and athropometry of adolescents in Andhra Pradesh«. Indian J. Med. Research 75. 1982, 61–67 – *Riggs, R.S., Powers-Noland, M.:* »Factors related to the health knowledge and health behavior of disadvantaged black youth«. J. School Health 54. 1984, 431–434 – *Rosselot Vicuna, J.:* »The health of adolescents and young people in Latin America and the Caribbean«. Bull. Pan American Health Organisation 13. 1979, 7–20 – *Rutenfranz, J.:* »Grenzen der körperlichen Belastbarkeit von Jugendlichen«. Schriftenreihe Deutsche Zentrale für Volksgesundheitspflege 47. 1986, 48–66 – *Saucier, J.F., Ambert, A.M.:* »Adolescents' self-perceived health and parental marital status«. Can. J. Public Health 74. 1983, 396–400 – *Schirmer, K., Göbel, U., Schirmer, B.:* »Gesunde Lebensweise, Gesundheitszustand und Krankenstand bei jungen Werktätigen. Z. Ges. Hygiene und

Grenzgebiete 30. 1984, 534–537 – *Schirmer, K., Schirmer, B.:* »Untersuchungen zum Einfluß einiger beruflicher und betrieblicher Faktoren auf den Krankenstand bei jungen Werktätigen«. Z. Ges. Hygiene und Grenzgebiete 31. 1985, 296–299 – *Schmidt, B., Lasogga, R.:* »Zum Einfluß des Schweregrades traumatischer Hirnschädigungen Jugendlicher auf die künftige Berufsrichtung«. Rehabilitation 19. Stuttgart 1980, 73–82 – *Schonberg, S.K., Cohen, M.:* »Health needs of the adolcescent«. Pediatrician 8. Supl. 1. 1979, 131–140 – *Schröter, K., Seidel, U., Lorenz, I., Lorenz, K.:* »Belastungsfähigkeit im Schulsport bei juveniler Reumatoid Arthritis«. Medizin und Sport 20. 1980, 217–221 – *Skuse, D.:* »The psychological consequences of being small«. J. Child Psychol. Psychiat. 28. 1987, 641–650 – *Stähelin, H., Spahr, A., Schweizer, W.*, Hg.: Kardiovaskuläre Risikofaktoren bei Kindern und Jugendlichen. Bern 1985 – *Stearns, S.:* »Self-destructive behavior in young patients with diabetes mellitus«. Diabetes 8. 1959, 379–382 – *Steinhausen, H. Ch.*, Hg.: Psychosomatische Störungen und Krankheiten bei Kindern und Jugendlichen. Stuttgart 1981 – *Steinhausen, H. Ch.:* »Chronisch kranke Kinder und Jugendliche«. Risikokinder. Hg. *H. Ch. Steinhausen*. Stuttgart 1984 – *Sullivan, B.-J.:* »Adjustment in diabetic adolescent girls: II Adjustment, self-esteem, and depression in diabetic adolescent girls«. Psychosomatic Medicine 41. 1979, 127–138 – *Tanner, J.M.:* A history of the study of human growth. London 1981 – *Tell, G.S.:* »Factors influencing dietary habits: Experiences of the Oslo Youth Study«. Promoting adolescent health. Hg. *T.J. Coates*. London 1982 – *Tevis, B.:* »The American Heart Association and heart health education in the young«. J. School Health 49. 1979, 196–197 – *Verschuur, R.:* »The pattern of daily physical activity«. Growth, health and fitness of teenagers. Ed. *H.C.G. Kemper*. Basel/München/Paris/ London 1985 – *Voors, A.W., Sklov, M.C., Wolf, T.M., Mac Hunter, D., Berenson, S., G.S.:* »Cardiovascular risk factors in children and coronary related behavior«. Promoting adolescent health. Ed. *T.J. Coates*. London 1982 – *Wallace, H.W., Weeks, J., Medina, A.:* »Services for and need of pregnant teenagers in large cities of the United States. Public Health Report 97. 1982, 583–588 – *Wasz-Höckert, O.:* »Adoleszentenmedizin«. Mschr. Kinderheilk 131. 1983, 566–569 – World Health Organisation, Ed.: »The Child and the adolescent in society«. Euro Reports and Studies. WHO Conference Athens 26.–30. Sept. 1978. 1978 – World Health Organisation, Ed.: »Young people's health – a challenge for society«. Technical Report Series. 1986 – World Health Organisation: »Regional Office for Europe: Problems of children of school age (14–18 years)«. Report on a working group. 6.–10. Juny 1977. 1977 – *Zeltzer, L., Kellermann, J., Ellenberg, L., Dash, J., Rigler, D.:* »Psychologic effects of illness in adolescence II. Impact of illness in adolescents – crucial issues and coping styles«. J. Pediatrics 97. 1980, 132–138 – *Zenz, H., Marschall, P., Balzer-Böken, B.:* Untersuchungen über Leistungsverhalten und körperliches Wohlbefinden von Schülern. Forschungsbericht der Abt. f. Med. Psychologie der Universität Ulm. Ulm 1983.

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung

Teil II: Institutioneller »Lebensraum« und soziale Lebensbedingungen

Jörg Wolff

Jugend und Recht – Freisetzung und Kontrolle

Rechtsgeschichtliche Entwicklung seit 1871.

1. Einleitung und Fragestellung

Die Frage nach Freisetzung und Kontrolle der Jugend enthält ebenso eine soziologische wie eine rechtswissenschaftliche Perspektive. Das Rechtssystem wird als eines unter mehreren sozialen Systemen eingeordnet. Ihm wird kontrollierende Funktion zugeschrieben. Zugleich erinnert der Begriff der Freisetzung an den klassischen liberalen Abwehrauftrag des Rechts gegenüber staatlicher Willkür. Daher ist die soziale Bedeutung von Rechtsnormen, die junge Menschen betreffen, und der Auftrag des Rechts in der staatlichen Ordnung gefragt.
Es läßt sich nicht mit einem Satz beantworten, welche Bestandteile der Rechtsordnung aus der Vielzahl geregelter Materien – vom Strafrecht über das Steuerrecht bis zum Recht der Europäischen Gemeinschaft – untersucht werden sollen. Muß es sich handeln um

- alles Recht, das (neben anderen) auch Jugendliche betrifft,
- die Bestimmung von Jugend durch die Rechtsordnung,
- bestimmte Rechtsgebiete, deren Adressaten ausschließlich Jugendliche sind?

Es gibt nahezu keine Rechtsmaterie, die nicht auch Jugendliche erfaßt. Recht regelt Beziehungen zwischen natürlichen Personen (Menschen), juristischen Personen und Rechtsobjekten. Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Geburt (§ 1 BGB). Insofern gibt es keinen rechtlichen Unterschied nach dem Alter, sondern nach der Personqualität. Jede natürliche Person kann Träger von Rechten und Pflichten im Rechtssinn, Gläubiger oder Schuldner einer schuldrechtlichen Verpflichtung, Eigentümer oder Besitzer einer Sache, Partner eines personenrechtlichen Verhältnisses, Täter einer Straftat oder Adressat eines Verwaltungsaktes sein. Insofern die gesamte Rechtsordnung Gegenstand unserer Betrachtung werden könnte, ist Jugend ein wenig hilfreiches Kriterium der Abgrenzung.
Wesentlich deutlicher ist die Zuweisung unterschiedlicher Rechte und Pflichten an bestimmte Altersstufen abzugrenzen, wie z. B. die beschränkte Geschäftsfähigkeit (7–18 Jahre) (§§ 104, 106 BGB), Strafmündigkeit oder Schuldfähigkeit (ab 14 Jahren) (§ 19 StGB, §§ 1, 2 JGG). Daraus ergeben sich unterschiedliche Konsequenzen, z. B. die Fähigkeit, einen Vertrag selbständig abschließen, Kinovorstellungen oder Lokale zu besuchen (ab 6, 12 oder 16 Jahren) etc.
Durch derartige Altersgrenzen kann Jugend – als rechtlich relevante Kategorie – definiert werden als eine Lebenszeit, in der man noch nicht so handeln darf, wie man es als erwachsenes Subjekt von Rechten und Pflichten kann. Man wird vor der unbeschränkten Übernahme von Verpflichtungen geschützt, obwohl man bereits bestimmten Pflichten nachkommen muß. Man kann besondere Ansprüche auf

Schutz und Erziehung geltend machen, die man als Erwachsener nicht mehr hat. Da es aber ein einheitliches Jugendrecht nicht gibt, gibt es auch keine eindeutige rechtliche Definition von Jugend. Es werden unterschiedliche Altersstufen genannt: 6, 7, 12, 14 oder 16 Jahre. Zwar ist es gebräuchlich, analog zum Strafrecht Kinder bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres (§§ 19, 176 StGB) und Jugendliche von 14 Jahren bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres (§ 1 Abs. 2 JGG) zu definieren. Aber das ist keineswegs zwingend. Im Zivilrecht ist ein Minderjähriger von der Vollendung des siebenten Lebensjahrs an beschränkt geschäftsfähig (§ 106 BGB). Das JWG bestimmt in § 1 für »jedes Kind« ein Recht auf Erziehung, während § 8 SGB jedem »jungen« Menschen dieses Recht zubilligt. Gemeint ist jeder minderjährige Mensch (*Münder*, 1981, § 1 Abschn. 3.1). – Es gibt lediglich einen eindeutig normierten Zeitpunkt, der die Jugend rechtlich beendet: Mit der Vollendung des 18. Lebensjahres tritt die Volljährigkeit und damit die unbeschränkte Geschäftsfähigkeit ein (§ 2 BGB). Nunmehr kann man in allen Gebieten des täglichen Lebens selbständig Rechte und Pflichten wahrnehmen.
Teilweise stimmt daher die rechtliche Abgrenzung der Jugend überein mit soziologischen Jugenddefinitionen, wie beispielsweise jener von *Schelsky* als einer

»Verhaltensphase des Menschen, in der er nicht mehr die Rolle des Kindes spielt und in der er noch nicht die Rolle des Erwachsenen als vollgültiger Träger der sozialen Institutionen, also z. B. der Familie, der Öffentlichkeit und politischen Ordnung, der Rechts- und Wirtschaftsordnung usw. übernommen hat« (*Schelsky*, 1963, 15f.).

In der rechtlichen und in der soziologischen Betrachtungsweise bestimmen institutionelle und individuelle Verhaltenserwartungen und -anweisungen (Normen) den Gegenstand Jugend. Aber diese spezifische Definition schränkt den Gegenstandsbereich allzu sehr ein, weil die Kinder ausgeschlossen sind, obwohl für sie die skeptische Fragestellung des Titels ebenfalls zu prüfen wäre. Kindheit und Jugend lassen sich umfassender – wenn auch ungenauer – bezeichnen, wenn man jene Rechtsmaterien benennt, die entweder den Umgang mit Minderjährigen organisieren oder deren Normadressaten überwiegend Minderjährige sind:

Öffentliches Recht: – Jugendwohlfahrtsrecht, – Jugendschutzrecht, – Berufserziehungsrecht, – Berufsausbildungs- und -förderungsrecht, – Schulrecht,
Strafrecht und Jugendstrafrecht,
Arbeitsrecht und Jugendarbeitsschutz,
Zivilrecht: – allgemeiner Teil des BGB, – Familienrecht.

Der Gegenstand unserer Fragestellung ist daher nicht die gesamte Rechtsordnung, deren Anweisungen sich an alle Rechtssubjekte, sondern jene Rechtsnormen, die sich ausdrücklich an Menschen bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres richten.
Forschungsergebnisse über Jugend beeinflussen die Rechtsordnung weniger direkt als beispielsweise die medizinische, psychologische oder pädagogische Praxis. Das hängt mit der Funktion von Rechtsordnung und Rechtswissenschaft zusammen. Rechtsregeln dienen einerseits als Instrument staatlicher Tätigkeit, sollen aber andererseits staatliche Tätigkeit begrenzen und inhaltlich überprüfbar machen. Neue Erkenntnisse über Jugend müssen daher erst Eingang in jene politischen Prozesse finden, deren Ergebnis Rechtsregeln sein sollen. Davon zu trennen ist die

Frage, was mit beschlossenen und verabschiedeten Gesetzen geschieht. Nach normativ-theoretischer Auffassung müßte dies dem Gesetzeswortlaut abzulesen sein, während die Anwendung der Regeln lediglich in der Subsumtion von Lebenstatsachen unter den Gesetzeswortlaut besteht. Aber diese Vorstellung unterschätzt die durchaus eigenen Widerstände auf den verschiedenen Ebenen der Rechtsanwendung (*Blankenburg*, 1981). Es ist durchaus vorstellbar, daß die politische Absicht einer Freisetzung von Jugend durch Rechtsnormen sich bei der Implementation in Kontrolle verwandelt.

Ein wesentlicher, aber weitgehend unabhängiger Bestandteil von Implementationsprozessen ist die Rechtswissenschaft (i.e. die Rechtsdogmatik). Sie ist eine »Normwissenschaft, die den (sc. rechtlichen) Sinngehalt des Gesetzes zu bestimmen und Regeln für praktische juristische Problemlösungen bereitzustellen hat« (*Raiser*, 1981). Die soziologische Perspektive einer Freisetzung oder Kontrolle von Jugend kann daher nicht in das Blickfeld von Rechtswissenschaft und Rechtsdogmatik geraten. Die strenge Formulierung der Rechtsnormen erlaubt nicht ohne weiteres eine Anpassung an Veränderungen des Verständnisses von Jugend. Wo allerdings sog. unbestimmte Rechtsbegriffe die inhaltliche Präzisierung durch die rechtsanwendende Institution verlangen, ist Anpassung möglich. Das gilt beispielsweise bei vormundschaftsgerichtlichen Maßnahmen gegen die Gefährdung des Kindeswohls (§ 1666 BGB) oder bei einer freiwilligen Erziehungshilfe wegen Gefährdung oder Schädigung der leiblichen, geistigen oder seelischen Entwicklung eines Kindes (§ 62 JWG) oder bei Anordnung der Fürsorgeerziehung wegen Verwahrlosung eines Minderjährigen (§ 64 JWG). Begriffe wie Kindeswohl oder Verwahrlosung bedürfen einer inhaltlichen Ausfüllung, die nicht durch die Rechtsdogmatik, sondern nur durch Erfahrung und Beobachtung sozialer Sachverhalte, im Falle des Gefährdungstatbestandes zunehmend durch erfahrungswissenschaftliche Schlußfolgerungen gewährleistet werden können. Auch Ermessensentscheidungen in Verwaltungsakten oder gerichtliche Urteile machen eine Einbeziehung von Erkenntnissen über Jugend möglich und nötig. Im Strafurteil sollen jene Umstände angeführt werden, »die für die Zumessung der Strafe bestimmend gewesen sind«. Das erläutert das StGB in § 46 näher durch den Verweis auf »das Vorleben des Täters, seine persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse« und auf weitere individuelle und soziale Merkmale. Das Jugendstrafrecht verlangt zusätzlich die Ermittlung der Lebens- und Familienverhältnisse des Täters, die Untersuchung seines Werdegangs und aller Umstände, »die zur Beurteilung seiner seelischen, geistigen und charakterlichen Eigenart dienen können (§ 43 Abs. 1 JGG). Damit halten soziologische und psychologische Erkenntnisse Einzug in die Rechtsordnung. In der Anwendung des geltenden Rechtes sind die Verbindungen zu außerrechtlichen, empirischen Erkenntnissen über Jugend zu suchen.

2. Die Rechtsentwicklung zwischen 1871–1918

Die Rechtsentwicklung nach Gründung des deutschen Reichs ist durch eine erhebliche territoriale Zersplitterung gekennzeichnet (*Hasenclever*, 1978, 20). Es gab keine reichseinheitlichen allgemeinen Vorschriften über die Jugenderziehung und Jugendhilfe, obwohl sie infolge von Industrialisierung, Landflucht und Zustrom in die Ballungszentren (In Preußen dehnten sich die Städte zwischen 1858 und 1895 von 29,6 auf 63,6 v. H. der Gesamtbevölkerung aus, vgl. *Sachße/Tennstedt*, 1980, 179) sozial dringend erforderlich gewesen wären. Es war nicht die Lage der Jugend aus den besser gestellten Familien, die nach rechtlich geregelter Hilfe und Unterstützung verlangte, sondern jene der Armen und Arbeiter. Slumviertel in den Großstädten, Arbeitslosigkeit und Auflösung traditioneller familiärer und sozialer Bindungen wirkten sich auf die Jugend aus sozial schwachen Schichten aus. Die öffentliche Reaktion auf solche Zustände differenzierte kaum nach dem Alter. Sozialpolitik steckte in den Anfängen der kommunalen Armenpflege und der privaten, auch kirchlichen Wohltätigkeit. Bei der Analyse der Ursachen standen die materielle Situation und die armseligen Lebensumstände der Jugend im Vordergrund. 1833 hatte *Johann Hinrich Wichern* das »Rauhe Haus« als Erziehungseinrichtung für verwahrloste Kinder gegründet. Daraus wurde eine Ausbildungsstätte für Diakone, die in Gefängnissen, Rettungshäusern für Kinder, Waisenhäusern etc. auf religiös-moralischer Grundlage arbeiteten (*Sachße/Tennstedt*, 1980, 229f.) und so mehr als nur materielle Versorgung gewährleisten.
Seit 1871 bemühte sich die Reichsregierung im Interesse der Rechtsvereinheitlichung um Reichsgesetze auf den Gebieten des Handelsrechts, des bürgerlichen Rechts, des Strafrechts, des Zivil- und Strafverfahrens und der Gerichtsverfassung. – Reichseinheitliche jugendrechtliche Gesetze gab es nicht, wohl aber an verschiedenen Stellen versteckte Einzelregelungen. Vereinheitlichende umfassende Regelungen des Jugendrechts kamen im Kaiserreich nicht zustande. Verschiedene Bundesstaaten (Braunschweig 1870; Preußen 1878; Hamburg 1887) hatten nach der Reichsgründung Zwangserziehungsgesetze (Vorläufer der Fürsorgeerziehung) erlassen, deren Motive in der Neufassung des § 55 RStGB von 1876 lagen:

»Wer bei Begehung der (strafbaren) Handlung das 12. Lebensjahr nicht vollendet hat, kann wegen derselben nicht strafrechtlich verfolgt werden; gegen denselben können jedoch nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden. Insbesondere kann die Unterbringung in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt erfolgen, nachdem durch Beschluß der Vormundschaftsbehörde die Begehung der Handlung festgestellt und die Unterbringung für zulässig erklärt ist.«

Beispielsweise wurden straffällige Kinder unter 14 Jahren im Herzogtum Braunschweig nach dem Gesetz vom 10. Juli 1840 über die gegen Kinder zu ergreifenden polizeilichen Maßregeln der Polizei überwiesen, die körperliche Züchtigung (bis zu 15 Streichen), Einsperrung, Unterbringung bei fremden und zuverlässigen Erziehern oder Aufnahme in die Besserungsanstalt anordnen konnte (*Lange*, 1912, 88).
Aber es bedurfte neuer Vorstellungen über Jugendwohlfahrt, damit Regeln entstehen konnten, die neben materieller Hilfeleistung auch Erziehungsleistung – unter Umständen gegen den Willen der versagenden Familie – gewähren konnten (*Berger*, 1897, XVIIIff.).

1895 war im Reichstag ein reichseinheitliches Zwangserziehungsrecht angemahnt worden. Der Staatssekretär im Reichsjustizamt vertröstete unter Verweis auf die vorgehende Notwendigkeit eines einheitlichen Vormundschaftswesens (*Berger*, 1897, XIIf.). Das BGB trat im Jahr 1900 in Kraft. Trotzdem erfolgte keine weitergehende Vereinbarung eines reichseinheitlichen Fürsorge- und Jugendhilferechts für verwahrloste Minderjährige. Im Jahr 1910 errichtete der Stadtstaat Hamburg das erste umfassende Jugendamt und erließ ein entsprechendes Gesetz über die öffentliche Jugendfürsorge (*Hasenclever*, 1978, 31). Der im Königreich Preußen 1918 vorgelegte Entwurf eines Jugendfürsorgegesetzes wurde durch die Revolution überholt.

Seit 1882 gab es eine Reichskriminalstatistik, die das Ausmaß der registrierten Jugendkriminalität sichtbar machte (*Miehe*, 1968, 1ff.), der ein Vielfaches an Verwahrlosung und verborgener Kriminalität zugrunde lag. Die Notwendigkeit besonderer strafrechtlicher Maßnahmen für Minderjährige wurde in den letzten 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts vornehmlich von dem Strafrechtslehrer *Franz v. Liszt* und der von ihm mitbegründeten Internationalen Kriminalistischen Vereinigung (IKV) und deren deutscher Sektion aufs lebhafteste betont (*Miehe*, 1968, a.a.O.). Im Reichstag wurde 1895 auf die Anfrage eines Abgeordneten darauf verwiesen, daß die Reichsjustizverwaltung seit längerem über eine Reform des Strafrechts für Jugendliche nachdenke und inzwischen auch Verhandlungen mit der preußischen Justizverwaltung mit dem Ziel einer baldigen Regelung entsprechend den Vorschlägen der IKV (*Appelius*, 1892) aufgenommen habe. Es sollen über 10 Jahre vergehen, bis tatsächlich 1909 Gesetzesentwürfe zur Reform des Strafverfahrens- und Strafrechts vorgelegt wurden, die besondere resozialisierende Maßnahmen für jugendliche Straftäter vorsahen. Sie blieben alle im Stadium des Entwurfs stecken. Der 1912 eingebrachte Entwurf eines Verfahrens gegen Jugendliche – das erste Sondergesetz für Minderjährige – wurde zwar in eine Reichstagskommission überwiesen, der auch *v. Liszt* als Abgeordneter der Fortschrittlichen Volkspartei angehörte. Aber die Reichsregierung befürchtete, diesen Entwurf im Reichstag nicht durchsetzen zu können.

Einzelne Regelungen, die ursprünglich nicht ausschließlich für Jugendliche gedacht waren, entwickelten sich in der Praxis zu jugendspezifischen Privilegierungen. Ein Beispiel waren die Anfänge der Aussetzung einer Strafe zur Bewährung, die in Preußen eingeführt worden war. Dort hieß es: »Von dieser Ermächtigung soll jedoch vornehmlich nur zugunsten solcher erstmalig verurteilten Personen Gebrauch gemacht werden, welche zur Zeit der Tat das 18. Lebensjahr nicht vollendet haben und gegen welche nicht auf eine längere als 6monatige Strafe erkannt ist« (Allerhöchster Erlaß v. 23. 10. 1895 und allgemeine Verfügung v. 19. November 1895, Betreffend die Ermächtigung des Justizministers zur Bewilligung von Strafaussetzung an solche Verurteilte, hinsichtlich deren bei längerer guter Führung eine Begnadigung in Aussicht genommen werden kann, in: Justizministerialblatt S. 348; ähnl. Bestimmungen in Bremen, Baden, Coburg, Meiningen, Württemberg usw.). Etwa 70 v. H. der bedingten Aussetzung betrafen Jugendliche (*Becker*, 1918, 51; *v. Liszt*, 1908, 1ff., 45–47). Auch in den Anweisungen anderer Länder wurde bei »Handlungen, die auf jugendlichen Leichtsinn, Unerfahrenheit,

Unbesonnenheit, Verlockung durch Dritte« zurückzuführen waren, die Strafe zur Bewährung ausgesetzt:

»Die Scheu vor dem Eintritt in die Strafanstalt kann namentlich jugendlichen Personen, die noch nicht vollständiger Verwahrlosung und Verdorbenheit anheimgefallen sind, zu sittlichem Ernst und Wohlverhalten anspornen und den entstandenen verbrecherischen Keim ersticken« (Verf. d. Großherzogtums Hessen v. 25. 6. 1896; fast gleichlautend: Verordnung des königl. sächsischen Justizministeriums, vom 25. März 1895, an die Landesgerichte, die Staatsanwaltschaften bei den Landgerichten, die Amtsgerichte und die Anwaltschaften, abgedr. in: *Berger*, 1897, 921 ff.).

In der für den Norddeutschen Bund erlassenen und für das deutsche Reich übernommenen Gewerbeordnung von 1871 (abgedr. bei *Berger*, 1897, 473 ff., vgl. auch den Nachtrag Nr. 12, 928) waren zahlreiche Altersbeschränkungen und Verbote, Kinder bei der Gewerbeausübung mitzuführen, ausgesprochen. Vor allen Dingen war das Lehrlingswesen im Handwerk und die Beschäftigung minderjähriger gewerblicher Arbeiter und Fabrikarbeiter geregelt. Adressaten dieser Normen waren weniger die Jugendlichen als die Arbeitgeber und Lehrherren, denen Restriktionen bei der Beschäftigung auferlegt wurden. In den Folgejahren hat es in Ausführung des § 139a GeWO eine Vielzahl von Beschäftigungsverboten für bestimmte Tätigkeiten für jugendliche Arbeiterinnen und Arbeiter gegeben (*Berger*, 1897, 517 ff.). Eine systematische Zusammenfassung des Jugendarbeitsschutzes über die Gewerbeordnung hinaus erfolgte nicht. Einige Vorschriften formulierten auch positive Anweisungen:

»Der Lehrherr ist verpflichtet, den Lehrling in den bei seinem Betrieb vorkommenden Arbeiten des Gewerbes in der durch den Zweck der Ausbildung gebotenen Reihenfolge und Ausdehnung zu unterweisen« (§ 126 S. 1 GewO).

Es wurden also Erziehungsprinzipien festgelegt. Wenige Pflichten wurden benannt, wie z. B.

»Der Lehrling ist der väterlichen Zucht des Lehrherrn unterworfen. Demjenigen gegenüber, welcher an Stelle des Lehrherrn seine Ausbildung zu leiten hat, ist er zur Folgsamkeit verpflichtet« (§ 127 GewO),
oder:
»Verläßt der Lehrling ... ohne Zustimmung des Lehrherrn die Lehre, so kann letzterer den Anspruch auf Rückkehr des Lehrlings ... geltend machen« (§ 130 S. 1, 2 GewO).

Diese außerordentlich weiten und umfassenden Verpflichtungen waren Relikte des alten Zunftwesens, die in der Folgezeit beseitigt worden sind.
Während des ersten Weltkriegs stieg die Jugendkriminalität und -verwahrlosung scharf an, so daß zahlreiche, teilweise auch militärische Regelungen getroffen wurden. Sie hatten aber sämtlich keinen bleibenden Bestand.
Wenn man die rechtliche Situation mit den Kodifikationen im Zivilrecht vergleicht, werden die Gründe für das Unvermögen zu einer reichseinheitlichen, umfassenden Regelung von Jugendfürsorge und -erziehung klar. Das BGB beschrieb im klassischen Verständnis des liberalen Rechtsstaats den zivilrechtlichen Status der natürlichen Person, die Rechte und Pflichten des Jugendlichen und seine familienrechtlichen Beziehungen. Das wilhelminische Kaiserreich war ein Rechtsstaat, dessen

sozialstaatliche Bemühungen in den Anfängen steckten (*Bismarck*'sche Sozialgesetzgebung). Es konnte die Rechtsprinzipien und -grenzen des Eingriffs- und Ordnungsstaats formulieren, hatte aber keine gesetzgeberische Tradition oder gar Ambition zum sozialen Leistungs- und Daseinsvorsorgestaat. Besondere Maßnahmen für Jugendliche erfolgten regional auf dem Verwaltungswege, wie beispielweise die spezialisierten Jugendgerichte ab 1908 in Preußen im Wege der Änderung der gerichtlichen Geschäftsverteilungspläne eingeführt wurden (Erst später erfolgte eine AV d. preuß. Just. Min., in: Justizministerialblatt für die preußische Gesetzgebung und Rechtspflege, 1908, 237f.). Desgleichen begannen einzelne Kommunen im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ihre Gemeindewaisenräte in Jugendämter umzuwandeln (vgl. Denkschrift betr. Einrichtung eines Jugendamts in Halle a. S., in: Die Jugendfürsorge, 15. Jhrg., 1914, 29ff.).

3. Die Rechtsentwicklung seit 1918

Der Wechsel zu einem sozialen Leistungs- und Daseinsvorsorgestaat kam nach 1918. Die erste von der Weimarer Nationalversammlung gewählte Regierung hatte in ihrem Regierungsprogramm vom Februar 1919 den Ausbau der Jugendfürsorge angekündigt. Der erste Entwurf einer Reichsverfassung hatte die Jugendfürsorge noch auf »Schutz und Pflege der schulentlassenen Jugend« beschränkt. In der einsetzenden lebhaften Diskussion wurde die Nationalversammlung veranlaßt, die Gesetzgebungskompetenz des Reiches in der Verfassung auf Wohlfahrtspflege, Kinder- und Jugendfürsorge auszudehnen. Die Weimarer Reichsverfassung formulierte schließlich als besonderen Verfassungsauftrag (Art. 120ff. WRV) eine staatliche Pflicht zur Erziehung und zum Schutz der gesamten Jugend. Die Reichsregierung folgte den »älteren gesetzgebungspolitischen Erwägungen« und dem Verfassungsauftrag und plante eine umfassende »Reichs-Jugendgesetzgebung«. 1922 wurde das im wesentlichen noch heute geltende Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) verabschiedet, das wichtiger Bestandteil der kommunalen Selbstverwaltung wurde. Die Verwirklichung des Gesetzesauftrags wurde durch eine 1924 erlassene Verordnung über das Inkrafttreten des RJWG erheblich verzögert, die dem Reich und den Ländern wegen der finanziellen Notlage gestattete, »bis auf weiteres« keine neuen Aufgaben oder wesentliche Erweiterungen bisheriger Aufgaben durchzuführen (*Hasenclever*, 1978, 49f., 61). Die armenrechtlichen Neuregelungen für Jugendliche brachten immerhin die Fürsorgepflicht, wenngleich keinen klagbaren Anspruch. Da die Reichsverfassung auch eine reichsrechtliche Kompetenz für den Jugendschutz bestimmt hatte, wurden bereits 1920 einschränkende Vorschriften über den Besuch von Filmen und 1925 zur Bekämpfung von Schmutz- und Schundschriften erlassen. In der Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung wurde die Gleichstellung der Jugendlichen mit den Erwachsenen 1927 gesetzlich geregelt (*Hasenclever*, 1978, 93ff.).

Aus der immer noch stockenden Strafrechtsreform wurde der Abschnitt über minderjährige Täter herausgelöst und 1923 als das erste deutsche Jugendgerichtsgesetz (JGG) vorab verabschiedet. Das Gesetz erhöhte die Strafmündigkeit von 12 auf

14 Jahre und erweiterte die Möglichkeit der Einstellung von Strafverfahren gegen die 14–18jährigen. Vor die strafenden Reaktionen des StGB sollten nunmehr erzieherische Maßregeln treten. Eine besondere Jugendgerichtsverfassung und ein Jugendverfahren – das allerdings weitgehend mit dem allgemeinen Strafverfahren identisch war – wurden eingeführt. Bedeutsam war die zwingende Einführung einer Jugendgerichtshilfe durch § 22 JGG.

Die Tendenz zu besonderen Gesetzen für Jugendliche (über einzelne Spezialvorschriften in allgemeinen Gesetzen hinaus) setzte sich mit einer neuen Perspektive politisierter Erziehung während der NS-Zeit fort. Ursprüngliche Überlegungen, das Jugendstrafrecht wieder in das allgemeine Strafrecht zurückzuverlagern, wurden bereits 1936 aufgegeben (Protokoll der 97. Sitzung der amtl. Strafrechtskommission am 13. Januar 1936, 16). Im Gegenteil reklamierte die Reichsjugendführung die rechtliche Behandlung der Jugend als eigenständige Rechtsmaterie für sich. Sie sollte aus vier Bestandteilen zusammengesetzt werden:

- Jugendverfassungsrecht (HJ-Gesetz von 1936),
- Jugendarbeitsrecht (JugendschutzG von 1938),
- Jugenderziehungsrecht,
- Jugendstrafrecht (RJGG von 1943).

Bereits 1938 wurde der Jugendarbeitsschutz geregelt (Ges. über Kinderarbeit und über die Arbeitszeit der Jugendlichen (JugendschutzG) v. 30. 4. 1938, in: RGBl. I 437ff.). Auch im Strafverfahren wurden besondere Regelungen zum Schutz jugendlicher Opfer eingeführt, indem bei den Strafgerichten sog. Jugendschutzkammern eingerichtet wurden, die für alle Delikte zuständig waren, deren Opfer minderjährig waren (Jugendschutz. AV. d. RJM. v. 9. 8. 1937, in: DJ 1206). Im Jahr 1940 wurden durch eine Jugendschutzverordnung (Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend v. 9. 3. 1940, RGBl. I, 499f.; neu geregelt durch VO v. 10. 6. 1943, in RGBl. I, 349ff.) Regeln über das Verhalten von Jugendlichen in der Öffentlichkeit – Besuch von Kinos, Tanzveranstaltungen oder Lokalen, Rauchverbot, Alkoholgenuß und abendlicher Ausgang in der Öffentlichkeit – eingeführt, die der Polizei weitgehende Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten einräumten. Das Jugendstrafrecht erfuhr eine Reihe von Verschärfungen, wie z. B. die Einrichtung der polizeilichen Jugendschutzlager, die Einführung der vollen strafrechtlichen Verantwortlichkeit bei sog. jugendlichen Schwerverbrechern ab 16 Jahre, die Absenkung der Strafmündigkeit in Ausnahmefällen auf 12 Jahre und die Abschaffung der Strafaussetzung zur Bewährung. Neue Straftatbestände wie Arbeitsvertragsbruch und Arbeitsbummelei wurden eingeführt, die insbesondere Jugendliche betrafen. Auf der anderen Seite wurde zur Vermeidung der kurzen Freiheitsstrafen der Jugendarrest (JugendarrestVO v. 4. 10. 1940 (RGBl. I 1336) erweiterte allerdings auch die polizeilichen Möglichkeiten der Bestrafung) eingeführt. Systematisch traten zwischen die Erziehungsmaßregeln und die Strafe die sog. Zuchtmittel. Die allgemeine Gefängnisstrafe wurde zwingend durch eine besondere Jugendstrafe (Jugendgefängnis) ersetzt. Durch verschiedene Verfügungen wurde die Zuständigkeit der Jugendgerichte für die Delikte sog. Halberwachsener zwischen 18 und 21 Jahren ausgedehnt; sie mußten allerdings nach Erwachsenenstrafrecht verurteilt werden (Aufgaben des Jugendrichters und der Jugendkammer, AV d. RJM v. 14. 1. 44, in: DJ 1944, 37).

Auf einer Besprechung des Ministerrats für die Reichsverteidigung unter dem Vorsitz von *Göring* über »Jugendbetreuung im Kriege« im Jahr 1940 (Besprechung über Jugendbetreuung im Kriege unt. Vors. d. Herrn Ministerpräsidenten Generalfeldmarschall *Göring* v. 1. 2. 1940 – Az. VP. 2382, in: Akten der Parteikanzlei d. NSDAP, Dok. 101 05904 – 10) wurden Maßnahmen aller Art erörtert, die jugendliche Disziplinlosigkeiten und Straftaten verhindern sollten. Diese Besprechung erlangte erhebliche Bedeutung für die Jugendgesetzgebung, aber auch für die polizeiliche Praxis. Es nahmen die wichtigsten NS-Machthaber nach *Hitler* teil, u. a. *Göring, Goebbels, Himmler, Freisler, Heydrich, Frick, Lammers*. Der Katalog besprochener Maßnahmen reichte von der Sicherstellung des Schulunterrichts, der Behebung von Lehrermangel, dem Dienst in der HJ während des Krieges, Gesundheitsfürsorge, Verschärfung des Jugendschutzes, der Einführung von Jugendarrest und Jugendstrafe von unbestimmter Dauer bis zu einer allgemeinen Strafandrohung für unbotmäßiges Verhalten (nicht realisiert). Zugleich wurden polizeiliche Erziehungslager für kriminelle Jugendliche beschlossen (in Moringen (Jungen) und Uckermark (Mädchen)). Die Mischung aus rechtlichen – zivilrechtlichen, jugendwohlfahrts- und jugendschutzrechtlichen, jugendstrafrechtlichen – Maßnahmen und polizeilichem Vorgehen zeigt allerdings deutlich, daß der Begriff »Jugendbetreuung« ein typischer NS-Euphemismus war. Fördernde Maßnahmen wurden unterschiedslos mit Kontrollverschärfungen und Disziplinierungen zum Zweck der Beseitigung innenpolitischer Störpotentiale während des Krieges verbunden. Bemerkenswert ist auch die Tendenz, immer mehr Jugendliche von den Privilegierungen des Jugendstrafrechts auszuschließen und vor Sondergerichten und dem Volksgerichtshof nach Erwachsenenstrafrecht abzuurteilen. So gab es schließlich keinen Bereich jugendlicher Existenz, der nicht überwacht worden wäre.

Nach 1945 blieben jene Vorschriften in Kraft, die von der nationalsozialistischen Ideologie befreit werden konnten. Das wurde anfangs durch gerichtliche Auslegung besorgt, was zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führte (vgl. die Generalklausel in Art. II des KontrollratsG Nr. 1 v. 20. 9. 1945). Nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland wurden die gesetzlichen Regelungen nach und nach durch den Bundestag geändert. Der Geltungsbereich des Jugendstrafrechts wurde 1953 auf die Heranwachsenden (18–21 Jahre) ausgedehnt. Für die Gegenwart sind das Berufsausbildungs- und -förderungsrecht (BAFÖG), die Veränderungen des Jugendarbeitsrechts (z. B. Jugendvertretung im BetrVerfG) und die Jugendförderungsmöglichkeiten nach dem Sozialhilferecht (§§ 27 ff., 40, 72 BSHG), die aber weitaus mehr an den Zustand einer Behinderung als an das jugendliche Alter gebunden sind, zu erwähnen. – Eine bedeutsame Veränderung brachte die Absenkung der Volljährigkeit auf die Vollendung des 18. Lebensjahres (§ 2 BGB) im Jahr 1975 mit sich. Dadurch wurde die Phase beschränkter Rechte und Pflichten um drei Jahre verkürzt. Auch die Vorschriften über Mindestaltersgrenzen für eine passive Wählbarkeit wurden mit wenigen Ausnahmen abgeschafft.

Seit 1918 hatte sich eine Tendenz verstärkt, ganze Regelungskomplexe zielgruppenorientiert für Kinder und Jugendliche einzuführen und sich nicht mehr mit einzelnen Spezialvorschriften für Minderjährige innerhalb allgemeiner Gesetzgebung zu begnügen. Zugleich traten zu den verbietenden, restriktiven Vorschriften rechtlich

abgesicherte Leistungen und Ansprüche. Während der NS-Zeit erfuhr die Verhaltenssteuerung durch Verbote eine erhebliche Aufwertung, ohne daß die Leistungsgewährung aufgegeben worden wäre. Seit Kriegsende ist eine zunehmende Abschwächung von verbietenden und strafenden Regeln zu erkennen.
Im Betrachtungszeitraum sind eine ganze Reihe jugendspezifischer Institutionen entstanden: Jugendgerichte, Jugendämter und Landesjugendämter, Beratungsstellen, Jugendzentren und Jugendfreizeiteinrichtungen, die sich alle auf jugendspezifische Normen stützen können. Begleitet wurde diese Entwicklung durch die Entstehung von Interessenverbänden wie der deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e. V., den Jugendverbänden und ihrer Dachorganisation, dem Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände vor 1933, dem Bundesjugendring nach 1949, den Jugendorganisationen der verschiedenen Parteien, der Hitler-Jugend als Staatsjugend im Dritten Reich, den kirchlichen Jugendorganisationen etc. Sie alle versuchten, auf den Erlaß jugendrechtlicher Regelungen und deren Anwendung Einfluß zu nehmen. In den Jahren seit Gründung der Bundesrepublik haben sich bei der Anwendung der gesetzlichen Vorschriften zwei Tendenzen durchgesetzt. Einerseits wurde die gesetzliche Ausdehnung des Jugendstrafrechtsprivilegs auf Heranwachsende (§§ 105ff. JGG 1953) in der Praxis der Jugendgerichte zum Regelfall, obwohl sie als Ausnahme für die Fälle verzögerter Reife gedacht war (wenn diese Altersgruppe sog. Jugendverfehlungen begangen hatte oder wenn die Persönlichkeit des Täters nach ihrer Entwicklung einem Jugendlichen gleichzustellen war). Wurden 1962 weniger als die Hälfte aller heranwachsenden Straftäter wie Jugendliche behandelt, waren es 1982 schon ¾ aller Heranwachsenden (*Walter/Eckert*, 1985, 71). Andererseits hat sich die Bedeutung stationärer Maßnahmen sowohl im Jugendhilferecht als auch im Jugendstrafrecht verändert. Die Unterbringung in Heimeinrichtungen (Fürsorgeerziehung) wegen Verwahrlosung oder drohender Verwahrlosung (§§ 64ff. JWG) ist zurückgegangen, während die freiwilligen Erziehungshilfen (§§ 62ff. JWG), die Maßnahmen nach §§ 5, 6 JWG, sowie die Unterbringung in Pflegefamilien zugenommen haben. In vielen Fällen werden präventive und rehabilitierende ambulante Maßnahmen, wie Schularbeitenhilfe, Jugendzentren, Jugendcafés, Beratungsangebote (Drogen-, Sexualberatung, Familienberatung, therapeutische Maßnahmen), Sorgentelefon etc. angeboten. – Die finanziellen Aufwendungen im Jugendhilfebereich sind um ein Vielfaches gewachsen. Der gesamte Jugendhilfeetat des Bundes und der Länder stieg von rd. 600 Mio. DM im Jahr 1963 kontinuierlich auf 5,8 Mrd. DM im Jahr 1982 (Statist. Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1966–1984, hrsg. vom Statist. Bundesamt, Wiesbaden). Im Jugendstrafrecht ist der Anstieg ambulanter bei gleichzeitigem Rückgang stationärer Maßnahmen beachtlich. Fürsorgeerziehung oder unbestimmte Jugendstrafe werden kaum noch verhängt. Auch die kurzen Freiheitsstrafen und der Wochenendarrest sind zurückgegangen. Die Zahl der ambulanten Erziehungsmaßregeln ist von rd. 35000 im Jahr 1953 auf 125000 im Jahr 1985 angestiegen (Statist. Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1952–1985, Serie V. Rechtspflege, Nr. 1, Sp. Jugendliche [später: Fachserie 10 Rechtspflege, Reihe 3, Strafverfolgung], hrsg. vom Statist. Bundesamt, Wiesbaden). Neben dem Rückgang stationärer Sanktionen gewinnt seit einigen Jahren die sog. Diversion

gem. §§ 45, 47 JGG zunehmend an Bedeutung und erreicht nahezu 50% aller strafgerichtlichen Entscheidungen (*Kerner*, 1983, 50; *Heinz*, 1987, 129ff.). Außerhalb des formellen Strafverfahrens sollen erzieherische Maßnahmen mit dem Richter oder dem Staatsanwalt abgesprochen werden. Anschließend wird das Verfahren eingestellt, um jene Nachteile für den Jugendlichen zu vermeiden, die mit einer gerichtlichen Verurteilung verbunden sind (vgl. *Kaiser* in diesem Band).
Auch die richterliche Auslegung unbestimmter Rechtsbegriffe, wie beispielsweise Gefährdung des Kindeswohls oder Verwahrlosung, ist liberaler geworden. Die Regeln des Jugendschutzes werden in der Praxis weniger strikt durchgesetzt als etwa noch vor dreißig Jahren. Die Normanwendung im privaten und öffentlichen Bereich ist durch Liberalisierung gesellschaftlicher Wertvorstellungen (z. B über Sexualität) großzügiger geworden. Das hängt sicher auch mit der Herabsetzung der Volljährigkeit zusammen.
Mit dem Anwachsen der gesetzlich verbürgten Möglichkeiten und Regeln für Jugendliche ist der Kreis der Normadressaten erheblich gewachsen. Während vor 100 Jahren die Adressaten von Rechtsregeln überwiegend Kriminelle, Arme, Störer (StGB, Fürsorgesatzungen, Polizeiregeln) etc., weniger aber Kinder oder Jugendliche (Schulregeln, Zwangserziehung) waren, gibt es heute weitaus mehr Spezialregeln, die ausschließlich auf das jugendliche Alter abstellen (JWG, JGG, JöSchG, GjS, JArbSchG, BAföG, SchulG etc.), ohne gleichzeitig eine Notlage, ein soziales Problem beheben zu wollen.

4. Kontrolle oder Freisetzung

Ist Verrechtlichung tatsächlich zunehmende Kontrolle und umgekehrt Rechtsfreiheit auch Befreiung von Kontrolle? Oder ist Entrechtlichung Freiheit von einer Kontrolle durch die Rechtsordnung, während andere Formen sozialer Kontrolle nicht ausgeschlossen sind?
Soziale Kontrolle ist die negative Reaktion (Sanktion) auf menschliches Verhalten, das von expliziten und institutionalisierten sozialen Normen (auch Rechtsnormen) abweicht (*Sack*, 1985). Die Verhaltenserwartung der Norm soll in anderen Fällen erfüllt werden. Mit der sozialen Kontrolle ist das Konzept der Sozialisation »als Prozeß der Verlagerung sozialer Kontrolle in das Persönlichkeitssystem des Menschen« eng verbunden (*Sack*, 1985). Die von uns betrachteten Altersgruppen sind bevorzugter Gegenstand von Sozialisationsprozessen. Die Rechtsordnung hat im Betrachtungszeitraum immer mehr institutionelle Voraussetzungen für Sozialisationsprozesse sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich geschaffen. Insofern ist die Rechtsordnung schon ein prägnantes Beispiel für die soziale Kontrolle, weil »die Rechtsnorm am ausgeprägtesten die Merkmale aufweist, die es ermöglichen, die Norm dem Verhalten zu konfrontieren« (*Sack*, 1985, 351ff.). Auf besonders deutliche und sichtbare Weise unterscheidet sie zwischen angepaßtem und abweichendem Verhalten und fixiert über die Rechtsfolgen (Strafen, Geldbußen, Ersatzvornahme, Schadensersatz) die Reaktion auf die Abweichung. Neben der Rechtsordnung gibt es zahlreiche andere soziale Kontrollsysteme, die keines-

wegs den Grad an Formalisierung der Rechtsordnung erreicht haben. Wer das Verhältnis von Jugend und Recht betrachtet, darf also die Rechtsordnung nicht isoliert untersuchen, sondern muß das Gesamtsystem sozialer Kontrolle von Jugend berücksichtigen.

Wir haben festgestellt, daß sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts spezifische Rechtsbeziehungen für junge Menschen aus den allgemeinen Rechtsregeln herauszulösen begannen, die vornehmlich die Fürsorgeerziehung und die Berufsausbildung betrafen. Dagegen sind Jugendschutz, Jugenderziehung und Jugendbestrafung als Rechtsmaterie Produkte des 20. Jahrhunderts. In einem 1897 erschienen Werk über Jugendschutz und Jugendbesserung (*Berger*, 1897, VIIIff.) finden wir die Analyse, daß mit steigender Kultur auch die Unmoral zunehme, weil

»an Stelle einfacher, leicht zu überblickender Lebensweise und naiver unschuldvoller Lebensauffassung die Vielgestaltigkeit kulturgewitzigter Lebensbetätigung getreten ist, wo Selbstsucht und Genußsucht, erzeugt und großgezogen durch verwöhnte, üppige Lebensweise, zu rücksichtsloser gegenseitiger Überbietung und Überlistung führt, da ist man bei Wahl der Mittel zur Erreichung dieser Zwecke nicht eben wählerisch und nicht Abscheu vor Unmoral, sondern lediglich Furcht vor Kollision mit dem Gesetz hindert an Überschreitung der Grenze zum Verbrechen« (*Berger*, 1897, VIIIf.).

Die Jugend sei wegen ihrer Unreife und Unerfahrenheit unter solchen Umständen besonders gefährdet, zumal da nicht nur der Vater für die Erziehung kaum mehr zur Verfügung stehe, sondern auch

»das Weib mit eintreten (muß) in den Kampf des Lebens, und wird somit der Erfüllung seiner Hauptaufgabe, den Kindern die treuschützende Mutter und natürliche Erzieherin zu sein, entzogen« (*Berger*, 1897, IX).

Der Autor sieht die Ursachen der Jugendkriminalität in den sozialen Lebensbedingungen und will »die Bekämpfungsmittel des jugendlichen Verbrechertums« der Erziehung, nicht mehr der abschreckenden Wirkung des allgemeinen Strafrechts entnehmen. Das läßt sich als naive Beschreibung eines Zustands der Normlosigkeit (Anomie) deuten, wonach in Zeiten schnellen sozialen Wandels die bisherigen Normen und Kontrollen unwirksam werden und die soziale Desintegration zunimmt. Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand: Anomische Zustände müssen durch stärkere Betonung neuer legaler, institutioneller Mittel zur Erreichung von kulturell gebilligten Zielen beseitigt werden. Das soll durch vermehrte öffentliche Erziehung (als Ersatz für die ausfallende familiäre Erziehung) geschehen. Dafür braucht man zusätzliche Regeln und Institutionen, also vermehrte Kontrolle.

Was manchem Betrachter als zunehmende Humanisierung und Milderung des Strafrechts, als besserer Ausbau der Rechte und des Schutzes von Kindern und Jugendlichen erscheint, wird von anderen als Zunahme von Kontrolle beklagt. Die Milderung der Strafstrenge, der zunehmende Verzicht auf Leibesstrafe, die Ausweitung von Erziehung sei keine Minderung der Intensität, sondern eine Veränderung des Ziels. An die Stelle des Körpers des Verurteilten trete seine Seele (*Foucault*, 1976, 25). Man richte nicht mehr über die Tat, sondern über den Täter. Der durch Erziehung oder Therapie erfolgende Eingriff in die Person des Täters sei viel umfassender als die Strafe. Die Freiheitsrechte der Person verlören in einem Staat

an Bedeutung, der unter dem Vorwand des Helfens, des Unterstützens und des Erziehens zunehmend in die Verhältnisse seiner Bürger interveniere. Die Strafrechtsschule des Begründers des Jugendstrafrechts, *v. Liszt*, wird sogar als strafrechts-imperialistisch (*Voß*, 1986, 90) bezeichnet. Die Ergänzung des Jugendstrafrechts durch ein umfassendes Jugendrecht führt zu folgender These:

»Jugend wird zum Gegenstand der steuernden Eingriffe des Interventionsstaates im Zuge der Vergesellschaftung der Sozialisation, wodurch der vormals informell-familiär geregelte Sozialisationsbereich mit dem Ziel seiner Abstimmung mit den Anforderungen des formal organisierten Beschäftigungssystems rechtlich überformt wird« (*Voß*, 1986, 122).

In der Kritik an stationären Maßnahmen wie Heimen, Jugendarrest oder Jugendstrafe ist man sich weitgehend einig. Aber auch in der Ersetzung strafrechtlicher Maßnahmen durch Therapie, pädagogische Maßnahmen und Diversion wird ausufernde Kontrolle gesehen. Viele betrachten das als Beschleunigung des kontrollierenden Zugriffs (Projektgruppe Jugendkontrolle, 1979, 241ff.; *Hoppensack/Markus*, 1980, 138ff.). Die aus den Vereinigten Staaten zu uns kommende Bewegung der Deinstitutionalisierung durch offene und präventive Hilfen für delinquente und gefährdete Jugendliche stößt auf grundsätzliche Ablehnung. Der Ausbau ambulanter Programme soll aber bei Polizei, Jugendgerichten und Jugendämtern dazu führen, daß man jene Jugendliche einbeziehe, bei denen man früher mangels Kontrollkapazität die Ermittlungen eingestellt habe. Man weite also das Kontrollnetz aus (»widening the net«) und beziehe zunehmend die Familie ein, so daß auch die Geschwister in das Blickfeld der Kontrolle gerieten. Auf diese Weise würden bislang nichtöffentliche Lebensbereiche der behördlichen Regulierung und Reglementierung erschlossen. Gerade die kleinräumige sozialökologisch-lebensweltliche Nähe solcher Beratungs- und Therapieangebote führe zur »Kolonisierung von Lebenswelten« (*Herriger*, 1980, 283ff.). – Wegen der Zunahme ambulanter Maßnahmen sind aber auch stationäre Einrichtungen weniger belegt. Sie können sich intensiver um ihre Klienten kümmern und müssen sie nicht so schnell entlassen. Daraus kann die Gefahr erwachsen, daß der Geburtenrückgang die Festhalteeffekte in stationären Einrichtungen beschleunigt. Der Zugriff auf den jungen Menschen intensiviert sich weiter, weil der gut ausgebaute Apparat von Jugendämtern, Heimen, Sozialpädagogen oder Jugendgerichten Gelegenheit hat, sich mit dem einzelnen Klienten mehr zu beschäftigen, als unter dem Ansturm der Massen bisher möglich war (*Pfeiffer/Schüler-Springorum*, 1987). Mit der verstärkten Aufmerksamkeit vermehren sich die Diagnosen abnormer Persönlichkeiten, seelischer Störungen und anwachsender Behandlungsbedürftigkeit. Auch die Organisation des Jugendrechtes wurde schon früher als Modell eines »Polizeiaufgabengesetzes« (*Hasenclever*, 1978, 83; *Schneider*, 1964) kritisiert, weil der Eingriffscharakter den Leistungscharakter überwiege. Daraus wird gefolgert, daß die Wohltat sozialisatorischer Leistungen zur Plage der Kontrolle wird.

Hinter solcher Kritik verbirgt sich – wenigstens auf dem abolitionistischen Flügel der Kritiker – der Vorwurf von der »Enteignung sozialer Konflikte« durch den Staat (*Stangl*, 1987, 63ff.). Gerade im Vertrauen auf die Genauigkeit und Rationalität strafrechtlicher Sozialkontrolle in den letzten 100 Jahren habe man die Autonomie

der Konfliktregelung bei abweichendem Verhalten an den Staat abgetreten, der sie zur Herrschaftsausweitung benutze. Es müßte darum gehen, solche Konflikte wieder den Beteiligten zu überantworten, den Staat herauszuhalten und ihn nur dann tätig werden zu lassen, wenn das informelle Konfliktmanagement scheitere. Das bedeutet den Abbau von Rechtsregeln – insbesondere solcher, die öffentliche Intervention erlauben. – Diese Kritik

- reduziert soziale Kontrolle zu sehr auf die Rechtsordnung und ihre Institutionen,
- romantisiert die Mechanismen informeller sozialer Konrolle,
- qualifiziert die Inhalte rechtlicher Maßnahmen einseitig.

Ein rechtsfreier Raum bedeutet, daß die Beziehungen tatsächlich durch Gerichte nicht kontrollierbar sind, gleichwohl aber intern andere Formen der Kontrolle möglich bleiben, die unüberprüfbar sind. Es ist keineswegs so, daß im 18. und 19. Jahrhundert vor der Reichsgründung Jugend weniger kontrolliert wurde, weil es keine rechtlichen Regelungen gab. Solange junge Menschen nicht als besondere Altersgruppe (oder soziales Problem) wahrgenommen wurden, unterlagen sie allen rechtlichen Kontrollmaßnahmen in gleicher Weise wie die Erwachsenen. Für derartige Verhaltenskontrollen allgemeiner Art – keineswegs beschränkt auf Kriminalität oder Verwahrlosung – war die Polizei zuständig. In einem langen Prozeß der Rechtsfortbildung wurde die weite Kompetenz der Polizei im 19. und 20. Jahrhundert immer mehr eingeschränkt und die individuellen Interessen des Bürgers als einklagbare Rechtsposition gegenüber der Staatsgewalt ausgeformt. Diese Veränderung wegen der Zunahme von Rechtsregeln als Zunahme von Kontrolle zu interpretieren, ist ebenso problematisch wie die gleiche Einschätzung des Austauschs strafender gegen erzieherische Maßnahmen und die Ausdehnung erzieherischer Regeln in bisher rechtsfreie Räume. Daraus könnte als ideale rechtspolitische Konsequenz nur die »radical non-intervention« folgen. Läuft sie aber nicht dem Sozialstaatsauftrag des Art. 20 GG, also der Verpflichtung eines Gemeinwesens zuwider, jedem Mitglied hinreichend Möglichkeiten zur »freien Entfaltung der Persönlichkeit« (Art. 2 GG) zu bieten, und jedenfalls nicht tatenlos zuzusehen, wenn soziale Mängel oder Defizite auftreten?

Bei der Bewertung des Kontrollarguments bedarf es auch einer Analyse der Zielvorstellungen der jugendrechtlichen Regelungen und ihrer Anwender, genauso wie nach ihrer Funktionalität zu fragen ist. Dabei wird zweierlei deutlich:

- Die Zunahme von jugendrechtlich abgesicherten Maßnahmen in Bereichen, die man im weitesten Sinn der Jugendpflege zurechnen kann und die freiwillige Leistungsangebote enthalten,
- der große Anteil organisatorischer Regelungen in verschiedenen Rechtsgebieten (JGG, JWG, HJ-Gesetz von 1936, BetrVerfG), deren Außenwirkung auf die Jugendlichen insoweit eher als Reflex, denn als direkte Verhaltensanweisung zu begreifen ist.

Sind diese neuen Regeln Ausdruck eines ausgeweiteten Kontrollbedarfs oder Ausdruck einer veränderten, stärker sozial orientierten Weltsicht? Eine Weltsicht, die immer mehr zur wissenschaftlichen Durchdringung und Zergliederung der Welt führt: Stürmische Entwicklung von Technik und Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, im humanwissenschaftlichen Bereich Entdeckung von Psychologie und

Soziologie zur Analyse individueller und sozialer Lebensbedingungen. Das führte auch zu einer anderen, funktionalen Betrachtungsweise der Rechtsordnung. Das Recht wurde nicht mehr als die »Verwirklichung eines an sich Wahren«, sondern »als die Form der durch die Zwangsgewalt des Staates beschafften Sicherung der Lebensbedingungen der Gesellschaft« (*Jhering*, 1916, 339ff., 339, 345) – genauer als die staatliche Institutionalisierung von Sozialisationsbedingungen für Kinder und Jugendliche – verstanden. Das Recht sollte von Menschen erdachte Zwecke erfüllen (*Liszt*, 1919, 4).

So wurde das Recht in einer wissenschaftlich zergliederten Welt zu einem technischen Instrument unter vielen anderen, dessen »inhaltliche Heiligkeit« sank. Die zunehmende Unterordnung unter politische Zwecke ließ den Regelungsbedarf ständig wachsen (*Max Weber*, 1972). Auch für das Strafrecht sollte nicht mehr das abstrakte Prinzip einer »heiligen« Gerechtigkeit gelten.

»Die Frage, für welche Fälle die Gesetzgebung eine Strafe festsetzen soll, ist eine reine Frage der sozialen Politik, ich meine nicht derjenigen, welche ihr Augenmerk bloß auf die äußeren Güter richtet, sondern der Politik im vollen Umfang des Wortes, welche gleichbedeutend ist mit der praktischen Würdigung und Sicherung aller, auch der moralischen Bedingungen des Gedeihens der Gesellschaft« (*Jhering*, 1916, 379f.).

Aus dieser Logik entwickelten sich Rechtsbereiche, die auf die besonderen Gruppenbedürfnisse der Jugend zugeschnitten sind. Wer darin die Ausweitung von Kontrolle erkennt, der muß die wissenschaftlich-technische Weltsicht insgesamt kritisieren, die einer Rechtsordnung die Implementation politischer und sozialer Zwecke zuweist.

Viele Details weisen auf rechtliche Privilegierungen von Jugendlichen hin. Zahlreiche Vorschriften schränken ihren Entscheidungsspielraum auch ein. Die Rechtsanwendungspraxis hat sich von harschen Eingriffen zu präventiven und pädagogisch intervenierenden Maßnahmen gewandelt. Sieht man darin nur den Kontrollzuwachs, verliert man die seit zwei Jahrhunderten anhaltende Tendenz aus dem Auge, Verhalten durch immer mildere Sanktionen, durch Sanktionsverzicht und schließlich durch Gewährung von Leistungen zu steuern. In der modernen Gesellschaft erweist sich die Leistungserbringung allemal dem Schädigungsverzicht – und erst recht der Schädigung – als Mittel der Verhaltenssteuerung überlegen (*Haferkamp*, 1984, 112ff., 125).

Diese sozialen Zwecke stehen in einer Wechselbeziehung mit einer Rechtsordnung, die durchaus eigenständiger Art ist. Wegen dieser Eigenständigkeit kann sie nicht jeden beliebigen, sondern nur solchen Zwecken unterworfen werden, die nicht gegen wesensimmanente Schranken des Rechts verstoßen. Daher kann man die Reduzierung des Jugendrechts auf eine kontrollierende Funktion nicht hinnehmen. Man muß vielmehr anerkennen, daß die Inhalte dieser Spezialmaterien ebenso erzieherische Defizite kompensieren und Abhängigkeiten beseitigen, wie auch Leistungen anbieten sollen, die aus einem gewandelten Verständnis von Gerechtigkeit und den Pflichten des Staates folgen. Staatliche Rechtsregeln drangen dabei in einen Leerraum vor, aus dem sich Gesellschaft und Familie zurückgezogen hatten. Funktioniert die Regulierung sozialer Beziehungen der Jugend im außerstaatlichen

Raum, wird der Staat auch nicht tätig. Die Zurückverweisung problematischer Beziehungen und abweichenden Verhaltens in diese Gesellschaft mit dem Ziel des Abbaus staatlicher Maßnahmen steht in der Gefahr, der Beliebigkeit Tür und Tor zu öffnen, weil es eben kein integriertes System gesellschaftlich gebilligter Ziele und anerkannter Mittel mehr gibt, in dem Konflikte planvoll gelöst werden können. Die derzeit garantierten rechtlichen Absicherungen der Betroffenen würden nicht mehr greifen. – Bedenkenswert an der Kontrollthese bleibt dennoch der Hinweis auf die Gefahr einer rechtlich nicht mehr überprüfbaren Entwicklung zu pädagogischen oder therapeutischen Maßnahmen.

5. Fazit

Wird ein Bereich neu mit Rechtsregeln besetzt, so ist der Sachverhalt keineswegs zutreffend damit beschrieben, daß die Verwandlungen eines ungeregelten in einen geregelten Zustand die Verwandlung eines unkontrollierten in einen kontrollierten Zustand bedeute. Der historische Überblick zeigt, daß gesellschaftliche oder soziale Kontrolle seit rund 100 Jahren in einem Prozeß der Veränderung durch Verrechtlichung begriffen ist. Das bedeutet vor allen Dingen eine Einschränkung der Kontrolle jugendlichen Verhaltens auf das rechtlich zulässige Maß. Dies entsprach dem Grundprinzip der liberalen Rechtsstaatsbewegung im 19. Jahrhundert. Die umfassende soziale Kontrolle überschaubarer kleiner Gemeinschaften in Familie, Dorf, Stand oder Zunft wurde durch Rechtsregeln abgelöst, nach deren Zweck und Funktion zu fragen ist. Nimmt man die Weber'sche Definition von Macht und Herrschaft (*Weber*, 1972, 28f.), dann erweist sich die Einführung von Regeln, die im Herrschaftsbegriff vorausgesetzt werden, als die Beschränkung unkontrollierter Macht. Dem entspricht aber auf der anderen Seite ein vergrößerter Freiheitsspielraum der Herrschaftsunterworfenen gegenüber dem Staat. Es entspricht ihm aber auch die Emanzipation vom diffusen Druck der sozialen Gemeinschaft. Die Entdeckung des sozialen Problems Jugend bedeutete nichts anderes als die Aufdeckung anomischer Zustände der Gesellschaft; sie traten ein, als die kulturellen Überzeugungen von der Verbindlichkeit bestimmter institutionalisierter Mittel zur Erreichung allgemein gebilligter gesellschaftlicher Zwecke zerbrachen. Die Einsetzung gerichtlich überprüfbarer Rechtsnormen zur Re-Institutionalisierung machte die Veränderung aus der Betrachtung ex post sichtbar, weil die gesellschaftlichen Regelungen vorher keineswegs so deutlich überliefert waren, wie die Schriftform der Rechtsregeln es erzwingt. Ein großer Teil der Jugendrechtsnormen formuliert weniger regulierende Verhaltenserwartungen an Kinder und Jugendliche als vielmehr Privilegien, Ausnahmen von der vollen rechtlichen Verantwortlichkeit Erwachsener und Leistungsgewährung. Die Inhalte der Rechtsordnung sind eben insgesamt vom bloßen staatlichen Zwang früherer Jahrhunderte zur Daseinsvorsorge des modernen Sozialstaats fortgeschritten. Sie etablieren Ansprüche auf Erziehung, Berufsausbildung und auf Unterstützung. Sie setzen zunehmend Jugendliche aus gesellschaftlichen Abhängigkeiten frei und geben ihnen Rechtspositionen.

Man wird in kurzen Zeiträumen der Rechtsentwicklung immer wieder eine schwankende Intensität von Kontrollbestandteilen finden. Aber über den langen Zeitraum von 100 Jahren ist eine zunehmende Kontrolle von Jugend trotz der wachsenden Zahl jugendspezifischer Rechtsnormen nicht zu erkennen. Zweifelsohne hat der moderne Mensch gerade durch Rechtsnormen weitaus mehr Freiheitsspielräume als in früheren Zeiten gewonnen. Mit der Ausformulierung von Rechtspositionen gegenüber Staat, Gesellschaft und Familie ist eine Freisetzung der Person des Jugendlichen einhergegangen. Die rechtlichen Regelungen haben informelle Maßnahmen sozialer Kontrolle ersetzt und vielen Formen der Beeinflussung und Verhaltenskontrolle Schranken gesetzt (z. B. in Ausbildungsverhältnissen). Die Rechtsposition von Kindern und Jugendlichen nähert sich insoweit immer mehr der Rechtsposition von Erwachsenen an.
Die These von der zunehmenden Kontrolle der Jugend beruht auf der mißverständlichen Gleichsetzung sozialer, kultureller und rechtlicher Verhaltenserwartungen. Die starke Betonung des Kontrollcharakters von Rechtsnormen übersieht die Fortentwicklung des bloßen Rechtsstaats zum sozialen Rechtstaat.

Abkürzungen der Gesetzestexte:

ALR: Allgemeines Landrecht für die preuß. Staaten; BAföG: Bundesausbildungsförderungsgesetz; BetrVerfG: Betriebsverfassungsgesetz; BGB: Bürgerliches Gesetzbuch; BSHG: Bundessozialhilfegesetz; BVerfGG: Bundesverfassungsgerichtsgesetz; EGBGB: Einführungsgesetz z. Bürgerl. Gesetzbuch; GewO: Gewerbeordnung; GG: Grundgesetz; GjS: Ges. üb. d. Verbreitung jugendgefährdender Schriften; HJ-Gesetz: Gesetz über die Hitler-Jugend vom 1. 12. 1936; JArbSchG: Jugendarbeitsschutzgesetz; JGG: Jugendgerichtsgesetz; JöSchG: Gesetz z. Schutze d. Jugend in d. Öffentlichkeit; JugendarrestVO: Verordnung zur Ergänzung des Jugendstrafrechts vom 4. Oktober 1940; JugendschutzG: Gesetz über Kinderarbeit und die Arbeitszeit der Jugendlichen (Jugendschutzgesetz) vom 30. April 1938; JWG: Gesetz für Jugendwohlfahrt; KontrollratsG: Gesetz Nr. 1 des Alliierten Kontrollrats vom 20. 9. 1945; RelKErzg: Gesetz üb. d. religiöse Kindererziehung; RJGG: Reichsjugendgerichtsgesetz; RJWG: Reichsjugendwohlfahrtsgesetz; RStGB: Reichsstrafgesetzbuch; SchulG: Schulgesetz; SBG: Sozialgesetzbuch; StGB: Strafgesetzbuch; StPO: Strafprozeßordnung; WRV: Weimarer Reichsverfassung; ZPO: Zivilprozeßordnung.

Literatur

Appelius, H.: Die Behandlung jugendlicher Verbrecher und verwahrloster Kinder. Bericht der von der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung (Gruppe Deutsches Reich) gewählten Kommission, Berlin 1892 – *Becker, L.:* Der bedingte Strafverfolgungsaufschub mit nachfolgender Niederschlagung des Strafverfahrens gegenüber Jugendlichen. Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge 1981, 51 – *Berger, A.:* Jugend-Schutz und Jugend-Besserung. Material und Abhandlungen vorwiegend strafrechtlichen Charakters unter weitgehender Berücksichtigung des Auslandes und der Geschichte, 1. Teil: Material, Leipzig 1897 – *Blankenburg, E.:* »Implementation von Recht«. Ergänzbares Lexikon des Rechts. Hg. *K. F. Röhl.* Neuwied/Darmstadt 1981 3/70 – *Foucault, M.:* Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt 1976 – *Haferkamp, H.:* Herrschaftsverlust und Sanktionsverzicht. Kritische Bemerkungen zur Theorie des starken Staates, der neuen sozialen Kontrolle und des ideellen Abolitionismus. Kriminologisches Journal 1984, 112ff. –

Hasenclever, C.: Jugendhilfe und Jugendgesetzgebung seit 1900. Göttingen 1978 – *Heinz, W.:* Neue ambulante Maßnahmen nach dem Jugendgerichtsgesetz. Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 1987, 129ff. – *Herriger, N.:* Familienintervention und soziale Kontrolle – Strategien der Kolonisierung von Lebenswelten. Kriminologisches Journal 1980, 283ff. – *Hoppensack, H.-C., Markus, G.:* Von der Wiege bis zur Volljährigkeit? Zu einigen Schlußfolgerungen aus einer vergleichenden Aktenuntersuchung der Erziehungshilfe. Kriminologisches Journal 1980, 138ff. – *Jhering, R. von:* Der Zweck im Recht. 5. Aufl. Leipzig 1916, Bd. I. – Institut für Zeitgeschichte, Hg.: Akten der Parteikanzlei der NSDAP. Rekonstruktion eines verlorengegangenen Bestandes. Sammlung d. in anderen Provenienzen überlieferten Korrespondenzen, Niederschriften von Besprechungen usw. mit d. Stellvertreter d. Führers und seinem Stab. München/Wien 1983 – *Kerner, H.-J.,* Hg.: Diversion statt Strafe. Probleme und Gefahren einer neuen Strategie strafrechtlicher Sozialkontrolle. Heidelberg 1983 – *Lange, G.:* Die Behandlung Jugendlicher in der deutschen Partikularstrafgesetzgebung des 19. Jahrhunderts. Diss. jur. Straßburg 1912 – *Liszt, F. von:* »Bedingte Verurteilung und Begnadigung«. Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts. Hg. *K. von Birkmeyer.* Bd. 3 Berlin 1908 – *Liszt, F. von:* Lehrbuch des deutschen Strafrechts. 21.–22. Aufl. Berlin/Leipzig 1919 – *Miehe, O.:* »Die Anfänge der Diskussion über eine strafrechtliche Sonderbehandlung junger Täter«. Weg und Aufgabe des Jugendstrafrechts. Hg. *Schaffstein/Miehe.* Darmstadt 1968, 1ff. – *Münder, J., Bartel, H.-J., Frenz, R., Grieser, M., Jordan, E., Kern, H.-A., Kreft, D., Lauer, H., Zimmermann, G.:* Frankfurter Kommentar zum Gesetz für Jugendwohlfahrt. 2. Aufl. Weinheim/Basel 1981 – *Pfeiffer, C., Schüler-Springorum H.:* Ein Volk aus Vorbestraften? DIE ZEIT Nr. 34, v. 14. 8. 1987, 6 – Projektgruppe Jugendkontrolle: Von der Wiege bis zur Volljährigkeit? Modernisierungstendenzen der Jugendkontrolle unter dem Zeichen kommunaler Planung. Vergleichende Aktenuntersuchung im Jugendamt. Kriminologisches Journal 1979, 241ff. – *Raiser, T.:* »Rechtssoziologie und Rechtsdogmatik«. Ergänzbares Lexikon des Rechts. Gruppe 3, Rechtssoziologie. Hg. *K. F. Röhl.* Neuwied/Darmstadt 1981, 3/210 – *Sachße, C., Tennstedt, F.:* Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1980 – *Sack, F.:* »Recht und soziale Kontrolle«. Kleines Kriminologisches Wörterbuch. Hg. *G. Kaiser, H.-J. Kerner, F. Sack, H. Schellhoss.* 2. Auflage, Heidelberg 1985, 351ff. – *Schelsky, H.:* Die skeptische Generation, Düsseldorf 1963 – *Schneider, H.:* Die öffentliche Jugendhilfe zwischen Eingriff und Leistung. Neuwied 1964 – *Stangl, W.:* Die Vertreibung des Verletzten aus dem Strafverfahren und der neue Wirksamkeitsanspruch an die staatliche Strafe im 19. Jahrhundert. Kriminalsoziologische Bibliographie 56/57. 1987, 63ff. – *Voß, M.:* Jugend ohne Rechte. Die Entwicklung des Jugendstrafrechts. Frankfurt/New York 1986 – *Walter, M., Eckert, H.-U.:* Zunehmende Anwendung des Jugendrechts gegenüber Heranwachsenden. Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform. 68. Jg. 1985, 69ff. – *Weber, M.:* Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. Auflage Tübingen 1972.

Ulrich Planck

Jugend und Gemeinde

1. Begriffsdefinition

1.1. Gemeinde

Verwaltungsrechtlich versteht man unter einer »Gemeinde« eine lokale Gebietskörperschaft, die innerhalb eines durch Landesgesetz abgegrenzten Territoriums die Herrschaftsgewalt einschließlich der Abgabenhoheit besitzt. Unabhängig von der Eigenschaft einer untersten Verwaltungsbehörde und der Verleihung hoheitlicher Rechte und Pflichten hat *König* (1956, 23) Gemeinde als »eine globale Gesellschaft vom Typ einer lokalen Einheit, die eine unbestimmte Mannigfaltigkeit von Funktionskreisen, sozialen Gruppen und anderen sozialen Erscheinungen in sich einbezieht«, definiert. Nicht der Wohnplatz an sich noch die politische Gemeinde sind unmittelbarer Gegenstand soziologischer Betrachtung, sondern die Agglomeration. Damit meint *Ipsen* (1928/29, 25) »eine räumliche Einheit der Berufsgliederung, der Arbeit, des Wohnens und Wirtschaftens, die zugleich in irgendeinem Ausmaß organisatorische Einheit ist«. Bis zu den Verwaltungsreformen fielen im Bundesgebiet in der Regel räumliche Siedlungsgemeinschaft und administrative Einheit zusammen. Auch »das Dorf war rechtlich als Gemeinde verfaßt und verfügte damit über eine eigene Kompetenz im Rahmen der den Gemeinden zustehenden kommunalen Selbstverwaltung im Sinne des Freiherrn vom Stein« (*v. d. Heide*, 1984, 55). Der verwaltungsrechtliche Gemeindebegriff hat in den großen Flächengemeinden viel an soziologischer Relevanz eingebüßt. Sozialforscher gehen daher gewöhnlich von der »örtlichen Gemeinschaft« aus, von der auch das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland im Artikel 28 spricht. Eine der wenigen Ausnahmen von der Regel, die räumliche Siedlungseinheit eines Dorfes oder einer Stadt zum Gegenstand der Gemeindeforschung zu machen, bildet *Wurzbacher/Pflaums* Untersuchung einer Landgemeinde mit 45 Wohnplätzen.

1.2. Stadt und Land

In der Gemeindeforschung galten Gemeindegröße und Gemeindetyp stets als wichtige Variable; insbesondere wurde der Unterschied zwischen Stadt und Land als bedeutsam angesehen. Solange und wo immer Siedlungseinheit und Verwaltungseinheit räumlich zusammenfallen, ist eine statistische Abgrenzung von städtischen und ländlichen Gemeinden nach der Einwohnerzahl relativ einfach und eindeutig. Einer französischen Empfehlung beim 4. Internationalen Statistischen Kongreß (London 1860) folgend, wiesen die deutschen und einige ausländische statistische Ämter lange Zeit Gemeinden unter 2 000 Einwohnern als ländliche und Gemeinden darüber als städtische aus. Aufgrund des starken Bevölkerungszu-

stroms auf das platte Land infolge des Zweiten Weltkriegs überschritten jedoch viele Gemeinden in der Bundesrepublik Deutschland diesen Schwellenwert, ohne ihren ländlichen Charakter zu verlieren.
Neuerdings spricht vieles, auch im Hinblick auf die Jugend, für einen Übergang der Gemeindeforschung von einer punktuellen zu einer flächenhaften Betrachtungsweise. Für die Situation des Jugendlichen spielt sowohl die Ortsgröße als auch die Infrastruktur im Umkreis von 20 bis 30 km eine wichtige Rolle. Zur Befriedigung seiner verschiedenen Lebensbedürfnisse (arbeiten, ausbilden, erholen, unterhalten usw.) muß er häufig die Grenzen seines Wohnortes/Ortsteils überschreiten. Aus diesen und anderen Gründen ist deshalb eine Untergliederung in stadtnahe und stadtferne Gemeinden einer Stadt-Land-Klassifizierung vorzuziehen.

2. Historische Entwicklung der Gemeindeforschung

2.1. Materiallage

Im deutschsprachigen Raum gibt es etwa ein Dutzend soziologisch gehaltvolle Stadtmonographien. Hinzu kommen aus dem ehemaligen Deutschen Reich 90 und aus der Bundesrepublik Deutschland mehr als 70 Dorfmonographien (*Planck*, 1974). Einen umfassenderen Überblick über die europäische Dorfforschung vermittelt das zweibändige Werk »Rural Community Studies in Europe« (*Durand-Drouhin/Szwengrub*, 1981, 1982). »Der Mangel der meisten Dorfuntersuchungen ist, daß sie sich auf demographisch-ökonomische Strukturanalysen beschränken, so daß spezifisch soziologische Fragestellungen und Aussagen nur selten bzw. meist nur als ›persönliche‹ Randbemerkungen ohne tieferen wissenschaftlichen Erkenntnisgehalt zu finden sind« (*Pevetz*, 1974, 228f.).
Wird in der Gemeindeforschung, von wenigen Ausnahmen abgesehen (siehe unten), die Jugend negiert, so kommt umgekehrt auch in der Jugendforschung die Gemeinde kaum vor. Gründe für die Vernachlässigung der Gemeinde in der Jugendforschung sind (1) die Gemeinde bietet keine gemeindeweiten Verfahren an, die den Heranwachsenden helfen, sich selbst als solche im Übergang vom Kind zum Erwachsenen zu definieren; (2) es fehlen Funktionen für diese Altersgruppe in der Gemeinde; (3) Jugend ist kein eigenständiger Handlungsraum innerhalb der Gemeinde; (4) nicht die Gemeinde, sondern Jugendgruppen und Jugendräume werden zum eigentlichen Bezugspunkt der Heranwachsenden; (5) der ehemals starke Einfluß der Berufsstruktur der Wohngemeinde auf die Berufswahl ist sehr zurückgegangen.
Die in einige Jugendumfragen eingeführten Variablen »Gemeinde-/Wohnortgröße« und »Gemeinde-/Ortstyp« haben weniger an Erklärung erbracht als erwartet. Dichothomisch angelegte Stadt-Land-Untersuchungen ergaben, daß Einstellungen und Verhaltensweisen Jugendlicher weniger milieubestimmt als personenbezogen sind, d.h. sie hängen mehr vom Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, Beruf und Einkommen ab als vom biotopischen Charakter des Wohnortes (*Knirim*, 1974; *van Deenen*, 1979). Milieueinflüsse sind dennoch nicht zu leugnen. Dem Landleben

wird z.B. eine kriminalitätshemmende Wirkung zugesprochen, während die kriminelle Gefährdung Jugendlicher mit der Größe des Wohnortes wächst (*Ehlen*, 1963).

2.2. Ansätze der Gemeindeforschung

Am Anfang standen und bis heute dominieren beschreibende Gemeindeuntersuchungen mit einem ausführlichen historischen und/oder einem breiten ökonomischen Teil. Erst *Galpin* zog in »Social Anatomy of an Agricultural Community« (1915) die wichtige Rolle der Institutionen und Ämter für das Gemeindeleben und die Gemeindestruktur in die Forschung mit ein. *Park* übertrug diesen Ansatz, der seither in Nordamerika wie in Europa häufig angewandt worden ist, auf die Stadt. Die Jugend erscheint hierbei zunächst lediglich als eine statistisch abzugrenzende Altersgruppe der Gesamtbevölkerung, jedoch noch nicht als eine Aktions- oder Problemgruppe. Während sich in der landsoziologischen Forschung aus diesem Ansatz vor allem die strukturanalytische Richtung entwickelt hat, ist in der Stadtsoziologie daraus die humanökologische Schule entstanden.
Eine dritte, durch das Zusammentragen einer Menge statistischer Daten charakterisierte Richtung mündete in die Gemeindetypologie. In keiner der vorgelegten Typologien (*Mendras/Mihailescu*, 1982) spielt jedoch die Jugend irgendeine Rolle, obwohl der Gemeindetyp eng mit dem Jugendanteil zusammenhängt.
Mit *R.* und *H. Lynds* Veröffentlichung »Middletown« (1929) beginnt eine neue Phase der Gemeindeforschung und zugleich ein neuer »Typus der Jugenduntersuchungen« (*Flitner*, 1963, 40), in deren Mittelpunkt das Alltagsleben, die institutionelle Organisation und Funktion neben der Sozialstruktur der Gemeinde steht. Mehr und mehr Gemeindeforscher haben seither den Rahmen ihrer Untersuchungen innerhalb dieses Konzeptes abgesteckt und mußten damit zwangsläufig auch auf die Jugend stoßen. Die Hinwendung des Interesses in der jüngeren Gemeindeforschung auf regionale Verflechtungen, geschichtliche Entwicklung und derzeitige Machtstrukturen (*König*, 1974, 119f.) läßt jedoch Jugendprobleme eher wieder in den Hintergrund treten.

2.3. Berücksichtigung der Jugend in der Gemeindeforschung

Es läßt sich keine irgendwie geartete zeitliche Entwicklung der Berücksichtigung der Jugend in der Gemeindeforschung erkennen. In der ersten deutschen Dorfuntersuchung von Belang (*Schnapper-Arndt*, 1883) wird die Jugend mit dem Satz erwähnt: »Die Söhne gehen des Abends, sofern es das Wetter erlaubt, in üblicher Weise mit anderen jungen Leuten auf der Straße spazieren.« Das ist nicht eben viel, aber mehr, als in den meisten Dorf- und Stadtmonographien über die Jugend ausgesagt wird.
Rühmliche Ausnahmen von dieser Jugendabstinenz sind u.a. *Baumert* et al. mit der Darmstadt-Studie (1952/54), in der Monographien über Jugend, Schule und Familie einen größeren Komplex einnehmen (*Baumert*, 1952; *Kuhr*, 1952; *Koepnick*, 1952), *Bernot/Blancard* (1953) mit Ausführungen über die Beziehungen zwischen jungen Leuten, *Brauneis* mit einem Abschnitt über Jugendbräuche (1955, 18ff.), *Havig-*

hurst (1962), der das Aufwachsen in River City beschreibt, *Bodzenta* (1962), der u.a. 12- bis 16jährige befragte, *Wylie* (1964), der der Jugend ein volles Kapitel widmete, und *Messmer* (1976), deren Gemeindestudie ebenfalls ein Kapitel über die »Jungen« enthält. In einigen Monographien wird die Jugend beiläufig gestreift, manchmal in biographischen Aussagen, im Zusammenhang mit Schul- und Erziehungsfragen, mit Berufswahl und -not, Verkehrsfragen, auffälligem Verhalten und Kriminalität. Die nächstliegende, wenngleich vordergründige Erklärung für die häufige Nichtbeachtung der Jugend in der Gemeindeforschung liegt darin, daß die einschlägigen methodischen Anleitungen die Jugend meist ausklammern.

3. Annahmen/Zusammenhänge (Hypothesen)

3.1. Gemeinde als gesellschaftliche Grundform

»Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift das Volk erst den Staat«, schrieb *Riehl* (1894[9], 115). Und *König* (1958, 45) meinte, gesellschaftliches Leben werde von Familie und Nachbarschaft abgesehen »immer noch zuerst in der Gemeinde zum anschaulichen Erlebnis«. *Klönne* (1972) hat dieses entschieden bestritten unter Hinweis auf die Verschiedenartigkeit der Gemeinden, die zunehmende Mobilität, das Pendeln zwischen Gemeinden (zum Teil schon im Kindergartenalter), den häufigen Orts- und Wohnortwechsel, die »Verortung« kommunalpolitischer Entscheidungs- und Interessenzusammenhänge, den Verfall der »kommunalen Öffentlichkeit« und die Verflüchtigung kommunaler Selbstverwaltung. Auch *Bahrdt* (zit. bei *Hahn* et al., 1979, 7f.) hat den von *Arensberg* postulierten »kulturellen Mikrokosmos« der Gemeinde relativiert.

3.2. Gemeinde als Erziehungsinstanz

Es kann als sicher gelten, daß die Gemeinde in früheren Zeiten nächst der Familie die wichtigste Sozialisationsinstanz war (*Dietz*, 1927). *Brim* (1969, 359) stellte noch fest: »Aus den Forschungen ergibt sich vor allem, daß die Erziehungsziele in letzter Instanz durch die Gemeinde (oder Gesellschaft), der die Institution angehört, vorgegeben und legitimiert werden.« Die Gemeinden sind verpflichtet, Bildungseinrichtungen bereitzustellen. Nach Auffassung des Deutschen Städtetages (1977, 158) hat das kommunale Freizeitangebot im Bereich des Sports, der Kultur und Jugendpflege ebenfalls eine wesentliche Sozialisationsfunktion.
Soweit die behördliche Jugendpflege einen pädagogischen Zweck verfolgt, ist ihr die staatsbürgerliche Erziehung ein vorrangiges Anliegen. Dahinter steht eine Auffassung, die der ehemalige baden-württembergische Innenminister Ulrich so ausdrückte: »Die beste Schule für eine demokratische Beteiligung sind die Gemeinden« (zit. nach *Wehling*, 1975, 277).

3.3. Gemeinde als Leistungsbehörde

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland weist der Gemeinde das Recht zu, »alle Angelegenheiten der örtlichen Gemeinschaft im Rahmen des Gesetzes in eigener Verantwortung zu regeln« (Art. 28, 2). Man hat aus dieser »Allzuständigkeit« der Gemeinden die Verpflichtung der Daseinsvorsorge für alle ihre Bürger abgeleitet. In bezug auf die Jugend bedeutet dies u. a.: Die Gemeinden sind Träger der Schulen; sie haben für den Bau, die Unterhaltung und die Ausstattung der Gebäude zu sorgen und haben ein Mitwirkungsrecht bei der Auswahl der Lehrer. Sie sind außerdem für die Volksschulen, die Jugend- und Volksbüchereien wie überhaupt für den örtlichen »Kulturbetrieb« zuständig. Im Rahmen einer ganzheitlichen Dorfentwicklung haben die ländlichen Gemeinden darüber hinaus dafür zu sorgen, daß »über eine positive Einstellung der Jugend zum Dorf die Vollwertigkeit dieses Lebensraumes akzeptiert wird« (MELU, 1981). Die Städte wollen durch ein qualifiziertes Leistungs- und Wohnungsangebot für junge Menschen attraktiv bleiben (Deutscher Städtetag, 1977, 40f., 325ff.). Ihre Verantwortung für die Jugend kommt in besonderer Weise durch die Einrichtung von »Heimen der offenen Tür«, Jugendhäusern, Spielplätzen und Sportstätten zum Ausdruck. Auch die öffentliche Jugendhilfe und der Jugendschutz sind in erster Linie Gemeindeangelegenheiten. Die Gemeinde hat ferner die Aufgabe, die Jugend vor wirtschaftlicher, gesundheitlicher und sittlicher Gefährdung zu schützen. Diese verschiedenen Aufgaben wurden durch das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (RJWG, 1922) im Jugendamt, einer sozialpädagogischen Erziehungsbehörde auf der Ebene der Kreise und kreisfreien Städte zusammengefaßt. Eine Durchsicht der einschlägigen Literatur zeigt, daß Kommunalpolitiker und -verwaltungen die Jugendforschung fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der öffentlichen Jugendhilfe verfolgen.

4. Datenerhebung und Materialsammlung

4.1. Techniken und Paradigmen

Die Analyse einer Gemeinde erfordert die Anwendung verschiedener Techniken, je nachdem, welches Phänomen untersucht wird. Erkenntnisse über die Jugend werden in der Gemeindeforschung gewonnen, durch (1) die Untergliederung der Bevölkerung in Altersgruppen, (2) die Befragung von Schulklassen, Jugendgruppen, Stichproben definierter Altersjahrgänge und Einzelpersonen, und (3) die meist teilnehmende Beobachtung des Jugendlebens unter verschiedenen Bedingungen.

In der Sozialforschung kann die Gemeinde sowohl Objekt als auch Paradigma sein. Ist die Gemeinde selbst Gegenstand der Forschung, dann befaßt sich diese – wenn überhaupt – nur insofern mit der Jugend, als diese notwendigerweise zu einer vollständigen Gemeinde gehört. Wird die Gemeinde als Forschungsfeld der Jugendforschung gewählt, dann lassen sich wiederum zwei Vorgehensweisen unterscheiden. Einmal dient die Gemeinde als Untersuchungseinheit; sie bildet den sozialen

Rahmen, innerhalb dessen Jugendleben stattfindet und empirisch faßbar ist. Zum anderen kann Jugendforschung so angelegt sein, daß sie das wechselseitige Verhältnis von Jugend zu Gemeinde thematisiert. Jugend in der Gemeinde untersuchen heißt, sie »in vivo« studieren. Genau wie bei der Jugendforschung in Familie, Schule und Betrieb besteht hier ein sehr enger Wirklichkeitsbezug, insofern sich die Jugendlichen gemeindlicher Einrichtungen bedienen, sich lokalen Normen fügen oder gegen bestehende Ge- und Verbote örtlich aufbegehren.

4.2. Forschungserschwernisse

Auf die schon erwähnte Vernachlässigung der Jugend in der Gemeindeforschung muß an dieser Stelle noch einmal eingegangen werden, weil es sich hierbei auch um ein methodisches Problem handelt. Im sozialen System einer Gemeinde befinden sich Jugendliche in einer gesellschaftlichen Randstellung (*Lewin*, 1963). Sie spielen sozusagen noch keine Rolle; es mangelt ihnen an Handlungskompetenz (*Bohnsack*, 1973); sie haben noch keinen festen Platz in der lokalen Rangordnung der »Geltenden« (*Ilien*, 1977, 43). In der von *Gabriel* (1979) herausgegebenen Einführung in die Probleme der politischen Willensbildung in der Gemeinde ist zwar viel vom Bürger die Rede, aber der junge Bürger oder gar der jugendliche Mitbürger wird an keiner Stelle ausdrücklich genannt. Für die Kommunalwissenschaften war Jugendforschung lange Zeit nur insofern interessant, als hilfsbedürftige oder straffällige Jugendliche kommunalen Handlungsbedarf erzeugten. Erst die von der studentischen Jugend ausgelösten politischen Unruhen veranlaßten eine größere Nachfrage nach sozialwissenschaftlichem Wissen von seiten der Kommunalpolitiker. Diese Vorgänge rückten die Jugend auch ins Blickfeld der Community-Power-Forschung. Der Deutsche Städtetag stellte seine Hauptversammlung 1977 nach 27 Jahren wieder unter das Motto »Unsere Städte und die junge Generation« und leitete aus dem mangelnden Interesse der Jugendlichen am kommunalen Freizeitangebot »die Forderung nach eingehenden Untersuchungen zum Freizeitverhalten junger Menschen« (1977, 199) ab. Das Freizeitverhalten der Jugendlichen ist jedoch kein rein kommunales Problem (vgl. *Lüdtke* in diesem Band). Jugendliche entziehen sich nach Möglichkeit der sozialen Kontrolle durch Familie, Nachbarschaft und Bekanntschaft in ihrer Wohngemeinde. Dies verursacht auch erhebungstechnische Schwierigkeiten. Die Jugend ist die am schwersten zu erreichende Bevölkerungsgruppe bei einer Gemeindeuntersuchung. Wie bei der Datenerhebung, so wirft die Jugend auch bei der Datenauswertung besondere Probleme auf, denn sie stellt eine sehr heterogene Kategorie dar. Außerdem wechseln innerhalb dieser Altersspanne reifebedingt die Interessen, Bedürfnisse, Einstellungen und Verhaltensweisen rascher als in irgendeiner anderen Altersgruppe. Die Jugendforschung kann und muß sich auf diese Vielfalt der Erscheinungen und die technischen Schwierigkeiten einlassen. Die Gemeindeforschung ist von ihren Ansätzen her meistens dadurch überfordert.

4.3. Forschungsansätze

Die Vernachlässigung der Jugend hängt zum Teil auch mit den spezifischen Fragestellungen der Gemeindeforschung und ihrem unterschiedlich engen Bezug zur Jugend zusammen. Es lassen sich folgende Ansätze unterscheiden:

- *Historische,* die nach der Entstehung und Entwicklung einer Gemeinde unter besonderer Berücksichtigung örtlicher Ereignisse und von außen einwirkender Kräfte fragen. Für die Jugendforschung fallen dabei gelegentlich interessante Details früheren Jugendlebens ab.
- *Geographische,* die nach der Lage einer Gemeinde im Raum, ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Natur- und Wirtschaftsräumen, Einzugs- und Einflußgebieten, nach innergemeindlichen Verkehrswegen, der Lage der öffentlichen Gebäude, Handels- und Gewerbebetriebe sowie der funktionalen Gliederung in Viertel und Zonen fragen. In der Regel wird kein Bezug zur Jugend hergestellt.
- *Sozialökologische,* die nach den biotopischen Eigenschaften einer Gemeinde, ihrer Wohnplätze und Wohnviertel fragen. Unter dem Gesichtspunkt der örtlichen Lebensbedingungen sind einige gute Jugendstudien entstanden (z.B. *Muchow*, 1935; *Salisbury*, 1958; *Havighurst*, 1962; *Kreutz/Wuggenig*, 1978; *Dona*, 1982).
- *Städtebauliche,* die nach Art und Alter der Bausubstanz, nach allen baulichen Anlagen einschließlich Verkehrs-, Grün-, Sport- und Freizeitanlagen fragen. Da bekanntlich Infrastruktur und Wohnumwelt für die Lebenswelt Jugendlicher von großer Bedeutung sind, verdient diese Fragestellung jugendsoziologisch erhöhte Beachtung.
- *Demographische,* die nach der Zusammensetzung der Bevölkerung, nach ihrem Strukturwandel, den natürlichen und den Wanderungsbewegungen fragen. Diese Art der Fragestellung hat sich bislang als wenig ergiebig für die Jugendforschung erwiesen.
- *Institutionelle,* die nach den gesetzlichen Regelungen des Zusammenlebens in einer Gemeinde, nach der Gemeindeverfassung, den Ortssatzungen, dem Bildungs-, Gesundheits-, Verkehrs- und Polizeiwesen fragen. Solche Fragestellungen sind vor allem im Bereich der Jugendhilfe und des Jugendschutzes von Belang für die Jugendforschung (z.B. *Schumann*, 1987).
- *Politische,* die nach den Machtstrukturen und Eliten einer Gemeinde fragen (z.B. *Hunter*, 1953; *Beckers*, 1968; *Zoll*, 1974), die aber wenig zur Jugendforschung beizutragen vermochten. Da Jugendliche in der Regel weder in einflußreichen Positionen sitzen, noch kommunale Entscheidungsbefugnisse oder örtliche Reputation besitzen, noch über die zur Machtausübung erforderlichen Apparate und Ressourcen verfügen, fallen sie gewöhnlich durch die üblichen Raster der Community-Power-Forschung hindurch.
- *Sozialökonomische,* die nach den örtlichen Grundlagen, Betriebsformen und Vorgängen der Gütererzeugung und -verteilung, der Dienstleistungen und der Berufsdeckung und den sich aus der wirtschaftlichen Tätigkeit ergebenden sozialen Bedingungen fragen. Viele Gemeindemonographien von der Art »die Lebensverhältnisse in...« gehören dazu, aber selten findet die Jugend darin

Berücksichtigung (z.B. *Nußbaumer*, 1963; *Brauneis*, 1955; *van Deenen* et al., 1975).

- *Volkskundliche,* die nach den ethnisch, konfessionell, landschaftlich und beruflich bedingten Eigenarten der Lebens- und Ausdrucksformen und der materiellen Kultur fragen (z.B. *Kleinschmidt*, 1977; *Lehmann*, 1976). Aus einigen dieser Dorf-/Stadtuntersuchungen ist Aufschlußreiches über die Jugend zu erfahren (z.B. *Wylie*, 1964).
- *Sozialkategoriale,* die nach der sozialen Versäulung oder Schichtung, den kommunikativen und interaktionistischen Beziehungen innerhalb und zwischen diesen Kategorien in einer Gemeinde fragen. Im allgemeinen hat in den Schichtuntersuchungen die Jugend keinen eigenen Stellenwert, da Kinder und Jugendliche an der Schichtzugehörigkeit ihrer Herkunftsfamilie solange partizipieren, bis sie selbst Erwachsenenpositionen einnehmen. *Hollingshead* hat jedoch gezeigt, wie sich dieser Ansatz auch für die Jugendforschung fruchtbar machen läßt.
- *Systemanalytische,* die eine Gemeinde als ein mehr oder weniger offenes soziales System betrachten. Im Mittelpunkt des forschenden Interesses steht die Funktionalität des Systems, die durch innere Spannungen und Konflikte und durch äußere Störungen infragegestellt wird. Ob die Jugend bei diesem umfassenden Ansatz berücksichtigt wird, hängt davon ab, ob der Forscher sie als systemrelevantes Element anerkennt oder nicht (z.B. *Ellwein* et al., 1969–74). Auch einige bekannte ethnologische Dorfmonographien benutzten diesen ganzheitlichen Ansatz (z.B. *Helling*, 1966; *Stirling*, 1965; *Redfield*, 1930).
- *Behavioristische* Fragestellungen durchziehen von Anfang an die Jugendbetrachtung in der Gemeindeforschung (z.B. *Gottlieb/Reeves*, 1963; *Hollingshead*, 1949; *Wylie*, 1964).
- *Sozialpolitische,* die nach Mißständen und Notständen, Elendsvierteln und sozialen Konfliktherden fragen. Dieser »Social-Problem-Ansatz« bildet das kräftigste Bindeglied zwischen Jugend- und Gemeindeforschung. Zahlreiche Doktor- und andere Forschungsarbeiten belegen dies (zusammenfassend *Hornstein*, 1982). Dieser mehrheitlich diagnostisch aufgefaßte Ansatz leitet über zum therapeutischen der »Gemeinwesenarbeit«, die insbesondere in der Form der »aktivierenden Befragung« Jugendverantwortlichen eine gute Möglichkeit bietet, die Interessen, Bedürfnisse und Probleme der Jugendlichen in einer Ortschaft kennenzulernen (*Rohrmoser*, 1978; *Luuka*, 1971.

5. Ergebnisse

5.1. Funktionen der Jugend in der Gemeinde

Nach den vorliegenden Forschungsergebnissen hat die Jugend Entwicklung hemmende und fördernde Funktionen in der Gemeinde: einerseits Brauchträger und andererseits Fortschrittsfaktor; einerseits Agentur sozialer Sanktionen und andererseits Objekt sozialer Kontrollen.

Brauchträger: Feilzer (1970, 240f). schließt aus den Quellen, daß der Zusammen-

schluß »der Jungmannschaft in Junggesellen- und Burschenvereinen« bis in das Mittelalter zurückreicht, und »noch bis zur Stunde« in vielen ländlichen Gemeinden existent ist. Sie waren bereits damals Träger eigengeprägten Brauchtums; hatten darüber hinaus aber auch militärische, religiös-kultische und sittenrichterliche Aufgaben im Gemeindeleben zu erfüllen. *Galler* stellte am Ende seiner Untersuchung über die Burschenschaften im östlichen Teil des Weinviertels fest, daß diese noch »in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine sehr bedeutende, wenn nicht die bedeutendste Stellung im kulturellen und sozialen (brauchtümlichen und gemeinschaftlichen) Leben des Dorfes einnehmen« (1971, 492). Zwar konnten manche traditionellen Burschenschaften nicht als solche überleben, andererseits leben viele Burschenschaften in Nachfolgevereinen (z. B. freiwillige Feuerwehr) kräftig weiter, und es entstehen sogar neue Burschenschaften. Wie die »Modernisierung« der Burschenschaften vor sich geht, hat *Brauneis* (1955, 19) beschrieben. Obwohl das vorliegende Material einen Wechsel bei den Brauchträgern erkennen läßt, wird mancherorts zäh an den Überlieferungen festgehalten und verschüttetes Brauchtum neu belebt. Im Widerspruch zu ihrer sonstigen nebensächlichen Stellung in der Gemeinde sind gemeinsame Dorfveranstaltungen und nicht minder gemeinsame Stadt(teil)veranstaltungen ein »Vorrecht der Jugend« (*Rüssel*, 1928, 31), die dabei als Brauch- und Kulturträger auftritt. *Schwedt*, (1987, 57) hat dies aus der Sicht der Volkskunde mit den Worten bestätigt: »Dorfkultur war immer zu guten Teilen selbstgemachte Kultur, und die privilegierte Gruppe der Jugendlichen gehörte stets zu den wichtigsten Akteuren, zählt oft heute noch dazu.«

Sittenrichter: Mancherorts gehört es zur Tradition, den »Buben« die Ausführung sozialer Sanktionen bei Verstößen gegen örtliche Verhaltensnormen und wegen anstößigen Liebes- und Ehelebens zu übertragen (*Feilzer*, 1970, 250). Auch beim »Haberfeldtreiben«, einer moralisierenden Volksjustiz über mißliebige Nachbarn im Alpenraum, wurden die jungen Burschen als Exekuteure vorgeschoben (*Queri*, 1911, 67, 94). In Mittenwald wurde nachweislich schon 1480 eine »Bubenrichterschaft« gegründet. Indem man die Jugend dazu anstiftete oder es ihr erlaubte, die Fehltritte ihrer Mitbürger zu brandmarken, wurde die öffentliche Verurteilung in den Bereich der Jugendstreiche transferiert. Jugendliche, die die für die Betroffenen meistens beschämenden Maßnahmen vornahmen, durften sich im allgemeinen der Parteinahme der Erwachsenen und der Nachsicht der örtlichen Obrigkeit für ihre Streiche sicher sein (*Wurzbacher/Pflaum*, 1954, 128f.). »Im Brauchtum sitzt die Burschenschaft als Trägerin der Rügegerichte oft noch sehr fest im Sattel« (*Galler*, 1971, 493f.).

Die Jugend war jedoch auch stets das besondere Aufmerksamkeit erheischende Objekt sozialer Kontrolle. Der Freiraum jugendlichen Handelns war und ist allerdings geschlechts- und ortsspezifisch ungleich eingeengt. Auf dem Lande dürfen sich Mädchen bis heute im allgemeinen weniger erlauben als Burschen. *Horstkotte* (1982) liest aus den ihr verfügbaren Materialien heraus, daß die Situation der Mädchen auf dem Lande durch eine doppelte gesellschaftliche Benachteiligung bestimmt sei, nämlich »einem unterworfenen, ausgebeuteten Geschlecht anzugehören und in einem unterworfenen, ausgebeuteten Raum zu leben.«

Familie und Gemeinde unterstützten sich früher in der Beaufsichtigung der Jugend-

lichen gegenseitig. Alle vorliegenden Untersuchungen stimmen jedoch darin überein, daß sich die restriktive elterliche Kontrolle der Jugendlichen erheblich gelokkert hat. Angesichts dieser »Großzügigkeit« kann auch die größere Gemeinschaft innerhalb einer Gemeinde keine restriktive Haltung mehr einnehmen. So meinten 36 Prozent der 1980 befragten Landjugendlichen, die Leute am Ort würden sich nicht darum kümmern, wenn ein Mädchen mit ihrem Freund zusammenzieht (*Planck* 1983, 158f.). Bemerkenswert ist die Abstufung nach dem Gemeindetyp; sie reicht von 28 Prozent in Bauernhöfen bis zu 53 Prozent in ländlichen Zentralorten.
Fortschrittsfaktor: Schon *Mannheim* hatte die Jugend zutreffend als »Mutationspotential der Gesellschaft« bezeichnet. Jugend ist ein »Faktor« (*Rosenmayr*, 1970) oder »Agent« (*Adamski*, 1982) des sozialen Wandels, da ihr in gewissen Grenzen ein von den gewohnten Normen abweichendes Verhalten in negativ wie positiv bewerteter Richtung zugestanden wird. Sie ist in modernen Gesellschaften damit zugleich auch ein potentieller »Schrittmacher des sozialen Fortschritts« (*Reimann*, 1987, 10; *Heyen*, 1972, 41), oder »Träger gesellschaftlichen Wertewandels« (SINUS, 1982; vgl. *Herz* in diesem Band). *Böhnisch/Funk* (1988) werten »die Jugend der Zukunft als eine strategische Sozialgruppe des ländlichen Raumes«. Für einige Autoren (u.a. *Peters*, 1984) ist die Jugend sogar ein Sozialisationsagent für Eltern, Lehrer und die weitere Gemeinde. Deutlich sichtbar werde die im Gang befindliche Sozialisation durch die Jugend vor allem im Bereich des Sports, der Erziehung, der Religion und der Musik. Fortschrittsoffen und damit die eigentlichen Triebkräfte des sozialen Wandels sind vor allem die »Langzeitjugendlichen«, die wegen langer Schul- und Ausbildungsgänge dauerhaft genug in der Jugend- und Nachjugendphase verweilen, um eine eigene Jugendkultur entwickeln und neue Lebensstile einüben zu können (*Ausubel*, 1954, 312ff.). Parallel zum Bildungsanstieg steigt die Innovationsbereitschaft (*Planck* 1983, 289).

5.2. Einstellung der Jugend zur Gemeinde

Zur Einstellung der Jugendlichen zu ihrer Wohngemeinde sind verschiedene Untersuchungen vorgelegt worden, die sich in der Regel auf das Wohlbefinden unter den Leuten des Wohnortes oder auf Bleibe- und Abwanderungswünsche beziehen. Die Häufigkeit des Wohlbefindens am Wohnort steigt mit sinkender Wohnortgröße. Allerdings scheint das örtliche Wohlbefinden mehr von personengebundenen Merkmalen als vom örtlichen Milieu abhängig zu sein. Es ist ohne weiteres verständlich, daß Jugendliche, die am Ort aufgewachsen sind oder aus alteingesessenen Familien stammen, sich unter ihren Mitbürgern häufiger wohlfühlen als Zugezogene. Die Integration in das örtliche Schul- und Vereinswesen spielt ebenfalls eine förderliche Rolle. »Wer viel Freude an seiner jetzigen Tätigkeit hat, kommt im allgemeinen auch gut mit seinen Mitbewohnern zurecht, und umgekehrt, wer keine Freude an seiner Tätigkeit hat, fühlt sich unter seinen Mitbewohnern auch relativ häufig unwohl« (*Planck*, 1983, 113; *Sinkwitz*, 1981, 18ff.).
Das Wohlbefinden in der Wohngemeinde fördert die Bleibebereitschaft und hemmt die Abwanderungswünsche (*Planck*, 1983, 83). Mit höherer Schulbildung steigt dagegen die Abwanderungsbereitschaft. Je jünger, desto wanderungsfreudiger sind

die Jugendlichen vom Lande. Starke Bindungskräfte gehen nicht nur von Sozialbeziehungen aus, sondern auch vom Haus- und Grundbesitz. In manchen Hunsrückdörfern wird die Gemeinde für die Abwanderung der Jugend verantwortlich gemacht, weil sie kein Baugelände ausgewiesen habe (*Schwedt*, 1984, 66). Letztendlich ist aber die Nähe eines gesicherten Arbeitsplatzes und befriedigender Verdienstmöglichkeiten der entscheidende Faktor, der mit zunehmenden Alter immer wichtiger wird. Für die jüngeren Jugendlichen ist hingegen das örtliche Angebot an Ausbildungs- und vor allem an Freizeiteinrichtungen ausschlaggebend (*Kretschmann/Pieper*, 1979). Die Attraktivität ländlicher Gemeinden scheint für viele Jugendliche nicht allzu groß zu sein. Die junge Generation findet oft, »es sei einfach nichts los« (*Nußbaumer*, 1963, 138). Zwei von fünf befragten Landjugendlichen halten die örtlich gebotenen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung für unzureichend. Am unzufriedensten sind die 17- bis 19jährigen (68 Prozent) und die Lehrmädchen (75 Prozent) (*Planck*, 1984). Am meisten vermissen die Jugendlichen angeblich jugendgemäße Räumlichkeiten, wo sie ungestört zusammenkommen können (*R. Richter*, 1978; *Bodzenta*, 1962; *Reimann*, 1987; *Tippelt* et al., 1986).
Asam et al., (1981) haben festgestellt, daß Jugendliche bestimmte altersunspezifische Einrichtungen der sozialen Infrastruktur für ebenso wichtig für ihre Selbstverwirklichung und die Gestaltung ihrer Freizeit erachten wie spezifische Jugendeinrichtungen. So rangieren Schwimmbad, Fahrradwege, Grünzonen, Parkanlagen fast gleichwertig neben dem Jugendzentrum.

5.2 Interesse an der Gemeinde

Es ist an sich nicht zu erwarten, daß sich Jugendliche groß um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern, einerseits, weil sie altersbedingt noch hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt sind (*Lamprecht*, 1960, 147) und andererseits, weil sie auf die Kommunalpolitik noch wenig direkten Einfluß nehmen können (*Rollmann*, 1955). Überhaupt gehört Politik noch nicht zu den unmittelbaren Lebensinteressen junger Menschen (*Giesecke*, 1967, 25). Politisches Interesse erwacht erst während des Älterwerdens (*Adelson/O'Neill*, 1966). Das politische Interesse ist ferner sowohl bei Burschen als auch bei Mädchen in hohem Maße bildungsabhängig. Damit ist die Behauptung widerlegt, die Schule könne den relativ hohen Grad politischen Desinteresses nicht abbauen. Stärkeres Interesse an Politik geht außerdem einher mit einem höheren Organisationsgrad (*Wißler*, 1969, 49), was angesichts der kommunalpolitischen Bedeutung der Vereine nicht überrascht. Zwischen Stadt- und Landjugend gibt es nur graduelle Unterschiede. Aber während die politische Interessiertheit der jungen Leute im allgemeinen mit der Gemeindegröße steigt, nimmt das Interesse an der Kommunalpolitik ab (*Wißler*, 1969, 52; *Wollenweber/Planck* II, 1956, 231). Indikatoren für das Interesse an Gemeindeangelegenheiten sind das Lesen der Lokalnachrichten, die Beteiligung an Kommunalwahlen und das Engagement für öffentliche Aufgaben in der Gemeinde.
Auf die direkte Frage nach dem Interesse an den parlamentarischen Beschlüssen auf den verschiedenen Ebenen rangierte bei der Gesamtjugend zwischen 15 und 24 Jahren die Kommunalplitik an letzter Stelle (*Blücher, o.J.* 26f.). Dagegen zeigte

sich der bäuerliche Nachwuchs am meisten an den Vorgängen im Gemeinderat interessiert (*Wollenweber/Planck* II, 1956, 230). Vergleichbare Angaben aus späteren Jahren liegen nicht vor. Aber es gibt Verlautbarungen der Landjugend, die darauf schließen lassen, daß das kommunale Interesse nach den Verwaltungsreformen erheblich nachgelassen hat. So beklagte die Niedersächsische Landjugend auf einer Tagung 1975 den Verlust der unmittelbaren Beziehung der Bürger zur Verwaltung und den Wegfall vieler kommunaler Ehrenämter, und eine Projektgruppe der Evangelischen Jugend auf dem Lande stellte fest, »was die Zentralisierung der Infrastruktur an vordergründigen Leistungsverbesserungen für die im ländlichen Raum lebende Bevölkerung gebracht hat, wurde bezahlt mit dem Verlust an erhaltenswerten Traditionen, funktionierenden Kommunikationsstrukturen, intakten sozialen Netzwerken und symbolischer Ortsbezogenheit«.

Kommunales Engagement: Die ohnehin sehr seltene Parteimitgliedschaft der Jugendlichen spielt in bezug auf die Kommunalpolitik eine nebensächliche Rolle, da diese sehr stark personalisiert ist. Parteizugehörigkeit ist daher ein völlig unzulänglicher Gradmesser für Aktivitäten im Dienste des Gemeinwohls auf kommunaler Ebene. Auch die Stimmzettelabgabe ist kein Indikator für politische Aktivität, sondern eher eine »staatsbürgerliche Pflichtübung« (*Jaide*, 1963, 9; vgl. *Kaase* in diesem Band). Direkte Aktionen kommen dem Beteiligungsbedürfnis der Jugendlichen weit mehr entgegen, wobei soziale und politische Engagementbereitschaft auf der gleichen Dimension liegen (*Jaide*, 1970, 83). Die bei der Landjugend festgestellte hohe Bereitschaft, zum Beispiel beim Richten eines Festwagens zu helfen – um so verbreiteter, je kleiner und agrarischer eine Gemeinde – knüpft unmittelbar an die traditionelle Funktion der Jugend an, Brauchträger zu sein (*Planck*, 1983, 128ff.). Eine ähnlich hohe Bereitschaft (über 70 Prozent), sich öffentlich in der Kirchengemeinde zu engagieren, wurde bei den Mitgliedern der Katholischen Landjugendbewegung erhoben (*Rehrl*, 1969, 8).

Die Heranführung an die Kommunalpolitik erfolgt, namentlich in kleineren Gemeinden, hauptsächlich über die Vereine, ja sogar schon über die Jugendgruppen (*Sinkwitz*, 1981, 57). Dabei ist vermutlich die politische Bildung in den Jugendgruppen von geringerer Bedeutung als die Möglichkeit für sozialaktive junge Leute, sich in Führungsaufgaben einzuüben (ebenda, 62). Der politische Auftrag der Jugendgruppen wird durchaus gesehen und bejaht. Vier von fünf Landjugendmitgliedern meinen, daß die Jugendarbeit junge Menschen lehren sollte, Verantwortung auch für andere Menschen oder für öffentliche Aufgaben zu übernehmen, und zwei von fünf Landjugendmitgliedern ergänzen dies durch die Forderung nach Aktionismus: »Junge Menschen sollen sich zusammenschließen und gegen Mißstände in Staat und Gemeinde angehen können« (ebenda, 65). Der Ad-hoc-Ausschuß »frauen heute« des Bundes der Deutschen Landjugend hat die jungen Frauen auf dem Lande besonders zur Mitarbeit aufgerufen und Hinweise gegeben, wie sie sich besser in das öffentliche Leben einbringen können.

5.3. Jugend als kommunales Problem

Jugendprotest: In die Jugendphase fällt eine erste, oft heftige Auseinandersetzung der Heranwachsenden mit der Gesellschaft (vgl. *Kaiser* in diesem Band). Häufig werden familiäre Generationenkonflikte in diese Auseinandersetzung hineinprojiziert (*Helga Reimann*, 1987, 67; vgl. *Oswald* in diesem Band). Gesellschaft als normierende Instanz wird am nächsten in der Gemeinde und ihren Einrichtungen faßbar und angreifbar. Daher richten sich die jugendlichen Proteste, vor allem in der Form der Gewalt gegen Sachen, in erster Linie gegen kommunale öffentliche Einrichtungen (Telefonzellen, Parkbänke, Verkehrsmittel, Hauswände usw.). Hinter den Krawallen steht ursächlich oft ein Aufbegehren der Jugend gegen »die Art und Weise, wie eine bestimmte Gesellschaft die Adoleszenz zu behandeln und zu steuern sucht« (*Ausubel*, 1954, 300), einschließlich des einschränkenden Zugangs zu Ausbildungs- und Arbeitsplätzen. »Ein extremes Beispiel für organisierte Gruppenaggression sind die Unternehmungen jugendlicher Banden. Derartige Banden bilden sich in desorganisierten Stadtgebieten, wo vorübergehende Teilnahme an strafbaren Handlungen als normaler Bestandteil des Heranwachsenden angesehen wird« (ebenda, 313). Die Desorganisation wird gewöhnlich einem Versagen der Kommunalpolitik angelastet. Auch städtebauliche Maßnahmen wirken auf Jugendliche oft provozierend oder frustrierend. Die Vorstellung, daß hier schuldhaftes Verhalten vorliegt, rechtfertigt dann in den Augen der Jugendlichen auch ungesetzliches Verhalten ihrerseits.

Gewiß gibt es in dieser Hinsicht Stadt-Land-Unterschiede. »Der Jugendliche auf dem Lande wächst in einer Welt auf, die erhebliche Teilnahme an den Aufgaben und Sorgen der Erwachsenen von ihm fordert, ihm aber auch unmittelbare Erfahrung, Verantwortung und Status bietet, so daß er fast auf dem Niveau eines Erwachsenen steht« (*Ausubel*, 1954, 318). Auch *A. Fischer* (1982, 53f.) hält die Landjugendlichen für erheblich stärker »erwachsenenzentriert« als die Großstadtjugendlichen, die sich in Gedanken und Handeln eher an Jugendlichen orientieren. »Der Jugendprotest und die jugendkulturelle Neuorientierung sind großstädtisch geprägt«. Dies hat einen Hauptgrund in der städtischen Wohnsituation und Infrastruktur, die für Kinder und Jugendliche Probleme aufwirft (*Henning* et al., 1984). »Die gegenwärtige Gestaltung der Stadt kann auch schon vom rein physischen Aspekt her den Bedürfnissen der Jugendlichen kaum gerecht werden« (*Kreutz/Wuggenig*, 1978, 17; dazu auch *Gehrmann*, 1978).

Die Jugendforschung hat neuerdings das bereits bei *Muchow* 1935 nachzulesende und von *Eibl-Eibesfeld* stammesgeschichtlich begründete Bedürfnis von Kindern und Jugendlichen nach »besetzbaren Territorien« wiederentdeckt. Je mehr die »erlebbaren Räume« zusammenschrumpfen, desto heftiger äußert sich das Verlangen, sich Territorien anzueignen und zu kontrollieren. »Dies führt zwangsläufig zu Konflikten mit öffentlichen Kontrollorganen und schließt das Übertreten von Verboten und Gesetzen ein« (*Lutz/Walper*, 1987, 71f.). Nach *v. Friedeburg* (1969[6], 182) wissen jedoch die Jugendlichen genau das Risiko einzuschätzen, das dem Lustgewinn aus ihren Unternehmungen gegenübersteht. Das Territorialbedürfnis wird am auffälligsten bei der Besetzung von Straßenzügen und Kaufhäusern durch

jugendliche Banden (*Salisbury*, 1958; *Trotha*, 1974) sichtbar und setzt sich fort in der Besetzung von Baustellen und Häusern, an der sich auch Erwachsene beteiligen. Demonstrationen üben eine besondere Anziehungskraft auf Jugendliche aus. Einmal können sie dabei ihre Kräfte in der Auseinandersetzung mit den Ordnungshütern messen und den Verhaltensspielraum ausloten, den sie dem Ordnungssystem abtrotzen, zum anderen erreicht die Demonstration als bewußte Störung der normalen Ordnung schnell die Aufmerksamkeit der Massenmedien und über sie eine breite Öffentlichkeit. »So finden die Jugendlichen . . . in ihr ein willkommenes Ausdrucksmittel ihrer Kritik und Forderungen« (*Wurzbacher* in *Reimann*, 1987, 44). »Die Annahme, in Bürgerinitiativen mit überwiegend jüngeren Mitgliedern würden die als nicht systemkonform empfundenen Mittel wie z. B. Hausbesetzungen und Demonstrationen eher angewandt, hat sich [jedoch] nicht bestätigt« (*Werner*, 1975, 262).

Jugendhilfe: Das geltende Jugendwohlfahrtsgesetz aus dem Jahre 1923 bestimmt die kreisfreien Städte und die Kreise zu örtlichen Trägern der Jugendhilfe (vgl. *Wuggenig* in diesem Band). Kreisangehörige Städte und Gemeinden dürfen nur unter bestimmten Voraussetzungen diese Aufgaben übernehmen. Dennoch sind im Grunde alle Gemeinden laufend mit Jugendproblemen konfrontiert. Denn die Kommunen sind häufig der Austragungsort gesellschaftlicher Probleme (*Gernert*, 1981, 223). »Mutwillige Zerstörungen in Schulen reißen Jahr für Jahr beträchtliche Löcher in die Kassen der Gemeinden« (*Kaiser*, 1987, 203; auch in diesem Band). Der Vandalismus macht auch nicht vor anderen öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen Halt. Hinzu kommt das riskante Verhalten Jugendlicher im Straßenverkehr und die Kleinkriminalität, an der nahezu jeder Jugendliche irgendwann einmal teilnimmt (ebenda, 203). *Kaiser* hat diese »Jugendverfehlungen« als Begleiterscheinungen jugendspezifischer Integrations- und Anpassungsschwierigkeiten, »in erster Linie als Bindungsdefekte und Sozialisationsmängel« (212) gedeutet. Das Studium der eigentlichen Ursachen der Jugendproteste deckt die Punkte auf, wo die kommunale Jugendhilfe anzusetzen hätte. Dabei ist zu unterscheiden zwischen dem Ausbildungs-, Arbeits- und Freizeitbereich. In ersteren Bereichen werden die Gemeinden oft für Jugendprobleme in Anspruch genommen, die in Bereichen entstehen, für die sie nicht unmittelbar zuständig sind. Die Probleme der Berufsausbildung und Jugendarbeitslosigkeit überfordern die Gemeinden, da diese nur in Zusammenarbeit mit der Arbeitsverwaltung und im Rahmen einer geeigneten Wirtschafts- und Regionalpolitik zu lösen sind. Daher kommt den Gemeinden praktisch eher die Samariteraufgabe zu, sich im Rahmen der Jugendhilfe der jungen Arbeitslosen und Stellensuchenden anzunehmen, um deren Deprivation zu verhindern (vgl. *Petzold* in diesem Band).

Ein wesentlicher Zweig der Jugendhilfe im Freizeitbereich ist die Förderung der Jugendarbeit (*Gernert*, 1981; *Schumann*, 1987). Diese wird aber mehr und mehr zur Jugendsozialarbeit und droht auf kommunaler Ebene in Jugendverwaltung umzuschlagen (*Gernert*, 1979), weil die meist zu schwach besetzten Jugendämter von der Betreuung hilfsbedürftiger und gefährdeter Jugendlicher absorbiert werden. Neuerdings wird auch eine wirksame Jugendsozialarbeit auf dem Lande gefordert, die personen- und gemeinwesenorientiert sein soll (*Hottelet/Jehn*, 1986; *Hutter*, 1985). Den Hilfsbedürftigen und Gefährdeten hat sich auch die gemeindebezogene Jugendforschung in besonderem Maße zugewandt. Zu den als problematisch angesehenen

Kategorien gehören Fahrschüler, Alkoholiker, Drogensüchtige, Behinderte, Verwahrloste, Kriminelle, Suizidente, Ausländer und andere Randgruppen. Über diese Problemgruppen hinaus hat sich die Jugendhilfeforschung besonders der Jugendhilfeplanung und dem Jugendhilferecht gewidmet.
Jugendarbeit und Jugendpflege gehören zu denjenigen Bereichen, die die Gemeindeverwaltungen gerne Kirchen, Wohlfahrtsverbänden, Vereinen und Bürgerinitiativen übertragen (*Ewald*, 1967). An der Spitze aller geförderten Bürgerinitiativen stehen jene, die sich mit Problemen der Kinderspielplätze und -gärten befassen. An zweiter Stelle folgen Initiativen im Schulbereich, und an dritter Stelle stehen Initiativen im Bereich der Jugendbetreuung. 4,9 Prozent der von *Kodolitsch* (1975, 268ff.) erfaßten 1403 städtischen Bürgerinitiativen betrafen Jugendanliegen, vornehmlich Freizeitheime.

6. Relevanz empirischer Ergebnisse für die Jugendpolitik in der Gemeinde

Die Jugendhilfeforschung ist ganz und gar problemorientiert und zum Teil direkt von Gemeindeverwaltungen initiiert worden, um kommunale Jugendprobleme einer adäquaten Lösung zuzuführen. Die Autoren leiten aus ihren praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen häufig Empfehlungen allgemeiner Natur ab. So schlagen *Tippelt* et al., (1986, 29) eine »gemeindebezogene« oder »stadtteilorientierte« Jugendarbeit mit der Begründung vor, »daß trotz hoher Mobilität der Jugendlichen das Gemeinwesen und der unmittelbare Wohnbereich bei der Befriedigung von Freizeitbedürfnissen eine dominierende Rolle spielen, und der Sozialisationsverlauf Jugendlicher eine entscheidende Prägung durch das konkrete Gemeinwesen erhalte, in dem der Jugendliche aufwächst«. Die Einsicht der Kommunalpolitiker in die Notwendigkeit einschlägiger Sozialforschung ist gewachsen. *Funk/Lösch* (1980, 39) beanstanden jedoch, daß die vorliegenden Untersuchungen überwiegend aus der Sicht der amtlichen Jugendhilfe in Angriff genommen worden sind, und in den meisten Untersuchungen die institutionell-administrativen und zum Teil professionell geprägten Auffassungen und Verarbeitungsmuster der sich daraus ergebenden Probleme überwiegen.
Wenn es stimmt, daß die auffällig gewordenen Jugendlichen nur die sichtbaren Symptome einer Jugend darstellen, die »insgesamt hinsichtlich ihrer Integration und Identifikation das Problem darstellt« (*Hornstein*, 1982, 32; vgl. *Brusten/Malinowski* in diesem Band), dann muß die Jugend künftig nachdrücklicher in ihrem lebensweltlichen Kontext der Gemeinde bzw. der örtlichen Gemeinschaft studiert werden, d.h. dort, wo Lebensansprüche gestellt und Lebenschancen gesucht werden. Natürlich sind alle Jugendprobleme in gesamtgesellschaftliche Prozesse eingebunden, aber diese werden großenteils über kommunale und lokale Institutionen vermittelt. Daraus folgt für die gemeindeorientierte Jugendforschung eine stärkere Beachtung der Frage, wie und wo Jugendliche aufwachsen. Dazu dürfte der »sozialökologische« Ansatz (*Baacke*, 1980; vgl. *Kreutz* in diesem Band) besonders geeignet sein.
Für prophylaktische Jugendhilfe ist Forschung auf der Ortsebene unentbehrlich. Kommunalpolitiker müssen wissen, welche Erwartungen und Befürchtungen

Öffentlichkeit und Betroffene an kommunale Jugendpolitik und Jugendhilfe richten (*Gernert*, 1981, 225). Sie bedürfen auch einer wissenschaftlich fundierten Rückmeldung über die Effizienz der eingeleiteten Maßnahmen. Weiterhin ist zu untersuchen, welche Einrichtungen, Trägerschaften und Organisationsformen für die Jugend wirklich hilfreich sind (Deutscher Städte- und Gemeindebund, 1982, 47). Nicht zuletzt ist nach dem Beispiel von *Kinstle* et al. die Reaktion der kommunalen Öffentlichkeit auf Jugendarbeit stärker in die Forschung einzubeziehen.

Es ist dringend zu wünschen, die Jugend, ihre Probleme, Bedürfnisse, sozialen Aktivitäten und kulturellen Beiträge zum Gemeindeleben in die Gemeindeforschung einzubeziehen. Mit anderen Worten, die Bedeutung der Kinder und Jugendlichen im Sozialgefüge sollte in keiner ganzheitlichen Gemeinde-, Stadt- und Dorfuntersuchung fehlen. Die beiden entscheidenden Fragen (in Anlehnung an *Schelsky*), »Was bedeutet Jugend für die Gemeinde«? und »Was bedeutet Gemeinde für die Jugend«? sind noch längst nicht befriedigend beantwortet. Im Mittelpunkt einer jugendpolitisch orientierten Gemeindeforschung sollten die Fragen stehen: Was gibt die Gemeinde ihrer Jugend und was nimmt sie ihr? Was schuldet die Gemeinde ihrer Jugend und was bleibt sie ihr schuldig? Und schließlich: Warum ist für viele Jugendichen ihre Gemeinde nicht i h r e Gemeinde?

Literatur

Adamski, W.: The Young Generation as an Agent of Social Change. Sofia 1982 – *Adelson, I., O'Neill, R. P.:* »Growth of Political Ideas in Adolescence. The Sense of Community«. J. of Personality and Social Psychology, 4, 1966 – *Arensberg, C. M.:* »The Community-Study Method«. American Journal of Sociology, Vol. LX, 1954, 109–124 – *Asam, W., Asam, W., Jaufmann, D.:* »Lebens- und Problembereiche von Augsburger Jugendlichen«. deutsche jugend. 29. Jg. 1981, 275–282 – *Ausubel, D.:* Theory and Problems of Adolescent Development. New York 1954. (dt.: Das Jugendalter: Fakten, Probleme, Theorie. München 1970²) – *Baake, D.:* »Der sozialökologische Ansatz zur Beschreibung und Erklärung des Verhaltens Jugendlicher«. deutsche jugend. 28. Jg. 1980, 493–505 – *Baumert, G.:* Jugend der Nachkriegszeit. Lebensverhältnisse und Reaktionsweisen. Darmstadt 1952 – *Beckers, H.-J.:* Die kommunale Machtstruktur in einer Pendlergemeinde. Diss. Köln 1968 – *Bernot, L., Blancard, R.:* Nouville, un village français. Paris 1953 – *Blücher, Graf, V.:* Jugend – Bildung und Freizeit. Bielefeld o. J. – *Bodzenta, E.:* Industriedorf im Wohlstand. Mainz 1962 – *Böhnisch, L., Funk, H.:* Jugend im Abseits? Zur Situation Jugendlicher im ländlichen Raum. Weinheim/München 1988 – *Bohnsack, R.:* Handlungskompetenz und Jugendkriminalität. Neuwied-Berlin 1973 – *Brauneis, L.:* »Dorfuntersuchung Hundsheim. Lebensverhältnisse eines Kleinbauerndorfes im Einflußbereich der Großstadt Wien«. Bodenkultur, 8. Jg. 2/1955, 1–28 – *Brim, O. G.:* »Die Ziele der Erziehung«. Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *L. v. Friedeburg*. Köln-Berlin 1969, 359–366 – Bund der deutschen Landjugend (BDL): Landjugend – Frauen melden sich zu Wort, Tips, Anregungen und Nachdenkliches zur Situation von jungen Frauen – nicht nur in der Landjugend. Bonn 1985 – *Bushnell, Ch. J.:* »Some Social Aspects of the Chicago Stock Yards«. American Journal of Sociology VII, 1901–1902, 145–170, 289–330, 433–474, 687–702 – *Deenen, B. van, Herlemann, H. J., Köhne, M., Mohrs, E., Planck, U., Spitzer, H.:* Lebensverhältnisse in kleinbäuerlichen Dörfern 1952 und 1972. Münster-Hiltrup 1975 – *Deenen, B. van:* »Landjugend in der Industriegesellschaft«. Kirche im ländlichen Raum. 30. Jg. 1979, 3–11 – Deutscher Städtetag, Hg.: Unsere Städte und die junge Generation. Köln 1977 – Deutscher Städte- und Gemeindebund, Hg.: Familien- und Jugendpolitik in den Gemeinden. Göttingen 1982 – *Dietz, J. F.:* Das Dorf als Erziehungsgemeinde. Weimar 1927 – *Dona, A.:* St. Pauls und seine Jugend. Diss. Innsbruck 1982 – *Durand-Drouhin, J. L.,*

Szwengrub, L. M. Eds.: Rural Community Studies in Europe. 2. Vol. Oxford 1981, 1982 – *Ehlen, G.:* »Der Einfluß des Wohnortes auf die Kriminalität Jugendlicher«. Recht der Jugend. 11. Jg. 1963, 6–8 – *Ellwein, Th., Zimpel, G., Zoll, R.:* Wertheim. 3 Bde. München 1969–74 – *Ewald, K. J.:* Die Übertragung von Aufgaben des Jugendamtes auf freie Vereinigungen für Jugendwohlfahrt nach § 18 des JWFG. Diss. Marburg 1967 – *Feilzer, H.:* Jugend in der mittelalterlichen Ständegesellschaft. Diss. Wien 1970 – *Fischer, A.:* »Jugend auf dem Lande – eine Jugend, wie sie die Erwachsenen gerne hätten«. Die Lebenslage der Jugend auf dem Lande. Hg. *P. Sinkwitz.* 1982, 50–54 – *Fischer, K. G.:* Kennst Du Dein Dorf? Anregungen zur Gruppenarbeit in Schule, Jugendpflege, Erwachsenenbildung. Frankfurt/M o. J. – *Flitner, A.:* Soziologische Jugendforschung. Heidelberg 1963 – *Friedeburg, L. v.,* Hg.: Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln-Berlin 1969[6] – *Funk, H., Lösch, H.:* Freizeit im Alltag von Jugendlichen. München 1980 – *Gabriel, O. W.:* Kommunalpolitik im Wandel der Gesellschaft. Meisenheim 1979 – *Galler, W.:* Die Burschenschaften des östlichen und mittleren Weinviertels – ihre Erscheinungen im 20. Jh. Diss. Wien 1971 – *Galpin, Ch.:* »The Social Anatomy of an Agricultural Community«. Wisconsin Agr. Exp. Sta. Bull, Bd 34, 1915 – *Gehrmann, H.-J.:* Bedürfnisorientierung und Freizeitorientierung von Jugendlichen. Diss. Frankfurt/M. 1978 – *Gernert, W.:* Verwaltete Jugend. Darmstadt 1979 – *Gernert, W.:* »Jugendpolitik in der Sackgasse. Zur Problematik der Förderprogramme von Staat und Kommunen«. Archiv für Kommunalwissenschaften. 20. Jg. 1981, 218–233 – *Giesecke, H.:* Jungsein in Deutschland. München 1967 – *Gilette, J. M.:* »The Culture Agencies of a Typical Manufacturing Group: South Chicago«. American Journal of Sociology VII, 1901–1902, 91–121, 188–215 – *Gottlieb, D., Reeves, J.:* Adolescent Behaviour in Urban Areas. London 1963 – *Hahn, A., Schubert, H.-A., Siewert, H.-J.:* Gemeindesoziologie. Stuttgart 1979 – *Havighurst, R. J.,* Hg.: Growing up in River City. New York 1962 – *Heide, H.-J. v. d.:* »Leitbilder des Dorfes aus der Sicht der Kommunal-, Verwaltungs- und Politikwissenschaft«. Leitbilder des Dorfes. Hg. *G. Henkel.* Berlin-Vilseck 1984, 55–78 – *Helling, G.:* The Turkish Village as a Social System. Los Angeles 1966 – *Henning, U., Keim, D., Schulz zur Wiesch, J.:* Spuren der Mißachtung. Zum Verhältnis von Jugendproblemen und Stadtstrukturen. Frankfurt/M 1984 – *Heyen, R.:* Jugend in der DDR. Darmstadt 1972 – *Hollingshead, A. B.:* Elmtown's Youth: the Impact of Social Classes on Adolescents. New York 1949 – *Hornstein, W.:* »Jugendprobleme, Jugendforschung und politisches Handeln« aus politik und zeitgeschichte, beilage zur wochenzeitung das parlament. B 3/82, 3–37 – *Horstkotte, A.:* Die Situation der Mädchen auf dem Lande. Beschneidungen – Normierungen – Brüche. Expertise zum VI. Jugendbericht 1982. Opladen 1984 – *Hottelet, H., Jehn, O.,* Hg.: Dokumentation zum Workshop »Bedarf an Sozialarbeit auf dem Lande?«. Frankfurt/M 1986 – *Hunter, F.:* Community Power Structure. Chapel Hill 1953 – *Hutter, A.:* »Jugendsozialarbeit im ländlichen Raum«. Nachrichten des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. 9, 1985, 285–289 – *Ilien, A.:* Prestige in dörflicher Lebenswelt. Tübingen 1977 – *Ipsen, G.:* »Das Dorf als Beispiel einer echten Gruppe«. Archiv für angewandte Soziologie. 1. Jg. 1928/29, 22–41 – *Jaide, W.:* Das Verhältnis der Jugend zur Politik. Berlin-Spandau-Neuwied 1963 – *Jaide, W.:* Jugend und Demokratie. München 1970 – *Kaiser, G.:* »Jugendkriminalität«. Die Jugend. Hg. *H. Reimann* u. *H. Reimann.* Opladen 1987, 192–218 – *Kinstle, T., Pobel, U., Schlegel, S.:* Jugendarbeit auf dem Lande. Weinheim-Basel 1978 – *Kleinschmidt, W.:* Der Wandel des Festlebens bei Arbeitern und Landwirten im 20. Jahrhundert. Meisenheim/Glan 1977 – *Klönne, A.:* »Zum Begriff und zur Realität von politischer Gemeinde«. Gemeinde als Alibi. Hg.: *R. Zoll.* München 1972, 249–255 – *Knirim, C.:* Erziehungsleitbilder in Stadt- und Landfamilien der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1974 – *Kodolitsch, P. v.:* »Gemeindeverwaltungen und Bürgerinitiativen«. Archiv für Kommunalwissenschaften. 14. Jg. 1975, 264–278 – *Koepnick, G.:* »Mädchen einer Oberprima«. Schule und Jugend in einer ausgebombten Stadt. Hg. *I. Kuhr.* Darmstadt 1952 – *König, R.:* »Die Gemeinde im Blickfeld der Soziologie«. Handbuch der kommunalen Wissenschaft und Praxis, Bd. 1. Hg. *H. Peters.* Berlin 1956, 18–50 – *König, R.:* Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde. Reinbek 1958 – *König, R.:* »Neuere Strömungen der Gemeindesoziologie«. Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 4. Hg. *R. König.* Stuttgart 1974, 117–141 – *König, R.:* »Großstadt«. Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 10. Stuttgart 1977, 42–145 – *Kretschmann, R., Pieper, J.:* Leben in kleinen Dörfern. Göttingen 1979 – *Kreutz, H., Wuggenig, U.:* Kindheit und Jugend in der Großstadt. Wien 1978 – *Kuhr, I.:* Schule und Jugend in einer ausgebombten Stadt. Darmstadt 1952 – *Lamprecht, H.:* teenager und manager. Bremen 1960 –

Lehmann, A.: Das Leben in einem Arbeiterdorf. Stuttgart 1976 – *Lewin, K.:* Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Bern-Stuttgart 1963 – *Lutz, J., Walper, G.:* »Territorialität – Stilelemente einer Clique«. deutsche jugend. 35. Jg. 1987, 71–78 – *Luuka, U.:* Gemeinwesenarbeit, ein Weg zur Lösung gesellschaftlicher Konflikte. Freiburg i. Brsg. 1971 – *Lynd, R., Lynd, M.:* Middletown. New York-London 1929 – *Mendras, H., Mihailescu, I.* Eds.: Theories and Methods in Rural Community Studies. Oxford 1982 – *Messmer, E.:* Scharans. Basel 1976 – Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt Baden-Württemberg (MELU): »Dorfentwicklung in Baden-Württemberg«. Landtechnik. 2/1981 – *Muchow, M., Muchow, H.:* Der Lebensraum der Großstadtkinder. Hamburg 1935 – *Nußbaumer, J.:* Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien im Homburgertal. Liestal 1963 – *Pappi, F. U.:* »Sozialstruktur und soziale Schichtung in einer Kleinstadt mit heterogener Bevölkerung«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 25. Jg. 1973, 23–74 – *Peters, J.:* »Youth Research in Canada«. Youth in Europe: Integration Through Participation, Eds. *J. Hartmann, M. Stefanov.* Sofia 1984, 260–267 – *Pevetz, W.:* Stand und Entwicklungstendenzen der ländlichen Sozialforschung in Österreich, 1960–1972. Wien 1974 – *Planck, U.:* »Dorfforschung im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik Deutschland«. Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie. 22. Jg. 1974, 146–178 – *Planck, U.:* Landjugendliche werden Erwachsene. Die Nachjugendphase im ländlichen Westdeutschland im Generationenvergleich 1955 und 1980. Hohenheim 1983 – *Planck, U.:* »Freizeitverhalten junger Leute auf dem Lande – gestern und heute«. deutsche jugend. 32. Jg. 1984, 305–312 – *Queri, G.:* Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern. München 1911 – *Redfield, R.:* Tepoztlán: A Mexican Village. Chicago 1930 – *Rehrl, J.:* Katholische Landjugendbewegung. Ergebnisse der Umfrage 1969 der KLJB Diözese München-Freising. München 1969 – *Reimann, H., Reimann H.,* Hg.: Jugend. Opladen 1987 – *Reimann, H.:* »Familienbeziehungen Jugendlicher«. Jugend. Hg. *H. Reimann, H. Reimann.* Opladen 1987, 53–68 – *Richter, R.:* Das neue Dorf. Wien 1978 – *Riehl, W. H.:* Land und Leute. Stuttgart 1894[9] – *Rohrmoser, A.:* Voraussetzungen der Bildungsplanung in der Jugendarbeit am Beispiel der Katholischen Landjugend Österreichs. Diss. Wien 1978 – *Rollmann, D.:* Die Nachwuchsprobleme der politischen Parteien. Civis, Zeitschrift für christlich-demokratische Politik. Marburg 1955 – *Rosenmayr, L.:* »Jugend als Faktor sozialen Wandels«. Jugend im Spektrum der Wissenschaft. Hg. *F. Neidhardt.* München 1970 – *Rüssel, H.:* »Die Nachbarschaft«. Das Dorf als soziales Gebilde. Hg. *L. v. Wiese.* München 1928, 27–36 – *Salisbury, H. E.:* The Shook-up Generation, 1958. (dt.: Die zerrüttete Generation. Reinbek 1962.) – *Schnapper-Arndt, G.:* Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus. Leipzig 1883. (Nachdruck: Hoher Taunus. Allensbach 1975[3]) – *Schumann, M.:* »Jugendarbeit als kommunale Sozialpolitik«. deutsche jugend. 35. Jg. 1987, 266ff. – *Schütz, M. W.:* Die Trennung von Jung und Alt in der Stadt. Hamburg 1985 – *Schwedt, H.:* »Abwanderung und Dorfkultur«. Migration und Dorfkultur. Hg. *H. Schwedt.* Wiesbaden 1984, 3–68 – *Schwedt, H.:* »Dorfkultur – gestern und morgen«. Plädoyer für ein Leben auf dem Lande. Hg. Deutscher Heimatbund. Bonn 1987, 52–59 – *Sims, N. L.:* A Hoosier Village. 1912 – *Sinkwitz, P.:* Landjugendporträt '80. Schmallenberg-Fredeburg 1981 – SINUS: Veränderungen in der Motivationsstruktur Jugendlicher und junger Erwachsener. Heidelberg 1982 – *Stirling, P.:* Turkish Village. New York 1965 – *Tippelt, R., Krauß, J., Baron, S.:* Jugend und Umwelt. Weinheim-Basel 1986 – *Trotha, T. v.:* Jugendliche Bandendelinquenz. Stuttgart 1974 – *Warren, R. L.:* Studying Your Community. New York 1955 – *Wehling, H.-G.:* »Gemeinde und politisches Lernen«. Kommunalpolitik. Hg. *H.-G. Wehling.* Hamburg 1975, 277–297 – *Werner, A.:* »Bürgerinitiativen – Versuch einer Bestandsaufnahme theoretischer Positionen und empirischer Befunde«. Kommunalpolitik. Hg. *H.-G. Wehling.* Hamburg 1975. 254–276 – *Williams, J. M.:* An American Town. 1906 – *Wilson, W. H.:* Quaker Hill. 1907 – *Wißler, D.:* Das Verhältnis der westdeutschen Landjugend zur Politik. Diss. Hohenheim 1969 – *Wollenweber, H., Planck, U.* Hg.: Die Lebenslage der westdeutschen Landjugend, 2. Band. München 1956 – *Wurzbacher, G., Pflaum, R.:* Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Stuttgart 1954 – *Wylie, L.:* Village in the Vaucluse. Cambridge, Mass. 1964 (dt.: Frankfurt/M. 1969) – *Zoll, R.:* Wertheim III. Kommunalpolitik und Machtstruktur. München 1974.

Hans Oswald

Intergenerative Beziehungen (Konflikte) in der Familie

1. Konzeptuelle Vorüberlegungen

In diesem Kapitel geht es um das Verhältnis von Eltern und ihren Kindern in der Jugendphase. Die im Zentrum der Ausführungen stehenden Konflikte werden Generationenkonflikte genannt, wobei »Generation« soziobiologisch als Eltern-Kindschaft definiert ist (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band). Eltern-Kind-Konflikte unterscheiden sich von anderen Generationenkonflikten, bei denen »Generation« als Kohorte definiert ist, in bedeutsamer Weise. Zunächst einmal sind Eltern-Kind-Konflikte auf die einzelne Familie beschränkt, sie sind partikularistisch. Das bedeutet, daß die Konfliktparteien auf ihre persönlichen, im Raum der Einzelfamilie aktualisierbaren Ressourcen angewiesen sind. Generationenkonflikte zwischen Eltern und Kindern geschehen als Konflikte zwischen Einzelpersonen, in die andere Familienmitglieder als Koalitionspartner hereingezogen werden können, während sich bei Kohortenkonflikten die konfligierenden Generationen als Kollektive gegenüberstehen. Die Partikularität führt dazu, daß Art und Schwere dieser Konflikte sich von Familie zu Familie je nach der besonderen Kombination konfliktrelevanter Merkmale unterscheiden.

Eine weitere Besonderheit des Generationenkonfliktes zwischen Eltern und ihren Kindern besteht darin, daß die Jugendlichen zwar in ähnlichem, die Eltern aber in sehr unterschiedlichem Alter sind, ihrerseits also unterschiedlichen Generationen, definiert als Kohorten, angehören. Die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Eltern könnte dazu führen, daß Jugendliche einer Zeit recht unterschiedliche Konflikte mit ihren Eltern haben, je nachdem zu welcher Kohorte ihre Eltern gehören. Diese These ist empirisch kaum geprüft. (Ausnahme bei *Wingrove/Selvin*, 1982, 296).

Eine weitere Unterscheidung bezieht sich auf die Inhalte der Konflikte. Während sich Konflikte zwischen Kohorten auf Grundsätzliches beziehen, auf Prinzipien des politischen Systems und der Gestaltung des sozialen Lebens, besteht ein gewichtiger Teil der Eltern-Kind-Konflikte in Beziehungs-, insbesondere in Ablösekonflikten. Vielleicht sind diese Konflikte im familialen Generationenverhältnis sogar prädominant, dies würde eine grundsätzliche Verschiedenheit der beiden Typen von Generationenkonflikten bedeuten. Immerhin können sich Beziehungs- und Ablösekonflikte auch an grundsätzlichen Fragen entzünden, weshalb Grundsatzkonflikte gelegentlich als Indikatoren für Ablösekonflikte genommen werden (z.B. in *Döbert/Nunner-Winkler*, 1975). Demgegenüber ist es durchaus möglich, die beiden Konfliktarten theoretisch zu unterscheiden und empirisch unterschiedlich zu operationalisieren, um so ihre wechselseitige Beziehung analysierbar zu machen.

2. Empirische Forschungen zum Eltern-Kind-Verhältnis

Die meisten Informationen zum Eltern-Kind-Verhältnis kann man Jugenduntersuchungen entnehmen, in denen die Jugendlichen nach ihrem Verhältnis zu den Eltern gefragt wurden. Soweit es um die Einstellungen des Kindes zu seinen Eltern geht, ist diese Informationsquelle akzeptabel, wenn es dagegen um die Einstellungen der Eltern und insbesondere um Meinungsübereinstimmung geht, sind Eltern-Kind-Befragungen vorzuziehen. Im folgenden werden deshalb sooft wie möglich Eltern-Kind-Befragungen einbezogen. Im deutschsprachigen Raum gibt es allerdings nur wenig derartige Untersuchungen, weshalb vielfach auf amerikanische Forschung zurückgegriffen wird.

2.1. Emotionales Verhältnis zu den Eltern und Erziehungsstil

Ein seit Jahrzehnten in unterschiedlichen westlichen Ländern stabiles Ergebnis soziologischer Jugendbefragungen besteht darin, daß die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen angibt, ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern zu haben. In der Replikation einer Untersuchung von 1962, die für 1983 wegen ihrer sorgfältig gezogenen Stichprobe ungewöhnlich verallgemeinerbare Ergebnisse für die Bundesrepublik erbrachte, fanden *Allerbeck/Hoag* für 16–18jährige, daß den Sätzen »wir haben uns lieb und bedeuten uns alles« und »wir verstehen uns und kommen gut miteinander aus« zusammengenommen 73 Prozent in bezug auf die Mütter und 59 Prozent in bezug auf die Väter zustimmten (1985, 60). Die Zustimmung war geringer als 1962, was die Autoren eher auf die sprachlich veraltete Formulierung des ersten Items als auf eine tatsächliche Verschlechterung zurückführen (vgl. *Kreutz/van Beuningen* in diesem Band). In unserer Replikation dieser Frage in Berlin 1986 bekamen wir für dieselbe Altersgruppe das gleiche Ergebnis, von den 12–18jährigen haben gar 81 % (Mutter) und 65 % (Vater) positiv geantwortet.[1*]
Es ist allerdings auch möglich, daß die starke Tendenz, das Verhältnis zu den Eltern als gut zu bezeichnen, seit den 60er Jahren etwas abgenommen hat. *Sebald* (1986) hat für die USA mit gleichlautend gestellten Fragen zur Bereitschaft, elterlichen Rat zu suchen, festgestellt, daß die Antworten 1976 im Vergleich zu 1963 etwas häufiger negativ wurden, bei den Jungen 1982 allerdings wieder das alte Niveau erreichten, wohingegen bei den Mädchen die Veränderung dauerhafter war. Auch nach *Offer* sind in den USA in den 70er Jahren die positiven Antworten etwas zurückgegangen (1984, 120).
Mit anderen Indikatoren kommt man zu vergleichbaren Ergebnissen. Nach der Sinus-Studie bezeichneten 1982 85 % der 15–21jährigen ihr Verhältnis zu den Eltern als »sehr gut« und »gut« (Sinus, 1985, 416), fast soviele nannten 1980 ihr Verhältnis zu Mutter und Vater vertrauensvoll (*Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 39f.). Gemessen mit übersetzten Fragen ist das Verhältnis zu den Eltern in den USA (1966 und 1978), in der Bundesrepublik (1979) und in der Türkei (1966) ähnlich positiv (*Lederer*, 1983, 103). *Offer* hat in verschiedenen Studien einen Selbstbild-Fragebo-

* Anmerkungen s. S. 379

gen, der auch Items zum Familien-Selbstbild enthält, in mehreren Ländern angewandt (1984). Danach beschreiben die Jugendlichen in Australien, Irland und Israel ihr Verhältnis zu den Eltern noch positiver als in den USA. Für England fanden *Rutter* u.a. (1976, 40), für die Schweiz *Blancpain* u.a. (1983, 253f.)[2] ähnliche Ergebnisse. Werden Eltern gefragt, sind die Antworten ebenso positiv, die Übereinstimmung zwischen Eltern und Kindern ist aber nicht sehr hoch (*Jessop*, 1981, 102).

In der Bundesrepublik sagen Mädchen häufiger als Jungen, daß sie ein gutes Verhältnis zu Vater wie zu Mutter haben, Mädchen kommen also mit beiden Eltern besser zurecht als Jungen (*Oswald*, 1980, 72; *Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 39). *Trommsdorff* hat dies für die Bundesrepublik und für Japan gefunden (1984, 90), in der Schweiz war dieser Unterschied nicht nachweisbar (*Blancpain* u.a., 1983, 60). Der Unterschied zwischen Mädchen und Jungen verschwindet meist, wenn nach dem Verhältnis zu beiden Eltern gleichzeitig, also ohne Differenzierung nach Vater und Mutter, gefragt wird.[3]

Das emotionale Verhältnis zur Mutter wird von Jugendlichen deutlich häufiger als gut bezeichnet als das Verhältnis zum Vater. Emotional dominiert die Mutter, sie ist vor dem Vater die bevorzugte Vertrauensperson, die hilft, Konflikte löst, tröstet und geliebt wird.[4] Nach *Lederer* (1983, 104) ist der Unterschied in der Bevorzugung der Mutter vor dem Vater in den USA größer als in der Bundesrepublik. Im Gegensatz zu *Kandel/Lesser* (1972, 76) unterscheidet *Lederer* allerdings nicht zwischen Mädchen- und Jungenantworten, was möglicherweise zu einer etwas anderen Einschätzung in den USA geführt hätte. *Kandel/Lesser* fanden nämlich für die USA und Dänemark eine (nicht ganz durchgängige) Tendenz, daß der gleichgeschlechtliche Elternteil vorgezogen wurde[5], insbesondere scheint der gleichgeschlechtliche Elternteil eher als Modell zu dienen als der andersgeschlechtliche. Eine neuere Untersuchung ergibt eine stärkere Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und einen Halo-Effekt dergestalt, daß die Identifikation mit dem andersgeschlechtlichen Elternteil eine indirekte Folge der direkten Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil ist (*Acock/Yang*, 1984, 493). Unabhängig von Identifikation wird die Mutter in der Bundesrepublik und der Schweiz wesentlich häufiger als der Vater um Rat gefragt, mit ihr kann man fast alle Probleme bereden, dies gilt auch für die USA und Dänemark für alle erfragten Problembereiche außer den Bildungs- und Berufsplänen, bei denen der Vater offensichtlich für kompetenter gehalten wird (*Kandel/Lesser*, 1972, 119).

Ein wenn auch geringer Zusammenhang besteht zwischen dem emotionalen Verhältnis zu den Eltern und der Sozialschichtzugehörigkeit, in höheren Schichten wird das Verhältnis häufiger als gut bezeichnet (*Schmied*, 1982, 96f.; *Lederer*, 1983, 105, für USA und BRD), was möglicherweise an der kooperativeren Entscheidungsstruktur (*Lauber* u.a., 1980, 65) und am liberaleren Erziehungsstil (*Steinkamp/Stief*, 1978) liegt. Dieser Korrelation muß allerdings weiter nachgeforscht werden, weil der Zusammenhang nicht durchgängig festgestellt wird – *Grieswelle* (1978, 74) fand keinen Unterschied zwischen Gymnasiasten und Berufsschülern – und weil der Zusammenhang auch kurvilinear sein kann dergestalt, daß es in Mittelschichten die meisten Konflikte gibt (*Schmied*, 1982).

Die geschilderten geschlechts- und schichtspezifischen Differenzen dürfen nicht vergessen lassen, daß die Mehrheit der Mädchen und Jungen aller Schichten ein gutes Verhältnis zu den Eltern behauptet. Diese zeitlich und interkulturell konsistenten Ergebnisse sind wichtig, weil sie eine Gegenposition gegen die vielfach behauptete Subkultur der Jugend und den starken Generationenkonflikt begründen. Andererseits ist die Schwäche dieser Forschungsrichtung nicht zu übersehen. Die Fragen nach dem emotionalen Verhältnis sind sehr allgemein gestellt, dabei wird unterstellt, daß das Verhältnis zeitlich stabil und einheitlich (bereichsunspezifisch) ist, oft wird nicht einmal nach Vater und Mutter unterschieden. Der Befragte muß also eine bilanzierende Antwort geben, welche die Unterschiede nach Zeit, Bereich und ggf. Person ausgleicht. Diese Bilanz entsteht nicht in einem rational Plus und Minus abwägenden Kalkül, sondern wird emotional gezogen, und diese emotionale Aufrechnung fällt meistens positiv aus. Doch was heißt das? Welche Unterschiede im Verhältnis zu den Eltern sind hinter diesen gleichförmigen positiven Bilanzen versteckt? Wir haben bereits gesehen, daß der Zwang, für beide Eltern auf eine Frage zu antworten, dazu führt, daß geschlechtsspezifische Unterschiede verdeckt werden.

Von ebensolcher Wichtigkeit ist die Frage, was mit der Minderheit von – je nach Stimulus – zehn bis 25 Prozent der Jugendlichen ist, die eine negative Summe zieht. Wie groß und welcher Art sind Schwierigkeiten und Belastungen in diesen Familien? Die Gruppe der Unzufriedenen ist zu groß, als daß man sie als statistisch vernachlässigbar unbeachtet lassen dürfte. Einige Hinweise darauf, in welche Richtung Erhebungsinstrumente weiterentwickelt werden können, ergeben sich aus Korrelaten in den USA. Wird das Verhältnis als warm geschildert, so bestehen größere Ähnlichkeiten in Persönlichkeitszügen vor allem mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil (*Clausen* u.a., 1981, 309). Mit einem schlechteren Eltern-Kind-Verhältnis steigt die Chance, daß der Jugendliche kriminell wird (*Gove/Crutchfield*, 1982). Deutlicher noch als der Alkoholkonsum der Eltern wirkt sich fehlende Unterstützung auf den Alkoholkonsum der Jugendlichen aus (*Barnes* u.a., 1986, 31f.). Ähnlich erhöht fehlende Intimität die Gefahr des Drogenkonsums (*Tudor* u.a., 1980, 790). Aufgrund einer qualitativen Untersuchung an Drogenabhängigen kann dies als Hypothese auch für die Bundesrepublik formuliert werden (*Siegert*, 1979, 238ff.). *Liedtke* kann in einer sorgfältigen Untersuchung, in der das emotionale Verhältnis besser konzeptualisiert ist, für 9- bis 14jährige Kinder zeigen, daß Konfliktvermeidung, Behinderung der Entwicklung zur Autonomie, »fürsorgliche Hinwendung der Eltern zum Kind bis zur Einengung« die Chance für psychosomatische Erkrankung steigert (1987, 120).

Weitere Aufklärung kann die detaillierte Erforschung von Erziehungspraktiken, insbesondere von Strafpraktiken und Konfliktlösestrategien, bringen. Einen erfolgversprechenden Weg haben *Steinkamp/Stief* (1978) für eine andere Fragestellung vorgezeichnet, der bisher bei der Erforschung von Eltern-Kind-Konflikten nicht weiterverfolgt wurde. Insofern sind wir auf grobere Indikatoren angewiesen. In einer bayerischen Untersuchung zeigte sich, daß je 15% der 14- bis 17jährigen Mädchen und Jungen im letzten Jahr von ihren Eltern geschlagen wurden (*Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 43). Nach *Lederer* sagen in der Bundesrepublik mehr

Jugendliche, sie seien geschlagen worden als in den USA (1983, 181). Umgekehrt geben die Jugendlichen in den USA häufiger als in der Bundesrepublik an, sie seien »sehr streng« erzogen worden (ebd., 182). Die sehr strenge Erziehung ist in der Bundesrepublik in den letzten 20 Jahren stark rückläufig (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 65). Auf die Frage »Würdest Du Deine Kinder so erziehen, wie Deine Eltern Dich erzogen haben, oder würdest Du es anders machen?« antwortete in der Bundesrepublik etwas über die Hälfte, sie würde es ungefähr so oder genauso machen, die andere knappe Hälfte übt also Kritik, wobei es keine Unterschiede nach Alter, Geschlecht und Sozialschicht gibt (Jugendwerk, 1985, 159). In der Berliner Replikation dieser Frage von 1986 hatten sich sogar 72 % zufrieden mit der Erziehung ihrer Eltern gezeigt.[6] Geklagt wird über zuwenig Freiheit und Selbständigkeit, über zuviel Strenge, eine Minderheit wünscht sich mehr elterliche Autorität (ebd., 160). In einer Studie von 1968 hatte sich gezeigt, daß die Kritik am Erziehungsstil eng mit dem emotionalen Verhältnis zusammenhängt und daß mit der Kritik am autoritären Erziehungsstil vor allem Väter gemeint sind (*Oswald*, 1980, 192). Der Vater scheint auch nach wie vor – wenn auch in abnehmendem Ausmaß – Strafinstanz in den USA wie in Deutschland zu sein (*Lederer*, 1983, 185).
Auf die Bedeutung dieser Befunde verweist das Ergebnis, daß rationale, erklärende Erziehungstechniken zu mehr Gehorsam und Verinnerlichung führen als Zwang (*Peterson* u.a., 1985, 410.). Eine neue deutsche Untersuchung, die vorwiegend methodisch orientiert ist, erlaubt die These, daß es Zusammenhänge zwischen Erziehungsstil und politischer Orientierung gibt und daß ein induktiv-(erklärend) egalitärer Erziehungsstil zu intrinsischer prosozialer Motivation führt (*Boehnke*, 1988, 168). Wichtig für weiterführende Forschung ist, daß Jugendliche die Erziehung ihrer Eltern anders schildern als diese selbst (*Jessop*, 1981, 101; *Steinkamp/Stief*, 1978, 163) und daß die Wahrnehmung der Jugendlichen statistisch stärkere Effekte hat als die Angaben der Eltern (*Gecas/Schwalbe*, 1986, 41f.).

2.2. Eltern versus Gleichaltrige

Innerhalb des Generationenthemas geht eine kontrovers geführte Diskussion darüber, ob Gleichaltrige (peers) einen größeren Einfluß ausüben als Eltern und ob dieser Einfluß gegen die Intentionen der Erwachsenen gerichtet ist. Diese Diskussion wurde lange Zeit ausschließlich in den USA geführt, wo die Gruppen Gleichaltriger (peer groups) weiter verbreitet und bedeutsamer zu sein scheinen als in Europa. Neue Untersuchungen haben allerdings ergeben, daß in der Bundesrepublik die Zugehörigkeit zu Gleichaltrigencliquen stark gestiegen ist (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 40), insofern ist die Frage nach dem Einfluß dieser Gruppen auch hier von Belang (vgl. *Schulze* in diesem Band). Schon früh wurde in der amerikanischen Soziologie die Bedeutung der peer group erkannt (vgl. etwa die klassische Studie von *Hollingshead*, 1949), doch wurde zunächst ihre Funktionalität betont für den Übergang des Jugendlichen von der partikularistisch orientierten Familie zu den nach universalistischen Kriterien organisierten Bereichen der Gesellschaft (*Parsons*, 1955; *Eisenstadt*, 1966).
Auch Psychologen haben früh die Bedeutung der Gleichaltrigen für die Entwick-

lung sozio-kognitiver Fähigkeiten, insbesondere für die Entwicklung einer autonomen Moral, erkannt (*Piaget*, 1972). *Sullivan* vertrat als Kinderpsychiater die Meinung, daß die peer group in der Familie beigefügte psychische Verletzungen heilen könne (1983). Diese *Sullivan-Piaget*-Perspektive wurde vor allem für die Erforschung der Kindheit zum führenden Paradigma: Die Gleichaltrigenbeziehungen unterscheiden sich in ihrer Struktur grundsätzlich von den Erwachsenen-Kind-Beziehungen und stellen deshalb die Kinder vor andersartige Anforderungen, auf die sie mit der Ausbildung adäquater Strategien und Fähigkeiten antworten (*Youniss*, 1982).

Nach *Youniss/Smollar* (1985) gilt dies auch noch für Jugendliche. Von einem psychoanalytischen Standpunkt aus bezeichnet *Erikson* die peer group für die Entwicklung von Ich-Identität und Lösung von Identitätskrisen in der Adoleszenz als unentbehrlich (1973, 146f.). Andererseits wird von soziologischer Seite den oben zitierten Funktionalitätsargumenten entgegengesetzt, die Einflüsse der Gleichaltrigen in der »Adolescent Society« (*Coleman*, 1961) richteten sich gegen die Intentionen der Erziehungsinstitutionen und der Gesellschaft.

In direkter Auseinandersetzung mit der These *Colemans*, die Gleichaltrigen seien für die Jugendlichen von größerer Bedeutung als die Eltern, entwickelte sich in den USA eine Forschungstradition, in der die Einflüsse von Eltern und Gleichaltrigen in Relation zueinander untersucht wurden. Dabei wurde die exklusive Sicht – die Gleichaltrigen oder die Eltern hätten bestimmenden Einfluß – schon früh aufgegeben. Die Peer-Orientierung scheint zwar mit dem Alter zu steigen, aber am verbreitetsten ist eine Doppelorientierung an Eltern und Gleichaltrigen (*Floyd/South*, 1972; *Kandel/Lesser*, 1972). In der Studie von *Winch/Gordon* (1974) stellen männliche Studenten im Rückblick die Eltern und insbesondere die Väter an die erste Stelle der sie beeinflussenden Menschen. Väter orientieren bei der Berufswahl, bei Aufstiegsmobilen dienen allerdings die Gleichaltrigen als funktionales Äquivalent. Die Autoren entwickeln eine »Vakuumtheorie des Peer-Einflusses« (ebd., 60), die Gleichaltrigen beeinflußten, wenn die Familie versage. Qualitative Interviews verweisen auf die Dynamik des Einflußprozesses (Kap. 8): In jüngeren Jahren spielt demnach die Mutter eine größere Rolle, später schiebt sich der Vater in den Vordergrund, und die Gleichaltrigen kommen bei bestimmten Problemen hinzu. Besonders wichtig ist, daß Jugendliche aktiv Rat suchen, daß sie mehrere Personen fragen und abwägen, daß sie sich also keineswegs nur einer Einflußquelle hingeben.

In einer deutschen qualitativen Studie fand *Lenz* (1988) vier Typen: Familienorientierte, denen die Gleichaltrigen unwichtig sind; Hedonistisch-Orientierte, die in Cliquen sind, aber sich gut mit Eltern arrangieren und deren Wertvorstellungen teilen; Maskulin-Orientierte, deren Eltern ihnen viel Raum lassen und die deshalb kaum Konflikte haben; zuletzt Subjektorientierte mit Affinität zu Subkulturen und Distanz zu den Eltern. Auch diese den Durchschnittsvergleichen in mancher Hinsicht überlegene Vorgehensweise zeigt, daß sich die Bedeutsamkeit von Gleichaltrigen und Eltern nicht gegenseitig ausschließt.

Unbestreitbar ist, daß Jugendliche im Durchschnitt mehr mit Gleichaltrigen zusammen sind als mit Eltern und daß ihnen dieses Zusammensein mehr Spaß macht

(*Allerbeck/Hoag*, 1985, 41; *Larson*, 1983, 743f.) Dies scheint unproblematisch zu sein, denn an den Freundschaften haben Eltern kaum etwas auszusetzen, und die Meinung der Eltern wird deutlich mehr respektiert als die Meinung der Freunde (*Kandel/Lesser*, 1972, 113). Darüber hinaus beeinflussen die Eltern auch die Beziehung zu den Freunden. Problematisch ist es, wenn Jugendliche keine Freunde haben, ihr Verhältnis ist tendenziell auch zu den Eltern weniger gut als das der sicher in die Gleichaltrigenwelt Eingebundenen. Problematisch ist es andererseits, wenn Jugendliche fast ausschließlich mit Gleichaltrigen zusammen sind, sie haben schlechtere Schulleistungen, und unter dieser Bedingung kommt es zu abweichendem Verhalten.

Ansonsten behindert das lustvolle Zusammensein mit Gleichaltrigen den Einfluß der Eltern kaum. Nach den meisten Untersuchungen auch in der Bundesrepublik wird der Rat der Eltern häufiger gefragt als der Rat der Freunde.[7] Nach *Kandel/Lesser* (1972, 119) unterscheidet sich dies sehr nach Bereich. Jugendliche unterscheiden deutlich zwischen Beratung und Entscheidung oder Einmischung: Wer sich beraten läßt, möchte doch selbst entscheiden (*Lauber* u.a., 1980, 60) und lehnt Einmischung ab (*Schmied*, 1982, 96). Diese Selbständigkeit der Entscheidung, in der bei aller Liebe doch eine gelungene Ablösung oder – in anderer Bewertung – eine gewisse Ablehnung der Autorität der Eltern zum Ausdruck kommt, gilt nach *Lederer* stärker für die Bundesrepublik als für die USA, auf das Gleichaltrigenthema bezogen würden 80% (gegen 66% in den USA) sich »über die elterliche Abneigung gegen einen Freund oder eine Freundin hinwegsetzen, würden aber ihre Eltern darüber informieren« (1983, 104).

In der wohl wichtigsten Untersuchung zum Thema, in der Jugendliche, Eltern und beste Freunde befragt wurden, war, wie in anderen Studien, der Einfluß der Eltern auf die Aspiration deutlich höher als der der Gleichaltrigen (*Davies/Kandel*, 1981). Auch diese Untersuchung erbrachte eindeutig, daß der Einfluß von Eltern und Gleichaltrigen bereichsspezifisch ist: Lebensstil und Drogenkonsum unterliegen dem Einfluß der Gleichaltrigen, Basiswerte, Religiosität und Zukunftsplanung dem Einfluß der Eltern (*Kandel*, 1986, 222). Dieser Einfluß wird komplementiert durch die direkte verhaltensmäßige Beeinflussung der Schulkarriere durch die Eltern, von der inzwischen Mädchen im selben Ausmaß betroffen sind wie Jungen (*Oswald* u.a., 1988). Mütter haben einen starken Einfluß auf die Einstellung zur Geschlechtsrolle und die Berufskarriere ihrer Töchter (*Burger/Seidenspinner*, 1988; *Thornton* u.a., 1983). Die Bedeutung der Eltern bei der Lehrstellensuche ist in einer qualitativen Studie dokumentiert (*Hübner-Funk*, 1988).

Was an Problemen mit Eltern bleibt, sind Alltagskonflikte, Rauchen, Ausgehen, Aufmachung, laute Musik, Hilfe im Haushalt, Benutzung des Autos, tägliche Rücksichtnahme, Unordentlichkeit. Auch dieses Ergebnis ist in den USA wie in der Bundesrepublik über Jahrzehnte konstant (*Offer*, 1969; *Oswald*, 1980; *Schmied*, 1982).

Alle Untersuchungen zeigen, daß es differenzierte Einflußprozesse von Eltern und Gleichaltrigen gibt, daß die Welt der Jugendlichen nicht eigenständig ist, daß der peer group nicht blind gehorcht wird. Umgekehrt gibt es viele Hinweise, daß Gleichaltrige für das Lösen von Problemen und zur Spannungserleichterung wichtig

sind. Soweit ich sehe, fehlt aber das Forschungsprogramm, das auch für die Jugendphase beweisen könnte, daß die Gleichaltrigen einen unverzichtbaren Beitrag zu Entwicklung und Sozialisation wie zum Übertritt in die Erwachsenengesellschaft leisten, wie es die theoretischen Entwürfe von *Piaget, Erikson, Parsons* und *Eisenstadt* postulieren und wie es für die Kindheit vielfach erforscht ist (*Oswald/Krappmann*, 1988).

2.3. Übereinstimmung zwischen Eltern und Kindern

Die Messung der Übereinstimmung zwischen Eltern und Kindern ist ein Weg, um das Ausmaß an Generationenkonflikt, definiert als Nichtübereinstimmung, abzuschätzen. In den 70er Jahren wurde noch vielfach die Antwortverteilung in der Gruppe der Eltern mit der Antwortverteilung in der Gruppe der Jugendlichen verglichen, signifikante Unterschiede wurden als Generationenkluft gedeutet. Dieser Vergleich sagt indessen nichts zu Übereinstimmung, denn auch bei gleicher Verteilung in den Gruppen brauchen Eltern-Kind-Paare nicht übereinzustimmen; umgekehrt kann es bei großen Aggregatunterschieden starke Eltern-Kind-Übereinstimmung geben (*Allerbeck*, 1979, 149). Heute wird der direkte Paarvergleich bevorzugt, noch aussagekräftiger ist der Vergleich von Vater, Mutter und Kind, da Väter und Mütter sich in ihren Einstellungen oft unterscheiden.

Die Gleichsetzung von Nichtübereinstimmung und Konflikt ist allerdings kurzschlüssig. Bei der Interpretation muß bedacht werden, daß Unterschiede nicht zu Konflikten führen, wenn die Andersartigkeit gegenseitig toleriert wird oder wenn das fragliche Problem für die Beteiligten von geringer Bedeutung ist. Da beide Fälle vorkommen, bedeutet dies für die empirische Forschung, daß zu gleichlautend gestellten Fragen zusätzlich gefragt werden müßte, ob das Problem bedeutsam ist und ob darüber gestritten wird. Ebenso muß berücksichtigt werden, daß manche Unterschiede gewollt werden. Wenn etwa Eltern ihren Kindern über eine bessere Ausbildung zu sozialem Aufstieg verhelfen, dann führt dies gewollt zu Unterschieden bereits in der Jugendzeit.

In den USA herrscht die höchste Übereinstimmung bei religiösen Themen (*Acock/Bengtson*, 1980, 509). Obgleich auch Väter einen beträchtlichen Einfluß ausüben, ist die mütterliche Religiosität der beste Prädiktor für kindliche Religiosität (*Nelsen*, 1981, 635). Auch in europäischen Ländern einschließlich der Bundesrepublik ergeben sich relativ hohe Übereinstimmungen bei der kirchlichen Partizipation (*Jennings* u. a., 1979, 465; vgl. *Keil* in diesem Band). In einer Triaden-Untersuchung von 1968 ergab sich, daß fast alle Jugendliche in die Kirche gingen, wenn beide Eltern dies auch praktizierten. Ging allerdings nur ein Elternteil nicht mehr, dann sank die Partizipationsrate der Jugendlichen stark ab (*Oswald/Völker*, 1973, 121).

Am intensivsten untersucht ist die Übereinstimmung in politischen Fragen (vgl. *Kaase* in diesem Band). In den USA werden zu diesem Thema seit über 50 Jahren Eltern-Kind-Untersuchungen durchgeführt, auf deren Grundlage in der klassischen Literatur zur politischen Sozialisation lange die Meinung eines starken Elterneinflusses vertreten wurde. Diese Interpretation änderte sich unter dem Eindruck der Studentenbewegung in den 60er Jahren. *Connell* (1972) konnte zeigen, daß vor

allem die Gruppenvergleiche, die ähnliche Antwortverteilungen bei Jugendlichen und Eltern erbrachten, als Indikatoren für Einfluß genommen worden waren. Die Korrelationen zwischen Eltern und Kindern hätten dagegen durchweg geringe Übereinstimmung ergeben, was gegen elterlichen Einfluß spräche.
Andererseits ergab die Untersuchung studentischer Aktivisten, daß diese mehrheitlich aus liberalen Elternhäusern stammten und in der Richtung ihrer politischen Ideologie den Eltern ähnelten. Der Protest unterschied zwar die Jugendlichen von ihren Eltern, es gab aber große Ähnlichkeiten in Werten und Überzeugungen (vgl. zusammenfassend *Bengtson* u. a., 1974). *Acock* (1983/84, 157) schlägt den Ausdruck »Relative Übereinstimmung« vor für den Befund, daß die liberalsten Eltern, gemessen an allen Eltern, die liberalsten Kinder, gemessen an allen Kindern, haben, daß die Jugendlichen in der liberalen Einstellung aber weitergehen als ihre Eltern. Entsprechend hatten in Europa konservative Eltern die konservativsten Kinder, Jugendliche waren aber im Durchschnitt weniger konservativ als ihre Eltern (*Allerbeck*, 1979, 161). Dies wurde für die Zeit der Studentenunruhen auch in der Bundesrepublik beobachtet (*Oswald/Völker*, 1973, 126). Die Übereinstimmung mit Eltern war immer dann hoch, wenn Eltern die unter den Jugendlichen vorherrschende Meinung vertraten, diese Eltern schienen eine verstärkende oder ermöglichende Funktion zu haben, teilweise mögen sie auch von ihren Kindern beeinflußt worden sein. Die Übereinstimmung mit Eltern, die die gegenteilige Ansicht äußerten, war zwar geringer, aber deutlich höher, als nach dem Zufall zu erwarten war. Problematisch ist dieser »Einfluß« vor allem bei rechtsextremen Einstellungen (ebd., 138).
Als Durchbruch kann die Untersuchung von Vater-Mutter-Kind-Triaden durch *Jennings/Niemi* (1974) gelten. Ihre Übereinstimmungskoeffizienten für politische Einstellungen erreichten mittlere Höhe, wurden aber vor allem dann höher, wenn beide Eltern in ihrer Meinung übereinstimmten (ebd., 155). Diese Studie belegt deutlich die Überlegenheit der Triaden-Untersuchung gegenüber den herkömmlichen Dyaden-Untersuchungen. Die einfache Korrelationsanalyse führte aber zu einer Unterschätzung der Übereinstimmung. Höhere Übereinstimmungen ergeben sich in Reanalysen der Daten mit komplexeren statistischen Verfahren (*Niemi* u. a., 1982) und bei Kontrolle der Meßfehler in den Eltern- wie in den Kindervariablen (*Dalton*, 1982).
Jennings Forschungsrichtung wurde in der Bundesrepublik adaptiert. In einer ersten Dyaden-Untersuchung wurde eine eher geringe Übereinstimmung festgestellt, die Fragen bezogen sich auf den Wunsch nach Veränderung und Meinungsvielfalt in der Politik (*Jennings/Jansen*, 1976). Die wichtigste Dyaden-Untersuchung wurde vergleichend in der Bundesrepublik, Großbritannien, Österreich, den Niederlanden und den USA durchgeführt (*Jennings* u. a., 1979; *Allerbeck* u. a., 1979). In allen Ländern bestanden durchweg positive Korrelationen zwischen Eltern und ihren Kindern, es gab aber Unterschiede je nach Themenbereich und zwischen den Ländern. Insgesamt war die Übereinstimmung in der Bundesrepublik am höchsten, auch bei Fragen des Protestes, unkonventioneller politischer Partizipationsformen und beim Problem der Frauenbefreiung (*Allerbeck* 1979, 156). Auch in dieser Studie dürfte die Übereinstimmung mit Eltern unterschätzt worden sein.

Wichtig ist die Unterscheidung zwischen tatsächlicher und wahrgenommener Elternmeinung. Kinder sehen ihre Eltern konservativer als sie sind, insofern übertreiben sie den Generationenunterschied, gleichzeitig überschätzen Kinder die Einigkeit ihrer Eltern, und es besteht mehr Übereinstimmung mit der perzipierten als mit der tatsächlichen Meinung der Eltern (*Jennings/Niemi*, 1974, 39; *Acock/Bengtson*, 1980, 506). Die korrekte Perzeption beruht vermutlich auf Gesprächen und Interesse. In politisch interessierten Familien war in der *Jennings/Niemi*-Studie die Übereinstimmung nicht höher als in desinteressierten, wohl aber wird die Übereinstimmung stärker, wenn die politische Frage, um die es geht, von den Eltern für bedeutsam gehalten wird (*Tedin*, 1980, 146). In dieser Studie zeigt sich weiter, daß die Übereinstimmung mit Eltern wesentlich höher ist als mit Freunden (ebd., 142). Auch in einer deutschen Untersuchung von Eltern-Kind-Triaden und Freundesdyaden zeigte sich, daß mit Freunden in politischen Einstellungen kaum Übereinstimmung bestand, wohl aber im politischen Interesse, bei den Eltern war es umgekehrt (*Oswald/Völker*, 1973, 128f.). Dieses Ergebnis bedeutet, daß sich politisch interessierte Jugendliche zusammenfinden, ohne sich wegen ihrer Unerfahrenheit Einfluß zuzugestehen, und daß Eltern die Meinungsbeeinflussung oft auch dann wichtig ist, wenn sie sich nicht für Politik interessieren. *Jaide* hat nur Jugendliche befragt, seine Analysen zeigen aber, daß sich die politischen Gespräche, die häufiger mit dem Vater als mit der Mutter geführt werden, auf die politischen Einstellungen der Jugendlichen auswirken (1978, 35, 109).

In der älteren Literatur zur politischen Sozialisation wird die Bedeutung des Vaters betont, und die Eltern werden oft als Einheit behandelt. Heute scheint in den USA der Einfluß der Mütter etwas größer zu sein als der der Väter, dies ändert sich allerdings je nach Thema (*Jennings/Niemi*, 1974, 164; *Acock/Bengtson*, 1980, 509) und gilt für Mütter in höheren Berufspositionen stärker als für Mütter in niederen Positionen (*Acock* u. a., 1982, 448).

Geschlechtsunterschiede sind nicht sehr ausgeprägt, es gibt aber Hinweise darauf, daß sich Mädchen etwas häufiger an Eltern orientieren und daß es bei der Parteienidentifikation eine stärkere gleichgeschlechtliche Übereinstimmung gibt (*Jennings/Niemi*, 1974, 171). In einer deutschen Untersuchung von 1968 war die Orientierung der Söhne an Vätern und der Töchter an Müttern wesentlich ausgeprägter (*Oswald*, 1980, 63).

Übereinstimmung zwischen Eltern und Kindern wird oft als Ergebnis geglückter Sozialisation gedeutet, doch ist diese Interpretation als elterlicher Einfluß nicht zwingend. Seit der Studentenbewegung wird zunehmend die Möglichkeit eingeräumt, daß Jugendliche ihre Eltern beeinflussen, vor allem wenn die Übereinstimmung in Fragen besteht, für die sich Jugendliche besonders engagieren. Statistisch läßt sich dieses Problem in Übereinstimmungsuntersuchungen nicht entscheiden. Direkt befragt, berichten aber Mütter in den USA, sie seien von ihren Kindern beeinflußt worden (*Acock*, 1983/84, 158). Politische Beeinflussung der Mutter ergab auch eine Dyaden-Untersuchung (*Baranowski*, 1978, 597). Angesichts der theoretischen Bedeutung des Problems wechselseitiger Beeinflussung ist die geringe Aufmerksamkeit, die diesem Problem in der empirischen Forschung auch der Bundesrepublik gewidmet ist, zu bedauern.

3. Diskussion

Das Bild, das die empirische Sozialforschung zum Generationenkonflikt in der Familie zeichnet, steht in scharfem Kontrast zur öffentlichen Meinung. Dieser Kontrast entsteht außer durch Übertreibung des Spektakulären dadurch, daß Erwachsene die Jugend als Gruppe wesentlich negativer sehen als ihre eigenen Kinder. Im Durchschnitt haben Jugendliche in allen westlichen Industrieländern, für die wir Belege beigezogen haben, ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern und wenig grundlegende Konflikte. Es gibt weite Bereiche der Übereinstimmung und – dies ist weniger erforscht – weite Bereiche der akzeptierten Nichtübereinstimmung. Selbst im Protest gibt es Konkordanz, und es spricht einiges dafür, daß nicht nur in dieser Hinsicht Jugendliche auch ihre Eltern beeinflussen.

Warum gibt es wenig Konflikt? Warum gibt es möglicherweise weniger Konflikt als um die Jahrhundertwende und in den 20er Jahren? Eine Erklärung könnte darin bestehen, daß der Generationenkonflikt als generelles Problem immer schon überschätzt wurde, weil von der Minderheit der innovativen Jugend (Jugendbewegung) und von klinischen Daten (vgl. *Offer*, 1969) auf alle Jugendliche verallgemeinert wurde.

Eine zweite Erklärung birgt *von Trothas* These (1982), daß die im 19. Jahrhundert entstandene eigenständige Jugendphase mit weitgehend segregierter Jugend wieder verschwinde (vgl. *Wolff* in diesem Band). Dafür spricht, daß das Verbot sexuellen Verkehrs mit Gleichaltrigen aufgehoben ist, wodurch eine der stärksten Belastungen des »Vorbereitungsstatus« (*Eisenstadt*, 1966) entfällt. Dafür spricht die um drei Jahre früher einsetzende Mündigkeit und die noch frühere Möglichkeit des Auszugs aus dem Elternhaus (vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band). Dafür spricht drittens, daß Lernen nicht mehr auf die Jugendphase beschränkt ist, sondern daß rascher sozialer Wandel lebenslang zu neuem Lernen und Umlernen zwingt. Gegen die These spricht die finanzielle Abhängigkeit in der langen ersten Ausbildungsphase bis zum Ersteintritt ins Berufsleben. Andererseits besteht ein Rechtsanspruch auf diese Unterstützung sowie staatliche Subsidiarität. Auch wenn man statt von verschwindender Jugend besser von Entdifferenzierung der Jugend- und Erwachsenenphase sprechen sollte, verweisen die Argumente auf ein verringertes Konfliktpotential: Keuschheit ist kaum noch ein Thema, freie Entscheidung nach dem 18. Geburtstag ist rechtlich abgesichert, der Auszug mit 16 aus der Wohnung der Eltern vermindert Streit, das Lernen ist gemeinsame Erfahrung beider Generationen, die finanzielle Unterstützung ist kein Aushandlungsgegenstand, sondern einklagbar.

Eine dritte Erklärung stützt sich auf eine neuartige Interpretation der Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit von *Schütze* (1988). Danach ist das Kind zunehmend Bezugspartner für beide Eltern, gleichzeitig hat sich der Eigenwert der Paarbeziehung vermindert, der Sinn der Paarbeziehung ist weitgehend das Kind. So entsteht Konkurrenz der Eltern um das Kind, damit verbundene permissivere Erziehung führt zu Kontrollreduktion. Von hier aus kann man Konflikte zwischen den Eltern ebenso prognostizieren wie eine Verminderung der Konflikte zwischen jedem Elternteil und dem Kind.

Rosenmayr (1985, 287) vermutet, daß die Kontrollreduktion auch Ausfall von Bindungen bedeute und daß dies zu Konfliktreduktion führe. Dem kann man entgegenhalten, daß Kontrollreduktion allein Konflikte vermindert. Die Belege von *Schütze* sprechen eher gegen *Rosenmayrs* »Mischung von Streß und Lustprinzip, wodurch die Stärke... und die Kontinuität der Zuwendung zu den Kindern vermindert wird« (ebd., 285). Entdifferenzierung vermindert im Durchschnitt Generationenkonflikte in der Familie. Konkurrenz der Eltern um das Kind vermindert im Durchschnitt Ablösekonflikte zugunsten anderer Beziehungskonflikte. Was bleibt, sind Alltagskonflikte, die wegen der Interdependenz unvermeidbar sind. Unaufgeklärt bleibt der Zustand jener zehn bis 25 Prozent der Familien, in denen es stärkere Konflikte gibt. Neu zu erforschen sind die Probleme, die entstehen, wenn durch die starke Bindung an die Kinder und das Fehlen von Konflikten die Ablösung erschwert, das Selbständigwerden der Jugendlichen behindert werden sollte.

4. Ausblick

Die empirische Forschung zum innerfamilialen Generationenverhältnis ist einerseits durch eine Fülle von über Jahrzehnte zur Verfügung stehenden Informationen gekennzeichnet, andererseits fehlt in der Bundesrepublik die systematisch auf vorliegenden Kenntnissen aufbauende und theoretisch angeleitete Erweiterung dieser Informationen. Theoretisch unbefriedigend ist, daß konzeptuell nicht ausreichend zwischen Generationenkonflikten innerhalb und außerhalb der Familie sowie zwischen Beziehungs- und Grundsatzkonflikten unterschieden wird. Damit verbunden wird in soziologischen Arbeiten der Gesichtspunkt der Ablösung ebenso vernachlässigt wie *Piagets* These von der sozialisatorischen Bedeutung der Gleichaltrigen. Besonders deutlich wird dies in der Subkulturdiskussion, wenn Konflikte mit Eltern als dysfunktional und der Einfluß der Gleichaltrigen als schädlich bewertet werden.

Dem entspricht auf der Ebene der Untersuchungsanlagen und Operationalisierungen von Eltern-Kind-Untersuchungen, daß zu wenig zwischen unterschiedlichen Dimensionen der Beziehung unterschieden wird, daß der Einfluß der Eltern zu undifferenziert und der Einfluß der Kinder auf die Eltern überhaupt nicht empirisch geprüft wird und daß die problematische Minderheit der Familien mit starken Konflikten weitgehend unanalysiert bleibt. Die Aufgabe scheint mir somit darin zu bestehen, in Jugendstudien und besonders in Triadenuntersuchungen das Konfliktthema ebenso in Hinblick auf sozialstrukturelle Veränderungen zu analysieren wie unter Berücksichtigung der entwicklungspsychologischen und sozialisationstheoretischen Dimensionen des Problems.

Anmerkungen

1 An einigen Stellen dieses Aufsatzes werden wir unveröffentlichte Ergebnisse dieser Berliner Studie von 1986 beiziehen, weil es sich um die einzige neuere deutsche Eltern-Kind-Befragung handelt, deren Ergebnisse mit entsprechenden amerikanischen Untersuchungen vergleichbar sind. Befragt wurden 314 Jugendliche und ein Elternteil (Dyaden). In 135 Fällen wurde auch der zweite Elternteil befragt (Triaden). In 156 Fällen wurde zusätzlich der beste Freund interviewt.

2 Die Autoren bewerten ihr Ergebnis zwar anders (ebd., 60), die Antwortverteilungen auf die Fragen 44 bis 46 sind jedoch denen in anderen Ländern ähnlich.

3 Dies fanden *Offer* (1984, 120), *Oswald* (1980, 74), *Sinus* (1985a, 416), *Schmied* (1982, 96). Die Studie von *Seiffge-Krenke* (1984, 370f.) ist die einzige, bei der Mädchen etwas weniger positive Antworten gaben als Jungen, doch besprachen Mädchen ihre Probleme häufiger mit Eltern als Jungen.

4 *Allerbeck/Hoag* (1985, 60), *Blancpain* u. a. (1983 für die Schweiz), *Grieswelle* (1978, 74), *Machwirt/Gukenbiehl* (1984, 202), *Offer* (1984, 120 für die USA), *Oswald* (1980, 72), *Rutter* (1976, 40 für England), *Schmid-Tannwald/Urdze* (1983, 39), *Trommsdorff* (1984, 90 für Japan und Deutschland) berichten über eine Bevorzugung der Mutter.

5 Dieses Ergebnis zeigt, daß eine sichere Interpretation nur möglich ist, wenn nach Vater und Mutter getrennt gefragt und nach Mädchen und Jungen getrennt ausgewertet wird. Die deutschen Ergebnisse sind in dieser Hinsicht eindeutig.

6 Eine mögliche Erklärung für die stärkere Kritik an den Eltern in der Shell-Studie bietet *Hoag* (1986). Die Verzerrung der Stichprobe beim Quota-Verfahren durch Interviews im Bekanntenkreis hat in der Shell-Studie zu einer Überrepräsentanz der Grünenwähler geführt, die möglicherweise größere Distanz zur Erziehung ihrer Eltern haben als andere. In Berlin wurde eine Zufallsstichprobe gezogen.

7 Dieses Ergebnis findet sich bei *Lauber* (1980, 60) *Machwirth/Gukenbiehl* (1984, 202) und in der Berliner Untersuchung von 1986; gegenteilig ist das Ergebnis in der Shell-Studie (Jugendwerk, 1985, 185), vgl. hierzu die vorige Fußnote sowie bei *Seiffge-Krenke* (1984, 371).

Literatur

Acock, A. C.: »Parents and their children: The study of inter-generational influence«. Sociology and Social Research. 68. Jg. 1983/84, 151–171 – *Acock, A. C., Barker, D., Bengtson, V. L.:* »Mothers' employment and parent-youth similarity«. Journal of Marriage and the Family. 44. Jg. 1982, 441–455 – *Acock, A. C., Bengtson, V. L.:* »Socialization and attribution processes: Actual versus perceived similarity among parents and youth«. Journal of Marriage and the Family. 42. Jg. 1980, 501–515 – *Acock, A. C., Yang, W. S.:* »Parental power and adolescents' parental identification«. Journal of Marriage and the Family. 46. Jg. 1984, 487–495 – *Allerbeck, K.:* »Beziehungen zwischen Jugendlichen und Eltern (-generation)«. Familie – wohin? Hg. *H. Pross*. Reinbeck 1979, 133–162 – *Allerbeck, K., Hoag, W. J.:* Jugend ohne Zukunft? München 1985 – *Allerbeck, K. R., Jennings, M. K., Rosenmayr, L.:* »Generations and families. Political Action«. Political action. Hg. *S. H. Barnes, M. Kaase*. Beverly Hills 1979, 487–522 – *Baranowski, M. D:* »Adolescents' attempted influence on parental behaviors«. Adolescence. 13. Jg. 1978, 585–604 – *Barnes, G. M., Farrel, M. P., Cairns, A.:* »Parental socialization factors and adolescent drinking behaviors«. Journal of Marriage and the Family. 48. Jg. 1986, 27–36 – *Bengtson, V. L., Furlong, M. I., Laufer, R. S.:* »Time, aging, and the continuity of social structure: Themes and issues in generational analysis«. Journal of Social Issues. 30. Jg. 1974, 1–30 – *Blancpain, R., Zeugin, P., Häuselmann, E.:* Erwachsen werden. Bern 1983 – *Boehnke, K.:* Prosoziale Motivation, Selbstkonzept und politische Orientierung. Frankfurt/M. 1988 – *Burger, A., Seidenspinner, G.:* Töchter und Mütter. Ablösung als Konflikt und Chance. Opladen 1988 – *Clausen, J. A., Mussen, P. H., Kuypers, J.:* »Involvement, warmth, and parent-child

resemblances in three generations«. Present and past in middle life. Hg. *D. Eichhorn, J.A. Clausen, N. Haan, M.P. Honzik, P.H. Mussen*. New York 1981, 299–319 – *Coleman, J.S.:* The adolescent society. New York 1961 – *Connell, R.W.:* »Political socialization in the american family – the evidence re-examined«. Public Opinion Quarterly. 36. Jg. 1972, 321–333 – *Dalton, R.J.:* »The pathways of parental socialization«. American Politics Quarterly. 10. Jg. 1982, 139–157 – *Davies, M., Kandel, D.B.:* »Parental and peer influences on adolescent educational plans: Some further evidence«. American Journal of Sociology. 87. Jg. 1981, 363–387 – *Döbert, R., Nunner-Winkler, G.:* Adoleszenzkrise und Identitätsbildung, Frankfurt/M. 1975 – *Eisenstadt, S.N.:* Von Generation zu Generation. München 1966 (amerik. Orig. 1956) – *Erikson, E.H.:* »Das Problem der Ich-Identität«. Identität und Lebenszyklus. Hg. *E.H. Erikson*. Frankfurt/M. 1973 (amerik. Orig. 1956), 123–212 – *Floyd, H.H., South, D.R.:* »Dilemma of youth: The choice of parents and peers as a frame of reference for behavoir«. Journal of Marriage and the Family. 34. Jg. 1972, 627–634 – *Gecas, V., Schwalbe, M.L.:* »Parental behavior and adolescent self-estem«. Journal of Marriage and the Family. 48. Jg. 1986, 37–46 – *Gove, W.R., Crutchfield, R.D.:* »The family and juvenile delinquency«. The Sociological Quarterly. 23. Jg. 1982, 301–319 – *Grieswelle, D.:* Jugend und Freizeit. München 1978 – *Hoag, W.J.:* »Der Bekanntenkreis als Universum: Das Quotenverfahren der Shell-Studie«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 38. Jg. 1986, 123–132 – *Hollingshead, A.B.:* Elmtown's youth and Elmtown revisited. New York 1975, (zuerst 1949) – *Hübner-Funk, S.:* Strategien der Lehrstellensuche. München 1988 – *Jaide, W.:* Achtzehnjährige – zwischen Reaktion und Rebellion. Opladen 1978 – *Jennings, K.M., Allerbeck, K.R., Rosenmayr, L.:* »Generations and families. General orientations«. Political action. Hg. *S.H. Barnes* u. *M. Kaase*. Beverly Hills 1979, 449–486 – *Jennings, K.M., Niemi, R.G.:* The political character of adolescence. Princeton, N.J. 1974 – *Jennings, M.K., Jansen, R.:* »Die Jugendlichen in der Bundesrepublik: Der Wunsch nach Veränderung und Meinungsvielfalt in der Politik«. Politische Vierteljahresschrift. 17. Jg. 1976, 317–343 – *Jessop, D.J.:* »Family relationships as viewed by parents and adolescents: A specification«. Journal of Marriage and the Family. 43. Jg. 1981, 95–107 – Jugendwerk der deutschen Shell, Hg.: Jugendliche + Erwachsene '85. Bd. 5. Opladen 1985 – *Kandel, D.B:* »Processes of peer influences in adolescence«. Development as action in context. Hg. *R.K. Silbereisen, K. Eyferth, G. Rudinger*. Berlin 1986, 203–227 – *Kandel, D.B., Lesser G.S.:* Youth in two worlds. San Francisco 1972 – *Larson, R.W.:* »Adolescents' daily experience with family and friends: Contrasting oppertunity systems«. Journal of Marriage and the Family. 45. Jg. 1983, 739–750 – *Lauber, K., Narzi, H., Rathgeber, R.:* Mit achtzehn schon erwachsen? München 1980 – *Lederer, G.:* Jugend und Autorität. Opladen 1983 – *Lenz, K.:* Die vielen Gesichter der Jugend. Frankfurt/M. 1988 – *Liedtke, R.:* Familiäre Sozialisation und psychosomatische Krankheit. Berlin 1987 – *Machwirth, E., Gukenbiehl, H.L.:* Freizeitwünsche und Freizeitverhalten Jugendlicher. Frankfurt/M. 1984 – *Nelsen, H.M.:* »Religious conformity in an age of disbelief: Contextual effects of time, denomination, and family processes upon church decline and apostasy«. American Sociological Review. 46. Jg. 1981, 632–640 – *Niemi, R.G., Newman, D., Weimer, D.L.:* »Reassessing the political influence of parents on children«. Micropolitics. 2. Jg. 1982, 203–217 – *Offer, D.:* The psychological world of the teenager. New York 1969 – *Offer, D.:* »Das Selbstbild normaler Jugendlicher«. Probleme des Jugendalters. Hg. *E. Olbrich* u. *E. Todt*. Berlin 1984, 111–130 – *Oswald, H., Baker, D.P., Stevenson, D.L.:* »School charter and parental management of schooling: Secondary education in the Federal Republic of Germany«. Sociology of Education. 61. Jg. 1988, 255–265 – *Oswald, H.:* Abdankung der Eltern? Weinheim 1980 – *Oswald, H., Krappmann, L.:* Soziale Beziehungen und Interaktionen unter Grundschulkindern. Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 33. Berlin 1988 – *Oswald, H., Völker, I.:* »Gymnasiasten – Religiöse Partizipation und politische Orientierung unter dem Einfluß der Eltern«. Jugend zwischen Auflehnung und Anpassung. Hg. *H.-G. Wehling*. Stuttgart 1973, 116–147 – *Parsons, T.:* »Family structure and the socialization of the child«. Family, socialization and interaction process. Hg. *T. Parsons, R.F. Bales*. Glencoe 1955, 35–132 – *Peterson, G.W., Rollings, B.C., Thomas, D.L.:* »Parental influence and adolescent conformity«. Youth & Society. 16. Jg. 1985, 397–420 – *Piaget, J.:* Sprechen und Denken des Kindes. Düsseldorf 1972 (Orig. 1923) – *Rosenmayr, L.:* »Wege zum Ich vor bedrohter Zukunft. Jugend im Spiegel multidisziplinärer Forschung und Theorie«. Soziale Welt. 36. Jg. 1985, 274–298 – *Rutter, M., Graham, P., Chadwick, O.F.D., Yule, W.:* »Adolescent turmoil: Fact or fiction?« Journal of Child Psychology and

Psychatry. 17. Jg. 1976, 35–56 – *Schmid-Tannwald, I., Urdze, A.:* Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Stuttgart 1983 – *Schmied, D.:* »Elternorientierung und familiale Konflikte bei Oberstufenschülern«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 34. Jg. 1982, 93–116 – *Schütze, Y.:* »Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit«. Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. *R. Nave-Herz.* Stuttgart 1988, 95–114 – *Sebald, H.:* »Adolescents' shifting orientation toward parents and peers: A curvilinear trend over recent decades«. Journal of Marriage and the Family. 48. Jg. 1986, 5–13 – *Seiffge-Krenke, I.:* »Formen der Problembewältigung bei besonders belasteten Jugendlichen«. Probleme des Jugendalters. Hg. *E. Olbrich, E. Todt.* Berlin 1984, 353–386 – *Siegert, M. T.:* Adoleszenzkrise und Familienumwelt. Frankfurt/M. 1979 – Sinus-Institut: Die verunsicherte Generation. Materialienband 1 zur Sinus-Studie. Stuttgart 1985 – *Steinkamp, G., Stief, W. H.:* Lebensbedingungen und Sozialisation. Opladen 1978 – *Sullivan, H. S.:* Die interpersonale Theorie der Psychiatrie. Frankfurt/M. 1983 (Orig. 1953) – *Tedin, K. L.:* »Assessing peer and parent influence on adolescent political attitudes«. American Journal of Political Science. 24. Jg. 1980, 136–154 – *Thornton, A., Alwin, D. F., Camburn, D.:* »Causes and concequences of sex-role attitudes and attitude change«. American Sociological Review. 48. Jg. 1983, 211–227 – *Trommsdorff, G.:* »Familiale Sozialisation im Kulturvergleich: Japan und Deutschland«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 4. Jg. 1984, 79–97 – *Trotha, T. v.:* »Zur Entstehung von Jugend«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 34. Jg. 1982, 254–277 – *Tudor, C. G., Petersen, D. M., Elifson, K. W.:* »An examination of the relationship between peer and parental influences and adolescent drug use«. Adolescence. 60. Jg. 1980, 783–796 – *Winch, R. F., Gordon, M. T.:* Familial structure and function as influence. Lexington, Mass. 1974 – *Wingrove, C. R., Slevin, K. F.:* »Age differences and generational gaps. College women and their mothers' attitudes toward female roles in society«. Youth & Society. 13. Jg. 1982, 289–301 – *Youniss, J.:* »Die Entwicklung und Funktion von Freundschaftsbeziehungen«. Perspektivität und Interpretation. Hg. *W. Edelstein, M. Keller.* Frankfurt/M. 1982, 78–109 – *Youniss, J., Smollar, J.:* Adolescent relations with mothers, fathers and friends. Chicago 1985.

Wolfgang Gaiser/Hans-Ulrich Müller

Jugend und Wohnen

Biographische Aufgabe und gesellschaftspolitisches Problem

1. Vorbemerkungen

In den letzten zehn Jahren etwa sind in der Diskussion um die Wohnversorgung und die staatliche und kommunale Wohnungspolitik unter anderen gesellschaftlichen Gruppierungen verstärkt auch Jugendliche bzw. junge Erwachsene, Auszubildende, junge, bisher kaum oder gar nicht bemerkte Nachfrager aufgetaucht. Diese »neue« Nachfrage wurde registriert (Forum für Stadtentwicklungs- und Kommunalpraxis, 1982; GEWOS, 1982), kritisch beleuchtet oder als Konsequenz aus gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen von der Subjektseite her eher positiv dargestellt (*Spiegel*, 1986; Jugendwerk Shell, 1981). Und sie wurde als Phänomen beschrieben, das in erster Linie in den Großstädten und den Ballungsgebieten (und hier wiederum in den prosperierenden, strukturstarken mehr als in den altindustrialisierten) auftritt und weniger oder nur verschwindend gering in kleineren Städten oder ländlichen Regionen.

Diese Feststellung führt aber auch gleich in die Problematik hinein, den Gegenstand »Jugend und Wohnen« heute, mit dem Ende der 80er Jahre, schlüssig zu definieren. Dabei macht weniger der Begriff »Wohnen« Schwierigkeiten, obwohl auch hier eine ganze Reihe von Komponenten zu berücksichtigen sind (wie der Beitrag von *W. Siebel* über »Wohnen und Familie« im Familienhandbuch darlegt), sondern die Kategorie »Jugend« ist das Problem. Der 17jährige Auszubildende, der im elterlichen Haushalt lebt; die Alleinerziehende 24jährige, die eine zweite Berufsausbildung absolviert; die 26jährige junge Frau, die mit einem gleichaltrigen jungen Mann, beide verdienend, in »nichtehelicher Lebensgemeinschaft« zusammenlebt (ohne die Perspektive Ehe und Kinder); das junge Paar mit einem kleinen Kind, eine sog. »junge Familie«; die 22jährige Studentin, die in einem Heim des Studentenwerks wohnt – ganz unterschiedliche Lebenssituationen, Altersgruppen und biographische Etappen gehören zu dieser Thematik. Die Lebensphase Jugend »franst« gerade an ihrem oberen Ende aus. Im folgenden werden wir deshalb immer wieder die Wohnsituation und die Wohnprobleme von über 18jährigen, also von im rechtlichen Sinne Erwachsenen, behandeln.

Jugendtheoretischer Bezugspunkt dieser Schwerpunktverlagerung ist der, vor dem Hintergrund der tiefgreifenden Veränderungen der Arbeitsgesellschaft sich abzeichnende, »Strukturwandel der Jugendphase« (*Hornstein*, 1985; *Hurrelmann*, et al., 1985, *Böhnisch/Schefold*, 1985). Bis Ende der 70er Jahre etwa hatten Jugendliche und »Jugend« ihren wohldefinierten Ort, wenn es um »Wohnen« oder um Wohnprobleme ging: Zunächst sind Kinder und Heranwachsende Mitglieder von Familien und ihr Wohnen wurde unter »Familienwohnen« – als dem zentralen

Fokus von Wohnforschung, Wohnstatistik und Wohnungspolitik (*Herlyn/Herlyn*, 1983) – verortet. Im Zusammenhang damit wurde die soziale und räumliche Umwelt als Einflußgröße für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen durch die Umweltpsychologie und die sozialökologische Forschung thematisiert (*Tippelt* et al., 1986; *Hübner-Funk* et al., 1983; *Müller*, 1983). Nach der »Wohnzeit« in der Herkunftsfamilie teilte sich die Thematisierung in zwei Hauptstränge: Die nachwachsende Generation tauchte wieder als »junge Familie« oder als junges Paar auf, die mit der beruflichen Selbständigkeit eine neue, der (endgültigen) Ablösung von der Herkunftsfamilie sich unmittelbar anschließende Kernfamilie gründeten und damit auf entsprechende Wohnmöglichkeiten angewiesen waren; diese Paare und jungen Familien wurden als »wohnungspolitische Problemgruppe« gesehen und definiert (BMJFG, 1975; *Neef*, 1981). Auf der anderen Seite wurde das Wohnen Jugendlicher in Übergangsformen thematisiert, seien es Studentenheime, Lehrlingsheime oder allgemein Wohnheime für junge Menschen.

»Jugend und Wohnen« wurde also lange überwiegend im Kontext von Familie, Ablösung von der Familie und Familiengründung abgehandelt. Dabei muß man sich aber auch vor Augen halten, daß die Idealvorstellungen und Normierungen »familiengerechten Wohnens« das Resultat längerer historischer Entwicklungen sind und sich wiederum ausdifferenzieren im Gefolge und im Rhythmus gesellschaftlicher Wandlungsprozesse.

Das Thema »Jugend und Wohnen« ist also facettenreich und auch andere gesellschaftliche Entwicklungen müssen in diesem Zusammenhang betrachtet werden: Sozialer Wandel im Bereich von Ehe und Familie (die nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften haben in ihrer Verbreitung zugenommen, die Familiengründungsphase hat sich verlängert, das Heiratsalter hat sich erhöht), die Akzeptanz und die Reichweite des »Wohnens bei betreuenden Institutionen« haben sich verändert, Entwicklungen auf den Wohnungsmärkten haben die Zugangschancen für die jungen »Markt-newcomer« zunehmend verschlechtert, der Zugang zu den Arbeitsmärkten als potentiellem Garant für Einkommen und soziale Stabilität im Lebenslauf ist für junge Erwachsene schwieriger geworden. Und mit dem »Internationalen Jahr für Menschen in Wohnungsnot« fand die wachsende Zahl junger Erwachsener Aufmerksamkeit (zumindest bei einem Teil der Fachöffentlichkeit), die sich wohnungslos oder obdachlos durchschlagen müssen.

In mit der Bundesrepublik vergleichbaren westeuropäischen Industrieländern finden sich ähnliche thematische Ausrichtungen und Zuspitzungen des Problemzusammenhangs »Jugend und Wohnen«. So werden beispielsweise auch in Frankreich, Großbritannien und Österreich – im Zusammenhang mit den erschwerten Zugängen in die Erwerbstätigkeit – Wohnversorgungsprobleme junger Erwachsener diskutiert und erforscht (*Godard*, 1985; *Wallace*, 1987; *Hexel/König*, 1986). Neuerdings läßt die Europäische Gemeinschaft Vergleichsstudien erarbeiten, die u.a. die Wohnsituation und die Integration junger Erwachsener in städtische Umwelten analysieren. Träger dieser Projekte ist die »Europäische Stiftung zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen« mit Sitz in Irland.

2. Wohnen und Verlängerung der Jugendphase

Mit dem Begriff »Postadoleszenz« wurde im Anschluß an die SHELL-Jugendstudie (Jugendwerk Shell, 1981) die Diskussion um einen generellen »Strukturwandel von Jugend« eingeleitet. Die verlängerte bzw. die nachschulische Jugendphase zeichnet sich durch eine hochgradige Ausdifferenzierung von Lebenslagen, durch die Pluralität von Bedingungen der alltäglichen Lebensgestaltung aus. Die Kindheit (im traditionellen Verständnis) hört früher auf und das Erwachsen-Sein fängt später an. Jugend als wohldefinierte, sozial abgesicherte Statuspassage zu begreifen, hat an Erklärungskraft für die Lebensverhältnisse und das soziale Handeln von Jugendlichen verloren, die damit verbundenen Funktionszuweisungen an »die Jugend« innerhalb der Abfolge von Lebenslaufphasen sind fragwürdig geworden: Demographische Entwicklungen, der Ausbau des Bildungswesens, die Verlängerung von Schul- und Ausbildungszeiten, die schwieriger gewordenen und längeren Übergänge in den Beruf und in die Arbeitswelt sind dafür die hauptsächlichen Gründe. Die »nachschulische Jugendphase« nun stellt für einen nicht unerheblichen Teil der Jugendlichen eine (noch) unbestimmte und risikohafte (*Lutz*, 1987; *Olk*, 1984) Lebensphase dar. Die früher, bis in die 70er Jahre hinein, mit dieser Lebensalterzeit einhergehende Familien- und Existenzgründungsphase ist zu einer offenen, zu einer »unterdeterminierten« Lebensphase geworden. Man gilt zwar als erwachsen, »erwachsenes Verhalten« wird erwartet, man verfügt aber nicht über die ökonomischen, institutionellen und statusbezogenen Mittel, auch tatsächlich als Erwachsener seine Lebensführung zu gestalten. Der bildungsoptimistische Lebensentwurf hat an Tragfähigkeit und Plausibilität eingebüßt, die lange Zeit gültige Normalbiographie erodiert für einen erheblichen Teil der Jugendlichen zunehmend (*Lutz*, 1987). Für den Lebensbereich »Wohnen« bedeuten diese Entwicklungen, daß selbständiges Wohnen und Leben – d.h. außerhalb der Herkunftsfamilie, und vor der längerfristigen Gründung einer neuen Kernfamilie – in den verschiedenen konkreten Wohnformen, vom Alleinewohnen bis zum Leben in wechselnden Wohngemeinschaften eine andere und eine neue Qualität für die Lebenswirklichkeit von Jugendlichen und jungen Erwachsenen bekommen haben. Diese Entwicklung drückt sich auch aus in der relativ zur beruflichen Arbeit und den Anforderungen der Arbeitswelt zunehmenden Bedeutung reproduktiver Aspekte der Lebensführung und der Lebensbewältigung. Die eigene Wohnung ist eine wichtige Voraussetzung für die Erschließung anderer Handlungsräume wie soziale Umwelt, Nachbarschaft, »Szenen« und »Milieus« – vor allem in Großstädten. Wenn die Formel »nicht jetzt, aber irgendwann später« an Tragfähigkeit und an Plausibilität für die eigene Zukunft einbüßt, so gewinnt die Wohnung, als materielles Substrat »neuer«, auch alternativer Lebensentwürfe, an Wichtigkeit: Sie ist verstärkt Basis des Alltags und des alltäglichen Lebens, manchmal wichtiger als der Wartestand, im Verbund der Herkunftsfamilie, auf die sozial abgesicherte, stabile berufliche Existenz und die eigene Kernfamilie. Selbstbestimmte Privatheit, Rückzugsmöglichkeit, Basis von Selbstinszenierung und Expression – dies sind die zentralen Aspekte, die das Wohnen Jugendlicher und junger Erwachsener charakterisieren. Sie verfügen über ein erhebliches Potential an Kreativität, mit Wohnformen zu experimentieren

(*Naffin*, 1970), auch über die dazu nötige Zeit – wenn auch selten über die notwendigen Geldmittel, um aus ihnen zugänglichen Wohnungen und Wohngelegenheiten befriedigende oder längerfristig erträgliche Wohnsituationen herzustellen. Entsprechende Wohnungsmarktsegmente, flexible Wohnungssysteme oder Grundrisse sind denn auch wichtiger Bestandteil der Wohnvorstellungen und Wohnperspektiven von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Auf der anderen Seite finden rasch Anpassungsprozesse an die Nichtflexibilität und Normiertheit des durchschnittlichen Mietwohnens statt; die Phantasie erlahmt schnell, die Realitäten auf den Wohnungsmärkten gewinnen meist und oft in kurzer Zeit die Oberhand (*Ruede-Wissmann*, 1983). Die »Erosion der Normalbiographie« läßt sich auch aus Forschungsergebnissen ablesen, die eine Entkoppelung von Lebenslaufetappen beschreiben. Das Zusammenziehen von Partnern, die Gründung eines Haushalts ist nicht mehr an die Heirat bzw. die Familiengründung gebunden: Die Zunahme der Häufigkeit nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften auf schätzungsweise 1 bis 2,5 Mill. Personen ist hierfür ein Indikator (BMJFG 1985; *Spiegel*, 1986; *Wingen*, 1984). Die Geburt eines Kindes begründet zunehmend die bewußte Entscheidung, die Partnerschaft zu legalisieren, »Automatismen« gibt es immer weniger (*Nave-Herz*, 1988, 67). Auch schon vor Beendigung einer Ausbildung, d.h. vor dem Erreichen der ersten Berufsposition zieht ein erheblicher Teil der Jugendlichen aus dem elterlichen Haushalt aus. »Auszüge (aus dem Haushalt der Herkunftsfamilie) sind in ihrer lebenszeitlichen Verortung unabhängiger von der zeitlichen Struktur des Berufsverlaufs geworden« (*Mayer/Wagner*, 1985, 34).
Diese Entwicklungen deuten an, daß die Verfügung über eine Wohnung eine eigenständige Zielgröße des Alltagslebens wird, jenseits ihrer Aufgabe, für die Familiengründung oder für Übergangszeiten eine selbstverständliche »infrastrukturelle« Voraussetzung zu sein. Wird die Jugendzeit zu einer in ihrer Erstreckung immer weniger abschätzbaren, in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung immer weniger übergangsorientierten, sondern immer mehr zu einer in sich eigenständigen Lebensphase, so gewinnt die Frage der sozialökologischen Verortung eine größere Bedeutung und die Erreichbarkeit befriedigender Wohnbedingungen eine größere Relevanz – und bei eingeschränkten Markt-Zugangschancen – eine größere Brisanz für die Lebensführung und die Lebensbewältigung junger Erwachsener.

3. Der Wohnungsmarkt für junge Nachfrager

Die Thematik »Jugend und Wohnen« wird durch zwei Problembereiche zentral bestimmt: zum ersten durch die Engpässe und die Benachteiligung in der Versorgungssituation junger (»neuer«) Haushalte und zum anderen durch die Schwierigkeiten von Markt-Neulingen, sich überhaupt Zugang zu den unterschiedlichen Wohnungsmärkten zu verschaffen. Wir wollen im folgenden diese beiden Aspekte skizzieren und einige Bemerkungen zum wohnungspolitischen Kontext anschließen.

3.1. Die Wohnversorgung junger Haushalte

Wie schon angedeutet sind in der wohnungspolitischen Diskussion der letzten Jahre ältere Jugendliche und junge Erwachsene als Ziel- und Problemgruppe aufgetaucht, definiert durch den Umstand, daß sie neu und in unerwartet großer Anzahl als Nachfrager auf den Wohnungsmärkten auftraten. »Etwa ab Mitte der 70er Jahre sind in großer Zahl völlig neue Bedarfsgruppen als Nachfrager an den Wohnungsmarkt herangetreten. Hier ist an junge Erwachsene zu denken, die in allen früheren Jahrzehnten bis zur Familiengründung und länger im Haushalt der Eltern wohnungsmäßig untergebracht waren. In früheren Zeiten wohnten Großeltern, Eltern und Kinder in der Regel zusammen in einer Wohnung. Durch Auflösung dieser Familienverbände – jeder, selbst die Jüngsten, suchen anstatt des früheren möblierten Zimmers eine 1–2 Zimmerwohnung – werden heute je nach Familiengröße zwei, drei oder mehr Wohnungen benötigt. Weiter hat die Zahl junger Haushalte aufgrund der Bevölkerungsentwicklung – geburtenstarke Jahrgänge – zugenommen. Wohngemeinschaften von mehreren vor allem jungen Leuten und Studenten treten ebenfalls als Nachfragegruppe auf« (Forum für Stadtentwicklungs- und Kommunalpraxis, 1982, 7f.). Diese Haushalte werden als »nicht normale« nachfragende Haushalte definiert, sie sind eine unbestimmte und nachrangige Marktgröße zwischen den üblichen und bekannten Gruppierungen auf den Wohnungsmärkten. Für die Wohnverhältnisse von Jugendlichen (außerhalb der Herkunftsfamilie) und jungen Erwachsenen sind die Bedingungen und die Entwicklungen auf dem Mietwohnungssektor ausschlaggebend, sie sind nur zu einem geringen Anteil (in ländlichen Bereichen mehr als in städtischen Regionen) Eigentümer von Wohnungen oder Häusern. Die folgenden Zahlen beziehen sich auf Haushalte, deren Vorstand oder Bezugsperson jünger als 25 bzw. 30 Jahre ist, ein Teil der »jungen Familien« ist also inbegriffen.

Tabelle 1: Mietbelastung junger Haushalte 1985 in % (jeweils netto)

Altersgruppe	Mietbelastung von mehr als 25%	mehr als 35%
unter 25	49	30
25–30	38	18
Hauptmieter – Haushalte insgesamt	35	16

Datenbasis: Mikrozensus 1985

Junge Haushalte mußten also schon Mitte der 80er Jahre überdurchschnittliche Mietbelastungen verkraften. Die erschwerten Einmündungsbedingungen ins Erwerbsleben und die Verknappung preisgünstiger Wohnungen haben dazu geführt, daß sie gegenwärtig in Ballungsgebieten teilweise schon 50% ihres verfügbaren Einkommens für die Miete ausgeben müssen (s. S. 388).

Junge Hauptmieter bewohnen überdurchschnittlich häufig kleinere Wohnungen, die sich in renovierungsbedürftigen, älteren Wohngebäuden oder in einfachen Neubauten befinden.

Nach den Daten der Media-Analyse 1987 wohnen nur ca. 12% der 18- bis

Tabelle 2: Wohnstandard nach Altersgruppen in Großstädten

	22–25 Jahre	26–29 Jahre	30 Jahre u. älter
renovierungsbedürftig	40%	46%	34%
nicht renovierungsbedürftig	60%	54%	66%

Datenbasis:
Sozioökonomisches Panel, Erhebungsjahr 1986

29jährigen Haushaltsvorstände in eigenen Häusern oder Eigentumswohnungen gegenüber 44% im Gesamtdurchschnitt der deutschen Wohnbevölkerung. Dementsprechend größer ist bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Anteil derjenigen, die als Mieter wohnen: 88% gegenüber 56% (Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse, 1987, 66).

Tabelle 3: Wohnungsgröße (deutschsprachige Wohnbevölkerung im Alter von 16–64 Jahren) (Angaben in %)

Anzahl der Zimmer	Wohnbevölkerung insg.	18- bis 29-jährige
1	1,5	4,0
2	6,9	10,5
3	16,9	19,1
4	23,3	18,3
5	21,2	19,7
6 und mehr	30,1	28,1

Quelle: DAS HAUS. Wohnwelten in Deutschland 2, Basisdaten, 6.

Jungen Erwachsenen, sei es bei den Eltern, als Single, in einer Wohngemeinschaft oder als Paar und mit Kleinkindern lebend, steht erheblich weniger Wohnraum zur Verfügung als dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung: etwa zweieinhalb mal häufiger müssen sie sich mit Einzimmerwohnungen begnügen.
Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß »junge Haushalte« unterdurchschnittlich ausgestattet und auch in schlechteren Wohnlagen wohnen. In diesen Merkmalen zeigen sich konkret die Auswirkungen ihres »Newcomer«-Status auf den Wohnungsmärkten.

3.2. Die Stellung junger Nachfrager auf dem Wohnungsmarkt

Das zentrale Problem junger Wohnungssuchender liegt im Bereich der Chancen und der Ressourcen des Zugangs zu den unterschiedlichen Angeboten des Wohnungsmarktes. Der Zugang ist zentral definiert durch die Situation, daß diese Nachfrager »Marktneulinge« sind. In der Regel gehören die jungen Wohnungssuchenden zur Problemgruppe der »Einkommensschwachen«: sie stehen ja am Beginn ihres Berufslebens, sind entweder in der Ausbildung oder arbeiten an ihrer ersten Arbeitsstelle zu niedrigen Anfangsgehältern und zunehmend oft auf Zeitvertragsba-

sis. Sie sind als ältere Jugendliche im Bildungssystem, sind Studenten oder Schüler; sie sind mal arbeitslos, jobben und sind darauf angewiesen, irgendwie immer wieder kurzfristig »über die Runden zu kommen«. Sie stehen, als junge Familie, unter besonderen finanziellen Belastungen durch Haushaltsgründung und Kinderkosten. Sie sind in ihrer Mietzahlungsfähigkeit mit anderen – älteren – Nachfragern nur begrenzt konkurrenzfähig. Darüber hinaus können junge Nachfrager häufig die Berechenbarkeitsinteressen, die Stabilitäts- und Normalitätserwartungen von Wohnungsanbietern nur eingeschränkt erfüllen. Ihre Wohnvorstellungen passen oft nicht in die konventionellen und im Wohnungsbau immer wieder »festbetonierten« Schemata des Wohnens. Dies alles zusammengenommen bedeutet, daß immer nur ein eingegrenzter Teil der Angebote auf den Wohnungsmärkten für die jungen Nachfrager überhaupt zugänglich ist.

Jüngste Entwicklungen auf den Wohnungsmärkten (sehr deutlich etwa ab Ende der 70er Jahre) haben die Zugangschancen junger Nachfrager noch prekärer gemacht. Der soziale (Miet-)Wohnungsbau wurde massiv reduziert; so belief sich das Förderungsvolumen 1986 auf nur noch ca. 50 000 Wohnungen, gerade noch ein Viertel des Umfangs im Jahr 1983 (Stat. BA 9/1987). Die Favorisierung der Eigentumsförderung, die zunehmende Ausdünnung alter und damit preisgünstiger Wohnungsbestände, treffen die jungen Nachfrager ganz besonders und vor allem in Großstädten und Ballungsgebieten. Hier konzentrieren sich die Wohnungsversorgungsprobleme junger Haushalte und Nachfrager, weil Jugendliche und junge Erwachsene in diese Regionen ziehen, um einer Ausbildung nachzugehen, zu studieren, eine Arbeit zu suchen oder eine berufliche Tätigkeit aufzunehmen.

Die Frage, ob durch »Sickereffekte« an den Wohnungsmärkten, d.h. – sehr verkürzt gesagt – daß durch Eigentumsförderung (Häuser und Wohnungen) und gehobenen Mietwohnungsbau für höhere Einkommensschichten mittelfristig für jeweils niedrigere Einkommensschichten und damit letztlich für alle Nachfrager bei gleicher Mietbelastung eine bessere Wohnqualität erreichbar wird und damit auch vermehrt für junge Wohnungssuchende erschwinglicher Wohnraum zur Verfügung stehen wird, ist zumindest umstritten. Vertreter der »Filtering« -Theorie stehen vor der Schwierigkeit, daß der empirische Nachweis von »Sickereffekten« bislang für die bundesrepublikanischen Wohnungsmärkte nicht geliefert werden konnte, so daß das Setzen auf diese Effekte mehr Hoffnung und politische Programmatik ist als Beschreibung und gesicherte Prognose von Marktvorgängen (*Westphal*, 1978). Regionale Marktanalysen haben im Gegenteil gezeigt, daß in erster Linie Segregationsphänomene die Voraussetzungen von Sickereffekten durchkreuzen (*Ipsen*, 1983): Segregation allgemein und darunter die Segregation von »Altersgruppen« auf den Wohnungsmärkten, vor allem der Großstädte und Ballungsräume, ist ein grundlegendes und oft beschriebenes Phänomen der Wohnungsversorgung (*Herlyn*, 1980; *Kreibich* et al., 1980; *Schütz*, 1985).

Verbesserungen in der Wohnungsversorgung sind bislang eher den schon gut Versorgten zugute gekommen, vor allem den mittelständischen Haushalten; benachteiligte Gruppen – und unter ihnen die jungen Nachfrager – bleiben Thema und Problem wohlfahrtsstaatlicher Wohnungspolitik (*Diewald/Zapf* 1984).

3.3. Wohnungspolitischer Kontext

Die Wohnversorgung von Jugendlichen, jungen Erwachsenen und jungen Haushalten muß im Zusammenhang mit den Entwicklungen und Verhältnissen auf den verschiedenen regionalen und sektoralen Wohnungsmärkten gesehen werden. Im Rahmen dieses Beitrags können natürlich nicht die generellen Entwicklungslinien, die grundlegenden Kontroversen, die oft »unversöhnlichen« Basis-Werturteile der wohnungspolitischen Diskussion in der Bundesrepublik nachgezeichnet werden, zumal auch immer wieder die Datenunsicherheit (*Buchheit*, 1984) und die widersprüchliche Meinungsvielfalt (*Gerth*, 1985) registriert werden. Trotzdem scheinen uns einige Hinweise sinnvoll, um die Wohnproblematik bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in einem weiteren Kontext zu betrachten.
Mitte der 70er Jahre war in der Bundesrepublik gesamtstatistisch der Anzahl nach der Ausgleich der Kategorien »Wohnungen« und »Haushalte« erreicht. Die Wohnungspolitiker sprachen von einem ausgeglichenen Wohnungsmarkt, und erst wieder seit Anfang 1989 – nach der Bekanntgabe von Ergebnissen der Volkszählung 1987 – wurde ein Fehlen von ca. 1 000 000 Wohnungen und staatlicher Handlungsbedarf in Form einer intensivierten Wohnbauförderung konstatiert. Der Wohnungsbestand hatte sich seit dem Kriegsende kontinuierlich erhöht, von 1949 bis 1980 wurden 16 Millionen Wohnungen errichtet.
Kritische Wohnungsmarktanalysen, die spezifische Marktsegmente und die Probleme einzelner Nachfragergruppen unter die Lupe nahmen, haben gravierende Engpässe in der Wohnungsversorgung thematisiert (*Evers/Selle*, 1983; *Neef*, 1981; *v. Lüde*, 1986), es wurde von einer (neuen) Wohnungsnot gesprochen (DST, 1980; *Behnken*, 1982). »So fragwürdig auch der Begriff und so schwierig der quantitative Nachweis des Phänomens ist, festzustellen ist immerhin, daß in den zentralen Orten von Produkion und Beschäftigung schon wieder ein Nachfrageüberhang gerade nach billigem Wohnraum besteht und daß einkommensschwächere Gruppen, ... davon besonders betroffen sind und sich auf dem freien Wohnungsmarkt kaum noch mit ausreichendem Wohnraum versorgen können ...« (*Herlyn/Herlyn*, 1983, 128). Engpässe und Unterversorgung betreffen also vor allem die Städte, Großstädte und die Ballungsgebiete (insbesondere in der Südhälfte) der Bundesrepublik und sie betreffen überwiegend spezifische Bevölkerungsgruppen: Einkommensschwache, Kinderreiche, Rentner, Behinderte, Ausländer und eben junge Haushalte. Genauer betrachtet war es eine »alte« Wohnungsnot, denn diese Problemgruppen hatten schon immer erhebliche Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche. Es wurden also nur weiter bestehende und virulente Wohnungsprobleme dieses Teils der Bevölkerung erneut deutlich. Trotz der allgemeinen und durchschnittlichen Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Gesamtbevölkerung in den letzten vier Jahrzehnten (*Glatzer* 1980; *Diewald/Zapf*, 1984), wird das freundliche Bild eines im allgemeinen funktionierenden Wohnungsmarktes durch erhebliche soziale und strukturelle Unterschiede und Ungleichgewichte getrübt. Wie diese zu interpretieren und zu beheben seien, wird wohnungspolitisch sehr kontrovers diskutiert. Auf dem Wohnungssektor stehen sich zwei grundsätzlich unterschiedliche Politikvorstellungen gegenüber, die im wesentlichen die Diskussion und Exekution von

Wohnungspolitik in der Bundesrepublik nach dem 2. Weltkrieg bestimmt haben: eine »neoliberale« und eine »staatsinterventionistische«. Die erstere strebt auf längere Sicht die Unterwerfung des Wohnungsmarktgeschehens unter die Gesetze der freien (sozialen) Marktwirtschaft an. Die zweite fordert (nur) die Beibehaltung bzw. sozialpolitische Neuorientierung der staatlichen Interventionen an den Wohnungsmärkten (*Westphal*, 1978). Sie definiert Wohnung als meritorisches Gut, als Konsequenz der Tatsache, daß Wohnen existenzwesentlich und nicht substituierbar ist und will deshalb Erstellung und Verteilung von Wohnungen sozialpolitisch steuern. In allen unterscheidbaren Phasen der Wohnungsversorgung und der Wohnungspolitik waren und sind marktwirtschaftliche und interventionistische Elemente gemischt, wobei aber tendenziell die marktwirtschaftlichen Elemente immer mehr Gewicht bekommen (*Becker*, 1982; *v. Bandemer*, 1985), mit der Konsequenz, daß sich Wohnungsanbieter in der Produkt- und Preisgestaltung vorwiegend an einkommensstärkeren, zahlungskräftigeren Nachfragern orientieren.

4. Forschungs- und Problemfelder

Im folgenden Abschnitt wollen wir einige zentrale Forschungs- und Problemfelder hinsichtlich des Wohnens und der Wohnversorgung Jugendlicher und junger Erwachsener, die bisher angesprochen, aber wenig ausgeführt wurden, etwas näher beleuchten. Sie wurden in der Forschung der letzten Jahrzehnte teils kontinuierlich, teils mit spezifischen Schwerpunktsetzungen – im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Problemlagen und jugendpolitischen Reaktionsweisen – bearbeitet. Merkmale der Wohnversorgung, teilweise auch Wohnperspektiven, wurden in den meisten Studien und Umfragen zur Lebenssituation Jugendlicher als selbstverständlicher Aspekt miterhoben. Die Wohnsituation wurde aber selten als eigenständige Forschungsfrage in den Mittelpunkt gerückt.
In den 50er und 60er Jahren stand das Wohnen in Wohnheimen – am intensivsten für das studentische Wohnen – im Zentrum des Interesses. In den 70er Jahren rückten die Entwicklung alternativer Wohn- und Lebensformen – in kritischer Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Kleinfamilie – ins Blickfeld der Forschung: Wohnkommunen, Verbindung von Arbeit und Zusammenleben, Alternativen zum Erziehungsheim und die vielfältigen Wohngemeinschaftsformen waren die wichtigen Forschungsgegenstände. In den 80er Jahren wurden »Wohnungsnöte« von Jugendlichen und jungen Erwachsenen – spektakulärer Ausdruck davon waren die Hausbesetzungen – und neue Problemgruppen auf dem Wohnungsmarkt Gegenstand wissenschaftlichen und politischen Interesses.

4.1. Wohnen im elterlichen Haushalt

Bei der Thematisierung der Wohnsituation Jugendlicher bei den Eltern sind die Verfügung über ein eigenes Zimmer, die Gestaltungsmöglichkeiten und Reibungsflächen beim Zusammenleben und Veränderungswünsche bzw. Wohnperspektiven die wichtigsten Aspekte.

Aus der amtlichen Wohnstatistik kann man ablesen, daß je größer die Familien sind, desto schlechter die Versorgung von Kindern und Jugendlichen mit einem eigenen Zimmer ist, wobei mit zunehmenden Alter der Kinder eine relative Verbesserung eintritt (*Herlyn/Herlyn*, 1983, 59). Eine Umfrage zur Wohnsituation von 13–17jährigen Jugendlichen ergab, daß 56% über ein eigenes Zimmer verfügten (Schöner Wohnen, 1974). Im Zusammenhang mit der durchschnittlichen Verbesserung der Wohnversorgung, der Verkleinerung der Familien kann man für das Ende der 80er Jahre aber davon ausgehen, daß Jugendliche, die im elterlichen Haushalt wohnen, zu über 80% über ein eigenes Zimmer verfügen (*Gaiser/Müller*, 1986). Gleichzeitig zeigen Umfragen zum Zusammenleben, daß Arrangements in der gemeinsamen Wohnung möglich sind; Problembereiche sind Musikhören, Besuch/Übernachtung von Freunden und Rücksichtnahme auf Nachbarn (*Gaiser/Müller*, 1988). Die Veränderungswünsche der Jugendlichen beziehen sich auf die eigene Gestaltung des Zimmers als Experimentierfeld im Hinblick auf die spätere Verwirklichung eigener Lebensvorstellungen: Ort der Entspannung und Erholung, Treffpunkt für Freunde, Freiraum zur Selbstentfaltung (*Gaiser* et. al., 1989).

4.2. Auszugsverhalten, sozialräumliche Verselbständigung

Der Auszug von Jugendlichen aus der Wohnung der Herkunftsfamilie als eigenes Thema der soziologischen bzw. demographischen Forschung hat sich noch nicht sehr lange etabliert. Auf der anderen Seite hat die Demoskopie in den letzten Jahrzehnten zum Auszug aus der elterlichen Wohnung und zu Wohnformen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in regelmäßigen Abständen Daten erhoben – hier sind vor allem die SHELL-Studien zu nennen. Nach deren Erhebungen ergibt sich für die Wohnform bzw. das Auszugsverhalten von Jugendlichen folgendes Bild:

Tabelle 4: Wohnen in der Herkunftsfamilie:

	15–17 Jahre	18–20 Jahre	21–24 Jahre
1954	94%	89%	74%
1984	95%	78%	36%

Quelle: Jugendwerk der Deutschen Shell 1985, 465.

Danach kommt man zu dem Ergebnis, daß Jugendliche und junge Erwachsene heute (in den 80er Jahren) früher aus dem Elternhaus ausziehen als dies ihre Eltern in ihrer Jugendzeit getan haben bzw. dies in den zurückliegenden Jahrzehnten der Fall war (*Fuchs*, 1985). Insbesondere in Großstädten wird der Umfang der sozialräumlichen Verselbständigung junger Erwachsener deutlich, so wohnten beispielsweise 1986 in München nur noch knapp 20% der 22–25jährigen bei ihren Eltern. Zahlen, die diesen Trend relativieren, beziehen sich auf Mikrozensus-Erhebungen von 1972, 1977 und 1982. Anhand dieser Daten ergibt sich, daß der Anteil der 20- bis 29jährigen, die im elterlichen Haushalt leben, bzw. gemeldet sind, zunimmt. Für die 20- bis 24jährigen stieg er bei den jungen Männern von 62% auf 66%, bei den jungen Frauen von 31% auf 41% und bei den 25- bis 29järigen von 20% auf 24% (Männer) bzw. von 7% auf 9% (Frauen) (*Mayer/Wagner*, 1985).

Die Daten der amtlichen Statistik bilden nur unzureichend die vielfältig gestalteten Wohnverhältnisse junger Erwachsener ab: Die 23jährige Tochter, oder der 27jährige Sohn mögen »offiziell« im elterlichen Haushalt »gemeldet« sein, aber tatsächlich leben sie überwiegend etwa mit Partner/in zusammen oder in einer Wohngemeinschaft. Darüberhinaus ist die sozialräumliche Verselbständigung eher ein Prozeß als ein einmaliges, singulär zu datierendes Ereignis. Jugendliche und junge Erwachsene kehren auch nach einem erfolgten Auszug wieder in das Elternhaus zurück – etwa in Folge ökonomischer (Arbeitslosigkeit) oder privater Schwierigkeiten (Trennungen vom Partner) –, um dann vielleicht später in einer neuen Lebenssituation den zweiten Auszug zu starten.
Anteilsmäßig fallen diejenigen jungen Erwachsenen, die in der zweiten Hälfte des dritten Lebensjahrzehnts im elterlichen Haushalt leben, nicht sonderlich ins Gewicht. Nach einer Jugendstudie von 1985 waren es noch 7% der 26- bis 30jährigen, die bei den Eltern wohnen (Sinus, 1985). Deutlichster Trend bezüglich des Auszugsverhaltens in den letzten Jahrzehnten aus der Herkunftsfamilie ist die zunehmende Konzentration auf einen bestimmten Zeitraum: und zwar auf die Zeit zwischen dem 22. und 26. Lebensjahr (Infratest, 1986). Der Auszug als räumliche und äußere Ablösung aus der Herkunftsfamilie hat sich dabei im Vergleich zu früher und insbesondere in Großstädten, von anderen Lebensereignissen wie Heirat, Abschluß einer Ausbildung oder Antritt einer längerfristigen Arbeitsstelle entkoppelt. Er wird als eigenständiger biographischer Schritt begründet und vollzogen (*Fuchs*, 1983, 356).
Es haben sich kulturelle Muster und Vorstellungen von Lebensformen und Lebensstilen herausgebildet, für die die Verfügung über eine eigene Wohnung mit konstitutiv sind. Diese Muster müssen mit den Gegebenheiten auf den verschiedenen Wohnungsmärkten, mit den konkreten Marktzugangschancen, mit dem Versorgungsnutzen des elterlichen Haushalts bezogen auf den eigenen Lebensentwurf, mit objektiven Mobilitätszwängen in eine Balance gebracht werden. Und dabei können Stituationen entstehen, die es für Jugendliche und junge Erwachsene attraktiv oder auch notwendig machen, recht lange oder nach einem schon erfolgten Auszug erneut, bei den Eltern zu wohnen.
In ländlichen Regionen bleiben sowohl junge Frauen als auch junge Männer länger im elterlichen Haushalt. Hier wird auch noch häufiger das »konventionelle« Muster realisiert, daß junge Frauen erst mit der Heirat die Herkunftsfamilie verlassen, um dann mit dem Ehemann in ein eigenes neues Haus zu ziehen, oder daß für junge Männer ein Auszug aus dem Elternhaus erst dann in Frage kommt, wenn sie aus Ausbildungs- oder beruflichen Gründen aus dem Dorf oder der Kleinstadt wegziehen müssen.

4.3. Alternative Wohnformen

Auf der Suche nach Alternativen zum Wohnen in der elterlichen Wohnung, in Heimen, alleine oder mit Partner/in in der eigenen Wohnung, oder was es sonst noch an tradierten Wohnformen gibt, sind zahlreiche Möglichkeiten erprobt worden. Bei vielen dieser Alternativen ist der Charakter des Experiments, des Vorläufi-

gen, ja auch des »Modischen« nicht zu übersehen. Bei vielen dieser Versuche ist das Ziel, in der Gemeinschaft zu leben, zentrales Merkmal. Das Motto könnte lauten: »Gemeinsam leben, handeln, wohnen«. Es gibt jedoch, teils innerhalb dieser Bewegung, teils unabhängig davon, auch andere Tendenzen, die man mit »alternativ Bauen« und »alternativ Organisieren« umschreiben könnte. Gemeint sind damit all die vielfältigen Konzeptionen wie »selbst Bauen«, »biologisch Bauen«, »genossenschaftlich Bauen«, aber auch die architektonischen Konzepte des »wachsenden Hauses«.

Die Forschung – Sozial- und Bauforschung – hat in den 70er und 80er Jahren diesen Versuchen viel Aufmerksamkeit geschenkt, so daß der Eindruck entstehen könnte, alternative Wohnformen seien die Wohnform der Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Das wissenschaftliche und publizistische Interesse steht allerdings in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Verbreitung und zum tatsächlichen Effekt dieser Experimente.

Schlagwort für viele unterschiedliche neue Modelle des Zusammenlebens war der Begriff »Wohngemeinschaft«. Anfang der 80er Jahre schätzte man etwa eine Zahl von 40 000 bis 50 000 Wohngemeinschaften mit 190 000 bis 230 000 Mitgliedern. Das Alter der Mitglieder liegt überwiegend zwischen 20 und 25 Jahren und ihre durchschnittliche Wohndauer bei ca. 1½ Jahren; die Gemeinschaften selbst bestehen über erheblich längere Zeiträume (*Droth/Dangschat*, 1985). Ursprünglich spielten die Wohngemeinschaften hauptsächlich im Studentenmilieu eine große Rolle. Inzwischen scheinen in Großstädten Studierende und Erwerbstätige etwa gleich häufig in Wohngemeinschaften zu leben (*Gaiser/Müller*, 1988). Die internen Strukturen und Konflikte in Wohngemeinschaften, ihre sozialisatorische Bedeutung, ihre Fähigkeit, alternative Lebensentwürfe zu ermöglichen und zu stützen sind vielfach untersucht und dokumentiert worden (*Cyprian*, 1978; *Kretschmer*, 1984; *Schülein*, 1980; *Haider*, 1984). Im Gegensatz zur Wohngemeinschaft wird unter dem Begriff »Gemeinschaftswohnen« meist ein mehr oder weniger lockerer Zusammenschluß von Einzelpersonen oder Gruppen verstanden, die in einem Wohnkomplex mit mehreren Wohnungen oder in einer abgrenzbaren Siedlungseinheit zusammen leben. Die wesentlichen Grundgedanken dieses Konzeptes sind: Überwindung der Vereinzelung, soziale »Durchmischung«, gegenseitige Hilfe und Unterstützung. Während die ursprünglichen Konzeptionen noch stark von einer sozialen Komponente geprägt waren, die ein Zusammenleben von Alt und Jung, Gesund und Behindert usw. vorsah, sind die neueren Konzepte eher pragmatisch orientiert, d. h. der Funktionsfähigkeit wird der Vorrang gegenüber idealtypischen Lösungen eingeräumt.

Schließlich sind in den letzten Jahren »Selbsthilfe-Modelle« von Jugendlichen und jungen Erwachsenen entstanden, die Alternativen für die Wohnversorgung thematisieren. Der Grundgedanke dieser Ansätze liegt darin, daß sich Gleichgesinnte in einer Organisation mit Rechtsperson (z. B. Verein oder Genossenschaft) zusammenschließen, um dadurch leichter zu Darlehen, Krediten, öffentlichen Fördermitteln zu kommen. Dies gilt sowohl für Modernisierungsmaßnahmen als auch für Wohnungsneubau. Die organisatorischen Probleme sind dabei oft beträchtlich, dennoch eröffnen diese Konzeptionen tatsächliche Alternativen auch für Jugendli-

che, da sie der Eigeninitiative einen organisatorischen und finanziellen Rahmen geben (*Evers*, 1983; *Dargel*, 1984). In Ansätzen beginnen auch Kommunen auf die Wohnprobleme junger Erwachsener in der Großstadt mit der Förderung derartiger Projekte zu reagieren, oft mit dem Konzept, Arbeits- und Wohnungsbeschaffung zu verbinden (Berlin, Hamburg, Köln).

4.4. Studentenwohnen und Heimwohnen

Die Wohnsituation von Studenten ist ein Forschungsgebiet mit längerer Tradition (seit den 60er Jahren) und großer Vielfalt der Themenschwerpunkte. Das relativ starke Interesse an diesem Gegenstandsbereich hängt vor allem mit der Tatsache zusammen, daß seit den 60er Jahren in zahlreichen Städten neue Hochschulen gegründet wurden (*Roeck*, 1981). Hinzu kommt, daß die Wohnungsversorgung von Studenten immer mehr zu einem »normalen« Teilbereich der allgemeinen Wohnversorgung geworden ist: Entstehen also in großstädtischen Ballungsgebieten (zugleich Universitätsstandorte) Wohnungsengpässe und Versorgungsschwierigkeiten, so sind Studenten davon ebenso betroffen wie ein bestimmter Anteil der »Normal«-Bevölkerung. Mit den Haushalten dieser anderen betroffenen Gruppierung müssen sie um ein enges Segment des Wohnungsangebotes konkurrieren, haben aber eine eher schwache Stellung als Wohnungsnachfrager.

Die Forschungen zum studentischen Wohnen erheben Daten und Trends sowohl bundesweit und im Durchschnitt als auch regional, bezogen auf einzelne Universitätsstädte. Soziale Lage und Wohnsituation sind sehr gut analysiert: Vom durchschnittlichen Mietpreis in Studentenheimen bis zur Frage von Kontakt und Isolation in Studentensiedlungen bzw. Studentenheimen, von Wohnungsgrößen, Mieten und Standorten, die Studenten-Wohnungen aufweisen bis zu den gewünschen Wohnformen bei Erstsemestern.

Der Wohnwunsch »eigene Wohnung« wird von über der Hälfte aller Studenten genannt (53% im Jahre 1985), an zweiter Stelle steht die Wohngemeinschaft (26%), an dritter Stelle das Wohnen bei den Eltern (10%), an vierter Stelle das Wohnheim (8%) und an letzter Stelle das Wohnen in Untermiete (3%).

Die wachsende Bedeutung des Wohnens in einer eigenen Wohnung hängt auch mit der Einstellungsänderung der Studenten zum Studium zusammen: »Das Studium wird heute in weiten Teilen der Studentenschaft als eigenständige, gleichwertige Lebens- und Arbeitsperiode angesehen und es werden an diese Ansprüche der Lebensgestaltung gestellt, die denen der gleichaltrigen Nicht-Studenten vergleichbar sind.« (*Voßwinkel/Tälkers*, 1983, 21). Darüberhinaus haben sich die Studienzeiten verlängert und viele Studienabgänger finden keinen adäquaten Arbeitsplatz, bleiben aber am Studienort: Lebensumstände, für die eine befriedigende und unabhängige Wohnsituation sehr wichtig ist.

Erwartungsgemäß weicht die tatsächliche Wohnform der Studenten von den gewünschten Wohnformen ab. Insbesondere bezüglich des Wohnens bei den Eltern (dort wohnen 28% gegenüber 11%, die dies wünschen), bezüglich des Wohnheims (10% vorhanden gegenüber 8% gewünscht) und der Untermiete (8% vorhanden gegenüber 3% gewünscht). Andererseits wollten mehr Studenten allein in einer

eigenen Wohnung leben als ihnen dies möglich ist (17% gegenüber 26%) und auch weniger konnten das Wohnen mit einem Partner in einer eigenen Wohnung realisieren (21% gegenüber 28%) und schießlich würden gerne auch mehr die Wohnform Wohngemeinschaft wählen, sei es ohne Partner (13% gegenüber 15%) oder mit Partner (2% gegenüber 9%) als dies für sie realisierbar geworden ist (BMBW, 1986). Bei der Wahl der Wohnform ist das Einkommen, das ein(e) Student(in) zur Verfügung hat, ein zentrales Entscheidungskriterium. Wenn man davon ausgeht, daß etwa ¼ der Studenten mit einem monatlichen Einkommen bis DM 700,–, und jeweils ein gutes Drittel mit einem Einkommen von zwischen 700,– und 900,– DM bzw. 900,– DM und darüber auskommen muß, so wird deutlich, daß die Kosten für die Miete den zentralen Ausgabenposten für Studenten darstellen. Selbstverständlich ist die Kostenbelastung je nach Wohnform unterschiedlich. 1985 mußten durchschnittlich bezahlt werden: Für eine eigene Wohnung DM 338,–; für das Wohnen in einer Wohngemeinschaft DM 268,–; im Studentenwohnheim DM 190,–; in Untermiete DM 224,–. Im Jahre 1987 standen in 1020 Studentenwohnheimen 133836 Wohnheimplätze zur Verfügung. Für Studentenwohnheime bestehen nach wie vor lange Wartezeiten.

Öffentlich geförderte Wohnmöglichkeiten für Jugendliche und junge Erwachsene in Zusammenhang mit Bildungs-, Ausbildungs- und Erziehungsmaßnahmen existieren nicht nur in Form von Studentenwohnheimen, sondern auch als Jugendwohnheime oder sozialpädagogisch betreute Wohngemeinschaften. Vom Einrichtungstyp Jugendwohnheim (Schülerheim/Wohnheim für Auszubildende) in freier, öffentlicher und privat-gewerblicher Trägerschaft existierten 1986 761 Einrichtungen mit ca. 60000 Plätzen. Sozialpädagogische Wohngemeinschaften, selbständig oder als Außenwohngruppe im Rahmen der Heimerziehung organisiert, gab es im Jahr 1986 ca. 550 mit ca. 4400 Plätzen.

Während bei den Studentenwohnheimen die preisgünstige Unterbringung am Studienort Hauptaufgabe ist, geht es bei den Jugendwohnheimen für Schüler und Auszubildende primär darum, Teilnehmer an länger dauernden Lehrgängen, Schüler berufsbildender Schulen, Auszubildende sowie sozio-ökonomisch benachteiligte Jugendliche für die Dauer von Maßnahmen der Berufsvorbereitung und Berufsausbildung nicht nur unterzubringen, sondern auch sozialpädagogisch zu betreuen. Die Bewohnerschaft ist hier entsprechend jünger als bei den Studentenheimen, knapp 60% sind noch nicht volljährig, und knapp ein Drittel zwischen 18 und 21 Jahren alt. Die räumlichen Gegebenheiten in diesem Einrichtungstyp sind auch wesentlich schlechter als in den Studentenwohnheimen, nur gut ein Drittel der Zimmer sind Ein-Bett-Zimmer.

Gegenüber den beiden Typen von Wohnheimen, die das Studium bzw. die berufliche Eingliederung und Qualifizierung als Zugangsvoraussetzung oder als implizit bzw. explizit vorgegebene Zielsetzung haben, handelt es sich bei den sozialpädagogischen Wohngemeinschaften um Einrichtungen der Erziehungshilfe, die der Persönlichkeitsbildung und dem Ausgleich von »Sozialisationsdefiziten« dienen. Es geht um die Erziehung zur Selbständigkeit, um die Stabilisierung des Selbstwertgefühls, um die Entwicklung emotional tragfähiger zwischenmenschlicher Beziehungen und die Entwicklung von Selbstverantwortlichkeit. Entsprechend ist bei den

Jugendwohngemeinschaften die Betreuung durch pädagogisch tätiges Personal am intensivsten.
In der Entwicklung der Altersstruktur der Heimbewohner schlägt sich die oben skizzierte Tendenz der Verlängerung der Jugendphase in dem Trend nieder, daß die Jugendwohnheimbewohner und -bewohnerinnen zunehmend älter werden. Der Schwerpunkt liegt bei der Altersgruppe der 18- bis 21jährigen (*Orlowski*, 1985; *Odenkirchen*, 1986). Seitens der Bewohner hat sich die Einstellung zum Wohnen im Heim geändert: wichtig ist die individuelle Gestaltungsmöglichkeit hinsichtlich der Räume und Zeitpläne, »Betreuung« und erst recht Zwänge und Heimordnungen werden abgelehnt, es wird eher technischer und sozialer Service erwartet (*Breuer*, 1985).
Während Jugendwohnheime von ihrer Funktion her überwiegend der Jugendberufshilfe zuzuordnen sind, erfüllen sozialpädagogisch betreute Wohngemeinschaften traditionellere Aufgaben der Jugendhilfe, nämlich der »familienersetzenden« Unterbringung und Erziehung Jugendlicher. Dem pädagogischen Konzept nach sollen Jugendliche, die auf Jugendhilfe angewiesen sind, in sozialpädagogisch betreuten Wohngemeinschaften als Alternative bzw. Ergänzung zur Heimerziehung Selbstverantwortung, Solidarität und praktische Lebenstüchtigkeit erproben und lernen können. Dementsprechend sollen der Wohngruppe vielfältige Autonomiespielräume zugestanden und die pädagogischen Interaktionen kritischer Reflexion ausgesetzt werden (*Tegethoff*, 1987). Bei den Betreuungsbesuchen der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen sind Themen und Konfliktpunkte meist die Probleme der alltäglichen Lebensbewältigung wie Haushaltsführung, Geldverwendung, Umgang mit Behörden, Erfüllung von schulischen oder beruflichen Pflichten.

4.5. Wohnungslosigkeit junger Erwachsener

Angesichts der skizzierten Entwicklungen der Verlängerung und Komplizierung der Jugendphase, der Strukturverwerfungen des Arbeitsmarktes, der Reduzierung des Wohnangebots für einkommensschwache »Newcomer« ist es nicht verwunderlich, daß Auszugswünsche aus der Herkunftsfamilie mit fragilen Zwischen- Übergangs- und Notlösungen beim Suchen einer Bleibe, daß Trennungen aus partnerschaftlichem Zusammenwohnen oder auch der Verlust der Arbeit mit dem Risiko, ohne eigene Wohnung oder gänzlich ohne Obdach auskommen zu müssen, verbunden sind. Eine kurzfristige persönliche, berufliche oder finanzielle Misere kann schnell in Notunterkünfte oder in die Obdachlosigkeit als »Nichtseßhafter« führen. Nach neuesten Schätzungen (*Giesbrecht*, 1987b) liegt die Zahl alleinstehender Wohnungsloser in der Bundesrepublik gegenwärtig bei 120000 Personen. Während früher Obdachlosigkeit eher ein Problem von Männern mittleren Alters war, sind seit Anfang der 80er Jahre zunehmend auch junge Erwachsene von Obdachlosigkeit bedroht oder betroffen: inzwischen ist ca. jeder dritte Obdachlose jünger als 30 Jahre (MAGS, 1984). Unterdurchschnittliche Schulabschlüsse, fehlende Berufsausbildung, unsichere, belastende und sozial isolierte Tätigkeiten auf instabilen Teilarbeitsmärkten (z.B. tageweise über Arbeitsamtschnelldienst, Arbeit bei Schaustellern, Leiharbeitsunternehmern oder saisonal im Hotel- und Gaststättengewerbe,

Zeitschriftenwerbung) oder Hilfsarbeit in Branchen mit Arbeitskräfteabbau markieren Etappen, die zu wiederholter Arbeitslosigkeit, Mietschulden und schließlich Zwangsräumungsverfahren führen (*Giesbrecht*, 1987a; MAGS, 1984).
Die Folgeprobleme (Krankheit, mißlungener Alltag, Verlust von Lebenssinn) kumulativer Deprivation – »arbeitslos, mittellos, wohnungslos« – treffen zwar zunächst die Subjekte, anomische Notlösungen und Ausbruchsversuche tangieren dann aber auch das gesellschaftliche »Normalgeschehen«, meist aber thematisiert als die durch »Penner«, »Tippelbrüder« oder »Punker« beeinträchtigte »Ästhetik« der Städte, als Problem, »sozial lästige« Personenkreise schnell wieder loszuwerden, die v.a. die kommunalen Haushalte belasten.

5. Zusammenfassung und Perspektiven

Eine Wohnung finden (und auf Dauer unterhalten), in der man in der je gewünschen Wohnform leben kann – dies ist für ältere Jugendliche und für junge Erwachsene in ihrer spezifischen Lebenssituation zu einem »Lebensproblem« geworden.
Der Auszug aus dem Elternhaus und die damit eingeleitete selbständige »sozialökologische Verortung« sind immer weniger mit anderen biographischen Ereignissen (Berufseinmündung, Ausbildung, Heirat, Geburt eines Kindes) verbunden, sie sind mehr zu einer eigenständigen biographischen Aufgabe geworden und haben damit wenigstens teilsweise ihren Charakter als »infrastruktuelles Anhängsel« anderer Lebenslaufetappen verloren. Gravierende Wohnungsprobleme, oder »Wohnungsnöte« von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind in erster Linie ein Phänomen in den bundesrepublikanischen Ballungsgebieten und Verdichtungsräumen, in denen ja ca. 60% der Bevölkerung leben und in denen – und dies ist für unsere Thematik wichtiger – vor allem die jungen Haushalte und die jungen Nachfrager auf den Wohnungsmärkten auftreten – sei es durch Zuzug in die strukturstarken Verdichtungsräume aus mehr ländlichen Siedlungsregionen oder aus den strukturschwachen altindustrialisierten Regionen, sei es als bereits ansässige Wohnungssuchende. D.h. aber nicht, daß in den eher ländlichen Regionen für junge Wohnungssuchende keinerlei Probleme bestehen: Gerade in den ländlichen Kleinstädten und in den Dörfern ist der Kleinwohnungsbestand, der für die Nachfragestruktur der »Markt-newcomer« eine wichtige Rolle spielt, erheblich kleiner als in den städtischen Regionen.
Die strukturellen Entwicklungen auf den unterschiedlichen Wohnungsteilmärkten lassen keine wesentlichen Verbesserungen in der Wohnungsversorgung der jungen Erwachsenen erwarten. Der »Newcomer«-Status ist strukturell als benachteiligender Status festgeschrieben – man ist auf die teureren Wohnungen, die relativ schlecht ausgestatteten und ungünstig gelegenen Wohnungen verwiesen. Eine die Benachteiligungen ausgleichende Bestandspolitik etwa auf kommunaler Ebene ist in einem größeren und damit marktwirksamen Ausmaß nicht sichtbar, eine der Bedarfslage der Marktneulinge angemessene Ergänzung des Wohnungsbestandes findet nicht statt. Eher das Gegenteil ist der Fall: das grundsätzlich in Frage

kommende Marktsegment wird ausgedünnt, die öffentlichen und privaten Mittel fließen in Märkte, die andere Nachfrage- und Bedarfsgruppen bedienen. So werden auch in absehbarer Zukunft die Realisierung bedürfnisgerechter Wohnformen und die selbständige Verortung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen nur unter großen finanziellen Anstrengungen und Einschränkungen und mit Hilfe von Unterstützungen seitens der Herkunftsfamilie oder durch »kunstvolle«, aufwendige, aber auch riskante Finanzierungsstrategien möglich sein.

Betrachtet man die Geschichte der Wohnungsmärkte, so wäre die Gruppe der jungen Erwachsenen nicht die erste, die über längere Zeit eine Problemgruppe bleibt (*Diewald/Zapf*, 1984). Die sozialpolitische Anerkennung des Bedarfs, die wohnungs-politische Akzeptanz der »neuen« Wohn- und Wohnungsnachfrage junger Erwachsener und Jugendlicher ist, wenn man die verstreuten Hinweise zusammenfaßt, gering. Es überwiegen – neben den eher neutralen Feststellungen, daß es dieses Phänomen gibt – die abwehrenden Kommentierungen: »die jungen Leute sollen sich beschränken«, »sie sollen mit dem Aus- und Wegzug warten und länger im Familienverbund, in der elterlichen Wohnung leben«; es sei keine sozialstaatliche Aufgabe, jungen »singles«, studentischen Wohngemeinschaften oder jungen »nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften« bei der Wohnraumbeschaffung besondere Unterstützung zu geben, oder spezielle Programme der Wohnversorgung zu entwerfen und in die Tat umzusetzen. Allenfalls im Bereich »junge Familie« werden legitime Ansprüche an und Aufgaben für eine sozialstaatlich verpflichtete Wohnungspolitik gesehen.

Es gibt eben keine »Gebrauchtwohnungen«, die etwa wie Gebrauchtautos den Einstieg in eine neue, eigenständige Existenz erleichtern. Im Gegenteil: »Sickereffekte« kommen am wenigsten bei den jungen Nachfragern an, flexible Wohnlösungen sind auf den Märkten schwer zu realisieren und die Wohnangebote sind eher auf »lebenslange« Lösungen, denn auf »Wohnen auf Zeit« ausgerichtet.

Initiativen von Kommunen, von Ländern oder von Verbänden der Wohlfahrtspflege sind auf bestimmte, eingeschränkte Handlungsfelder oder Problemgruppen eingegrenzt. So ist der Bereich des sozialpädagogisch betreuten oder »begleiteten« Wohnens von jungen Erwachsenen von der Verbreitung und der Zahl der betreuten Jugendlichen unter dem Thema »Jugend und Wohnen« eher ein Rand-Phänomen.

Für junge Sozialhilfeempfänger, deren Zahl in den letzten Jahren stark, ja dramatisch gestiegen ist (Stat. BA 2/1986), für von langdauernder Arbeitslosigkeit Betroffene oder bedrohte Jugendliche und junge Erwachsene (an der zweiten »Schwelle« des Arbeitsmarktes) bestehen kaum Chancen, aus eigenen Ressourcen für längere Zeit eine Wohnung oder eine Wohngelegenheit zu finden und zu halten. Ob bei diesen Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Herkunftsfamilie als die Wohnprobleme lösende Institution fungieren kann, ist sehr fraglich, die entsprechenden Haushalte gehören eher zu den unterdurchschnittlich, schlecht versorgten. Kehren diese Jugendlichen in die elterlichen Haushalte zurück, oder sehen sie erst gar keine Chance, auszuziehen und eine eigene Wohnung zu unterhalten, so ist dies mit erheblichen Konflikten in der Familie, mit spürbaren Einschränkungen in den Entfaltungsmöglichkeiten des Alltagslebens, mit Arrangements, die oft unter der Grenze des Erträglichen liegen, verbunden. »Wohnen« – für einen Teil der Jugend-

lichen und jungen Erwachsenen also ein Problemthema, für eine zunehmend größere Gruppe aber eine schwer lösbare oder unlösbare existenzielle Problemlage. Die Mechanismen des Wohnungsmarktes und die geringe sozialpolitische Akzeptanz der Problemkonstellationen, die mit der Verlängerung der Jugendphase verbunden sind, führen dazu, daß heute der Weg zum Erwachsen-Sein durch eine zusätzliche Hürde erschwert wird.

Was die Perspektiven der Forschung zum Thema Jugend und Wohnen angeht, sind zumindest folgende Aspekte relevant: Es müßte eine Sichtweise gefunden werden, die die komplexen Bedingungsgefüge von Entwicklungen in der Arbeitswelt und in der Wohnversorgung, von politischen Steuerungen und von Relativierungen biographischer Entwürfe zusammenbringt mit den schicht-, geschlechts- und regionalspezifischen ausdifferenzierten Formen der Lebensbewältigung. Dabei wäre systematisch zu erschließen, wie sozialräumliche Ressourcen als bedeutsames Interventionsfeld sozialstaatlichen Handelns einerseits und auf der Subjektseite als stabilisierendes Element bei der schwieriger gewordenen Realisierung von Lebensentwürfen andererseits eine neue Qualität erhalten. Insbesondere ginge es dann darum, die Wohnprobleme junger Erwachsener im Zusammenhang mit Analysen ihrer Marktstellung in den Bereichen Arbeit und Wohnen zu erhellen und Handlungschancen von Wohn-, Jugend- und Sozialpolitik in diesem gesellschaftlichen Gestaltungsbereich auszuloten.

Literatur

Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e. V.: Media-Analyse 1987. Frankfurt 1987 – *v. Bandemer, S.:* »Wohnungspolitik im Wandel«. Gegenwartskunde. 34. Jg. 1985, 427–438 – *Baumert, G.:* Jugend in der Nachkriegszeit. Lebensverhältnisse und Reaktionsweisen. Darmstadt 1952 – *Becker, R.:* »Grundzüge der Wohnungspolitik der BRD seit 1949«. Alternativen in der Wohnungspolitik. Hg. *K. Habermann-Niesse, A. Hentschel, H. Lommer, R. Preis, D. Spiegel.* Bielefeld 1983, 10–22 – *Behnken, R.:* Soziale Gerechtigkeit und Wohnungspolitik. Berlin 1982 – *Böhnisch, L., Schefold, W.:* Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim/München 1985 – *Breuer, K. H.:* »Wohnheime noch gefragt?«. Die Heimstatt. 33. Jg. 1985, 62–69 – *Buchheit, R.:* Soziale Wohnungspolitik. Sozialstaat und Wohnungsversorgung in der Bundesrepublik. Darmstadt 1984. – Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (BMBW), Hg.: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1986 – Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (BMJFG), Hg.: Familie und Wohnen. Stuttgart 1975 – Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (BMJFG), Hg.: Nichteheliche Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1985 – *Cyprian, G.:* Sozialisation in Wohngemeinschaften. Stuttgart 1978 – *Dargel, J.:* »Jugendwohngemeinschaft«. Bauwelt. 75. Jg. 1984, 920–923 – DAS HAUS, Hg.: Wohnwelten in Deutschland 2. Basisdaten. Offenburg 1987 – DJI-Arbeitsgruppe Repräsentativerhebung: Familien in den 80er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. MS München 1986. – Deutscher Städtetag (DST), Hg.: Neue Wohnungsnot in unseren Städten. Köln 1980 – *Diewald, M., Zapf, W:* »Wohnbedingungen und Wohnzufriedenheit«. Lebensqualität in der Bundesrepublik. Hg. *W. Glatzer, W. Zapf.* Frankfurt/New York 1984, 73–96 – *Droth, W., Dangschat, J.:* »Räumliche Konsequenzen der Entstehung ›neuer Haushaltstypen‹«. Die Städte in den 80er Jahren. Hg. *J. Friedrichs.* Opladen 1985 – *Evers, U.:* »Modernisierung am Wassertorplatz. Selbsthilfe in Berlin Kreuzberg – Mitplanen, Mitbauen, Mitbewohnen, Mitbesitzen«. Bauwelt. 74. Jg. 1983, 547–552 – *Fuchs, W.:* »Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie?«. Soziale Welt. 34. Jg. 1983, 341–371 – *Fuchs, W.:* »Jugend als Lebenslaufphase«. Jugendliche

und Erwachsene '85, Bd. 1 Jugendwerk der Deutschen Shell. Hamburg 1985, 195–263 – Forum für Stadtenwicklungs- und Kommunalpraxis, (Hg.): Wohnungsbedarf, Wohnungsmangel, Wohnungsnot? Stuttgart 1982 – *Gaiser, W., Müller, H.-U.:* »Abhängig und selbständig – Wohnsituation und Wohnwünsche Jugendlicher«. deutsche jugend. 34. Jg. 1986, 401–407 – *Gaiser, W., Müller, H.-U.:* Junge Erwachsene in der Großstadt. MS München 1988 – *Gaiser, W., Mayr-Kleffel, V., Müller, H.-U.:* »Jugendliche im Elternhaus – Zwischen Anpassung und eigenem Leben«. Familienalltag – Ein Report des Deutschen Jugendinstituts. Hg. Deutsches Jugendinstitut. Reinbek bei Hamburg 1989 – *Gerth, E.:* »Lage und Erwartungen des Mietwohnungsbaus in der Bundesrepublik Deutschland«. Gesellschaft, Recht, Wirtschaft, Bd. 14 1985, 10–14 – GEWOS, Institut für Stadt-, Regional- und Wohnforschung, (Hg.): Tendenzen der Wohnversorgung junger Menschen. Hamburg 1982 – *Giesbrecht, A.:* Wohnungslos, arbeitslos, mittellos: Lebenslauf und Situation Nichtseßhafter. Leverkusen 1987 – *Giesbrecht, A.:* »Nichtseßhaftigkeit«. Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik. Bd. 83 1987, 36–48 – *Glatzer, W.:* Wohnungsversorgung im Wohlfahrtsstaat. Frankfurt a. M./New York 1980 – *Godard, F.* (Hg.): Emploi et modes de vie: passages a la vie professionelle, passages a la vie adulte dans la région PACA. Nice 1985 – *Haider, E.:* Wohngemeinschaften in Österreich: Daten und Tendenzen einer gegenkulturellen »Institution«. Frankfurt a. M. 1984 – *Herlyn, U.,* Hg.: Großstadtstrukturen und ungleiche Lebensbedingungen in der Bundesrepublik. Frankfurt/New York 1980 – *Herlyn, I., Herlyn, U.:* Wohnverhältnisse in der Bundesrepublik. 2. Aufl. Frankfurt/New York 1983 – *Hexel, P, König, I.:* Ihr könnt tun und lassen, was ihr sollt. Wien 1986 – *Hornstein, W.:* »Jugend 1985 – Strukturwandel, neues Selbstverständnis und neue Problemlagen«. MittAB. 18. Jg. 157–166 – *Hübner-Funk, S., Müller, H. U., Gaiser, W.:* Sozialisation und Umwelt. München 1983 – *Hurrelmann, K., Rosewitz, B., Wolf, K.:* Lebensphase Jugend. Weinheim/München 1985 – Infratest: Das sozio-ökonomische Panel. Anlageband zum Methodenbericht. München 1986 – *Ipsen, D.:* »Segregation, Mobilität und die Chancen auf dem Wohnungsmarkt«. Stadt, Planung, Geschichte. Bd. 1 1983, 55–81 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend '81. Hamburg 1981 – *Kreibich, V., Neinecke, B., Nidzwetzk, K.:* Wohnungsversorgung und regionale Mobilität. Dortmund 1980 – *Kretschmer, K.:* »Wohnen mit beschränkter Hoffnung. Zehn Jahre Wohngemeinschaft«. Bauwelt. 75. Jg. 1984, 906–911 – *v. Lüde, R.:* »Liberalisierung des Wohnungswesens als Abkehr von einer sozialverpflichteten Wohnungspolitik«. Neue alte Ungleichheiten. Hg. *H.-W. Franz, W. Kruse, H.-G. Rolff.* Opladen 1986, 171–195 – *Lutz, B.:* »Zukunft der Arbeit und soziale Integration«. Neue Praxis. 17. Jg. 1987, 387–391 – *Mayer, K.-U., Wagner, M.:* Heirat und der Auszug von Kindern aus dem elterlichen Haushalt. Arbeitspapier 1980. SFB 3 1985 – Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (MAGS), Hg: Ursachen von Obdachlosigkeit. Minden 1984 – *Müller, H.-U.:* Wo Jugendliche aufwachsen. München 1983 – *Naffin, G.:* Wohnvorstellungen der jungen Generation. Coburg 1970 – *Neef, R.:* »Wohungsversorgung und ›neue Wohnungsnot‹«. Leviathan. 9. Jg. 1981, 332–353 – *Nave-Herz, R.:* Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland«. Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. *R. Nave-Herz.* Stuttgart 1988, 61–94 – *Odenkirchen, H.:* »Jugendwohnheimerhebung 1984 – Ergebnisse und Entwicklungen «. Jugend Beruf Gesellschaft. 37. Jg. 1986, 211–215 – *Olk, T.:* »Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – Zur Entstrukturierung der Jugendphase«. Zeitschrift für Pädagogik. 19. Beiheft 1984, 290–301 – *Orlowski, E.:* Das Jugendwohnheim – eine Wohn-, Freizeit- und Bildungsstätte. Frankfurt a. M./Berlin/München 1985 – *Roeck, S.:* »Wohnungsversorgung für Studenten. Ein Problem bestimmter Regionstypen?« Informationen zur Raumentwicklung. Heft 5/6 1981, 407–414 – *Ruede-Wissmann, W.:* Wohnungsbedingte Generationskonflikte. Diss. Universität Stuttgart 1983 – Schöner Wohnen, Hg.: Wie Kinder wohnen. Hamburg 1974 – *Schülein, J. A.,* Hg.: Vor uns die Mühen der Ebenen. Alltagsprobleme und Perspektiven von Wohngemeinschaften. Giessen 1980 – *Schütz, M. W.:* Die Trennung von Jung und Alt in der Stadt. Hamburg 1985 – *Siebel, W.:* »Wohnen und Familie«. Handbuch der Familienforschung. Hg. *R. Nave-Herz, M. Markefka.* Neuwied 1989 – SINUS-Institut: Jugend privat. Verwöhnt? Bindungslos? Hedonistisch? Opladen 1985 – *Spiegel, E.:* Neue Haushaltstypen. Frankfurt/New York 1986 – Stat. Bundesamt (Stat. BA), Hg: Wirtschaft und Statistik. Heft 2 1986 – Stat. Bundesamt (Stat. BA), Hg: Wirtschaft und Statistik Heft 9 u. 10 1987 – *Tegethoff, H. G.:* Sozialpädagogische Jugendwohngemeinschaften. Weinheim/München 1987 – *Tippelt, R., Krauß, J., Baron, St. M.:* Jugend un Umwelt. Weinheim/Basel 1986 – *Voßwinkel, P.,*

Tälkers, E. Hg.: Studentisches Wohnen. Weinheim/Basel 1983 – *Wallace, C.:* For Richer, for Poorer. Growing up in and out of Work. Tavistock 1987 – *Westphal, H.:* »Die Filtering-Theorie des Wohnungsmarktes und aktuelle Probleme der Wohnungsmarktpolitik«. Leviathan. 6. Jg. 1978, 536–557 – *Wingen, M.:* Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Formen. Motive. Folgen. Osnabrück/Zürich 1984.

Laszlo A. Vaskovics/Norbert F. Schneider

Ökonomische Ressourcen und Konsumverhalten

1. Ökonomische Ressourcen

Die finanzielle Situation von Jugendlichen wird in der Forschungsliteratur aus sehr unterschiedlichen Perspektiven thematisiert. Meist geht es dabei um Konsumkraft, finanzielle Verselbständigung, finanzielle Ablösung vom Elternhaus und Bedarfsermittlung hinsichtlich staatlicher Transferleistungen. In diesem Beitrag wird der Versuch unternommen, die verstreuten Ergebnisse der Forschungsliteratur mosaikhaft zu einem Bild zusammenzufügen. Dabei wird die These unterstellt, daß die Jugend im Hinblick auf ihre ökonomischen Ressourcen keine homogene soziale Kategorie darstellt. Gerade was die finanzielle Situation betrifft, unterscheiden sich die Jugendlichen untereinander mindestens so stark wie die Erwachsenen selbst – nur auf einem niedrigerem ökonomischen Niveau. Aus dieser Perspektive sollen finanzielle Unselbständigkeit vs. Selbständigkeit, finanzielle Familienabhängigkeit vs. Unabhängigkeit, aber auch Konsumkraft und Armut von Jugendlichen beschrieben werden.

Dabei treten Schwierigkeiten und Unwägsamkeiten auf, die eingangs erwähnt werden sollen. So sind an erster Stelle Probleme der Ausgrenzung der Jugend als eigener Forschungsgegenstand zu nennen. Die Unsicherheit bei der theoretischen Bestimmung der Jugend schlägt auch in der empirischen Forschungsliteratur voll durch. Dies ist für die Behandlung als Thema dieses Beitrags insoweit von Bedeutung, als sich die finanzielle Situation der 12–13jährigen grundlegend von jener der 21–25jährigen unterscheidet. In Anbetracht dieser Sachlage wäre es ein vergebliches Unterfangen, hier post hoc eine theoretisch einigermaßen begründbare operationale Festlegung zu treffen. Vielmehr wird hier versucht – sich an der Definition der einzelnen Studien orientierend –, die Forschungsergebnisse differenziert nach Altersgruppen zu beschreiben. Dabei werden wir Jugendliche über 18, die man in der Forschungsliteratur oft mit »junge Erwachsene« bezeichnet, in unsere Darstellung miteinbeziehen.

Informationen über die finanzielle Situation von Jugendlichen sind meist nur »Nebenprodukte« von Jugendstudien, die ganz andere Themenbereiche behandeln. So werden die verstreuten Forschungsergebnisse trotz ihrer Widersprüchlichkeiten, ihrer Schwächen hinsichtlich Repräsentativität, Gültigkeit und Zuverlässigkeit zusammengetragen und dann resümierend daraus Schlußfolgerungen gezogen.

1.1. Bezugsquellen der Einkünfte

Die wichtigsten Quellen der Einkünfte von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind:

- Unterhalt durch Eltern und Großeltern,

- eigene Erwerbstätigkeit,
- Unterhalt durch festen Partner oder Ehepartner,
- Ausbildungsförderung,
- Sozialhilfe,
- Arbeitslosengeld/-hilfe.

In der Forschungsliteratur wird der Tatsache nur selten Rechnung getragen, daß bei vielen Jugendlichen das Überwechseln in das Erwerbsleben nicht punktuell, sondern kontinuierlich sukzessiv erfolgt. Zum einen ist mit einer Reihe von beruflichen Ausbildungsgängen bereits eine, wenn auch oft nur vorläufige Eingliederung in den Arbeitsprozeß verbunden und dadurch eine Überlappung von Ausbildung und Erwerbstätigkeit institutionalisiert. Zum anderen veranlaßt offenbar der lange Ausbildungsprozeß viele junge Menschen, durch zusätzliche, gelegentliche und regelmäßige Erwerbstätigkeit das Studium zu finanzieren bzw. finanzielle Selbständigkeit zumindest zum Teil herzustellen oder die Eltern finanziell zu entlasten. Hinzu kommt, daß selbst ein Studium heute vielfach mit einer Lehre bzw. einer sonstigen praxisbezogenen Zusatzausbildung und Erwerbstätigkeit verbunden wird. Dies alles führt in vielen Fällen zu einer zeitlichen Überlappung von Ausbildung und Erwerbstätigkeit. Je nach Altersgruppe ist ein Drittel bis die Hälfte der sich in Ausbildung befindlichen männlichen und weiblichen jungen Erwachsenen, sei es als Auszubildende oder nebenberuflich, ganztags- oder teilzeiterwerbstätig (*Vaskovics* et al., 1988, 14f. und *Budde/Klemm*, 1987). Viele Jugendliche beziehen ihre Einkünfte aus mehreren Quellen, so z.B. aus eigener Erwerbstätigkeit (Jobben oder Teilzeitarbeit), Unterstützung durch Eltern, Inanspruchnahme von staatlichen Transferleistungen. In der Forschungsliteratur wird aber meist nur nach der Haupteinnahmequelle gefragt und dabei werden o.g. Sachverhalte vernachlässigt.

Einkommensbezug durch eigene Erwerbstätigkeit hängt am stärksten vom Lebensalter der Jugendlichen ab. Laut DJI-Studie (1982) verfügen nur 28% der 18jährigen und 57% der 19jährigen über ein eigenes Einkommen. Nach Angaben der Shell-Studie 1985 stellt die wichtigste Einkommensquelle bei 15–17jährigen noch der Unterhalt durch die Eltern (82%) dar, bei den 21–24jährigen bereits die eigene Erwerbstätigkeit (66%). Etwa jeder Zweite der 18–20jährigen verfügt über eigenes Einkommen. Unterhalt durch festen Partner oder Ehepartner spielt bereits bei den 21–24jährigen eine gewisse Rolle (7%). Etwa 10% dieser Alterskategorie erhalten verschiedene staatliche Transferleistungen, wie BAföG, Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld (Shell '85, Bd. 5, 221). Auch nach den Ergebnissen einer neueren Studie über die Lebenssituation junger Erwachsener in München (1987/88) bestreiten etwa 6% im Alter von 18 bis 25 Jahren ihren Lebensunterhalt aus staatlichen Transferleistungen. Diese Studie stellt übrigens ebenfalls fest, daß etwa zwei Drittel der jungen Erwachsenen im Alter von 18–25 Jahren über ein eigenes Einkommen verfügen; ein Drittel ist auf die elterliche Unterstützung angewiesen (München-Studie, 1987/88, 21).

Auch die ALLBUS-Daten 1986 belegen, daß etwa die Hälfte der Jugendlichen/jungen Erwachsenen im Alter von 18–21 Jahren ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten. Im Alter von 22–24 Jahren verfügen mehr als zwei Drittel über ein eigenes Einkommen (*Vaskovics* et al., 1988, 23).

Tabelle 1: Bezugsquellen der Einkünfte

	1981					1985				
	männ-lich	weib-lich	15–17	18–20	21–24	männ-lich	weib-lich	15–17	18–20	21–24
Erwerbstätigkeit	51	44	17	55	68	50	46	17	53	66
Arbeitslosengeld	2	1	–	1	3	3	1	–	2	3
Unterhalt d. Eltern	38	44	80	34	11	39	44	82	39	15
Unterhalt d. Partner	1	4	1	1	4	1	5	–	1	7
Sozialhilfe, BAföG, sonst. Unterstütz.	5	6	1	6	8	4	3	1	4	7
Sonstige	3	1	–	3	5	1	–	–	–	2
	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%

Quelle: Shell-Studie '81, Bd. 3, S. 93 Shell-Studie '85, Bd. 5, S. 221

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß innerhalb der Kategorien der Jugendlichen und jungen Erwachsenen die einzelnen Altersgruppen sich hinsichtlich ihres Lebensunterhalts sehr stark unterscheiden. Mit zunehmendem Alter nimmt der Anteil jener zu, die ihre Einkünfte hauptsächlich durch eigene Erwerbstätigkeit (zunächst durch Jobben, Teilzeitarbeit, Ausbildungsvergütung) erhalten. Bis zum 18./19. Lebensjahr ist die Haupteinnahmequelle bei der Mehrzahl der Jugendlichen noch die elterliche Unterstützung. Bei den 19–21jährigen verfügt aber bereits mehr als die Hälfte der Jugendlichen und jungen Erwachsenen über ein eigenes Einkommen. Etwa ein Drittel der jungen Erwachsenen bleibt auch nach ihrem 21. Lebensjahr noch einige Jahre lang von den Eltern finanziell abhängig.

Hinsichtlich der finanziellen Selbständigkeit durch eigene Erwerbstätigkeit zeigen die vorliegenden Studien zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen/jungen Erwachsenen nur relativ geringe Unterschiede, wohl aber hinsichtlich finanzieller Unabhängigkeit von den Eltern. Sowohl nach den Ergebnissen der Shell-Studie (1985) als auch nach den reanalysierten ALLBUS-Daten (1986) erreichen junge Frauen früher und häufiger die finanzielle Unabhängigkeit von den Eltern, sei es durch eigene Erwerbstätigkeit oder durch Unterhalt durch den Partner. In den geschlechtsspezifischen Unterschieden bezüglich der finanziellen Selbständigkeit schlagen sich die kürzere Ausbildungsdauer und geringere Ausbildungsneigung junger Frauen sowie ihre Bereitschaft nieder, früher als junge Männer zu heiraten und den Lebensunterhalt durch den Partner zu sichern (*Vaskovics* et al., 1988, 23ff.).

Die Daten der Shell-Studie 1985 zeigen, daß die männlichen und weiblichen Jugendlichen unter 18 Jahren etwa im gleichen Ausmaß finanziell noch von den Eltern abhängig sind (etwas mehr als vier Fünftel). Bei den jungen Männern sind im Alter zwischen 18 und 21 Jahren 50%, bis 24 Jahre 30% von ihren Eltern finanziell abhängig. Der Lebensunterhalt wird in diesem Alter in deutlich geringerem Umfang von den Eltern getragen. Zwar ist auch bei jungen Frauen fast die Hälfte bis zum Alter von 21 Jahren von den Eltern finanziell abhängig, bei den bis

24jährigen bestreiten jedoch nur mehr 10% der Eltern den Unterhalt ihrer (erwachsenen) Töchter (Shell-Studie, 1985, Bd. 5, 221; *Vaskovics* et al., 1988, 24).
Vergleicht man diese Ergebnisse mit den zum Ausbildungs- und Erwerbsprozeß genannten Größenordnungen, werden vor allem zwei Abweichungen deutlich: Wie bereits bei der zeitlichen Überlappung von Ausbildung und Erwerbstätigkeit gezeigt, wird offenbar von einem erheblichen Teil der Studenten, besonders bei langer Studiendauer, versucht, durch eigene Erwerbstätigkeit, Stipendien, Sozialhilfe oder auf anderem Wege den Lebensunterhalt zu bestreiten, von den Eltern finanziell unabhängig zu werden bzw. die Eltern finanziell zu entlasten. Bei den Frauen scheint die Diskrepanz zwischen Erwerbsquote und finanzieller Abhängigkeit von den Eltern von besonderem Interesse: Während im Alter von 20–25 Jahren junge Frauen zu 70% erwerbstätig sind, wird nur bei etwa 10% dieser jungen Frauen der Lebensunterhalt durch die Eltern getragen. Die Differenz zwischen diesen Daten kennzeichnet etwa die Größenordnung der Gruppe junger Frauen, die ihren Lebensunterhalt durch Stipendium, Sozialhilfe, vor allem aber durch ihren Partner sichern.
Die Münchener Studie 1987/88 gibt Auskunft über die Quellen der Einkünfte nach Haupttätigkeit der jungen Erwachsenen im Alter von 18–25 Jahren: Schüler und Schülerinnen geben bis zu 80% an, daß ihre Haupteinnahmequelle die elterliche Unterstützung ist. Bei Studenten beträgt dieser Anteil 75%, bei jungen Erwachsenen in Berufsausbildung 21% (München-Studie, 1987/88, 21).
Inwieweit sich Veränderungen in bezug auf den Lebensunterhalt Jugendlicher und junger Erwachsener ergeben haben, läßt sich mangels Daten leider nicht genau sagen, nur die jüngste Entwicklung kann dokumentiert werden. 1981/82 waren noch weniger als 40% der 18–21jährigen jungen Männer und Frauen darauf angewiesen, durch die Eltern den Lebensunterhalt zu bestreiten. 1985/86, also nur wenige Jahre später, ist diese Gruppe der finanziell Abhängigen auf etwa 50% angewachsen. Vor allem in dieser Altersgruppe haben sich offenbar gravierende Veränderungen vollzogen. Während also noch 1981/82 mit der Volljährigkeit oder relativ bald danach für den Großteil (60–70%) der jungen Erwachsenen auch eine weitgehende finanzielle Selbständigkeit und finanzielle Entlastung der Eltern einsetzte, hat sich dieses Bild nur 4 Jahre später merkbar verschoben. Mit dem Volljährigkeitsalter oder bald danach ist nurmehr bei etwa der Hälfte der jungen Erwachsenen auch finanzielle Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Eltern verbunden. Auch bei den 22–24jährigen Männern stieg der Anteil der finanziell abhängigen von 20 auf 30%. Auch bei den Frauen deutet sich eine ähnliche Entwicklung an.
Es ist also davon auszugehen, daß der Anteil der finanziell von den Eltern abhängigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den letzten Jahren eher zugenommen hat. In der Forschungsliteratur wird angenommen, daß die Lebenslage insb. junger Erwachsener durch eine widersprüchliche Entwicklung in unserer Gesellschaft gekennzeichnet ist (*Baacke*, et al., 1985; *Baethge,* 1985). Auf der einen Seite werden Verhaltensweisen in immer frühere Lebensjahre vorverlegt, die bisher als Korrelate des Erwachsenenstatus galten (z.B. selbständige berufliche Entscheidung, sexuelle Partnerbeziehung). Auf der anderen Seite erfolgt die kontinuierliche zeitliche Verschiebung der wirtschaftlichen Selbständigkeit auf spätere Lebens-

Tabelle 2: Höhe der monatlichen Einkünfte von Jugendlichen im Alter von 18–21 Jahren

	1982		1986	
	weiblich	männlich	weiblich	männlich
keine Einkünfte	43,0	25,0	54,9	44,2
weniger als 400 DM	7,5	8,8	1,8	11,5
400 bis unter 600 DM	10,8	17,6	16,8	16,3
600 bis unter 1500 DM	34,4	33,8	21,2	16,3
1500 DM und mehr	4,3	14,7	5,3	11,5
	100%	100%	100%	100%

Quelle ALLBUS, 1982, 1986; eigene Berechnungen

jahre. Auch die Volljährigkeit und die uneingeschränkte Wahrnehmung des Erwachsenenstatus klafft infolge der Ausdehnung der Verweildauer von jungen Menschen im Schul- und Bildungsbereich und den erschwerten Bedingungen für den Einstieg in das Berufsleben auseinander (dazu kommen Wehr- und Zivildienst; Kombination von beruflicher und universitärer Ausbildung).

1.2. Höhe der Einkünfte

Die Höhe der Einkünfte von jungen Erwachsenen ist in erster Linie davon abhängig, ob sie schon berufstätig sind oder nicht, aber nicht nur: Je nach finanzieller Situation des Elternhauses ist die Höhe der Einkünfte der Jugendlichen und jungen Erwachsenen außerordentlich unterschiedlich. Dieser Sachverhalt läßt sich mit den vorliegenden Forschungsergebnissen leider nicht eindeutig nachweisen. So zeigen beispielsweise die Daten der Shell-Studie '85, daß bereits bei den 15–17jährigen, die selten schon erwerbstätig sind, die Höhe der Summe, über die sie im Durchschnitt monatlich verfügen, stark variiert: Es gibt Jugendliche, die in diesem Alter im Monat mehr als 500,–DM haben (5%), die meisten jedoch höchstens 50,–DM (41%).

Die Ergebnisse der Münchener Studie über die Lebenssituation junger Erwachsener in München geben Auskunft über jene Jugendliche, die in kritischer finanzieller Situation (Armut) leben. Es wird hier festgestellt, daß etwa 10% aller Sozialhilfeempfänger 18 bis 25 Jahre alt sind. Die altersspezifische Sozialhilfequote (HLU) beträgt bei dieser Alterskategorie 3,26%. Die Sozialhilfequote der jungen Erwachsenen hat sich seit 1980 fast verdoppelt (1980: 1,8%) (München-Studie, 1987/88, 20).

Bei der Shell-Studie '85 wurden die Jugendlichen über die Einschätzung ihrer eigenen finanziellen Situation befragt. 31% der 15–17jährigen und 29% der 18–20jährigen bezeichnen ihre finanzielle Situation als recht zufriedenstellend. 19% der 15–17jährigen und 15% der 18–20jährigen beklagen sich darüber, daß ihre finanzielle Situation schwierig ist und daß sie sich kaum etwas leisten können bzw. kaum über die Runden kommen. Diese zuletzt genannten sind diejenigen, die auch über die wenigstens Einkünfte im Monat verfügen.

Nach der Münchener Studie 1987/88 haben nach ihren eigenen Angaben etwa 22,5% der jungen Erwachsenen im Alter von 18 bis 25 Jahren keine Einkünfte. Jedem Sechsten aus dieser Altersgruppe stehen nach eigenen Angaben weniger als 500,–DM im Monat zur Verfügung, man könnte diese Gruppe also nach Kriterien der Sozialhilfebedürftigkeit als »arm« bezeichnen. Laut Shell-Studie '85 verfügen 17% der 21–24jährigen, aber 49% der 18–20jährigen über weniger als 500,–DM (Band 5, 222). Wieviel von dieser Summe die Jugendlichen und jungen Erwachsenen zur persönlichen freien Verfügung im Sinne eines Taschengeldes behalten, wird im Kapitel 1.3. behandelt.

Naturgemäß tritt bei der nächsten Alterskategorie bis 21 Jahren, noch mehr bei den bis 24jährigen, in Abhängigkeit von der eigenen Erwerbstätigkeit eine noch stärkere Ausdifferenzierung der Einkommenssituation ein. So beträgt der Anteil jener, die monatlich über mehr als 1000,–DM verfügen, bei den 18–20jährigen bereits 20% und bei den 21–24jährigen bereits 50% (Shell-Studie '85, Bd. 5, 222). Aber auch bei dieser Alterskategorie gibt es junge Menschen, die monatlich über weniger als 100,–DM verfügen (18–20: 21%; 21–24: 5%). Die meisten der jungen Erwachsenen über 18 Jahre, die über mehr als 1000,–DM verfügen, sind bereits berufstätig. Sie stammen überwiegend aus Familien der unteren sozialen Schichten.

Doch die größten Unterschiede hinsichtlich der Höhe der monatlichen Einkünfte lassen sich nach dem Gesichtspunkt feststellen, ob die Jugendlichen noch zu Hause wohnen oder getrennt vom elterlichen Haushalt. Diejenigen, die noch bei den Eltern wohnen, verfügen über wesentlich weniger Einkünfte. Dies hängt hauptsächlich damit zusammen, daß unter diesen Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich solche befinden, die über kein eigenes Einkommen verfügen (Shell-Studie '81, Band 3, 96). Bei eigener Erwerbstätigkeit verlassen die Jugendlichen meist den elterlichen Haushalt.

Nach den Ergebnissen der Münchener Studie beträgt der Anteil von jungen Erwachsenen, die weniger als 500,–DM monatlich haben, im Alter von 18–25 Jahren bei Schülern 73%, bei Studenten 3%, in Berufsausbildung 18%, bei Erwerbstätigen 2%. Bei jungen Erwachsenen in diesem Alter, die noch bei den Eltern leben, beträgt dieser Anteil 30%, bei den Alleinlebenden 7%, bei denjenigen, die mit Partner/Partnerin zusammenleben: 4%.

Die zur Einkommenssituation vorliegenden Daten sind nicht abschließend interpretierbar. Sie weisen relativ große Gruppen junger Menschen aus, die über keine oder nur sehr geringe Einkünfte verfügen. Beispielsweise liegt 1986 der Anteil junger Männer ohne Einkommen bzw. mit Einkommen unter 600,–DM bei den 18–21jährigen bei zwei Drittel; bei den bis 24jährigen beträgt er knapp die Hälfte. Diese müßten etwa – so wäre zu erwarten – auch auf den Lebensunterhalt durch die Eltern angewiesen sein. Verglichen mit den weiter oben dargestellten Ergebnissen zum Lebensunterhalt junger Erwachsener ist aber die Anzahl derer ohne oder mit nur geringem Einkommen größer als die Anzahl, die angibt, ihren Lebensunterhalt durch die Eltern zu bestreiten.

Über die Entwicklung der Einkünfte gibt es leider kaum empirisch gesicherte Informationen. Nur ein Vergleich zwischen den Shell-Studien Jugend '81 und '85 läßt gewisse Schlußfolgerungen zu. Aus diesem Vergleich geht hervor, daß die

Höhe der Summe, über die Jugendliche und junge Erwachsene (zwischen 15 und 24 Jahren) im Monat verfügen, relativ gleichgeblieben ist. Dies gilt auch für die einzelnen Altersgruppen: Wenn man also die 15–17jährigen, 18–20jährigen und 21–24jährigen der Stichproben 1981 und 1985 miteinander vergleicht, bekommt man hinsichtlich der Höhe der monatlichen Einkünfte fast die gleiche Verteilung. Auf einen anderen Entwicklungstrend lassen die ALLBUS-Daten 1982 und 1986 schließen, die wir durch Reanalyse gewonnen haben. Wir beschreiben hier nur ausschnittweise die Daten für 18–21jährige. Der Anteil jener, die über kein eigenes Einkommen verfügen, betrug bei den weiblichen Jugendlichen im Alter von 18–21 Jahren im Jahre 1982 43%, 1986 »schon« 55%. Ein ähnlicher Trend läßt sich auch bei den männlichen Jugendlichen erkennen: Hier nahm der Anteil jener, die über kein Einkommen verfügten, von 25% (1982) auf 44% (1986) zu. Dementsprechend ging der Anteil jener, die über mehr als 1500,–DM Monatseinkommen verfügten, bei den weiblichen Jugendlichen im Alter von 18–21 Jahren von 43% auf 27% und bei den männlichen Jugendlichen von 48% auf 28% zurück.
Der durchschnittliche Förderungsbetrag bei den BAföG-Empfängern nahm seit 1977 kontinuierlich zu (1977: durchschnittlich 361,–DM; 1986: 545,–DM), aber die Zahl der Geförderten nahm vor allem in der letzten Zeit sehr stark ab.

2. Konsum

In den letzten Jahren sind in der Bundesrepublik Deutschland zahlreiche Jugendstudien durchgeführt worden (einen Überblick über diese Studien geben *Kabel* et al., 1987). In keiner dieser Studien ist das Konsumverhalten von Jugendlichen thematisiert worden. Außer einigen älteren Untersuchungen (z.B. *Scharmann*, 1965; *Renner*, 1972; *Jaide*, 1975; *Reynolds/Wells*, 1977; *Warnecke/Tschammer-Osten*, 1978; *Lüdtke*, 1978) gibt es kaum öffentlich zugängliche Studien, die empirisch gestützte Aussagen zum Konsumverhalten von Jugendlichen enthalten. Will man etwas über die Kenntnisse, Einstellungen und Verhaltensweisen der Jugendlichen im Konsumbereich erfahren, bleibt entweder der Weg, eigene empirische Untersuchungen anzustellen oder einige Informationen aus kommerziellen und im Regelfall öffentlich nicht zugänglichen Untersuchungen zu sammeln. Marktforschungsinstitute wie z.B. das Institut für Jugendforschung führen im Auftrag von Unternehmen immer wieder empirische Studien über das Konsumverhalten von Jugendlichen durch. Breit verstreut finden sich in Marketing-Zeitschriften wie z.B. »Marketing Journal«, »planung und analyse« oder »Lebensmittelzeitung« einzelne Ergebnisse aus solchen Untersuchungen. Da diese Studien meist unter absatzmarktpolitischen Zielsetzungen in Auftrag gegeben worden sind, überrascht es nicht, daß in erster Linie Aspekte wie Markentreue, Informationsverhalten beim Kauf, Jugend und Werbung oder die Entwicklung von Jugendmärkten im Vordergrund dieser Untersuchungen stehen. Insgesamt bedeutet dies, daß die nicht sehr zahlreichen empirischen Daten zum Konsumverhalten von Jugendlichen zum Teil veraltet sind, zum Teil nur ganz speziell für Marketingentscheidungen zugeschnittene Informationen enthalten und in ihrer Mehrheit für die Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. Ein

etwas besseres Bild ergibt sich, wenn man nach Erkenntnissen sucht, die zur Erklärung des Konsumverhaltens herangezogen werden können. Dazu gibt es einige Ansätze in der Psychologie, speziell der Marktpsychologie (z.B. *Katona*, 1960; *Rosenstiel/Ewald*, 1979; *Irle/Bussmann*, 1983) und in der Soziologie (z.B. *Wiswede*, 1972; *Specht/Wiswede*, 1976; *Scherhorn*, 1977; *Wiswede*, 1983; *Biervert*, 1987), die versuchen, Konsumverhalten zu erklären. Diese greifen aber häufig zu kurz, da sie sich keiner integrativen Betrachtungsweise bedienen, sondern spezifische Teiltheorien, z.B. Lerntheorie, Theorie der kognitiven Dissonanz, Bezugsgruppentheorie, Lebens- und Familienzyklusmodelle oder die Subkulturthese als Erklärungsgrundlage heranziehen. Einen Versuch, Erkenntnisse aus verschiedenen Wissenschaftsbereichen integrativ zusammenzufassen, stellt die verhaltenswissenschaftliche Marketingtheorie dar, wie sie vor allem von *Kroeber-Riel* (1984) entwickelt worden ist. Diese Konzeption stellt das bisher wohl am weitesten entwickelte Modell zur Erklärung von Konsumverhalten dar. Ausgehend von einem neobehavioristischen Verhaltensmodell versucht *Kroeber-Riel*, Konsumverhalten als Reaktion auf bestimmte Stimuli zu deuten, die durch individuelle Wahrnehmungs- und Deutungsprozesse überformt werden. Diese Stimuli gehen, so *Kroeber-Riel*, von der natürlichen, der kulturellen und der näheren und weiteren sozialen Umwelt aus. Die nähere Umwelt des Konsumenten umfaßt die Personen und Gruppen, mit denen der Konsument in einem regelmäßigen persönlichen Kontakt steht.
Unter der weiteren sozialen Umwelt faßt *Kroeber-Riel* die »Hintergrundphänomene« Kultur und Subkultur sowie die Massenkommunikation. Die intraindividuellen psychologischen Determinanten des Konsumverhaltens, die als intervenierende Variable die Wirkung der Stimuli auf das Konsumverhalten beeinflussen, werden von *Kroeber-Riel* in aktivierende Prozesse (Motive, Einstellungen, Emotionen) und kognitive Prozesse (Wahrnehmen, Beurteilen, Entscheiden, Lernen) zusammengefaßt. Dieses integrative Modell bietet eine Reihe von Ansatzpunkten, aber es kann keine systematische Erklärung des Konsumverhaltens, auch nicht des Konsumverhaltens von Jugendlichen, leisten. Speziell mit der Erklärung des Konsumverhaltens von Jugendlichen setzen sich Arbeiten über die Sozialisation des jugendlichen Konsumenten auseinander (*Ward*, 1974; *Roth*, 1983; zusammenfassend: *Kuhlmann*, 1983). Diese Arbeiten untersuchen, wie Kinder und Jugendliche Kenntnisse, Einstellungen und Verhaltensmuster im Konsumbereich erwerben, welche Bedeutung der Sozialisationsquadriga Familie, Schule, peer group und Massenmedien zukommt, wie bestimmte Lernprozesse ablaufen und wie bestimmte Merkmale der Herkunftsfamilie diese Lernprozesse beeinflussen.
Trotz einiger vielversprechender Ansatzpunkte fehlen aber, darauf weist auch *Kuhlmann* (1983) hin, systematische und integrative Ansätze, so daß noch ein erheblicher Erklärungsbedarf für das Zustandekommen von konsumrelevanten Einstellungen und Verhaltensmustern konstatiert werden muß. Daß die Einstellungen, Kenntnisse und Verhaltensweisen von Jugendlichen im Konsumbereich bisher nicht systematisch erforscht worden sind, ist vor allem auf dem Hintergund der folgenden Überlegungen überraschend:
Das Konsumverhalten hat sich in den letzten drei Jahrzehnten mehrfach tiefgreifend verändert. Im Zuge eines auf breiter Basis gestiegenen Wohlstands und mit

Zunahme des disponiblen Einkommens wird heute längst nicht mehr allein zum Zweck der Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse konsumiert. Insbesondere in den westlichen Industriegesellschaften haben Konsum und Konsumieren einen neuen Stellenwert und einen allgemeinen Bedeutungszuwachs erhalten. Der »kreative Konsument«, der über einen außerordentlichen Kenntnisreichtum und eine außergewöhnliche Geschmacksvielfalt in Sachen Konsum verfügt und mit Hilfe dieser Fähigkeiten sein soziales Prestige erheblich erhöhen kann, ist ein Beispiel für den gestiegenen Stellenwert des Konsumverhaltens in unserer Gesellschaft. Konsum hat sich zu einem eigenständigen Lebensbereich mit spezifischen Orientierungen, Normen, Wünschen und Verhaltensmustern entwickelt. Lebensstile finden häufig ihren Ausdruck in individuellen oder gruppenspezifisch geprägten Konsumstilen. In welche Richtung sich der Trend entwickelt, darüber gehen die Meinungen freilich auseinander. Die einen beklagen den Verfall asketischer Konsumgesinnung und zeichnen das Bild von außengelenkten, konsumorientierten und entfremdeten Individuen, deren dominanter Verhaltensstil treffend als »Verbraucherhaltung« (*Riesman*, 1958) beschrieben worden ist. Andere glauben, die Ausbreitung »postmaterieller« Werte, eine »stille Revolution« (*Inglehart*, 1977; vgl. *Herz* in diesem Band) konstatieren zu können. Die heutigen Jugendlichen, die, wie keine Generation zuvor, in ihrer Mehrheit Wohlstand als Selbstverständlichkeit erlebt haben und Not, Elend oder Verzicht häufig nicht aus persönlicher Erfahrung kennen, können sich auf der Basis gesicherter materieller Bedürfnisbefriedigung zunehmend an Werten wie Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung orientieren. Ob die heutige Jugendgeneration stärker konsumorientiert ist als die Jugendgenerationen zuvor oder ob sie übermäßigem Konsum kritisch und zurückhaltend gegenübersteht, kann auf der Basis der vorliegenden Ergebnisse nicht zweifelsfrei beantwortet werden.

Die Ausdifferenzierung neuer Konsumstile und neuer Konsumrollen, die Entdekkung immer neuer Marktsegmente und Käuferschichten ist längst nicht mehr auf die Erwachsenen beschränkt. Kinder und Jugendliche sind zu wichtigen Marktteilnehmern geworden, die gezielt durch Werbung angesprochen werden. Die Konsumentenrolle bildet heute für viele Kinder im Grundschulalter eine der ersten Rollen aus der Erwachsenenwelt, die sie auszuprobieren lernen und in der sie früher als in anderen Erwachsenenrollen als gleichberechtigte Partner anerkannt werden.

Jugendliche Konsumenten haben in unserer Gesellschaft eine bedeutsame wirtschaftliche und gesellschaftliche Geltung erlangt. Mit einer jährlichen Kaufkraft von mehr als 30 Milliarden DM im Jahr 1983, von denen ca. 22 Milliarden DM sofort in den Konsum geflossen sind, bilden die ca. 7 Mio. 12–21jährigen in der Bundesrepublik Deutschland einen wichtigen Marktfaktor. In einer Reihe von Konsumbereichen treten Jugendliche als die Hauptverbraucher auf. So werden beispielsweise ca. 8 von 10 Schallplatten von Personen unter 21 Jahren gekauft. Nach den Angaben von *Haseloff* (1986) entfallen ca. 40% des Umsatzes von Damenoberbekleidung in der Bundesrepublik Deutschland auf die Altersgruppe der 15–21jährigen. Ähnliche hohe Anteile finden sich auch im Verbrauch von Cola, Nagellack, Musikzeitschriften oder von fast food einer bekannten amerikanischen Ladenkette.

Bisher war schon mehrfach von *dem* Konsumverhalten *der* Jugendlichen die Rede.

Dies soll nicht die Vorstellung nahelegen, es gäbe *das* Konsumverhalten *der* Jugendlichen. Jugendliche bilden keine homogene soziale Kategorie. Das Konsumverhalten von Jugendlichen variiert sehr stark in Abhängigkeit vom disponiblen Einkommen der einzelnen Jugendlichen. Darüber hinaus sind erhebliche Differenzierungen in Abhängigkeit vom Alter, vom Geschlecht und von der Stellung im Schul- bzw. Berufssystem zu beobachten. Ebenfalls erhebliche Einflüsse auf das Konsumverhalten von Jugendlichen sind durch sozialstrukturelle Merkmale der Herkunftsfamilie und durch die Familienstruktur der Herkunftsfamilie erklärbar. Schließlich sind Merkmale der peer group, Einflüsse durch Werbung und Massenmedien sowie allgemeine Wertorientierungen und der persönliche Lebensstil von großer Bedeutung für die spezifische Ausprägung bestimmter Konsumstile. Ausgehend von diesen Beobachtungen hat die Konsumforschung vor allem zwei Fragestellungen bearbeitet:

1. Wie erwerben Kinder und Jugendliche die für ihr Konsumverhalten relevanten Einstellungen, Kenntnisse und Fähigkeiten?
2. Wie verhalten sich Individuen bei der Planung und Durchführung von Konsumentscheidungen und bei der Nutzung der gekauften Produkte? Warum verhalten sie sich so?

In den beiden folgenden Abschnitten werden die wichtigsten Ergebnisse zur ersten Fragestellung zusammenfassend dargestellt und, auf der Basis des vorliegenden empirischen Materials, exemplarisch einige Zusammenhänge zwischen den obengenannten Einflußgrößen und dem beobachtbaren Konsumverhalten von Jugendlichen erläutert.

2.1. Konsumentensozialisation

Konsumentensozialisation bezeichnet die lebenslangen Lernprozesse, in denen Individuen in sozialen Interaktionen Einstellungen, Kenntnisse, Verhaltensmuster und Fähigkeiten erwerben, die es ihnen ermöglichen, ihre Rolle als Konsumenten auszuüben.

Bislang sind nur verhältnismäßig wenig Aspekte der Konsumentensozialisation empirisch untersucht worden. Die Forschung zur Konsumentensozialisation (einen Überblick geben *Ward*, 1974 und *Kuhlmann*, 1983) hat sich vor allem auf drei Schwerpunktthemen konzentriert:

- Wie lernen Kinder und Jugendliche die für das Konsumverhalten relevanten Einstellungen, Kenntnisse, Fähigkeiten und Verhaltensmuster?
- Welche Sozialisationsagenten sind von besonderer Wichtigkeit und welcher Einfluß geht von diesen aus?
- Wie variieren die erworbenen Konsumeinstellungen in Abhängigkeit von verschiedenen soziodemographischen Merkmalen?

Nach den zusammenfassenden Schlußfolgerungen von *Ward* (1974) erfolgt der Erwerb der für das Konsumverhalten relevanten Einstellungen und Verhaltensmuster im Elternhaus vor allem durch subtile soziale Lernprozesse und weniger durch gezielte und systematische Beeinflussung bzw. Lenkung.

Im Kindesalter werden konsumrelevante Verhaltensmuster vor allem durch die

Imitation der Verhaltensweisen der Eltern und der älteren Geschwister eingeübt. Die Kommunikationsdichte im Elternhaus und der Grad der Identifikation mit den Eltern verstärken die Tendenz zur Nachahmung ebenso, wie wahrgenommene Belohnungen bzw. Erfolge, die die Eltern durch bestimmte Verhaltensweisen erhalten haben. Diese für das Konsumverhalten relevanten Lernprozesse werden durch die kognitive Entwicklung des Kindes überformt. Nach *Piaget* entwickeln sich die kognitiven Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen über mehrere aufeinander folgende Entwicklungsstufen. Mit zunehmendem Alter nehmen Kinder ihre soziale Umwelt differenzierter wahr. Gleichzeitig nimmt die Fähigkeit zu, diese Umwelt zu beeinflussen. Übertragen auf die Ausbildung konsumrelevanter Dispositionen und Kenntnisse bedeutet dies (vgl. *Kuhlmann*, 1983):

- Mit zunehmendem Alter nehmen Kinder und Jugendliche die Eigenschaften von Gütern und Dienstleistungen genauer und differenzierter wahr. Gleichzeitig lernen sie, mehr Eigenschaftsdimensionen zur Beurteilung bestimmter Produkte heranzuziehen und diese gegeneinander abzuwägen.
- Die Bedeutung der zur Meinungsbildung herangezogenen Beurteilungskriterien ändert sich. Die Wichtigkeit direkt wahrnehmbarer Eigenschaften wie z.B. Farbe oder Gestalt nimmt zugunsten von Eigenschaften ab, die sich stärker auf die Funktion und auf den antizipierten Nutzen der Produkte beziehen. Parallel dazu kommt es zu einer verstärkten Wahrnehmung und Bewertung der sozialen Bedeutung und des Prestigewerts von materiellen Gütern durch die Jugendlichen (*Ward*, 1974).
- Die Stabilität individueller Präferenzen ist bei älteren Jugendlichen stärker ausgeprägt als bei Kindern und bei jüngeren Jugendlichen.
- Das Informationsverhalten variiert in Abhängigkeit vom Alter. Jugendliche beziehen im Vorfeld einer Kaufentscheidung mehr Informationsquellen in den Entscheidungsprozeß mit ein als Kinder. Das bedeutet auch, daß ältere Jugendliche ein rationaleres und weniger spontanes Konsumverhalten zeigen als Kinder und jüngere Jugendliche.
- Mit zunehmendem Alter erhöht sich die Sensibilität gegenüber Beeinflussungs- und Steuerungsversuchen, wie sie von den unterschiedlichen Sozialisationsagenten (v.a. Werbung in den Massenmedien) ausgehen können. Mehrere Untersuchungen deuten darauf hin, daß Jugendliche in solchen Fällen zur psychologischen Reaktanz neigen.
- Der Prozeß der Konsumentensozialisation erfolgt in sozialen Interaktionen. Dies impliziert, daß keine einseitige Beeinflussung von den verschiedenen Sozialisationsagenten (sieht man von den Massenmedien ab) auf den Sozialisanden stattfindet, sondern daß auch umgekehrt eine Einflußnahme von Kindern und Jugendlichen auf das Konsumverhalten ihrer Eltern ausgeht. Diese Einflußnahme nimmt mit zunehmendem Alter der Kinder zu. Nach einer 1986 im Auftrag der BRAVO bei 12–21jährigen durchgeführten Studie mit dem Titel »Jugend, die kaufbeeinflussende Kraft in der Familie« übernehmen, nach Angaben der Mütter, in zwei von drei Familien die Eltern die Meinung der Jugendlichen bei Fragen des Alltagskonsums und bei der Anschaffung von Gebrauchsgütern »manchmal« oder »schon öfter«. Besonders häufig orientieren sich die

Mütter an den Meinungen ihrer Töchter (in 73% der Familien), während die Söhne seltener (in 60% der Familien) Einfluß auf das Konsumverhalten der Familien ausüben. Für jeden dritten Jugendlichen ist es »leicht«, seine Produktwünsche bei den Eltern durchzusetzen. Haben sich die Eltern zum Kauf eines bestimmten Produkts für ihre Kinder entschlossen, so können diese in drei von vier Fällen ihre Markenwünsche durchsetzen. Für ihre Eltern haben Jugendliche auch eine wichtige Funktion als Informanten über neue Produkte. Knapp 70% der befragten Mütter haben angegeben, daß sie »ab und zu« oder »schon oft« von ihren Kindern auf neue Produkte und Marken hingewiesen worden sind.

Für die Ausprägung spezifischer Konsummuster bei Kindern und Jugendlichen sind vier Sozialisationsagenten von besonderer Bedeutung: das Elternhaus, die Schule, die peer groups und die Massenmedien. Bereits 1953 hat *Parsons* darauf hingewiesen, daß das Elternhaus die instrumentellen und rationalen Aspekte des Konsumverhaltens der Jugendlichen prägt, während die peer groups und die Massenmedien mehr die expressiven Komponenten des Konsumverhaltens prägen. Empirisch gestützt werden diese Überlegungen durch eine Reihe von später durchgeführten Studien (z.B. *Moschis/Churchill*, 1978). Im Prozeß der Konsumentensozialisation haben zunächst die Eltern den größten Einfluß. Geschäfts- und Produktpräferenzen von Kindern und Jugendlichen spiegeln oft die Präferenzen ihrer Eltern wider. Mit zunehmendem Alter der Kinder und Jugendlichen nimmt der Einfluß der Eltern ab, während der Einfluß der peer groups zunimmt. Der Einfluß der Massenmedien ist auf niedrigem Niveau relativ konstant (vgl. *Ward*, 1974). Im Vergleich zu den anderen Sozialisationsagenten übt die Schule den geringsten Einfluß auf die Sozialisation der jugendlichen Konsumenten aus (*Kuhlmann*, 1983; ähnlich auch *Roth*, 1983). Die Gleichaltrigengruppen sind für die Konsumentensozialisation von Jugendlichen von besonderer Bedeutung. Sie bilden den Handlungsspielraum, in dem die Jugendlichen ihre Konsummuster weitgehend selbständig einüben können. Gleichzeitig sind die Gleichaltrigengruppen wichtige Informationsvermittler über Konsumprodukte insbesondere der jugendlichen Freizeitkultur. Die peer groups fungieren zudem als »normative Agenturen« (*Roth*, 1983, 331), die Standards setzen, deren Einhaltung den Jugendlichen Status und Prestige in der peer group garantieren. Der Einfluß der Massenmedien auf das Konsumverhalten von Kindern und Jugendlichen ist mehrfach untersucht worden (vgl. die Überblicke von *Kroeber-Riel*, 1984, 637; *Roth*, 1983). Die vorliegenden Ergebnisse sind zum Teil widersprüchlich und erlauben keine einheitliche Interpretation. Sicher scheint zu sein, daß das Fernsehen und mit einigem Abstand Zeitschriften, das Konsumverhalten von Jugendlichen am nachhaltigsten beeinflussen.

Eine Reihe von Untersuchungen beschäftigt sich mit der Frage, wie verschiedene soziodemographische und sozialstrukturelle Merkmale von Jugendlichen und Eltern den Prozeß der Sozialisation der jugendlichen Konsumenten beeinflussen. Es konnte nachgewiesen werden, daß Prozesse der Konsumentensozialisation für männliche und weibliche Jugendliche unterschiedlich verlaufen (*Roth*, 1983); daß sozialstrukturelle Merkmale der Herkunftsfamilie die Prozesse der Konsumentensozialisation prägen und daß die Tatsache, ob ein oder beide Elternteile berufstätig sind, signifikante Unterschiede im Sozialisationsprozeß zur Folge haben. Die vorlie-

genden empirischen Untersuchungen kommen überwiegend zu dem Ergebnis, daß Jugendliche, deren Väter eine höhere Bildung haben und höher qualifizierte Berufe ausüben, über bessere Markenkenntnisse und über bessere Kenntnisse von verschiedenen Verbraucherrechten verfügen und sich vor dem Kauf von Gebrauchsgütern umfassender informieren (vgl. *Roth*, 1983). Die Kinder von berufstätigen Müttern gehen signifikant häufiger selbständig einkaufen als Kinder, deren Mütter nicht berufstätig sind (*Stipp*, 1988), und nichtberufstätige Mütter geben den Konsumwünschen ihrer Kinder öfters nach, weil sie häufiger mit ihren Kindern einkaufen gehen (*Roth*, 1983).

2.2. Konsumverhalten

Konsumverhalten hat kommunikativen Charakter. Durch Art und Zweck des Konsums werden Aspekte des persönlichen Lebensstils, der sozialen Lage und individuelle Präferenzen für bestimmte Lebensbereiche betont. Für viele Jugendliche ist der Konsum von bestimmten Gütern und Dienstleistungen ein wichtiger Kristallisationspunkt im Prozeß der Identitätsfindung. Konsum ist eine Form individueller Selbstdarstellung und ein Ausdrucksmittel, mit dem die Zugehörigkeit zu bestimmten Bezugsgruppen demonstriert werden kann.
Konsumverhalten bezeichnet dabei nicht allein den bloßen Kaufakt, sondern einen länger dauernden Prozeß, in dem der Kaufakt nur eine Phase darstellt, dem mehrere Phasen – Bedürfnisbildung, Informationsverhalten, Entscheidungsfindung – vorausgehen und einige Phasen – Demonstration, Verbrauch, Gebrauch – nachfolgen (vgl. *Wiswede*, 1972).
Eine systematische und umfassende Analyse müßte das Konsumverhalten von Jugendlichen als kommunikativen Prozeß mit allen Phasen erfassen und dabei die Heterogenität der jugendlichen Konsumstile abbilden. Die bisher durchgeführten Untersuchungen genügen diesen Ansprüchen nicht. Eine Dokumentation des Forschungsstandes muß sich deshalb auf exemplarische und ausschnitthafte Daten und auf einige generalisierende Aussagen beschränken, die der Heterogenität jugendlicher Konsumstile nicht gerecht werden. Hinzu kommt, daß die verschiedenen Studien auf unterschiedliche Altersgruppen Bezug nehmen. Manche Studien konzentrieren sich auf die 15–18jährigen, andere auf die Altersgruppe der 12–29jährigen. Dadurch sind die Ergebnisse dieser Studien oftmals nur eingeschränkt vergleichbar.
Generelle Aspekte des Konsumverhaltens Jugendlicher: In der Forschungsliteratur werden Jugendliche als kritisch aufgeschlossene Konsumenten beschrieben (*Hensel*, 1986). D.h. die jungen Leute stehen der Konsumwelt kritisch und differenziert gegenüber, ohne sie pauschal abzulehnen. Jugendliche Konsumenten sind gut informiert. Durch die Medien, insbesondere die Fernsehwerbung, haben die Jugendlichen gute Kenntnisse des Produktangebots. Häufig sind sie besser informiert als ihre Eltern, besonders was die Kenntnis neuer Produkte und neuer Marken betrifft. Jugendliche beeinflussen, darauf wurde bereits hingewiesen, in erheblichem Umfang die Kaufentscheidungen im elterlichen Haushalt. Dabei gelten sie als innovationsfördernd, d.h. der Erstkonsum neuer Marken und Produkte wird

häufig durch die Jugendlichen induziert. Ob Jugendliche gegenüber den Verlockungen und Manipulationen der Konsumgesellschaft empfänglicher sind als Erwachsene, ob sie stärker zu Imponierkäufen neigen oder häufiger spontane Kaufentscheidungen treffen als Erwachsene, kann aufgrund des Forschungsstandes nicht zweifelsfrei beurteilt werden.

Produktmerkmale: Jugendliche sind in ihrer Mehrzahl anspruchsvolle Verbraucher. Sie bevorzugen qualitativ hochwertige Produkte. Billigkäufe werden bei fehlenden ökonomischen Ressourcen nur selten als Kompromißlösung akzeptiert. Jugendliche sind preis- und qualitätsbewußte Konsumenten. »Für die Jugendlichen stehen heute die Qualität, die Zuverlässigkeit, die Lebensdauer, die Sicherheit und die technologische Fortschrittlichkeit der von ihnen gekauften Produkte im Vordergrund« (*Meffert/Windhorst*, 1985, 250). Jugendliche sind sehr preisbewußt (*Hilger*, 1981), aber nicht die Höhe des Preises ist entscheidend, sondern das wahrgenommene Preis-Qualitäts-Verhältnis. Verwendungsmerkmale wie Umweltfreundlichkeit und Energieeinsparung stehen bei der Entscheidungsfindung ebenfalls hoch im Kurs, erreichen aber nicht die Wichtigkeit der Produktmerkmale Preis und Qualität. Bei einigen durch die Jugendlichen emotional besonders hoch besetzten Produkten (z.B. Turnschuhe oder Stereoanlagen) ist die Marke bzw. der Markennahme ein ausschlaggebender Faktor für die Kaufentscheidung. Einige Ergebnisse (*Roth*, 1981) deuten darauf hin, daß Jugendliche mit geringerer Schulbildung stärker markenorientiert sind als Jugendliche mit höherer Schulbildung.

Informationsquelle: Nach einer Untersuchung von *Roth* (1981) informieren sich die 15–16jährigen bei größeren Kaufentscheidungen am häufigsten bei Gleichaltrigen. Die Gleichaltrigen sind für die Jugendlichen Informanten und Ratgeber und sie fungieren als Konsummodelle, an denen man sich orientieren kann. 52% der von *Roth* befragten Jugendlichen haben angegeben, daß sie Gleichaltrige bei Konsumentscheidungen »ziemlich häufig« als Informationsquelle nutzen, wobei Jugendliche aus weiterführenden Schulen sich stärker an ihren Freunden orientieren als Jugendliche, die die Berufsschule besuchen. Bei Kaufentscheidungen werden die Eltern von 38% der befragten Jugendlichen »ziemlich häufig« und 15% »fast nie« um Rat gebeten. Die Bedeutung der Eltern als Informationsquelle nimmt mit höherer Schulbildung der Jugendlichen zu.

Andere Informationsquellen, Testzeitschriften, Schaufensterauslagen, Kataloge, Beratung durch Verkaufspersonal, werden von Jugendlichen nur in geringem Umfang genutzt.

Konsumschwerpunkte: Was Jugendliche konsumieren ist von vielen Faktoren abhängig. Jugendliche mit eigenem Haushalt geben ihr Geld in ganz anderen Konsumbereichen aus als Jugendliche, die noch bei ihren Eltern wohnen. Popper, Dinks und Yuppies haben völlig andere Konsummuster wie Punker oder ökologisch orientierte Alternativos. 25jährige Berufstätige konsumieren anders als 16jährige Schüler und Mädchen anders als Jungen. Das geschlechtsspezifisch ausgeprägte Konsumverhalten verweist auf das Fortbestehen traditioneller Geschlechterrollen. Autos, Motorräder, Gaststättenbesuche und Ausgaben für Getränke sind die Konsumschwerpunkte der männlichen Jugend, während die weiblichen Jugendlichen ihr Geld hauptsächlich für Kosmetik, Körperpflege, Bekleidung und Mode

Tabelle 3: Geschlechtsspezifisches Konsumverhalten der 14–21jährigen in den sechs wichtigsten Konsumschwerpunkten dieser Altersgruppe (von dem insgesamt für die einzelnen Konsumbereiche ausgegebenen Geld entfielen auf Männer bzw. Frauen, Angaben in Prozent)

	Männer	Frauen
Bekleidung	36	64
Gaststättenbesuche	57	43
Auto, Motorrad, Fahrrad	74	26
Schallplatten, HiFi	52	48
Kosmetik und Körperpflege	16	84
Getränke	65	35

Quelle: eigene Berechnungen auf der Basis der Angaben von *Haseloff*, 1986

ausgeben. Umgekehrt sind diese Konsumbereiche für das jeweils andere Geschlecht nur von untergeordneter Bedeutung (vgl. Tab. 3). Das Konsumverhalten von Jugendlichen weist nach *Haseloff* (1986), einen hohen Grad an »Ego-Involvement« auf, d.h. die von Jugendlichen vornehmlich konsumierten Produkte haben eine »ausgeprägte Ich-Nähe« und ihnen kommt häufig die Funktion persönlichkeitsstiftender Instrumente zu. Keine nennenswerten geschlechtsspezifischen Unterschiede gibt es lediglich im Bereich Unterhaltungselektronik, der für Jugendliche beiderlei Geschlechts einen zentralen Konsumschwerpunkt darstellt.

Die zunehmende Freizeit, die potentiell immer Konsumzeit ist, das expandierende Angebot konsumierbarer Güter, die Individualisierung des Konsums, die zunehmende Bedeutung des Konsumverhaltens als stratifizierende Variable (vgl. *Wiswede*, 1983) führen dazu, daß sich Konsumverhalten zu einem immer wichtigeren Lebensbereich entwickelt. Dies gilt für Erwachsene ebenso wie für Jugendliche. Um so erstaunlicher ist es, daß die sozialwissenschaftlich orientierte Forschung dem Konsumverhalten bisher nur wenig Beachtung geschenkt hat. Verstärkte Forschungstätigkeiten in diesem Bereich könnten für viele sozialwissenschaftliche Teildisziplinen befruchtend sein.

Literatur

Baacke, D., Heitmeyer W., Hg.: Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren. München 1985 – *Baethge, M.:* »Individualisierung als Hoffnung und Verhängnis. Aporien und Paradoxien der Adoleszenz in spätbürgerlichen Gesellschaften oder: Die Bedrohung von Subjektivität«. Soziale Welt, Jg. 1985, 299–312 – *Biervert, B.:* »Einstellung und Verhalten Jugendlicher im Bereich des Konsums«. Die Jugend, 2. Aufl., Hg. *H. und H. Reimann*. Opladen 1987, 92–111 – *Bruhn, M.:* Das soziale Bewußtsein von Konsumenten. Wiesbaden 1978 – *Budde, H., Klemm, K.:* Jugend – Ausbildung – Arbeit. Gutachten im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 1987 – *Decker, F.:* So löst man Probleme Jugendlicher. München 1979 – *Gruner & Jahr*, Hg: Marktanalyse Jugend. Hamburg 1988 – *Haseloff, O.W.:* »Jugendmärkte, Jugendwerbung«. Referat vom Oktober 1986 in Zürich. Schweizer Jugend, 1986 – *Hensel, R.:* »Der Markt der ›Heranwachsenden‹«. Marketing Journal. 19. Jg. 1986, 134–141 – *Hilger, H.:* »Informationsbedarf und Informationsbeschaffung jugendlicher Konsumenten beim Kauf langlebiger Güter«. Informationsverhalten des Konsumenten.

Hg. *Raffée, H., Silberer, G.* Wiesbaden 1981, 143–168 – *Inglehart, R.:* The silent revolution. Princeton 1977 – *Irle, M., Bussmann, W.* Hg: Marktpsychologie als Sozialwissenschaft. Enzyklopädie der Psychologie D III, Bd. 4, Göttingen 1983 – *Jaide, W.:* »Konsumverhalten von Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 27. Jg. 1975, 454–488 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg: Jugend zwischen 13 u. 24. Band 3. Hamburg 1975 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg: Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Hamburg 1981 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg: Jugendliche und Erwachsene '85. Hamburg 1985 – Jugend privat. Verwöhnt? Bindungslos? Hedonistisch? Ein Bericht. Hrsgg. vom SINUS-Institut. Opladen 1985 – Jugend und Konsum. Von *Kaiser, F.-J.* et al. (Unterrichtsmodell zur Verbraucherbildung in Schulen; Modell 6). Bad Heilbrunn 1985 – Jugend, die kaufbeeinflussende Kraft in der Familie. Hrsgg. von der Bravo-Anzeigenleitung. München 1986 – *Kabel, R., Sönnichsen, M., Splanemann, A.:* Jugend der 80er Jahre im Spiegel von Umfragen. Berlin 1987 – *Katona, G.:* Das Verhalten der Verbraucher und Unternehmer. Tübingen 1960 – *Kroeber-Riel, W.:* »Konsumentensozialisation«. Grundbegriffe der Wirtschaftspsychologie. Hg. *C. Graf Hoyos.* München 1980, 576–587 – *Kroeber-Riel, W.:* Konsumentenverhalten. 3. Aufl., München 1984 – *Kuhlmann, E.:* »Consumer socialization of children and adolescents. A review of current approaches«. Journal of consumer policy. Vol. 6, 1983, 397–417 – Landeshauptstadt München (Sozialreferat, Abt. Sozialplanung), Hg: Lebenssituation junger Erwachsener in München. Eine empirische Untersuchung. MS München 1988 – *Lauber, K., Narzi, H.:* Mit achtzehn schon erwachsen? Auswirkungen der Herabsetzung des Volljährigkeitsalters. (DJI-Studie), München 1980 – *Lüdtke, H.:* »Freizeit und Konsum«. Junge Leute von heute. Opladen 1978, 123–134 – *Meffert, H., Windhorst K.:* »Wertewandel und Konsumverhalten Jugendlicher«. – Die zwiespältige Generation. Jugend zwischen Anpassung und Protest, Stuttgart 1985, 239–259 – *Moschis, G. P., Churchill G. A., jr.:* »Consumer socialization: a theoretical and empirical analysis«. Journal of marketing research, Vol. 15, 1978, 599–609 – *Parsons, T., Bales, R.:* Working papers in the theory of action. Glencoe 1953 – *Renner, J.:* Werbung bei Jugendlichen. Wiesbaden 1972 – *Reynolds, F. D., Wells, W. D.:* Consumer Behavior. New York 1977 – *Riesman, D., Denny R.:* Die einsame Masse. Reinbek 1958 – *Rosenstiel, L. v., Ewald G.:* Marktpsychologie Bd. I: Konsumentenverhalten und Kaufentscheidung. Stuttgart 1979 – *Roth, R.:* »Das Informationsverhalten jugendlicher Konsumenten unterschiedlicher sozialer Herkunft und Schulbildung«. Informationsverhalten des Konsumenten. Hg. *H. Raffée, G. Silberer.* Wiesbaden 1981, 169–197 – *Roth, R.:* Die Sozialisation des Konsumenten. Thun 1983 – *Sand, H., Benz, K. H.:* Jugend und Freizeitverhalten. Ergebnisse einer empirischen Jugendforschung. Stuttgart 1974 – *Scharmann, D.:* Konsumentenverhalten von Jugendlichen. München 1965 – *Scherhorn, G.:* »Konsum«. Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 11. Hg. *R. König.* Stuttgart 1977, 193–265 – *Seidenspinner, G., Burger, A.:* Mädchen '82. Eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Lebensgefühl 15–19jähriger Mädchen in der Bundesrepublik. (DJI-Studie), München 1982 – SINUS-Institut: Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel. Ein Bericht. Opladen 1983 – *Specht, K. G., Wiswede, G.,* Hg: Marketing-Soziologie. Berlin 1976 – Statistisches Bundesamt, Hg: Ausbildungsförderung nach dem Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG). Fachserie 11. Stuttgart/Mainz 1986, 8–9 – *Stipp, H.:* »Children as consumers«. American Demographics. Vol. 10, 1988, 23–32 – Studentenwerk, Hg: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 11. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes. Bad Honnef 1986 – *Tessaring, M.:* »Arbeitslosigkeit, Beschäftigung und Qualifikation. Ein Rück- und Ausblick«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. 2, 1988, 177–193 – *Vaskovics, L. A., Buba H.:* Familienabhängigkeit junger Erwachsener und ihre Folgen. Zwischenbericht und Ergebnisse der Reanalyse. Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle der Universität Bamberg 1988 – *Ward, S., Wackman, D.:* How children learn to buy. Beverly Hills 1972 – *Ward, S.:* »Consumer Socialization«. Journal of Consumer Research. Vol. 1, 1974, 1–14 – *Warnecke, J., Tschammer-Osten, B.:* Der jugendliche Verbraucher. München 1978 – *Wiswede, G.:* Soziologie des Verbraucherverhaltens. Stuttgart 1972 – *Wiswede, G.:* »Marktsoziologie«. Marktpsychologie als Sozialwissenschaft. Hg. *M. Irle, W. Bussmann.* Göttingen 1983, 151–223.

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung

Teil III: Jugendliche in Schule, Ausbildung und Beruf

Heiner Meulemann

Jugend im allgemeinbildenden Schulsystem

Die Verbindung zwischen Jugend und Schule, die im Titel dieses Handbuchartikels ausgesprochen ist, ist vielleicht zu selbstverständlich erschienen, um Gegenstand besonderer sozialwissenschaftlicher Untersuchungen zu werden. Bringt nicht die Schule Altersgleiche zusammen und legt fest, wer und was die Jugend ist? Bildet nicht die Arbeit in der Schule einen wesentlichen Teil des alltäglichen Lebens der Jugendlichen? Ist nicht die Schullaufbahn ein wichtiger Teil des Lebensplans der Jugendlichen? So selbstverständlich der Zusammenhang zwischen Jugend und Schule erscheinen mag, so selten ist er Gegenstand empirischer Forschung geworden. Jedes Thema wurde vielmehr für sich genommen in der zuständigen Bindestrich-Soziologie behandelt. Auf der einen Seite hat sich die Jugendsoziologie mit dem Verhalten und den Einstellungen der Jugendlichen außerhalb der Schule befaßt, vor allem mit der Bildung von Jugendgruppen und den Erscheinungsformen der Jugendkultur; die beiden jüngsten Jugendstudien des Jugendwerks der Deutschen Shell von 1981 und 1985 (*Fischer* u.a., 1982, 1985) befassen sich in großer Breite mit Freizeit und Politik, mit dem Verhältnis zu Eltern und Erwachsenen, mit biographischer Entwicklung und gesellschaftlichen Zukunftsperspektiven, aber nur am Rande mit Schule, dem Verhältnis zu Leistung und Lehrern und der Schullaufbahnplanung. Auf der anderen Seite hat sich die Bildungssoziologie zunächst vor allem mit der Gleichheit der Bildungschancen und mit den schulischen Laufbahnen von Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Herkunft (*Rodax/Spitz*, 1978; *Trommer-Krug*, 1980; *Meulemann*, 1983) später aber vor allem mit der sozialpsychologischen Binnenwelt der Schule, dem »Schulklima« oder der »Schulumwelt« (*Fend*, 1977) befaßt; aber die Einstellungen Jugendlicher zur Schule, ihre Vorstellungen von Zielen der schulischen Erziehung und ihre Einschätzung der Wichtigkeit von Schulnoten und Schulabschlüssen für das Leben sind in bildungssoziologischen Publikationen selten behandelt worden. Auf beiden Seiten, der Jugend- wie der Bildungssoziologie, ist das Verhältnis zwischen Jugend und Schule nur beiläufig Gegenstand geworden. Natürlich kann ein Handbuchartikel das nicht gleichsam nachholen. Aber er kann durchaus unter dem langfristigen und aktuellen Gesichtspunkt der Bildungsexpansion zusammentragen, was Jugend- und Bildungssoziologie über das Verständnis der Jugend von Schule ermittelt haben.

1. Jugend und Bildungsexpansion

Während die Jugend eine Idee des 18. Jahrhunderts ist, ist die Realisierung der allgemeinen Schulpflicht in allen westeuropäischen Ländern die Tat des 19. Jahrhunderts (*Flora*, 1973; *Schneider*, 1982). Im Jahre 1816 besuchten in Preußen 60% der schulpflichtigen Kinder eine Schule, im Jahre 1871 92% (*Leschinsky/Röder*,

1975, 137–144). Die Ausdehnung des Schulbesuchs über das ursprüngliche Mindestpflichtalter von 14 Jahren aber ist eine Entwicklung des 20. Jahrhunderts. 1891 besuchten in Preußen nur 2% der Bevölkerung zwischen 14 und 20 Jahren eine Schule, Hochschule oder Fachschule (*Leschinsky/Röder*, 1975, 485); 1960 aber besuchten in der Bundesrepublik 97% der 15-, 66% der 17-, 32% der 18- und 17% der 19jährigen eine allgemeinbildende oder berufsbildende Schule; diese Anteile sind bis 1982 noch einmal drastisch angestiegen: bei den 17jährigen um 25, den 18jährigen um 40 und den 19jährigen um 25 Prozentpunkte (*Lange*, 1986, 228). Aber nicht nur immer mehr Altersjahrgänge sind immer vollständiger durch die Schule erfaßt worden; auch der Anteil der Schüler auf weiterführenden Schulen und mit höheren Abschlüssen hat zugenommen. Zwischen 1960 und 1980 hat sich der Anteil der Realschüler und Gymnasiasten an den Schülern des 7. Schuljahres fast verdoppelt, der Anteil der Studienanfänger an der 19–21jährigen Bevölkerung fast verdreifacht (*Meulemann*, 1982, 229). Der Anteil der Realschüler an der 15–18jährigen Bevölkerung ist zwischen 1960 und 1984 von 18 auf 48%, der Anteil der Abiturienten an den 18jährigen von 7 auf 22% gestiegen (*Lange*, 1986, 229); auch in absoluten Zahlen ist der Anstieg weiterführender Schulbildung beeindruckend: 1960 gab es 211700 Schüler der 11. bis 13. Klasse, 1986 aber 634300 – etwa das Dreifache (BMBW, 1987, 35). In diesen Trends spiegelt sich die säkulare, die letzten zwei Jahrhunderte überspannende und die kurzfristige, zwischen 1960 und 1980 akute Bildungsexpansion. Die Schule gewinnt immer mehr Lebenszeit der Jugendlichen, und sie konfrontiert einen immer breiteren Anteil des Altersjahrgangs mit den Angeboten der herrschenden Kultur.

Die jüngste Bildungsexpansion in der Bundesrepublik wurde zudem eingeleitet und begleitet von Reformen des Bildungswesens, die Barrieren der Teilhabe abbauen sollten. Während die Schule im Primärbereich seit 1920 vereinheitlicht ist, blieb die weiterführende Bildung im Sekundärbereich – ab der 5. Klasse – zwar bis heute differenziert in Hauptschule, Realschule und Gymnasium, aber eine Reihe von Reformen hat die selektive Wirkung des dreigliedrigen Schulwesens gemildert (*Lange*, 1986, 201–231). Die Aufnahmeprüfung für die Gymnasien wurde abgeschafft; an ihre Stelle ist in manchen Bundesländern eine flächendeckende schulformunabhängige Orientierungsstufe in den Klassen 5 und 6 getreten. Neben den drei traditionellen Schulformen gewinnt die integrierte Gesamtschule, in der die Schüler nach fachspezifischen Leistungen getrennt unterrichtet werden, an Bedeutung: Der Anteil der integrierten Gesamtschule an den Schülern der Klassen 11 bis 13 stieg zwischen 1975 und 1986 von 1,5 auf 3,6% (BMBW, 1987, 35). Auch der zweite Bildungsweg eröffnet immer häufiger den Zugang zur Hochschule: 1965 lernten 10700, 1986 aber 28700 Schüler an Abendschulen und Kollegs (BMBW, 1987, 35). Schließlich wurden seit den 50er Jahren Finanzierungsförderungen für Studenten und auch für Schüler – Honnefer Modell, BAföG – eingerichtet.

Bildungsexpansion und Bildungsreform können den Prozeß der Identitätsfindung beeinflußt haben. Im folgenden werden daher Meinungen und Einstellungen der Jugend zur Schule berichtet, die sich als Reaktionen auf die Bildungsexpansion, auf den letzten akuten Schub der Verschulung der Jugend, verstehen lassen. Als Reaktion auf Entwicklungen lassen sich Meinungen und Einstellungen am besten

dann verstehen, wenn sie selber als Trends gefaßt sind, also mindestens zweimal in der gleichen Form erhoben wurden; solche Trends werden im folgenden vorrangig berichtet. Meinungen und Einstellungen der Jugendlichen zur Schule lassen sich am besten danach einteilen, wie nahe ihre Gegenstände zu den Erfahrungen des Jugendlichen in der Schule liegen; hier bietet sich eine Dreiteilung an. Die Lebensqualität der Schule erlebt der Jugendliche täglich; sie ist der erste, erfahrungsnächste Gegenstandsbereich. Den Einfluß der Schule auf seine eigene Entwicklung kann der Jugendliche nur einschätzen, wenn er die täglichen Erlebnisse verdichtet und wertet; das Gewicht der Schule unter den anderen Erziehungsmächten, Familie und Jugend, ist der zweite, etwas mehr Abstraktion verlangende Gegenstandsbereich. Die Bedeutung der Schule für sein zukünftiges Leben aber muß der Jugendliche einschätzen, indem er Erfahrungen in der Schule mit Erfahrungen in anderen Lebensbereichen vergleicht, die er selbst gemacht oder von anderen übernommen hat; der Stellenwert der Schule im Leben ist daher der dritte und allgemeinste Gegenstandsbereich. Meinungs- und Einstellungstrends zu den drei Bereichen werden in den folgenden drei Abschnitten berichtet.

2. Die Schule und die Lebensqualität der Jugendlichen

2.1. Unzufriedenheit mit der Schule

Seit Anfang der sechziger Jahre ist der Anteil der Jugendlichen am Altersjahrgang, die eine weiterführende Schule besuchen, in der Bundesrepublik stetig gewachsen; die Bildungschancen haben objektiv zugenommen. Im Kontrast dazu aber ist die Zufriedenheit der Jugendlichen mit der Schule zurückgegangen. Das belegen übereinstimmend zwei Replikations-Untersuchungen. Erstens: 1953, 1955 und 1984 wurden 15–24jährige angefragt, was ihnen »aus ihrem Schulleben in besonders guter (bzw. schlechter) Erinnerung geblieben« wäre. 1953 und 1955 überwogen die guten die schlechten Erinnerungen, 1984 wurden gute und schlechte Erinnerungen gleich häufig genannt (*Fuchs/Zinnecker*, 1985)[1*]. Als schlechte Erinnerungen sind dabei Prüfungen und Zeugnisse von 6% auf 41%, das Verhältnis zu den Lehrern von 11% auf 47% zwischen 1953 und 1984 angestiegen. Zweitens: 1962 sagten 75% der 16–18jährigen, sie gingen sehr gerne oder gerne in die Schule, 1983 hingegen nur 43% – ein Rückgang um 32 Prozentpunkte. 1962 sagten 36% der Jugendlichen, die Lehrer seien gerecht, 1983 hingegen nur noch 14% – ein Rückgang um 22 Prozentpunkte (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 78).[2]

Beide Replikations-Untersuchungen stimmen also darin überein, daß die Unzufriedenheit mit der Schule wächst: Die Erinnerungen wie die aktuellen Erfahrungen mit der Schule sind zunehmend negativ eingefärbt. Und in der Erinnerung wie der aktuellen Erfahrung wird vor allem der Lehrer, etwas allgemeiner: die Leistungsbeurteilung und die Chancenzuweisung durch die Schule negativ beurteilt. Aber nur die Unzufriedenheit mit dem allgemeinbildenden Schulwesen wächst in diesem

* Anmerkungen s. S. 444

Tabelle 1: Unzufriedenheit mit dem allgemeinbildenden und dem berufsbildenden Schulwesen 1982, nach Alter, erreichtem Schulabschluß und Berufstätigkeit

Untersuchungsgruppe			Unzufriedenheit in % mit	
	n	%	allgemeinbildendem Schulwesen	berufsbildendem Schulwesen
alle (15–30 Jahre)	2 012	100	42	32
schulische Ausbildung	595	30	45	36
berufliche Ausbildung	257	13	37	28
voll erwerbsfähig	753	37	40	30
15–17 Jahre	436	22	30	28
18–21 Jahre	543	27	42	35
22–25 Jahre	480	24	47	36
26–30 Jahre	552	27	48	29
Hauptschule ohne Lehre	249	12	28	30
Hauptschule mit Lehre	683	34	31	29
Mittlere Reife	568	28	43	29
Abitur	444	22	67	43

Frageformulierung: Würden Sie sagen, daß heute die Lage im Schulwesen, gemeint sind vor allem Grund-, Haupt-, Realschulen sowie Gymnasien, zufriedenstellend oder nicht zufriedenstellend ist?
Und würden Sie sagen, daß heute die Lage im beruflichen Bildungswesen, gemeint sind Lehrlingsausbildung, Berufsschule und Berufsfachschule, zufriedenstellend oder nicht zufriedenstellend ist?
Quelle: Sinus, 1985, 487–498.

Ausmaß; die Unzufriedenheit mit dem berufsbildenden Schulwesen nimmt viel weniger zu und ist durchweg geringer. 1962 sagten 65% der Lehrlinge, daß ihre Berufsausbildung »ihren Vorstellungen entspräche«, 1983 58% der Auszubildenden – ein Rückgang von nur 7 Prozentpunkten (*Allerbeck/Hoag*, 1985b, 39). Hält man beide Trends nebeneinander, so verliert im gleichen Zeitraum die allgemeinbildende mehr als vier mal so viel Gunst wie die berufsbildende Ausbildung: Der Rückgang der Zufriedenheit mit der allgemeinbildenden Schule kann nicht nur globale Trends wie den Anstieg der Ansprüche oder die Schärfung des kritischen Bewußtseins widerspiegeln, er muß auf spezifischen Erfahrungen mit dem allgemeinbildenden Schulwesen beruhen. Auch daß in der Frage zum berufsbildenden Schulwesen ein etwas weniger strenger Anspruch ausgedrückt wird als in der Frage zum allgemeinbildenden Schulwesen, kann die Diskrepanz nicht erklären. Wenn nämlich in einer anderen, 1982 durchgeführten Untersuchung, deren Ergebnisse in Tabelle 1 dargestellt sind, die Zufriedenheit mit vollkommen analogen Formulierungen erfragt wird, schneidet das berufliche wiederum besser ab als das allgemeinbildende Schulwesen: 42% der 15–30jährigen bewerten das allgemeinbildende Schulwesen als »nicht zufriedenstellend«, aber nur 32% das berufsbildende Schulwesen.

2.1.1. Leistungsdruck als Grund der Unzufriedenheit

Trotz eines Anwachsens der weiterführenden Schulbildung und eines entsprechenden objektiven Bedeutungsverlusts der beruflichen Bildung also, ist die allgemeinbildende Schule und nicht das berufsbildende Schulwesen der Verlierer in der Gunst der Jugendlichen. Mehr noch: Wie Tabelle 1 zeigt, ist die Unzufriedenheit mit dem allgemeinbildenden Schulwesen bei Schülern höher als bei Auszubildenden und Erwerbstätigen und steigt mit dem Alter um fast 20, mit der Allgemeinbildung um fast 40 Prozentpunkte an. Wer in der Schule ist, wer besonders lange in ihr ist und wer besonders weit in ihr gekommen ist, ist besonders unzufrieden mit ihr. Offenbar hängt die Unzufriedenheit mit der Aufgabe des allgemeinbildenden Schulwesens zusammen, seine Absolventen in höhere soziale Positionen zu schleusen; es ist weniger der Erziehungsauftrag als die Plazierungsfunktion, die Kritik an der Schule hervorruft.

Auf eine offene Nachfrage nach dem Grund der Unzufriedenheit nannten die unzufriedenen 15–30jährigen 1982 mit 25 % am häufigsten den Leistungsdruck, vor sachlichen Mängeln wie Lehrermangel, Unterrichtsausfall und zu großen Klassen und vor traditionellen Vorwürfen an die Schule wie Realitätsferne und Dominanz der Lehrer (Sinus, 1983, 78; Sinus, 1985, 490–495). Und wenn in derselben Untersuchung aus einer Vielzahl vorgegebener Probleme die ausgewählt werden müssen, die die Jugendlichen »persönlich betreffen«, so wird von den drei vorgegebenen innerschulischen Problemen der Leistungsdruck am häufigsten genannt: 33 % nennen den »Leistungsdruck in Schule und Beruf«, 28 % die Aussage, »daß man in den Schulen so wenig auf das spätere Leben vorbereitet wird«, und 22 % die Aussage, »daß Jugendliche in Schule und Betrieb so wenig mitbestimmen können«. Die Rangfolge bleibt bestehen, ob man nun Schüler, Auszubildende und Erwerbstätige, oder verschiedene Altersgruppen oder verschiedene Ausbildungsgruppen betrachtet, obwohl alle drei Probleme häufiger von Schülern als von Auszubildenden oder Erwerbstätigen, häufiger von Jüngeren als von Älteren und häufiger von besser als von weniger gut Ausgebildeten genannt werden (Sinus, 1985, 472–486): Ganz allgemein werden schulische Probleme von Schülern, und besonders von privilegierten Schülern häufiger genannt.

Obwohl schon Spitzenreiter, nimmt die Kritik am Leistungsdruck noch zu. Zwei Trends dazu seien zitiert. Erstens: 1972 meinten 23 %, 1973 25 % und 1979 33 % der 17–29jährigen, »die Anforderungen, die heute in der Schule/im Berufsleben an den Einzelnen gestellt werden«, seien »sehr hoch« – ein Zuwachs um 10 Prozentpunkte; gleichzeitig sank der Anteil derer, die die Leistungsansprüche als »gut« empfanden von 75 % auf 59 % – ein Rückgang um 19 Prozentpunkte (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1980, 40). Während der siebziger Jahre wird also immer mehr Leistungsdruck empfunden und zunehmend negativ bewertet. Leider wird in dieser Untersuchung nicht zwischen Beruf oder Schule unterschieden. Wird diese Unterscheidung getroffen, so ändert sich jedoch nichts am starken Gefühl des Leistungsdrucks unter Schülern und Studenten – wie der zweite Trend belegt, der in Tabelle 2 dargestellt ist.

Auf den ersten Blick scheint zwischen 1975 und 1986 der Leistungsdruck bei

Tabelle 2: Leistungsdruck bei 13–24jährigen 1975–1986

	Schüler, Student			Berufstätige	
Leistungdruck	1975	1986		1975	1986
sehr groß	28	18	(23)	16	13
deutlich	41	39	(49)	35	32
mittel	24	18	(23)	29	42
wenig/gar nicht	6	5	(6)	11	10
keine Antwort	1	21		9	3
N (= 100%)	539	746		948	379
N als % der Gesamtstichprobe	35,8	70,3		63,0	35,8
N der Gesamtstichprobe	1505	1060		1505	1060

Frageformulierung: Empfinden Sie den Leistungsdruck an der Schule (bzw. an Berufstätige: im Beruf bzw. im Betrieb) als sehr groß, deutlich, mittel, wenig oder gar nicht?

Quelle: EMNID Jugendstudie 1975 und 1986. *Blücher*, 1975, Band II, 54–57. EMNID, 1986a, 67–72.

Hinweise: In der Stichprobe 1975 sind Schüler/Studenten unterrepräsentiert. In der Stichprobe 1986 addieren sich Schüler/Studenten und Berufstätige zu über 100%, weil Berufsschülern beide Fragen gestellt wurden.

Schülern und Studenten zurückzugehen. Da aber die Antwortverweigerungen bei Schülern und Studenten sprunghaft ansteigen, sinken alle inhaltlichen Antworten auf die Frage nach dem Leistungsdruck. Schließt man die Antwortverweigerungen aus der Basis der Prozentuierung – wie in den eingeklammerten Zahlen der Tabelle – aus, so kann von einem Rückgang des empfundenen Leistungsdrucks nicht die Rede sein; im Gegenteil: in den beiden stärksten Kategorien zusammen wächst er um 3 Prozentpunkte an. Woher aber kommen die zahlreichen Antwortverweigerungen unter Schülern und Studenten 1986: Vielleicht wurden 1975 die Befragten durchweg zu einer Antwort gedrängt, 1986 aber die Verweigerung ihnen freigestellt? Das aber ist nicht möglich, wie ein Blick auf die Antwortverweigerungen bei den Berufstätigen zeigt: Sie gehen in den gleichen Erhebungen zurück. Die Zunahme der Antwortverweigerung der Schüler und Studenten muß ihren Grund also in den Befragten, nicht in der Befragung haben. Eine Vermutung drängt sich hier als mögliche Erklärung auf. Während 1976 die Erkenntnis des Leistungsdrucks noch relativ neu und das Bekenntnis zu ihm wohl eher als Kritik der Institution denn als Schwäche der Person verstanden wurde, haben 1986 neue, bedrängendere Probleme der Jugend öffentliche Beachtung gefunden, vor allem die Arbeitslosigkeit. Im Vergleich dazu wird das Bekenntnis von Schülern und Studenten zum Leistungsdruck wohl weniger wohlwollend hingenommen als früher. Vermutlich verweigern daher gerade die Schüler und Studenten die Antwort, die mit einem besonders starken Leistungsdruck weniger eine persönliche Erfahrung als eine Kritik an der Institution herausstellen wollten. Daß gerade die »sehr große« Empfindung des Leistungsdrucks besonders stark – von 28 % auf 18 % – zurückgeht, stützt diese Interpretation.

Kritik an der Schule ist nichts Neues. Daß aber Leistungs*druck* als Kritikpunkt an der Schule sich heute vor alle pädagogischen Probleme und Mängel der Ausstattung geschoben hat, ist vermutlich neu. Leistungsdruck ist wohl ein Schlagwort, das auf andere Dinge verweist als es benennt. Leistungsdruck wird nicht in der Schule

produziert, sondern auf die Schule ausgeübt; er wird zwar in der Schule spürbar, aber er kommt von außen. Er charakterisiert die Erwartungen, die Eltern oder Schüler mit dem Übergang in den Beruf verbinden. Einige empirisch abgesicherte Überlegungen sollen diese These stützen.

2.1.2. Erwartete Berufschancen als Ursache und öffentliche Meinung als Verstärker der Empfindung des Leistungsdrucks

Ein erster Beleg der These ergibt sich aus einem Rückblick auf Tabelle 2. Sowohl 1975 wie 1986 empfinden Schüler und Studenten häufiger »sehr großen« oder »deutlichen« Leistungsdruck als Berufstätige. Das könnte seinen Sachgrund darin haben, daß nur in der Schule die Leistungsbeurteilung die Laufbahn bestimmt. Man muß die Schuljahre ja durchlaufen; aber man ist nicht gezwungen, die Berufslaufbahn als Leistungskarriere aufzufassen. Würden sowohl Schüler und Studenten wie auch Berufstätige Leistungsdruck nur als den Druck formalisierter Bewertungen und unumgänglicher Höherstufungen verstehen, dann ließe sich die stärkere Empfindung bei Schülern und Studenten tatsächlich als Ausdruck unterschiedlicher Lebensverhältnisse verstehen. Im Alltagsverständnis aber ist mit Leistungsdruck mehr als das gemeint: Man muß sich nach festen Arbeitszeiten und nach fremden Anweisungen richten, sich in Hierarchien oder Kooperationszusammenhänge einordnen, Aufgaben unter dem Zwang von Sanktionen in einer bestimmten Zeit erledigen usw. In dieser Hinsicht aber enthält das Leben des Schülers und Studenten weniger Leistungsdruck als das Leben des Berufstätigen. Das gängige Verständnis des Wortes vorausgesetzt, ist es nicht plausibel, daß Schüler und Studenten einen stärkeren Leistungsdruck empfinden als Berufstätige. Es wird allein dann plausibel, wenn man annimmt, daß eine zukünftige Schwierigkeit sich schon auf das heutige Leben von Schülern und Studenten auswirkt und von ihnen als Leistungsdruck empfunden wird. Im Vergleich zu Berufstätigen haben Schüler und Studenten nämlich einen gravierenden Nachteil: Sie haben noch keinen Beruf und müssen einen finden. Daß man bestimmte Berufe nur mit bestimmten schulischen Abschlüssen erreichen kann, bewirkt vermutlich eine gesteigerte Angst um Schulleistungen, die als Druck zur Leistung empfunden werden kann.

Die Empfindung des Leistungsdrucks in der Schule ergibt sich nicht nur durch Druck von außen; auch die Äußerung dieser Empfindung wird von außen gefördert: Kritik an der Schule wird von der öffentlichen Meinung getragen und es besteht die Versuchung, sich ihr ganz unabhängig von Erfahrungen in der Schule anzuschließen. Darauf deuten drei Zusammenhänge des Leistungsdrucks bzw. der Unzufriedenheit mit dem Alter oder mit der Schulbildung. Erstens: Die Häufigkeit, mit der Leistungsdruck als ein Kritikpunkt der Schule genannt wird, steigt mit dem Alter an; während nur 13% der 15–17jährigen, die mit der Schule unzufrieden sind, Leistungsdruck als Antwort auf eine offene Frage nach dem »Anlaß zur Unzufriedenheit mit dem Schulwesen« nennen, sind es 37% der 22–25jährigen. Wäre Leistungsdruck in der Hauptsache eine Erfahrung in der Schule, müßte es umgekehrt sein. Daß Leistungsdruck mit steigendem Alter häufiger genannt wird, kann man aus der stärkeren Teilhabe der Älteren an den öffentlichen Diskussionen zum

Thema Leistungsdruck erklären – oder auch aus der Erfahrung, daß der Leistungsdruck tatsächlich nicht in der Schule allein produziert wird. Die Jüngeren auf der anderen Seite kritisieren die traditionellen pädagogischen Probleme und die Ausstattungsmängel der Schule häufiger als den Leistungsdruck: Von den 15–17jährigen, die mit der Schule unzufrieden sind, nennen 15% einen realitätsfernen Unterricht, 14% zu viel Einfluß der Lehrer, 19% Lehrermangel und 21% zu große Klassen als Ursache. In der Altersgruppe, wo die aktuelle Erfahrung der Schule am häufigsten ist, werden erfahrene Mängel am häufigsten an der Schule kritisiert (Sinus, 1985, 490). Zweitens: Wenn man die Unzufriedenheit und den Leistungsdruck, der ihre Ursache ist, gleichsetzt, dann gilt die gleiche Überlegung für den Anstieg der Unzufriedenheit mit dem allgemeinbildenden Schulwesen mit dem Alter, der schon in Tabelle 1 dargestellt wurde. Drittens: Ein weiterer Rückblick auf Tabelle 1 zeigt, daß nicht allein die Unzufriedenheit mit dem allgemeinbildenden, sondern auch mit dem berufsbildenden Schulwesen bei Schülern größer ist als bei Auszubildenden und Erwerbstätigen und daß nicht allein die Unzufriedenheit mit dem allgemeinbildenden, sondern auch mit dem berufsbildenden Schulwesen mit der Bildung ansteigt. Die Steigerung der Unzufriedenheit mit dem berufsbildenden Schulwesen bei Schülern und besser Ausgebildeten aber läßt sich nicht durch Erfahrungen erklären. Schüler und Abiturienten kennen ja die berufsbildenden Schulen nicht. Ihre gesteigerte Unzufriedenheit mit dem berufsbildenden Schulwesen beruht offenbar auf einer allgemein stärker kritischen Einstellung zum Bildungswesen, die vermutlich auf einer stärkeren Teilhabe an schulkritischen Strömungen in der öffentlichen Meinung beruht.

2.2. Hintergründe der Unzufriedenheit

Die Bildungsexpansion bedeutet zwar mehr Bildungschancen, aber nicht mehr Berufschancen. Mehr Jugendliche gehen heute auf weiterführende Schulen, aber nicht allen stehen die gleichen Chancen offen, die früher einige wenige mit weiterführenden Abschlüssen hatten. Vor allem aber garantieren weiterführende Bildungsabschlüsse nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit, ja Automatik wie vor der Bildungsexpansion »entsprechende« berufliche und soziale Positionen. Jeder versucht darum, seine persönlichen Chancen mit gesteigerten Anstrengungen zu verbessern. Die Bildungsexpansion hat erstens die Konkurrenz unter den Jugendlichen verschärft und damit bewirkt, daß zweitens Bildungschancen skeptischer beurteilt werden und drittens die Schule vor allem unter Zweckgesichtspunkten gesehen wird. Diese drei Entwicklungen können hinter dem Anstieg der Unzufriedenheit stehen; sie lassen sich an Meinungsumfragen bei Jugendlichen belegen.

2.2.1. Selektions- statt Mangelprobleme

Im Jahre 1984 wurden 45–54jährige und 15–24jährige gebeten, auf die Probleme zurückzublicken, die sie »in der Schul- und Ausbildungszeit« hatten. Frage und Antwortvorgaben waren dabei so weit formuliert, daß nicht nur Probleme in Schule

Tabelle 3: Probleme in Schul- und Ausbildungszeit bei Erwachsenen 1984 (45–54 Jahre, Jugend der 50er Jahre) und Jugendlichen 1984 (15–24 Jahre)

	Jugend der 50er Jahre		Jugend der 80er Jahre	
Problem	%	Rang	%	Rang
aus Geldgründen nicht in gewünschte Schule/Ausbildung	33	1	4	10
nicht in gewünschten Ausbildungsberuf	32	2	21	3
mußte als Kind voll arbeiten	19	3	3	11
lange Fahrzeiten	18	4	24	2
wegen Umzug mehrfach Schule gewechselt	9	5	8	5
keine Lehrstelle gefunden	6	7	7	6.5
Lehre abgebrochen	6	7	5	8.5
Sitzengeblieben	6	7	28	1
mußte wegen Schule/Ausbildung Elternhaus verlassen	5	10	5	8.5
nicht für Realschule/Gymnasium zugelassen	5	10	10	4
anderes	5	10	7	6.5
keine Probleme	21		28	
Summe der Nennungen	145		150	
N	729		1472	

Frageformulierung: Ich habe hier eine Liste mit Problemen, die in der Schul- und Ausbildungszeit vorkommen können. Welche davon sind bei Ihnen (bzw. Dir) vorgekommen? Listenvorgabe, Mehrfachnennungen.

Quelle: *Fischer* u. a., 1985, Band 5, 169 und 263.

und Ausbildung, sondern auch Probleme angesprochen waren, die sich bei der Verwirklichung persönlicher Pläne durch Schule oder Ausbildung ergaben. Die 1984 45–54jährigen berichten die Probleme der Jugend der 50er Jahre, die 1984 15–24jährigen die Probleme der Jugend der 80er Jahre. Häufigkeiten und Rangplätze der Probleme beider Gruppen sind in Tabelle 3 dargestellt.

Zunächst fällt auf, daß die Jugend der 50er Jahre keineswegs seltener Probleme mit Schule oder Ausbildung hatte als die Jugend der 80er Jahre. Obwohl 1984 die Jugend der 50er Jahre sich an eine viel frühere Zeit zurückerinnern mußte als die Jugend der 80er Jahre, gibt sie seltener an, keine Probleme gehabt zu haben und nennt fast genauso viele einzelne Problempunkte wie die Jugend der 80er Jahre. Nicht die Häufigkeit, sondern die Art der Probleme muß für die Unzufriedenheit der Jugend heute mit der Schule verantwortlich sein. Vergleicht man nun Häufigkeit und Rangplätze der Problem-Nennungen zwischen den beiden Generationen, so ergibt sich eine klare Tendenz der Veränderung. Auf der einen Seite stehen die Probleme »aus Geldgründen nicht in gewünschte Schule/Ausbildung« und »mußte als Kind voll arbeiten« bei der Jugend der 50er Jahre an erster und dritter, bei der Jugend der 80er Jahre jedoch an letzter und vorletzter Stelle. Auf der anderen Seite stehen bei der Jugend der 80er Jahre »Sitzengeblieben« und »Nicht für Realschule/Gymnasium zugelassen« an erster und vierter Stelle, bei der Jugend der 50er Jahre jedoch ganz unten. Für Mangelprobleme im Elternhaus, unter denen die Jugend der 50er Jahre litt, hat die Jugend der 80er Jahre sich Selektionsprobleme in der Schule eingehandelt. Die Ursachen der Unzufriedenheit mit der Schule werden nicht mehr

im Elternhaus, sondern in der Schule gesehen. Wenn früher beschränkte Mittel viele Eltern davon abgehalten haben, ihre Kinder in weiterführende Schulen zu schicken, so tauchte für die Schule das Problem erst gar nicht auf, daß sie Kinder zurückweisen oder zurückstufen mußte. Wenn heute die Mehrzahl der Eltern ihre Kinder auf weiterführende Schulen schicken, so muß die Schule zurückweisen und »sieben«. Mit der Bildungsexpansion, mit dem Anstieg der Nachfrage nach weiterführenden Schulen wird das Problem der Selektion offenbar. In der Schule sieht es so aus, als sei der Leistungsdruck verstärkt worden; tatsächlich aber ist der Druck auf die Schule verstärkt worden, und sie muß darauf reagieren. So wächst die Unzufriedenheit mit der Schule, ohne daß die Lebensbedingungen in der Schule sich verschlechtert haben.

2.2.2. Rückgang der wahrgenommenen Chancengleichheit

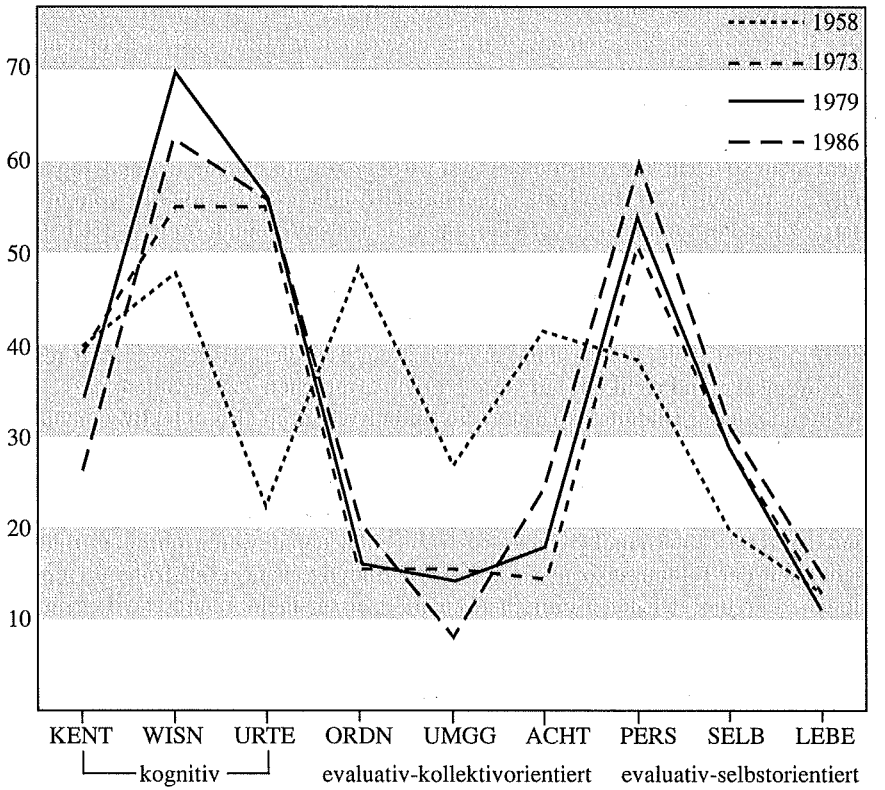
Verschärfte Selektion bedeutet verminderte Chancengleichheit. Die Wahrnehmung der Bildungschancen sollte sich daher mit der Bildungsexpansion verschlechtert haben. Dies sollte bei den Betroffenen, den Jüngeren und den besserer Ausgebildeten stärker sein als in der Bevölkerung insgesamt, die gleichsam nur beobachtend an der Bildungsexpansion teilnimmt. Genau diese Vermutungen lassen sich in Bevölkerungsumfragen bestätigen, die es erlauben, Jugendliche mit Älteren und besser Ausgebildete mit weniger Ausgebildeten im Zeitverlauf zu vergleichen.
Die Wahrnehmung der Bildungschancen verschlechtert sich in den letzten drei Jahrzehnten in der gesamten Bevölkerung. »Hat bei uns jeder die Möglichkeit, sich ganz nach seiner Begabung und seinen Fähigkeiten auszubilden?« Diese Frage wird vor der Bildungsexpansion – 1958 und 1963 – von 66% bzw. 73% der Bevölkerung bejaht, nach der Bildungsexpanion – 1979 und 1986 – von 50% bzw. 52% der Bevölkerung (*Meulemann*, 1982, 1987a). Der Rückgang der positiven Wahrnehmung von Bildungschancen aber ist in der jüngeren (unter 34jährigen) Bevölkerung mit 20 Prozentpunkten ungefähr dreimal so stark wie in der älteren (über 34jährigen) Bevölkerung mit 7 Prozentpunkten; weiterhin ist der Rückgang in der Gruppe der Realschul- und Gymnasialabsolventen mit 22 Prozentpunkten mehr als dreimal so stark wie in der Gruppe der Hauptschulabsolventen mit nur 6 Prozentpunkten; schließlich ist der Rückgang in den jüngeren Gruppen der Realschul- und Gymnasialabsolventen am stärksten und stärker als in allen Altersgruppen mit Hauptschulabschluß und in den älteren Gruppen der Realschul- und Gymnasialabsolventen (*Meulemann*, 1987a).[3] Kurzum: Der Rückgang wahrgenommener Chancengleichheit wird durch Alter abgeschwächt, durch Bildung verstärkt und ist am stärksten in der jungen Gruppe mit guter Bildung.
Aber nicht allein im Bildungswesen, auch in der Gesellschaft insgesamt wird Chancengleichheit von den Jugendlichen als rückläufig wahrgenommen – wie zwei Zeitreihen belegen, die allerdings nicht in die 50er, sondern nur in die 70er Jahre zurückreichen. Erstens: 1975 sagten 37% der 13–24jährigen »die Chancen, im Leben zu etwas zu kommen seien in der Bundesrepublik gleichverteilt«, 1986 waren es jedoch nur noch 29% (*Blücher*, 1975, Band II, 106; EMNID, 1986a, 145). Zweitens: Zwischen 1973 und 1985 verliert die Aussage, daß »in unserer Gesell-

schaft jeder die gleiche Chance hat, nach oben zu kommen«, bei 15–16jährigen Haupt-, Realschülern und Gymnasiasten etwa 10% Anhänger (*Fend/Prester*, 1985). Der Rückgang wahrgenommener Chancengleichheit im Bildungswesen und in der Gesellschaft könnte sich auf der einen Seite dadurch ergeben haben, daß mit dem Bildungsniveau auch das kritische Bewußtsein gegenüber der Gesellschaft gestiegen ist, so daß die Rechtfertigung von Ungleichheit durch die Gleichheit der Chancen nicht mehr so leicht wie früher akzeptiert wird; er könnte sich auf der anderen Seite aber auch dadurch ergeben haben, daß mit der Bildungsexpansion die Konkurrenz um soziale Positionen sich verschärft hat und als Verminderung von Chancen empfunden wird. Beide Erklärungen werden zutreffen; es ist schwer, empirisch ihr relatives Gewicht zu ermitteln. In jedem Fall ist in beiden Erklärungen der Rückgang der wahrgenommenen Chancengleichheit eine Folge der Bildungsexpansion; in jedem Falle auch scheint zumindest ein Teil dieses Rückgangs auf realen Erfahrungen – und nicht nur auf gesteigerten Ansprüchen – zu beruhen.
Während mit der Bildungsexpansion die Bildungschancen also objektiv zunehmen, sieht die Bevölkerung subjektiv eine Verschlechterung der Chancen; am stärksten wird ein Verlust von Bildungschancen dort wahrgenommen, wo man selber noch in der Ausbildung steht und wo man vom Bildungswesen profitiert: bei den Jungen und den Realschülern und Gymnasiasten. Jugendliche mit weiterführender Bildung haben mit der Bildungsexpansion weit mehr Bildungschancen als frühere Generationen. Für die gleichen Berufschancen müssen sie mehr schulische Leistungen erbringen; eine gestiegene Bedeutung von Noten und Abschlüssen, mehr Konkurrenz und weniger Kameradschaft, kurzum: erhöhter »Leistungsdruck« sind die Folge. Auf schulische Leistung kann man immer weniger verzichten; aber gute Leistungen sind immer weniger ein Unterpfand für den Lebenserfolg.

2.2.3. Instrumentalisierung der Schule

Verschärfte Selektion mindert nicht allein die wahrgenommenen Bildungschancen, sie verengt auch die Sicht schulischer Ziele aufs Instrumentelle. Zwischen 1958 und 1986 wurden repräsentative Bevökerungsquerschnitte gefragt, »was die Kinder auf der Schule ganz allgemein in erster Linie mitbekommen sollten«. Vorgegeben waren drei kognitive Ziele (Kenntnisse für den Beruf, Vielseitiges Wissen und Eigene Urteilsfähigkeit), drei evaluativ-kollektivorientierte Ziele (Ordnung und Disziplin, Gute Umgangsformen und Achtung vor den Mitmenschen) und drei evaluativ-selbstorientierte Ziele (Persönliche Selbständigkeit, Sicheres Selbstbewußtsein und Lebensfreude); aus dieser Liste von 9 Werten sollten die drei ausgewählt werden, die »am wichtigsten erscheinen«. In der Gesamtbevölkerung gewinnen zwischen 1958 und 1986 die kognitiven und die evaluativ-selbstorientierten Ziele kontinuierlich an Boden, die evaluativ-kollektivorientierten fallen kontinuierlich zurück. Wie Abbildung 1 zeigt, findet sich unter den 16–24jährigen die gleiche Entwicklung, jedoch nicht als kontinuierliche Tendenz, sondern als schroffer Gegensatz des einen Zeitpunkts vor der Bildungsexpansion – 1958 – mit den drei Zeitpunkten nach der Bildungsexpansion – 1973, 1979 und 1986. Von den drei kognitiven Werten fällt Kenntnis für den Beruf zurück, während Vielseitiges Wissen

Abbildung 1: Schulische Zielwerte in der 18-24jährigen Bevölkerung 1958–1973–1979–1986



KENT Kenntnisse für den Beruf
WISN Vielseitiges Wissen
URTE Eigene Urteilsfähigkeit
ORDN Ordnung und Disziplin
UMGG Gute Umgangsformen
ACHT Achtung vor den Mitmenschen
PERS Persönliche Selbsständigkeit
SELB Sicheres Selbstbewußtsein
LEBE Lebensfreude

Quelle: Zentralarchiv-Studien Nr. 0022, 1021, 1017, 1500.

und Eigene Urteilsfähigkeit ansteigen; nicht spezifische, wohl aber allgemeine kognitive Ziele der Schule werden wichtiger für die Jugendlichen. Alle drei evaluativ-kollektivorientierten Ziele fallen deutlich ab, und die evaluativ-selbstorientierten Ziele – mit Ausnahme von Lebensfreude – steigen an.

Diese Tendenzen fügen sich zu einem Bild zusammen: Die Jugendlichen haben ihre Wahrnehmung der Funktionen des Bildungswesens so gewandelt, wie man es als Folge der Bildungsexpansion erwarten könnte. Wenn die Bildungsexpansion von den Jugendlichen verstärkte Leistungsanstrengungen erzwingt, dann ist es selbstverständlich, daß kognitive Ziele der Schule für die Schüler an Bedeutung gewinnen. Und gerade die allgemeinen kognitiven Ziele werden in der Leistungskonkurrenz immer wertvoller, während spezifisch kognitive Ziele – Kenntnisse für den Beruf – nur kurzfristig und beschränkt von Nutzen sind. Kognitive sind ihrer Natur nach

selbstbezogene Werte; ihre wachsende Bedeutung deutet darauf, daß die Jugendlichen die Schule zunehmend instrumentell für ihren persönlichen Lebensplan sehen. Eine analoge Entwicklung aber findet sich auch innerhalb der evaluativen Werte. Hier gewinnt eine gewisse Ellbogen-Mentalität, die durch persönliche Selbständigkeit und sicheres Selbstbewußtsein angedeutet wird, die Oberhand über solidarische Einstellungen, die durch Achtung vor den Mitmenschen repräsentiert sind; selbst Ordnung und Disziplin und Gute Umgangsformen können als Repräsentanten solidarischer Einstellungen gewertet werden: Sie bezeichnen ja nicht nur konventionelle Sekundär-Tugenden, sondern auch die Bereitschaft des Einzelnen, sich an für alle verbindliche Regeln zu halten. Kurzum: Der Wandel der schulischen Zielwerte bei den Jugendlichen deutet auf eine Instrumentalisierung der Schule, die als Reaktion auf die Folgen der Bildungsexpansion verständlich ist.
Wachsende Skepsis gegenüber der Lebensbedeutsamkeit der Schule und zunehmende Instrumentalisierung der Schule können in gleicher Weise auf die verschärfte Selektion in der Schule zurückgeführt werden. Sie widersprechen sich nur scheinbar; als Reaktion auf die Bildungsexpansion passen sie zusammen. Wenn die Beteiligung an weiterführender Schulbildung stark ansteigt, dann kann man nicht mehr auf die Statusgarantie von Bildungsabschlüssen vertrauen und muß dennoch verstärkt auf die Schule als Mittel der persönlichen Lebensplanung setzen. Die wachsende Skepsis und die zunehmende Instrumentalisierung aber können die wachsende Unzufriedenheit an der Schule erklären, die in den letzten drei Jahrzehnten beobachtet wurde.

3. Die Schule und die anderen Erziehungsmächte

Wenn die Unzufriedenheit der Jugendlichen mit der Schule in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, so könnten Eltern und Freunde an Bedeutung für die Jugendlichen gewonnen haben. Haben sich die Einflußgrenzen zwischen den drei Erziehungsmächten verschoben?

3.1. Einflußgrenzen zwischen Schule, informeller Jugendgruppe und Elternhaus

Informelle Jugendgruppen – Freundeskreise, peer-groups oder Cliquen, die sich als zusammengehörig verstehen, ohne die Zusammengehörigkeit in der Form eines Vereins oder einer Organisation zu regeln – haben ihren sozialen Ort zwar nicht in der Schule, sondern in der Freizeit (vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band). Aber sie können durchaus durch die Schule gefördert werden: Die Altersklasse ist ein Ausgangspunkt für die Bildung von Jugendgruppen, und der Status des Schülers schafft den zeitlichen und sozialen Freiraum für die Mitgliedschaft in Jugendgruppen. Gleichzeitig mit der Bildungsexpansion müßten informelle Jugendgruppen sich daher stark verbreitet haben. Das ist in der Tat der Fall – wie zwei Replikationsuntersuchungen zeigen. Erstens: Während 1962 nur 16% der 16–18jährigen angaben, Mitglied einer Clique zu sein, sind es 1983 57% (*Allerbeck/Hoag*, 1985a, 40). Zweitens: Während 1964 nur 26% der 15–24jährigen angaben, sich

regelmäßig in einem Kreis von jüngeren Leuten zu treffen, sind es 1984 37% (*Zinnecker*, 1987, 261). Wider Erwarten aber ist – wie beide Replikations-Untersuchungen übereinstimmend belegen – das Anwachsen der Cliquen gerade nicht durch die Tatsache bedingt, daß immer mehr Jugendliche Schüler sind: Während die Cliquen-Mitgliedschaft in den 60er Jahren unter Schülern am häufigsten war, ist sie in den 80er Jahren unter Auszubildenden am häufigsten zu finden; entsprechend ist die Mitgliedschaft in Cliquen unter Schülern geringer angestiegen als unter Lehrlingen, Auszubildenden und selbst noch unter Berufstätigen (*Allerbeck/Hoag*, 1985b, 12; *Zinnecker*, 1987, 265). So plausibel es sein mag, das Anwachsen der Cliquen auf die Bildungsexpansion zurückzuführen, so wenig läßt es sich empirisch belegen. Im Gegenteil: Hätte sich der Anteil der Schüler an den Jugendlichen nicht gesteigert, so wäre das Wachstum der Cliquen noch größer gewesen. Die Ausbreitung der informellen Jugendgruppe in der Bundesrepublik zwischen den 60er und den 80er Jahren ist eine eigenständige kulturelle Entwicklung, die von strukturellen Entwicklungstrends, wie der Bildungsexpansion, unabhängig ist. Informelle Jugendgruppen haben sich mit, aber nicht durch die Bildungsexpansion verbreitet.
Die informelle Jugendgruppe mag ihren Brennpunkt nicht in der Schule haben und sich unabhängig von der Bildungsexpansion verbreitet haben; dennoch aber ist sie auch Teil des Schullebens. Als Teil des Schullebens ist die Gleichaltrigengruppe – die nicht mit einer informellen Gruppe identisch sein muß und durch den Klassenverband geprägt sein kann – in den letzten drei Jahrzehnten immer wichtiger geworden. Fragt man Jugendliche zwischen 15 und 24 Jahren 1953 und 1955 nach guten Erinnerungen an die Schulzeit, so nennen 8% bzw. 13% das Verhältnis zu den Schulkameraden; fragt man die gleiche Altersgruppe 1984, sind es 47% – ein Zuwachs, der weit stärker ist als der generelle Zuwachs von positiven (oder auch negativen) Erinnerungen in diesem Zeitraum (*Fuchs/Zinnecker*, 1985). Die wichtigste positive Erinnerung 1953 und 1955 sind einzelne Unterrichtsfächer, die wichtigste positive Erinnerung 1984 sind die Schulkameraden. Pointiert könnte man sagen: Das Mittel, das Zusammensein, hat sich auf Kosten des Zwecks, des Lernens, in den Vordergrund der Wahrnehmung der Schüler geschoben; die Schule verliert als Lernort, sie gewinnt als sozialer Ort. Allerdings hat dieser Wandel wohl im wesentlichen zwischen den 50er und 70er Jahren stattgefunden: Zwischen 1975 und 1986 ergibt sich jedenfalls kein Zuwachs im Prozentsatz derer, die »den Zusammenhalt in der Schulklasse« als gut oder sehr gut beurteilen: es sind zu beiden Zeitpunkten 50% (*Blücher*, 1975 Band II, 57; EMNID, 1986a, 73).
So wie die informelle Jugendgruppe die Qualität der Schule beeinflußt, so kann die Schule in die Familie hineinwirken. Vieles spricht dafür, daß die Eltern sich heute viel mehr um die Schulleistungen ihrer Kinder kümmern als noch eine Generation zuvor. »Wo Eltern ehedem nur die Zeugnisse ihrer Kinder ansahen, verfolgen sie heute die Note jeder Klassenarbeit. Und gerade die Eltern, die so den von der Schule ausgehenden Druck noch verstärken, klagen besonders laut über den Schulstreß« (*Allerbeck/Hoag*, 1985a, 81). Um so erstaunlicher ist, daß die Schulleistungen als Konfliktstoff in der Familie zwischen den 50er und den 80er Jahren an Bedeutung verloren haben. Vergleicht man die Rückerinnerungen von Erwachsenen 1984, die 1954 zwischen 15 und 24 Jahren alt waren, mit der den Erinnerungen

der 1984 15–24jährigen an Konflikte im Elternhaus, so fallen die Leistungen in der Schule als Konfliktstoff vom ersten auf den dritten Rangplatz zurück.[4] Für die Jugend der 50er Jahre liegen Schulleistungen als Konfliktstoff vor Kontrollproblemen des Elternhauses wie Ausgehen, Freundschaften und Unordentlichkeit; für die Jugend der 80er Jahre liegen Kontrollprobleme des Elternhauses wie Unordentlichkeit und mangelnde Mithilfe im Hause vor den Schulleistungen als Konfliktstoff (*Zinnecker*, 1985, 116).

Schulleistungen haben also als Thema an Bedeutung gewonnen, als Konfliktstoff aber an Bedeutung verloren. Das scheint widersprüchlich, läßt sich aber zusammenbringen. Vielleicht waren Schulleistungen früher Sache der Kinder und erst im Falle des Scheiterns Sache auch der Eltern, während heute Eltern und Kinder sich gemeinsam, in Wahrung der Statusinteressen der Familie um die Schulleistungen kümmern. Das ließe sich wiederum als eine Folge der Bildungsexpansion verstehen. Daß schulische Abschlüsse Sozialchancen nicht mehr garantieren können, bringt den Eltern ihre Verantwortung für den Sozialstatus der Kinder peinlich zu Bewußtsein. Das Thema Schulleistung durchzieht den Alltag in der Familie, aber Konflikte darüber werden gleichsam zu kostspielig. Sie würden Energien in der Familie vergeuden, die außerhalb der Familie, für den Statuserhalt in der Generationenfolge gebraucht werden. Zwei Belege für diese Interpretation seien genannt.

Erstens: Fragt man 13–24jährige Jugendliche 1975, ob ihre Eltern ihnen »im Leben, in Schule und Beruf nach Kräften helfen« oder »meinen, daß die Jugendlichen auch ohne Hilfe gut durchkommen können«, so wählen 66% der Schüler, Studenten und Lehrlinge die erste Alternative, aber nur 52% der berufstätigen Jugendlichen; von Jugendlichen mit Hauptschulbildung wird die erste Alternative zu etwa 50%, von Jugendlichen mit Realschul- und Gymnasialbildung zu über 60% gewählt (*Blücher*, 1975 Band II, 214); bei einer Replikation dieser Untersuchung 1986 bleiben diese Verteilungen ungefähr gleich (Auswertung der Zentralarchiv-Studie 1569). Gewiß ist die elterliche Karrierehilfe ein kulturelles Stereotyp; daß sie aber bei Jugendlichen in der Ausbildung und in weiterführenden Schulen häufiger auftritt, deutet auf den Zusammenschluß der Familie im Dienste des sozialen Aufstiegs durch Bildung.

Zweitens: Wie man aus Tabelle 4 und 5 ersehen kann, sind Schule und Beruf nicht nur das häufigste Gesprächsthema zwischen Eltern und Kindern, sondern auch das Thema mit der höchsten Übereinstimmung. Der schulisch-berufliche Lebensweg des Kindes – Arbeit, Beruf oder Schule – ist weitaus häufiger Gesprächsthema im Elternhaus als der private Lebensweg des Kindes – Freizeit, Freunde und sexuelle Fragen. Zwischen 1975 und 1986 hat das Gesprächsthema der schulisch-beruflichen Lebensplanung noch deutlich hinzugewonnen – viel mehr jedenfalls als das Thema der privaten Lebensplanung.

Beide Belege zeigen, wie stark die Familie als Einheit operiert, wenn es darum geht, die zukünftigen Sozialchancen des Kindes zu sichern. Schule und Beruf werden immer stärker Thema und immer weniger Konfliktstoff in der Familie. Andere Fragen – der private Lebensweg, aber auch Politik und Religion – werden in der Familie weitaus seltener diskutiert und verlieren zudem auch noch an Bedeutung. Innerhalb des privaten Kollektivs Familie wird die berufliche Lebensplanung des Kindes kollektiviert, die private Lebensplanung individualisiert. Was der Jugendli-

Tabelle 4: Gesprächsthemen 13–24jähriger Jugendlicher mit Eltern und Freunden 1975 und 1986: Prozent „mehrmals in der Woche" und Rangfolgen

	Eltern				Freunde			
	%		Rang		%		Rang	
Thema	1975	1986	1975	1986	1975	1986	1975	1986
Arbeit, Beruf oder Schule	37	47	1	1	40	54	2	2
Freizeit	32	41	2	2	51	67	1	1
Freunde, Freundinnen und Bekannte	24	26	3	3	39	50	3	3
Öffentliche Angelegenheiten und Politik	16	14	4	4	20	15	4	5
Religiöse Fragen	5	3	5	5	18	16	5	4
Sexuelle Fragen	3	2	6	6	4	4	6	6

Frageformulierung: Wenn Sie mit Ihrem Vater und/oder Ihrer Mutter (bzw. Ihren besten Freunden) zusammen sind, wie oft sprechen Sie untereinander über . . .?

Quelle: EMNID Jugendstudien 1975 und 1986. *Blücher* 1975, Band II, 174–179. EMNID 1986a, 238–248.

Tabelle 5: Übereinstimmung 13–24jähriger Jugendlicher mit Eltern und Freunden 1975 und 1986: Prozent und Rangfolge

	Eltern				Freunde			
	%		Rang		%		Rang	
Thema	1975	1986	1975	1986	1975	1986	1975	1986
Arbeit, Beruf oder Schule	59	53	1	1	78	78	1	1
Öffentliche Angelegenheiten und Politik	53	47	2	2	66	64	3	2
Religiöse Fragen	41	38	3	3	67	59	2	3
Sexuelle Fragen	32	29	4	4	47	40	4	4

Frageformulierung: Wenn Sie an die Ansichten Ihrer Eltern (bzw. Ihrer besten Freunde) bei diesen Fragen denken, stimmen Sie damit gewöhnlich völlig überein, sind Sie im großen und ganzen Ihrer Meinung, sind Sie eher verschiedener Meinung oder lehnen Sie ihre Meinung völlig ab?

Quelle: EMNID Jugendstudien 1975 und 1986. *Blücher*, 1975, Band II, 180–185. EMNID, 1986a, 251–255, 262–267.

che in der Freizeit macht, mit wem er zusammen ist und eventuell zusammenbleibt, das ist seine eigene Angelegenheit. So können Konflikte hier schon im Vorfeld gemieden werden. Aber welche Schule der Jugendliche besucht und welchen Beruf er ergreift, das kümmert Eltern und Kinder gleichermaßen. Konflikte sind so gleichsam vorprogrammiert, aber sie werden in einem erstaunlich hohen Ausmaß bewältigt – ganz offenbar im Interesse der sozialen Zukunft der Familie.

Die Einflußgrenzen zwischen Schule, informeller Jugendgruppe und Elternhaus haben also sich an zwei Stellen verändert. Erstens: Die informelle Jugendgruppe hat sich zwar unabhängig von der Bildungsexpansion durchgesetzt, aber sie ist in der Sicht der Jugendlichen der angenehmste Teil des Schulalltags geworden. Zweitens: Die Schule ist durch die Bildungsexpansion zwar zum beherrschenden Thema des Familienlebens geworden, aber sie ist nicht mehr so häufig wie noch vor drei Jahrzehnten Anlaß für Konflikte zwischen Eltern und Schülern. Informelle Jugend-

gruppe, Schule und Elternhaus haben ihre Positionen so verändert, daß die jeweils im Lebenslauf später auftretende und schwächere Erziehungsmacht in die frühere und stärkere hineinregiert. Diese gleichsam rückläufige Herrschaft der Erziehungsmächte übereinander überlagert ihre natürliche Rangfolge: Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß für die Jugendlichen nach wie vor die Familie wichtiger ist als die Schule und die Schule wichtiger als die informelle Jugendgruppe. Aber es lassen sich Verschiebungen der Einflußgrenzen beobachten: Die Schule dringt in die Familie und die informelle Jugendgruppe in die Schule.

3.2. Leistungsverteilung zwischen Schule, informeller Jugendgruppe und Elternhaus

Konzentriert man sich auf die schulische und berufliche Lebensplanung, so kann man zwei Leistungen der Erziehungsmächte für Jugendliche unterscheiden: therapeutische Unterstützung und Lebensvorbereitung. In der therapeutischen Unterstützung geht es um das innere Gleichgewicht, in der Lebensvorbereitung um die äußere Tüchtigkeit des Jugendlichen. In der ersten, nicht aber in der zweiten Hinsicht haben sich – wie es aussieht – die Gewichte zwischen den Erziehungsmächten umverteilt. Die therapeutische Unterstützung des Jugendlichen ist herkömmlich die Domäne der Eltern, aber die informelle Jugendgruppe hat hier an Bedeutung gewonnen – auf Kosten der Eltern. Zwischen 1953 und 1984 geht die Häufigkeit, mit der die Eltern als Gesprächspartner für »Sorgen und Nöte allgemein menschlicher Art« genannt werden, zurück; die Häufigkeit, mit der »Freund, Freundin« und – wichtiger noch, weil die Konnotation des Geschlechtspartners hier ausgeschlossen ist – »Freunde« genannt werden, steigt hingegen an (*Blücher*, 1975, 32). Aber auch im Jahre 1984 werden die Eltern von den 15–24jährigen Jugendlichen mit 41 % deutlich häufiger genannt als »Freunde« und »Bekannte« mit 15 % (*Zinnecker*, 1987, 279); zählt man hingegen bei den Jungen die Freunde und bei den Mädchen die Freundin zu den Freunden im Plural, so werden in der Tat bei beiden Geschlechtern Freunde häufiger als Eltern als Gesprächspartner in Sorgen und Nöten genannt. Die Eltern haben nicht abgedankt, aber das elterliche Monopol in der therapeutischen Unterstützung ist gebrochen, und die Eltern stehen in Konkurrenz mit den Freunden (*Zinnecker*, 1987, 284). In der alles überwältigenden Konkurrenz zwischen Elternhaus und Freunden aber hat die Schule so gut wie keinen Platz: Lehrer und Vorgesetzte werden zu jedem Meßzeitpunkt zwischen 1953 und 1984 von 1 oder 2 % der Jugendlichen als therapeutische Berater genannt.

Anders als für die therapeutische Unterstützung liegen für die Lebensvorbereitung keine Zeitreihen vor, die bis in die 50er Jahre zurückreichen. Die vorliegenden, in den 70er Jahren beginnenden Zeitreihen aber belegen übereinstimmend eine konstante Vorherrschaft des Elternhauses vor Schule und informeller Jugendgruppe. Da als Wandel sinnvollerweise nur ein Rückgang des Einflusses von Elternhaus und Schule erwartet werden kann, ist der Schluß wohl gerechtfertigt, daß die Bedeutung der Erziehungsmächte für die Lebensvorbereitung sich nicht geändert hat. Drei Belege dafür seien zitiert. Erstens: Auf die Frage, »wo man eigentlich diejenigen Eigenschaften erwirbt, die für das moderne, vielfältige Leben wichtig sind«, nann-

Tabelle 6: Bedeutung von Familie, Freunden und Schule für Jugendliche von 14–24 Jahren 1976

Lebensbereich	Wichtigkeit: % sehr wichtig	Prägender Einfluß: % genannt
Familie, Ehe/Elternhaus	52	64
Freundeskreis, Clique/Freunde	39	16
Schule, Betrieb/Schule, Beruf	24	20
Kirche/Religion	6	2

Frageformulierungen: Ich nenne Ihnen im folgenden einige Einrichtungen oder Gruppierungen. Wie wichtig sind Sie Ihnen? Beurteilen Sie jede einzelne bitte nach dieser Liste. (Vorgaben: sehr wichtig; wichtig; weder-noch; unwichtig; ganz unwichtig). Welche Einflüsse haben Ihre Entwicklung und Ihr jetziges Leben am stärksten geprägt? Sagen Sie mir das bitte anhand dieser Liste. (Vorgaben: genannt, nicht genannt). Mehrfachnennungen bei beiden Fragen; als „Lebensbereiche" sind zuerst die Listenvorgaben für „Wichtigkeit", dann für „Prägender Einfluß" aufgeführt.

Quelle: EMNID Jugendstudie 1976, Zentralarchiv Codebuch 0969, Frage 213ff. und Frage 219.

ten 1975 27% der Schüler, Studenten und Lehrlinge zwischen 13 und 24 Jahren an erster Stelle die Familie, gefolgt von der Schule mit 18%, dem Beruf und der Berufsausbildung mit 14% und den Freunden (der Freizeit und dem Umgang mit Altersgenossen) mit 9% (*Blücher*, 1975, Band II, 88); bei einer Replikation dieser Frage 1980 und 1986 blieb die Rangfolge der Erziehungsmächte bei Schülern, Studenten und Lehrlingen dieselbe (EMNID, 1980, 221).[5] Diese Frage ist auf die Lebensvorbereitung allgemein, unabhängig vom Fall des befragten Jugendlichen gerichtet; aber auch wenn man die Frage auf die einzelne Person spezifiziert, bleibt die Rangfolge der Lebensvorbereitung unter den Erziehungsmächten gleich – wie der zweite Beleg zeigt. Auf die Frage, »wo Sie eigentlich die Dinge gelernt haben, die Ihnen heute für das Leben wichtig erscheinen«, nannten 1977 61% der Schüler zwischen 12 und 23 Jahren die Familie, gefolgt von der Schule mit 36% und den Freunden (der Freizeit und dem Freundeskreis) mit 6%.

Ein dritter Beleg bringt die beiden Dimensionen der therapeutischen Unterstützung und der Lebensvorbereitung an der gleichen Untersuchungsgruppe, 15–24jährigen des Jahres 1976 zusammen. In ihr wurde nach der Wichtigkeit einerseits, nach den prägenden Einflüssen der Erziehungsmächte andererseits gefragt; Wichtigkeit umfaßt eine diffuse Bindung an die Institution, deren Kern wohl die therapeutische Leistung ist. Die Ergebnisse sind in Tabelle 6 dargestellt. Die Rangfolgen der Lebensbereiche in beiden Dimensionen sind hier annähernd gleich. Die entscheidend neue Information ergibt sich aber daraus, daß man die beiden Dimensionen jetzt für jede Erziehungsmacht vergleichen kann, da sie in der gleichen Gruppe erfragt wurden. Die Wichtigkeit der Familie liegt nun deutlich unter ihrem prägenden Einfluß für den Jugendlichen, während die Wichtigkeit der informellen Jugendgruppe und der Schule größer ist als ihr prägender Einfluß. Die informelle Jugendgruppe mag den Jugendlichen lieb und teuer sein, den Ernst des Lebens aber sehen sie in der Familie und in der Schule.

Je nach dem also, welche Leistungen man betrachtet, sind die Gewichte zwischen den drei Erziehungsmächten ganz unterschiedlich verteilt. Therapeutische Unterstützung wird vom Elternhaus und von der informellen Jugendgruppe geboten; die

Schule hat hier so gut wie keine Bedeutung. In den letzten drei Jahrzehnten haben die Freunde in ihren therapeutischen Leistungen für die Jugendlichen mit der Familie zumindest gleichgezogen. Lebensvorbereitung wird von der Familie und der Schule geboten, die informelle Gruppe ist hier von untergeordneter Bedeutung. Für beide Leistungen also ist in erster Linie die Familie zuständig; sieht man aber von der durchgängigen Dominanz der Familie ab, so ergibt sich eine spiegelbildliche Zuweisung der Aufgaben zu den beiden übrigen Erziehungsmächten: In der informellen Jugendgruppe erfährt der Jugendliche therapeutische Unterstützung, in der Schule die Vorbereitung auf das Leben.

4. Die Schule und das Leben

Nicht für die Schule lernen wir, sondern für das Leben; das Leben aber, auf das die Schule vorbereiten will, ist der Beruf. In der Schule werden Kenntnisse und Einstellungen erworben, die im Beruf gebraucht werden oder nicht. In der Schule werden aber auch Leistungen erbracht, die zum Lebenserfolg mehr oder weniger beitragen. Man kann zwischen einer sachlichen und einer wertenden Verknüpfung zwischen Schule und Beruf unterscheiden.

4.1. Schule und Beruf: Sachliche Verknüpfung

Die Schule soll dem Ernst, aber auch den vergnüglichen Seiten des Lebens dienen. Zwingt man den Jugendlichen dies nicht als Alternative auf, sondern läßt sie jede Seite für sich einschätzen, so reagieren sie mit einer charakteristischen Ausgewogenheit: Sie wollen Leistung und Genuß. Auf die Frage, was sie durch ihre »Schul- und Berufsausbildung erreichen wollen«, nennen 12–23jährige 1977 am häufigsten zwar »eine interessante Tätigkeit, die meinen Neigungen entspricht« mit 42%; aber »genügend Zeit für Hobbys« und »guter Verdienst« folgen mit 30% und 28% auf dem Fuße (*Blücher*, 1977, 31). Intrinsische und extrinsische Perspektiven auf Schule und Beruf halten einander die Waage, Arbeitsethik und Hedonismus schließen einander nicht aus. Zwischen beidem eine Entscheidung zu erzwingen, kann leicht dazu führen, daß die Jüngeren, die eine Alternative eigentlich nicht anerkennen, die hedonistische Seite häufiger wählen als die Älteren; daraus aber läßt sich nicht auf eine schwächere Leistungsethik der Jüngeren schließen. Daß in der Alternative zum Hedonismus die Jüngeren tatsächlich die Leistungsethik seltener wählen als die Älteren, deutet nicht auf eine geringere Leistungsbereitschaft, sondern auf ein anderes Leistungsverständnis der Jüngeren (*Meulemann*, 1987b).
Die Expansion der weiterführenden Bildung könnte die theoretische auf Kosten der praktischen Komponente schulischer Bildung aufgewertet haben. Das ist in der Tat, wenn auch nicht sehr ausgeprägt, der Fall. 1965 bezeichnen 45% der 14–21jährigen »eine umfassende allgemeine Bildung« als wichtigste Aufgabe der Schule, 1980 jedoch 51%, während »Wissen für den Beruf vermitteln« mit etwa 23% konstant bleibt (EMNID, 1965, 292; 1980, 213). Weiterhin behaupteten 1965 25% der 14–21jährigen »Tüchtigkeit setzt sich auch mit Volksschulbildung durch«, 1980 aber

nur noch 15%, während 1965 nur 28% meinten, daß zur Grundausbildung auch »ein gutes Allgemeinwissen« oder »eine theoretische Ausbildung« kommen müsse, 1980 hingegen schon 38% (EMNID, 1965, 107; 1980, 225).[6] Wie diese beiden Trends zeigen, gewinnt mit der Bildungsexpansion eine theoretische Sichtweise auf Bildung an Gewicht; wenn aber die theoretische und die praktische Komponente von Bildung als Kriterien für den Beruf und für den Statuserwerb verglichen werden, dann hat die praktische Komponente auch nach der Bildungsexpansion die Oberhand behalten – wie die beiden folgenden Zeitvergleiche zeigen. 1975 halten es 63% der 13–24jährigen für richtig, daß praktische Erfahrungen und nur 30%, daß schulisches Lernen für die Berufsarbeit wichtiger sind, 7% geben keine Antwort; 1986 lauten die entsprechenden Zahlen 56%, 28% und 16%. Vor die Wahl zwischen zwei Modellen der Verknüpfung von Bildung und Beruf gestellt, halten 1975 71% »eine Ausbildung in der Praxis und einen gleichmäßigen beruflichen Aufstieg« für besser, nur 21% »eine intensive theoretische Ausbildung auf Schule und Hochschulen und eine gehobene berufliche Position gleich zum Berufsanfang«, 8% geben keine Antwort; 1986 lauten die entsprechenden Zahlen 67%, 15% und 18% (*Blücher*, 1977, Band II, 46–49; EMNID, 1986a, 55–57). Die Jugendlichen legen also praktischen Kenntnissen mehr Gewicht für den Beruf bei als theoretischen, und beruflicher Erfahrung mehr Gewicht für den Statuserwerb als schulischen Abschlüssen. Dies bleibt, berücksichtigt man den Anstieg der Antwortverweigerungen, zwischen 1975 und 1986 ungefähr konstant. Hinzukommt, daß mit steigender Schulbildung bei beiden Fragen zu beiden Zeitpunkten die theoretische Seite an Gewicht gewinnt, die praktische Seite aber die Mehrheit behält. Wenn die Jugendlichen an die »Meritokratie« (*Young*, 1961) glauben, dann jedenfall nicht im Sinne eines »Kredentialismus« (*Collins*, 1977): Nicht die schulischen Bildungspatente, sondern die beruflichen Erfahrungen sollten sozialen Status bestimmen. Die Jugendlichen halten gleichsam gegen die faktischen Folgen der Bildungsexpansion den normativen Anspruch der Leistung aufrecht: Bildungspatente mögen zwar immer wichtiger werden, aber eigentlich sollte doch die Erfahrung entscheiden. Die Jugendlichen setzen Bildung eindeutig hinter Leistung.

Bildung mag zwar im Beruf weniger wichtig sein als Leistung; aber sie hat auf den Beruf vorzubereiten. Die Schule gibt dem Jugendlichen Qualifikationen mit, die für seinen Beruf erforderlich sind; damit erlaubt sie ihm zugleich, seine Lebenssituation nach dem Übergang in den Beruf persönlich zu gestalten. Zu jedem der beiden Aspekte, der Qualifikation und der persönlichen Lebenssituation liegt eine Trendfrage vor. Durch die Schule auf den Beruf »sehr gut« oder »gut« vorbereitet, glauben sich 1964 43% der berufstätigen 13–24jährigen Jugendlichen, 1975 42%, 1980 39% und 1986 nur noch 33%. Erstaunlicherweise zeigen weder Geschlecht noch Schulausbildung auf die Qualifikationseinschätzung für alle Zeitpunkte, zu denen publizierte Tabellen vorliegen – 1975, 1980 und 1986 – einen Einfluß; die Frage trifft eher ein diffuses Gefühl der zukünftigen Entwicklung als eine spezifische Erfahrung der Brauchbarkeit erworbener Qualifikationen (*Blücher*, 1975, Band III, 38; EMNID, 1980, 217; EMNID, 1986a, 154–156). Daß nach Abschluß der Schule die persönliche Lebenssituation sich »wesentlich verbessert«, erwarten oder erfuhren 1975 53% der 13–24jährigen Jugendlichen, 1986 aber nur noch 43%;

Tabelle 7: Unsicherheit in politischen und in beruflich-schulischen Fragen bei 13–24jährigen Jugendlichen 1975 und 1986, in Prozent

Unsicherheit in	1975	1986
Politische Fragen	40	36
Beruflich-schulische Fragen	45	48
N	1 505	1 060

Frageformulierung: Ich sage Ihnen jetzt zwei Sätze und bitte Sie, mir anhand dieser Antwortkarte Ihre Meinung darüber zu sagen:
– In Fragen politischer Entscheidungen bin ich recht unsicher und lasse mich beraten
– In beruflichen (schulischen) Dingen weiß ich genau, was zu tun ist und brauche keinen Rat
Dargestellt für politische Fragen „Sehr richtig" und „Stimmt überwiegend", für beruflich-schulische Fragen „Nur z. T. zutreffend", „Überwiegend falsch" und „Ganz falsch".

Quelle: EMNID Jugendstudien 1987 und 1986. *Blücher*, 1975, Band II, 212–213. EMNID, 1986a, 1307–1309.

mit Arbeitslosigkeit rechneten 1975 14%, 1986 hingegen 25%. Anders als die Qualifikationseinschätzung aber hängt die Einschätzung der persönlichen Lebenssituation zu beiden Zeitpunkten sowohl mit dem Geschlecht als auch mit der Schulbildung zusammen: Mädchen erwarten nach dem Schulabschluß um mehr als 10 Prozentpunkte seltener eine Verbesserung als Jungen, und mit höherer Bildung steigt die erwartete Verbesserung 1975 um fast 20, 1986 aber nur noch um knapp 10 Prozentpunkte an (*Blücher*, Band II, 78; EMNID, 1986a, 103–105). Insgesamt scheint das Verhältnis zwischen Bildung und Beruf den Jugendlichen zwar immer noch vorwiegend problemlos; seit 1980 aber wächst die Verunsicherung über die berufliche Zukunft und der Arbeitsmarkt wirft Schatten auf die Zukunftspläne der Jugendlichen. Die private Lebensplanung der Jugendlichen im Übergang von Schule zum Beruf wird zunehmend mit Ungewißheit belastet.

Das zeigt sich deutlich im Vergleich der Sicherheit der Jugendlichen in der privaten Lebensplanung mit der Sicherheit in politischen Fragen: Die erste bleibt hinter der zweiten zurück. Wie Tabelle 7 zeigt, ist 1975 die Unsicherheit in beruflich-schulischen Fragen bei 13–24jährigen Jugendlichen größer als die Unsicherheit in politischen Fragen und bis 1986 steigt die Unsicherheit im Schulisch-Beruflichen, während die Unsicherheit im Politischen zurückgeht, so daß die Diskrepanz wächst. Das ist eine paradoxe Situation: die Sicherheit im Privaten sollte größer sein als die Sicherheit im Politischen. Spiegelt sich hier die Besonderheit der Situation der Jugendlichen 1986? Vielleicht sind sie in der – skeptischen – Beurteilung der wirtschaftlichen und sozialen Lage, in die sie hineingeraten werden, sehr sicher, und fühlen sich eben darum in der Planung ihres persönlichen Lebenswegs weniger sicher.

Alles in allem scheint der Blick der Jugend von der Schule auf den Beruf zwar noch vorwiegend freundlich, aber die Skepsis ist im letzten Jahrzehnt gewachsen. Zwar herrscht immer noch die Überzeugung vor, daß die Schule dem Beruf untergeordnet ist und auf den Beruf vorbereitet. Aber die Unsicherheit, ob man persönlich durch die Schule gut auf den Beruf vorbereitet ist, wächst.

4.2. Schulleistung und Lebenserfolg: Wertende Verknüpfung

Die Schule vermittelt jedem die Kenntnisse und Einstellungen, die er im Beruf und im Leben braucht. Neben dieser unpersönlichen, objektiven erfüllt die Schule aber noch eine personenbezogene Aufgabe: Sie bescheinigt Leistungen, die Grundlage für den Erfolg im Beruf und im Leben sind. Erfolg und Leistung als Teil des persönlichen Lebens haben in den letzten drei Jahrzehnten bei den Jugendlichen aber offenbar an Bedeutung gewonnen. Auf die offene Frage, was ihnen »im letzten Jahr die größte Freude bereitet« habe, geben 1954 nur 3% der 13–24jährigen eine Antwort, die einen persönlichen Erfolg in Schule oder Universität darstellt, 1975 jedoch 8% und 1986 10%. Auf die offene Frage, was ihnen »im letzten Jahr den größten Ärger bereitet habe«, antworteten 1954 nur 4% der 13–24jährigen mit Berichten beruflicher oder schulischer Mißerfolge, 1975 jedoch 8% und 1986 10% (*Blücher*, Band III, 29; EMNID, 1986a, 1–6). Als Anlaß für Freude und für Ärger wird der Schulerfolg im Leben der Jugendlichen wichtiger.
Schulischer Erfolg ist natürlich nur einer der Faktoren, die Erfolg im Leben ermöglichen. So wie das emotionale Gewicht des Schulerfolgs, so ist aber auch die wahrgenommene Wirksamkeit von Schulbildung unter anderen Bedingungen des Lebenserfolges angestiegen. 1964, 1975 und 1985 mußten 13–24jährige Jugendliche sechs Faktoren, durch die »heutzutage im Leben jemand vorwärtskommt«, in eine Rangfolge bringen. 1964 stehen die beiden persönlichen Merkmale Fähigkeit und Fleiß vor den beiden erworbenen Merkmalen Schulbildung und Anpassungsvermögen, die wiederum vor den beiden sozialen Merkmalen Beziehungen und Geldbeutel des Vaters rangieren. 1975 hat sich daran zwar nichts Wesentliches geändert; aber die Schulbildung hat ihren durchschnittlichen Rang sehr stark auf Kosten der beiden Leistungsmerkmale und der beiden sozialen Merkmale gesteigert, so daß sie mit Fleiß als Faktor des Lebenserfolgs gleichgezogen ist. 1986 nehmen die beiden persönlichen Merkmale Fähigkeit und Fleiß wieder die Spitze ein, gefolgt von Schulbildung, Beziehungen, Anpassungsbereitschaft und Geldbeutel des Vaters (*Blücher*, 1975, Band II, 90, Band III, 42; EMNID, 1986a, 124–126). Während im großen Ganzen also zu allen drei Zeitpunkten persönliche vor erworbenen und sozialen Faktoren liegen, gewinnt die Schulbildung zwischen 1964 und 1975 stark an Bedeutung, um bis 1985 wieder etwas davon zu verlieren. Im Zeitraum der Bildungsexpansion ist der Schulerfolg als Faktor des Lebenserfolges in den Augen der Jugendlichen zunehmend wichtiger geworden: Je mehr Jugendliche sich um eine weiterführende Bildung bemühen, desto wichtiger wird Schulbildung als Zugangskriterium für höhere soziale Positionen. Schulbildung wird so eine notwendige, aber keineswegs eine hinreichende Bedingung des Lebenserfolgs.
Was für die Schulbildung im allgemeinen gilt, gilt auch im besonderen für die Schulleistung – wie die Ergebnisse in Tabelle 8 zeigen. Vor die Alternative gestellt, ob gute Schulleistungen für den Lebenserfolg wichtig seien oder nicht, nimmt die überwiegende Mehrheit der 13–24jährigen Jugendlichen 1975 und 1986 zu einer Antwort Zuflucht, die in der Frage-Alternative gar nicht enthalten ist: Schulleistung sei wichtig, aber nicht ausschlaggebend, oder: notwendig, aber nicht hinreichend. Das ist gewiß gesunder Menschenverstand. Aber es kennzeichnet auch Erfahrungen

Tabelle 8: Schulleistung und Lebenserfolg bei 13–24jährigen Jugendlichen 1976 und 1986

	1975	1986
Erfolg ist abhängig von guter Schulleistung	36	31
Schulleistung ist wichtig, aber nicht ausschlaggebend	41	49
Erfolg auch ohne Schulleistung möglich	22	11
keine Antwort	2	9
N (= 100%)	1 505	1 040

Frageformulierung: Ist Ihrer Meinung nach der Erfolg im Leben von einer guten schulischen Leistung abhängig, oder kann man es auch ohne gute Schulleistungen im Leben zu etwas bringen? Antworten wie oben vergeben.

Quelle: EMNID Jugendstudien 1975 und 1986. Blücher, 1975, Band II, 52. EMNID, 1986a, 64–66.

mit der Bildungsexpansion: Je mehr Konkurrenten ein Gut anbieten, desto weniger diskriminiert es unter ihnen, desto weniger aber können sie auf es verzichten. Daß nicht nur gesunder Menschenverstand, sondern auch aktuelle Erfahrung hinter den Antworten steht, läßt sich zunächst daran erkennen, daß die Antwort »wichtig, aber nicht ausschlaggebend« und die Antwortverweigerung bis 1986 ansteigt, während beide Alternativen Anhänger verlieren. Es läßt sich weiterhin daran erkennen, daß 1986 die Antwort »Notwendig, aber nicht hinreichend« mit steigender Bildung häufiger gewählt wird (EMNID, 1986a, 65).[7] Vor allem die besser Ausgebildeten, unter denen die Konsequenzen der Bildungsexpansion häufiger erfahren werden, wählen also eine Antwort, die sich gut als Erfahrung dieser Konsequenzen verstehen läßt.

Die referierten Trends zur wertenden Verknüpfung laufen so den Trends zur sachlichen Verknüpfung zwischen Schule und Beruf entgegen. Der sachlichen Verknüpfung zwischen Schule und Beruf gilt wachsende Skepsis; aber die wertende Verknüpfung zwischen Schule und Beruf kommt immer mehr zu Bewußtsein. Daß die Schule auf das Leben vorbereitet, wird zunehmend in Zweifel gezogen, daß Schulleistungen für den Lebenserfolg notwendig sind, ohne ihn garantieren zu können, wird aber immer mehr zur Selbstverständlichkeit. Beide Trends aber fügen sich zusammen, wenn man bedenkt, daß die Kenntnisse, die in verschiedenen Berufen verlangt werden, sich weiter auseinander entwickeln und selbst die Einstellungen, die man in verschiedene Berufe mitbringen muß, immer weniger Gemeinsamkeiten aufweisen. Dann muß der Fall seltener werden, daß die Schule auf den Beruf vorbereitet; aber die Bewertung der Schulabgänger nach schulischer Leistung wird zumindest für den Eintritt ins Berufsleben immer wichtiger.

5. Zurückhaltung der Jugendlichen und wachsende Bedeutung der Schule

Die jüngste Bildungsexpansion in der Bundesrepublik hat die Lage so vieler Jugendlicher verändert, daß sie Meinungen und Einstellungen der Jugend zur allgemeinbildenden Schule nicht unberührt lassen konnte. Aber die objektive Steigerung von Bildungschancen steigert subjektiv nur die Zurückhaltung der

Jugendlichen vor der Schule. Kaum zu übersehen ist der Anstieg der Unzufriedenheit mit der Schule. Nicht weniger deutlich sind die Hintergründe der Unzufriedenheit: wachsende Probleme mit der Schule als Selektionsinstanz, wachsende Skepsis gegenüber der Lebensbedeutsamkeit der Schule und zunehmende Instrumentalisierung der Schule. Nicht nur daß Schulabschlüsse soziale Positionen garantieren, sondern auch daß die Schule auf den Beruf vorbereitet, wird verstärkt in Zweifel gezogen.

Bei aller Zurückhaltung aber sehen die Jugendlichen, daß die Schule für sie immer wichtiger wird. Als Lebensvorbereitung hat die Schule in den letzten Jahrzehnten unter den Erziehungsmächten ihren Rang nicht verloren. Als Gesprächsthema mit den Eltern nimmt die Schule – und mit ihr verbunden die berufliche Lebensplanung – einen immer breiteren Raum ein. Die emotionale Bindung der Jugendlichen an Erfolg oder Mißerfolg in der Schule wächst. Schulleistung gewinnt in der Sicht der Jugendlichen auf Kosten persönlicher und sozialer Faktoren einen steigenden Einfluß auf den Lebenserfolg. Und Schulleistungen werden für den Lebenserfolg zunehmend für wichtig, wenn auch nicht für ausschlaggebend gehalten. Kurzum: Jugend und Schule werden zunehmend deckungsgleich, wenn es um die Planung des zukünftigen Lebens, um die Findung einer Identität geht. Vielleicht gewinnen eben darum die informellen Jugendgruppen so stark an Bedeutung, wenn es um die Probleme des Alltags, um das Ausfüllen der Lebenszeit als Jugendlicher geht. Für den Ernst des Lebens ist, wie die Jugendlichen sehen, die Schule und nicht die Jugendgruppe entscheidend.

Die wachsende Bedeutung der Schule ist vermutlich sogar der entscheidende Tatbestand, der die Zurückhaltung hervorruft. Einer Sache, die sich zunehmend dem eigenen Leben aufdrängt, wird man zurückhaltend begegnen. In jedem Fall legt die wachsende Bedeutung der Schule es nahe, neue Akzente in der Jugendforschung zu setzen. Im letzten Jahrzehnt hat – vor allem durch die beiden jüngsten Shell-Jugendstudien (*Fischer* u.a., 1982; 1985) – die Jugendkultur die soziale Situation der Jugend übermäßig in den Hintergrund gedrängt. Wir wissen weit mehr über Stile und Gruppen, Sport und Spiel, Freizeit und Konsum der Jugendlichen als über ihr Leben in der Schule und am Arbeitsplatz. Selbst die biographische Orientierung der jüngsten Jugendforschung hat vor allem die kulturellen Normen des Lebenslaufs in den Vordergrund gestellt, weniger die Chancen, die die Jugendlichen in einer bestimmten sozialen Situation sehen und nach denen sie ihr Leben planen. Wir müssen aber nicht nur die Normen der Jugendkultur, sondern auch die tatsächliche Lage der Jugendlichen kennen, um ihre Handlungen und Pläne zu verstehen.

Anmerkungen

1 Die Darstellung der Autoren für 1984 im Text entspricht nicht der in der Tabelle. Während im Text für gute und schlechte Erinnerungen 89 und 90 % genannt werden, sind es in der Tabelle 168 und 149 %. In Ermangelung eines Entscheidungskriteriums habe ich mich an die Darstellung im Text gehalten.

2 Noch für den Zeitraum zwischen 1975 und 1986 können die EMNID-Studien (*Blücher*, 1975 und Zentralarchiv Codebuch 1569) einen Rückgang der Zufriedenheit mit der Schule bei 13–24jährigen von 54% auf 48% belegen (zitiert nach *Neidhardt*, 1987a, Tabelle 31). Weiterhin geht zwischen 1964, 1975 und 1986 die intrinsische Motivation zur Arbeit in Schule bzw. Beruf (»Befriedigende Tätigkeit« und »Erfüllung einer Aufgabe«) von 64 auf 42 und 39% zurück (EMNID, 1986); allerdings wurde hier 1964 auf die Protokollierung von »keiner Antwort« verzichtet, die 1975 und 1986 14% bzw. 21% beträgt, so daß die Vergleichbarkeit erschwert ist (*Neidhardt*, 1987a, b).

3 Selbst für die jüngste Zeit zwischen 1973 und 1983 können *Fend* und *Prester* (1985) für 15–16jährige Schüler noch belegen, daß die Einschätzung schulischer Chancengleichheit zurückgeht.

4 Natürlich müssen sich 1984 die Erwachsenen mehr als 30 Jahre, die Jugendlichen jedoch nur einige Jahre zurückversetzen; entsprechend erinnern sich die Jugendlichen 1984 an viel mehr Konflikte jeder Art als die Erwachsenen. Vergleicht man aber die Rangplätze der Werte innerhalb jeder Gruppe miteinander, so kann man den Wandel unabhängig davon erfassen, daß die Jüngeren sich an mehr Konflikte erinnern.

5 *Neidhardt* (1987a, 22) wendet kritisch gegen diesen Zeitvergleich ein, daß 1975 nur eine, 1986 aber mehrere Vorgaben gewählt werden konnten, so daß die Prozentwerte für alle Vorgaben ansteigen und nicht mehr vergleichbar wären. Dieser Einwand schließt aber nicht aus, daß die Rangfolgen der Häufigkeiten zwischen beiden Zeitpunkten verglichen werden können.

6 Die Untersuchung 1980 bezieht sich auf 14–24jährige und wurde auf 14–21jährige umgerechnet, um mit der Stichprobe von 1965 vergleichbar zu sein. Weiterhin wurden die Angaben für 1965 so umgerechnet, daß – wie 1980 – keine Antwort in die Prozentuierung einbezogen und die geringen (3%) Mehrfachnennungen korrigiert wurden.

7 Auch in einer Bevölkerungsumfrage 1986, in der dieselbe Frage mit leicht veränderten Antwortvorgaben gestellt wurde, wird die Antwort »Notwendig, aber nicht hinreichend« mit steigender Bildung häufiger gewählt; außerdem wird sie von den Jugendlichen häufiger als von den Erwachsenen gewählt (*Meulemann*, 1987a).

Literatur

Allerbeck, K., Hoag, W.: Jugend ohne Zukunft. Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München 1985a – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* 16- bis 18jährige: 1962 und 1963. Projekt Integrationsbereitschaft der Jugend im sozialen Wandel. (Manuskript) Frankfurt 1985b – *Blücher, V., Graf:* Jugend zwischen 13 und 24 – Vergleich über 20 Jahre. Sechste Untersuchung zur Situation der Jugend im Bundesgebiet. Jugendwerk der Deutschen Shell. Hamburg 1975 – *Blücher, V., Graf:* Jugend in Europa. Ihre Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. Eine vergleichende Analyse zwischen der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Großbritannien. Siebte Untersuchung zur Situation der Jugend. Jugendwerk der Deutschen Shell. Hamburg 1977 – Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (BMBW), Hg: Grund- und Strukturdaten 1987/88. Bonn 1988 – *Coleman, J. S.:* The adolescent society. The social life of the teenager and its impact on education. Glencoe 1961 – *Collins, R.:* The credential society. New York 1977 – EMNID-Institut: Jugend, Bildung und Freizeit. Bielefeld 1965 und 1980 – EMNID-Institut: Jugend zwischen 13 und 24. Tabellenband. Bielefeld 1986a – EMNID-Institut: Jugend zwischen 13 und 24. Trendkommentar. Bielefeld 1986b – *Fend, H.:* Schulklima. Soziale Einflußprozesse in der Schule. Weinheim 1977 – *Fend, H., Prester, H. G.:* »Jugend in den 70er und 80er Jahren: Wertwandel, Bewußtseinswandel und potentielle Arbeitslosigkeit«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 5 1985, 43–70 – *Fischer, A., Fischer, R. Ch., Fuchs, W., Zinnecker, J.:* Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Opladen 1982 – *Fischer, A., Fuchs, W., Zinnecker, J.:* Jugendliche und Erwachsene '85: Generationen im Vergleich. Bd. 1–5. Opladen 1985 – *Flora, P.:* »Die Bildungsentwicklung im Prozeß der Staaten- und Nationenbildung«. Soziologie und Sozialgeschichte. Hg. *P. Ch. Ludz.*

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 16 1973, 294–319 – *Fuchs, W., Zinnecker, J.:* »Nachkriegsjugend und Jugend heute«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 5 1985, 5–28 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Die Einstellung der jungen Generation zur Arbeitswelt und Wirtschaftsordnung 1979. Hamburg 1980 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Lange, E.:* Soziologie des Erziehungswesens. Stuttgart 1986 – *Leschinsky, A., Röder, P.M.:* Schule im historischen Prozeß. Stuttgart 1975 – *Meulemann, H.:* »Bildungsexpansion und Wandel der Bildungsvorstellungen zwischen 1958 und 1979: Eine Kohortenanalyse.« Zeitschrift für Soziologie. 11 1982, 227–253 – *Meulemann, H.:* »Soziale Position der Eltern, Schulleistung und Schullaufbahn des Kindes«. Gesellschaftliche Berichterstattung zwischen Theorie und politischer Praxis. Soziale Indikatoren. Band X. Hg. *H.J. Hoffmann-Nowotny.* Frankfurt 1983, 115–135 – *Meulemann, H.:* Bildung und Lebensplanung. Die Sozialbeziehung zwischen Elternhaus und Schule. Frankfurt 1985 – *Meulemann, H.:* »Bildungsexpansion und Einstellung zur Bildung.« Datenreport 1987. Hg. Statistisches Bundesamt. Stuttgart 1987a – *Meulemann, H.:* »Bildung, Generation und die Konjunkturen des Werts Leistung.« Zeitschrift für Soziologie 16 1987b, 272–287 – *Mitterauer, M.:* Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt 1986 – *Neidhardt, F.:* Forschung über Meinungsforschung. Zentralarchiv-Informationen 21 1987a, 18–28 – *Neidhardt, F.:* Jugend im Spiegel von Umfrageforschung und Statistik. Köln 1987b – *Rodax, K., Spitz, N.:* Sozialstatus und Schulerfolg. Darstellung und Kritik der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung. Heidelberg 1978 – *Schneider, R.:* »Die Bildungsentwicklung in den europäischen Staaten 1870–1975.« Zeitschrift für Soziologie 11 1982, 227–253 – Sinus-Studie: Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel. Opladen 1983 – Sinus-Studie: Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel. Materialienband 1 zur Sinus-Studie. Bd. 200 der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit. Stuttgart 1985 – *Trommer-Krug, L.:* »Soziale Herkunft und Schulbesuch.« Bildung in der Bundesrepublik Deutschland. Daten und Analysen. Bd. 1 Entwicklungen seit 1950. Hg. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Hamburg 1980 – *Young, M.:* The Rise of Meritocracy 1870–2033. London 1961. – Zentralarchiv für empirische Sozialforschung an der Universität Köln. Codebücher archivierter Umfragen – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987 – *Zinnecker, J.:* »Kindheit, Erziehung, Familie.« Jugendliche und Erwachsene '85: Generationen im Vergleich. Hg. *A. Fischer, W. Fuchs, J. Zinnecker.* Opladen 1985, Bd. 3, 97–293.

Harald Obendiek

Jugend im beruflichen Schulwesen

1. Einleitung

Die spezielle Situation von Jugendlichen in den beruflichen Schulen ist in neuerer Zeit, d.h. nach dem zweiten Weltkrieg, von der Jugendforschung kaum beachtet worden, wenn man von der eher kursorischen Erwähnung in breiter angelegten Studien zur Situation arbeitender Jugendlicher oder von Auszubildenden in der betrieblichen Lernsituation absieht (relativ ausführlich *Berg*, 1969, 102ff.; *Roessler*, 1957, 445ff.; ältere Arbeiten sind bei *Blankertz*, 1960a, bes. 404 u. 416, sowie bei *Spranger*, 1974, 246 bibliographiert). Hier wie auch in den wenigen speziellen Studien wird in erster Linie auf die Berufsschulen abgestellt, die zwar einen wichtigen, keinesfalls jedoch den einzigen Bestandteil des beruflichen Schulwesens bilden. Am ausführlichsten geht *Coppen* in ihrer Untersuchung auf »Berufsschülerinnen und ihre Probleme« (1971) zu, wobei sie zur Kontrolle eine Gruppe männlicher Berufsschüler befragt. Die Einschätzung der angesprochenen Probleme (z.B. Einstellung zur Sexualität, Zufriedenheit mit der Gesellschaftsordnung) erscheint jedoch zu sehr zeitgebunden, als daß sie heute noch wesentliche Orientierungspunkte liefern könnte. Ähnlich gilt dies für *Crusius* (1973), eine Arbeit, die im Rahmen der sog. Hamburger Lehrlingsstudie entstand, oder auch für *Georg/Kahl* (1975) und *Lamszus* (1974).

Trotz dieser Randstellung in der Forschung betrifft das Thema die Lebensrealität einer bedeutenden, wenngleich tendenziell schrumpfenden Gruppe unter den 15–20jährigen, nämlich nahezu alle Schüler der Sekundarstufe II, die nicht die gymnasiale Oberstufe besuchen. Darin ist eine Schichtspezifik impliziert, die der beruflichen Bildung überhaupt zuzurechnen ist. Während Kinder des Bürgertums (hier vereinfachend so bezeichnet) eher das Gymnasium absolvieren und eine akademische Karriere anstreben (vgl. *Meulemann* in diesem Band), verläuft die Normalkarriere der »unterbürgerlichen« Schichten über mindestens eine der beruflichen Schulformen (vgl. *Baethge* in diesem Band). Neben der Schicht- spielt auch die Geschlechtsspezifik eine Rolle, wenn auch nicht mehr im selben Maße wie etwa in den fünfziger Jahren. Mittlerweile sind Mädchen am Gymnasium überrepräsentiert wie auch – traditionellerweise – an den Handelschulen. Dies gilt allerdings ebenso für einige Schulformen, die auf arbeits- und ausbildungslose Jugendliche zugreifen und einen berufs- bzw. berufswahlvorbereitenden Charakter haben. Zusätzlich spielt noch die geschlechtsspezifische Berufswahl eine Rolle, die die weiblichen Jugendlichen in die einen und die männlichen Jugendlichen in die anderen Fachklassen der Berufsschule verteilt.

Die Berufsschule als einer der Lernorte im Dualen System (*Grüner*, 1983) bildet den Bezugspunkt des beruflichen Schulwesens. Alle anderen Schulformen bereiten entweder auf eine Ausbildung vor – z.B. Berufsfachschulen, Berufsgrundschuljahr

– oder bauen auf einer solchen auf – z. B. Fach- und Fachoberschulen. Neben diesen Schulformen bestehen noch Sonderformen wie das Berufsvorbereitungsjahr, Berufsaufbauschulen, vollzeitschulische Berufsausbildungen, zur Hochschulreife führende Bildungsgänge, Mischformen mit allgemeinbildenden Schulen usw. Auf die hier nur angerissene Komplexität des beruflichen Schulwesens kann im nachfolgenden nicht eingegangen werden. Vielmehr wird Wert darauf gelegt, daß die Grundstruktur dieses Systems erkennbar wird, weil sich von daher sein Verhältnis zu »Jugend« erschließt.
Ein wesentliches Element dieser Grundstruktur ist, daß die beruflichen Schulen (mit) auf berufliche Arbeit vorbereiten, d. h. die zu vermittelnden Inhalte beziehen sich relativ direkt auf die gesellschaftliche Produktion und den in ihr zum Ausdruck kommenden Stand der Technik (*Beck* u. a., 1980). Damit stehen die beruflichen Schulen, vom Prinzip her anders als die allgemeinbildenden, in einem permanenten Aktualitätsdruck. Die innere Spannung dieser Schulen und damit ihre Dynamik rührt daher, daß sie sich trotzdem immer auch als Schulen, d. h. als Bildungseinrichtungen mit pädagogischer Verantwortung für ihre Schüler verstanden haben. Als zumeist staatliche Einrichtungen müssen die beruflichen Schulen aus der Konkurrenz der Einzelbetriebe herausgehoben sein und ihre Anstrengungen auf einen gleichsam überbetrieblichen Standpunkt ausrichten. Daß damit nicht immer das konkrete Qualifikationsinteresse der Betriebe und der Schüler befriedigt wird, bringt ein weiteres Spannungsmoment hervor. Dabei ist die Möglichkeit der schulmäßigen Vermittlung beruflichen Wissens nicht unumstritten. Schulmäßige Unterweisung als von der Realität, auf die sie vorbereiten soll, separierte Tätigkeit setzt einen Mindeststandard an Theoretisierung des zu vermittelnden Wissens voraus, d. h. das Wissen muß unabhängig von konkreten Situationen und Personen mitteilbar sein. Es ist leicht einzusehen, daß ein großer Teil der personalen Bezüge, die z. B. die handwerkliche Lehre gekennzeichnet hatten, auf diesem Wege verlorengeht und auch ein Teil der damit verbundenen Sozialisationseffekte. Einen Lehrling in die »väterliche Zucht« des Lehrmeisters zu überantworten, hat eine umfassendere, die ganze Person des Lehrling betreffende Bedeutung als einen Schüler in die Handelsschule zu schicken. Das Insistieren der Betriebe auf der erzieherischen Wirkung der »Praxis« hat hier seine Wurzeln.
Indem die beruflichen Schulen als Qualifikationseinrichtungen neben dem quasifamilialen Institut der handwerklichen Lehre etabliert wurden, schufen sie einen neuen Sozialisationsraum mit eigenen, spezifischen Sozialisationseffekten. Das Gymnasium förderte durch die Zusammenfassung altershomogener Gruppen unter pädagogischem Zugriff und ihre Separation von der sozialen Wirklichkeit die Herausbildung einer Jugendphase im Bürgertum, und die Verallgemeinerung des Volks- oder Elementarschulbesuchs im 19. Jahrhundert trieb die Entwicklung zu einer eigenen Lebensphase »Kindheit« auch in den unterbürgerlichen Schichten wesentlich voran. Analog lassen sich ähnliche, gleichwohl durch die Schichtspezifik überformte Effekte für die Heranwachsenden aus der Arbeiterschaft, also die eigentliche Klientel der beruflichen Schulen, vermuten. Damit ist die Makro-Dimension im Verhältnis von Jugend und beruflichen Schulen thematisiert. Dementsprechend soll im folgenden versucht werden, aus der historischen Entwicklung heraus das Verhältnis von beruflichen Schulen und Jugend zu erklären.

Geht man davon aus, daß Berufsausbildung als pädagogisches und auch gesellschaftliches Problem (vgl. *Brusten/Malinowski* in diesem Band) in dem Maße virulent wurde, in dem die traditionellen Erziehungs- und Ausbildungsinstitutionen an Einfluß verloren (*Stratmann*, 1967), dann ist damit in zeitlicher Hinsicht auf das Einsetzen der Manufakturperiode verwiesen. In der gottgegebenen Ordnung, in der Erneuerung als Verjüngung des Vorhandenen galt, war Ausbildung die Weitergabe von tradiertem, im weitesten Sinne kanonisiertem Wissen (Imitatio-Prinzip). Der Generationswechsel im Handwerk – als dem im wesentlichen um Ausbildung bemühten Wirtschaftszweig – fand in einer durch die Zunftordnungen bestimmten Weise statt, die wesentliche Veränderungen ausschloß und sich insgesamt in ein statisches Gesellschaftsbild einfügte.
Die soziale Dynamik, die mit den technischen und ökonomischen Veränderungen der Manufakturperiode freigesetzt wurde, ließ das sicher geglaubte gesellschaftliche Gefüge ins Wanken geraten und stellte auch die überlieferten Formen der beruflichen Ausbildung in Frage. Schon in dieser Krisenphase im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde der Ruf nach Schulen laut, welche die handwerkliche Lehre ergänzen oder gar ersetzen sollten. Zwei wesentliche Argumente begründeten diese Forderungen:

- Die Erziehungsleistung der Handwerkerfamilie und der Zünfte sei zweifelhaft, da vielen Handwerkern der Sinn für Standesehre verlorengegangen sei, sie »Lehrlingszüchterei« betrieben und nur auf ihr eigenes Fortkommen und nicht auf das der ihnen anvertrauten »Lehrkinder« achteten.
- Die Handwerker beherrschten nur ein überkommenes, auf Erfahrung basiertes Wissen, das ihnen ausreichend und abgeschlossen erscheine. Zur Vermittlung des nun geforderten, theoriegestützten technischen Wissens seien die Handwerker nicht in der Lage.

Die Argumente bezogen sich auf die Bereiche **Sozialisation** und **Qualifikation**, deren Balance und innere Ausgestaltung auch die Probleme der Nachfolgeinstitutionen blieben, also der betrieblichen Lehre und der beruflichen Schulen.

2. »Arbeiterjugend« in der Fortbildungsschule

Wenn auch aus dieser Argumentation einige Schulgründungen hervorgingen, so ist doch festzuhalten, daß »für die breite Palette der ›ausführenden Berufe‹ (...) bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein kein von den Berufsinhalten ausgehendes Bedürfnis (bestand), spezifische Schulen einzurichten« (*Zabeck*, 1983, 118). Ausgangspunkt für Schulgründungen, die auf diesen Bereich zielten, war vielmehr das Interesse des Staates, verkörpert im wesentlichen durch die Kultus-Administration, Einfluß auf den Bereich der beruflichen Qualifizierung bzw. auf die betroffene Altersgruppe zu gewinnen (*Greinert*, 1975).
Der ursprüngliche Ansatz in der Didaktik dieser sog. Fortbildungsschulen bestand darin, die in der Volksschule erworbene Bildung zu festigen und ggf. zu erweitern; d.h. die Schüler »fortzubilden«. Schnell jedoch stieß dieser Ansatz an seine Grenzen, denn einerseits erwiesen sich die nun berufstätigen Schüler, die diese Schule in

den Abendstunden nach ihrer Arbeit besuchen mußten, als wenig bildungswillig, und andererseits widerstrebte es den meisten Arbeitgebern, die junge, unausgebildete und nicht zuletzt billige Arbeitskraft über das unumgängliche Mindestmaß der körperlichen Reproduktion hinaus von der Arbeit freizustellen.

Die technische Entwicklung gerade in den klassischen Großindustrien Kohle und Stahlerzeugung ließ eine Zeitlang die Nachfrage nach unqualifizierten, aber körperlich leistungsfähigen Arbeitskräften steigen, so daß sich insbesondere für junge Männer ein relativ breites Feld von Arbeitmöglichkeiten bot. Da i.d.R. die Nachfrage das Angebot überstieg, sieht man von einzelnen regional und konjunkturell bedingten Ausnahmen ab, war auch der Marktpreis für diese Form von Arbeitskraft verhältnismäßig hoch. Auf diese Weise konnten die jungen Männer wesentlich zum Einkommen ihrer Herkunftsfamilie beitragen, wobei sie gleichzeitig die Position des Vaters schwächten, der sich oft bereits auf dem absteigenden Ast seiner Lebensverdienstkurve befand.

Die so skizzierte Situation nun wurde vom Staat, in zunehmendem Maße aber auch von Teilen der Großindustrie als Problem wahrgenommen. Insbesondere bedurfte die sich differenzierende Produktion differenzierter Qualifikationen, wobei zusätzlich Integrations- und Motivationsprobleme eine Rolle spielten. Darum bemühten sich einige Großbetriebe, eine Stammbelegschaft heranzubilden, die durch eine Vielzahl von Maßnahmen zur Betriebstreue bewogen werden sollte. Dazu gehörten der Bau von Arbeiterwohnungen, die Einrichtung von Pensions- und Unterstützungskassen, die Bereitstellung von Kinderhorten und dergleichen. Für den darzustellenden Zusammenhang wichtig ist die allmähliche Installation einer industriespezifischen Lehrlingsausbildung. War vorher der Betrieb im wesentlichen auf den Import von Wissen und Handfertigkeiten angewiesen, indem z.B. Leistungsträger anderer Unternehmen abgeworben wurden, so übernahm er nun diese Aufgabe zunehmend in eigene Regie (*Harney*, 1983). Dabei war es zumindest für die in dieser Hinsicht avancierten Großunternehmen nicht unattraktiv, einen Teil des Qualifikationserwerbs zu externalisieren bzw. nach wie vor extern zu halten. Der Zeichenunterricht der Fortbildungsschule bot in diesem Lichte einen Anknüpfungspunkt, da dort berufsbezogene Inhalte vermittelt wurden, die nicht direkt einem Betrieb zuzurechnen, in einer technisch anspruchsvolleren Produktion gleichwohl notwendig waren. Der Unterricht im technischen Zeichen drückte die Formalisierung und Theoretisierung des Lehrstoffes aus und war insoweit aus der Wiederholung des Volksschulstoffes herausgehoben (*Obendiek*, 1988).

Das staatliche Interesse an einer Beschulung der unabhängigen jungen Männer hatte neben der auch von der Industrie ohne weiteres akzeptierten gewerbepolitischen noch eine jugend- oder familienpolitische Komponente. Gegenüber den Lebensbedingungen der bürgerlichen Familie erschien die Selbständigkeit der eben aus der Volksschule entlassenen Arbeiter als eine zu frühe, ungesunde, die die prototypische Familienform als solche in Frage stellte (*Donzelot*, 1980). Insofern mußte die Erziehungsbedürftigkeit des Heranwachsenden schichtübergreifend herausgestellt werden. Was für das Bürgertum schon als selbstverständlich galt – das pädagogisch betreute Aufwachsen bis fast über die Volljährigkeit hinaus–, sollte nun auch auf die Arbeiterschaft übertragen werden. Demgemäß hatte die Fortbil-

dungsschule, die mit in dieses Familialisierungsprogramm eingespannt war, starke sozialpädagogische Züge. Sie war gleichsam der Ort der ersten staatlich durchgeführten Jugendpflege (*Siemering*, o.J.).

Das Dilemma der Fortbildungsschule lag darin, daß diese Zielsetzungen zwar weithin akzeptiert, ihre Durchsetzungsmöglichkeiten jedoch begrenzt waren. Die besondere Organisationsform des niederen Schulwesens in Preußen als dem das Kaiserreich dominierenden Bundesstaat erlaubte es nicht, die allgemeine Verpflichtung zum Schulbesuch von oben herab zu dekretieren und damit die angestrebte Breitenwirkung zu erzielen. Ins Auge gefaßt wurde die Verpflichtung ohnehin zunächst nur für die männlichen Jugendlichen, soweit sie sich in einer Ausbildung befanden. Erst gegen 1912 wurden Mädchen in die entsprechenden Regelungen einbezogen. Da die Fortbildungsschulen als Gemeindeschulen geführt wurden, wäre ein entsprechendes Ortsstatut erforderlich gewesen, das aber nur zustande kommen konnte, wenn die relevanten Gruppen in der Gemeinde und der Gemeindevertretung sich hinter diese Absicht stellten.

In dieser konfliktträchtigen Situation nahm die Akzeptanz der Schule bei den Heranwachsenden und auch bei den kleineren Betrieben in dem Maße zu, in dem die Inhalte attraktiver wurden, d.h. in dem nicht nur der Zeichenunterricht, sondern der gesamte Lehrstoff sich auf den Beruf und damit auf die die Lebensrealität der Jugendlichen dominierende Sphäre bezog. Zwar hatte schon der erste relevante Erlaß des preußischen Kultusministers vom 17. 6. 1874 berufliche Qualifizierung als einen Zielpunkt des Fortbildungsschulunterrichts formuliert, und auch die Unterstellung des Fortbildungsschulwesens unter das Handelsministerium 1884/85 (dem auch die höheren beruflichen Schulen unterstanden) wies in diese Richtung, doch die Realität blieb weit hinter den Zielen zurück.

Der eigentliche Durchbruch zu der Schule, die heute als Berufsschule bekannt ist, geht auf die Arbeiten *Georg Kerschensteiners* zurück. Ihm gelang es, die berufliche Qualifizierung schlüssig mit der, immer wieder unternommenen, häufig genug jedoch in schlichte Indoktrination abgleitenden Versuchen politischer Integration zu verbinden. Seiner Formel gemäß ist die Erziehung zur beruflichen Tüchtigkeit »die condicio sine qua non der staatsbürgerlichen Erziehung« (1966, 17), d.h. die berufliche Qualifizierung erst führt zum tüchtigen Staatsbürger und damit dem angestrebten Ziel der Sozialisation. Die schulpolitische Umsetzung seiner Theorien bildet der Erlaß des preußischen Handelsministers vom 1. 7. 1911 über »Einrichtung und Lehrpläne gewerblicher und kaufmännischer Fortbildungsschulen und kaufmännischer Fachklassen an gewerblichen Fortbildungsschulen«, die sog. »Bestimmungen«.

Für die Heranwachsenden aus der Arbeiterschaft bedeutete die Etablierung der Berufsschule eine Umwandlung ihres gesellschaftlichen Status. Die Selbständigkeit, die ihnen in einer Übergangszeit zu eigen war, ging in dem Maße verloren, als industrielle Berufsausbildung und Berufsschule zu selbstverständlichen Bestandteilen ihres Lebenslaufes wurden (vgl. *Kohli*, 1985; *Tully/Wahler*, 1983). Im gleichen Maße nämlich wurden sie zu Jugendlichen, d.h. zu Erziehungs- und Schutzbedürftigen; aus den jungen Arbeitern wurden Arbeiterjugendliche.

3. Die beruflichen Schulen in der Phase ihrer Konsolidierung

Der wesentliche Einschnitt in der Entwicklung der Berufsschule vor dem ersten Weltkrieg lag in der institutionellen Entkopplung von Jugendpflege und beruflicher Qualifizierung. Indem die Fortbildungsschule als Berufsschule etabliert wurde, wurden die im engeren Sinne jugendpflegerischen Zielsetzungen im wesentlichen eigenen staatlichen Institutionen zugeschlagen. Das entscheidende Ergebnis dieses Prozesses liegt in der Verankerung des Fortbildungsschulbesuchs im Lebenslauf der jungen Arbeiter und damit in der institutionell dokumentierten Zuschreibung ihrer Erziehungsbedürftigkeit. Diese war das eigentliche Thema in der Anfangsphase der Fortbildungsschulentwicklung, während sie dann kurz vor dem ersten Weltkrieg unstrittig war. Erst auf dieser Basis konnte sich eine Schule der entsprechenden Schicht- und Altersgruppe pädagogisch nähern, so daß sich nur noch die Frage nach den Inhalten des Unterrichts stellte. *Kerschensteiners* Antwort fand dabei breite Zustimmung.

Mit seiner Kopplung von Erziehung zur beruflichen Tüchtigkeit und politischer Integration hatte *Kerschensteiner* die Berufsschule und ihre Schülerschaft der pädagogischen und nicht nur didaktisch-methodischen Reflexion zugänglich gemacht. In der Nachfolge *Humboldts* und *Herbarts* war die Berufsbildung »außerhalb der pädagogischen Sphäre« angesiedelt worden, da sie auf professionalistische Verengung und nicht auf die Entfaltung der vollen Humanität gerichtet sei. Die *Herbart*-Kritik einerseits, die in der Reformpädagogik und auch bei *Kerschensteiner* laut wurde, und andererseits die immer deutlicher werdenden Funktionsprobleme des ›humanistischen‹ Gymnasiums führten dazu, auch das oben genannte Diktum in Frage zu stellen. Humanität bewies sich im Lichte dieser Kritik nur in der Wahrnehmung einer gesellschaftlichen Position. Diese Position jedoch sei nur über einen Beruf zu erreichen – ein Gedanke, der schon *Humboldt* nicht fremd war, in seiner Nachfolge jedoch gern übergangen wurde. Indem *Kerschensteiner* das berufliche Lernen in diese Argumentationslinie einstellte, eröffnete er die Berufsbildung der Bildungstheorie und damit der pädagogisch-wissenschaftlichen Durchdringung.

Davon ausgehend entfaltete sich über den eigentlichen, praktischen Problemen der Berufsschule die sog. klassische Berufsbildungstheorie, die insbesondere mit den Namen *Georg Kerschensteiner, Eduard Spranger* und *Aloys Fischer* verbunden werden muß. Zum großen Teil unabhängig von der sozialen Not der Weimarer Republik, den politischen Kämpfen und auch den Funktionsproblemen der berufsbildenden Schulen wurde ein Theoriegebäude errichtet (*Barschak*, 1929), das bis weit in die sechziger Jahre hinein die Diskussion um berufliches Lernen bestimmte. Das wesentliche Anliegen der Berufsbildungstheorie bestand darin, die bildenden und das heißt: im positiven Sinne persönlichkeitsformenden Auswirkungen der Berufsarbeit und des beruflichen Lernens zu verdeutlichen. Diese Aufgabe erwies sich angesichts der stattfindenden Umgestaltungen des Produktionsbereiches als immer schwieriger, da der Berufsbegriff der Berufsbildungstheorie im wesentlichen der handwerklichen Tradition entlehnt war und damit auf ein obsolet gewordenes Modell ganzheitlicher Produktion zielte. *Kerschensteiner* bereits hatte begonnen, den Berufsbegriff von konkreten Arbeitsinhalten abzulösen und getreuliche Pflicht-

erfüllung in der zugewiesenen beruflichen Position als Ziel einer Ausbildung in seinem Sinne postuliert, wobei er den Arbeitsinhalten nur einen instrumentellen Charakter zubilligen konnte.

Ein Kernproblem der Berufsbildungstheorie aber lag darin, daß sie nicht nur die bildenden Einflüsse benennen, sondern auch deutlich machen mußte, wo und in welcher Weise überhaupt eine Bildbarkeit bei dem zu Bildenden vorlag. Dies führte zu einigen Arbeiten, die deutlich dem Bereich der Jugendforschung zuzuordnen sind. Am bekanntesten sind die Bemühungen *Eduard Sprangers* geworden, der freilich nicht nur als Berufsbildungstheoretiker zu bezeichnen ist. Seine »Psychologie des Jugendalters« (erstmals 1924) legte das Grundmuster für eine Vielzahl von »verstehenden« Forschungen über die Typik des Jugendlichen. Für die beruflichen Schulen vielleicht wichtiger, weil geraffter und in einem gängigen Handbuch angeboten, ist *Kerschensteiners* Aufsatz über »Berufserziehung im Jugendalter« (o.J.). Dort liefert er eine ausführliche Darlegung der jugendpsychologischen Andeutungen seiner früheren Veröffentlichungen, angereichert um einige bis 1921/22 veröffentlichte Erkenntnisse der jugendkundlichen Forschung, und zugleich ein deutliches Plädoyer für eine berufliche oder zumindest praktisch orientierte Konzeption des Lernens. Der dritte hier zu nennende Beitrag stammt von *Aloys Fischer* (1926), der auf einer Tagung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht über »Entwicklung, gegenwärtiger Stand und pädagogische Bedeutung der psychologischen Jugendforschung« berichtete. Dieser Beitrag stellt zwar mehr forschungsgeschichtliche und -methodologische Fragen in den Vordergrund, aber er verdeutlicht zugleich, daß die wesentlichen Träger der Berufsbildungstheorie sich kompetent mit jugendkundlichen Fragen beschäftigten.

Aber nicht erst *Friedrich* und *Kossakowski* machten 1960 in einer Artikelserie darauf aufmerksam, daß die »Darstellung des Jugendlichen in der bürgerlichen Psychologie bis 1933« in bezug auf die proletarischen oder Arbeiterjugendlichen zahlreiche »weiße Flecke« aufweist, die ggf. mit Spekulationen aus bürgerlichen Lebensläufen ausgefüllt werden (vgl. auch *Blättner*, 1934). Eher geben die zahlreichen, aus persönlicher Erfahrung heraus von Lehrern, Schriftstellern, Pfarrern und Fürsorgern veröffentlichten Berichte Auskunft über die Lebenssituation dieser Jugendlichen (vgl. *Friedrich*, 1960; auch *Spranger*, 1974), wobei jedoch der Bezug zu den beruflichen Schulen nur in sehr seltenen Fällen thematisiert wird.

Gleichsam unterhalb der pädagogischen Wahrnehmungsschwelle gab es eine Tendenz, die für die Praxis des beruflichen Lernens von enormer Wichtigkeit war: die Rationalisierung bzw. Taylorisierung der Produktion. In diesem Rahmen war einerseits immer weniger auf die Qualifikationsleistungen des Handwerks zurückzugreifen, so daß die Industrie zunehmend eigene Berufsbilder entwickelte (*Muth*, 1987), und andererseits ließ die wissenschaftliche Durchdringung des Produktionsprozesses eine deutliche Unterteilung der benötigten Qualifikationsniveaus in Facharbeiter, angelernte und Hilfsarbeiter zu. Diese Unterscheidung, 1911 zum ersten Male durch den Deutschen Ausschuß für Technisches Schulwesen (DATSCH) formuliert und 1926 in Facharbeiter, Angelernte und Ungelernte verändert, bestimmte mindestens bis zum Berufsbildungsgesetz von 1969 die vertikale Gliederung der Berufsstruktur und damit den Zielpunkt der Berufsschularbeit.

1908 durch namhafte Verbände der Industrie unter Beteiligung des preußischen Handelsministeriums gegründet (*Georg/Kunze*, 1981, 62ff.), beförderte der DATSCH die Entwicklung des Dualen Systems mit einer deutlichen Schwerpunktsetzung für die Aufgaben der Schule und des Betriebes. Daneben formulierte der DATSCH Berufsbilder, die gemäß seiner Zielsetzung betriebsübergreifend und entsprechend der von ihm definierten Niveaus gegliedert waren. Für einzelne dieser Berufe stellte der DATSCH ab 1917 Lehr- und Ausbildungsmittel zur Verfügung, mit deren Hilfe in der betrieblichen Ausbildung die erforderlichen Kenntnisse einheitlich vermittelt werden konnten.

Neben dem DATSCH ist für die Konsolidierung einer modernen Ausbildungskonzeption das Deutsche Institut für Technische Arbeitsschulung (DINTA) als eine weitere, von der Schwerindustrie 1924/25 ins Leben gerufene Einrichtung von Interesse, das aber auf die beruflichen Schulen einen mehr indirekten Einfluß ausübte. DATSCH und DINTA wirkten insbesondere über ihre Handreichungen und praktischen Anregungen in zahlreiche Betriebe und auch in die Berufsschulen hinein. Gerade indem die Berufsschulen auf einen didaktischen Gleichlauf zur betrieblichen Ausbildung hin verpflichtet werden sollten, wurde der Lehrplan dieser Schulen in starkem Maße vorstrukturiert. Die beruflichen Schulen wurden immer mehr in das Ausbildungswesen integriert, nicht ohne allerdings von der so erfahrenen institutionellen Absicherung durch einen Gewinn an eigenem Profil zu profitieren. Juristisch wurde diese Konsolidierung zwar nicht von einem einheitlichen Schulgesetz begleitet, aber dennoch konnten die Rahmenbedingungen verbessert werden. So eröffnete das Reichministerium für die wirtschaftliche Demobilmachung in einer Verordnung vom 28. 3. 1919 den Gemeinden im Rahmen ihrer ortsstatutarischen Kompetenzen die Möglichkeit, die Schulpflicht auf »sämtliche Jugendliche auszudehnen, soweit sie keiner weitergehenden wissenschaftlichen oder künstlerischen Ausbildung nachgingen« (*Südhof*, 1936, 35), d. h. insbesondere auf die ausbildungs- und erwerbslosen Jugendlichen. Diese Erweiterung der Klientel wurde schließlich am 31. 7. 1923 in Preußen durch das Gesetz zur Erweiterung der Berufsschulpflicht übernommen.

Zusammenfassend kann die Zeit der Weimarer Republik als diejenige Periode bezeichnet werden, in der die Berufsschule – als der Kern des beruflichen Schulwesens – etabliert wurde und mit der Berufsbildungstheorie einen adäquaten wissenschaftlichen Überbau erhielt. Abzulesen ist dies an der zunehmenden Integration der Berufsbildungstheorie in die Universitäten, der Entstehung einer berufsschulspezifischen Lehrerausbildung und nicht zuletzt am steigenden Grad der Verpflichtung, diese Schule zu besuchen. D. h. die Berufsschule wurde mehr und mehr zu einem selbstverständlichen Bestandteil im Lebenslauf einer wachsenden Zahl von Jugendlichen.

Um die Berufsschule herum hatte sich ein System von zusammenfassend so genannten Fachschulen gelagert, das bis fast zur Unübersichtlichkeit ausdifferenziert war. So gab es ausbildungsvorbereitende, -begleitende, -substituierende, -erweiternde Schulen, solche mit ausschließlich beruflichen Inhalten und solche, die auch Allgemeinbildendes vermittelten und bis zur Studierfähigkeit führen sollten. *Südhof* (1936) schreibt ihnen die Aufgabe zu, »tüchtige Anwärter für die gehobenen

Stellungen im wirtschaftlichen und technischen Leben heranzubilden (...) Für diese Kräfte ist eine Schulung erforderlich, die weitergeht als die Berufsschule« (75f). In quantitativer Hinsicht stellte sich das Verhältnis der beiden Schulgruppen in Preußen so dar, daß es 1933 586 Fachschulen mit insgesamt 78000 Schülern und 2183 Berufsschulen mit 566000 Schülern gab (14).

Dem terminologischen und organisatorischen Wirrwar bei den beruflichen Schulen setzte der Runderlaß des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 29. 10. 1937 ein Ende. Die »Reichseinheitlichen Benennungen im Berufs- und Fachschulwesen« teilten das gesamte berufliche Schulwesen in drei Bereiche auf, die nun im gesamten Reich unter jeweils einem Begriff zu fassen waren: Berufsschulen, Berufsfachschulen und Fachschulen. Berufsschulen sind danach jene Schulen, die »pflichtmäßig von gleichzeitig in der praktischen Ausbildung (...) oder in Arbeit befindlichen jungen Menschen sowie von erwerbslosen Jugendlichen besucht werden«. Berufsfachschulen sind solche Schulen, die keine praktische Berufsvorbildung voraussetzen, freiwillig besucht werden und auf einen Beruf vorbereiten sollen. Die dritte Gruppe der Fachschulen setzt für ihren Besuch eine einschlägige Berufsvorbildung voraus. Sie werden freiwillig besucht, wobei ihr »Lehrgang« mindestens ein halbes Jahr bei Ganztagsunterricht umfassen muß. Wenn auch dieser Versuch, die Vielfalt im beruflichen Schulwesen begrifflich und verwaltungsmäßig zu ordnen, durchaus im Sinne der faschistischen Ideologie der »Gleichschaltung« lag, so sind die Vorteile der so gewonnenen Übersichtlichkeit nicht von der Hand zu weisen.

In anderer Hinsicht jedoch konnten die beruflichen Schulen nicht von den Faschisten profitieren, im Gegenteil. Der Zickzackkurs bezüglich der Berufstätigkeit der Frauen erschwerte eine vernünftige Planung z.B. im Bereich der Handelsschulen, die in Preußen zu ca. achtzig Prozent von Mädchen besucht wurden (*Südhof*, 1936, 106). Hinzu trat die wachsende Inanspruchnahme der Jugendlichen durch die Hitlerjugend und den Bund Deutscher Mädchen, so daß – aufgrund der gestärkten Position der Wirtschaft – die benötigte Zeit durch Streichung von Unterrichtsstunden gewonnen wurde. Die gegenüber Schulen im allgemeinen skeptische Haltung der Nationalsozialisten unterstützte dieses Vorgehen ebenso wie die deutlichen Versuche der Reichsjugendführung und der Deutschen Arbeitsfront, sich im Bereich der Berufsausbildung zu profilieren (z.B. Reichsberufswettkampf).

Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß die Nationalsozialisten im Zuge einer Neufassung des Schulpflichtgesetzes zum ersten Mal reichseinheitlich die Berufsschulpflicht einführten, und zwar nach der Beendigung der Volksschulpflicht für drei Jahre, bei landwirtschaftlichen Berufen für zwei Jahre (Gesetz über die Schulpflicht im Deutschen Reich vom 6.7. 1938). Die damit angestrebte Bedeutungssteigerung der Berufsschule im Ausbildungsverhältnis konnte jedoch nicht erreicht werden. Insbesondere war dafür ein eklatanter Lehrermangel maßgebend, der schon während der Weimarer Republik beklagt worden war und sich mit Beginn des zweiten Weltkrieges dramatisch verschärfte. *Kipp* (1987) stellt fest, »daß Berufsschullehrer in weit stärkerem Maße zur Wehrmacht eingezogen wurden als betriebliche Ausbilder und Lehrmeister. Bereits am Jahresende 1939 lagen Berichte aus dem gesamten Reichsgebiet vor, in denen Unterrichtsausfall um mehr als die

Hälfte der Stundenzahl und zum Teil Schließung ganzer Berufsschulen gemeldet wurde. Die (...) allgemeine Berufsschulpflicht bestand vielfach nur noch auf dem Papier« (246).
Angesichts dieser Tatsachen kann vermutet werden, daß die – subjektive wie objektive – Bedeutung der beruflichen Schulen für die Jugendlichen in der Zeit des deutschen Faschismus kaum zu unterschätzen ist. Zwar buhlten Lehrer und Theoretiker der beruflichen Schulen um die Gunst der neuen Machthaber (z.B. *Feld*, 1939; *Schulz*, 1937; zu Hintergründen und Fortsetzungen *Seubert*, 1977), doch konnten damit weder die vorherrschende Stellung der ausbildenden Betriebe noch die materielle Misere der Schulen wirksam beseitigt werden. Die wesentliche Bedeutung des Faschismus für die beruflichen Schulen lag in den vorgenommenen Ordnungsmaßnahmen, die ihre Auswirkungen allerdings hauptsächlich erst in der neugegründeten Bundesrepublik Deutschland zeigen konnten.

4. Jugend und berufliche Schulen in der Bundesrepublik

Die rasch erfolgende Reindustrialisierung ließ auf dem gemeinsamen Nenner der betrieblichen, praxisbezogenen Ausbildung eine Front von Handwerk und Industrie gegen die zeitweise diskutierte Übernahme der Berufsausbildung in vollzeitschulische Bildungsgänge entstehen. Die Brisanz dieses immer noch relevanten Themas (*Stratmann*, 1975) ergab sich während der Nachkriegszeit und der ersten Hälfte der fünfziger Jahre aus der objektiven »Berufsnot« der Jugend (*Abel/Groothoff*, 1959, 63), d.h. aus einem eklatanten Mangel an Arbeits- und Ausbildungsstellen. Da die Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt nicht nur demographisch begründet wurden – die geburtenstarken Jahrgänge aus der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre verließen die Volksschule –, sondern immer auch eine qualifikationspolitische Komponente mitspielte, wurden von verschiedenen Trägern in Zusammenarbeit mit den beruflichen Schulen sog. Grundausbildungslehrgänge eingerichtet, die den Jugendlichen durch die Vermittlung von beruflichen Fertigkeiten oder schlicht von Arbeitstugenden den Einstieg in ein Arbeits- oder ein Ausbildungsverhältnis ermöglichen sollten.
Wer unter diesen Umständen einen Berufseinstieg fand, konnte sich jedoch noch lange nicht darauf verlassen, daß er in diesem Beruf auch Arbeit finden würde. Bedingt durch die Diskrepanzen zwischen Ausbildungsverhalten und Absorbtionsfähigkeit jeweils bei Handwerk und Industrie ergab eine Untersuchung bei den Schulentlassenen der Jahre 1950–56: »Jeder Zweite (...) wird nach der Ausbildung aus seinem Beruf hinausgeworfen!« (*Abel/Groothoff*, 1959, 64). Mit dieser Feststellung wird der Kernpunkt der Berufsbildungsidee – der Beruf als »innere Heimat« – ad absurdum geführt, sie ist eine deutliche Absage an alle gemeinschaftsideologisch verbrämten Reden über den persönlichkeitsformenden Charakter der Meisterlehre. Ihr gegenüber gewinnt eine Idee von Berufsgrundbildung an Kraft, die nicht mehr den Beruf als lebenslange Erfüllung einer inneren Berufung anzielt, sondern die Möglichkeit des friktionsarmen Berufswechsels (*Stratmann*, 1971).
Dessen ungeachtet wurde in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre die Übereinstim-

mung zwischen »innerem« und Erwerbsberuf erneut als Problem thematisiert. Hier nämlich hatte sich der Lehrstellenmangel in einen Lehrlingsmangel verkehrt, der den Ausbildungsplatzsuchenden die Möglichkeit einer echten Wahl offerierte. Um der Gefahr kurzsichtiger »Moden« zu entgehen, sollte durch Eignungstests und ausführliche Beratung die Berufswahl optimiert werden, während in der Zeit davor den Eignungstests oftmals die Funktion zukam, die ökonomisch bedingte Notwendigkeit zum Verzicht individualpsychologisch zu untermauern. Die Beiträge zu einer berufspädagogischen Jugendforschung aus dieser Zeit (z.B. *Kiehn*, 1960; *Scharmann*, 1965; allgemein *Roessler*, 1957) zeigen eine eigentümliche innere Spannung, indem sie – in deutlicher Anlehnung an die Forschungen der Weimarer Zeit, aber in Ansehung der Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit – die Jugendlichen teils als gefährlich (»Halbstarke«) und teils als gefährdet thematisieren. Beides wird in die Notwendigkeit pädagogischer Betreuung umgedeutet, wobei jedoch das kulturpessimistisch als Verfall der Tradition beklagte Verlorengehen der erzieherischen Ziele immer wieder als Problem durchschlägt. Die Berufsschule konnte von diesen Entwicklungen wenig profitieren, wenn man von dem durch die Lehrlingsknappheit erzeugten und durch zahlreiche Werbemaßnahmen in Szene gesetzten Prestigegewinn des beruflichen Ausbildungsektors einmal absieht.

Aufbauend auf älteren Ansätzen, kam in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre eine Entwicklung in Gang, die für das Selbstverständnis und das Ansehen der beruflichen Schulen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Insbesondere Nordrhein-Westfalen eröffnete mit seiner sog. Berufsaufbauschule den Zweiten Bildungsweg; andere Bundesländer hatten teils vollzeitschulische, teils berufsbegleitende Förder- oder Aufbaukurse eingerichtet, die den Zweck verfolgten, solchen Jugendlichen, die mit dem Volksschulabschluß in eine Lehre eingetreten waren, den Weg zur Höheren Fachschule und zur Ingenieurschule zu ebnen. Durch die verstärkte Berücksichtigung allgemeinbildender Inhalte wurden diese Schulen bzw. Lehrgänge in das vom Gymnasium dominierte Berechtigungswesen eingebunden und förderten so die Durchlässigkeit des ansonsten einspurig angelegten Bildungssystems.

Angeregt durch diese Entwicklungen, wurden auch die bereits bestehenden Schulen und Ausbildungsgänge z.T. um allgemeinbildende Komponenten erweitert und in das Berechtigungssystem eingefügt, allerdings mit dem großen Vorteil, daß neben den höheren – allgemeinen – Bildungsabschlüssen auch berufliche Kenntnisse erworben werden konnten, die später (1972/73) bei den Berufsfachschulen und den Berufsgrundschulen über sog. Anrechnungsverordnungen quasi zu vorweggenommenen Teilen einer Berufsausbildung erklärt wurden. Konsequenteste Auslegung dieses Gedankens ist dann die Kollegschule in Nordrhein-Westfalen, die ihre Bildungsgänge durchweg auf das Prinzip der Doppelqualifikation hin angelegt hat (vgl. z.B. BMBW 1980; Kultusminister NW, 1973).

Diese Ausweitung des Zweiten Bildungsweges ist jedoch keine automatische und unumstrittene gewesen. Die Entwicklung ist nur verständlich vor dem Hintergrund der sog. Berufsbildungsreform Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre (*Offe*, 1975). Diese Reform wiederum steht in engem Zusammenhang mit der Umstrukturierung des gesamten Bildungswesens, mit Bildungsexpansion und Bil-

dungsreform. Darin bezeichnet das Berufsbildungsgesetz von 1969 den für die berufliche Bildung wichtigen Einschnitt, als erstmals alle relevanten Belange bundeseinheitlich geregelt und Kompetenzen eindeutig verteilt wurden. Hervorzuheben ist dabei der Funktionszuwachs staatlicher Stellen, der insbesondere gegen die Autonomiebestrebungen der Betriebe durchgesetzt werden mußte. Für die beruflichen Schulen war die durch das Berufsbildungsgesetz angezeigte Zäsur insofern bedeutsam, als das Verfahren für die Festlegung der sog. Rahmenlehrpläne vereinheitlicht und vereindeutigt wurde, d.h. die im Zusammenhang mit bestimmten Berufsbildern zu vermittelnden Inhalte wurden in ihren wesentlichen Zügen und auch in der Reihenfolge ihrer Vermittlung bundeseinheitlich festgelegt. Damit kommt der Berufsschule ein im Rahmen des Dualen Systems genau definierter Status zu, so daß nicht nur ihre Rechtsstellung gegenüber den anderen Lernorten der beruflichen Bildung aufgewertet wird. Die klarere Strukturierung des zentralen Bereichs der beruflichen Bildung, der Ausbildung für einen bestimmten Beruf, hatte insofern für die anderen beruflichen Schulen Auswirkungen, als sie sich deutlicher um diesen Zentralbereich herum gruppieren mußten und konnten. Insgesamt brachte die Berufsbildungsreform – jedenfalls soweit sie verwirklicht wurde – eine größere Systematik in die Beziehungen der einzelnen Bildungseinrichtungen untereinander und damit eine größere Durchlässigkeit für solche Jugendliche, die nicht von Anfang an auf den Weg durch das Gymnasium gesetzt hatten.

Die weitere Entwicklung im beruflichen Schulwesen ist im wesentlichen durch eine Problematik gekennzeichnet, die eine ihrer Ursachen in dieser neugewonnenen Transparenz hat. Die oben bereits erwähnte Bildungsexpansion hatte dazu geführt, daß die Zahl der Jugendlichen, die einen Abschluß oberhalb des Hauptschulniveaus anstrebten, relativ anstieg. Dadurch, daß aufgrund der geburtenstarken Jahrgänge die Zahl der Jugendlichen auch absolut anstieg, ergab sich in den höheren Schulen und später in den Universitäten und Fachhochschulen ein Kumulationseffekt. Weil jedoch das Nachfrageverhalten der Betriebe und der öffentlichen Hand nicht mit dem gewachsenen Angebot mitgehalten hatte, ergab sich bei ausgebildeten Akademikern, insbesondere bei Lehrern und Sozialwissenschaftlern, eine nicht unbedeutende Arbeitslosigkeit. Die Folge davon war, daß die Selbstverständlichkeit, nach dem Abitur zu studieren und anschließend eine gesicherte Position mindestens auf dem »A13-Niveau« einnehmen zu können, brüchig wurde. Darum strebten insbesondere Kinder aus jenen Schichten, die nicht zum traditionellen Bildungsbürgertum gehörten, Ausweichkarrieren an, die eine Doppelqualifikation bereitstellten und insofern keine Chancen verbauten. Dieser Weg verlief über das berufliche Schulwesen, insbesondere über die (höheren) Berufsfachschulen (Forschungsgruppe *Kammerer*, 1980).

Dort trafen sie jedoch auf andere Schüler, die aus ähnlich gearteten Gründen diese Schulen besuchten. In noch viel stärkerem Maße nämlich als bei den Arbeitsstellen für Akademiker hatte sich das Vorhandensein der geburtenstarken Jahrgänge bei der Suche nach Ausbildungsplätzen für einen gewerblichen oder kaufmännischen Beruf ausgewirkt. Zwar hatten die Betriebe eine zunehmende Zahl von Ausbildungsplätzen bereitgestellt, doch noch bis 1987 überstieg die Nachfrage das Angebot bei weitem, wobei regionale und strukturelle Probleme diese Situation weiter

verschärften (*Baethge* u.a., 1983; *Gerlach*, 1983). Besaßen diese Jugendlichen die jeweiligen Berechtigungen, so traten sie in die entsprechenden beruflichen Schulen ein, denen so eine Art »Parkhaus-Funktion« zuwuchs (*Frackmann* u.a., 1981; *Naumann*, 1980; *Petzold/Schlegel*, 1983).

Einen wirkungsvollen Beitrag im Kampf gegen die Jugendarbeitslosigkeit konnte man von den beruflichen Schulen nicht ernsthaft erwarten, denn es erwies sich bald, daß die Arbeitslosigkeit ein Problem des Mangels an Arbeitsstellen und nicht eines des Mangels an geeigneten Qualifikationen war. Zwar bestand bei einigen Facharbeiterberufen in einzelnen Regionen zeitweilig ein Mangel, und es ist in der Tat so, daß Jugendliche ohne Ausbildungsabschluß unter den jugendlichen Arbeitslosen überproportional repräsentiert sind, doch zeigte sich bald, daß der Übergang von der Berufsausbildung in die Berufstätigkeit zu einer zweiten Schwelle geworden war, die eine große Zahl von Jugendlichen nicht überwinden konnte (vgl. z.B. Hans Böckler Stiftung, 1988). Besondere Problemgruppe dabei sind die weiblichen Jugendlichen, deren Anteil an den Arbeitslosen mit Berufsausbildung steigt. Eine der Ursachen dafür ist das geschlechtsspezifische Berufswahlverhalten, das die Mädchen eher »konventionelle« Ausbildungen ergreifen läßt, die zu Berufen mit einem hohen Auszubildendenanteil und entsprechend niedriger Übernahmequote führen.

Der Beitrag der beruflichen Schulen in der Beseitigung der Jugendarbeitslosigkeit ist demnach – von Ausnahmefällen abgesehen – eher statistischer Art, indem ihre Schüler als »beschult« und nicht mehr als arbeitslos gelten. Jedoch haben die Bundesländer über die beruflichen Schulen eine Vielzahl von Sondermaßnahmen initiiert, die Schülern eine Ausbildung vermitteln oder auf andere Weise ihre Chancen auf dem Arbeits- und Ausbildungsstellenmarkt verbessern sollen (*Kell/Lipsmeier*, 1984). Die Jugendarbeitslosigkeit hat – in Verbindung mit der Akademikerarbeitslosigkeit insbesondere bei den sozialen Berufen – dazu geführt, daß sich außerhalb des »klassischen« Dualen Systems insbesondere in den Großstädten ein Netzwerk von Einrichtungen gebildet hat, dessen quantitative Bedeutung längst nicht mehr zu unterschätzen ist. Aus der Arbeitslosenstatistik lassen sich Problemgruppen abgrenzen, bei denen eine institutionalisierte Bemühung als besonders förderungswürdig gilt. Dazu zählen im Bereich der bis zu 25jährigen Ausländer, Mädchen sowie Lern- und Ausbildungsbeeinträchtigte. Wer für solche Jugendlichen eine Maßnahme der (vor)beruflichen Qualifizierung einrichtet, kann auf vielfältige Subventionen zurückgreifen. Dieses Alternativ-System bietet für eine nicht unbedeutende Zahl von Jugendlichen die Möglichkeit einer »Maßnahmenkarriere«, d.h. sie durchlaufen eine Maßnahme, steigen in die nächste über usw., ohne jemals im Sinne der Statistik arbeitslos zu sein, ohne aber auch jemals eine Arbeit unter realistischen Bedingungen aufgenommen zu haben. Bezieht man in diesen Komplex das Berufsvorbereitungsjahr, das Berufsgrundschuljahr und auch das 10. Schuljahr an Hauptschulen mit ein, so gelangt man wie *Petzold/Schlegel* (1983) zu der Auffassung, daß von den etwa 700 000 Absolventen (1982) der Sekundarstufe I, die eine Ausbildung im Dualen System nachfragen, »fast 300 000 erst einmal für ein weiteres Jahr in die Schule bzw. eine berufsvorbereitende Maßnahme geschickt« werden (117). Das bedeutet im weiteren: »Jeder vierte Jugendliche, der die

Sekundarstufe I beendet und keine weiterführende Schule (Gymnasium, Berufsfachschule) besucht, wird am dualen System vorbei zum Hilfsarbeiter qualifiziert« (ebd.).
Die Situation hat sich mittlerweile aufgrund der sinkenden Absolventenzahlen etwas entspannt, doch für die Zukunft ist eine Auflösung des skizzierten alternativen Karrieresystems keineswegs zu erwarten. Die besonderen Problemgruppen der beruflichen Schulen, ob als »Ungelernte« (*Blankertz*, 1960; *Höhn*, 1974), als »Jungarbeiter« (*Nolte* u.a., 1973), als »Lernbehinderte« oder »Ausbildungsbeeinträchtigte« (*Kipp*, 1983; *Braun*, 1981) oder grob als »Sozialschrott« (*Lisop/Huisinga*, 1984) bezeichnet, werden auch weiterhin die Problemgruppen der beruflichen Schulen bleiben. Die Entwicklungen im Bereich der Ausbildungsstellen laufen darauf hinaus, daß das formalisierte, theoretische Wissen einen immer höheren Stellenwert einnehmen wird, wie sich z.B. an der Neuordnung der industriellen Metall- und Elektroberufe ablesen läßt. Für die oben genannten Gruppen hatte der stärkere Praxisbezug der beruflichen Schulen bislang die Möglichkeit geboten, Kenntnis- und insbesondere Motivationsdefizite durch »praktisches Lernen« aufzuarbeiten und so den Anschluß an eine »normale« Karriere zu finden. Davon scheint der gestiegene theoretische Anspruch der Ausbildung diese Jugendlichen in Zukunft auszugrenzen, so daß das Konzept der sog. Ersatzberufe und Alternativ-Karrieren hier immer weiter Raum greifen wird.

5. Zusammenfassung

Das Verhältnis von Jugend und beruflichen Schulen scheint mit der zunehmenden Konsolidierung des alternativen Karrieresystems in eine neue Phase einzutreten, weil die historisch gewachsene Selbstverständlichkeit, daß Jugendliche der unterbürgerlichen Schichten ihren Weg über die beruflichen Schulen nehmen, durch diesen Prozeß in Frage gestellt wird. Diese »Selbstverständlichkeit« ist jedoch, wie die vorhergehenden Ausführungen gezeigt haben, erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts zu einer solchen geworden, indem die Fortbildungsschule als Einrichtung zur Fortsetzung der institutionalisierten Erziehung in den Lebenslauf der Heranwachsenden aus der Arbeiterschaft eingelagert wurde. Auf der einen Seite geht damit die Entstehung einer Jugendphase in der Arbeiterschaft einher, auf der anderen Seite bildete sich zur gleichen Zeit ein System der gesellschaftlichen Arbeitsteilung heraus, das als Organisationsform bestimmter Berufsschneidungen auf Vor- und begleitende Leistungen des Bildungssystems angewiesen war. Wesentliches Kennzeichen dieser Form von Arbeitsteilung ist der Status des industriellen Facharbeiters. Schon seit längerem ist zu beobachten, daß in einzelnen Branchen der Arbeitsumfang der Facharbeitertätigkeit ausgeweitet wird, auch um Elemente von Planung und Disposition, während die Ungelerntentätigkeiten mehr und mehr in die Maschinerie verlagert werden. Zwischen den angereicherten, neuen Facharbeitertätigkeiten ist ein Wechsel erleichtert, weil der Zugang zu den Tätigkeiten immer weniger »empirisch«, sondern eher theoretisch-abstrakt erfolgt. Dies zusammen stellt das hergebrachte System der Arbeitsteilung in Frage mit der Konsequenz, daß

auch die Feinsortierungsfunktion des beruflichen Schulwesens fraglich wird, durch welches die Jugendlichen in hierarchisch und inhaltlich voneinander abgegrenzte Berufslaufbahnen eingeschleust wurden.
Besonders deutlich wird dies bereits jetzt bei den Gruppen, mit denen das berufliche Schulwesen schon immer Probleme hatte: bei den berufs- und arbeitslosen Jugendlichen. Von der Idee her auf eindeutig segmentierte Anteile an der gesellschaftlichen Arbeit ausgerichtet, waren für die beruflichen Schulen diese Gruppen nicht zuzuordnen, so daß immer nur mit Ersatzlösungen operiert werden konnte (Hausväterpädagogik, allgemeine Arbeitstugenden, Berufswahlvorbereitung usw.). Bei all dem darf nicht übersehen werden, daß früher oder später doch eine Einmündung in eine Arbeitstätigkeit erfolgte, je nach konjunktureller Situation. Dies macht den großen Unterschied zu der Situtation aus, die sich heute immer deutlicher abzeichnet. Hier ist damit zu rechnen, daß für einen Teil der Jugendlichen der Lebenslauf an der Arbeitstätigkeit vorbei führen wird, daß sie mithin dauerhaft auf Alimentation angewiesen bleiben. Für diese Jugendlichen bildet das alternative Karrieresystem eine zeitweilige Zwischenstation, während für einen anderen Teil der Jugendlichen der Erwerb von zunehmend abstrakten Qualifikationen in einen der neuen, nun nicht mehr deutlich segmentierten Berufe führt. Mit der Zuweisung der Problemgruppen zum Alternativ-System hätte das berufliche Schulwesen zum zweiten Male seine sozialpädagogischen Funktionen abgelegt, fraglich ist, ob es den neuen Qualifikationsanforderungen gewachsen sein wird.
Angesichts dieser Entwicklungen stellen sich für eine kritische Jugendforschung verschiedenartige Probleme. Akzeptiert sie die Veränderungen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, dann wird sie nicht umhinkönnen, die Zuweisung zu den unterschiedlichen Karrieren in irgendeiner Weise objektivierbar zu gestalten. Eine andere Herangehensweise läge darin, das Lehrgangskonzept im Alternativ-System dahingehend zu organisieren, daß doch noch dem einen oder anderen die Einmündung in eine Arbeitstätigkeit ermöglicht wird. Ein dritter Weg läge darin zu ergründen, in welcher Weise die Jugendlichen ihre Zuweisung zum Alternativ-System verarbeiten und – historisch belehrt – zu prüfen, ob nicht damit eine Neufassung oder zumindest Erweiterung des Jugendbegriffs nötig würde (vgl. *Markefka* in diesem Band). Das gleiche gilt auch für die Jugendlichen, die auf einen der neuen Berufe vorbereitet werden, denn indem dort Lernen als fortdauernder Prozeß angesehen wird, ist das »Ausgelernthaben« kein Kriterium mehr für den Abschluß der Jugendphase.

Literatur

Abel, H., Groothoff, H.H.: Die Berufsschule. Gestalt und Reform. Darmstadt 1959 – *Alex, L., Stooß, F.:* Entwicklungsperspektiven der Berufsausbildung in der 2. Hälfte der 80er Jahre. Berlin, Bonn 1985 – *Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.:* Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt/M., New York 1983 – *Barschak, E.:* Die Idee der Berufsbildung und ihre Einwirkung auf die Berufserziehung im Gewerbe. Leipzig 1929 – *Beck, U., Brater, M., Daheim, H.:* Soziologie der Arbeit und der Berufe. Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse, Reinbek 1980 – *Berg, M.:* Die berufstätige Jugend. Untersuchungen mit dem Problemfragebogen für

männliche Jugendliche. Hannover, Berlin, Darmstadt, Dortmund 1969 – *Blättner, F.:* »Probleme einer Theorie des Lernens. Beitrag zu einer historischen Jugendkunde«. Die Erziehung 9 1934, 551–577 – (*Blättner, F., Kiehn, L., Monsheimer, O., Thyssen, S.,* Hg.: Handbuch für das Berufsschulwesen, Heidelberg 1960a, 397–422) – *Blankertz, H.:* »Die Ungelernten als Problem der Berufsschule«. Erziehung und Schule in Theorie und Praxis, Hg. G. Geißler, H. Wenke, Weinheim 1960a, 269–278 – *Blankertz, H.:* »Berufsschulliteratur (Auswahl)« – *Braun F.:* Die Diskussion um die Berufsausbildung der »Lernbehinderten«. Eine Bibliographie. München 1981 – Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (BMBW), Hg.: Doppelqualifikation '78. Bonn 1980 – *Coppen, H.:* Berufsschülerinnen und ihre Probleme. Frankfurt/M. 1971 – *Crusius, R.:* Der Lehrling in der Berufsschule. München 1973 – *Donzelot, J.:* Die Ordnung der Familie. Frankfurt/M. 1980 – *Feld, F.,* Hg.: Grundfragen der Erziehung für Beruf und Wirtschaft. Einführende Übersicht über die wirtschaftspädagogischen Hauptprobleme in Theorie und Praxis. Stuttgart, Berlin 1939 – *Fischer, A.:* »Entwicklung, gegenwärtiger Stand und pädagogische Bedeutung der psychologischen Jugendforschung«. Jugendkunde und Schule, Hg. Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Langensalza 1926, 1–150 – Forschungsgruppe *Kammerer:* »Berufliche Vollzeitschulen und Verringerung der Jugendarbeitslosigkeit – Basisdaten über die Berufsfachschulen«. Max-Planck-Institut 1980, 2. Bd., 1003–1052 – *Frackmann, M., Kuhls, H., Lühn, K. D.:* Null Bock oder Mut zur Zukunft? Jugendliche in der Bundesrepublik. Hamburg 1981 – *Friedrich, W.:* »Die Darstellung des Arbeiterjugendlichen in der psychologisch-soziologischen Literatur der zwanziger Jahre«. Berufsbildung 14 1960. 457–461 – *Georg, W., Kunze, A.:* Sozialgeschichte der Berufserziehung. Eine Einführung. München 1981 – *Georg, W., Kahl, O.:* »Schüler im Beruflichen Gymnasium«. Deutsche Berufs- und Fachschule 71 1975, 667–677 – *Gerlach, F:* Jugend ohne Arbeit und Beruf. Zur Situation Jugendlicher am Arbeitsmarkt. Frankfurt/M./New York 1983 – *Greinert, W. D.:* Schule als Instrument sozialer Kontrolle und Objekt privater Interessen. Eine Analyse zur Soziogenese von Berufsschule und politischer Erziehung. Hannover 1975 – *Greinert, W. D., Hanf, G., Schmidt, H., Stratmann, K.,* Hg.: Berufsbildung und Industrie. Zur Herausbildung industrietypischer Lehrlingsausbildung. Kongreßbericht Berlin/Bonn 1987 – *Grüner, G.:* »Berufliche Schulen als Lernorte«. Berufliche Sozialisation in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Lernorten. Hg. *H.J. Ruhland, M. Niehues, H.J. Steffens.* Krefeld 1983, 122–133 – Hans-Böckler-Stiftung, Hg.: Qualifikation Informationen. Heft Juni 1988 – *Harney, K.:* Die preußische Fortbildungsschule. Eine Studie zum Problem der Hierarchisierung beruflicher Schultypen im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1980 – *Harney, K.:* »Lernortdifferenzierung unter Modernisierungsaspekten. Überlegungen zum sozialisatorischen Strukturwandel beruflicher Ausbildung«. Berufliche Sozialisation in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Lernorten. Hg. *H.J. Ruhland, M. Niehues, H.J. Steffens.* Krefeld 1983, 47–59 – *Heid, H., Reckmann, H.:* »Der berufstätige Jugendliche«. Handbuch der Berufs- und Wirtschaftspädagogik, Bd. 2. Hg. *U. Müllges.* Düsseldorf 1979 – *Höhn, E.,* Hg.: Ungelernte in der Bundesrepublik. Kaiserslautern 1974 – *Kell, A., Lipsmeier, A.,* Hg.: Berufliches Lernen ohne berufliche Arbeit. Stuttgart 1984 – *Kerschensteiner, G.:* »Berufserziehung im Jugendalter«. Handbuch für das Berufs- und Fachschulwesen. Hg. *A. Kühne* Leipzig o. J. (1922), 76–90 – *Kerschensteiner, G.:* »Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend«. Georg Kerschensteiner. Berufsbildung und Berufsschule. Ausgewählte pädagogische Schriften. Bd. 1 Hg. *G. Wehle.* Paderborn 1966, 5–88 – *Kiehn, L.:* »Psychologie des berufstätigen Jugendlichen«. Handbuch für das Berufsschulwesen. Hg. *F. Blättner, L. Kiehn, O. Monsheimer, S. Thyssen.* Heidelberg 1960, 80–93 – *Kipp, M.:* »Von der ›Lernbehinderung‹ zur ›Ausbildungsbeeinträchtigung‹. Über den Umgang mit ›Lernbeeinträchtigten‹ in Berufsvorbereitung und Berufsausbildung«. Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, 79 1983, 643–654 – *Kipp, M.:* »›Perfektionierung‹ der Berufsausbildung im Dritten Reich«. *Greinert* et. al. 1987, 213–266 – *Kohli, M.:* »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 1985, 1–29 – *Kossakowski, A.:* »Zur Darstellung des Jugendlichen in der bürgerlichen Psychologie bis 1933«. Berufsbildung 14 1960, 416–420 – *Kühne, A.,* Hg.: Handbuch für das Berufs- und Fachschulwesen. Leipzig o.J. (1922) – Der Kultusminister des Landes NW, Hg.: Neuordnung des beruflichen Schulwesens NW. Ratingen, Kastellaun, Düsseldorf 1973 – *Lamszus, H.:* »Konflikte Jugendlicher beim Eintritt in das Berufsleben und ihre wirtschaftspädagogischen Implikationen«. Die Deutsche Berufs- und Fachschule, 70 1974, 738–756 – *Lisop, I., Huisinga, R.,* Hg.: Bildung zum Sozialschrott.

Ausbildungsbeeinträchtigte? 10. Schuljahr und ihre spezielle Pädagogik. Frankfurt/M., Wetzlar 1984 – Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Projektgruppe Bildungsbericht, Hg.: Bildung in der Bundesrepublik Deutschland. Daten und Analysen. 2 Bde. Reinbek 1980 – Der Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NW, Hg.: Jugendliche ohne Ausbildungsvertrag. Bericht der wissenschaftlichen Kommission. Düsseldorf 1979 – *Muth, W.:* »Die Herausbildung eigenständiger Berufsausbildungsstrukturen der Industrie in der Weimarer Republik«. *Greinert* et. al. 1987, 191–209 – *Naumann, J.:* »Entwicklungstendenzen des Bildungswesens der Bundesrepublik Deutschland im Rahmen wirtschaftlicher und demographischer Veränderungen«. Max-Planck-Institut 1980, 1. Bd., 21–102 – *Nolte, H., Röhrs, H.J., Stratmann, K.:* »Die Jungarbeiter als Problem der Berufsschule«. Neuordnung des beruflichen Schulwesens NW. Hg. Kultusminister des Landes NW. Ratingen, Kastellaun, Düsseldorf 1973, 141–221 – *Obendiek, H.:* »Vom jungen Arbeiter zum Arbeiterjugendlichen«. *Greinert* et. al. 1987, 139–154 – *Obendiek, H.:* Arbeiterjugend und Fortbildungsschule im Kaiserreich. Die berufspädagogische Antwort auf ein jugendpolitisches Problem. Alsbach/Bergstr. 1988 – *Offe, C.:* Berufsbildungsreform. Eine Fallstudie über Reformpolitik. Frankfurt/M. 1975 – *Petzold, H.J., Schlegel, W.:* Qual ohne Wahl. Jugend zwischen Schule und Beruf. Frankfurt/M. 1983 – *Roessler, W.:* Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Häfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart. Düsseldorf 1957 – *Ruhland, H.J., Niehues, M., Steffens, H.J.,* Hg.: Berufliche Sozialisation in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Lernorten. Krefeld 1983 – *Scharmann, T.:* »Die individuelle Entwicklung in der sozialen Wirklichkeit von Arbeit, Beruf und Betrieb«. Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *L. von Friedeburg.* Köln/Wien 1965, 459–485 – *Schulz, O.:* Vom Beruf der Berufsschule zu nationalpolitischer Erziehung. Wittenberg 1937 – *Seubert, R.:* Berufserziehung und Nationalsozialismus. Das berufspädagogische Erbe und seine Betreuer. Weinheim, Basel 1977 – *Siemering, H.:* »Jugendpflege und Berufsschule«. Handbuch für das Berufs- und Fachschulwesen. Hg. *A. Kühne,* Leipzig o. J. (1922), 221–229 – *Spranger, E.:* Psychologie des Jugendalters. 17. Aufl. Leipzig o. J. – *Spranger, E.:* »Männliche Jugend«. Psychologie und Menschenbildung. Tübingen 1974, 206–262 – *Stratmann, K.:* Die Krise der Berufserziehung im 18. Jahrhundert als Ursprungsfeld pädagogischen Denkens. Ratingen 1967 – *Stratmann, K.:* »Kernprobleme der Berufsgrundbildung. Eine historisch-systematische Analyse im Dienste eines modernen Ausbildungskonzepts«. Deutsche Berufs- und Fachschule 67 1971, 652–677 – *Stratmann, K.:* »Das Duale System und das Problem seiner ›Verschulung‹«. Deutsche Berufs- und Fachschule 71 1975, 820–835 – *Stratmann, K.,* Hg.: Das Berufsvorbereitungsjahr. Anspruch und Realität. Hannover 1981 – *Südhof, H.:* Das Berufs- und Fachschulwesen in Deutschland. Entwicklung – Aufbau – Arbeit. Frankfurt/M. 1936 – *Tully, C.J., Wahler P.:* »Ausbildung als Lebenslage. Das Ausbildungsverhältnis als Fokus jugendspezifischer Problemlagen«. Soziale Welt 34 1983, 372–397 – *Zabeck, J.:* »Zur Aufgabe des beruflichen Schulwesens«. Schule im Brennpunkt. Erziehung und Bildung im Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft. Hg. *H. Wollenweber.* Paderborn u. a. 1983, 116–136.

Martin Baethge

Erwerbstätige Jugend

1. Vorbemerkung

Die wesentlichen Strukturen, Probleme und den Forschungsstand zum Gegenstand »erwerbstätige Jugend« werde ich im folgenden nach zentralen Aspekten der aktuellen Jugend-Diskussion, die sich zugleich mit Schwerpunkten bzw. Typen der Forschung in Verbindung bringen lassen, darstellen und unter vier Betrachtungsperspektiven zu bündeln versuchen:

- *Entwicklung und Struktur* jugendlicher Erwerbstätigkeit: Hier interessiert vor allem die historische Tendenz der sukzessiven Abnahme der Erwerbstätigkeit der unter Zwangzigjährigen auf der einen, die zunehmende berufliche Differenzierung und der Wandel der Zusammensetzung der erwerbstätigen Jugend nach wichtigen sozialen Merkmalen wie Geschlecht, Beruf u. a. auf der anderen Seite.
- Die *Veränderung des Übergangs* in die Erwerbstätigkeit in den letzten zwanzig Jahren. Hier wird die These einer zunehmenden Labilisierung der Übergänge mit spezifischen Folgen für eine Vertiefung der Segmentation auf dem Arbeitsmarkt und einer verschärften sozialen Selektion und Marginalisierung zu erörtern sein.
- Wandlungstendenzen in der *subjektiven Bedeutung von Erwerbsarbeit* für Jugendliche; d.h. vor allem Erörterung der Frage, ob die vielfach in der Jugendtheorie im Zusammenhang mit der Wertewandel-Diskussion aufgestellte Behauptung, die Jugend wende sich innerlich von Arbeit ab, realitätsgerecht ist, oder welche Bedeutung Jugendliche der Erwerbsarbeit in ihren Lebenskonzepten und Identitätsentwürfen zusprechen und mit welchen Ansprüchen sie heute an die Arbeit herantreten, und welche Handlungsoptionen sie mit veränderten Bedeutungszuweisungen von Arbeit verbinden (z.B. Organisation in Gewerkschaften).
- Abschließen werde ich den Artikel mit einer kurzen Reflexion der dargestellten Befunde auf theoretische Betrachtungsperspektiven für jugendliche Erwerbstätigkeit.

Da es für Arbeitslosigkeit Jugendlicher und Berufsausbildung, die zur Erwerbstätigkeit hinzugehören, eigenständige Beiträge im vorliegenden Band gibt (vgl. die Artikel von *Obendiek* und *Vonderach*), klammere ich diese Sachverhalte weitgehend aus bzw. behandle sie nur am Rande. Unter Jugend werde ich, der Definition der internationalen Arbeitsmarktstatistik folgend, den Zeitraum von 15 bis 25 Jahren verstehen. Räumlich gesehen, werde ich mich auf die Bundesrepublik Deutschland und ihre historischen Vorgänger beschränken. Schließlich werden Berufstätige mit Hochschulabschluß weitgehend ausgeklammert, da sie zumeist erst jenseits der Altersgrenze von 25 Jahren ins Erwerbsleben eintreten.

2. Entwicklung und Struktur jugendlicher Erwerbstätigkeit

So günstig die aktuelle Materiallage zur Beschreibung der Struktur der Erwerbstätigkeit Jugendlicher – und d.h. zunächst der Gesamtheit von Jugendlichen – aussieht (vgl. hierzu *Nauck* in diesem Band), so unbefriedigend stellt sie sich für die Vergangenheit dar, wenn man bis auf die Zeit des eigentlichen take-off der Industrialisierung in Deutschland in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts zurückgehen will. Die Entwicklung einer differenzierten Bevölkerungs-, Beschäftigungs- und Arbeitsmarktstatistik ist eng mit den sich ausdifferenzierenden Bedürfnissen von staatlichen und halbstaatlichen Verwaltungen verbunden (vgl. *Costas*, 1985, 14ff.) und nahm einen Aufschwung mit der Sozialversicherungsgesetzgebung von 1883 und dem Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitlosenversicherung (AVAVG) von 1927, dem Vorläufer des Arbeitsförderungsgesetzes (AFG), da jetzt wegen der Leistungsansprüche exakte Daten über Beschäftigungsverhältnisse und Arbeitslosenzahlen nötig waren. Wir sind also für die frühere Zeit auf die schmale Basis angewiesen, die uns die ersten Volkszählungen und vereinzelte Erhebungen von Städten oder Gemeinden liefern, repräsentative Untersuchungen, wie wir sie für die Gegenwart kennen, gab es vor dem Zweiten Weltkrieg noch nicht.
Für die Gegenwart läßt sich dank der Verankerung von Forschung und Statistik sowohl im Arbeitsförderungsgesetz als auch im Berufsbildungsgesetz (beide von 1969) und der Einrichtung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesanstalt für Arbeit und des Bundesinstituts für Berufsbildungsforschung (BiBB) eine sehr viel breitere Materialbasis und eine regelmäßige jährliche statistische Berichterstattung über erwerbstätigkeitsrelevante Sachverhalte von Jugendlichen vorfinden. Sie ermöglichen heute in Verbindung mit Repräsentativ- und Fallstudien anderer Sozial- oder Wirtschaftsforschungsinstitute eine recht genaue Ausleuchtung von Stand und Entwicklung der jugendlichen Erwerbstätigkeitsstruktur. Als wichtigste kontinuierliche Informationsquellen können die »Amtlichen Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeit« (ANBA), die »Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung« (MittAB) des IAB, die »Grund- und Strukturdaten« und der »Berufsbildungsbericht« des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft sowie die Ergebnisse der Volkszählungen und Mikrozensen herangezogen werden.
Der Wandel von Erwerbsbeteiligung und Struktur der Erwerbstätigkeit Jugendlicher läßt sich in seiner Richtung an wenigen Merkmalen einsichtig machen. Der langfristige Trend in der Erwerbsbeteiligung wird durch Veränderungen in der Erwerbsquote abgebildet. Sie ist definiert als die Gesamtheit der Erwerbspersonen (beschäftigte wie arbeitslos gemeldete) an einem Altersjahrgang oder einer Alterskohorte. (Bei der Begriffsbestimmung von Erwerbstätigen in Deutschland ist als Besonderheit zu berücksichtigen, daß alle in einem betrieblichen Berufsausbildungsverhältnis befindlichen Jugendlichen als erwerbstätig gelten, da das Ausbildungsverhältnis im dualen System rechtlich als Arbeitsverhältnis definiert ist. Dies ist vor allem im internationalen Vergleich mit Ländern im Auge zu behalten, die nur eine schulische Berufsausbildung kennen und bei denen Auszubildende dementsprechend als Schüler und nicht als Erwerbstätige zählen.)

Tabelle 1: Erwerbsquoten von Jugendlichen nach Alter und Geschlecht

Jahr	männlich		weiblich	
	15 bis unter 20[2]	20 bis unter 25	15 bis unter 20[2]	20 bis unter 25
1925	84,8	94,9	65,3	66,3
1933	79,0	94,1	63,8	68,6
1939[1]	86,0	93,1	78,0	68,6
1950	86,0	93,4	79,0	70,4
1960	76,7	90,8	75,0	75,7
1970	55,4	86,0	53,6	69,8
1980	48,5	82,0	41,4	71,1
1985	47,9	80,1	41,9	73,8

1) Ohne die ihrer Dienstpflicht genügenden Soldaten, Arbeitsmänner und Arbeitsmaiden.
2) Für 1925, 1933, 1939 sind die Quoten errechnet aus drei Altersklassen von 14 bis unter 20, für 1939 aus zwei Altersklassen von 15 bis unter 20.

Quelle: Statistik der Bundesrepublik Deutschland 1958, Heft 220; BMBW, Grund- und Strukturdaten 1985/86 und 1987/88.

Die Betrachtung der langfristigen Entwicklung der Erwerbsquote (vgl. Tabelle 1) zeigt als auffälligste Tendenz den rapiden Rückgang der Erwerbstätigkeit der unter zwanzigjährigen Jugendlichen. In den 60 Jahren zwischen 1925 und 1985 fällt die Erwerbsquote bei den männlichen Jugendlichen um 37 Prozentpunkte, bei den weiblichen von einem zunächst niedrigeren Niveau der Erwerbstätigkeit ausgehend, um gut 23 Prozentpunkte. Mitte der 80er Jahre ist nicht einmal mehr jeder zweite Junge unter 20 Jahren in einer dualen Berufsausbildung oder einer Erwerbstätigkeit, bei den Mädchen ist der Anteil noch niedriger. Der entscheidende Rückgang in diesen 60 Jahren erfolgt erst in der jüngsten Vergangenheit, zwischen 1960 und 1980. Er ist begründet in der in diesem Zeitraum Platz greifenden Bildungsreform und in der Expansion des Besuchs weiterführender Schulen und Hochschulen. Diese Expansion schlägt sich auch noch in der Erwerbsquote der 20- bis 25jährigen Männer nieder, die zwischen 1960 und 1985 um gut zehn Prozentpunkte fällt. Bei den jungen Frauen der gleichen Altersstufe können wir im selben Zeitraum eine andere Tendenz beobachten, nämlich eine relative Stabilisierung der Erwerbsquote, die – bei ebenfalls höherer Beanspruchung weiterführender Bildung – auf einen Anstieg der Erwerbsbeteiligung der Frauen verweist. Daß sich die Erwerbsquoten der Geschlechter in diesem Zeitraum deutlich annähern, kann nur als Indiz dafür gewertet werden, daß es mittlerweile auch für junge Frauen selbstverständlich geworden ist, berufstätig zu sein. Man kann zusammenfassend sagen: tendenziell dient heute die Zeit bis zum 20. Lebensjahr der Bildung und Berufsausbildung, die tatsächliche Erwerbstätigkeit beginnt für die überwiegende Mehrheit junger Männer und Frauen erst mit dem Eintritt ins dritte Lebensjahrzehnt, für eine relevante Minderheit von ihnen erst in dessen zweiter Hälfte oder noch später (vgl. hierzu detaillierter *Baethge* u.a., 1983, 216ff.). Im Durchschnitt treten heute Jugendliche also in einem deutlich höheren Alter ins Erwerbsleben ein als noch vor 20 bis 30 Jahren, und dies dürfte Auswirkungen auf ihr Verhalten in und außerhalb der Arbeit mit sich bringen.

Die Veränderungen in der Berufsstruktur jugendlicher Erwerbstätigkeit folgen –

wie nicht anders zu erwarten – in großen Zügen dem Wandel der gesellschaftlichen Beschäftigungsstruktur. Die Analyse der beruflichen Erstplazierung für unterschiedliche Alterskohorten von *Blossfeld* (1989) macht dies für einen Zeitraum von knapp vierzig Jahren (Jahrgänge 1919 bis 1956) recht eindrucksvoll deutlich (vgl. Tabelle 2). Die nach den großen Berufsfeldern Produktion, Dienstleistung und Verwaltung und nach groben Qualifikationsstufen differenzierende Analyse zeigt, wie sehr sich in den knapp vierzig Jahren des Betrachtungszeitraums die Struktur des Berufseintritts Jugendlicher gewandelt hat. Der Eintritt in Berufe der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion geht nach einem durch Krieg und Wiederaufbauphase bedingten Anstieg, der insbesondere die Altersjahrgänge von 1929 bis 1936 betrifft, rapide zurück, und die Produktionsberufe büßen für die letzte betrachtete Kohorte (1954–1956) ihre bis dahin dominante Stellung ein. Besonders krass ist der Rückgang der landwirtschaftlichen Berufe, die für die Jugendlichen, die Anfang der 70er Jahre eine Erwerbstätigkeit aufnehmen, lediglich noch einen Anteil von 1,3 % ausmachen. Demgegenüber nehmen vor allem die kaufmännischen und verwaltenden Berufstätigkeiten erheblich zu und werden zum stärksten Feld der Eintrittsberufe. Man kann also sagen, daß sich in der Verschiebung in der Struktur der Erstberufe von Jugendlichen der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft spiegelt. Dieser Trend ist auch über den Betrachtungszeitraum in Tabelle 2 hinaus bis heute ungebrochen wirksam.

Eine zweite wichtige Entwicklungstendenz läßt sich erkennen. Mit Ausnahme der kaufmännischen und verwaltenden Berufe, bei denen die einfachen Tätigkeiten bei den Berufseintritten in den letzten betrachteten 15 bis 20 Jahren quantitativ in etwa auf gleichem Niveau geblieben sind, weist die unterste Qualifikationsgruppe unter den Berufstätigkeiten eine rückläufige Tendenz auf, die vor allem in den industriellen Produktionsberufen besonders stark ausgeprägt ist. Auch diese Tendenz läßt sich in die Gegenwart hinein verlängern.

Mit Blick auf die theoretische Diskussion in der Jugendsoziologie sind die skizzierten Veränderungen in der Berufsstruktur jugendlicher Erwerbstätigkeit als kontinuierliche Zurückdrängung jener Gruppe zu interpretieren, die lange Zeit als die sozial und politisch relevante Kerngruppe unter den Jugendlichen betrachtet wurde: der Arbeiterjugend (vgl. Abschnitt 5 dieses Artikels). Würde man die Erwerbstätigkeit Jugendlicher über die hier dargestellten Berufssektoren und Tätigkeitsniveaus hinaus in einzelne Berufe differenzieren, würde noch besser sichtbar, wie sehr sich traditionelle Klassenstrukturen aufgelöst haben und zunehmend sich ausdifferenzierenden beruflichen Interessenlagen unter den Jugendlichen Platz machen (vgl. Tabelle 3).

3. Veränderungen im Übergang Jugendlicher ins Erwerbsleben

Nach der Wahl der Schulform kommt dem Übergang von der Schule in die Berufsausbildung und – vor allem in jüngster Zeit – von der Ausbildung in ein Beschäftigungsverhältnis das entscheidende Gewicht für die Plazierung der Jugendlichen im Beschäftigungssystem und letztlich auch in der Sozialstruktur zu. Daß

Tabelle 2: Veränderung der beruflichen Erstplazierung von ausgewählten Geburtskohorten (nur deutsche Erwerbspersonen 1979)

Berufsgruppe	Geburtskohorte							
	1919–21	1924–26	1929–31	1934–36	1939–41	1944–46	1949–51	1954–56
Produktion	55,1	57,9	66,4	62,6	55,6	48,3	45,8	38,8
Agrarberufe	9,4	10,9	10,8	6,8	4,8	2,4	2,3	1,3
Einfache manuelle Berufe	13,1	12,2	15,8	15,6	12,2	8,9	6,7	6,5
Qualifizierte manuelle Berufe	29,4	30,1	36,3	36,4	34,0	31,2	30,6	25,5
Techniker	1,8	2,9	2,3	2,0	2,5	3,7	4,3	4,6
Ingenieure	1,4	1,8	1,2	1,8	2,1	2,1	1,9	0,9
Dienstleistung	17,9	16,7	15,3	14,2	15,9	18,2	20,0	21,9
Einfache Dienste	8,4	8,3	7,7	6,9	5,8	4,6	4,4	4,4
Qualifizierte Dienste	4,5	3,9	3,8	2,8	4,7	6,0	5,5	8,3
Semiprofessionen	3,4	3,4	2,3	2,7	3,6	4,6	6,0	8,3
Professionen	1,6	1,1	1,5	1,8	1,8	3,0	4,1	0,9
Verwaltung	27,0	25,5	18,4	23,2	28,6	33,6	34,2	39,2
Einfache kaufmännische und Verwaltungsberufe	5,5	6,4	4,0	5,7	7,4	7,1	6,4	7,5
Qualifizierte kaufmännische und Verwaltungsberufe	20,0	17,8	13,8	16,8	20,2	25,0	26,0	29,3
Manager	1,5	1,3	0,6	0,7	1,0	1,5	1,8	2,4
Insgesamt	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
N	1.020	1.398	1.710	2.140	2.815	2.116	2.607	2.566

Quelle: Eigene Berechnungen aus dem Datensatz „Qualifikation und Berufsverlauf" des BIBB/IAB (1979), entnommen: *Blossfeld* 1989, S. 91

beiden Übergangsschwellen (Schulabschluß – Berufsausbildung, Ausbildungsabschluß – Beschäftigung) im letzten Jahrzehnt erhöhte wissenschaftliche Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, dürfte im wesentlichen auf zwei Entwicklungen zurückzuführen sein:

- Zum einen haben sich im Zuge der Bildungsexpansion jene relativ starren Zuordnungsmuster von Schulabschlüssen und Berufspositionen gelockert, die früher eine Beobachtung des Übergangs fast überflüssig erscheinen ließen: Konnte *Schelsky* in der zweiten Hälfte der 50er Jahre für das klassische dreigliedrige Schulsystem noch relativ eindeutig konstatieren, daß die Volksschule der Unterschicht, das Gymnasium der Oberschicht und die Mittelschule dem Mittelstand zugeordnet sei (vgl. *Schelsky*, 1965, 133ff.), so gilt ein derartiges Zuordnungsmuster heute zumindest für die weiterführenden Schulen (Gymnasium und Realschule) immer weniger, nachdem die Mehrheit der Jugendlichen auf ihnen ihre Allgemeinbildung erfährt und ihren Schulabschluß absolviert (vgl. *Meulemann* in diesem Band).

Tabelle 3: Sozialversicherungspflichtig beschäftigte Arbeitnehmer unter 25 Jahren am 30. 6. 1986 nach Wirtschaftsabteilungen

Wirtschaftsabteilung	männlich	weiblich	insgesamt
Land und Forstwirtschaft, Tierhaltung und Fischerei	65 719	31 048	96 767
Energiewirtschaft und Wasserversorgung, Bergbau	72 185	10 936	83 121
Verarbeitendes Gewerbe (ohne Baugewerbe)	1 215 971	592 804	1 808 775
Baugewerbe	343 466	26 542	370 008
Handel	259 433	434 429	693 862
Verkehr und Nachrichtenübermittlung	118 601	59 635	178 236
Kreditinstitute und Versicherungsgewerbe	65 525	111 289	176 814
Dienstleistungen	212 407	809 535	1 021 942
Organisationen ohne Erwerbscharakter und private Haushalte	18 357	65 482	83 839
Gebietskörperschaften und Sozialversicherung	78 358	132 068	210 426
insgesamt	2 450 019	2 273 768	4 723 787

Quelle: Fachserie 1, Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Reihe 4.2. Sozialversicherungspflichtig beschäftigte Arbeitnehmer; 1986.

- Zum anderen hat sich aufgrund von Beschäftigungsstrukturveränderungen, Ausdehnung von Bildungs- und Ausbildungszeiten und lang anhaltender Arbeitsmarktkrise der Berufsfindungs- und -plazierungsprozeß für größer werdende Teile von Jugendlichen verlängert. Hier verquickt sich die seit längerem wirkende allgemeine Tendenz zur Destabilisierung fester Berufsstrukturen mit jenem neuen Krisentypus, den wir seit Mitte der 70er Jahre beobachten können und dessen Charakteristikum darin besteht, daß selbst bei Wirtschaftswachstum und in Phasen günstiger Konjunktur Massenarbeitslosigkeit erhalten bleibt.

Die von beiden Entwicklungen ausgelösten Veränderungen in den Arbeits- und Berufsbiographien treffen die Jugendlichen nicht in gleicher Weise, sie wirken vielmehr sozial hochgradig selektiv. Gleichwohl lassen sich die entstehenden Brüche in den jugendlichen Bildungs- und Berufsverläufen nicht mehr streng entlang Klassen- oder Schichtungskategorien interpretieren. Von der mit ihnen verbundenen »verschärften strukturellen Disparität der Lebenschancen« (*Heinz*, 1988, 11) sind Teilgruppen von Jugendlichen mit unterschiedlichen Merkmalen betroffen, wobei sozialstrukturelle Merkmale mehr und mehr von anderen sozialen und biographischen Attributen (Geschlecht, Region, Nationalität, psycho-physische

Versehrtheit bzw. Unversehrtheit) überlagert werden. Insofern läßt sich die entstandene und fortdauernde Depravierung Jugendlicher im Übergang ins Beschäftigungssystem eher in Begriffen der Segmentationstheorie (bezogen auf die Arbeitsmarktprozesse) und der Marginalisierungstheorie (bezogen auf die soziale Plazierung und die psychosozialen Bedingungen und Folgen) fassen. Praktisch relevant wird diese Differenzierung des theoretischen Bezugsrahmens sowohl bei der Frage der individuellen Verarbeitung als auch bei dem Blick auf politische Lösungsmöglichkeiten für die beobachtbare Depravierung: Solange sie sich als Klassenschicksal oder als kollektive Erfahrung der Arbeiterschaft oder von eindeutig benennbaren Fraktionen begreifen ließ, waren individuelle und politische Verarbeitung dieser Erfahrung leichter aufeinander zu beziehen, ließ sie sich als Ausdruck struktureller sozialer Ungleichheit politisieren. Wohingegen auf einem nach wie vor relativ hohen Niveau wohlfahrtsstaatlicher Regulation in Gestalt eines breiten Bildungsangebots und vielfältiger sozialpolitischer Auffangmaßnahmen (vgl. *Friebel*, 1988, 31ff., der m.E. zu Recht von einer »Sozialpolitisierung des Übergangs« spricht) Depravierung in individuelle (allenfalls noch teilkollektive) und scheinbar auch individuell verursachte Erfahrungen zerfasert, ist die persönliche wie auch die politische Verarbeitung sehr viel schwieriger.

Wie sich dieser Prozeß der Zerfaserung ehemals stärker klassenspezifischer in individuelle bzw. teilkollektive Erfahrungen des Übergangs ins Erwerbsleben vollzieht, darüber geben zwei Typen empirischer Jugendforschung, die im letzten Jahrzehnt an Bedeutung gewonnen haben, mit einer relativ breiten Datenbasis recht gut Auskunft: Zum einen handelt es sich um Untersuchungen aus dem Bereich der Arbeitsmarkt- und Berufs- bzw. der Berufsbildungsforschung; sie sind in bezug auf die Gesamtpopulation oder besondere (Problem-)Gruppen von Jugendlichen zumeist repräsentativ angelegt und zeichnen den Übergangsprozeß anhand bildungs-, berufs- und sozialstruktureller Merkmale mit selbst erhobenen oder in den einschlägigen Statistiken verfügbaren Massendaten nach (vgl. dazu das Sammelreferat von *Stegmann*, 1988). Zum anderen sind hier soziologische Untersuchungen zu nennen, die sich der subjektiven Verarbeitung der Übergangserfahrungen widmen und mit Hilfe empirischer Fallstudien einzelne Übergangsstufen oder auch spezifische soziale Gruppen analysieren; sie folgen in ihrer Fragestellung und Methodik teils berufsbiographischen, teils eher bewußtseinsanalytischen Ansätzen; sind aber in der Jugendforschung im Vergleich mit den Arbeiten aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung deutlich spärlicher vertreten, methodisch weniger ausgereift und weit davon entfernt, bereits in eine Theorie der subjektiven Bedeutung des Übergangs integriert zu sein (vgl. Deutsches Jugendinstitut, 1988, insbesondere darin den Beitrag von *W. Heinz*).

Aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung wissen wir relativ genau, mit welchen Auswirkungen die Übergangsprozesse von der Schule in eine Berufsausbildung (erste Schwelle) und von der Berufsausbildung in ein Beschäftigungsverhältnis (zweite Schwelle) in den beiden letzten Jahrzehnten verbunden waren. An der ersten Schwelle kommt es auf dem Hintergrund des Einritts geburtenstarker Jahrgänge in den Arbeitsmarkt und konjunktureller und struktureller Effekte ab Mitte der 70er Jahre sowohl zu einer Verknappung als auch zu einer qualitativen

Umschichtung des Ausbidungsplatzangebots zu perspektivloseren Ausbildungsverhältnissen, die eine verschärfte soziale Selektion im Zugang zur Ausbildung nach sich ziehen (vgl. *Baethge*, 1983).
Die Opfer dieser Entwicklung, die auch in den 80er Jahren fortwirkt, da die beträchtliche Ausweitung des Angebots an Ausbildungsplätzen deren relative Knappheit nicht aufhebt, sind Jugendliche mit und (vor allem) ohne Hauptschulabschluß, in strukturschwachen Regionen auch Realschulabsolventen und sogar weibliche Abiturienten, die eine betriebliche Ausbildung anstreben (vgl. *Schober*, 1985, 166; auch *Stegmann/Holzbauer*, 1978, 167). Mit dem Merkmal des Schulabschlusses sind häufig andere soziale Merkmale wie Nationalität (Kind ausländischer Arbeitnehmer) oder Herkunft aus sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen verbunden. Verlangt die relative Verknappung des Ausbildungsplatzangebots allen Jugendlichen erhöhte Leistungsanstrengungen in Schule und Ausbildung ab, so führt sie vor allem für Haupt- und Sonderschüler dazu, daß sie mehr und mehr aus der betrieblichen Ausbildung hinausgedrängt (Sonderschüler und Hauptschüler ohne Abschluß) oder an deren Rand in vergleichsweise perspektivlose Ausbildungsverhältnisse verwiesen werden (vgl. *Baethge*, 1983, 72ff.; *Schober*, 1985a, 157f.; *Stegmann*, 1988, 47f.). Hiervon sind weibliche Jugendliche wiederum noch stärker betroffen als männliche. Staatlich initiierte und geförderte Auffang- und Stützungsmaßnahmen schaffen hier auch nur begrenzt Abhilfe (vgl. *Schober*, 1985b; *Friebel*, 1988, 39), können aber durchaus das Gefühl, sich vergeblich angestrengt oder immer noch nicht genug getan zu haben, verstärken.
Die Frage nach den Gewinnern dieser Entwicklung erscheint mir sehr viel schwerer beantwortbar als die nach den eindeutigen Verlierern oder Opfern. Vielleicht gibt es sie – als objektiven Sachverhalt – überhaupt nicht, da für die gesamte Generation, die seit Mitte der 70er Jahre auf den Ausbildungsmarkt drängt, intensivere Anstrengungen, eine erhöhte Verunsicherung und verstärkte Risiken für den Berufseinmündungsprozeß im Vergleich mit der vorhergehenden Generation typisch sind, unabhängig davon von welchem Schulabschlußniveau sie eine Ausbildung anstreben–, also einschließlich der Abiturienten. Am ehesten wird man auf der Ebene der betrieblichen Berufsausbildung das Prädikat »Gewinner« noch jenen Jugendlichen zusprechen können, die ihren Ausbildungswunsch realisieren konnten und in einem der qualitativ guten und zukunftsträchtigen kaufmännischen oder Facharbeiter-Ausbildungsgänge untergekommen sind (z.B. Bank-, Versicherungs-, Industriekaufmann oder in einem der qualifizierten Metall- oder Elektroberufe). Im übrigen hat die sich zwischen Nachfrage nach und Angebot an Ausbildungsplätzen aufklappende Schere sowie die qualitative Umschichtung des Angebots in Richtung auf ein höheres Gewicht handwerklicher Ausbildungsverhältnisse für zunehmende Teile von Jugendlichen die Erfüllung ihres Berufswunsches verhindert und sie auf second-best-Lösungen mit zweifelhaften beruflichen Perspektiven abgedrängt (vgl. hierzu *Kraft*, 1983, 2ff.; *Schober/Kling*, 1984, 476; *Schober*, 1985b, 251ff.; *Stegmann*, 1985, 392f.). Gleichzeitig vollzieht sich in den Ausbildungsverhältnissen eine neue Hierarchisierung nach der Vorbildung der zugelassenen Bewerber (damit partiell wohl auch nach Qualität). Früher typische »Hauptschüler-Berufe« werden immer mehr von Realschulabsolventen dominiert. Diese wiederum verlieren in

Berufen gegenüber Hochsschulberechtigten an Boden, in denen sie früher einmal unangefochten die Mehrheit stellten (z.B. Bank- und Versicherungskaufmann, Elektroniker) (vgl. *Baethge*, 1983, 72ff.; *Stegmann/Holzbauer*, 1978).
Die an der ersten Schwelle sichtbar gewordene verstärkte soziale Selektion setzt sich in der Ausbildung und an der zweiten Schwelle, im Übergang von der Berufsausbildung ins Erwerbsleben, fort. Nach *Stegmann* (1988, 48f.) steigt die Zahl der vorzeitig gelösten Ausbildungsverhältnisse in den letzten Jahren an, besonders betroffen davon sind jene handwerklichen Ausbildungsverhältnisse, in die ein Teil der Jugendlichen in Ermangelung von Alternativen abgedrängt wird (in den Berufen Koch, Friseur, Maler und Lackierer, Verkäufer im Nahrungsmittelhandwerk, Bäcker, Fleischer); fast jeder vierte Ausbildungsvertrag im Handwerk wurde vorzeitig aufgelöst. Selbst wo dies – wie in Einzelfällen – gleichsam freiwillig für eine bessere Ausbildungsalternative von Seiten des Auszubildenden geschieht, bedeutet es einen Umweg und eine Entwertung von erbrachter Leistung.
Der Übergang von der Ausbildung in ein Beschäftigungsverhältnis ist für zunehmend mehr Jugendliche im Laufe der 80er Jahre durch die Erfahrung von Arbeitslosigkeit, Berufs- und Betriebswechsel sowie ausbildungsfremde und unterwertiger Beschäftigung gekennzeichnet (vgl. hierzu in neuerer Zeit vor allem *Herget* u.a., 1987; *Stegmann/Kraft*, 1987; *Stegmann*, 1988). In diesem Zeitraum verschiebt sich das Schwergewicht der Jugendarbeitslosigkeit von der ersten zur zweiten Schwelle des Übergangs, nachdem durch staatliche Bildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen die Arbeitslosigkeit unmittelbar nach Abschluß der allgemeinbildenden Schulen abgemildert werden konnte. *Stegmann* (1988, 45) veranschaulicht das Ausmaß der Arbeitslosigkeitserfahrung mit dem Befund, daß »Ende 1985 zwei von fünf 23–24jährigen Erwerbspersonen schon mindestens einmal, jede fünfte Erwerbsperson dieser Altersgruppe... sogar bereits mindestens zweimal, jede neunte 23–24jährige Erwerbsperson... insgesamt schon ein Jahr oder länger erwerbslos (war)«. Am härtesten betroffen von Arbeitslosigkeit sind zwar nach wie vor die Ungelernten unter den Jugendlichen (insbesondere die weiblichen), deren Arbeitslosenquote 1985 mit 24% dreimal höher lag als diejenige von Jugendlichen mit einem Ausbildungsabschluß (*Stegmann*, 1988, 54). Wie wenig aber ein Ausbildungsabschluß bereits ein Garant für einen sicheren Arbeitsplatz ist, wird daran deutlich, daß 1985 auch jeder siebte Absolvent einer betrieblichen Berufsausbildung zunächst arbeitslos war (vgl. *Schober*, 1986, 367; *Stegmann*, 1988, 56).
Arbeitslosigkeit, der Zwang zum Betriebs- und häufig genug auch zum Berufswechsel verteilen sich auch unter den Jugendlichen mit abgeschlossener Lehre nicht gleichmäßig. Sie treffen jene Jugendlichen, die im Handwerk ausgebildet sind (bei den Männern: Kraftfahrzeugmechaniker, Tischler, Bäcker, Fleischer u.a., bei den Frauen: Friseusen, Verkäuferinnen, Sprechstundenhelferinnen), ungleich häufiger als andere (*Stegmann*, 1988, 57ff.). Bei Kleinbetrieben gilt insgesamt, daß die Übernahmebereitschaft nach der Ausbildung sehr viel niedriger ist als bei mittleren und Großbetrieben, obwohl sich auch bei diesen mit der Ausweitung ihres Ausbildungsplatzangebots in den 80er Jahren Probleme der Übernahme verschärft haben, so daß das Schicksal eines erzwungenen Betriebs- und/oder Berufswechsels auch Jugendliche tangiert, die eine qualifizierte Ausbildung in einem Großbetrieb des

Produktions- oder Dienstleistungssektors genossen haben. Sie haben aber in der Regel das bessere qualifikatorische Rüstzeug, um sich auf dem Arbeitsmarkt neu zu orientieren, während jene über 50% von Jugendlichen, die in einem Kleinbetrieb gelernt haben und nicht übernommen werden (*Herget* u.a., 1987, 78), bei einem Wechsel sehr viel schlechter dastehen.

Die negativen Erfahrungen an den beiden Übergängen von der Schule ins Erwerbsleben sind nicht unabhängig voneinander, sondern kumulieren und scheinen schon frühzeitig die Weichen für eine diskontinuierliche Erwerbskarriere zu stellen. Auch an der zweiten Übergangsschwelle ist das Arbeitslosigkeitsrisiko in der Regel desto höher, je niedriger die Schulbildung ist. Gleichzeitig steigt das Risiko für Facharbeiter, unterwertig in einer Hilfs- und Angelerntentätigkeit zu landen, wenn sie nach der Ausbildung zunächst arbeitslos werden, auf das doppelte im Vergleich mit ihren Altersgenossen, die nicht arbeitslos waren (*Stegmann*, 1988, 58f.).

Die kumulativen Effekte zeigen, wie wenig Brüche und Versagungen beim Zugang zur Berufsausbildung als leicht korrigierbarer Betriebsunfall in der individuellen Erwerbsbiographie betrachtet werden können, wie sehr sie stattdessen als frühzeitiger Ausdruck von Segmentation begriffen werden müssen. Das heißt: Im Regelfall gerät der Jugendliche schon mit dem Ausbildungsberuf in das Umfeld eines der großen Arbeitsmarktsegmente, die durch Qualifikationsniveaus bestimmt und gegen untere Qualifikationsebenen relativ hart abgeschottet sind. Die im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte immer stärker durchgesetzte Wissens- und Qualifikationsabhängigkeit des Zugangs zu beruflichen Positionen schließt tendenziell jene, die sich solche (beruflichen) Qualifikationen nicht rechtzeitig in der Jugend aneignen konnten, von qualifizierten Berufstätigkeiten aus und verweist sie in das Segment der gering qualifizierten Jedermannstätigkeiten, die sich durch ein hohes Arbeitsplatzrisiko, schlechte Bezahlung und geringe Komplexität des Tätigkeitsinhalts auszeichnen. Für diesen Teil von Jugendlichen verliert die Arbeitswelt immer mehr an Offenheit. Die Mobilitätschancen, die vielleicht ihre Eltern in den 50er und 60er Jahren noch hatten, selbst wenn sie ohne oder mit einer schlechteren Ausbildung beispielsweise vom Handwerk in eine industrielle Angelerntenposition wechselten, werden heute immer seltener. (Wie sehr Berufsausbildung und Berufseintritt für die gesamte Erwerbsbiographie zum Dreh- und Angelpunkt geworden ist, darüber geben auch *Blossfelds* (1985 und 1989) Kohortenanalysen Auskunft.)

Haben wir bislang die berufliche Seite des Übergangsprozesses betrachtet, so gilt es jetzt, die andere Seite, die der individuellen und sozialen Verhaltensweisen, die den Übergang sowohl als subjektive Bedingung und Reaktion beeinflussen als auch umgekehrt von ihm verändert werden (können), in den Blick zu rücken. Denn Jugendliche verbringen heute weniger Zeit denn je mit Erwerbsarbeit (vgl. *Lüdtke* über Freizeit in diesem Band). Deren Bedeutung für den gesamten Lebenszuschnitt aber bleibt wichtig. Damit ist zugleich der zweite Typ sozialwissenschaftlicher Forschung angesprochen, der den Übergang als berufsbiographischen Prozeß in seinem sozialen Kontext und in seinen individuellen Verarbeitungsformen zu analysieren versucht. Die wenigen empirischen Untersuchungen widmen sich Arbeitslosen oder anderen realen oder potentiellen Krisenopfern (vgl. beispielhaft für diese Forschungen *Ahlheit/Glass*, 1986; *Heinz/Krüger*, 1985). Ob die von ihnen verfolgte

und empirisch bestätigte Hypothese der Anspruchsreduktion und Einschüchterung als dominante Reaktion auf Krisenerfahrung sich verallgemeinern läßt, wird durch unsere eigene Untersuchung über das Verhalten von Jugendlichen in der Krise in Frage gestellt (*Baethge* u.a., 1988). Sie zeigt, mit wieviel Hartnäckigkeit Jugendliche ihre Ansprüche durchzusetzen und auch gegen Widerstände aufrechtzuerhalten versuchen.

In Ermangelung einer breiten empirischen Basis lassen sich nur hypothetisch Bedingungen für die individuelle Verarbeitung von Krisenerfahrungen formulieren, deren empirische Ausdrucksformen in qualitativen Studien näher zu untersuchen wären, wobei Längsschnitt- und Verlaufsstudien ein besonderer Stellenwert zukäme (vgl. Deutsches Jugendinstitut, 1988, 6; *Heinz*, 1988, 16ff.).

Den der Segmentierung im Übergang ins Beschäftigungssystem entsprechenden sozialen Prozeß kann man mit Individualisierung und Marginalisierung bezeichnen. Hierbei stellt die Marginalisierung den negativen Fall der Individualisierung dar. Beide Prozesse, Marginalisierung wie Individualisierung, sind immer sozialstrukturelle und ideologische Vorgänge zugleich. Beck hat diesen Zusammenhang für den Prozeß fortschreitender Individualisierung dargestellt und gezeigt, wie es im Zuge von Wirtschaftsaufschwung und wohlfahrtsstaatlicher Entwicklung (Ausbau des Bildungswesens und sozialpolitischer Institutionen) in den westlichen Massendemokratien zu einer »Enttraditionalisierung von Klassenkulturen und der Auflösung sozialmoralischer Lebensmilieus« (*Beck*, 1984, 55) mit der Folge einer breiten Individualisierung der Daseinsbedingungen und der Lebensvorstellungen und Normen kommt (vgl. *H. Esser* in diesem Band). Die Schattenseite der ausgreifenden Individualisierung sind Marginalisierungsprozesse, die in besonderem Maße für Jugendliche durch die langanhaltende Ausbildungs- und Arbeitsmarktkrise zugespitzt werden. Marginalisierung bedeutet nicht allein, daß Jugendliche durch die Zuweisung ökonomisch benachteiligter und risikoreicher Positionen auch sozial an den Rand der Gesellschaft, gleichsam ins Abseits, gedrängt werden. Marginalisierung bedeutet darüber hinaus, daß ihnen im öffentlichen Bewußtsein die Verursachung für diese soziale Plazierung als individuelles Versagen selbst zugeschrieben wird. Die ideologische Stigmatisierung dürfte auf das Selbstbewußtsein der betroffenen Jugendlichen einen zu ihrer beruflichen und sozialen Benachteiligung hinzukommenden Druck ausüben. Sich ihr zu entziehen oder sie abzuwehren, ist vermutlich gerade für Jugendliche schwierig, weil sie in der von ihnen erfahrbaren Realität in doppelter Weise verankert ist: Zum einen erfahren sie in ihrem schulischen, betrieblichen oder auch häuslichen Alltag, daß andere Gleichaltrige ihrer Umgebung durch bessere Leistungen in Schule und Ausbildung tatsächlich eine bessere berufliche Position ergattert haben. Zum anderen treten ihnen bei der zunehmenden Verallgemeinerung der Abhängigkeit des Berufszugangs von erworbenen formalen Qualifikationen Bildungs- und Weiterbildungsappelle als öffentliche Normen in den Medien ständig entgegen. Lernen – so läßt sich die unbefragte öffentliche Normierung paraphrasieren – kann jeder, und wer nicht lernen oder sich weiterbilden will, hat selbst schuld, wenn er beruflich nicht vorankommt oder Schiffbruch erleidet.

Ohne heute bereits im einzelnen sagen zu können, welche sozialisatorischen Wir-

kungen die beschriebenen Prozesse der Segmentierung und Marginalisierung im einzelnen haben, scheint mir die von ihnen ausgehende Auflösung kollektiver sozialer Erfahrungszusammenhänge für Jugendliche und eine Zunahme individualisierender Muster der Identitätsbildung sowohl unabweisbar als auch irreversibel. Selbst wenn aufgrund der demographischen Entwicklung in den 90er Jahren eine gewisse Entlastung auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt eintreten sollte und sich Jugendlichen bessere Übergangschancen als in der Vergangenheit eröffnen, werden dadurch die in den letzten beiden Jahrzehnten eingeschliffenen Muster des Übergangs, die hohe Qualifikationsbezogenheit der Zulassungskriterien zu Ausbildung und Beruf, kaum wieder aufgelöst werden. Sie scheinen im institutionellen Rahmen der Gesellschaft und in ihrem ideologischen Gerüst fest verankert zu sein.

4. Das subjektive Verhältnis Jugendlicher zur Arbeit

Nicht so sehr auf den Übergang von der Schule ins Erwerbsleben als vielmehr auf den allgemeinen gesellschaftlichen Strukturwandel bezogen ist jene Diskussion, die in den letzten beiden Dekaden in Politik und Jugendforschung über die Frage, ob die Jugendlichen innerlich überhaupt noch an Arbeit interessiert und leistungsbereit seien, heißgelaufen ist und die Gemüter von Politikern, Unternehmern und Gewerkschaftern beunruhigte. Die Stimmen, welche diese Frage weitgehend verneinen zu müssen meinen, sind zahlreich und stützen sich auf sehr unterschiedliche Begründungen. Die einen ziehen die quantitative Abnahme der Arbeits- an der Lebenszeit der Jugendlichen und den Wandel zur Freizeitgesellschaft heran, um die normative Randständigkeit der Erwerbsarbeit im Bewußtsein zu belegen. Die Arbeit könne wegen ihres geringen zeitlichen Gewichts im Leben keinen strukturierenden Einfluß mehr auf die grundlegenden Orientierungen und das Sozialverhalten mehr nehmen, die eigentliche Sphäre von Sinnstiftung und Selbstbewußtsein liege jenseits der Erwerbsarbeit in dem reichen und vielfältigen Feld kreativer kultureller und sozialer Tätigkeiten (so *Schaff*, 1985, 49ff.; ähnlich *Offe*, 1984, 28ff. und *Opaschowksi*, 1985, 151f.).
Weniger strukturell und mehr von empirischen Befunden zu subjektiven Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Arbeit her argumentiert eine zweite Variante innerhalb der Sozialwissenschaften, die unter dem Titel des Wertewandels, als dessen Träger die Jugend angesehen wird (vgl. *Inglehart*, 1977) firmiert. Für die Bundesrepublik sind es vor allem die von *E. Noelle-Neumann* interpretierten und vorgelegten Umfragedaten, die seit über einem Jahrzehnt die öffentliche Meinung in Alarmbereitschaft gesetzt haben. *Noelle-Neumann* konstatiert einen dramatischen Rückgang des Engagements an Arbeit und Beruf in der jungen Generation, eine zunehmende Distanzierung von Arbeits- und Leistungswerten, die sich mit einer erhöhten Freizeitorientierung verbinde. Als ihre Konsequenz sieht sie die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft auf dem Weltmarkt in Frage gestellt, da die Jugend sich anschicke, deren wertvollstes Pfand, Fleiß und Arbeitslust zu verspielen (vgl. *Noelle-Neumann/Strümpel*, 1984, 207ff., 232ff.; ähnlich

bereits *Kmieciak*, 1976, 463; im Befund ähnlich, wenn auch in dessen Interpretation konträr zur Position *Noelle-Neumanns, v. Klipstein/Strümpel*, 1985, 8).
So wenig die zumeist mit den standardisierten Instrumenten der Umfrageforschung operierenden Studien einer ernsthaften Methodenkritik standhalten (vgl. dazu *Baethge* u. a. 1983, 55ff.; 1988, 29ff.), so wenig bilden sie das tatsächliche Bewußtsein von Jugendlichen gegenüber der Erwerbsarbeit ab (vgl. *Herz* in diesem Band). Zieht man neuere Untersuchungen zu Rate, die mit qualitativen Verfahren arbeiten, die den Jugendlichen breite Möglichkeiten zur Selbstartikulation in ihrer eigenen Sprache bieten, dann entsteht ein anderes Bild. Dann scheint eine geschlossene innere Distanzierung der Jugendlichen von der Arbeit nicht zu drohen, sondern dann entstehen Probleme eher daraus, daß sich in der erwerbstätigen Jugend ein Wandel in den Orientierungen und Einstellungen gegenüber der Arbeit anbahnt, auf die große Teile der Institutionen der Erwerbsarbeit (Unternehmen, Gewerkschaften) nicht vorbereitet sind.
Nach unseren Untersuchungen lassen sich als Hauptrichtung im subjektiven Verhältnis von erwerbstätigen (und erwerbslosen) Jugendlichen zur Arbeit zwei Momente hervorheben: Das eine besteht darin, daß für eine deutliche Mehrheit von Jugendlichen beiderlei Geschlechts die Arbeit in ihren Lebenskonzepten einen hohen, vielfach sogar zentralen Stellenwert hat und jenes von der Kulturkritik *Noelle-Neumanns* der ganzen Generation unterstellte arbeitsabgewandte, »hedonistische« Lebenskonzept lediglich von einer Minderheit, die noch nicht einmal ein Sechstel der Befragtengruppe ausmacht, vertreten wird (vgl. *Baethge* u. a., 1988, 187ff.). Das zweite Moment liegt in einem stark von subjektbezogenen Bedürfnissen geprägten Anspruchsniveau gegenüber der Arbeit. Für etwa drei Viertel der von uns befragten Jugendlichen stehen in ihrer Auseinandersetzung mit der Arbeit inhaltliche und sozialkommunikative Ansprüche im Vordergrund, lediglich ein Viertel bevorzugt materielle Ansprüche der Arbeitsplatzsicherheit und der Arbeitsbedingungen. Die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen stellt als dominanten Anspruch, sich als Person mit eigenen Fähigkeiten und Gefühlen in die Arbeit einbringen zu können, sich in ihr erfahren zu können und bestätigt zu finden. Wir haben diese Gewichtung der Anspruchsdimensionen im Arbeitsverständnis der Jugendlichen als eine Verlagerung »von den materiell-reproduktionsbezogenen zu den sinnhaft-subjektbezogenen Aspekten von Arbeit« interpretiert (ebenda, 178).
Daß dieses Arbeitsverständnis nicht nur der Momentaufnahme einer Fallstudie entspringt, sondern Gültigkeit und Stabilität beanspruchen kann, dafür sprechen nicht allein andere qualitative Studien, deren Ergebnisse in eine ähnliche Richtung weisen (vgl. *Grubauer* u. a., 1987). Mehr noch sprechen dafür jene beschäftigungs- und sozialstrukturellen Merkmale, auf die sich dieses Arbeitsverhältnis stützt: Von der sozialen Herkunft her gesehen werden dominant sinnhaft-subjektbezogene Ansprüche an Arbeit vor allem von Jugendlichen aus Angestellten-, Beamten- und Selbständigen-Familien vertreten. Nach Schulbildung betrachtet, reklamieren derartige Ansprüche ehemalige Realschulabsolventen und Abiturienten häufiger als Hauptschulabsolventen, die noch deutlich häufiger materielle Sicherheitsaspekte bevorzugen. Schließlich wenden sich, gemessen am beruflichen Status, überproportional häufig junge Facharbeiter und Fachangestellte einem solchen Arbeitsver-

ständnis zu, während materielle Aspekte überwiegend von un- und angelernten Kräften in den Vordergrund gestellt werden (ebenda, 176f.). An allen drei Merkmalen (soziale Herkunft, Bildungsstand, beruflicher Status) wird sichtbar, wie sehr dieses Arbeitsverständnis in den strukturellen – betrieblichen wie außerbetrieblichen – Entwicklungsbedingungen der technologisch und ökonomisch fortgeschrittensten bürgerlichen Gesellschaften selbst begründet liegt, die nicht einfach rückgängig zu machen sind. Insofern ist sowohl verständlich, daß es zu einer weitgehenden Angleichung im Arbeitsverständnis zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen kommt, als auch daß dieses Arbeitsverständnis von der überwiegenden Zahl der Jugendlichen auch gegen die Krise des Arbeitsmarktes behauptet wird. Hierbei ist freilich nicht zu übersehen, daß dort, wo die Krise besonders hart erfahren wird, auch am ehesten materielle Ansprüche an Arbeit noch ein dominierendes Gewicht behalten. Umgekehrt kann man daraus aber auch schließen, daß die Mehrheit der jugendlichen Erwerbspersonen auch in der Krise in gut dotierten und ihnen auch wenig bedroht erscheinenden Beschäftigungsverhältnissen steht, die ihnen die Aufrechterhaltung ihrer inhaltlichen Ansprüche nicht so schwer machen. Der Zusammenhang mit der beruflichen Position zeigt schließlich, daß das skizzierte Arbeitsverständnis auch als Resultat der Entwicklungen in der Arbeit und als Entsprechung für jene nachtayloristischen Formen der Arbeitsorganisation begriffen werden kann, die im Produktions- und Dienstleistungsbereich weiter an Boden gewinnen (vgl. *Kern/Schumann*, 1984; *Baethge/Oberbeck*, 1986).

Nichts wäre verkehrter als die Annahme, daß das hier in seiner lebensperspektivischen Bedeutung und in seinen Anspruchsdimensionen dargestellte Arbeitsbewußtsein erwerbstätiger und arbeitsloser Jugendlicher die traditionelle Arbeitsmoral wieder inthronisierte und die herkömmlichen Organisationsformen der Arbeit bestätigte. Das neue Arbeitsbewußtsein folgt keineswegs einem traditionellen, d. h. von außen gesetzten Pflicht- und Leistungsbewußtsein. Man ist nicht leistungsfeindlich, ist sogar durchaus leistungsbereit und setzt sich ein, wenn die Tätigkeit einem Spaß macht, sinnvoll erscheint und man sich in sie einbringen und sie mitgestalten kann. Aber lediglich für äußere Anerkennungen, seien es Lohndifferentiale, sei es Betriebstreue oder die Befolgung hierarchischer Anweisungsstrukturen, reißt man sich kein Bein aus. Das neue Arbeitsbewußtsein der Jugendlichen erscheint mir extrem subjektivistisch und individualistisch, ist sehr stark situationsbezogen, – man will sich jetzt in der Arbeit erfahren und möglichst wohlfühlen, nicht in unbestimmter Zukunft für aktuelles Arbeitsleid vielleicht einmal entschädigt werden –, und kennt wenig nach außen, auf andere gerichtete Bezüge. Insofern ist es auch in seiner Leistungsbereitschaft und in seiner Bindung an die Organisation (Betrieb) labiler als das herkömmliche Arbeitsbewußtsein, das äußere Ansprüche sehr viel tiefer verinnerlicht hatte. Für das betriebliche Personalmanagement entstehen dadurch neue Herausforderungen, da die alten Steuerungsinstrumente immer weniger greifen.

Aber auch für die Gewerkschaften wird die Organisierbarkeit der erwerbstätigen Jugend nicht einfacher (vgl. *Lüdtke/Pawelka* in diesem Band). Die hohe Ich-Bezogenheit des Arbeitsbewußtseins ist nicht leicht zu politisieren, kann im Gegenteil schnell zur Ausblendung von nach wie vor bestehenden Abhängigkeiten und

kollektiven Interessenbezügen und zur Überschätzung der eigenen Kraft führen. Wer es gewohnt ist, seine beruflichen Perspektiven durch eigene Anstrengungen, vor allem durch Sich-Qualifizieren und -Informieren, durchzusetzen, richtet seine Augen nicht unbedingt auf eine gewerkschaftliche Organisation als Anwalt seiner eigenen Arbeitsinteressen. Dies findet im Gewerkschaftsbewußtsein der Jugendlichen seinen Niederschlag. Auch wenn neun von zehn Jugendlichen die Gewerkschaften in dieser Gesellschaft für nötig halten, ist die vorherrschende Haltung ihnen gegenüber – selbst bei Mitgliedern – Gleichgültigkeit und Distanz. Die gleichen Ansprüche, von denen her sie ihre betriebliche Arbeit beurteilen, richten die Jugendlichen auch gegen die Gewerkschaften und kritisieren sie, wo sie sich überhaupt mit ihnen auseinandersetzen, wegen ihres Charakters als Großorganisation mit bürokratischen Kommunikationsformen und zentralistischen Entscheidungsprozeduren, die dem einzelnen wenig Entfaltungsmöglichkeiten böten (vgl. *Baethge* u. a., 1988, 298ff.).

Zusammenfassend läßt sich das Arbeitsbewußtsein der erwerbstätigen oder -fähigen Jugendlichen damit charakterisieren, daß es zwar nicht zu einer breiten inneren Abkehr von der Arbeit gekommen ist, im Gegenteil die Relevanz der Arbeit für die Identitätskonstruktionen der Jugendlichen sogar gewonnen haben könnte. Gleichwohl aber hat sich Entscheidendes zwischen den Jugendlichen und der Arbeit verändert: Wir finden auf der Ebene des subjektiven Verhältnisses zur Arbeit eine jener auf dem Arbeitsmarkt und im Übergang ins Beschäftigungssystem entsprechende Individualisierung, die das traditionell der Arbeit zugeschriebene Vergesellschaftungs- und Politisierungspotential auszuhöhlen droht. Selbst wo die Jugendlichen ein kommunikatives Sozialverhalten in der Arbeit anmahnen, begreifen sie dieses als zwischenmenschliche Beziehung im kleinen Rahmen der Arbeitsgruppe. Ihre offensichtlich gewachsene kommunikative Sensibilität scheint sich immer weniger in gemeinsames (oder gar organisiertes) politisches Verhalten transformieren zu lassen. Das Verhältnis zur Arbeit konstituiert kaum noch ein gemeinsames, über das individuelle Interesse hinausgehendes Arbeiterbewußtsein. Dies aber wäre die Bedingung, um noch von Arbeiterjugend als sozialer Einheit und politischer Kategorie sprechen zu können.

5. Arbeiterjugend oder Jugendliche in der Arbeit (theoretische Quintessenz)

Der Streit darüber, ob es Arbeiterjugend als einen eigenständigen Sozialtyp gäbe, ist schon relativ alt. *Kluth* zeichnet diesen Streit in der sozialistischen Theorie und in der Sozialwissenschaft bereits 1955 mit dem Ergebnis nach, daß zwar seit der Jahrhundertwende – insbesondere in der Zeit der Weimarer Republik – vielfältige Versuche, einen solchen eigenständigen Typus Arbeiterjugend zu definieren, unternommen worden seien, daß diese Versuche aber letztlich sowohl an theoretischen und begrifflichen Unstimmigkeiten (»Arbeiter«, »Proletarier«, »klassenmäßige Lage«) als auch an der Entwicklungsdynamik einer sich auch innerhalb der Arbeiterschaft sozial und beruflich ausdifferenzierenden kapitalistischen Gesellschaft gescheitert seien. Weder habe sich die soziale Lage der Industriearbeiterschaft

gesellschaftlich verallgemeinert noch sei der Nichtqualifizierte, der »eigentliche Proletarier«, zum dominanten Sozialtyp innerhalb der Arbeiterschaft geworden, in der vielmehr zunehmend der industrielle Facharbeiter an Bedeutung gewonnen hätte (vgl. *Kluth* u. a. 1955, 19ff.). Den Maßstab für die *Kluth*sche Argumentation bildet die Vorstellung von einem »Arbeiterselbstbewußtsein«, das aus der Orientierung an der Berufs- und Arbeitssituation ein über das Individuelle hinausreichendes, gegen andere gesellschaftliche Gruppen abgegrenztes Gemeinsames entwikkelt, das man als Klassenbewußtsein bezeichnen könnte (ebenda, 17). Vor diesem Maßstab kommt *Kluth* mit Blick auf den niedrigen Organisationsgrad der Arbeiterjugend in der Weimarer Republik zu dem Schluß, daß ihr mehrheitlich »ein Arbeiterselbstbewußtsein im Sinne eines wie immer gearteten Klassenbewußtseins fehlte« (ebenda, 36).

Gegen diese Kritik, die *Bednarik* (1953, 29ff.) auf die Jugend der Nachkriegszeit verlängert hat, ist festzuhalten, daß das Konzept der Arbeiterjugend innerhalb der sozialistischen Theorie weder die empirische Realität einer klassenbewußten Arbeiterjugend behauptet noch von einem klassifikatorischen Interesse zur Einordnung unterschiedlicher Gruppen von Jugendlichen geprägt ist. Es ist zunächst ein theoretisch-normatives Konzept, mit dem praktischen Interesse, die Einheit der Arbeiterklasse über die Generationen hinweg herzustellen und gegen die Sozialisationsinstitutionen der bürgerlichen Gesellschaft eigene Einrichtungen zu schaffen, in denen die Kinder und Jugendlichen aus der Arbeiterklasse zu nicht entfremdeten und solidarischen Verhaltensweisen, zu einem Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihrer Klasse erzogen werden können (vgl. hierzu beispielhaft die Arbeiten von *Rühle*, 1925 und *Kanitz*, 1925). Insofern ist das Konzept der Arbeiterjugend zuvorderst als Kritik der bürgerlichen Sozialisation zu betrachten, welche die aus der Arbeit erwachsenen Bedingungen von Arbeiterkindern und -jugendlichen verfehle. Dies befreit das Konzept freilich nicht von einer gründlichen Realitätsanalyse. Die Bedingung für die Durchsetzung seiner praktischen Interessen liegt darin, daß die gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen in ihrer Hauptrichtung richtig erkannt sind. An diesem Punkt bleibt die Kritik stichhaltig. Die hohe Intergenerationen-Mobilität und der Wandel der Berufs- und Beschäftigungsstruktur in der Nachkriegszeit haben dem Konzept Arbeiterjugend als theoretischem und politischem immer mehr den Boden entzogen. Schließlich wurzelt die Mobilität zwischen den Generationen nicht zuletzt auch in dem Bestreben vieler Arbeiter, ihren Kindern das eigene Schicksal zugunsten einer besseren Zukunft zu ersparen.

Damit ist das Konzept Arbeiterjugend jedoch nicht einfach ad acta zu legen. *Lessing/Liebel* haben es im Zuge der Rückbesinnung auf die kritische Tradition der Sozialwissenschaften im Zusammenhang der Studentenbewegung unter der Perspektive »Jugend in der Klassengesellschaft« wieder aufgegriffen (*Lessing/Liebel*, 1974; vgl. hierzu *van Onna* in diesem Band). Sieht man von dem zeitbedingten politischen Klassen-Pathos ab, so bleibt als Kern ihrer Argumentation die Kritik an der zeitgenössischen Jugendforschung und -theorie, die eine Entsoziologisierung und falsche Vereinheitlichung heterogener Lagen von Jugendlichen unter einem Begriff von Jugend betreibe, der ausschließlich vom Reproduktionsbereich her konzipiert sei und bei dem der Bezug auf Arbeit unter den Tisch falle (ebenda, 37).

Diese Kritik ist heute noch aktuell und läßt sich auf große Teile der pädagogischen Forschung erweitern. Wir haben gesehen, wie sehr vom Bereich der Arbeit (einschließlich Ausbildung und Arbeitsmarkt) soziale Ungleichheit in der Jugend hervorgebracht wird. Ob und wieweit die damit einhergehenden Widersprüche politisierbar sind, bleibt eine wichtige Frage, selbst wenn die Chancen heute nicht sehr aussichtsreich zu sein scheinen. Da Erwerbsarbeit auch für die Jugendlichen ihre sozialstrukturelle Prägekraft offensichtlich nicht verloren hat, ist auf Arbeit als gesellschaftliche Kategorie, d.h. als eine Kategorie, die neben der betrieblichen Seite auch diejenige der Ausbildung, des Arbeitsmarktes und der Sozialstruktur beinhaltet, auch in der Jugendtheorie vorerst nicht zu verzichten. Gefragt sind damit freilich analytische Perspektiven, die nicht mehr aus einem Konzept »Arbeiterjugend«, sondern eher mit dem Rekurs auf die Bedeutung der Arbeit für die Gesamtreproduktion der Jugendlichen zu gewinnen sind.

Literatur

Ahlheit, P., Glaß, Ch.: Beschädigtes Leben. Soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher. Frankfurt/New York 1986 – *Baethge, M.:* »Zu Strukturproblemen der Berufsbildung in der Bundesrepublik Deutschland in den 70er Jahren und zur Angebot-Nachfrage-Entwicklung bis 1990«. Finanzierung der beruflichen Bildung. Hg. IG Metall. Frankfurt 1983, 47–85 – *Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.:* Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt/New York 1983 – *Baethge, M., Oberbeck, H.:* Zukunft der Angestellten. Neue Technologien und berufliche Perspektiven in Büro und Verwaltung. Frankfurt/M. 1986 – *Baethge, M., Hantsche, B., Pelull, W., Voskamp, U.:* Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen. Opladen 1988 – *Beck, U.:* »Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten«. Soziale Welt. Sonderband 2. Soziale Ungleichheiten. Hg. *R. Kreckel.* Göttingen 1983, 35–74 – *Beck, U.:* »Perspektiven einer kulturellen Evolution der Arbeit«. MittAB 1/1984, 52–62 – *Bednarik, K.:* Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ. Stuttgart 1953 – *Blossfeld, H.-P.:* »Berufseintritt und Berufsverlauf«. MittAB 2/1985, 177–197 – *Blossfeld, H.-P.:* Kohortendifferenzierung und Karriereprozeß. Frankfurt/New York 1989 – *Costas, I.:* Grundlagen der Wirtschafts- und Sozialstatistik. Frankfurt 1985 – Deutsches Jugendinstitut, Hg.: Berufseinstieg heute. Problemlagen und Forschungsstand zum Übergang Jugendlicher in Arbeit und Beruf. Weinheim/München 1988 – *Friebel, H.:* »Sozialpolitisierung des Übergangs von der Schule in den Beruf«. Berufseinstieg heute. Hg. Deutsches Jugendinstitut. Weinheim/München 1988, 31–41 – *Gerlach, F.:* Jugend ohne Arbeit und Beruf. Frankfurt/New York 1983 – *Grubauer, F., Mannheim-Runkel, W., Müller, W., Schick, M.:* Arbeiterjugendliche heute – vom Mythos zur Realität. Opladen 1987 – *Heinz, W.R.:* »Übergangsforschung – Überlegungen zur Theorie und Methodik«. Berufseinstieg heute. Hg. Deutsches Jugendinstitut. Weinheim/München 1988, 9–29 – *Heinz, W., Krüger, H.:* Hauptsache eine Lehrstelle. Weinheim 1985 – *Herget, H., Schöngen, K., Westhoff, G.:* Berufsausbildung abgeschlossen – was dann? Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung zum Übergang der Jugendlichen nach Abschluß einer betrieblichen Berufsausbildung in das Beschäftigungssystem. Berlin und Bonn 1987 – *Inglehart, R.:* The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics. Priceton 1977 – *Kanitz, O.F.:* Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft. Jena 1925 – *Kern, H., Schumann, M.:* Das Ende der Arbeitsteilung? München 1984 – *Klages, H., Kmièciak, P.,* Hg.: Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt/New York 1981 – *Klipstein, M. v., Strümpel, B.,* Hg.: Gewandelte Werte – Erstarrte Strukturen. Wie die Bürger Wirtschaft und Arbeit erleben. Bonn 1985 – *Kluth, H., Lohmar, U., Tortler, T.:* Arbeiterjugend gestern und heute. Heidelberg 1955 – *Kmièciak, P.:* Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik. Göttingen 1976 – *Kraft, H.:* »Die Ausbildung in einem Ausweichberuf«. MatAB, 3/1983 – *Lessing, H., Liebel,*

M.: Jugend in der Klassengesellschaft. München 1974 – *Noelle-Neumann, E., Strümpel, B.:* Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? München 1984 – *Offe, C.:* »Arbeitsgesellschaft«. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven. Frankfurt/New York 1984 – *Opaschowski, H. W.:* »Die neue Freizeitarbeitsethik«. Arbeit 2000. Hg. *E. Altvater* und *M. Baethge*. Hamburg 1985, 143–158 – *Richelmann, D.:* Frauen und neue Technologien. Eine Auswahlbiographie mit einführender Kommentierung. Teil I: Erwerbsarbeit und berufliche Aus- und Weiterbildung. Bielefeld 1989 – *Rühle, O.:* Die Seele des proletarischen Kindes. Dresden 1925 – *Schaff, A.:* Wohin führt der Weg? Wien 1985 – *Schelsky, H.:* »Soziologische Bemerkungen zur Rolle der Schule in unserer Gesellschaftsverfassung«. Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Helmut Schelsky. Düsseldorf–Köln 1965, 131–159 – *Schober, K.:* »Ausbildungswege und berufliche Einmündung von ›gescheiterten‹ Jugendlichen«. Berufliche Verbleibforschung in der Diskussion, Materialband I. Hg. *M. Kaiser, R. Nuthmann, H. Stegmann*. Nürnberg 1985a, 153–180 – *Schober, K.:* »Jugend im Wartestand: Zur aktuellen Situation der Jugendlichen auf dem Arbeitsmarkt- und Ausbildungsstellenmarkt«. MittAB 2/1985b, 247–264 – *Schober, K:* »Aktuelle Trends und Strukturen auf dem Teilarbeitsmarkt für Jugendliche«. MittAB 3/1986, 365–370 – *Schober, K., Kling, M.:* »Lehrstellensuche '83: Frühzeitig versorgte und nicht vermittelte Bewerber«. MittAB 4/1984, 474–489 – *Stark, E.:* Die Lage der Arbeiterjugend in der Bundesrepublik nach 1960. Frankfurt 1973 – *Stegmann, H.:* »Jugend beim Übergang in Arbeit und Beruf«. Berufseinstieg heute. Hg. Deutsches Jugendinstitut. Weinheim/München 1988, 43–73 – *Stegmann, H.:* »Wird die ›zweite Schwelle‹ immer höher? Empirische Ergebnisse zum Übergang von der betrieblichen Berufsausbildung in die Erwerbstätigkeit«. Berufliche Verbleibforschung in der Diskussion. Materialband I. Hg. *M. Kaiser, R. Nuthmann, H. Stegmann*. Nürnberg 1985, 379–419 – *Stegmann, H., Holzbauer, I.:* »Die Nachfrage nach Ausbildungsplätzen und ihre Realisierung bei Absolventen und Abgängern allgemeinbildender Schulen«. MittAB 2/1978, 148–170 – *Stegmann, H., Kraft, H.:* »Vom Ausbildungs- zum Arbeitsvertrag«. MittAB 3/1983, 235–251 – *Stegmann, H., Kraft, H.:* »Ausbildungs- und Berufswege von 23- bis 24jährigen, Methode und ausgewählte Ergebnisse der Wiederholungserhebung Ende 1985«. MittAB 2/1987, 142–163.

Elke Esser

Jugend und Studium

Der Forschungsgegenstand »Studentische Jugend« oder »StudentInnen« bezeichnet einen Problembereich, mit dem sich einerseits die unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen (z. B. Soziologie, Politikwissenschaft, Pädagogik, Psychologie, Didaktik) aus ihren je spezifischen theoretisch-inhaltlichen und methodischen Sichtweisen befassen. Andererseits erfolgt die Bearbeitung des Themas »Jugend und Studium« innerhalb dieser Disziplinen unter den theoretischen Maßgaben der jeweiligen »Bindestrichdisziplinen« (Hochschuldidaktik, Psychologie des Jugendalters, Sozialisationsforschung, Jugendsoziologie, Familiensoziologie, Organisationssoziologie, Hochschulforschung usw.).
Daraus resultiert als Ergebnis dieses Forschungsaufwandes eine kaum überschaubare Vielzahl zusammenhangloser oder sich widersprechender empirischer Einzelbefunde und eine durchaus überschaubare Zahl unvermittelter theoretischer Ansätze. Insbesondere aber die Beziehungslosigkeit zwischen Theorie und Empirie wird seit dem Beginn der systematischen Arbeit in diesem Forschungsfeld zu Anfang der 60er Jahre offensichtlich (*Allerbeck*, 1971, 179).

»Jedenfalls lassen die zahlreichen in der Zwischenzeit entstandenen empirischen Studien zu diesem Gegenstand packende theoretische Schlußfolgerungen ebenso vermissen, wie die theoretischen Analysen jene Begriffsbildung bislang nicht geleistet haben, die den erfahrungsbezogenen Forschungsprozeß systematisch leiten könnten« (*Langer*, 1984, 31).

1. Entwicklung des Forschungsbereichs

Die Entwicklung des Forschungsbereichs »Studentische Jugend« spiegelt das Ausmaß der gesellschaftlichen Wertschätzung in bezug auf die Ausbildungsleistung der Hochschule für die Gesellschaft wider. Je wichtiger diese Ausbildungsleistung genommen wird, desto zahlreicher treten Untersuchungen in diesem Bereich auf.

»Ob es um Chancengleichheit (Gesellschaftsreform über die Bildungspolitik), Demokratisierung aller Lebensbereiche (eine neue Schule der Nation) oder die Hoffnung nach wissenschaftlich-technischer Weltgeltung (Wissenschaft als Produktivkraft) ging, in jedem Fall wurde die Bildung durch nach Allgemeingeltung strebenden gesellschaftlichen Interessen für sich beansprucht« (*Langer*, 1984, 37).

Phase I: 1950–1966: In der ersten Phase der Neuorientierung nach dem Ende des Faschismus zielten Diskussionen um Wissenschaft und Hochschule zunächst auf eine verstärkte politische Verantwortung der Wissenschaft. Vorstellungen über die Neubelebung des akademischen Bereichs entsprachen dem Willen, aus den historischen Erfahrungen zu lernen. Dieser »Neuanfang« kam jedoch genauso schnell zu einem Ende, wie die Versuche der Neuordnung ökonomischer und gesellschaftlicher Verhältnisse allgemein. Unter den Bedingungen der Restauration der Einfluß-

sphäre großbürgerlicher Schichten, des »Wiederaufbaus« und des »kalten Krieges« ersetzten die Studentengenerationen der 50er Jahre wie ihre Eltern »die Vergangenheitsbewältigung durch den Blick nach vorn; man floh aus der Politik, um sich ungestört eine gesicherte private Existenz aufbauen zu können« (*Mayer*, 1981, 23). Eine 1957 durchgeführte Untersuchung an der Frankfurter Universität zu den politischen Einstellungen von Studenten (*Habermas* u.a., 1961) dokumentierte diese unpolitische Haltung. Darüber hinaus vertraten zwei Drittel der befragten Studenten autoritäre Standpunkte. Zu dieser Zeit »waren rund 30% aller männlichen Studenten Mitglieder in reaktionären (schlagenden) Verbindungen« (*Mayer*, 1981, 23).

Die Konzentration auf die technische und wirtschaftliche Entwicklung sowie der manifeste Antikommunismus stellten die Kontinuität deutscher Geschichte wieder her. Solange Studenten im wesentlichen mit diesen herrschenden Auffassungen konform gingen und lediglich zu den gleichen Anlässen wie die übrige Bevölkerung als »Demonstranten« in Erscheinung traten (Ungarn-Aufstand; Mauerbau), solange sich politisches Engagement in der Überreichung von Bittschriften erschöpfte, waren Studenten für Politik und Wissenschaft lediglich als Nutzer von Bildungseinrichtungen bedeutsam. Das frühe politisch-wissenschaftliche, pragmatische Interesse an der Rekrutierung von Studenten, an Studienverläufen und Studienbedingungen (z.B. *Hitpass*, 1967/Datenerhebung 1958) ist letztlich unter diesen Bedingungen zu sehen. Allerdings sollte auf einen zusätzlichen Anlaß verwiesen werden. Verstärkte Untersuchungsinteressen im akademischen Bereich können so auch als Reaktion auf die ersten Weltrauminitiativen der Sowjetunion 1957 gewertet werden (Sputnik-Schock). Die von Politikern als bedrohlich empfundene Tatsache, daß »kommunistische Regime« offensichtlich erfolgreich in der Lage waren, intellektuelle Potentiale zu fördern und zu nutzen, führte vermutlich zu der Vielzahl von Studien, die die Einflüsse demographischer Determinanten auf die Studienleistungen untersuchen bzw. so Entscheidungshilfen für hochschulpolitische Maßnahmen bereitstellen wollten. Die in der Folge formulierten politischen Ziele einer notwendigen Bildungsoffensive, Schließung der »technologischen Lücke« und der Ansatz einer Rekrutierung bisher »bildungsferner« Begabtenreserven stellten einen wesentlichen Ausgangspunkt für den größten Teil der quantitativen Erforschung von Studienkarrieren dar (z.B. *Kath* u.a., 1966; *Jenne* u.a., 1969; *Schmidbauer*, 1968).

Diese gesellschaftliche Situation sowie die nur begrenzte politische Artikulation von Studenten führte auf dem Studententag 1960 in Berlin in bezug auf die politische Stellung von Studenten zu der bildhaften Umschreibung, »Studenten würden wie Indianer in Reservaten gehalten, mit dem Recht, dann und wann einmal politische Kriegstänze aufzuführen« (*Mayer*, 1981, 18).

Die strukturellen Veränderungen jedoch, die durch Maßnahmen wie: Erhöhung der Durchlaufgeschwindigkeit durch Aufbau von Fachhochschulen, Straffung von Studienplänen nach wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit zur Bedienung des Nachhol- bzw. Zusatzbedarfs an akademischen Fachkräften, Universitäten immer stärker zu einem Dienstleistungsunternehmen formte, gehören sicherlich auch zu den Ausgangspunkten veränderter politischer Einstellungen und Aktionsformen von Studenten

(vgl. zu weiteren Faktoren studentischen Protests *Mayer*, 1981, 25ff.; *Allerbeck*, 1973, 25ff.; *Bauß*, 1983; vgl. *Kaase* u. *Kaiser* in diesem Band).

Phase II: 1967–1968: Die Bereitschaft der Universitäten, sich ökonomischen Zielsetzungen unter weitgehender Ausblendung wissenschaftlicher Selbstreflexion zu unterwerfen, verstärkte bei der Gruppe politisch engagierter Studenten den Eindruck der Ignorierung ihrer Vorschläge z.B. zur Hochschul- und Studienreform (vgl. auch *Bauß*, 1983, 25f.). Neben die Beteiligung studentischer Gruppen (z.B. SDS, SHB) an Aktionen gegen die Notstandsgesetze, gegen den erstarkenden Neo-Nazismus und gegen die Verjährung von NS-Verbrechen sowie gegen den Vietnamkrieg trat so bereits 1965 die vom VDS organisierte »Aktion 1. Juli – Bildung in Deutschland« (*Bauß*, 1983, 29f.). Mit der Bildung der großen Koalition aus SPD und CDU/CSU im Dezember 1966 brachen die Hoffnungen der Studenten und nicht nur der mit der Sozialdemokratie am engsten verbundenen Studentenorganisation auf eine Neuorientierung der seit Kriegsende vorwiegend restaurativen Innen- und Außenpolitik endgültig zusammen (vgl. *Bauß*, 1983, 32–43). Auf dieser Grundlage, im Zusammenhang mit den Ereignissen des 2. Juni 1967 und den nachfolgenden Diskussionen um die Demokratisierung des Hochschulbereichs (z.B. Kongreß »Hochschule und Demokratie« 1967 in Hannover) gewann die Gesellschaftskritik einer politisch bewußten Minderheit an Plausibilität und weitete sich zu einer breiten studentischen Protestbewegung aus (*Mayer*, 1981, 33).
Die »Radikalisierung« der Studenten warf dann die, auch von den Sozialwissenschaften zu diskutierende Frage auf, welche politische Rolle Studenten spielen und spielen dürfen bzw. welche Bedeutung den Universitäten im Beziehungsgeflecht von Forschung, Wirtschaft, Staat und Gesellschaft künftig zukommen solle. Weil jedoch weithin der Wille, eigene gesellschaftliche Ziele neu zu überdenken, fehlte, blieb die öffentliche Erörterung in Ansätzen stecken. Sicherheitsdenken und Ruhebedürfnis führten dann im folgenden dazu, daß sich die hochschulpolitische Diskussion und eine Vielzahl wissenschaftlicher Erklärungsversuche weitgehend auf die Wiederherstellung der früheren Situation beschränkte.
Webler (1984, 242f.) unterscheidet sieben Untersuchungsperspektiven in bezug auf die Klärung des politischen Potentials der Studenten, die sich alle insbesondere dadurch auszeichnen, daß sie selbst »parteiliche« Reaktionen auf die studentischen Proteste darstellen:

- die zeitgenössische Innenperspektive engagierter Beteiligter (z.B. *Bergmann* u.a., 1968; *Baier*, 1968)
- die zeitgenössische Außenperspektive von ablehnenden Hochschullehrern und Intellektuellen (z.B. *Topitsch*, 1968; *Scheuch*, 1968)
- die zeitgenössische Außenperspektive von sympathisierenden, kritisch distanzierten Hochschullehrern und Intellektuellen (z.B. *v. Friedeburg* u.a., 1968; *Habermas*, 1969)
- die retrospektive Sicht ehemaliger Aktivisten (*Fuchs*, 1971; *Nuissl/Rendtorff/Webler*, 1973; *Mosler*, 1977)
- die Außenperspektive von etablierten Organisationen, die studentische Aktivitäten für sich kooptieren wollen (z.B. *Bauß*, 1983; *Mayer*, 1981)

- die Außenperspektive der Politik- und Sozialforschung, die aus der Sicht des herrschenden politischen Systems analysiert und prognostiziert (z.B. *Allerbeck/Rosenmayr*, 1971; *Allerbeck*, 1973)
- die Innen- und Außenperspektive einer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie, die Studentenbewegungen als Veränderungspotentiale in ihren Entstehungsbedingungen und Zielsetzungen kritisch zu verstehen sucht (*Preuss*, 1969; *Teichler*, 1970; *Nitsch*, 1973; *Schülein*, 1979).

Phase III: 1969–1975: So ist auch der Versuch der »planerischen« Verarbeitung der Studentenunruhen ab 1969 verständlich (vgl. z.B. *Deichsel*, 1974; *Hitpass*, 1974). Insgesamt setzte der »Boom« der Studentenforschung und Hochschulforschung allgemein im Reformklima der frühen 70er Jahre unter den Rahmenbedingungen der sozialtechnologischen Orientierung an der Möglichkeit der Planung sozialer Prozesse ein und beherrschte die gesamte Dekade. Entsprechend dem noch ungebrochenen Vertrauen in die Prognosefähigkeit sozialwissenschaftlicher Daten galt es, die Planungsgrundlage für Hochschulentwicklung und Hochschulausbildung durch Ermittlung einer Vielzahl als relevant erachteter Struktur- und Einstellungsdaten zu verbreitern (vgl. z.B. *Kern*, 1973; *Oehler* u.a., 1976; *Griesbach* u.a., 1977; *Hampe*, 1977).
Unter den gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der sozialliberalen Koalition wurde die Chancengleichheitsdiskussion bedeutsam, die Fragen des Sekundarschulwesens, des regionalen Hochschulangebots und schließlich auch der Gestaltung von Lehre und Studium thematisierte. So sollten neue Formen der Studiengestaltung, insbesondere verbesserte Beratung, Betonung kleiner Seminare, Verteilung der Prüfungen über das Studium, deutlichere Strukturierung des Studiums nicht zuletzt als Hilfen für Studenten aus nicht-akademischen Elternhäusern vorgeschlagen (z.B. *Jahnke*, 1971; *Beckmann* u.a., 1972; *Kramer*, 1977a).

Phase IV: seit 1976: Die beginnende Wirtschaftskrise gegen Ende des ersten Drittels der siebziger Jahre (»Ölkrise«) beendete angesichts abnehmender Zuwachsraten, Inflation und Arbeitslosigkeit die Euphorie, mit der die sozialliberale Koalition Reformen im Bildungsbereich angekündigt und eingeleitet hatte. Im Dezember 1975 wurde mit dem Hochschulrahmengesetz die Einführung der Regelstudienzeit und die stärkere Praxisorientierung des Studiums eingeleitet. Damit sollten die Produktivität von Forschung, Lehre und Studium erhöht und Einsparungen im Bildungsbereich erzielt werden. »Die Zeit des großen Aufbruchs war damit auch an den Universitäten vorbei; der Rückzug ins Private setzte ein« (*Mayer*, 1981, 31).
In dieser Phase des wirtschaftlich und politisch eingeengten Handlungsspielraums haben insbesondere Arbeitsmarktprobleme Auswirkungen auf Studierende und Studium gehabt. Veränderungen der Berufserwartung, negative Zukunftserwartungen und damit »Studieren unter Unsicherheit« führen verstärkt zur Herausbildung alternativ-kulturelle Projekte und Bewegungen, die auch außerhalb der Universität auf Interesse stoßen. Als Ausgangspunkt und als Indiz für Frustration und resignativen Protest (vgl. z.B. *Kreutz*, 1979) kann der TUNIX-Kongreß in Berlin 1978 betrachtet werden. Die wissenschaftskritische Diskussion der späten 60er und

frühen 70er Jahre bekommt unter diesen Bedingungen eine neue – subjektivistisch, individualistische – Schwerpunktsetzung.

Auf Grundlage der Rezeption der theoretischen Ansätze von *Geulen* (1973), *Hurrelmann* (1976), *Habermas* (1976) setzte in dieser Phase die Hochschulsozialisationsforschung ein (*Huber/Portele/Sommerkorn*, 1980; *Portele/Huber*, 1981; *Sommerkorn*, 1981; *Peisert* u. a., 1981; *Klüver*, 1983; *Krüger* u. a., 1982).

Gleichwohl führte die im Laufe der 70er Jahre zunehmende Ressourcenverknappung zu einer Weiterführung der politikberatenden Forschung: »Under these circumstances, it is imperative for policy makers who are concerned about financial priorities to have access to as much information as possible in order to make informed decisions« (*Rich/Jolicoeur*, 1978, 4). Hier sind die Untersuchungen von *Birk* u. a. (1978), *Böhmeke* u. a. (1979), Infratest Sozialforschung (1982) zu nennen.

In diesem Zusammenhang muß auf die besondere Bedeutung der Frauenforschung für den Bereich »Jugend und Studium« verwiesen werden.

Obgleich das Thema »Frau und Hochschule« bereits zu Beginn der 50er Jahre Eingang in die Hochschulforschung gefunden hatte, wurden zunächst Fragen der Diskriminierung weiblicher Lehrkräfte (*Lorenz*, 1953), die Einstellung von Hochschullehrern gegenüber Frauen (*Anger*, 1960) bzw. von Studenten gegenüber Dozentinnen (*Vetter*, 1961) diskutiert. Die Situation von Studentinnen an der Universität behandelten erst *Gerstein* (1965) und *Peisert* (1967). Diese Untersuchungen sahen in den geschlechtsspezifischen Sozialisationsbedingungen, die Frauen nur wenig auf die männlich geprägte Universität vorbereiteten (*Peisert*, 1967, 109, 114ff.) und dem daraus entstehenden Bewußtseins- und Rollenkonflikt zwischen Weiblichkeit und »Geistigkeit« (*Gerstein*, 1965) die Ursachen für Schwierigkeiten von Frauen an der Hochschule. Dem gleichen Argumentationsmuster einer universitären Verstärkung eines Interrollenkonflikts folgen die Arbeiten von *Annen* u. a. (1970), *Beckmann* u. a. (1972), *Klöckner* (1977), *Wöller* (1978).

Als Folge der gesellschaftlichen Veränderungen zu Beginn der 70er Jahre (Bildungsoffensive; vgl. *Meulemann* in diesem Band; Chancengleichheits-Diskussion) erlangten Frauen eine größere Repräsentanz an den Hochschulen. Unter dem Eindruck der Formierung einer neuen Frauenbewegung und auf der Grundlage der wissenschaftskritischen Position als Möglichkeit der Selbstvergewisserung einer bisher aus der Betrachtung ausgeschlossenen Population, wuchs die Zahl der Forschungsarbeiten zur Lebens- und Studiensituation von Studentinnen. Frauen unternahmen den Versuch, ihre eigene Situation aufzuarbeiten und auch an den Universitäten ihre Lebensbedingungen zu erforschen. In diesem Zusammenhang entstanden eine Fülle von Examensarbeiten zum Thema.

Grundlage dieser Studentinnenforschung waren im wesentlichen solche wissenschaftstheoretischen Positionen, die die Trennung von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt und den Anspruch wertneutraler Objektivität ablehnten. Die Einbindung in die wissenschaftstheoretischen Positionen der Kritischen Theorie korrespondierte mit der Verwendung »neuer« frauenspezifischer Methoden (*Mies*, 1978, 41–63): oral history, biographische Methoden, Intensivinterviews, Aktionsforschung (*Kassner/Lorenz*, 1977; *Sollwedel*, 1979; *Schmerl/Braszeit/Bock*, 1983).

2. Theoretische Ansätze

Die meisten betrachteten Untersuchungen haben ein Erkenntnisinteresse, das eher auf die Beschreibung von Situationen als auf die Erklärung von Zusammenhängen gerichtet ist. Gleichwohl werden aus diesen Deskriptionen zum Teil weitreichende Folgerungen und Prognosen abgeleitet. Nur in wenigen Fällen (z.B. *Allerbeck*, 1973; *Framhein*, FORM-Projekt, 1984) werden den durchgeführten Untersuchungen explizite Theorien zugrundegelegt bzw. Theorien einer Prüfung unterzogen. In den meisten Fällen wird das Hinzufügen von Theoriefragmenten eher als Interpretationsangebot für die Einordnung der produzierten Daten verstanden. Die »Qualität« der Hypothesenformulierung verdeutlichen z.B. *Jenne/Krüger/Müller-Plantenberg* (1969, 22f.):

»Dabei wurde von folgenden Überlegungen ausgegangen: Ein Student kommt unter bestimmten persönlichen Bedingungen, zu denen seine soziale Ausgangslage, seine finanzielle Situation, seine Bildungs- und Eignungsvoraussetzungen und seine Integrationsfähigkeit gehören, mit einer nicht immer deutlich ausgeprägten Studienmotivation an eine Universität. Die Zustände an der Universität können das Studium mehr oder weniger erschweren beziehungsweise erleichtern. Diese Zustände lassen sich messen an den äußeren institutionellen Studienbedingungen (der personellen und materiellen Ausstattung), an der Autoritätsstruktur, am Grade der Normiertheit des Studiengangs, der Objektiviertheit der Studienanforderungen und der Formen und Möglichkeiten der Leistungskontrolle und am Selbstverständnis der einzelnen Fachwissenschaften sowie an der wissenschaftsimmanenten Situation der Fächer.«

Bei einigem guten Willen lassen sich solche und ähnliche Hinweise mit Vorstellungen der Sozialisationstheorie in Verbindung bringen. Unter diesen Bedingungen stellen dann Rollentheorie und Sozialisationstheorien, insbesondere Ansätze der geschlechts- und schichtspezifischen Sozialisation auch die hauptsächlichen theoretischen Bezugssysteme des Forschungsbereichs »Studentische Jugend« dar.
Allerbeck (1973) prüft in seiner »Soziologie radikaler Studentenbewegungen« zwei unterschiedliche Theorien auf ihre Erklärungskraft: zum einen »Theorien der Politischen Sozialisation«, zum anderen »Theorien des Generationskonflikts«. Ausgangspunkt der Theorien der politischen Sozialisation ist die Vorstellung, daß »hinzukommende Individuen« (Kinder) durch die Sozialisationsagenturen der Gesellschaft an das bestehende politische System angepaßt werden. *Allerbeck* verweist in diesem Zusammenhang vorwiegend auf die Bedeutung der Familie in diesem Sozialisationsprozeß.
Unterstellt wird bei dieser Argumentation, daß in Familien auch in bezug auf politische Fragen ein erheblicher Konsistenzdruck besteht, so daß die politischen Grundüberzeugungen der meisten Menschen weitgehend durch das Elternhaus geformt werden. In Anwendung auf das Erklärungsziel »Studentenprotest« wird formuliert, »daß Studenten mit konservativen Eltern den Studentenprotest eher ablehnen, Studenten mit liberalen Eltern ihn dagegen eher unterstützen« (*Allerbeck*, 1973, 100). Im Gegensatz dazu wird auf die Theorien des Generationskonflikts verwiesen. Sie alle gehen von einem Grundbedürfnis des Jugendlichen nach Konflikt (mit den Eltern) aus (vgl. *Nave-Herz* und *Oswald* in diesem Band). Dieses Konfliktbedürfnis wird, bei einer politischen Überformung, zur Ursache z.B. von

Studentenprotest erklärt. Auf Grundlage seiner Daten (Sekundäranalyse von drei US-amerikanischen und einer bundesrepublikanischen Untersuchung) kommt *Allerbeck* zur Ablehnung der Theorie des Generationskonflikts, ein Befund der weitgehenden Eingang in die Hochschulforschung gefunden hat (vgl. *Rosenmayr*, 1976, 152; *Blücher*, 1975, 14). Die Sekundäranalyse der *Allerbeck*-Untersuchung weist die Eindeutigkeit der Ergebnisse jedoch zurück (*Sahner*, 1977, 279–296) und verdeutlicht das Fehlen von Kontrollinstanzen in der sozialwissenschaftlichen Forschung: »Allein der Verweis auf eine empirische Untersuchung genügt zur Tradierung von Aussagen. Die für möglichst gültige Aussagen notwendige intersubjektive Kontrolle ist so aber nicht zu leisten« (*Sahner*, 1977, 293). Diese Kritik trifft wesentliche Bereiche der hier vorgestellten Forschungsrichtung.

Einen relativ neuen Ansatz im Bereich der Sozialisationstheorien stellt die sog. »Hochschulsozialisationsforschung« dar. Dabei wird in Anlehnung an die theoretischen Ansätze zur Sozialisation von *Geulen* (1973) und *Hurrelmann* (1976) davon ausgegangen, daß sich die Persönlichkeit als gesellschaftlich handelndes Subjekt in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt entwickelt. Hochschulsozialisation bezieht sich dann auf denjenigen Abschnitt des Sozialisationsprozesses, der mit dem Studium an einer Universität verbunden ist.

In diesem Zusammenhang werden unterschiedliche Varianten von Identitätstheorien einbezogen, z. B. in der Rezeption der Theorien *Kohlbergs* (z. B. *Portele*, 1975; 1978), in der Bezugnahme auf interaktionistische Identitätsbegriffe (z. B. *Nave-Herz*, 1981; *Sommerkorn*, 1981), auf die Tradition der Entwicklung und Weiterentwicklung von Identität im Lebenslauf nach *Erikson* (z. B. *Krüger* u. a., 1982) sowie auf materialistische Handlungstheorien in Anlehnung an *Seve, Leontjew, Holzkamp* (z. B. *Portele/Huber*, 1981).

Darüber hinaus bedarf es bei der Konzeptualisierung eines solchen Ansatzes von auf die Hochschule bezogener Sozialisationsprozesse einer Bestimmung der »Hochschulumwelt« und der Möglichkeiten ihres Einflusses. Dabei ist ein Diskussionsansatz die »Impact of College« Forschung (*Feldman/Newcomb*, 1969), die untersuchte, ob und wie die Colleges in den USA den ihnen zugedachten Erziehungsauftrag in Richtung auf den liberalen, toleranten, demokratischen, Identität besitzenden Bürger erfüllte. Entsprechend wurde z. B. im Konstanzer »Forschungsprojekt Hochschulsozialisation« der Bestimmungsversuch unternommen, ob Hochschulen Bildungsziele wie Kritikfähigkeit, Autonomie, wissenschaftliche Rationalität und soziale Verantwortungsbereitschaft vermitteln können (vgl. z. B. *Framhein*, 1984; *Bargel*, 1984).

Abgesehen davon, daß nur ein Teil der unterschiedlichen Ansätze der Hochschulsozialisationsforschung und der in ihr eingegangenen Identitätstheorien angemessen empirisch überprüft wurden, stellt sich die Frage nach der Überführung der unterschiedlichen theoretischen Konzepte in eine allgemeinere Theorie zur Erklärung der Identitätsentwicklung. Gerade die neueren Entwicklungen von kognitiven Identitäts- und Selbstkonzepttheorien (*Markus/Wurf*, 1987; vgl. *Deusinger* und *Neubauer* in diesem Band) scheinen Hinweise für den Entwurf einer solchen allgemeinen Theorie zu geben.

3. Methodendiskussion

Huber/Vogel (1984, 108ff.) versuchen, die vorliegenden Arbeiten zum Themenbereich »Studentische Jugend« zwei Forschungsrichtungen mit je idealtypischer Perspektive zuzuordnen: Studentenforschung, die das Auftreten und die Verteilung bestimmter Phänomene in der studentischen Population (z.B. soziale Rekrutierung der Studentenschaft, Studienkarrieren, Einstellungen, Lebensformen, Studienstrategien) beschreibt; Hochschulsozialisationsforschung, die, theoriegeleitet, denjenigen Teil der Sozialisation untersucht, der mit dem Studium an einer Hochschule einhergeht.
Den beiden Forschungsperspektiven werden entsprechend unterschiedliche methodische Ansätze unterstellt. Studentenforschung als deskriptive Variante wird mit dem methodischen Repertoire der klassischen sozialwissenschaftlichen Empirie verknüpft. Es handele sich dabei um »quantitativ ausgewertete Befragungen mehr oder minder großer Stichproben« (*Huber/Vogel*, 1984, 109). Hochschulsozialisationsforschung wird als »deutliche Hinwendung zu qualitativ ausgewerteten intensiven Untersuchungen oft nur kleiner Gruppen oder gar einzelner Fälle« (*Huber/Vogel*, 1984, 109) gesehen, deren Datenerhebung insbesondere durch narrative Interviews, Gruppendiskussionen und biographische Fallstudien erfolgt.
Mit dieser Darstellung der verschiedenen methodischen Ausrichtungen werden dann auch unterschiedliche Verwertungsaspekte verbunden: In Anlehnung an *Becker/Ritsert* (1983) sei Studentenforschung prinzipiell objektive Tatsachenforschung, die dem Politiker und (Hochschul-)Planer zur Vergewisserung über den Ist-Zustand und zu Prognosen dient (Sozialtechnologie).
Hochschulsozialisationsforschung sei andererseits prinzipiell adressatenbezogene und selbstthematisierende Forschung, »in der die Forscher sich – als auch selbst Betroffene – an die Betroffenen als Adressaten, besser noch Partner wenden, zu Aufklärung beitragen, Selbstvergewisserung der Subjekte und Diskurs mit und zwischen ihnen ermöglichen und stimulieren wollen« (*Huber/Vogel*, 1984, 109).
Diese grobe Unterscheidung, die z.B. das Projekt »Hochschulsozialisationsforschung« in Konstanz als quantitativ angelegte, international vergleichende Längsschnittstudie in eine merkwürdige Zwitterposition zwischen Etikett der Forschung und verwendeter Methodik bzw. daraus abgeleiteter Verwertungsinteressen bringt, greift zwar entschieden zu kurz, verdeutlicht allerdings einen ersten Ansatzpunkt methodischer Kritik an den meisten der vorliegenden Untersuchungen.
Der Versuch einer strikten Trennung zwischen Untersuchungen, die sich unterschiedlicher Datenerhebungstechniken (quantitativer oder qualitativer Art) bedienen, und die daraus abgeleitete Kategorisierung und Qualitätszuweisung als deskriptiv oder analytisch bzw. systemstabilisierend oder innovativ (vgl. auch *Kramer* u.a., 1976; *Mies*, 1978) verschleiert eher die wesentlichen methodischen Probleme in bezug auf Designentscheidungen, Auswahlverfahren oder Datenerhebungstechniken. Es fehlt eine explizite Methodenkritik.
Dazu ist zunächst auf mögliche Anlässe von Forschung in diesem Bereich hinzuweisen. So ist festzuhalten, daß nur ein Teil der vorliegenden empirischen Untersuchungen professionellen Standards empirischer Sozialforschung entspricht (vgl.

Kreutz/van Beuningen in diesem Band). Dies kann u.a. als Folge dessen gesehen werden, daß zahlreiche Forschungsarbeiten als »Fingerübungen« für »Nachwuchswissenschaftler« konzipiert sind oder genutzt werden bzw. als »Zufallsergebnisse« von Lehrforschungsseminaren entstanden sind: Die Untersuchungsfragestellung ist naheliegend, es besteht »Betroffenheit« wie in kaum einem anderen thematischen Feld sozialwissenschaftlicher Forschung, der Feldzugang ist letztlich problemloser als bei anderen Fragestellungen und die Untersuchungsdurchführung ist relativ preiswert. Die nahezu unüberschaubare Menge von Staatsexamens-, Magister- und Diplomarbeiten zum Thema geben von diesem speziellen Anlaß für »StudentInnenforschung« Zeugnis.

3.1 Auswahlprobleme

Für die meisten der vorliegenden quantitativen Untersuchungen sind Auswahlprobleme zu verzeichnen. Eine wichtige Rolle dabei spielen »universitätsspezifische« Analysen (z.B. *Habermas* u.a., 1961; *Schmidbauer*, 1968; *Beckmann* u.a., 1972; *Deichsel*, 1974; *Wilcke*, 1976), deren Verallgemeinerbarkeit von möglichen Selektionsprozessen bei der Studienortwahl bzw. -zuweisung beeinträchtigt sein kann. Selektionsprozesse anderer Art (z.B. selektive Ausfälle, Teilnahmeverweigerungen) können gerade bei Untersuchungen, die auf eine Umsetzung ihrer Ergebnisse in die universitäre Praxis angelegt sind (z.B. die Ermittlung von Beratungsbedarf bei Studienanfängern, vgl. *Oehler*, 1974), zu schwerwiegenden Konsequenzen führen. Selektive systematische Ausfälle bzw. Selbstrekrutierung nur bestimmter Befragtengruppen können in extremen Fällen zur »Vernachlässigung« ganzer Subpopulationen führen. Die Gefahr solcher Verzerrungen ergeben sich insbesondere bei Untersuchungen, die auf schriftlichen/postalischen Befragungen (z.B. *Oehler*, 1974; *Wilcke*, 1976) oder Klientelbefragungen (z.B. von Beratungsstellen; Studentenwerk Tübingen, 1976) basieren.
Letztlich ist in diesem Zusammenhang auch auf die Selektionsprobleme bei der Verwendung von Quotenauswahlen (z.B. *Wildenmann/Bürklin*, 1980) statt Randomauswahlen zu verweisen (vgl. dazu *Schnell* u.a., 1988).
Die gerade bei Studentinnen unterstellte Geltung spezifischer subkultureller Normen kann die beschriebenen Selektions- und Selbstrekrutierungsprozesse verstärken. In dieser Weise ist die Untersuchung von *Höttler* (1972), die von seiten der Studentenschaft boykottiert werden sollte, nur ein auffälliges Beispiel für offen ablaufende Verweigerungstendenzen.
Die studentischen subkulturellen Normen, sofern sie nicht selbst Gegenstand der Analyse sind, können weitere erhebliche Verzerrungseffekte bei Befragungen auslösen (z.B. Response-Set-Effekte, Non-Attitude-Effekte; vgl. dazu *H. Esser*, 1986, oder Reaktanzverhalten; z.B. *Grabitz-Gniech*, 1975) und dies unabhängig davon, ob standardisierte oder nicht-strukturierte Interviewtechniken verwendet werden, die Untersuchung qualitativ oder quantitativ orientiert ist.

3.2 Datenerhebungstechniken

Die Orientierung an qualitativen Erhebungstechniken (narrative Interviews, Gruppendiskussionen, biographische Methoden), vielmehr aber die damit zumeist einhergehende Begrenzung des untersuchten Personenkreises (extrem: Einzelfallanalysen) muß in Zusammenhang mit Fragen der Validität von Ergebnissen gesehen werden. Zwar wird bei qualitativ angelegten Untersuchungen (mitunter) ausdrücklich darauf verwiesen, daß keine Repräsentativität vorliege und Verallgemeinerbarkeit somit nicht geleistet werden könne; die Interpretation der Ergebnisse bzw. die theoretischen Schlußfolgerungen werden trotzdem mit erheblicher Reichweite versehen:

»Im Frühjahr 1981 wurden nach Art einer Pilotstudie 11 Studentinnen mit den Fachrichtungen/Hauptfächern: Romanistik, Philosophie, Sport, Mathematik (2), Wirtschaftswissenschaften, Jura (2), Soziologie, Medizin, Geschichte aus acht nordrhein-westfälischen Hochschulen anhand eines vorstrukturierten Interviewleitfadens... befragt« (*Schmerl* u.a., 1983, 52)... »Wir glauben daraus den Schluß ziehen zu können, daß sich die Studentinnen zu großen Teilen ihrer Situation nicht nur voll bewußt, sondern auch aufgeschlossen für konkrete Forderungen und Maßnahmen sind, die dazu angetan sind, bestehende Diskriminierungen abzubauen und einem Rückgang der Studentinnenzahlen entgegenzuwirken« (*Schmerl* u.a., 1983, 93).

Als Grundlage von Entscheidungen für quantitative oder qualitative Verfahrensweisen zeichnen einerseits und vielleicht hauptsächlich wissenschaftstheoretische (Meta-)Orientierungen (vgl. dazu *Schnell* u.a., 1988, 3–35, 37–108) von ForscherInnen verantwortlich, andererseits sind – aus mitunter sehr verschiedenen Gründen – einzelne Datenerhebungstechniken mehr oder weniger populär.

3.3 Forschungsdesign

Kaum eine der vorliegenden Untersuchungen orientiert sich an den strengen analytisch-nomologischen Kriterien der Theorieprüfung (vgl. *H. Esser* in diesem Band). Theorien bzw. Theoriefragmente werden allenfalls als fallweise Angebote zur Deutung empirischer Daten verstanden, bzw. qualitative empirische Ergebnisse zur Illustration theoretischer Ausführungen genutzt. In diesem Zusammenhang ist dann verständlich, daß Fragen der Systematisierung eines Theorieprüfungsprozesses kaum eine Rolle spielen, wie z.B. eine Einbeziehung von Kontrollgruppen (z.B. nicht-akademischer Jugendlicher oder männlicher Studierender) in nahezu keiner der vorliegenden Untersuchungen mitbedacht wird.
Darüber hinaus wird deutlich, daß die allenthalben mitbedachten theoretischen Angebote der Sozialisationsforschung keine Entsprechung in Untersuchungsdesigns finden. Die vorherrschenden Querschnittsuntersuchungen sind ungeeignet, Sozialisationsprozesse nachzuzeichnen. Die Ableitung verschiedener Studienkarrieren und Studienstrategien, von Phänomenen des Studienabbruchs oder allgemein des Studienerfolgs bzw. von Studienmotiven, Motiven der Fachwahl, von studentischen Zukunftsaussichten und politischen Einstellungen aus demographischen Variablen wie Geschlecht oder Schichtzugehörigkeit muß bei solchen eher deskriptiven Untersuchungen eine, in aller Regel nicht geprüfte Geltung impliziter Gesetze unterstel-

len. Gleichwohl haben Untersuchungen, die gerade den Prozeß der Hochschulsozialisation betrachten wollen, Probleme, die Gültigkeit ihrer auf kleiner Datenbasis beruhenden Analysen nachzuweisen.
In diesem Zusammenhang scheint der Ansatz des Konstanzer FORM-Projekts als interkultureller Vergleich und als Panel richtungsweisend. Panelbefragungen (hier: Begleitung von Studienanfängern durch das Studium mit Hilfe von Mehrfachbefragungen) erlauben gezielt, »Sozialisations- und Selektionseffekte voneinander zu isolieren, Umweltvariablen begleitend zu erfassen und Sozialisationsprozesse in ihrem Verlauf zu beschreiben und zu analysieren« (*Framhein*, 1984, 13).
Darüber hinaus sollte den Möglichkeiten eines Methoden-Mix mehr Raum zugestanden werden. Die Nachteile einzelner Datenerhebungstechniken (z. B. das durch Reaktivitätsprobleme gekennzeichnete Interview quantitativer wie auch qualitativer Art) lassen sich nur durch Kombination verschiedener Verfahren ausgleichen (z. B. durch zusätzliche Verwendung von Beobachtungsverfahren oder von Inhaltsanalysen). Hierbei ist auf die Nutzung anderer, nicht durch Befragungen entstandene statistische Materialien zu verweisen. Die retrospektive Längsschnittanalyse von *Hampe* (1977), die auf Unterlagen der Universitätsverwaltung, der Prüfungsämter und des Studentenwerks für 2232 Examenskandidaten der Universität Marburg basiert, ist ein Beispiel für eine zu selten genutzte Möglichkeit der Konzipierung eines Untersuchungsdesigns.

3.4 Datenauswertungstechniken

Die Ergebnispräsentation der vorliegenden Untersuchungen basiert im wesentlichen auf der Darstellung und Kommentierung von univariaten Häufigkeitsauszählungen bzw. auf Tabellenanalysen (bivariate Kreuztabellen). Dies entspricht dem deskriptiven Charakter der Untersuchungen. Gleichwohl ist die Replikation der *Allerbeck*-Analyse (*Allerbeck*, 1973) durch die Sekundäranalyse von *Sahner* (1977) ein Hinweis darauf, daß z. B. Veränderungen in der Variablen- bzw. Indexbildung entscheidende Veränderungen für die Stichhaltigkeit der Ergebnisse haben können. Im Sinne einer komplexeren Verknüpfung von Untersuchungsvariablen und der bestehenden Möglichkeit, durch multivariate Auswertungen auch Informationen über die Beziehung von Variablen zueinander bzw. den Einfluß einer Vielzahl von Variablen auf die zu erklärende Variable zu erlangen, scheinen die bisherigen Untersuchungen unterausgewertet.

4. Ausblick

Neben den geschilderten theoretischen und methodischen Problemen der Forschungsaktivitäten im Bereich »Studentische Jugend« muß bei kritischer Betrachtung auch auf die isolierende inhaltliche Abgrenzung des Themenfeldes verwiesen werden. Soll StudentInnenforschung gerade mehr sein als die stück- und fallweise Bereitstellung von Daten zur Politikberatung bzw. soll der Anspruch einer theoretischen Fundierung des Forschungsgebietes ernst genommen werden, müssen eine

Reihe von inhaltlichen Lücken innerhalb des Themenbereichs geschlossen werden, bzw. die Vernetzungen des Forschungsgegenstandes »Studentische Jugend« mit, auf vorangehende, folgende oder auch gleichzeitig realisierte andere Lebenswelten bezogenen, umfassenderen Fragestellungen erkannt werden: Ohne eine systematische Mädchenforschung bleibt Studentinnenforschung fragmentarisch und scheitert an Anomalien. Ohne »Karrierestudien«, die den Übergang vom Studium zu einem folgenden Lebensabschnitt (Berufstätigkeit, Arbeitslosigkeit etc.) beleuchten, bleibt die Klärung der Sozialisationswirkung der Universität auf Individuen und Kollektive begrenzt. Ohne Untersuchung der Entwicklung des institutionellen Systems »Universität« und die Aufdeckung sich verändernder oder gleichbleibender Interessenstrukturen der unterschiedlichen Akteure innerhalb dieses Systems, ohne systematische Untersuchung von möglichen »Kohorteneffekten« müssen Aussagen z.B. zu Studienleistungen und Studienmotivation, zur Erklärung von Abbrecherquoten oder zur Darstellung eines Wertewandels entweder hypothetisch bleiben oder sich an – nur mittelbar handlungsrelevanten – »Globalvariablen« wie Alter, Geschlecht oder Schichtzugehörigkeit festmachen. Ohne die Einbettung der Analyse studentischen Lebens in die Untersuchung von Biographien, von familiären und verwandtschaftlichen Netzwerken, von institutionellen Netzwerken und von »Milieus« bleiben StudentInnenstudien isoliert und – gemessen an Ansprüchen einer allgemeinen soziologischen Theoriebildung – von nur begrenztem Wert.

Literatur

Allerbeck, K.R.: »Eine sozialstrukturelle Erklärung von Studentenbewegungen in hochentwickelten Industriegesellschaften«. Aufstand der Jugend? Neue Aspekte der Jugendsoziologie. Hg. *K.R. Allerbeck, L. Rosenmayr,* München 1971 – *Allerbeck, K.R.:* Soziologie radikaler Studentenbewegungen. München 1973 – *Allerbeck, K.R., Rosenmayr, L.:* Einführung in die Jugendsoziologie. Heidelberg 1976 – *Anger, H.:* Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Umfrage unter Professoren und Dozenten, Tübingen 1960, Bes. Kapitel: Universität und Frau, 451–500 – *Annen, P., Cesar, Ch.:* »Zur Lage der Studentinnen in der BRD«, Blätter für deutsche und internationale Politik 4, 1970, 377–391 – *Baier, H.,* Hg.: Studenten in Opposition. Bielefeld 1968 – *Bargel, T.:* »Zur sozialen Identität von Studienanfängern«. Student und Studium im interkulturellen Bereich. Hg. *G. Framhein, J. Langer,* Klagenfurt 1984, 127–150 – *Bauß, G.:* Die Studentenbewegung der sechziger Jahre. Köln 1983, 2. Auflage – *Becker, E., Ritsert, J.:* »Der brüchige Diskurs der Hochschulforschung«. Reflexionsprobleme der Hochschulforschung. Hg. E. Becker. Weinheim 1983 – *Beckmann, D., Moeller, M.L., Richter, H.-E., Scheer, J.W.:* Studenten. Urteile über sich selbst, über ihre Arbeit und über die Universität. Frankfurt 1972 – *Bergmann, U., Dutschke, R., Lefévre, W., Rabehl, B.:* Rebellion der Studenten oder: die neue Opposition. Reinbek 1968 – *Birk, L., Griesbach, H., Lewin, K., Schacher, M.:* Abiturienten zwischen Schule, Studium und Beruf – Wirklichkeit und Wünsche. München/New York 1978 – *Blücher, V. Graf:* Jugend zwischen 13 und 24. Vergleich über 20 Jahre. Bielefeld 1975 – *Böhmeke, W., Effler, M., Giesen, H.:* Der Übergang vom Gymnasium zur Hochschule, Bonn 1979 – *Deichsel, A.:* Politische Sozialisation von Studenten, Stuttgart 1974 – *Esser, H.:* »Können Befragte lügen? Zum Konzept des ›wahren Wertes‹ im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2, 1986, 314–336 – *Feldman, K.A., Newcomb, Th.M.:* The Impact of the College on Students. San Francisco 1969 – *Framhein, G.:* »Das Form-Projekt: Ein Forschungsverbund zum Thema Studenten und Studium im internationalen Vergleich«. Student und Studium im interkulturellen Bereich. Hg. *G. Framhein, J. Langer,* Klagenfurt 1984, 10–30 –

Friedeburg, L. v., Horlemann, J., Hübner, P., Kadritzke, U., Ritsert, J., Schumm, W.: Freie Universität und politisches Potential der Studenten. Neuwied/Berlin 1968 – *Fuchs, W.:* Expressive und instrumentale Aktion. Formen und Wirksamkeit studentischer Politik. Düsseldorf 1971 – *Gerstein, H.:* Studierende Mädchen. Zum Problem des vorzeitigen Abgangs von der Universität. München 1965 – *Geulen, D.:* »Thesen zur Metatheorie der Sozialisation«. Sozialisationsforschung, Bd. 1. Hg. *H. Walter.* Stuttgart-Bad Cannstatt 1973 – *Geulen, D.:* »Konzeptionelle Probleme der Erfassung von Sozialisationsprozessen im Hochschulbereich«. Sozialisation in der Hochschule. Hg. *T. Bargel, G. Framhein, L. Huber, G. Portele.* Hamburg 1975 – *Gottschall, K.:* Zur ambivalenten Lebens- und Studiensituation von Studentinnen. Dipl. Göttingen 1979 – *Grabitz-Gniech, G., Dickenberger, M.:* »Opposition bei Versuchspersonen hervorgerufen durch Hypothesenkenntnis, Argwohn gegenüber der Täuschung sowie erzwungener Teilnahme«. Psychologische Beiträge. 17, 1975, 392–405 – *Griesbach, H., Lewin, K., Schacher, M.:* Studienverlauf und Beschäftigungssituation von Hochschulabsolventen und Studienabbrechern, 2 Bde., München 1977 – *Habermas, J., Friedeburg, L. v., Oehler, Ch., Weltz, F.:* Student und Politik. Neuwied 1961 – *Habermas, J.:* Protestbewegung und Hochschulreform. Frankfurt 1969 – *Habermas, J.:* »Moral-Entwicklung und Ich-Identität«. Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Hg. *J. Habermas.* Frankfurt 1976 – *Hampe, A.:* Faktoren des Studienverhaltens. München 1977 – *Hitpass, J.:* Das Studienschicksal des Immatrikulationsjahrgangs 1958. Gütersloh 1967 – *Hitpass, J.:* Radikale Minderheit – schweigende Mehrheit. Osnabrück 1974 – *Höttler, R.:* Zur politischen Sensibilität von Studenten, Opladen 1972 – *Hotz, I.:* »Im Konflikt zwischen Intellektualität und traditioneller weiblicher Rolle«, päd. extra 2, 1978, 32–34 – *Huber, L., Portele, G., Sommerkorn, I. N.:* »Hochschule und Persönlichkeitsentwicklung als Problem für die Hochschulforschung«. Informationen zur Hochschuldidaktik, 3, 1980, 123–139 – *Huber, L., Vogel, U.:* »Studentenforschung und Hochschulsozialisation«. Forschungsgegenstand Hochschule. Überblick und Trendbericht. Hg. *D. Goldschmidt, U. Teichler, W.-D. Webler,* Frankfurt/New York 1984, 107–153 – *Hurrelmann, K.* (Hg): Sozialisation und Lebenslauf. Reinbek 1976 – Infratest Sozialforschung: Student und Gesellschaft angesichts veränderter Rahmenbedingungen des Studiums. Hg. Bundesminister für Bildung und Wissenschaft. Bonn 1982 – *Jahnke, J.:* Empirische Untersuchung über das Arbeitsverhalten im akademischen Studium, Meisenheim 1971 – *Jenne, M., Krüger, M., Müller-Plantenberg, U.:* Student im Studium. Stuttgart 1969 – *Kassner, I., Lorenz, S.:* Trauer muß Aspasia tragen. Die Vertreibung der Frau aus den Wissenschaften. München 1977 – *Kath, G., Oehler, Chr., Reichwein, R.:* Studienweg und Studienerfolg. Berlin 1966 – *Kern, B.:* Einflüsse sozio-ökonomischer Faktoren auf die Ausbildungsentscheidungen von Abiturienten in vier ausgewählten Regionen Niedersachsens. Diss. Göttingen 1973 – *Klöckner, B.:* »Unter lauter Männern«. Kursbuch 4, 1977, 27–42 – *Klüver, J.:* »Zum Theorieproblem in der Hochschulforschung am Beispiel der Hochschulsozialisationsforschung«. Reflexionsprobleme der Hochschulforschung. Hg. *E. Becker.* Weinheim/Basel 1983 – *Kramer, D., Kramer, L., Lehmann, S.:* »Sozialtechnologie und soziale Bewegungen. Am Beispiel neuerer Arbeiten zur Jugend- und Studentenforschung«. Leviathan 4, 1976, 79–96 – *Kramer, K.:* Orientierungsproblem und Erfolgsbeeinträchtigung bei Studierenden. Saarbrücken 1977a – *Kramer, K.:* Studienabbruchneigung und Studienabbruch. Saarbrücken 1977b – *Kreutz, H.:* »Rückwirkungen von Veränderungen im Berufsbereich auf die Sozialisation in Hochschulen«. Hochschule und Beruf. Hg. *H. Teichler.* Frankfurt/New York 1979 – *Krüger, H. J., Maciejewski, F., Steinmann, I.:* Studentenprobleme. Psychosoziale und institutionelle Befunde. Frankfurt 1982 – *Langer, J.:* »Gesellschaftstheoretische Probleme empirischer Hochschulforschung«. Student und Studium im interkulturellen Vergleich. Hg. *G. Framhein, J. Langer,* Klagenfurt 1984 – *Lorenz, Ch.:* Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands. Berlin 1953 – *Markus, H., Wurf, E.:* »The Dynamic Self-Concept«. Annual Review of Psychology, 38, 1987, 299–337 – *Mayer, U.:* Zwischen Anpassung und Alternativkultur. Bonn 1981 – *Mies, M.:* »Methodische Postulate zur Frauenforschung«. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 1, 1978, 41–63 – *Mosler, P.:* Was wir wollten, was wir wurden. Studentenrevolte – 10 Jahre danach. Reinbek 1977 – *Nave-Herz, R.,* Hg.: Erwachsenensozialisation – Ausgewählte Themen und empirische Analysen. Weinheim 1981 – *Nitsch, W.:* Die soziale Dynamik akademischer Institutionen. Trend-Report zur sozialwissenschaftlichen Hochschulforschung. Weinheim/Basel 1973 – *Nuissl, E., Rendtorff, R., Webler, W.-D.:* Scheitert die Hochschulreform? Heidelberg zum Exempel. Reinbek 1973 – *Oehler, Ch.:* Student und

Studienberatung. Frankfurt 1974 – *Oehler, Ch., Birk, L., Blahusch, F., Kazemzadeh, F., Kraft-Krumm, D.:* Studienplanung und Organisation der Lehre. München 1976 – *Peisert, H.:* Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland. München 1967 – *Peisert, H., Framhein, G., Bargel, T., Dippelhofer-Stiem, B., Sandberger, J.-U.:* Studium und Hochschulpolitik. Untersuchung über Informationsverhalten, Studiensituation und gesellschaftliche Vorstellungen von Studenten. Bad Honnef 1981 – *Portele, G.:* »Sozialisation in der Hochschule – Vorschläge für ein Forschungsprogramm und einige fachspezifische Ergebnisse«. Sozialisation in der Hochschule. Hg. *T. Bargel, G. Framhein, L. Huber, G. Portele,* Hamburg 1975 – *Portele, G.,* Hg.: Sozialisation und Moral, Weinheim 1978 – *Portele, G., Huber, L.:* »Entwicklung des akademischen Habitus. Zum Problem der Konzeptbildung in der Hochschulsozialisationsforschung«. Identität und Hochschule. Hg. *I. N. Sommerkorn.* Hamburg 1981 – *Preuss, U. K.:* Das politische Mandat der Studentenschaft. Frankfurt 1969 – *Rich, H. E., Jolicoeur, P. M.:* Student Attitudes and Academic Environments. New York/London 1978 – *Rosenmayr, L.:* »Jugend«. Handbuch der empirischen Sozialforschung, Hg. *R. König,* Bd. 6. Stuttgart, 2. Auflage, 1976 – *Sahner, H.:* »Studentischer Radikalismus: Politische Sozialisation oder Generationskonflikt?«. Zeitschrift für Soziologie, 3, 1977, 279–296 – *Scheuch, E. K.,* Hg.: Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft. Eine kritische Untersuchung der »Neuen Linken« und ihrer Dogmen. Köln 1968 – *Schmerl, Ch., Braszeit, A., Bock, U.:* »Von der Lust zu studieren und was daraus wird. Interviews mit nordrhein-westfälischen Studentinnen«. Frauen an den Universitäten. Hg. *U. Bock, A. Braszeit, Ch. Schmerl,* Frankfurt/New York 1983, 49–93 – *Schmidbauer, M.:* Studienorientierung, Studienverhalten und Studienerfolg. München 1968 – *Schnell, R., Hill, P. B., Esser, E.:* Methoden der empirischen Sozialforschung, München 1988 – *Schülein, J. A.:* Monster oder Freiraum? Texte zum Problemfeld Universität. Gießen 1979 – *Sollwedel, A.:* »Du redest ja wie ein Mann! – Ursachen und konkretes Zustandekommen weiblicher Diskriminierung an der Hochschule«. 70 Jahre Frauenstudium. Frauen in der Wissenschaft. Hg. *K. v. Soden, G. Zipfel.* Köln 1979, 109–137 – *Sommerkorn, I. N.,* Hg.: Identität und Hochschule. Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation. Hamburg 1981 – *Teichler, U.,* Hg.: Faktoren und Zielvorstellungen der Hochschulreform in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg 1970 – *Topitsch, E.:* Die Freiheit der Wissenschaft und der politische Auftrag der Universität. Neuwied/Berlin 1968 – *Vetter, H.:* »Zur Lage der Frau an den westdeutschen Hochschulen. Ergebnisse einer Befragung von Mannheimer und Heidelberger Studenten«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 4, 1961, 644–660 – *Webler, W.-D.:* »Forschung zur Hochschulpolitik und -planung des Staates, der Verbände und sozialer Bewegungen«. Forschungsgegenstand Hochschule. Hg. *D. Goldschmidt, U. Teichler, W.-D. Webler,* Frankfurt/New York 1984, 233–274 – *Wilcke, B.-A.:* Studienmotivation und Studienverhalten, Göttingen 1976 – *Wildenmann, R., Bürklin, W. P.:* Studenten '79. Bonn-Bad Godesberg 1980 – *Wöller, F.:* Psychische Störungen bei Studenten und ihre sozialen Ursachen. Weinheim/Basel 1978.

Ekkehard Lippert

Zivildienst: Meinungsgegenstand und Rekrutierungsfeld

1. Formaler Rahmen

Eingedenk der Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg hielt es die Mehrheit des Parlamentarischen Rates für angebracht, in das Grundgesetz einen verfassungsrechtlichen Schutz für Kriegsdienstverweigerer aufzunehmen. Demnach sollten Wehrdienstpflichtige, die es mit ihrer religiösen Überzeugung auch im Falle eines Krieges nicht vereinbaren können, einen anderen Menschen zu töten, die Möglichkeit erhalten, einen anderen als den Wehr- bzw. Kriegsdienst abzuleisten. Entsprechend wird im Grundgesetz (Art. 4, Abs. 1) zunächst festgestellt, daß die Freiheit des Gewissens unverletzlich sei; anschließend (Art. 4, Abs. 3) findet sich die Festlegung, daß niemand gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden dürfe. Historisch und verfassungsrechtlich – das wird oft übersehen – hat das Recht auf Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen Vorrang vor der Wiederbewaffnung und dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht (*Pusch*, 1982, 136).

Der Inhalt dieser Grundgesetznorm wurde vom Bundesverfassungsgericht interpretiert und fixiert. Demnach ist das Recht auf Kriegsdienstverweigerung (KDV) ein echtes Grundrecht. Jeder, der zur Wehrdienstleistung verpflichtet ist, auch der, der bereits Soldat ist oder es war, kann sich auch in Friedenszeiten auf dieses Grundrecht berufen. Es ist zeitlich ohne Ausschlußfrist gewährt.

Juristisch gilt das Gewissen »als eine innere, sittliche Überzeugung von Recht und Unrecht und die sich hieraus ergebende Verpflichtung zu einem bestimmten Handeln oder Unterlassen . . .« Und: »Die Gewissensentscheidung kann auf religiöser Überzeugung, ethischer, humanitärer Gesinnung oder auf weltanschaulich-pazifistischen Gründen beruhen. Verstandesmäßige Erwägungen oder politische Meinungen reichen allein nicht aus, können sich aber zu einer Gewissensentscheidung verdichten« (*Korte*, 1978, 151f.).

Der Berechtigung zur Kriegsdienstverweigerung geht eine Beantragung frühestens sechs Monate vor Vollendung des 18. Lebensjahres voraus. Ein anerkannter Kriegsdienstverweigerer wird im Regelfall zu einem anderen Dienst für die Gemeinschaft verpflichtet. Die derzeitigen Modalitäten für die Beantragung der Kriegsdienstverweigerung wie für den sogenannten zivilen Ersatzdienst (nach 1973 Zivildienst), sind seit dem 1. 1. 1984 in einem »Gesetz zur Neuordnung des Rechts der Kriegsdienstverweigerung und des Zivildienstes« (KDVNG) geregelt.

Die Neuordnung war notwendig geworden, weil die vorherige »staatliche Gewissenserforschung« (*Kuhlmann*, 1984) als Bestandteil des Anerkennungsverfahrens dazu geführt hatte, daß immer mehr Anträge letztlich wegen Personalnot der Prüfungsausschüsse nicht abschließend entschieden werden konnten. Der Rückstau, der auch öffentlich bekannt war, hatte seinerzeit, so wurde vermutet, manchen

Wehrpflichtigen dazu verleitet, nur deshalb einen Antrag zu stellen, um zunächst seine Ausbildung bzw. sein Studium abzuschließen und die Erfüllung der Dienstpflicht hinauszuschieben, um dann nach Überschreiten des Grenzalters von 28 Jahren an jeglicher Dienstleistung vorbeizukommen (Bundestagsdrucksache 10/3936).

Beim revidierten Anerkennungsverfahren entfällt die mündliche Prüfung auf Stichhaltigkeit und Glaubwürdigkeit der Antragsbegründung. Die schriftlichen Anträge (Lebenslauf und persönliche Darlegung der Beweggründe) werden jetzt beim Bundesamt für den Zivildienst lediglich daraufhin überprüft, ob sie den im Gesetz genannten Voraussetzungen der Vollständigkeit, Schlüssigkeit und Glaubwürdigkeit entsprechen.

Für bereits gediente Wehrpflichtige, Reservisten also und Soldaten, sowie Jugendliche, die bereits einen Einberufungsbescheid zur Bundeswehr bekommen haben, behielt man allerdings das bisherige Verfahren bei. Solche Antragsteller haben ihre Gewissensmotive ausführlicher (d.h. in einem mündlichen Verfahren) zu belegen. Dieser Personenkreis macht momentan etwa 10 bis 15 Prozent der Antragsteller aus.

Unter Bezug auf die Wehrdienstdauer, die nachfolgenden Wehrübungen als Reservist und die vergleichsweise hohe Dienstzeitbelastung der Soldaten wurde die Dauer des Zivildienstes festgelegt. Die Zivildienstzeit soll demnach als »lästige Alternative« (Bundesverfassungsgericht 13.4. 1978) um ein Drittel länger als die des Wehrdienstes sein. Da der Wehrdienst derzeit 15 Monate dauert, beansprucht der Zivildienst 20 Monate. Für Soldaten oder Reservisten bestimmt sich die abzuleistende Zivildienstzeit aus der bereits abgeleisteten Wehrdienstzeit und der Differenz zu den 20 Monaten Zivildienstzeit. Nach der Meinung des Gesetzgebers kommt der gegenüber dem Wehrdienst längeren Zivildienstzeit im wesentlichen »Erkenntnisfunktion« als »Probe« für die Gewissensentscheidung über »Töten und Getötet werden« zu (*Schultz-Gerstein*, 1987, 41).

Die Zahl der Zivildienstplätze wurde im Rahmen der Neuordnungen so erhöht, daß jeder Kriegsdienstverweigerer umgehend nach Anerkennung zu einem Ersatzdienst eingezogen werden kann. Die Bundesrepublik Deutschland ist im übrigen der einzige Staat, in dem das Recht auf Kriegsdienstverweigerung Verfassungsrang hat. Regelungen in anderen, speziell NATO-Staaten, nach denen einzelne religiöse Gruppen, wie z.B. die Mennoniten oder Zeugen Jehovas vom Waffen- und Wehrdienst ausgenommen werden, sind nicht in den jeweiligen Verfassungen verankert.

2. Entwicklung der KDV-Zahlen

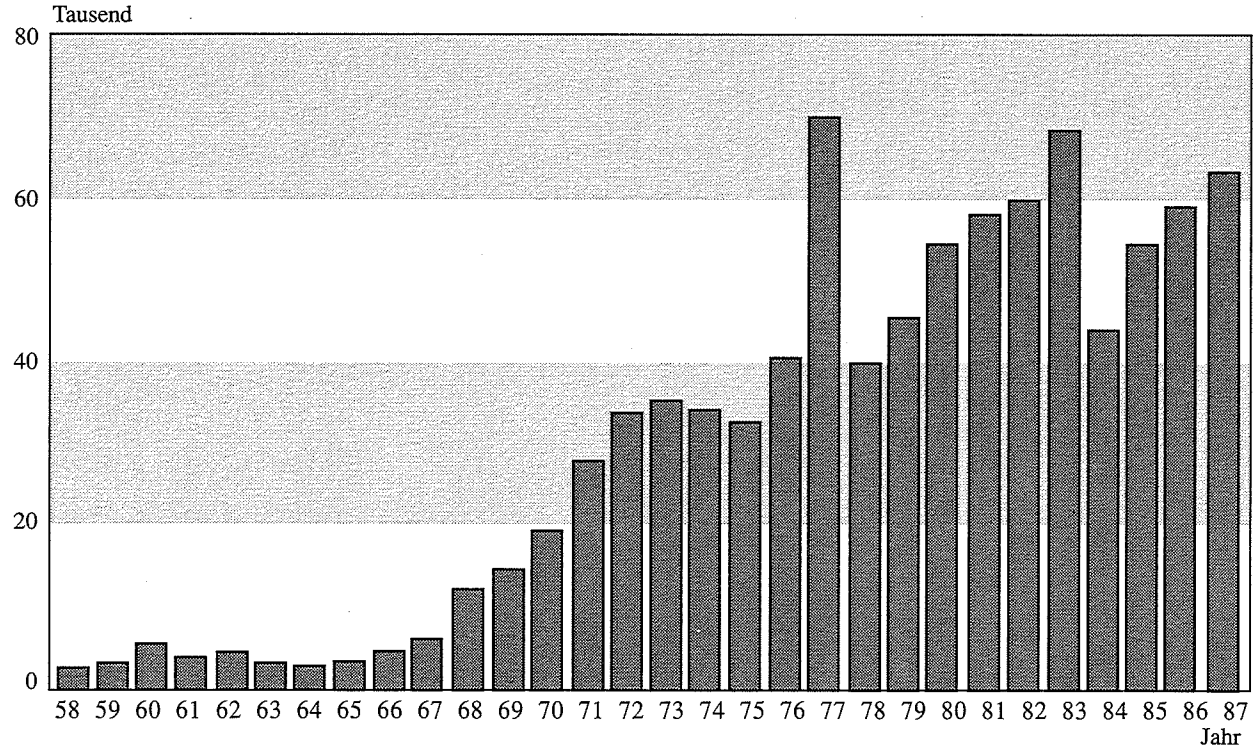
Bis Mitte der 60er Jahre lag die Zahl der Anträge auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer deutlich unter der Zahl 6000. Mit der breiten Thematisierung des Vietnamkrieges in der deutschen Öffentlichkeit und den Aktivitäten der Außerparlamentarischen Opposition stieg in der Folgezeit die Antragszahl steil an und erreichte mit rd. 35200 Anträgen im Jahre 1973 einen ersten »Massenverschleiß des

Gewissens« *(Th. Heuss)*. 1976/77 versuchte die sozialliberale Koalition die offenkundigen Mängel des seinerzeitigen Prüfungsverfahrens abzustellen und das Anerkennungsverfahren zu vereinfachen. Eine formlose Willenserklärung gegenüber den Wehrersatzbehörden, daß man unter Berufung auf das Grundgesetz aus Gewissensgründen die Waffenanwendung zwischen Staaten ablehne und deshalb den Kriegsdienst mit der Waffe verweigern wolle, sollte genügen. Diese sehr schnell so genannte »Verweigerung per Postkarte«, die etwa 4½ Monate in Kraft war, ließ 1977 die Antragszahlen auf 69 000 hochschnellen. Der Zuwachs wurde politisch als Indiz dafür gewertet, daß eine de facto freie Wahl zwischen Wehr- und Zivildienst gleicher Dauer zu einer Aushöhlung der Wehrpflicht mit allen ihren sicherheitspolitischen und militärstrategischen Folgen geführt hätte (*Schultz-Gerstein*, 1987, 47). Bestritten wurde dabei besonders die im Postkartenrahmen zum Ausdruck gekommene »Gleichwertigkeit« zwischen Wehrdienst und Zivildienst. Gegner des Postkartenverfahrens argumentierten in diesem Zusammenhang, daß erst der Wehrdienst die gesellschaftlich-politischen Voraussetzungen für das Recht auf Kriegsdienstverweigerung schaffe. Nach dem nicht zuletzt wegen solcher Bedenken ergangenen Widerruf des vereinfachten Verfahrens gingen die Antragszahlen auf etwa den Stand zurück, den sie zuvor erreicht hatten. Das erneute starke Ansteigen im Jahre 1983 erklärt sich mit der zu dieser Zeit absehbaren Neuordnung inclusive der anstehenden Verlängerung des Zivildienstes und eine durch Streichung von Zivildienstplätzen »ohne ausreichende Belastung« bewirkte Erschwerung des Ersatzdienstes. Viele Antragsteller hofften offenbar, noch nach den alten Bedingungen herangezogen zu werden. Davon unabhängig drückt sich in dem stetigen Ansteigen der Zahlen seit 1970 offensichtlich auch die zunehmende öffentliche Thematisierung und Delegitimierung (*Vogt*, 1983, 99f.) von Sicherheitspolitik und Militärstrategie aus. Konkret dürften sich hinter den Zahlen ab 1984 etwa die Diskussion um die Nachrüstung und die Argumentationen der Friedensbewegung verbergen.

In jüngster Zeit hat die Relation zwischen der Zahl der in einem Jahr eingegangenen KDV-Anträge und dem Umfang des jeweiligen gemusterten Geburtsjahrganges besondere politische Aufmerksamkeit gefunden. Das Einhalten der Personalplanung des Verteidigungsministeriums und damit der Erhalt des Friedensumfanges der Bundeswehr (z.B. Bundeswehrplan 2000) in den neunziger Jahren hängt nämlich angesichts rückläufiger Jahrgangsstärken wesentlich davon ab, daß nicht mehr als ca. 10 Prozent eines gemusterten Jahrganges verweigern. Die für die einzelnen Jahre jeweils errechenbaren Prozentwerte haben dabei einen mehr oder weniger vorläufigen Charakter, weil Soldaten noch Jahre nach ihrer Musterung als Reservisten KDV-Anträge stellen können. Unter dieser Einschränkung lag der Prozentwert lange Zeit deutlich unter 10 Prozent und überstieg diese Marke erstmals für die Geburtsjahrgänge 1956 bis 1961 die zwischen 1975 und 1980 gemustert wurden (vgl. *Blumenwitz*, 1982, 72). Nach einem kurzen Absinken anfangs der 80er Jahre – auch als Folge der Neuordnung mit ihrer Verlängerung der Zivildienstzeit – hat sich der Prozentsatz wieder deutlich erhöht. Im Jahre 1986 hatten – mit dem getroffenen Vorbehalt – 13 Prozent der 18jährigen, 1987 bereits 14,8 Prozent, einen Antrag gestellt.

Mit der Zahl der Antragsteller keineswegs parallel verlief die Zahl der Anerken-

KDV-Anträge
in Tausend / Jahr



nungen. Im Jahr 1963 etwa wurden noch 90 Prozent aller Petenten anerkannt, 1968 weniger als zwei Drittel, im Jahr 1970 erstmals weniger als die Hälfte (vgl. *Hecker*, 1985, 468). Bei dieser Relation verblieb die Anerkennungsquote etwa bis 1983. Erst nach der Neuordnung stieg der Prozentsatz wieder deutlich an. Im Jahr 1985 lag er bei rund 80, gegen Ende des Jahres 1987 bei 96 Prozent. Angesichts der Prognose weiterhin steigender absoluter und relativer Antragszahlen ist nicht auszuschließen, daß die Forderung nach Glaubwürdigkeit der Antragsbegründung eines nicht mehr allzu fernen Tages als »Bremse im Anerkennungsprozeß« (*Hecker*, 1985, 476) betätigt wird.
Die Aussicht, als Kriegsdienstverweigerer zum Zivildienst herangezogen zu werden, ist sehr hoch. Für die Jahrgänge 1956 bis 1963 lag die »Ausschöpfungsquote« bei rund 85 Prozent. Seit Anfang 1988 muß jeder Antragsteller damit rechnen, nach Anerkennung unverzüglich zum Dienst herangezogen zu werden.

3. Einsatzschwerpunkte des Zivildienstes

Bis zur Neuordnung des KDV-Gesetzes im Jahre 1984 war die Zahl der Zivildienstleistenden wesentlich geringer als die Zahl der zur Ableistung des Ersatzdienstes zur Verfügung stehenden Plätze. So standen etwa im Jahre 1984 43 000 Zivildienstleistenden rund 60 000 besetzbare Plätze gegenüber. Der Grund für diese vergleichsweise große Differenz lag u. a. darin, daß die Prüfungsgremien jährlich nur etwa 32 000 Anträge entschieden. Die Einrichtung der Plätze dagegen war auf die dazu im Vergleich deutlich höheren Antragszahlen angelegt. Diese Situation hat sich mit der Einführung des neuen Verfahrens deutlich geändert. Im Jahre 1987 jedenfalls standen rd. 75 000 Zivildienstleistenden ca. 88 000 Plätze gegenüber.
Die anerkannten Beschäftigungsstellen für die Zivildienstleistenden sind vornehmlich mit Aufgaben im sozialen Bereich, gelegentlich aber auch im Umweltschutz, Naturschutz und in der Landschaftspflege befaßt. Voraussetzung für die Zulassung als Beschäftigungsstelle ist u. a. die Gewährleistung, daß Zivildienstleistende, dem militärischen Dienst vergleichbar, mit Tätigkeiten ausgelastet sind und – ihrer jeweiligen Aufgabe entsprechend – fachlich angeleitet und betreut werden. Im Jahre 1985 waren über 15 000 Organisationen und Institutionen als Zivildienststellen anerkannt. Die relativ meisten Zivildienstplätze stellen dabei das Diakonische Werk, der Deutsche Caritasverband, das Deutsche Rote Kreuz und der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband.
Der Einsatzschwerpunkt der Zivildienstleistenden lag Ende 1987 bei der Pflegehilfe und den Betreuungsdiensten (60,8 Prozent). 12,2 Prozent der Verweigerer übten handwerkliche Tätigkeiten aus. Im Krankentransport und Rettungswesen waren 9,6 Prozent tätig und in der individuellen Schwerstbehindertenbetreuung 5,7 Prozent eingesetzt. Versorgungstätigkeiten übten 4,5 Prozent aus. Kraftfahr- und kaufmännische sowie Verwaltungsdienste leisteten weitere 4,1 Prozent. Mit Umweltschutzaufgaben sowie gärtnerischen und landwirtschaftlichen Tätigkeiten befaßten sich schließlich 3,4 Prozent.
Aus diesen Zahlen wird deutlich, daß der Zivildienst als Sozialdienst bisher beson-

ders dort eingesprungen ist, wo private und öffentliche Daseinsvorsorge und Nothilfe nicht mehr greifen können, wo etwa Alte, Kranke und Behinderte den Einrichtungen der freien und staatlichen Wohlfahrt überantwortet werden müßten. Schon jetzt sind für viele Trägerorganisationen der freien Wohlfahrtspflege die Zivildienstleistenden als Hilfspersonal unentbehrlich. Professionelle Kräfte wären längst nicht mehr zu finanzieren. »Schätzungen deuten zum Beispiel darauf hin, daß die Zahl der in den Krankenhäusern tätigen ZDL inzwischen etwa 10 Prozent der gesamten im Gesundheitswesen tätigen Hilfskräfte (Krankenpflegehelfer und Nichtexaminierte) erreicht hat« (*Pusch*, 1982, 141). Wenn aufgrund der absehbaren Entwicklung der Bevölkerungsstruktur in der Bundesrepublik demnächst noch mehr alte Menschen Pflege und Fürsorge benötigen werden und der Staat wegen der sich weiter verknappenden Ressourcen im Gesundheits- und Sozialwesen noch weniger leistungsfähig sein wird, dürfte der Zivildienst auch sozialpolitisch einen neuen Stellenwert erhalten. Immerhin haben bis 1980 die ca. 130 000 Zivildienstleistenden durch ihren Dienst dem Staat 4,3 Milliarden (zu Preisen von 1979) erspart (*Pusch*, 1982, 141). Dabei ist heute schon erkennbar, daß trotz der Verlängerung des Dienstes der Umfang der Dienstleistungen nicht hinreichen wird, um den Bedarf an sozialer Fürsorge durch Zivildienstleistende zu befriedigen. In diesem Zusammenhang könnten auch die Stimmen wieder lauter werden, die einen obligatorischen Sozialdienst für junge Frauen fordern.

4. Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung in der öffentlichen Meinung

Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung findet bei Jugendlichen neuerdings mehr Zustimmung (79 Prozent) als die allgemeine Wehrpflicht (52 Prozent). Selbst von männlichen Jugendlichen mit positiver Einstellung zum Soldatsein wird das Recht auf KDV zu fast 60 Prozent anerkannt (SINUS, 1987). Entsprechend wird ein junger Mann, »der die Ableistung des Wehrdienstes verweigert«, von 16 bis 24jährigen Jugendlichen überwiegend positiv (51 Prozent; negativ: 21 Prozent) beurteilt. Auch in der Gesamtbevölkerung überwiegen die positiven (39 Prozent) die negativen (33 Prozent) Beurteilungen (EMNID, 1987). Selbst wenn man bedenkt, daß sich hinter diesen Zahlen unterschiedliche Perzeptionen von (KDV-) Recht und (Wehr-)Pflicht verbergen, so signalisieren solche Daten auch einen Wandel der öffentlichen Meinung. Im Jahre 1978 jedenfalls waren sowohl Verweigerer als auch »Wehrdienstpräferenten« der Ansicht (zu je 67 Prozent), daß der Wehrdienst in der Bevölkerung mehr Ansehen als der Zivildienst genieße. Dem Zivildienst wurde von beiden Gruppen (3 bzw. 5 Prozent) nur wenig öffentliche Akzeptanz unterstellt (*Puzicha/Meissner*, 1981, 151). »Ein Mann der die Ableistung des Wehrdienstes verweigert«, wurde im Jahre 1980 noch von 44 Prozent der Gesamtbevölkerung »negativ« beurteilt. »Positiv« sahen ihn 24 Prozent (EMNID, 1987).

Der politische Stellenwert solcher Daten ist höchst umstritten. Anders als zur Zeit des Postkartenverfahrens, als durch die Kriegsdienstverweigerung eine Erosion der »Wehrbereitschaft« befürchtet worden war, bedient man sich in der Auseinander-

setzung jetzt vornehmlich politisch-moralischer Argumente. Dies dürfte wesentlich auch auf die differenzierten Argumentationen der Friedensbewegung zurückzuführen sein. Besonderer Kritik seitens der offiziellen Sicherheitspolitik sind dabei die beiden Kirchen ausgesetzt, wenn sie etwa (wie besonders die evangelische) von einem »Friedensdienst mit und ohne Waffen« sprechen und damit Wehrdienst und Zivildienst meinen oder (wie vor allem die katholische Pax-Christi-Organisation) die Verweigerung als das einzig richtige Verhalten von Christen angesichts des modernen Kriegsbildes anempfehlen (Feuersteiner Erklärung). Solche Positionen werden von der offiziellen und offiziösen Sicherheitspolitik häufig als moralischer Relativismus abgetan und die Ableistung des Wehrdienstes wird als die im Sinne des Gemeinwohls einzig ethisch adaequate Verhaltensweise bezeichnet. Die Bundeswehr selbst versucht, mit einer offensiven Darstellung der Streitkräfte als Garanten des Friedens die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu beeinflussen (*Schwerdtfeger*, 1988, 30f.).

Obgleich demoskopisch schon lange nicht mehr direkt abgefragt, scheint angesichts dieser Daten der allfällige »Drückeberger«-Vorwurf an die Kriegsdienstverweigerer an öffentlicher Resonanz verloren zu haben. Dies bezieht sich auf die »Friedensvariante« dieses Vorwurfs, nach der der Verweigerer vor allem die unbequeme Wehrdienstzeit vermeiden will. Hier scheint allgemein bekannt geworden zu sein, daß der Ersatzdienst oft psychisch und physisch fordernder als die Militärzeit ist. Und es bezieht sich auch auf die »Kriegsvariante«, derzufolge der Verweigerer falls erforderlich, nicht willens sein soll, dem Kriegsaufgebot nachzukommen. Einschlägige Befragungsresultate belegen für diesen Fall, daß die Bevölkerung mittlerweile mehrheitlich ohnedies – durchaus realistisch – der Überzeugung ist, daß in Mitteleuropa kein Krieg mehr führbar ist bzw. jeder nächste Krieg der letzte sein dürfte (vgl. *Meyer*, 1983). So betrachtet ist dieser Vorwurf ohnehin insgesamt weitgehend obsolet geworden.

5. Soziodemografie

Besonders zu der Zeit, als die »Gewissensüberprüfung« eingeführt war, wurde das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung gelegentlich als »Abiturientengrundrecht« bezeichnet (*Krölls*, 1980, 51). Entsprechende Daten trugen zur Stichhaltigkeit eines solchen Vorwurfs bei. Beispielsweise »betrug der Anteil der Höheren Schüler/Studenten – bezogen auf die Musterungsjahrgänge 1948–1953 im Antragsjahr 1972 – 50%, obwohl der Anteil dieses Personenkreises an einem Musterungsjahrgang nur 15–20% ausmacht« (*Krölls*, 1980, 50). Bezogen auf diese Daten kann zudem vermutet werden, daß nach dem Selektionsprozeß des Anerkennungsverfahrens der relative Anteil der Abiturienten tatsächlich noch höher war, denn, »was Anerkannte... von Antragstellern einzig unterscheidet ist ihre erheblich höhere Schulbildung, ihre höhere Intelligenz, ihre bessere Eloquenz« (*Puzicha/Meissner*, 1981, 39).

Das seinerzeitige Anerkennungsverfahren schreckte, anders betrachtet, viele Jugendliche mit niedrigerer formaler Bildung und damit vergleichsweise schlechte-

rer Artikulationsfähigkeit von vorneherein ab. Der Überrepräsentation von Abiturienten entsprach eine Unterrepräsentation von Haupt- und Realschülern. Welcher negative Aufforderungscharakter allein von der Strenge des Prüfungsverfahrens ausging und wie wenig bildungsabhängig das »Gewissen« eigentlich war, zeigte sich, als kurze Zeit die Verweigerung per Postkarte möglich war. Hatten vor dem 1. 8. 77 durchschnittlich 22 Prozent der Antragsteller Hauptschulabschluß, waren es in dem Vierteljahr vom 1. 8. bis 16. 12. 1977 33 Prozent, hernach im Jahre 1978 dann wieder 16 Prozent. Der Anteil der Abiturienten ging im selben Zeitraum von 56 auf 38 Prozent zurück. 1978 kletterte der Wert wieder auf 56 Prozent. Die Neuordnung des Verweigerungsverfahrens erbrachte eine weitere Verschiebung. Der relative Anteil der Abiturienten reduzierte sich auf rund 39 Prozent, der der Hauptschüler verblieb unter der 20-Prozent-Marke (19,1 Prozent), der der Realschüler jedoch stieg (1985: 26 Prozent) auf rd. 37 Prozent an.

Angesichts solcher Daten liegen zwei Deutungen besonders nahe: Die relativ Bessergebildeten neigen erstens eher dazu, den heranstehenden Wehrdienst nicht als unabänderliches Schicksal zu begreifen, sondern sie betrachten ihn als eine von zwei Alternativen und sind bereit, sich entsprechend zu erklären. Umgekehrt findet die »scherzhafte Etikettierung« der Bundeswehr als »Arbeiter- und Bauernarmee« (*Puzicha/Meissner*, 1981, 48) nach wie vor eine tendenzielle Berechtigung. Und zweitens belegt besonders der in jüngster Zeit erfolgte Anstieg der Zahl der Mittelschüler, die gemeinhin als besonders aufstiegsorientiert und entsprechend anpassungsbereit an gesellschaftliche Normen gelten, die schon in den demoskopischen Einschätzungen zum Ausdruck gekommene zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz der Kriegsdienstverweigerung, oder wenn man so will, die zunehmende Delegitimierung des Wehrdienstes.

6. Persönlichkeit der Verweigerer und Verweigerungsgründe

Die Frage, ob es nach psychologischen Kriterien so etwas wie eine »typische« Verweigererpersönlichkeit gibt, wurde meist im Kontext zu Überlegungen diskutiert, das »Gewissen« zu operationalisieren. Zudem wurde sie immer dann aufgeworfen, wenn Veränderungen im Antrags- bzw. Zulassungsverfahren zu einem Ansteigen oder Rückgang bei der Zahl der Antragssteller geführt hatten. Systematische Studien erbrachten zwar eine Art Modalpersönlichkeit des Verweigerers, dabei wurde aber meist implizit und relativierend darauf verwiesen, daß besonders die hinter der Antragstellung sich verbergende Intensität der Überzeugung die Resultate beeinflußt.

Nach einer Studie aus dem Jahre 1981 etwa ist der »typische Wehrdienstverweigerer« introvertiert, wenig dominant, er zeigt eine gering ausgeprägte »Unpolitische Haltung«, er lehnt militärische Ordnungsprinzipien ab und zeigt wenig Leistungsmotivation, ist mit Schule bzw. Beruf unzufrieden und hat einen höheren Alkohol- und Modedrogenkonsum (*Puzicha/Meissner*, 1981, 86f.). In etwa wurde diese Durchschnittspersönlichkeit in einer anderen Studie aus dem Jahre 1986 bestätigt. In dieser Studie fielen die Kriegsdienstverweigerer im Vergleich zu Soldaten »durch

eine deutliche Ablehnung der Ordnungsgewalt des Staates, durch eine deutliche Bereitschaft zu unkonventionellen politischen Protestformen (teilweise unter Inkaufnahme von Gewalttätigkeiten), durch ein hohes Maß an politischer Entfremdung, sowie eine klare Ablehnung der deutschen Verteidigungspolitik und eine Bejahung des Austragens von Konflikten in der politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung« auf (*Montada*, 1986 II; s. a. *Roeder*, 1977/78, 104).

Bemühungen, diese Befunde individualpsychologisch zu erklären, ergaben einen »leichten Zusammenhang zwischen der Bewältigung autoritärer Familienerziehung als einer Erlebnisform gesellschaftlicher Autorität, also der Ersetzung eines vorgegebenen Normsystems durch ein selbstbestimmtes« und der Neigung zur Verweigerung (*Nagel/Starkulla*, 1977, 118). Entsprechend seien bei Verweigerern »Ritualismus« und »Weltflucht« stärker, »Konformität« schwächer ausgeprägt.

Nach einer Zusammenfassung des vorliegenden empirischen Wissens treffen Kriegsdienstverweigerer also »eine überdurchschnittliche reflektierte Entscheidung« und beziehen »die Voraussetzung dafür, nämlich die Disposition zu einer stark theoretisch geformten Lebensplanung aus einer vorangegangenen Sozialisation mit dem Resultat eines überdurchschnittlich hohen formalen Bildungsniveaus« (*Hecker/Schusser*, 1980, 197).

Weniger eindeutig, weil deutlich vom Referenzsystem des Beurteilers abhängig ist die Beurteilung der Gründe für die Entscheidung, den Dienst in der Bundeswehr zu verweigern. So erbrachte eine Analyse der Verweigerungen 58 Prozent ethische, 18 Prozent religiöse, 13 Prozent »persönliche« und 10 Prozent politische Begründungen (*Nagel/Starkulla*, 1977, 29). Eine Dominanz moralischer Gesichtspunkte, geschieden in »ethisch-moralische« und »humanitär-rationale«, bestätigte sich in einer weiteren Enquete bei anerkannten Verweigerern. Religiöse Argumentationsmuster wurden seltener bevorzugt. Ein mittlerer Stellenwert dagegen (mit historisch gesehen anwachsender Tendenz) kommt politischen Beweggründen zu. Bei aller Mehrschichtigkeit der Argumentation würden nur »wenige Kriegsdienstverweigerer überhaupt keine ethisch-moralische oder humanitär-rationale Motivation besitzen« (*Krölls*, 1980, 89f.). Anders und zusammengefaßt formuliert, ist die Entscheidung der Kriegsdienstverweigerer »das kombinierte Produkt ihrer krisenbedingten Systementfremdung und der Struktur ihres moralischen Bewußtseins« (*Döbert/Nunner-Winkler*, 1975, 179).

In etwa bestätigen sich solche Resultate, zieht man zur Operationalisierung der Haltungen, die zur Entscheidung der Verweigerung geführt haben, *Kohlbergs* Entwicklungslogik des moralischen Urteils heran (*Lippert*, 1981, 93f.). Demnach argumentieren (anerkannte) Kriegsdienstverweigerer zur Hälfte (47,5 Prozent) orientiert an sozialen Abmachungen auf postkonventionellem Niveau (Stufe V), zu etwa einem Viertel (27 Prozent) angelehnt an konkreter Mitmenschlichkeit (Stufe III) und nur zu rund 10 Prozent ausgerichtet an Recht und Ordnung (Stufe IV). Weil sich hinter diesen Zahlen auch rund 16 Prozent mit einem instrumentell-egoistischen Urteilsniveau verbergen, ist der Schluß naheliegend, daß offensichtlich auch Verweigerungen mit aufgesetzten höherstufigen moralischen Argumentationen vorkommen.

Vergleicht man diese Verteilung mit der einer Population wehrpflichtiger Soldaten,

so fällt auf, daß dort fast zwei Drittel (62,5 Prozent) konventionell urteilen. Mit der gebotenen Vorsicht läßt sich daraus schließen, daß sich offensichtlich die Perzeptionen von Bundeswehr und Zivildienst in der Gesellschaft deutlich voneinander unterscheiden. Inhaltlich könnte dies zunächst bedeuten, daß noch vor jeder Spekulation über eine moralische Sozialisation während des Zivildiensts Vermutungen über die vorgeschaltete Selektion anzustellen sind.
Als Wirkung des Zivildienstes selbst käme dann im wesentlichen nur die Verstärkung bzw. Modifikation bereits vorhandener Dispositionen in Frage. In diesem Sinne könnte auch ein Statement des Bundesamtes für den Zivildienst verstanden werden, nach dem »viele« Zivildienst-Leistende, häufig unter Abänderung ihres ursprünglichen Berufswunsches, »nach dem Zivildienst einen Arbeitsplatz im sozialen Bereich« gewählt hätten (*Hecker/Schusser*, 1980, 223). Empirische Untersuchungen dazu liegen bislang nicht vor.
Als von grundsätzlicher Bedeutung ergibt sich aus dem Vergleich von Verweigerern und Wehrpflichtigen, daß offensichtlich die Bundeswehr von einem beträchtlichen Teil derjenigen, die in den Kategorien des Sozialvertrages zu denken in der Lage sind, nicht mehr als dem Willen und dem Wohle der Mehrheit dienlich bzw. als eine in erster Linie konventionelle d.h. für sie transitorische moralische Institution perzipiert wird.

7. Totalverweigerung

Totalverweigerer lehnen sowohl den Militär- als auch den Zivildienst ab. Für sie sind Wehrdienst und Zivildienst »Teilsysteme eines militärisch-politisch-rüstungswirtschaftlichen Komplexes« (*Bäuerle*, 1988, 13). Gemeinhin werden fünf Formen der Totalverweigerung unterschieden: Die Erfassungsverweigerung bezieht sich auf die Wehrerfassung, der Wehrpflichtige mit Vollendung des achtzehnten Lebensjahres unterliegen. Die Musterungsverweigerung ist ein Boykott der Tauglichkeitsüberprüfung der Wehrpflichtigen. Die Ablehnung des Anerkennungsverfahrens für Kriegsdienstverweigerer, die Zivildienstverweigerung und die Ablehnung aller Wehr- bzw. Zivildienstüberwachungsmaßnahmen sind weitere Formen der Totalverweigerung.
Bei der Totalverweigerung sind neben religiösen (Tötungsverbot), ethisch-moralischen (das menschliche Leben ist das höchste Gut) und politischen Gründen (Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen, soweit sie Militär erfordern), oft antimilitaristische und anarchistische Argumente (der Staat hat nicht das Recht über Menschen zu bestimmen) von Belang (*Bäuerle*, 1988, 18f.). Zugrunde liegt nahezu allen diesen Beurteilungen die Bewertung des Zivildienstes als waffenloser Wehr- und Kriegsdienst bzw. analog § 3 WPflG als eine Erfüllung der Wehrpflicht. Wichtiger Bezugspunkt für entsprechende Argumentationen ist das im Art. 20 GG festgeschriebene »Recht auf Widerstand«.
Nach geltendem Recht ist die Doppelverweigerung ein Straftatbestand, da der Verweigerer (ohne als solcher anerkannt zu sein) sich sowohl dem Wehr- als auch den Zivildienst entzieht. Einschlägige Strafverfahren endeten bislang dabei mit z.T. umstrittenen Mehrfachbestrafungen (wegen der doppelten Verweigerung).

Statistisch ist den Totalverweigerern nur schwer »beizukommen« (*Glossner*, 1988). Ihre Gesamtzahl ist deshalb weitgehend unbekannt. Das Bundesamt für Zivildienst registriert nur Zivildienstverweigerer, das Verteidigungsministerium nur die Musterungs- bzw. Wehrdienstverweigerer. Aufsehen erregen allein die Strafverfahren, die sich wegen der Kompromißlosigkeit der Totalverweigerer oft über mehrere Instanzen hinziehen. Um dennoch eine Vorstellung von den fraglichen Dimensionen dieses Problems zu erhalten, einige Zahlen:
Im Jahre 1986 gab das Bundesamt für Zivildienst 126 Verfahren wegen Doppelverweigerung an die Staatsanwaltschaften ab. Unter diesen Verfahren befanden sich auch solche gegen Angehörige der Glaubensgemeinschaft der Zeugen Jehovas, die sich aus religiöser Überzeugung sowohl gegen Zivil-, als auch Wehrdienst wenden. *Bausenwein* (1984, 305) schätzt die Zahl potentieller Totalverweigerer jährlich auf etwa 2000. Dieser Zahl ist sicherlich mit Vorbehalten zu begegnen. Wegen der eingerichteten harten Sanktionen dürfte der Großteil davon, einen der Dienste ableistend, lediglich als Sympathisanten einer Totalverweigerung gelten.

Literatur

Bäuerle, D.: Totalverweigerung als Widerstand. Frankfurt/M. 1988 – *Bausewein, Ch.:* Dienen oder Sitzen. Ein Weißbuch zur Totalverweigerung. Nürnberg 1984 – *Blumenwitz, D.:* »Wehrpflicht und Kriegsdienstverweigerung im Verfassungssystem der Bundesrepublik Deutschland«. Bundeswehr in Staat und Gesellschaft. Hg. *P. Barth.* München 1982, 59–76 – Deutscher Bundestag (Hg.): Bericht der Bundesregierung über die Erfahrungen mit der Durchführung des Kriegsdienstverweigerungs-Neuordnungsgesetzes (KDVNG). Bonn 1985 (Bundestagsdrucksache 10/3936) – *Döbert, R., Nunner-Winkler, G.:* Adoleszenskrise und Identitätsbildung. Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1975 – EMNID: Umfrage 1987 zum Meinungsbild Sicherheitspolitik. Bielefeld/Bonn 1987 – *Glossner, H.:* ». . . und im Zweifel zweimal in den Knast.« DAS 14.2. 1988, 3 – *Hecker, K.:* »Kriegsdienstverweigerung – Dienen in Zivil«. Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik 1945 bis heute. Hg. Deutsches Jugendinstitut. München 1985, 467–480 – *Hecker, K., Schusser, H.:* Bundeswehr und Zivildienst. Aspekte der Ausbildung und Sozialisation. München 1980 – *Korte, H.-J.:* »Kriegsdienst-/Wehrdienstverweigerung«. Bundeswehr und Gesellschaft. Hg. *R. Zoll, E. Lippert, T. Rössler.* Opladen 1978, 151–156 – *Krölls, A.:* Kriegsdienstverweigerung. Das unbequeme Grundrecht. Frankfurt/M. 1980 – *Kuhlmann, J.:* »Linkages Between Military Service and Alternative National Service in West Germany.« FORUM 4. München/Toulouse 1984 – *Lippert, E.:* »Die Ableistung des Wehrdienstes als moralische Entscheidung«. Politische Psychologie. Hg. *H.-D. Klingemann, M. Kaase.* Opladen 1981, 93–100 – *Meyer, B.:* Der Bürger und seine Sicherheit. Frankfurt/M. 1983 – *Montada, L., Schneider, A.:* Versuch einer Charakterisierung von Kriegsdienstverweigerern im Vergleich zu Soldaten. Bonn 1986 – *Nagel, E.-J., Starkulla, H. W.:* Einstellungen von Wehrdienstverweigerern und Soldaten. Eine empirische Untersuchung. München 1977 – *Pusch, R.:* »Zivildienst – Militärischer Ersatzdienst, Sozialdienst oder ›lästige Alternative‹?« Dienst am Volk. *H. Koebl, E. Kuby, A. Mechtersheimer, R. Pusch, W. Roth.* München/Luzern 1982, 135–144 – *Puzicha, K., Meissner, A.:* ». . . unter die Soldaten?« Junge Männer zwischen Bundeswehr und Kriegsdienstverweigerung. Opladen 1981 – *Roeder, H.:* »Kriegsdienstverweigerer und Freiwillige im Vergleich. Der Einfluß der Familienstruktur auf das Verhältnis zum Militär«. Friedensanalysen 6. Red. *R. Steinweg.* Frankfurt/M. 1977, 78–108 – *Schultz-Gerstein, H.:* »Staat und Gewissen. Ein Beitrag zum Grundrecht auf Kriegsdienstverweigerung.« Beiträge zur Konfliktforschung. 17. Jg. 1987, Nr. 4, 37–52 – *Schwerdtfeger, W.:* »Die Postkarte und die Folgen. Kriegsdienstverweigerung – zehn Jahre nach der Reform.« Informationen für die Truppe. 1988, H. 4, 22–31 – SINUS: Jugendliche und Bundeswehr 1987. Eine Repräsentativbefragung bei jungen

Männern der Jahrgänge 1969–1971. München 1987 – *Vogt, W. R.* (Hg.): Sicherheitspolitik und Streitkräfte in der Legitimitätskrise. Baden-Baden 1983.

Ekkehard Lippert

Bundeswehr: Meinungsgegenstand und Rekrutierungsfeld

1. Formaler Rahmen

Im November 1985 feierte die Bundeswehr ihr dreißigjähriges Bestehen. Sie ist damit sechs Jahre jünger als die Bundesrepublik. Grundlage ihrer Aufstellung war eine Ergänzung des Grundgesetzes und der Erlaß der sogenannten Wehrgesetze.
Das Grundgesetz spricht von den Streitkräften und der Bundeswehrverwaltung. Die Bundeswehr selbst wird nur in wenigen Wehrgesetzen erwähnt, dort mit Bezug sowohl auf die Streitkräfte wie die Bundeswehrverwaltung. Die Öffentlichkeit meint dagegen in der Regel nur die Streitkräfte, wenn sie von der Bundeswehr spricht. Von früheren deutschen Streitkräften unterscheidet sich die Bundeswehr durch fünf grundlegende Prinzipien (s. a. *de Maizière*, 1982, 39f.):

1. Der Bundeswehr ist durch Grundgesetzbindung (Art. 87a u. 26 (1) GG) ein Angriffskrieg untersagt. Sie hat demnach ausschließlich defensive Aufgaben.
2. Die Bundeswehr wurde nicht als selbständige, allen nationalen militärischen Erfordernissen aus eigener Kraft gerecht werdende Streitmacht konzipiert, sondern als Teil einer gemeinsamen Verteidigung Mitteleuropas im Rahmen des NATO-Bündnisses.
3. Die parlamentarische Demokratie der Bundesrepublik schuf sich ihre Armee selbst. Die Bundeswehr ist als Teil der Exekutive dem Primat der Politik (politische Führung und parlamentarische Kontrolle) unterworfen.
4. Die Bundeswehr ist eine Armee auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht.
5. Die Bundeswehr ist eine Gesamtstreitkraft. Eine zentrale Steuerung im Verteidigungsministerium überwacht die Einhaltung der allen drei Teilstreitkräften Heer, Luftwaffe, Marine gemeinsamen Regelungen.

2. Auftrag der Bundeswehr und Paradoxie der Soldaten

Die politische Aufgabe der Bundeswehr im Frieden ist es, durch Abschreckung zur Friedenserhaltung beizutragen, in der Spannung und Krise die Handlungsfreiheit von Bundesregierung und Bundestag durch Einsatzbereitschaft zu sichern und im Verteidigungsfall die Unversehrtheit des eigenen Gebietes zu wahren oder wiederherzustellen (ZDV 10/1, Ziffer 102). Bezugspunkte für den militärischen Auftrag der Bundeswehr sind die Leitstrategie des NATO-Bündnisses, die Abschreckungsdoktrin und deren politisch definierte Umsetzung in Operation bzw. Taktik. Als unumgängliche Erfordernisse dafür gelten hohe Einsatzbereitschaft und moderne Ausrüstung.
Eine wichtige Implikation der Abschreckungsstrategie ist es, daß der Soldat in der Lage sein muß zu kämpfen, wenn die politische Führung dies von ihm fordern

sollte, um so zu erreichen, daß er nicht zu kämpfen braucht. Dazu muß sich der Soldat der jeweils letzten Produkte gesellschaftlicher Rationalisierung bedienen, d.h. auch der Massenvernichtungswaffen. Für den alltäglichen Lebensvollzug des Soldaten bedeutet dies, daß er täglich etwas einüben muß, was nicht eintreten darf, weil sonst all das vernichtet würde, was eigentlich verteidigt werden soll. Aus dieser »Paradoxie des modernen Soldaten« bzw. ihrer subjektiven Verarbeitung ergeben sich nach Ausmaß und Inhalt viele der Probleme, die das zivil-militärische Verhältnis momentan und wohl auch in der Zukunft kennzeichnen.

3. Die allgemeine Wehrpflicht

Der Gedanke, daß alle Bewohner eines Staates geborene Verteidiger desselben seien (*Scharnhorst*, 1901), kam mit der Aufklärung und im Gefolge der französischen Revolution auf. In Preußen gab es die allgemeine Wehrpflicht seit 1814. Mit Ausnahme der Zeit der Weimarer Republik galt sie im Deutschen Reich von 1871 bis 1945. Am 1.2. 1957 folgten die ersten Wehrpflichtigen dem Aufgebot in die Bundeswehr.

Die Wehrpflicht ist nach dem Grundgesetz (Art. 116) und dem Wehrpflichtgesetz (WPflG) geregelt. Wehrpflichtig sind demnach alle Männer vom vollendeten 18. Lebensjahr an, die Deutsche sind und ihren ständigen Wohnsitz im Geltungsbereich des Wehrpflichtgesetzes (Bundesrepublik mit Ausnahme Berlins) haben bzw. einen Paß oder eine Staatsangehörigkeitsurkunde der Bundesrepublik besitzen. Frauen dürfen nicht, auch nicht freiwillig, zu einem Waffendienst herangezogen werden (Art. 12a Abs. 1 GG).

Der auf der Basis der Wehrpflicht zu leistende Wehrdienst umfaßt den Grundwehrdienst (15 Monate), den Wehrdienst in der Verfügungsbereitschaft (12 Monate lang im Anschluß an den Grundwehrdienst), Wehrübungen (Gesamtdauer bei Mannschaften höchstens 9, bei Unteroffizieren 15, bei Offizieren 18 Monate) und den unbefristeten Wehrdienst im Verteidigungsfall.

Die Wehrpflicht endet für Mannschaftsdienstgrade und Ungediente mit Ablauf des 45., für Unteroffiziere und Offiziere mit Beendigung des 60. Lebensjahres. Die zahlenmäßige Stärke der Streitkräfte ist nach dem Grundgesetz (Art. 87a) im jährlichen Haushaltsplan des Bundes festgelegt. Die Friedensstärke beträgt demnach z. Zt. 495 000 Soldaten, davon rund 489 000 aktive Soldaten und 6 000 Dienstposten, die mit wehrübenden Reservisten wechselweise besetzt sind. Im Verteidigungsfall umfaßt die Bundeswehr 1,27 Millionen Soldaten. Von den 489 000 aktiven Soldaten sind rund 270 000 (55 Prozent) Zeit- und Berufssoldaten und 219 000 (45 Prozent) Wehrpflichtige. Der Anteil der Wehrpflichtigen in den Teilstreitkräften ist unterschiedlich hoch. Am höchsten, mit 51,5 Prozent ist er im Heer, es folgen die Luftwaffe mit 32,3 Prozent und die Marine (21,7 Prozent). Seit Bestehen der Bundeswehr haben ca. 5,2 Millionen Soldaten Wehrdienst in der Bundeswehr geleistet (Weißbuch 1985).

Wegen rückläufiger Jahrgangsstärken wird in den neunziger Jahren der jährliche Ergänzungsbedarf von rund 225 000 Wehrpflichtigen nicht mehr zur Verfügung

stehen. Die Bundesregierung versucht dem entstehenden Defizit u.a. mit einer Änderung der Tauglichkeitskriterien, der Verlängerung der Wehrpflichtzeit, einer Erhöhung der Zahl der Wehrübungsplätze und dem verstärkten Heranziehen von Reservisten sowie einer Vermehrung der Zahl der Zeit- und Berufssoldaten zu begegnen.

4. Zur Forschungssituation

Im Vergleich zu anderen Bindestrichsoziologien stellt sich das Bild der Militärsoziologie eher blaß dar. Weder gibt es in den bundesdeutschen Hochschulen, auch an den beiden Universitäten der Bundeswehr nicht, eine akademische Institutionalisierung, noch ist in den Zirkeln und Gesellschaften der Scientific Community das militärische Substrat der seit Hiroshima finalen Dialektik von Krieg und Frieden ein Thema intensiver Diskussion.
Das Wenige, was in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen an gesichertem Wissen über das Militär vorhanden ist, entstand mehrheitlich entweder als direkte Auftragsforschung oder zumindest in mittelbarer Abhängigkeit von der militärischen Organisation. Das hatte und hat Konsequenzen für die Aufgabenstellung der einschlägigen Studien, in denen nach dem in der Politik vorherrschenden Verständnis meist militärische Struktur- und Systemparameter als unabhängig betrachtet und Kausalbeziehungen zu abhängigen z.B. Kommunikations- oder Motivationsvariablen gesucht werden. Inhaltlich stehen tagespolitisch angeregte bzw. instrumentalisierbare Themen im Vordergrund des Interesses. Grundlagenforschung findet nur wenig Verständnis und Förderung. Die Auftragsbindung der Militärsoziologie enthält auch weitreichende Folgerungen für die Methodologie. Meist wird auf den Verfahrenskanon der Demoskopie zurückgegriffen. Die Umfragen innerhalb und außerhalb der Truppe münden oft in wenig anspruchsvolle Deskriptionen. Schließlich hat das Vorherrschen des Verwertungsinteresses Folgen für die öffentliche Zugänglichkeit und entsprechend für die Nachvollziehbarkeit einschlägiger Studien und Ausarbeitungen.
Unter dieser Dominanz ihres eigenen Gegenstandes leidet besonders die Weiterentwicklung der Theoriebildung. Die wenigen neueren Überlegungen über die gesellschaftliche Funktion des Militärs und die Rolle des Soldaten taugen kaum zur Deutung aktueller Verhältnisse. Dabei sahen viele der Väter der modernen Soziologie, von Comte bis Spencer und von Max Weber bis Schumpeter im Militär einen wichtigen Ausgangspunkt für ihre Gesellschaftsanalysen (*Wachtler*, 1983).

5. Die Bundeswehr in der Meinung Jugendlicher

Schon seit längerer Zeit gibt das Bundesministerium der Verteidigung Jugendumfragen in Auftrag. Als eine Art Bilanzierungsfrage wird dabei die »Notwendigkeit« der Bundeswehr, »in der heutigen Zeit, bei der heutigen Weltlage« demoskopisch abgeklärt. Im Jahre 1987 hielten 15 Prozent (von 1 557 jungen Männern zwischen 16

und 18 Jahren) die Bundeswehr für »sehr wichtig«, 43 Prozent für »wichtig«. 22 Prozent waren der Meinung sie sei »nicht so wichtig« und weitere 20 Prozent (zusammengefaßt) hielten sie für »unwichtig«, »gefährlich«, »schädlich« bzw. für »überflüssig«.

Diese Einschätzung der Bundeswehr hat sich zwar gegenüber der des Vorjahres nicht wesentlich geändert, längerfristig betrachtet steht sie jedoch in einem Trend. Dieser läßt sich zusammengefaßt wie folgt beschreiben: Der Anteil derjenigen, die die Bundeswehr für »wichtig«, bzw. »sehr wichtig« halten nimmt ab, der Anteil derjenigen, die sie als »nicht so wichtig« bzw. »unwichtig« einschätzen, zu. Im Vergleich: Im Jahre 1980 meinten noch rund 82 Prozent der Jugendlichen die Bundeswehr sei »sehr wichtig« bzw. »wichtig« und lediglich 17 Prozent gaben eine negative Bewertung ab (SINUS, 1987).

Betrachtet man das Umfrageresultat von 1987 etwas genauer in seiner Verteilung bei verschiedenen Untergruppen der Population, so fällt auf, daß die eher positiven Einschätzungen der Wichtigkeit besonders von den Jugendlichen mit Hauptschulabschluß abgegeben werden, die negativen eher von den Abiturienten. Neben dieser Bildungsabhängigkeit wird weiterhin deutlich, daß die Perzeption der Bundeswehr sehr von der diesbezüglichen Attitüde des persönlichen Umfeldes des Befragten abhängt. Herrscht dort eine eher negative Bewertung vor, so wird die Bundeswehr von den Jugendlichen ebenfalls eher negativ gesehen. Mit dieser Kovariation ist noch nichts über die Genese eines solchen Meinungsbildes gesagt. Seine Bedeutung ergibt sich z. B. aus seiner Funktion als Wahrnehmungsfilter für das spätere Erleben der Bundeswehr seitens der Jugendlichen nach ihrer Einberufung. Obgleich spezifische Untersuchungen zu seinem Entstehen nicht vorliegen, lassen sich einige (empirisch halbwegs belegbare) Vermutungen über das Zustandekommen der dargestellten Ansichten treffen:

Demnach wäre besonders ein Wandel der Bedrohungsperzeptionen zu nennen. Die Bundesbürger, die Jugendlichen besonders, fühlen sich mehrheitlich nicht mehr vom »Osten«, vom »Kommunismus« oder, personalisiert, vom »Russen« bedroht. In Zahlen: Im Jahr 1987 hielten noch 29 Prozent (Jugendliche 23 Prozent) die kommunistische Bedrohung für »groß«, bzw. »sehr groß«, sieben Jahre zuvor, 1980, war es knapp die Hälfte (48 Prozent, die eine »große« bzw. »sehr große« Bedrohung verspürten (EMNID, 1987). Einer differenzierteren Untersuchung (*Kohr/Räder*, 1989) zu Veränderung der Bedrohungsperzeptionen ist zu entnehmen, daß sich hinter diesen Prozentzahlen vor allem eine Umstrukturierung des Feindbildes verbirgt. Als bedrohlich bzw. »feindlich« werden demnach eher der nükleare Overkill und die Hochrüstung erlebt und erst in zweiter Linie diejenigen, die die Massenvernichtungswaffen in ihren Arsenalen haben, dann aber Ost wie West. Die resultierende psychische Äquidistanz speziell der Jugend zu den beiden antagonistischen ideologischen Lagern (SINUS, 1987) als Tendenz zum politischen Neutralismus zu beschreiben, würde die Sachlage allerdings nicht treffen. Daß diese Verlagerung sowohl durch Sympathiezugewinne der sowjetischen Führung, wie durch amerikanisches Säbelrasseln verstärkt wird, läßt sich ebenfalls demoskopisch gestützt belegen (SINUS, 1987).

In die Art und Weise der Einschätzung der Bundeswehr und damit in die Erwar-

tungshaltungen, mit denen der Jugendliche den auf ihn zukommenden Wehrdienst wahrnimmt, geht auch der gesellschaftliche Wertewandel ein. Ohne an dieser Stelle die Problematik des Wertewandels auch nur andiskutieren zu können, dürfte ohne besonderen Widerspruch konstatierbar bleiben, daß das Denken in ökologischen Kategorien besonders bei der Jugend verbreitet ist (*Kohr/Räder*, 1983). Dieses Denken aber berührt die Bundeswehr indirekt mehrfach. Erstens wird sie als technisierte Armee in die zunehmend ambivalente Einstellung der Technik gegenüber einbezogen (*Scharioth/Uhl*, 1988). Dann gewinnt zweitens angesichts einiger Katastrophen (von Seveso bis Tschernobyl) die vorher nur als abstrakte Kognition vorhandene Vorstellung von der Abschreckung mit Nuklearwaffen ihre Konkretion und emotionalen Konturen. Die daraus entstehende Ablehnung aber einer auch die nukleare Option beinhaltenden Militärstrategie bezieht notwendig die Institution ein, der in der Gesellschaft arbeitsteilig das Mangement der (absoluten) Gewalt übertragen wurde, die Bundeswehr. Und schließlich, drittens, wendet sich die von der Bundeswehrführung betriebene politische Argumentation, die sich im Sinne eines militärischen Stärkevergleichs permanent der zahlenmäßigen Übermacht des potentiellen Gegners bedient, gegen ihre Verursacher. Es enspricht dem Grundwissen politischer Psychologie, daß angsteinflößende Reize jenseits einer bestimmten Intensitätsschwelle ihre Glaubwürdigkeit und ihren bedrohlichen Charakter weitgehend verlieren.
Gefördert wird die reduzierte Einschätzung der Wichtigkeit der Bundeswehr von einer öffentlichen Meinung, in der dem Stellenwert der militärischen Sicherheit als gesellschaftlichem Problem nur mehr verminderte Bedeutung zugewiesen wird (*Räder*, 1982), bei nach wie vor unverändert hoher Bedeutung des gesellschaftlichen Wertes von Sicherheit als einer Möglichkeit, Zukunft antizipieren zu können.

6. Erleben des Wehrdienstes

Lange Zeit galt für die meisten Jugendlichen die Ableistung des Wehrdienstes als eine, »wenn auch nicht problemlose, Selbstverständlichkeit« (*Schusser*, 1985). Diese Selbstverständlichkeit ist es offensichtlich nicht mehr. Mittlerweile haben »fast 50 Prozent« aller noch nicht gedienten Jugendlichen »eine negative Einstellung zum Soldatsein«. Diese negative Einstellung ist nicht mehr nur auf die Höhergebildeten beschränkt (Abiturienten 58 Prozent), sondern auch 40 Prozent der Hauptschulabgänger äußern sich negativ (SINUS, 1987).
Verantwortlich dafür ist neben der geschilderten, sich eher sicherheitspolitischer Dimensionen bedienenden Perzeption der Bundeswehr, auch die Angst, »als Soldat laufend gegängelt« zu werden und die »Abneigung gegen die vielen Vorgesetzten beim Militär«. Zugleich stoßen militärische Funktionserfordernisse, wie Disziplin und Gehorsam »immer häufiger auf Ablehnung«. Über die Hälfte (54 Prozent) der 16 bis 18 Jahre alten Jugendlichen beurteilt das ihnen nur vom Hörensagen bekannte »Betriebsklima« in der Armee von vorneherein als negativ (SINUS, 1987).
Auf einer abstrakteren Ebene erwarten die Jugendlichen vom Wehrdienst ein

Arrangement mit dem Konflikt zwischen gesellschaftlicher Pazifizierung einerseits und der gesellschaftlich legitimierten Gewalt andererseits, zudem die Bearbeitung und Rekonventionalisierung ihrer Angst vor dem Nuklearkrieg und eine Hilfe bei der Übernahme der sozialen Rolle des Erwachsenen (*Birckenbach*, 1985).

Was sich bei einer Zusammenschau der Umfragedaten bereits andeutet, bestätigt sich bei der Betrachtung der »Dienstmotivation« von wehrpflichtigen Soldaten. Demnach spielt für sie die Haltung der Öffentlichkeit und das Bewußtsein, sich dazu nicht im Dissens zu befinden, sowie das Vertrauen in die politischen und militärischen Führungsstrukturen in besonderem Maße eine Rolle für die subjektive Rechtfertigung ihrer zeitweiligen Übernahme der Soldatenrolle. Zweitrangig dazu ist als Motivfaktor das Vertrauen in Vorgesetzte und deren Qualifikation als Menschenführer und militärischer Fachmann. Wichtig sind, nach Maßgabe der zivilen Freizeitgesellschaft, ebenfalls die Freizeitmöglichkeiten am Standort und von Bedeutung ist schließlich die Solidarität mit den anderen Wehrpflichtigen (*Klein*, 1987).

Versucht man auch diese Befunde zu bewerten, so ist zunächst zu berücksichtigen, daß gemessen an der psychischen Nähe zur militärischen Institution und deren Werten und Normen in der Bundeswehr drei Personengruppen nebeneinanderher Dienst tun. Da sind zunächst die Berufssoldaten, Offiziere und höherrangigen Unteroffiziere, die sich schon wegen ihrer Professionalität den Auftrag der Streitkräfte samt seiner Rahmenbedingungen zumindest instrumentell zu eigen gemacht haben (*Braun* et al., 1985). Sie stehen, relativ betrachtet, eher an der Spitze der Funktionshierarchie. Die zweite Gruppe sind die Zeitsoldaten. Sie haben sich für zwei bis fünfzehn Jahre zur Bundeswehr verpflichtet. Bei aller Loyalität dem militärischen Dienstherrn gegenüber müssen sie schon aufgrund ihres zeitlich befristeten Vertrags zivil orientiert bleiben, wollen sie nach Beendigung ihres Soldatseins den beruflichen Anschluß nicht versäumen. In der militärischen Hierarchie sind sie eher in der Mitte angesiedelt. Konkret handelt es sich bei dieser Gruppe um jüngere Offiziere und Unteroffiziere. Die Basis der Pyramide wird von der dritten Gruppe, den Wehrpflichtigen, gebildet. Sie leisten nach eigenem Verständnis vor allem einer Pflicht Genüge, ihnen sind militärische Werte und Normen erst einmal neu. Selbst wenn man annehmen kann, daß sie »sehr bewußt« kommen – im Regelfall haben sie sich nach der Musterung auch mit dem Gedanken den Dienst zu verweigern auseinandergesetzt (*Zimmermann/Berminghaus*, 1988) – kann man nicht annehmen, daß sie mit Freuden zur Fahne eilen, zumal, wie dargestellt, das öffentliche Meinungsklima der Entwicklung einer »Wehrmotivation« nicht gerade förderlich ist. Faktisch ist die Bundeswehr trotz der Wehrpflicht eine »Freiwilligenarmee«.

Die hierarchische Staffelung der drei Soldatengruppen hat als eine Konsequenz, daß das Deutungsmonopol über Sinn und Zweck der Streitkräfte sicherlich nicht bei den Wehrpflichtigen liegt. Und es hat zur Folge, daß spätestens immer dann, wenn in der Armee das Gespräch auf militärische Belange kommt, wie den »Auftrag«, Kommunikationsstörungen und Verständnisschwierigkeiten entstehen, da dann professionell-militärische und distanziert-zivile Orientierungen aufeinanderprallen.

Ein weiteres Rahmendatum zur Bewertung der Befunde liegt in der Logik der

Abschreckung. Demnach ist neben den nuklearen Waffen auch die konventionelle Streitmacht einer ihrer Bestandteile. Der Abschreckungswert einer konventionellen Armee aber liegt auch in ihrer bloßen Präsenz. Auf den einzelnen Wehrpflichtigen rückbezogen bedeutet dies, daß er dadurch, daß er seinen täglichen Dienst tut, schon einen wichtigen Beitrag zur Abschreckung leistet. Trotz des permanenten Generierens von Kampfkraft aber ist es offensichtlich nicht möglich, jeden Tag jeden Wehrpflichtigen so zu beschäftigen, daß er seinen militärischen Dienst als sinnvoll erlebt. Ohnehin ist nicht zu verhindern, daß der Wehrpflichtige seinen Dienst nach den ihm geläufigen subjektiven und objektiven Kosten-Nutzen-Erwägungen der zivilen Marktwirtschaft beurteilt. Und demnach muß ihm vieles von vorneherein als unnütz erscheinen.

7. Wirkungen des Wehrdienstes

Vermutungen über Auswirkungen der Wehrpflicht auf die Persönlichkeit des Dienstleistenden bedienen sich meist der alten politischen Kampfrhetorik von der Armee als der »Schule der Nation«. Mit ihrer Hilfe wurde, vergröbert, entweder behauptet, erst während der Militärzeit würde das Gefühl für gesellschaftliche Integration und nationale Identität beim Jugendlichen erzeugt. Anhänger der politischen Gegenposition unterstellten, der Militärdienst würde den für das Funktionieren eines autoritären Staates notwendigen Untertanengeist produzieren. Eine erste systematische Untersuchung dazu, operationalisiert via Einstellungsskalen, konnte weder die eine noch die andere der beiden Alternativen verifizieren (*Lippert* et al., 1976). Demnach stärkt zwar die Bundeswehr einerseits Einstellungen, die sich im Sinne eines demokratischen Bewußtseins auswirken können, dies aber nicht durch gezielte Sozialisation, sondern indirekt durch ihre Repressivität (*Liliensiek*, 1979). Diese zwingt den Wehrpflichtigen, sich mit dem staatlichen Gewaltmonopol, mit Hierarchie und Autorität auseinanderzusetzen. Andererseits gelingt es den Streitkräften nicht, sich, ihren Auftrag und dessen Begründung den Wehrpflichtigen zu vermitteln. Daß die Bundeswehr vorhandene kognitive und emotionale Bezugssysteme nicht verunsichert, dürfte bei genauerer Betrachtung nicht verwundern, denn zum einen ist die der Einberufung vorangegangene individuelle Lerngeschichte zu lange, als daß sie durch einen zeitlich begrenzten und im Regelfall eher abwartend angetretenen Wehrdienst grundlegend verändert werden könnte. Und zum zweiten sind von ihrer Persönlichkeitsstruktur her instabile Individuen, die vielleicht verunsichert werden könnten, bereits an der der Bundeswehr vorgeschalteten Musterung gescheitert. M. a. W., die Bundeswehr verschärft sicherlich nicht die Adoleszenzkrise; was allerdings auch nicht heißen kann, daß sie institutionell Beiträge zu ihrer Lösung liefern würde.

Auf der Basis der Erkenntnisse aus dieser Studie fand in den frühen achtziger Jahren eine Wiederholung statt mit einer differenzierteren, auch auf die Wirkung der politischen Bildung in der Bundeswehr abgestellten Thematik. Die Operationalisierung dafür bediente sich vor allem *Kohlbergs* Theorie des moralischen Urteils. Dazu wurden eigens auf die militärische Lebenswelt bezugnehmende Dilemmata

konstruiert. Im Ergebnis bestätigte sich die weitgehende Wirkungslosigkeit der gezielten politischen Sozialisation in der Bundeswehr. Eine strukturelle Höherentwicklung, wie in den Lernzielen der Politischen Bildung und Inneren Führung implizit gefordert, war nicht nachzuweisen (*Hegner* et al., 1983).

Diese Resultate werfen weiterreichende, bis heute noch nicht befriedigend beantwortete Fragen auf: Wenn der Wehrdienst schon keine sichtbaren Spuren in der Persönlichkeit des wehrpflichtigen Soldaten hinterläßt und auch der praktisch-politische Widerstand gegen eine militärische Sozialisation ausbleibt (*Liliensiek*, 1979), kann dies angesichts der kontroversen Diskussion in der Gesellschaft um Verteidigung und militärische Sicherheit nur bedeuten, daß in die Bundeswehr nur die gehen, die sich ohnedies vorher damit psychisch arrangiert haben. Dies aber hieße, daß die Frage nach der Sozialisation im Wehrdienst falsch gestellt ist. Eher müßte deshalb untersucht werden, ob Militär insgesamt die Wirkung hat oder haben soll, den gesellschaftlichen Wandel abzubremsen und konservierende Kräfte zu verstärken. Der Auftrag an die Streitmächte, »den Frieden«, d.h. den status quo »zu bewahren«, könnte in diesem Sinne (miß-)verstanden werden (vgl. *Wakenhut*, 1987).

Literatur

Birckenbach, H.-M.: Mit schlechtem Gewissen – Wehrdienstbereitschaft von Jugendlichen. Baden-Baden 1985 – *Braun, M., Fricke, W., Klein, P.:* Erziehung in der Bundeswehr, Starnberg 1985 – Bundesminister der Verteidigung (Hg.): Weißbuch 1985. Zur Lage und Entwicklung der Bundeswehr. Bonn 1985 – EMNID: Meinungsbild Sicherheitspolitik. Bielefeld/Bonn 1987 – *Hegner, K., Lippert, E., Wakenhut, R.:* Selektion oder Sozialisation? Opladen 1983 – *Klein, P.:* Wehrpflicht und Wehrpflichtige 1987. München 1987 – *Kohr, H.-U., Räder, G.:* »Jugend als Reproduktion von Gesellschaft. Problematisierung, Thesen und empirische Befunde«. Reproduktion von Gesellschaft. Hg. *H.-U. Kohr, R. Krieger, G. Räder.* Weinheim u. Basel 1983 – *Kohr, H.-U., Räder, G.:* »Generational learning and paradigms of military threat in West Germany«. The image of the enemy: the psycho-social implications of military threat. Ed. *R. Rieber,* N.Y. 1989 – *Liliensiek, P.:* Bedingungen und Dimensionen militärischer Sozialisation. Frankfurt/M. 1979 – *Lippert, E., Schneider, P., Zoll, R.:* Sozialisation in der Bundeswehr. Bonn 1976 – *De Maiziere, U.:* »Auftrag und Struktur der Bundeswehr«. Die Bundeswehr in Staat und Gesellschaft. Hg. *P. Barth.* 1982, 39–57 – *Räder, G.:* »Meinungsbildung und Meinungsänderung zur Sicherheitspolitik unter dem Einfluß politischer Ereignisse«. Sicherheit und Militär. Hg. *R. Zoll.* Opladen 1982, 66–119 – *Scharioth, J., Uhl, H.* (Hg.): Medien und Technikakzeptanz. München 1988 – *Scharnhorst, G.J.D.:* Militär. Dresden 1901 – *Schusser, H.:* »Wehrpflichtige – Dienen in Uniform«. Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik. 1945 bis heute. Hg. Deutsches Jugendinstitut. München 1985, 451–466 – SINUS: Jugendliche und Bundeswehr 1987. Eine Repräsentativbefragung bei jungen Männern der Jahrgänge 1969–1971. München 1987 – *Wachtler, G.* (Hg.): Militär, Krieg, Gesellschaft. Texte zur Militärsoziologie Frankfurt/M. 1983 – *Wakenhut, R.:* Militärische Sozialisation und moralische Entwicklung. Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik. 12. Jg. 1987, 23–87 – *Zimmermann, E., Berninghaus, P.:* Wehrdienst oder Kriegsdienstverweigerung? Wuppertal 1988 (Manuskriptdruck).

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung

Teil IV: Aspekte personaler und sozialer Emanzipation

Walter Neubauer

Selbstbilder, Selbstwertgefühle und Lebensentwürfe junger Menschen

1. Einleitung und Fragestellung

»Jugendliche sehen sich als eine verunsicherte Generation ohne Zukunft. Erwachsene sehen in den heutigen Jugendlichen eine verwöhnte Protestgeneration« (*Fischer* et al., Bd. 1, 1985, 81). Dies wird als Hauptergebnis der Vorerhebung zur Shell-Studie (Jugend '84) auf die Frage mitgeteilt, welche Schlagworte für die junge Generation (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band) heute am besten zutreffen. Solche stereotypen Vorstellungen dürften sicherlich bei Erwachsenen und sogar bei Jugendlichen häufig verbreitet sein, jedoch zeigt eine sorgfältige Analyse der verfügbaren Daten empirischer Untersuchungen, daß derartige generalisierende negative Aussagen keineswegs gerechtfertigt sind. Die Auseinandersetzung mit der Welt der Erwachsenen und die individuelle Entwicklung einer eigenen Lebensperspektive waren wohl zu allen Zeiten für junge Menschen ein nicht leicht zu bewältigendes Problem. Je nach den historischen Rahmenbedingungen gab und gibt es unterschiedliche Modellvorstellungen und Wertorientierungen, die für die Art der Selbstdefinition, die Idealvorstellungen über individuelle Entwicklung und angestrebte Lebensziele sowie die Beziehung zwischen Person und Gesellschaft jeweils von Bedeutung sind (*Baumeister*, 1987; *Ries* et al., 1988). Die immer noch andauernde Diskussion um den Wertewandel belegt, daß bereits innerhalb einer Generation solche Änderungen eintreten können. So ist es dann auch nicht verwunderlich, wenn Erwachsene als Angehörige einer bestimmten Generation das Verhalten der Jugendlichen einseitig wahrnehmen und beurteilen. Dazu *Walther von der Vogelweide* in dem Gedicht »Oh, weh, wohin sind entschwunden alle meine Jahr'« (um das Jahr 1227):

»Oh weh, wie kläglich lebt doch heute diese Jugend!
Früher waren Höflichkeit und Frohsinn ihre Tugend.
Jetzt gelten nur noch ihre Sorgen, warum ist das so?
Wohin ich mich auch wende: Keiner ist mehr froh.
Tanz, Lachen, Singen vergehn in Sorgen gar,
kein Christenmensch sah jemals solche Jammerschar . . .«

Wegen der Gefahr solcher generationsspezifischer oder subjektiver Wertungen ist es daher um so wichtiger, die Analyse auf möglichst abgesicherte Daten zu stützen.

2. Begriffsklärung, theoretische Ansätze und forschungsmethodische Probleme

Jede Person macht sich aufgrund von Erfahrungen im Laufe der Zeit ein Bild über sich selbst. Im allgemeinen wird angenommen, daß dieses »Selbstbild« oder »Selbstkonzept« relativ zeitstabile Überzeugungen über eigene Fähigkeiten, Fertigkeiten, Eigenschaften, Bedürfnisse u.ä. enthält, die das Erleben und Handeln dieser Person steuern und beeinflussen (vgl. *Filipp*, 1983, 41). Dabei stellt man sich zumeist das Selbstkonzept als eine hierarchische Ordnung von selbstbezogenen Kognitionen vor, an deren Spitze eine globale Auffassung von sich selbst steht (z.B. »ich halte mich für mathematisch begabt«), die ihrerseits wieder mehr oder weniger als eine Integration von Inhalten der nächstniederen Hierarchiestufen (z.B. »diese Textaufgabe schaffe ich leicht«) verstanden wird.

Dieses Wissen über sich selbst stützt sich auf verschiedene Quellen und wird nach der Selbstwahrnehmungstheorie von *Bem* (1979) grundsätzlich in der gleichen Weise gewonnen wie das Wissen über andere Personen. Der Jugendliche erlebt, wie andere auf ihn reagieren, er vergleicht sich mit anderen, erfährt Bewertungen durch andere Personen und lernt, sich selbst zu beurteilen und einzuschätzen. Die Ausprägung der individuellen Selbstwertschätzung (self-esteem, self-regard) hängt eng mit der Frage zusammen, wie weit sich eine Person zutraut, eine bestimmte Aufgabe in Angriff zu nehmen oder sie sogar besser bzw. schneller zu bewältigen als andere Personen (Selbstvertrauen).

Umfangreiche Forschungen haben gezeigt, daß die persönlichen Muster der Ursachenerklärung von Ereignissen (»Kausalattribution») eine wichtige Rolle spielen. So kann ein Jugendlicher beispielsweise ein gutes Abschneiden bei einer Klassenarbeit in der Schule überwiegend auf die internalen Faktoren »Begabung« und »Anstrengung« zurückführen oder auf externale Faktoren wie »Aufgabenschwierigkeit« und »Zufall« (*Weiner*, 1980; *Heckhausen*, 1980). Entscheidend ist, daß sich eine Person nur dann für ein Handlungsergebnis verantwortlich fühlt, wenn sie es überwiegend internalen Ursachen zuschreibt. Außerdem bewirkt ein positives Selbstkonzept der eigenen Begabung (z.B. für Mathematik, Sprachen, Musik etc.), daß man sich bei entsprechenden Problemen und Aufgaben von vornherein mehr anstrengt, weil man überzeugt ist, daß man die Probleme meistern kann (*Meyer*, 1984). Der Erfolg ist dann nicht nur eine Bestätigung des positiven Selbstkonzepts der eigenen Begabung, sondern liefert auch einen Beitrag zur positiven Selbstwertschätzung. Bei einem negativen Selbstkonzept der eigenen Begabung erwartet der Jugendliche von vornherein, daß er die Aufgabe auch bei großer Anstrengung nicht schaffen wird, es kommt zu einer defensiven Attribution (z.B. »ich mache nur das Nötigste, weil mich das Fach nicht interessiert«) und in Zukunft zu einer Vermeidung dieser Problemsituationen.

Eng verbunden mit der individuellen Ursachenerklärung von Ereignissen ist die Ausprägung der »internalen Kontrollüberzeugung«, d.h. ob und wieweit eine Person davon ausgeht, Handlungssituationen (z.B. berufliche Karriere) beeinflussen zu können. Ist eine Person von der Kontrollierbarkeit überzeugt, erlebt sie auftretende Schwierigkeiten als Herausforderung (»psychologische Reaktanz« nach *Brehm*, 1972), während die wiederholte Erfahrung fehlender Beeinflussungsmög-

lichkeiten zur »erlernten Hilflosigkeit« (*Seligman*, 1986) führt. Der Eintritt in die Pubertät ist für jeden jungen Menschen ein kritisches Lebensereignis und bringt eine Reihe von Problemen mit sich. Nach *Havighurst* (1982) leiten sich die »Entwicklungsaufgaben« für jeden Entwicklungsabschnitt aus drei Bereichen ab, nämlich (1) den Vorgängen im Zusammenhang mit der physischen Reife, (2) den kulturellen und gesellschaftlichen Anforderungen und (3) den individuellen Zielsetzungen und Wertorientierungen. Wesentlicher Bestandteil der Entwicklungaufgaben von Jugendlichen ist die Lebensplanung, die gerade unter den heutigen Bedingungen durch die Vielfalt und Widersprüchlichkeit alternativer Entwürfe der Lebensführung, durch den Mangel an entlastenden kulturellen Selbstverständlichkeiten und Traditionen sowie nicht zuletzt durch eine ständig abnehmende Transparenz und Vorhersagbarkeit der Lebensumstände besonders erschwert ist (*Brandtstädter*, 1985).

Eine zusammenfassende Interpretation empirischer Befunde zu diesem Bereich ist mit einer Reihe von forschungsmethodischen Problemen verbunden, von denen insbesondere folgende genannt werden sollen:

(1) *Begriffsverwendung und Operationalierung der Konstrukte:* Die zentralen Variablen werden in den einzelnen Untersuchungen oft sehr verschieden gemessen. Dies gilt vor allem für die Erfassung des Selbstkonzepts. In Untersuchungen bei Schülern und Studenten handelt es sich häufig um ein bereichsspezifisches Selbstkonzept (z.B. Selbstkonzept der Schulleistung), so daß die Ergebnisse nicht ohne weiteres generalisiert werden können. Ähnlich problematisch ist die altersmäßige Abgrenzung von Jugendalter bzw. Adoleszenz und die Unterscheidung nach sozialen Schichten (z.B. Angestellte und Beamte als »Mittelschicht«, Arbeiter als »Unterschicht«).

(2) *Zeitstabilität:* Faßt man Selbstkonzept als Persönlichkeitsmerkmal (eigenschaftstheoretisches Konstrukt) auf, so wird angenommen, daß sich das Selbstbild zwar über die Jahre hinweg ändern kann, aber zu einem bestimmten Zeitpunkt relativ stabil ist. Andererseits ist nachgewiesen, daß das Selbstbild (als selbstbezogene Kognition) in Abhängigkeit von den Bedingungen der Situation variiert (z.B. wenn ein junger Mann von einem Mädchen befragt wird).

(3) *Frage der Kausalitätsrichtung:* Bei vielen Untersuchungen werden zum gleichen Zeitpunkt bestimmte Daten erhoben. Statistische Zusammenhänge etwa zwischen Selbstwertschätzung und Zukunftsplanung sagen jedoch nichts aus über die Richtung des Zusammenhangs. Eine solche Aussage ist nur durch experimentelle Strategien und durch Längsschnittanalysen zu erzielen.

(4) *Frage der internen und externen Validität:* Nachgewiesene Veränderungen der Selbstbilder u.a. können auf verschiedene Ursachen zurückgehen. Einerseits könnte es sich um entwicklungspsychologisch bedingte (allgemein gesetzmäßig ablaufende) Prozesse im Zusammenhang mit dem Lebensalter handeln. Andererseits könnten hier Effekte eines Wandels der gesellschaftlichen Wertorientierungen und der gesellschaftlichen bzw. kulturellen Angebote zur Selbstdefinition vorliegen.

(5) *Befunde aus verschiedenen Ländern:* Ein ähnliches Problem besteht bei der

Übertragung von Befunden aus verschiedenen Ländern (z. B. USA und DDR) auf die Bundesrepublik.

Unter Berücksichtigung dieser Problemlage stützt sich die Darstellung der Befunde nach Möglichkeit auf Längsschnittanalysen. Darüber hinaus wird versucht, Aussagen durch die Ergebnisse verschiedener Untersuchungen abzusichern.

3. Selbstbild, Selbstwertschätzung und Selbstvertrauen bei jungen Menschen

Die psychische Verarbeitung der körperlichen Entwicklung ist von zentraler Bedeutung für das Selbstkonzept im Jugendalter (*Mrazek*, 1987). Männliche Jugendliche äußern sich wesentlich positiver zu ihrer körperlichen Entwicklung, während Mädchen den Änderungen ihres Körpers weniger positiv gegenüberstehen und sich häßlich und unattraktiv vorkommen (*Offer*, 1984). Die höchste Unzufriedenheit mit dem körperlichen Aussehen besteht etwa bei den 11- bis 12jährigen (*Martin/Walter*, 1982). Entgegen den häufig vertretenen Krisis-Modellen der Pubertät zeigen methodisch gut kontrollierte Längsschnittuntersuchungen übereinstimmend, daß die Selbstkonzeptentwicklung und die Entwicklung der Selbstwertschätzung im allgemeinen einen kontinuierlichen Verlauf aufweist (*Bachman*, 1984; *Douvan/Adelson*, 1960; *Offer*, 1984). Dies bestätigen auch Untersuchungen in der Bundesrepublik Deutschland (*Ewert* 1983; *Silbereisen/Zank*, 1984; *Steinhausen*, 1987) und in der DDR (*Friedrich/Müller*, 1980). Die Befunde sprechen dafür, daß mit zunehmendem Lebensalter eine Integration selbstbezogener Kognitionen und eine wachsende Selbstwertschätzung gewonnen werden, wobei allerdings je nach individueller Ausgangslage die Verläufe auf unterschiedlichem Niveau erfolgen. Erwähnt seien hier die Ergebnisse einer neueren Längsschnittstudie über Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen (*Horstkemper*, 1987). Zu drei verschiedenen Zeitpunkten wurden insgesamt 1 613 Schüler an sieben hessischen Gesamtschulen in großstädtischen Einzugsgebieten erfaßt. Bei den 10- bis 15jährigen Schülern und Schülerinnen zeigte sich durchgängig eine positive Entwicklung. Es fand sich ein kontinuierlicher Anstieg des Selbtvertrauens von der 5. bis zur 9. Klasse. Je älter die Kinder werden, um so stärker erleben sie sich als kompetent. Zunehmende Kenntnisse und Fertigkeiten liefern offensichtlich einen positiven Beitrag zur Selbstwertschätzung. Bemerkenswert ist aber, daß der Zuwachs an Selbstvertrauen bei den Jungen durchwegs auf höherem Niveau liegt als bei den Mädchen. Während der Unterschied zu Beginn der Sekundarstufe noch unbedeutend ist, vergrößert sich der Abstand mit zunehmender Klassenstufe. Außerdem verbessern sich Jungen stärker bei der Leistungsselbsteinschätzung, bauen mehr Ängste ab und zeigen einen deutlicheren Anstieg ihres Selbstwertgefühls. Diese Unterschiede fanden sich bei allen Subgruppen der Stichprobe. Nach den Ergebnissen dieser Längsschnittuntersuchung spielen für die Entwicklung des Selbstvertrauens folgende schulische Faktoren eine Rolle: Wichtig ist eine gute Beziehung zum Lehrer. Wenn Heranwachsende den Eindruck haben, mit dem Lehrer oder der Lehrerin gut auszukommen, nicht benachteiligt zu werden und den Lehrer nicht nur als strafende Instanz erleben, ist dies günstig für den Aufbau des Selbstvertrauens. Eine gestörte Lehrer-

Schüler-Beziehung bedeutet eine erhebliche Belastung für die Entwicklung eines positiven Selbstbildes. Dies fand sich bei allen Gruppen unabhängig von Alter, Geschlecht, Schulart oder Notendurchschnitt. Ferner zeigten sich klare statistische Zusammenhänge mit der Schulleistung. Je besser die Schulzensuren sind, um so positiver ist das Selbstbild. Für Mädchen scheinen während der ganzen Sekundarschulzeit die Noten wichtig zu sein, während bei Jungen erst in den Abschlußklassen ein Zusammenhang festzustellen war (ähnliche Befunde bei *Bachman*, 1984).
Hauptergebnis dieser Untersuchung ist, daß Mädchen trotz besserer Schulleistungen ein geringeres Selbstvertrauen aufweisen und der Unterschied gegenüber den Jungen während der Schulzeit sogar noch zunimmt. Insgesamt zeigte sich eine erstaunliche Stabilität bei der Entwicklung des Selbstvertrauens.
Die Wichtigkeit der Schulleistung für das Selbstkonzept und für das Selbstvertrauen wird auch durch die vielfältigen Befunde der umfangreichen Längsschnittuntersuchungen von *Fend* und Mitarbeitern an einer Stichprobe von 3730 Jungen und Mädchen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren unterstrichen. Dabei fanden sich zunächst klare Beziehungen zu den individuellen Attributionsmustern. Sehr selbstbewußte Schüler sind schnell bereit, schulische Erfolge durch eigene Begabung zu erklären, während weniger selbstbewußte ihre Mißerfolge eher auf mangelnde Begabung zurückführen, d. h. es kommt jeweils zu einer Bestätigung des Selbstkonzepts. Wichtig ist darüber hinaus, daß junge Menschen mit höherem Selbstvertrauen auch glauben, »man könnte, wenn man nur wollte«, sie haben also eine positivere Kontrollüberzeugung. Interessanterweise konnte bei diesen Untersuchungen nachgewiesen werden, daß für die Entstehung des Konzepts der eigenen Fähigkeiten (Begabungsselbstbild) schulische Leistungsinformationen für Kinder aus verschiedenen Schichten ein unterschiedliches Gewicht haben. Kinder von Vätern mit Abitur halten die Beurteilungskompetenz der Lehrer für geringer. Diese Kinder sind somit weniger durch Mißerfolge in der Schule betroffen. Es zeigte sich ferner, daß höhere Bildung zwar in verschiedenen sozialen Schichten gleich hoch bewertet wird, aber das Zutrauen, ob das eigene Kind es schaffen wird, bei den Eltern verschieden ausgeprägt ist. Weitere Befunde deuten darauf hin, daß die subjektive Interpretation der Umwelt wichtiger sein kann als die objektiven Bedingungen (Schulerfolg, soziometrischer Status in der Altersgruppe und familiärer Status). Wieweit schulische Mißerfolge auf die Persönlichkeit »durchschlagen« ist nach *Fend/Helmke* (1983) von folgenden drei Bedingungen abhängig: (1) Art der interpretativen und wertenden Verarbeitung in der Familie (*Fend/Helmke*, 1981), (2) Bedeutung der Leistung für die personale Wertschätzung durch den Lehrer und (3) Relevanz von Schulerfolg für Beliebtheit und Geltung in der schulischen Altersgruppe.
Die genannten Befunde verweisen auf die Bedeutung von Familie, Schule und Altersgruppe als Bezugssysteme für die Selbstwahrnehmung. Dabei geht es grundsätzlich um die Frage: Ist es besser, ein großer Frosch in einem kleinen Teich zu sein? (»frog pond«-Paradigma). Zur Bezugssystem-Hypothese des Selbstkonzepts gibt es bislang eine kontroverse Diskussion. Aufsehen erregten zunächst Befunde, wonach Schüler ein weniger positives Selbstkonzept eigener Begabung entwickeln, wenn sie mit sehr guten Schülern zusammen sind, so daß sie ihre Leistungen mit den

Leistungen der übrigen Schulkameraden vergleichen (*Davis*, 1966; *Marsh/Parker*, 1984). Sorgfältige Analysen von *Bachman/O'Malley* (1986) mit statistischer Kontrolle der individuellen Fähigkeit und des sozioökonomischen Status der Familie mit Daten einer für die USA repräsentativen Längsschnittuntersuchung ergaben lediglich geringe negative Zusammenhänge zwischen Leistungsniveau der Schule und Selbstkonzept sowie Selbstwertschätzung. Wohl aber fanden sich, ähnlich wie in vielen anderen Untersuchungen, klare Beziehungen mit der eigenen Schulleistung (gemessen durch verschiedene Tests und durch Noten). Interessant ist aber, daß die akademische Karriere fünf Jahre nach Abschluß der High School durch die familiäre Herkunft und durch die tatsächliche Schulleistung stark beeinflußt war. Dabei zeigten sich kaum zusätzliche Effekte des Selbstkonzepts der Begabung und der Selbstwertschätzung. Überhaupt kein Zusammenhang fand sich mit dem Leistungsniveau der Schule.

Die Reichweite sozialer Vergleichsprozesse scheint vor allem auf die eigene Schulklasse begrenzt zu sein (*Schwarzer/Jerusalem*, 1983). Ungeklärt ist dabei nach wie vor die Wirkungsrichtung, nämlich ob der Rangplatz der eigenen Leistung das Selbstkonzept oder das Selbstkonzept die eigene Leistung determiniert. Vermutlich wird man von einer reziproken Kausalität auszugehen haben, so daß einerseits das Selbstkonzept der Begabung zur individuellen Orientierung dient, ob sich Anstrengung lohnt, und andererseits die entsprechend erzielte Leistung wiederum das Selbstkonzept beeinflußt.

Die Stabilisierung des Selbstkonzepts erfolgt etwa zwischen dem 13. und dem 18. Lebensjahr bei Jungen und Mädchen in ähnlicher Weise. Die Stabilität ist um so größer, je positiver das Selbstkonzept ist (*Engel*, 1959). Wieweit sich nach Meinung der Jugendlichen ihr Selbstkonzept ändert (»Selbstkonsistenz«), hängt von verschiedenen Bedingungen ab. *Elliott* (1986) untersuchte den Zusammenhang zwischen Selbstwertschätzung und Selbstkonsistenz in der Altersspanne von 8 bis 19 Jahren. Bei den 8 bis 11-Jährigen war der Zusammenhang am stärksten ($r = .43$) und sank dann monoton ab auf .37 im Alter von 12 bis 14 Jahren bis zur späten Adoleszenz (15 bis 19 Jahre; $r = .27$). Die übrigen Befunde dieser Untersuchung belegen, daß vor Eintritt in das Jugendalter eher ein subjektiv vorgestelltes Selbst vorhanden ist, das noch wenig real abgesichert erscheint. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Funktion der Phantasie. In der Präadoleszenz kann die Phantasie zunächst die Selbstkonsistenz erleichtern, während die Phantasie in der frühen Adoleszenz ihren Einfluß verliert und in der späten Adoleszenz sogar negativ wirkt, da sie dann eher zu einer Flucht aus der Realität dient.

Bezugsgruppeneffekte sind auch für die Selbstwertschätzung nachgewiesen. Je höher der Status von Gruppen ist, um so höher ist die Selbstwertschätzung ihrer Mitglieder. Außenseiter haben im allgemeinen eine geringere Selbstwertschätzung (*Brown/Lohr*, 1987; *Felson/Reed*, 1986).

In Untersuchungen zeigen sich fast immer positive Korrelationen zwischen Selbstwertschätzung, Selbstvertrauen und Selbstkonzept, obwohl die Konzepte meist sehr unterschiedlich empirisch erfaßt werden. Auf die Zusammenhänge mit Berufswahl, Ausbildung und Zukunftsorientierung wird im nächsten Abschnitt näher eingegangen. Selbstwertschätzung erwies sich insbesondere als bedeutsam für die Bewälti-

gung von Streß (*Antonovsky*, 1981). Kritische Lebensereignisse werden von Personen mit positiver Selbstwertschätzung besser verarbeitet (*Pearlin/Scholler*, 1978), sie werden auch mit der Situation der Arbeitslosigkeit besser fertig. Demgegenüber ist bei niederer Selbstwertschätzung das psychische Wohlbefinden eher abhängig von Berufstätigkeit oder Arbeitslosigkeit (*Ellis/Taylor*, 1983; *Shamir*, 1986), manche Befunde sprechen sogar für Zusammenhänge mit Drogenkonsum und Delinquenz (*Binder*, 1988).

4. Zukunftsorientierung, Zeitperspektive und Lebensplanung

Selbstbild, Einstellung zu Familie, Beruf und Gesellschaft sowie Lebensplanung sind nicht unabhängig voneinander (*Scharmann*, 1976). Als Ergebnis einer Intensivstudie bei einer kleinen Stichprobe von Jugendlichen unterscheidet *Lenz* (1986) vier »Handlungstypen«, die grundsätzliche Formen der Orientierung veranschaulichen. Wegen der schmalen Datenbasis handelt es sich um vorläufige Befunde, die jedoch in wesentlichen Punkten durch Längsschnittuntersuchungen gestützt werden (*Pulkkinen*, 1987; *Müller*, 1980).

(1) *Der familienorientierte Handlungstyp:* Zentrales Bezugssystem für diese Jugendlichen ist die Herkunftsfamilie, zu der positive harmonische Beziehungen berichtet werden. Sie sind ordentliche und gewissenhafte Schüler, die Berufswahl ist durch die Eltern beeinflußt. Die Jugendphase wird von den Jugendlichen als Übergang zum Erwachsensein im Sinne der zu erwerbenden Kompetenz zu selbstverantwortlichen Entscheidungen verstanden. Das Selbstkonzept dieser Jugendlichen ist dadurch charakterisiert, daß sie sich als »normal« bezeichnen und sich bewußt von »auffälligen« Jugendlichen abgrenzen. Sie halten sich selbst für vernünftig und beschreiben sich als eher schüchtern, unsicher, kontaktarm und nachgiebig. Grundmuster des Lebensplanes ist die sequentielle Ordnung. Sie wollen zuerst die Ausbildung abschließen, dann heiraten und Familie haben. Beruflicher Aufstieg ist wichtig, ebenso die Frage nach dem Sinn des Lebens. Religiosität hat einen hohen Stellenwert.

(2) *Der hedonistisch orientierte Handlungstyp:* Diese Jugendlichen sind stark an der Gruppe der Gleichaltrigen orientiert. In ihrem Selbstbild halten sie sich partiell für Erwachsene, das andere Geschlecht ist für sie interessant. Wichtig ist die Verselbständigung von den Eltern, obwohl sie diese als Rückhalt schätzen. Ziel des Umgangs mit den Gleichaltrigen ist Spaß und Freude. Über sich selbst machen sie sich wenig Gedanken. Sie sind mit sich weitgehend zufrieden, wollen sich aber von der »Masse« abheben (z. B. durch modische Kleidung). Die Akzentsetzung auf Freizeitinteressen kann teilweise zur Vernachlässigung der Schule führen, allerdings wird von den Jugendlichen ein bestimmter Schulabschluß als unerläßlich für die berufliche Zukunft anerkannt. Der Lebensplan ist genußorientiert. Streben nach Luxus und materiellem Wohlstand wird deutlich, sie träumen vom »großen Geld«. Über den Sinn des Lebens machen sie sich keine Gedanken.

(3) *Maskulin-orientierte Jugendliche (»power and action«):* Diese Jugendlichen

möchten die Schulzeit möglichst rasch hinter sich bringen, da sie diese weitgehend als sinnlos erleben. Berufsarbeit wird der Schule vorgezogen. Sie sind der Meinung, daß man die Jugendphase möglichst ausleben sollte (»sich austoben«), bevor man in die Phase des Erwachsenen kommt, die mit mehr Pflichten und weniger Freiraum verbunden ist. Ihrer Vorstellung nach wollen sie meist nach einer Zeit des Zusammenlebens heiraten und Kinder haben. In den Lebensentwürfen zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede im Sinne der traditionellen Rollenverteilung. Mädchen nennen die Familie als wichtigsten Lebensinhalt und Jungen die Rolle des Versorgers der Familie. Hinsichtlich des Selbstbildes werden genannt: auffallen, sich nichts gefallen lassen, Durchsetzung durch Drohung und Gewalt. Häufig wird über Verkehrsunfälle berichtet (Moped u. a.). Kleidung ist wichtig, um aufzufallen und sich abzugrenzen. Über die Zukunft machen sich diese Jugendlichen wenig Gedanken, ebensowenig haben sie Interessen an Fragen nach dem Sinn des Lebens.

(4) *Der subjektorientierte Handlungstyp:* Diese Jugendlichen legen großen Wert auf Authentizität und Spontaneität bei der Beschreibung des Selbstbildes. Sie möchten nicht mehr »Theater spielen«, außerdem betonen sie den hohen Stellenwert von Gefühlen. Sie verfügen über ein hohes Maß an Selbstreflexion und stellen sich überwiegend »gegenkulturell orientiert« dar (z. B. Friedensbewegung oder Umweltgruppen). Die Kleidung wird von ihnen selbst als »vergammelt«, »locker« und »schlampig« charakterisiert. Wichtig ist ihnen, daß sie sich darin wohl fühlen. Erwachsensein wird mit negativen Vorstellungen besetzt. Sie distanzieren sich von der Herkunftsfamilie und möchten bereits als Jugendliche ein sinnerfülltes Leben verwirklichen. Keiner der Probanden brachte dies mit Religion in Verbindung. Berufswahlentscheidungen werden meist gegen die Wünsche der Eltern getroffen. Für Mädchen scheint der Beruf eine hohe Bedeutung zu haben.

Die Beschreibung dieser Handlungstypen macht zunächst deutlich, daß nicht generalisierend von »der Jugend« gesprochen werden darf. Umgekehrt stellt sich die Frage nach der Genese solcher Orientierungsmuster. Naheliegend wäre zunächst eine Erklärung, die das Zustandekommen an Schichtkriterien festmacht, jedoch spricht der Befund, daß Geschwister aus der gleichen Familie deutlich unterschiedlichen Handlungstypen zuzuordnen waren, für die Bedeutsamkeit weiterer Bedingungen.

Wichtig für die Lebensplanung ist die persönliche Zeitperspektive, d. h. die Gesamtheit der Ansichten einer Person über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (*Lewin*, 1963; *Trommsdorff*, 1983). Bei empirischen Untersuchungen unterscheidet man im allgemeinen nach Ausdehnung, Realitätsgrad und Strukturiertheit zeitperspektivischen Erlebens und Handelns. Nachgewiesen sind insbesondere Zusammenhänge mit Lebensalter, Geschlecht, Herkunftsfamilie, Schulbildung, Beruf und mit subjektiven Überzeugungen.

Tismer (1985 a) fand bei einer Stichprobe von Jungen und Mädchen im Alter zwischen 11 und 17 Jahren einen signifikanten Unterschied bezüglich der Zeitextension bei allgemeinen Zukunftsproblemen. Die Orientierung der Jungen bezog sich auf einen entfernteren Zeitpunkt als bei Mädchen. Bei der Frage nach der persönlichen Zukunft ergab sich für die Gesamtstichprobe kein Unterschied. Eine nähere Analyse nach

Altersgruppen zeigte allerdings, daß bei den Jungen in der jüngeren Altersgruppe (11 bis 14 Jahre) im Vergleich mit den Mädchen ebenfalls eine ausgedehntere Zeitperspektive auftrat, die jedoch bei den älteren (15 bis 17 Jahre) nicht mehr festzustellen war.

Bei einer Stichprobe von 962 deutschen männlichen und weiblichen Adoleszenten (Sekundarstufe, Berufsschule, Lehrerstudenten) untersuchte *Tismer* (1987) den Zusammenhang zwischen Lebensalter und Zeitdominanz. Erfaßt wurde hier die relative Wichtigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Für die Gesamtstichprobe war die Zukunft die dominante Zeitzone, jedoch ist mit steigendem Lebensalter während der Adoleszenz eine Abnahme der Zukunftsdominanz und eine Zunahme der Gegenwartsdominanz zu beobachten. Geschlechtsdifferenzen waren nicht festzustellen. Diese Verschiebung der Zeitdominanz ist bei Studenten besonders interessant. Bei ihnen liegt eine etwa gleich starke Betonung von Gegenwart und Zukunft sowie eine relativ stärkere Dominanz der Vergangenheit vor. Außerdem zeigte sich, daß die jüngeren Probanden die Zeitspanne zwischen Vergangenheit und Zukunft länger angaben als die älteren. Die Ergebnisse sprechen dafür, daß jüngere Heranwachsende auf die Zukunft hin orientiert sind, diese jedoch eher unscharf und in weiter Ferne erlebt wird. Demgegenüber setzen sich junge Erwachsene eher mit den Aufgaben der Gegenwart auseinander, so daß hier eine entsprechende Akzentverlagerung erfolgt.

Zusammenhänge finden sich auch zwischen Zeitperspektive und Schicht. Übereinstimmend wurde festgestellt, daß Personen der sozialen Mittelschicht im Vergleich zu Unterschichtangehörigen häufiger durch eine größere Spannweite des Zukunftsbezugs charakterisiert sind, nur bei wenigen Erhebungen ist die Ausdehnung des Zukunftsbezugs in etwa gleich (*Tismer*, 1985b). Die Unterschiede dürften vor allem auf die elterliche Erziehung zurückzuführen sein. Wie bereits erwähnt, erfahren Unterschichtkinder häufig eine geringere Zukunftszuversicht sowie ein relativ begrenztes Vertrauen in ihre Fähigkeiten.

Es gibt eine Reihe von Befunden zum Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit, Schulausbildung und Zeitperspektive. *Lamm* et al. (1976) fanden zunächst, daß Mittelschichtjugendliche eine größere Spanne zukunftsbezogener Perspektive aufwiesen als Unterschichtjugendliche. Unterschiede zeigten sich ferner bei den Inhalten. Mittelschichtjugendliche erwähnten weniger »private« und deutlich mehr politisch-gesellschaftliche Anliegen und Zielsetzungen. Hauptschüler nannten im Vergleich zu Gymnasiasten häufiger den beruflichen Bereich. Aus dieser Untersuchung ging die Längsschnittstudie von *Trommsdorff* et al. (1979) hervor. Hier zeigte sich bei einer zweiten Untersuchung nach 2 Jahren, daß sich die Hauptschüler zu beiden Meßzeitpunkten detaillierter über ihre zukünftige Berufstätigkeit äußerten als die Gymnasiasten. Kein Unterschied fand sich zwischen beiden Schülergruppen hinsichtlich Extension und pessimistischer bzw. optimistischer Bewertung. Interessanterweise wiesen in dieser Untersuchung die Hauptschulabgänger ein größeres Maß an internaler Kontrolle auf als die Gymnasiasten. Die mit dem Eintritt ins Berufsleben erfahrenen Handlungsmöglichkeiten und die finanzielle Unabhängigkeit hatten offensichtlich den Effekt, daß sie ihren eigenen Fähigkeiten mehr vertrauten.

Der Einfluß der Schulbildung auf die Lebensplanung wurde in einer Reihe von Untersuchungen aufgezeigt. *Hille* (1976) fand, daß bei Mädchen die Schulbildung stärkeren Einfluß auf die Art der Lebensplanung hatte als der soziale Status der Herkunftsfamilie. Hauptschülerinnen hatten eher konservativ-traditionelle Vorstellungen über ihre Zukunft, während bei Gymnasiastinnen eher progressiv-rigorose Zukunftsvorstellungen festzustellen waren. Die Realschülerinnen lagen etwa dazwischen und akzeptierten häufiger die weibliche Doppelrolle in Familie und Beruf.
Rosenmayr/Kreutz (1973) untersuchten ca. 3800 Schülerinnen im Alter von 15 Jahren. Fast alle Mädchen strebten nach Abschluß der Schule eine möglichst einträgliche Berufstätigkeit an, wobei Mädchen mit einer weniger qualifizierten Schulbildung und mit niedrigerem sozio-ökonomischen Status eher davon ausgingen, nach der Heirat und der Geburt des ersten Kindes nicht weiter berufstätig zu sein. Die hauptsächlichsten Unterschiede zeigten sich jedoch bei der Kontrollüberzeugung. Diese Mädchen waren im Vergleich mit den Mädchen mit qualifizierter Schulbildung und aus der Mittelschicht eher fatalistisch orientiert. Mädchen mit qualifizierter Schulbildung hatten klarere Ziele und glaubten eher an die Planbarkeit und »Machbarkeit« der Zukunft.
Lebensplanung und Zukunftsorientierung sind auch durch soziale Rollenvorstellungen beeinflußt (*Trommsdorff*, 1986; *Lamm* et al., 1976). Unabhängig von Ausbildungsniveau und sozialer Schicht befürchten junge Frauen grundsätzlich mehr Probleme in Familie und Beruf, außerdem nehmen sie im Vergleich zu den jungen Männern häufiger an, die Zukunft weniger kontrollieren zu können. Mädchen nennen die Sorge um die Berufswahl öfter als die Jungen, während andererseits die männlichen Jugendlichen sich mehr um das Finden einer Arbeitsstelle und den künftigen Lebensunterhalt sorgen. Die immer noch wirksamen Rollenstereotype scheinen also Zeitplanung und Prozeß der Berufswahl bei Mädchen und Jungen mit zu determinieren.
Besonders wichtig für die Art der individuellen Zukunftsorientierung sind Eltern und Lehrer. Jugendliche, die ihre Eltern als liebevoll und unterstützend erleben, sehen mit mehr Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft, glauben mehr an die persönliche Kontrolle der Zukunft und sind eher gewillt, Bedürfnisbefriedigungen aufzuschieben (*Trommsdorff*, 1986; *Heckhausen*, 1980). *Trommsdorf* (1983) fand auch eine klare Beziehung zwischen Lehrererwartung und Zukunftsorientierung der Schüler. Jugendliche, von denen die Lehrer annahmen, daß sie im späteren Leben erfolgreich sein werden, hatten selbst eine optimistischere Zukunftsorientierung und waren stärker von der internalen Kontrolle ihrer Zukunft überzeugt.
Die bisher referierten Ergebnisse stimmen darin überein, daß die individuelle Kontrollüberzeugung für die Art der Zukunftsorientierung und der Lebensentwürfe eine zentrale Rolle spielt. Es ist also entscheidend, ob ein junger Mensch annimmt, selbst Einfluß auf seine Lebensumstände nehmen zu können oder durch externe Bedingungen fremdbestimmt zu sein. Wahrgenommene Kontrollierbarkeit von Handlungsergebnissen schließt die Steuerung und Kontrollierbarkeit des eigenen Verhaltens mit ein, sie ist die Voraussetzung für erlebte Verantwortung. Fehlt eine solche persönliche Kontrollüberzeugung oder ist sie nur schwach ausgeprägt, so fühlt sich ein Individuum äußeren Einflüssen ausgeliefert, setzt sich nicht aktiv

damit auseinander und versucht bestenfalls, sich diesen Einflüssen zu entziehen. Selbstbild, Selbstwertschätzung, Kontrollüberzeugung, Zeitperspektive, Zukunftserwartungen und eigenes Handeln hängen also eng zusammen und beeinflussen die individuelle Sicht und Beurteilung der Gesamtsituation.

In einer finnischen Langzeituntersuchung (*Pulkkinen*, 1987) wurden Jungen und Mädchen im Alter von 8, 14 und 20 Jahren untersucht. Die Zukunftsorientierung bei den 20jährigen war grundsätzlich positiv, etwa die Hälfte der Jugendlichen hatte optimistische Erwartungen. Die meisten äußerten Wünsche und Pläne für die Zukunft und sie hielten ihre eigenen Möglichkeiten für realistisch. Nur etwa ein Siebtel hatte überwiegend negative Erwartungen, sie verfügten über keine Pläne, waren pessimistisch und unrealistisch. Planungsverhalten, Optimismus und Realismus waren positiv korreliert, wobei Optimismus und Realismus besonders bei Mädchen einen engen Zusammenhang aufwiesen.

Schulbildung und Schulerfolg sowie Berufswahl stellten auch bei dieser Untersuchung wichtige Determinanten der Zukunftsorientierung dar. Je besser die Schulzeugnisse waren, desto optimistischer sah die Zukunftsorientierung aus und desto klarer waren die Zukunftspläne (besonders bei Jungen). Mangelnde Schulbildung korrelierte sowohl bei Jungen als auch Mädchen mit Zukunftspessimismus. Eigene Erfahrung der Arbeitslosigkeit ging (besonders bei Mädchen) einher mit pessimistischer und unrealistischer Zukunftsorientierung. Mittels Faktorenanalyse gelang es, zwei Gruppen zu unterscheiden: Eine Gruppe von Jugendlichen (»Streber«) waren gut angepaßt, äußerten sich optimistisch zur Zukunft und waren mit ihren bisherigen Entscheidungen zufrieden. Sie hatten realistische Auffassungen von sich und auch hinsichtlich ihrer Wünsche, die Pläne für die Zukunft waren klar. In der Schule waren sie erfolgreich und setzten ihre Studien fort. Sie sahen selten fern und rauchten nicht, fühlten sich verantwortlich für die Gesellschaft und interessierten sich für gesellschaftliche Probleme. Die Jugendlichen der anderen Gruppe (»Verlierer« genannt) zeigten Angst vor der Zukunft, waren unzufrieden mit ihren bisherigen Entscheidungen, hatten kein Selbstvertrauen und keine Zukunftspläne, schlechten Schulerfolg und unterbrachen oft die Ausbildung. Sie lebten in den Tag hinein, sahen viele Stunden täglich fern und rauchten viel. Sie hatten Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit und interessierten sich nicht für gesellschaftliche Probleme. Sie berichteten über Konzentrationsschwierigkeiten und über Probleme beim Finden von Freunden.

Bemerkenswert sind die gefundenen Zusammenhänge zwischen dem Verhalten im Alter von 8 bzw. 14 Jahren und der Zukunftsorientierung im Alter von 20 Jahren: »Aggressives und impulsives Verhalten und Schuleschwänzen sagten immer Pessimismus vorher, während starke Selbstkontrolle und guter Schulerfolg Prädiktoren für die Deutlichkeit der Zukunftspläne waren und Schulerfolg auch für Optimismus« (*Pulkkinen*, 1987, 28). Ferner bestätigen die Befunde die Bedeutsamkeit der Elternbeziehung für die individuelle Zukunftsorientierung. Wichtig waren bei den Jungen Belohnungen der Eltern und deren Ermutigung zu Aktivitäten sowie tägliche Interaktion mit den Eltern, bei Mädchen waren es eine intakte Familie und eine aktive Rolle des Vaters in der Familie.

Diese Befunde werden durch Ergebnisse einer umfangreichen Längsschnittuntersu-

chung in der DDR (von 1968 bis 1978) mit einer Ausgangsstichprobe von 1 109 Schülern gestützt (*Friedrich/Müller*, 1980). Die Schüler wurden vom 11. Lebensjahr über 10 Jahre bis zum 21. Lebensjahr jährlich untersucht. Es zeigte sich zunächst, daß bei Schülern und späteren Lehrlingen die Tendenz zur konkreten Lebensplanung sich immer stärker verfestigt. Von der 6. bis zur 10. Klasse steigen die Häufigkeiten einer klaren Lebensplanung von 70% auf 86%. Sie bleibt dann bei den 18- bis 20jährigen auffallend konstant. Es gibt auch konstant negativ Orientierte (ca. 10%). Daneben lassen sich »Wechsler« feststellen, die bei aufeinanderfolgenden Befragungszeitpunkten unterschiedlich antworteten. Hochschulstudenten zeigten eine höhere Sicherheit der Lebensorientierung als Arbeiter. In dieser Studie haben (im Gegensatz zu den anderen genannten Untersuchungen) Mädchen eine viel fester abgeklärte Zukunftsvorstellung als die gleichaltrigen Jungen. »Das hängt natürlich damit zusammen, daß die männliche Jugend dieses Alters die Wehrdienstzeit noch vor sich hat und diese vielfach erst noch abwartet, ehe sie weiter konkret plant« (*Müller*, 1980, 121). Insgesamt wurde deutlich, daß sich unter den Bedingungen der Beständigkeit der Erziehungssituation und der gesamten Lebensbedingungen die bis zum Alter von 13/14 Jahren angeeignete Grundorientierung verfestigt, d. h. von einem generellen Umbruch der Werte im Jugendalter kann nicht die Rede sein. *Müller* (1980, 136f.) konnte ebenfalls feststellen, daß sich die gesellschaftlich engagierten Jugendlichen deutlich von den Nicht-Interessierten unterscheiden. Die Engagierten lesen mehr Bücher, bilden sich häufiger weiter, beteiligen sich öfter an gesellschaftlichen Veranstaltungen, gehören weniger Freizeitgruppen an, besuchen seltener Gaststätten, rauchen weniger, sind häufiger aktiv statt passiv sportinteressiert und haben eine festere Bindung an den Beruf.

Eine ähnliche Zusammenhangsstruktur fand *Neubauer* (1967) bei einer Stichprobe von 630 deutschen und 210 schweizerischen jungen Arbeitern. Junge Arbeiter mit einer überdurchschnittlichen Selbstwertschätzung haben mehr Selbstsicherheit und Selbstvertrauen. Im Vergleich zu Personen mit einer weniger positiven Selbstwertschätzung haben sie häufiger einen Lehrberuf und sind mit der Berufswahl zufriedener, sie sind zukunftsorientiert und wollen sich fortbilden. Außerdem sind diese Arbeiter politisch interessierter, lesen häufiger Bücher und sind eher aktive Sportler. Ferner sind sie auch bei sozialen Kontakten aufgeschlossener und aktiver. Diese Untersuchung liegt zwar bereits etwa 20 Jahre zurück, jedoch erbrachte die Shell-Studie 1985 mit einer Stichprobe von 1 472 Befragten im Alter zwischen 15 und 24 Jahren (*Fischer* et al., 1985) verblüffend ähnliche Ergebnisse, die auch mit den Befunden der beiden Längsschnittuntersuchungen gut übereinstimmen.

Bei der Einschätzung der persönlichen Zukunft äußerten sich 47% eher zuversichtlich, 44% gemischt und nur 9% erwarten eine düstere Zukunft. In einer weitergehenden Analyse wurden die »Optimisten« (N = 692) mit den »Pessimisten« (N = 128) verglichen. Dabei ergaben sich eine Reihe von signifikanten Unterschieden. Die pessimistischen Jugendlichen sehen sich eher im Gegensatz zu Erwachsenen, glauben häufiger, daß die Erwachsenen vor allem im politischen Bereich falsch handeln, ebenso vermuten sie mehr Konflikte und Spannungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen (z. B. Menschen aus der Mittelschicht und Menschen aus der Arbeiterschaft, Männer und Frauen). Für relativ unwichtig halten sie (sehr viel

häufiger als die Optimisten) Ordnung und Sauberkeit, Fleiß und gute Umgangsformen, Zufriedenheit mit dem Gegebenen, Sparsamkeit und Pflichtgefühl. Pessimisten wollen häufiger keine Kinder haben als Optimisten (26% vs. 4%) und wollen sie anders erziehen als die Eltern. Sie berichten auch häufiger über Konflikte mit ihren Eltern. Pessimisten kritisieren häufiger Prüfungen und Zeugnisse sowie den Unterricht im allgemeinen, ihnen gefielen auch häufiger bestimmte Lehrer nicht. Entsprechend haben Pessimisten mehr Probleme mit Schule und Ausbildung, vor allem blieben sie häufiger sitzen oder konnten keine Lehrstelle finden.
Bemerkenswert sind auch die Befunde zur politischen Orientierung. Pessimisten neigen stärker zu alternativen politischen Gruppen (Grüne, Kernkraftgegner, Friedensbewegung), während die Optimisten eher konservativen politischen Parteien nahestehen. Darüber hinaus besteht eine signifikante Beziehung zwischen der Einschätzung der persönlichen Zukunft und der gesellschaftlichen Zukunft, d.h. Pessimisten sehen auch die gesellschaftliche Zukunft düsterer. Unterschiede zeigen sich außerdem in Freizeitaktivitäten und anderen Lebensbereichen. Optimisten treiben häufiger aktiv Sport und interessieren sich mehr für Auto/Motorrad, Haushaltstechnik und Computer. Demgegenüber neigen Pessimisten eher zu passiven Möglichkeiten, bevorzugen Entspannungstechniken, gehen seltener in den Gottesdienst, beten seltener und glauben weniger oft an ein Weiterleben nach dem Tod. Sie hören häufiger laute Musik und rauchen häufiger als die Optimisten. Insgesamt stimmen die berichteten Befunde erstaunlich gut überein. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen:

(1) Selbstwertschätzung, Kontrollüberzeugung und Zeitperspektive stehen in einem engen Zusammenhang. Furcht vor Mißerfolg und ungünstiges Selbstkonzept eigener Fähigkeiten gehen mit einer eher negativen Kontrollüberzeugung einher. Dies bedeutet, daß man sich keinen oder nur einen unerheblichen Einfluß auf das Zustandekommen von Ereignissen zuschreibt. Berücksichtigt man, daß die Selbstkontrolle als Vorläufer der Kontrollüberzeugung angesehen werden kann, so ergibt sich daraus eine Tendenz, kurzfristig, spontan und ungeplant Befriedigungen anzustreben. Es entsteht der Typus einer »Nahorientierung« (*Neubauer*, 1967). Sie ist gekennzeichnet durch eine Akzentuierung der Gegenwart und durch die Beschränkung auf eine geringe Spannweite der allgemeinen Interessen, die zudem auf den persönlichen Nahbereich begrenzt sind. Es fehlt jegliche Prospektivität, d.h. man trinkt beispielsweise Alkohol, obwohl man später mit dem Auto heimfahren muß (*Pulkkinen*, 1987). Bei einer entsprechend positiven Selbstwertschätzung und der Überzeugung, durch eigenes Verhalten bestimmte Ziele in Zukunft mit einem hohen Grad an Sicherheit erreichen zu können, ergibt sich der Typus einer »Fernorientierung«. Diese ist charakterisiert duch Selbstverantwortlichkeit, konkrete Pläne und Lebensentwürfe sowie Interessen für Weiterbildung, Gesellschaft und Politik. Das Ausmaß kurzfristiger Bedürfnisbefriedigung kann zugunsten eines »deferred gratification pattern« zurückgestellt werden, wie dies im Zusammenhang mit Untersuchungen zur Leistungsmotivation mehrfach belegt wurde (*Heckhausen*, 1980).

(2) Im Verlauf des Jugendalters kommt es generell zu einer Stabilisierung des

Selbstbildes, der Selbstwertschätzung und der Lebensziele. Nur bei einem relativ kleinen Anteil von Jugendlichen sind gravierende Umbrüche oder Schwierigkeiten zu beobachten. Entscheidend ist dabei die gesamte Lebenssituation, insbesondere die Stabilität der Herkunftsfamilie sowie der gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen. Die Gefahr von Arbeitslosigkeit, von atomarer Bedrohung oder andere Unsicherheitsfaktoren sind wichtige Quellen der Zukunftsangst. Jedoch ist die Art der Bewältigung dieser Zukunftsangst wiederum abhängig vom individuellen Selbstverständnis und der Verankerung in übergreifenden Wertsystemen.

(3) Aufgabe künftiger Forschung wird es sein müssen, die Determinanten für die Zukunftsorientierung und Lebensentwürfe näher zu untersuchen. Neben persönlichen Konstrukten und tatsächlichen Handlungsmöglichkeiten (z. B. Verfügbarkeit von Ressourcen) sind es bestimmte Zäsuren (z. B. Schulabschluß, Entlassung aus der Wehrpflicht, Abschluß der Berufsausbildung), die als Fixpunkte für die individuelle Zeitorientierung dienen (*Kohli*, 1978). Damit ist zu erklären, warum Hauptschüler klarere Zielvorstellungen hatten als Gymnasiasten oder Studenten. Bei solchen Übergängen kann es dann zu vorübergehenden Orientierungsstörungen kommen (sog. »Praxisschock«), bis durch die Bewältigung dieses kritischen Lebensereignisses eine neue Identität (*Deusinger*, in diesem Band) erreicht ist.

Literatur

Antonovsky, A.: Health, stress and copings. San Francisco 1981 – *Bachman, J. G.:* »Die Bedeutung des Bildungsniveaus für Selbstwertgefühl, berufsbezogene Einstellungen, Delinquenz und Drogenkonsum von Jugendlichen«. Probleme des Jugendalters. Hg. *E. Olbrich, E. Todt.* Berlin 1984, 131–157 – *Bachman, J. G., O'Malley, P. M.:* »Self-esteem in young men: A longitudinal analysis of the impact of educational and occupational attainment«. Journal of Personality and Social Psychology. 35, 1977, 365–380 – *Bachman, J. G., O'Malley, P. M.:* »Self-concepts, self-esteem, and educational experiences: The frog pond revisited (again)«. Journal of Personality and Social Psychology. 50, 1986, 35–46 – *Baumeister, R. F.:* »How the self became a problem: A psychological review of historical research«. Journal of Personality and Social Psychology. 52, 1987, 163–176 – *Bem, D. F.:* »Theorie der Selbstwahrnehmung«. Selbstkonzeptforschung. Hg. *S.-H. Filipp*. Stuttgart 1979, 92–127 – *Binder, A.:* »Juvenile delinquency«. Annual Review of Psychology. 39, 1988, 253–282 – *Brandtstädter, J.:* »Entwicklungsprobleme des Jugendalters als Probleme des Aufbaus von Handlungsorientierung«. Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme der Adoleszenz. Hg. *D. Liepmann, A. Stiksrud.* Göttingen, Toronto, Zürich 1985, 5–12 – *Brehm, J. W.:* Responses to loss of freedom. A theory of psychological reactance. Morristown 1972 – *Brown, B., Lohr, M. J.:* »Peergroup affiliation and adolescent self-esteem: An integration of egoidentity and symbolic-interaction theories«. Journal of Personality and Social Psychology. 52, 1987, 47–55 – *Davis, J. A.:* »The campus as a frog pond: An application of the theory of relative deprivation to career decisions of college men«. American Journal of Sociology. 72, 1966, 17–31 – *Douvan, E., Adelson, J.:* The adolescent experience. New York 1960 – *Elliott, G. C.:* »Self-esteem and self-consistence: A theoretical and empirical link between two primary motivations«. Social Psychology Quarterly. 49, 1986, 207–218 – *Ellis, R. A., Taylor, S. M.:* »Role of self-esteem within the job search process«. Journal of Applied Psychology. 68, 1983, 632–640 – *Engel, M.:* »The stability of self-concept in adolescence«. Journal of Abnormal and Social Psychology. 58, 1959, 211–215 – *Ewert, O.:* Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Stuttgart 1983 – *Felson, R. B., Reed, M. D.:* »Reference groups and self-appraisals of

academic ability and performance«. Social Psychology Quarterly. 49, 1986, 103–109 – *Fend, H., Helmke, A.:* »Die Konstanzer Untersuchungen über Verbreitung und Bedingungen psychologischer Risikofaktoren«. Persönlichkeitsentwicklung und Gesundheit im Schulalter. Hg. *G. Zimmer*, Frankfurt 1981 – *Fend, H., Helmke, A.:* »Selbstkonzepte und Selbstvertrauen«. Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie. 2, 1983, 67–78 – *Filipp, S.-H.:* »Die Rolle von Selbstkonzepten im Prozeß der Auseinandersetzung mit und Bewältigung von kritischen Lebensereignissen«. Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie. 2, 1983, 39–47 – *Fischer, A., Fuchs, W., Zinnecker, J.:* Jugendliche und Erwachsene '85, Bd. 1 bis 5. Opladen 1985 – *Friedrich, W., Müller, H.:* Zur Psychologie der 12- bis 22jährigen. Berlin 1980 – *Havighurst, R.J.:* Developmental tasks and education. New York 1982 – *Heckhausen, H.:* Motivation und Handlung. Berlin 1980 – *Hille, B.:* Berufs- und Lebenspläne 16jähriger Schülerinnen. Frankfurt/Main 1976 – *Horstkemper, M.:* Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen. Weinheim, München 1987 – *Kohli, M.:* Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, Neuwied 1978 – *Lamm, H., Schmidt, R.W., Trommsdorff, G.:* »Sex and social class as determinants of future orientation (time perspective) in adolescents«. Journal of Personality and Social Psychology. 34, 1976, 317–326 – *Lenz, K.:* Alltagswelten von Jugendlichen. Frankfurt/Main, New York 1986 – *Lewin, K.:* Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Bern 1963 – *Marsh, H.W., Parker, J.W.:* »Determinants of student self-concept: Is it better to be a relative large fish in a small pond even if you don't learn to swim as well?« Journal of Personality and Social Psychology. 47, 1984, 213–231 – *Martin, M., Walter, R.:* »Körperselbstbild und Neurotizismus bei Kindern und Jugendlichen«. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie. 31, 1982, 213–218 – *Meyer, W.U.:* Das Konzept von der eigenen Begabung. Bern, Stuttgart 1984 – *Mrazek, J.:* »Struktur und Entwicklung des Körperkonzepts im Jugendalter«. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie. 19, 1987, 1–13 – *Müller, H.:* »Zur Entwicklung von Lebensorientierungen im Jugendalter«. Zur Psychologie der 12- bis 22jährigen. Hg. *W. Friedrich, H. Müller*. Berlin 1980, 116–145 – *Neubauer, W.:* »Selbsteinschätzung und Idealeinschätzung junger Arbeiter als Gegenstand sozialpsychologischer Verhaltensforschung«. Diss., Universität Erlangen-Nürnberg 1967 – *Offer, D.:* »Das Selbstbild normaler Jugendlicher«. Probleme des Jugendalters. Hg. *E. Olbrich, E. Todt*. Berlin 1984, 111–130 – *Pearlin, L., Schooler, C.:* »The structure of coping«. Journal of Health and Social Behavior. 22, 1978, 337–356 – *Pulkkinen, L.:* »Zukunftsorientierung bei Jugendlichen: Untersuchung zur Multidimensionalität und Multidirektionalität der psychischen Entwicklung«. Psychologie in Erziehung und Unterricht. 34. Jg., 1987, 20–32 – *Ries, G., Schlossarczyk, A., Fischer, M.:* »Selbstdarstellungen von Jugendlichen im Generationenvergleich«. Psychologie in Erziehung und Unterricht. 35. Jg., 1988, 34–47 – *Rosenmayr, L., Kreutz, H.:* Rollenerwartungen der weiblichen Jugend. Wien 1973 – *Scharmann, T.:* Der Industriebürger. Gesellschaftliche Orientierung und berufliche Einstellung junger Arbeiter und Angestellter. Bern, Stuttgart u. Wien 1976 – *Schwarzer, R., Jerusalem, M.:* »Selbstkonzeptentwicklung in schulischen Bezugsgruppen – eine dynamische Mehrebenenanalyse«. Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie. 2, 1983, 79–87 – *Seligman, M.E.P.:* Erlernte Hilflosigkeit. 3. Aufl., München 1986 – *Shamir, B.:* Self-esteem and the psychological impact of unemployment«. Social Psychology Quarterly. 49, 1986, 61–72 – *Silbereisen, R., Zank, S.:* »Development of self-related cognitions in adolescents«. The self in anxiety, stress and depression. Hg. *R. Schwarzer*. Amsterdam 1984 – *Steinhausen, H.-C.:* »Das Jugendalter – eine normative psychologische Krise?« Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie. 36, 1987, 39–49 – *Tismer, K.-G.:* »Sex and age differences in personal and global future time perspectives: A replication«. Perceptual and Motor Skills. 61, 1985a, 1007–1010 – *Tismer, K.-G.:* »Zeitperspektive und soziale Schichtzugehörigkeit«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 37. Jg. 1985b, 677–697 – *Tismer, K.-G.:* »Psychological aspects of temporal dominance during adolescence«. Psychological Reports. 61, 1987, 647–654 – *Trommsdorff, G.:* »Future orientation and socialization«. International Journal of Psychology. 18, 1983, 381–406 – *Trommsdorff, G.:* »Future time orientation and its relevance for development as action«. Development as action in context. Hg. *R.K. Silbereisen, K. Eyferth, G. Rudinger*. Berlin 1986, 121–136 – *Trommsdorff, G., Lamm, H., Schmidt, R.W.:* »A longitudinal study of adolescents' future orientation (time perspective)«. Journal of Youth and Adolescence. 8, 1979, 131–147 – *Weiner, B.:* Human motivation. New York 1980.

Karin-Susanne Eichentopf

Geschlechtsrollen: Übernahme und Ausübung bei Jugendlichen

1. Problemstellung

Seitdem Sexualität kein Tabuthema mehr ist, seit *Kinsey* detaillierte Informationen über das sexuelle Verhalten von amerikanischen Männern und Frauen lieferte (1967; 1968) – und damit nicht nur positive Reaktionen auslöste (z.B. *Schelsky*, 1955, 51ff.) – fand auch die Sexualität von Jugendlichen in der empirischen Forschung immer wieder Berücksichtigung.
Der vorliegende Beitrag verfolgt das Ziel, darzustellen, wie sich das Sexualverhalten Jugendlicher in Forschungsergebnissen präsentiert, welche geschlechtsspezifischen Differenzen festzustellen sind und in welcher Form solche Differenzen mit Konzeptionen von Geschlechtsrollen(übernahme) in Verbindung gebracht werden. Allerdings stellte sich schon nach oberflächlicher Durchsicht der Literatur heraus, daß theoretische Konzeptionen und empirische Forschung in diesem Bereich relativ unverbunden scheinen. Daraus ergeben sich Konsequenzen für den Leser ebenso wie für die Autorin. Wenn empirischen Untersuchungen theoretische Vorgaben fehlen, ist eine zusammenfassende Darstellung gezwungen, mögliche theoretische Bezüge in allgemeinen Ansätzen zur Geschlechtsrollenübernahme zu suchen. Auf der einen Seite kann demnach auf den theoretischen Abriß in seiner allgemeinen Form nicht verzichtet werden; auf der anderen Seite muß es aber ein Abriß bleiben, da Gegenstand des Aufsatzes nicht allgemeine Theorieansätze zur Geschlechtsrollenübernahme, sondern Beiträge der empirischen Forschung zu Geschlechtsrollen im jugendlichen Sexualverhalten sind. Daher wird dem Leser möglicherweise ein Übergang von Abschnitten zu Theorie einerseits und Empirie andererseits fehlen. Außerdem dürfte eine Darstellung der Verbindung von Theorie und Empirie insgesamt bruchstückhaft bleiben. Umfang, Ausführlichkeit und aufklärerische Bedeutung der vorliegenden empirischen Untersuchungen machen eine zusammenfassende Darstellung ihrer Ergebnisse dennoch unerläßlich.
Im folgenden werden Ansätze zur Übername von Geschlechtsrollen kurz dargestellt bevor auf die empirischen Arbeiten eingegangen wird. Die Untersuchungen werden – im Hinblick auf die o.a. Aufgabenstellung – ausgewählt und ihre Inhalte zusammgengefaßt. Bei der Bearbeitung des Themas ergeben sich zwei generelle Probleme:

1. Konzepte von Geschlechtsrollen bzw. Geschlechtsrollenübernahme implizieren systematisierbare Differenzen zwischen Frauen und Männern, die sich im Verhalten und/oder den Verhaltenserwartungen der Umgebung niederschlagen. In heterosexuellen Beziehungen sind solche Differenzen – wegen der physischen Verschiedenheit – so zwingend, daß sie schon Bestandteil des Begriffs »heterosexuelle Beziehung« sind

2. Diese Differenzen machen es schwierig, den Themenbereich »Geschlechtsrolle« auf sexuelle Beziehungen zu beschränken: einige Unterschiede im Sexualverhalten müssen nicht soziologisch/psychologisch erklärt werden (eventuell biologisch/medizinisch), sie sind physisch vorgegeben. Eine Konsequenz daraus ist, daß der Themenbereich »Geschlechtsrolle« an keiner Stelle in alleinigem Zusammenhang mit sexuellen Verhaltensweisen und Einstellungen abgehandelt wird. Die Thematik geht über Sexualität weit hinaus.

1.1. Biologisches und soziales Geschlecht

Ältere Ausführungen zur Jugendforschung differenzieren nach »biologischem« und »sozialem« Geschlecht (z.B. *Ausubel*, 1968, 395ff.): Biologisches Geschlecht umfaßt geschlechtsspezifische Eigenarten, die durch Körperfunktionen festgelegt sind; soziales Geschlecht meint kulturell bestimmte Eigenschaften, die Frauen und Männern aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit zugeordnet werden.
Teilweise werden soziale Geschlechtsrollen auf biologische Differenzen zurückgeführt (geringere Körperkraft von Frauen, Gebärfähigkeit als Begründung für die Bindung der Frau an Haus und Familie); immer wieder wurde aber auf die Bedeutung von kulturellen Kontexten für die Ausprägung sozialer Geschlechtsrollen verwiesen (z.B. *Mead*, 1976; *Schelsky*, 1955; *Kentler*, 1979).
Die biologische Geschlechtsrolle wird in der Sozialforschung zumeist nicht eigens thematisiert (das biologische Geschlecht kann weiter differenziert werden z.B. in chromosomales und gondonales Geschlecht, *Merz*, 1979, 41ff.; *Molinski*, 1986, 149f.). Dennoch sind biologische Differenzen in der Sexualforschung von großer Bedeutung; sie gewinnen thematische Bezüge aus Medizin, Psychologie und Soziologie. Medizinische (z.B. Kontrazeptionsmethoden), psychologische und soziale Aspekte (Tabuisierung, Devianz, Gewalt) können unmittelbar zusammenhängen.
Unzutreffend ist aber die Annahme, daß biologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern »natürlich« (unvermeidlich, unveränderlich) sind, während soziale Geschlechtsrollen beliebig verändert werden können: Einerseits wurden die Inhalte der sozialen Geschlechterrolle von der Soziologie z.T. als »natürlich« vorgegeben angesehen (s.o.), andererseits darf auch die Beständigkeit kulturell determinierter Geschlechtsunterschiede nicht unterschätzt werden. Biologisches und soziales Geschlecht sind Bestandteil einer komplexen Entwicklung; die Bedeutung beider für die Persönlichkeitsentwicklung ist allerdings umstritten (*Bancroft*, 1985, 9ff.).

1.2. Geschlechtsrollenübernahme

Die Übernahme geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen wird als ein psychosozialer Prozeß verstanden. In verschiedenen Entwicklungsphasen wird das Kind mit unterschiedlichen Verhaltensmustern konfrontiert. Über Imitation, Identifikation, Kognition, Umweltreaktion bestimmen diese Muster das eigene Verhalten. Welchen Stellenwert z.B. Kognition und Umweltreaktionen haben, ist – je nach theoretischem Ansatz – verschieden. In der Literatur werden Identifikationstheorie, Lerntheorie und kognitive Entwicklungstheorie unterschieden.

Identifikationstheorie: Identifikationstheoretisch gesehen entsteht ein bestimmtes Verhalten durch Imitation bzw. durch Identifikation mit einem Modell. Für Kinder sind die Eltern die ersten und zunächst wichtigsten Interaktionspartner: Die Eltern sind Modell für das kindliche Lernen von Verhaltensmustern. Die Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil erfolgt als

- defensive Identifikation (*Freud*, 1972, vgl. zusammenfassend *Croissier*, 1979, 72ff.; *Schenk*, 1979, 66ff.; *Zahlmann-Willenbacher*, 1979, 88ff.). Für den Jungen ist die Mutter Gegenstand der Liebe, der Vater Rivale: die Identifikation mit dem Vater erfolgt aus Angst vor der Kastration durch ihn. Das Mädchen erlebt die genitale Verschiedenheit der Geschlechter als Mangel (Penisneid), deshalb erfolgt eine Abwendung von der Mutter: die Identifikation erfolgt schließlich, um die Liebe des Vaters zu erlangen.
- entwicklungsorientierte Identifikation (*Mowrer* 1960; vgl. zusammenfassend *Croissier*, 1979, 66ff.; *Schenk*, 1979, 78). Die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse durch die das Kind versorgenden Eltern bewirkt anfangs eine Identifikation mit der Hauptpflegeperson (Mutter): das Mädchen behält diese Identifikation bei, der Junge wechselt sie, wenn er die Bezugspersonen nach dem Geschlecht identifizieren kann und der Vater sich ihm intensiv zuwendet.
- rollentheoretisch orientierte Identifikation (*Parsons*, 1964; zusammenfassend *Croissier*, 1979, 79ff.; *Zahlmann-Willenbacher*, 1979, 95ff.) Die Identifikation erfolgt nicht mit »ganzen« Menschen, sondern mit Rollen. Dabei sind Intensität der Kontake und soziale Macht des Modells bestimmende Faktoren: das Rollenmuster der Kernfamilie (»instrumenteller« Vater, »expressive« Mutter) wird intensiv vorgeführt und vom Kind imitiert.

Soziale Lerntheorie: Bei der Übernahme geschlechtstypischen Verhaltens im Zuge eines Prozesses sozialen Lernens (*Mischel*, 1966; zusammenfassend *Croissier*, 1979, 69ff.; *Allemann-Tschopp*, 1979, 152ff.) spielt die Imitation ebenfalls eine wichtige Rolle. Zentraler Punkt ist aber nicht die Identifikation des Kindes mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, sondern die Übernahme eines Verhaltens wird durch Reaktionen der sozialen Umwelt erreicht (reinforcement-Lernen). Belohnung und Bestrafung bewirken eine Verstärkung bestimmter Verhaltensweisen, die in gleicher oder ähnlicher Situation wieder auftreten werden. In der Acquisitionsphase des Lernprozesses wird das Kind mit (neuen) Verhaltensweisen bzw. Informationen konfrontiert (Beobachtungslernen). In der Reakationsselektionsphase wird aus der Vielzahl möglicher Verhaltensweisen in spezifischen Situationen eine Auswahl getroffen. Materielle Belohnungen sind dabei nicht zwingend erforderlich. Direkte Verstärkungen können fehlen, da auch Informationsvermehrung und Kompetenzerhöhung als verstärkend anzusehen sind. Die Übernahme geschlechtstypischer Verhaltensweisen von Mädchen und Jungen beruht auf unterschiedlichen Erwartungen an beide Geschlechter. Über den Einfluß der Sozialisationsinstanzen (Familie, Kindergarten, Schule) erfolgt die Verstärkung solcher Verhaltensweisen, welche den Erwartungen entsprechen (differentielle Sozialisation).

Kognitive Entwicklungstheorie: Nach der kognitiven Entwicklungstheorie (*Kohlberg*, 1966; vgl. zusammenfassend *Croissier*, 1979, 83ff.; *Lehr*, 1972, 918ff.; *Schenk*, 1979, 95ff.; *Trautner*, 1978, 317ff.; *Trautner*, 1979, 70ff.) vollzieht sich die

Geschlechtsrollenübernahme parallel zur allgemeinen kognitiven Entwicklung des Kindes und ist von dieser Entwicklung abhängig. Die Entwicklung vollzieht sich in mehreren Schritten:

- Zunächst erkennt das Kind die eigene Geschlechtszugehörigkeit und entwickelt eine Geschlechtsidentität. Es verallgemeinert diese Geschlechtszugehörigkeit aber nicht, d.h. das Kind erkennt nicht, daß jede Person eine Geschlechtsidentität besitzt. Diese Entwicklungsstufe gehört zu einem Alter von etwa 2–3 Jahren.
- In der nächsten Phase verfestigt sich die Geschlechtsidentität und wird generalisiert. Auch andere Personen können dem richtigen Geschlecht zugeordnet werden. Diese Fähigkeit wird etwa im Alter von 4–5 Jahren erworben.
- Eine weitere Entwicklungsstufe bringt für das Kind die Erkenntnis der Invarianz der Geschlechtszugehörigkeit (im Alter von etwa 6–7 Jahren). Damit ist die Herausbildung und Stabilisierung der eigenen Geschlechtsidentität abgeschlossen.

Die Erkenntnis der eigenen Geschlechtszugehörigkeit wird begleitet von einer positiven Bewertung des eigenen Geschlechts; im Umgang mit Personen und Situationen werden dann solche bevorzugt, die dieser positiven Bewertung entgegenkommen, also vielfach Personen des eigenen Geschlechts. Erst jetzt kann es zu einer Identifikation des Kindes mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil kommen. Die Identifikation ist demnach nicht die Ursache für die Geschlechtsrollenübernahme, sondern ihr Ergebnis. Da die Übernahme der Geschlechtsrolle ein kognitiv-individueller Prozeß ist, kann er durch Einflüsse der sozialen Umwelt beschleunigt oder verlangsamt, nicht aber grundlegend verändert werden.

Übereinstimmend wird davon ausgegangen, daß die Übernahme der Geschlechtsrolle Bestandteil der psychischen Entwicklung ist. Die Bewertung der Einflußfaktoren unterscheidet sich je nach theoretischem Ansatz. Auch der Zeitpunkt, zu dem die Geschlechtsrollenübernahme abgeschlossen ist, kann nicht eindeutig bestimmt werden; es sei denn, man will davon ausgehen, daß sich solche »Lernprozesse« – auch sexuellen Lernens (vgl. z.B. *Broderick*, 1972) – über den gesamten Lebenslauf hinweg fortsetzen.

Die Entstehung geschlechtsspezifischer Differenzen wird gewöhnlich durch die Psychologie untersucht (vgl. *Ewert* in diesem Band). Die Soziologie befaßt sich hauptsächlich mit den Erscheinungsformen geschlechtsspezifischen Verhaltens sowie dessen Konsequenzen in Interaktionsbeziehungen, wobei Geschlechterrollen in erster Linie an Arbeitsteilung festgemacht werden. Als Beispiel ist der Forschungsbereich der Familiensoziologie zu nennen (Zuständigkeit der Frau für die Familie und des Mannes für den Beruf): untersucht werden Probleme, die sich aus arbeitsteiligen Familienstrukturen sowie der Konfrontation der Lebensbereiche Familie und Beruf für Männer und – in erster Linie – Frauen ergeben (z.B. *Albrecht* et al., 1979; *Brothun*, 1977; *Eckert*, 1979; *Ericksen* et al., 1979; *Nave-Herz*, 1972; *Ryffel-Gericke*, 1983; *Young/Willmott*, 1975).

Die Abgrenzung der Bereiche »Geschlechtsrollenübernahme« und »Folgen für Interaktionsbeziehungen« erscheint mir allerdings nicht wünschenswert. Vielmehr sollte eine Integration angestrebt werden, die eine umfassende Analyse der Ent-

stehung geschlechtsspezifischer Differenzen, ihres Aussehens sowie ihrer Konsequenzen für die Lebensgestaltung über den Lebenszyklus hinweg ermöglicht.

2. Sexualforschung in der Jugendsoziologie

Die nachfolgende Darstellung von Ergebnissen westdeutscher Sozialforschung zur Jugendsexualität erfolgt selektiv mit Bezug auf die in Kap. 1 skizzierte Problemstellung. Zunächst soll auf einige methodische Aspekte eingegangen werden.

2.1. Methodische Probleme

Vom methodischen Vorgehen her betrachtet sind qualitative und quantitative Forschung zu unterscheiden (vgl. *Kreutz* und *Trommsdorff* in diesem Band).
Die qualitative Forschung bezieht ihr Untersuchungsmaterial aus Tiefeninterviews und/oder aus der Analyse von Tagebuchaufzeichnungen. Dieses Material soll Informationen über individuelles Verhalten, Einstellungen und Lebensbedingungen liefern. Auf diese Weise sollen individuelle Lebenswelten von Jugendlichen nachgezeichnet werden (z.B. *Hornstein*, 1982; *Baacke*, 1979). Die Materialien werden sowohl untereinander als auch teilweise mit historischen Texten (Tagebüchern) verglichen (*Hornstein*, 1982, 36ff.), woraus Veränderungen der jugendlichen »Erlebniswelten« deutlich werden sollen. Einige Autoren (z.B. *Bienewald*, 1981) fühlen sich explizit der Aktionsforschung verpflichtet und verstehen sich als Bestandteil einer kritischen Pädagogik, die handlungsanleitend und gesellschaftsverändernd wirken will. Die Ergebnisse dieser Studien werden hier nur am Rande erwähnt.
Die in den folgenden Abschnitten zusammengefaßten Untersuchungsergebnisse entstammen der quantitativen Forschung (weitere Ergebnisse bei *Bancroft*, 1985, 116ff.). Die Erhebungen arbeiten durchweg mit der Methode des Interviews. Jugendliche werden sowohl zu sexuellen Verhaltensweisen als auch zu bestimmten Einstellungen anhand von (ganz oder teilweise standardisierten) Fragenkatalogen interviewt (Fragebogenbeispiele: *Sigusch/Schmidt*, 1973, 118ff.; *Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 289ff.). Soweit Aussagen über Veränderungen in der jugendlichen Sexualität angestrebt werden, erfolgen entweder zeitgleiche Befragungen von Eltern und Kindern zu gleichen Themenbereichen (*Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983) oder gleiche Altersgruppen werden im zeitlichen Abstand befragt (*Giese/Schmidt*, 1968; *Clement*, 1986).
Der größere Teil der wenigen vorliegenden Studien ist nicht repräsentativ. Lediglich die Untersuchung von *Sigusch* und *Schmidt* und die neuere Erhebung von *Schmid-Tannwald* und *Urdze* zum Sexual- und Kontrazeptionsverhalten von Jugendlichen und ihren Eltern arbeiten mit repräsentativen Stichproben. Die übrigen Analysen beziehen ihre Ergebnisse auf Teilgruppen (Studenten, Arbeiter).
Es hat sich durchgesetzt, in den Interviews nach bestimmten Ereignissen (z.B. Masturbation, Koitus) zu fragen. Dabei werden »Alter des ersten Auftretens« einer bestimmten Aktivität sowie »Praktizierung der Aktivität innerhalb der letzten...

Wochen/Monate (ja/nein)« erfragt. Die Häufigkeiten der Altersangaben zur ersten Frage werden kumuliert; daraus wird die Größe »Masturbations-/Koitusverbreitung(erfahrung) im Alter von...« gebildet. Die Antworten auf die zweite Frage ergeben die Kenngröße »gegenwärtige Masturbations-/Koitusverbreitung«. Fragen nach der Häufigkeit des jeweils praktizierten Verhaltens können sich anschließen.
Einstellungen zu Verhaltensweisen und Vorstellungen für die eigene Lebensgestaltung werden mit Fragen erhoben, welche eine Anzahl von Antworten vorgeben. Der Befragte wählt aus den Vorgaben eine oder mehrere Antwort(en) aus (Welche Eigenschaften müßte Ihrer Meinung nach ein wirklich idealer Freund haben? Nach dem ersten Geschlechtsverkehr, was dachten Sie da, was fühlten Sie? *Sigusch/Schmidt*, 1973, 124, 135).
Sowohl qualitative wie auch quantitative Vorgehensweisen sind mit Mängeln behaftet. Die qualitative Forschung kann keine verallgemeinernden Aussagen vornehmen, sondern lediglich den Einzelfall der jeweiligen Studie analysieren. Die quantitative Forschung liefert Mengen von Daten über Zeiten, Verbreitung und Häufigkeit sexueller Praktiken und Einstellungen zu bestimmten Verhaltensweisen. Die Komplexität des Zusammenhangs tritt dabei oft in den Hintergrund. Aspekte individuellen Erlebens sowie der Bedingungen für individuelles Handeln finden zu wenig Beachtung. Gerade diese müssen aber bei der Analyse berücksichtigt werden. Sonst besteht die Gefahr einer Produktion »sinnloser« Datenberge, die von der empirischen Forschung vermieden werden sollte.
Z.B. weist *Schmidt* (1971) in einer Zusammenfassung älterer Untersuchungsergebnisse darauf hin, daß die Koituserfahrung die Koitusfrequenz beeinflußt, frühe sexuelle Kontakte die Tendenz zur Partnermobilität und die Vielfalt sexueller Praktiken erhöhen (59ff.). Die Einstellung gegenüber vorehelicher Sexualität ist unter koituserfahrenen Jugendlichen positiver als unter unerfahrenen (82). Offenbar ist Erforschung der Verhaltensweisen nur im Zusammenhang mit der Analyse möglicher Einflußfaktoren sinnvoll.

2.2. Sexualität von Jugendlichen

Untersuchungen zur Sexualität von Jugendlichen sind selten. Die Thematik wird entweder für sehr spezifische Problembereiche (z.B. im Rahmen der Sexualmedizin, *Biener*, 1983) abgehandelt oder beschränkt sich auf einige Seiten innerhalb allgemein angelegter Jugendstudien (z.B. *Allerbeck/Hoag*, 1985; Jugendwerk der Deutschen Shell, 1977; 1981; 1985; SINUS, 1985).
Ausführliche Darstellungen liegen nur in sehr wenigen Untersuchungen vor, deren Erhebungen teilweise mehr als 20 Jahre zurückliegen:

- 1966 wurden vom Institut für Sozialforschung in Hamburg 3666 Studentinnen und Studenten an zwölf Universitäten befragt (*Giese/Schmidt*, 1968).
- 1968/69 interviewte dasselbe Institut 300 Arbeiterinnen und Arbeiter im Alter von 20 und 21 Jahren in sechs deutschen Großstädten (*Schmidt/Sigusch*, 1971).
- Sigusch und Schmidt führten 1970 eine Erhebung mit 602 16- und 17jährigen Schülerinnen und Schülern in deutschen Großstädten durch (*Sigusch/Schmidt*, 1973).

- 1980/81 wurden im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit 1592 Jugendliche aus zufällig ausgewählten Haushalten, sowie in 1466 Fällen zusätzlich ein Elternteil – teils mündlich, teils schriftlich – zum Sexual- und Kontrazeptionsverhalten befragt (*Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983).
- 1981 wurde die Untersuchung mit Studenten von 1966 – unter soweit wie möglich gleichen Bedinungen – wiederholt. 1922 Studentinnen und Studenten wurden schriftlich interviewt (*Clement*, 1986).

2.2.1. Verhalten und Einstellungen

Bei der Darstellung des Sexualverhaltens Jugendlicher werden in der empirischen Forschung verschiedene Teilaspekte berücksichtigt, auf die im folgenden kurz eingegangen werden soll:
- Masturbation
- heterosexuelle Aktivitäten
- Partnerschaft.

Masturbation: Nach den Ergebnissen sämtlicher Untersuchungen hatte die Mehrheit der Jugendlichen zum Zeitpunkt der Befragungen Masturbationserfahrung. Die Ergebnisse differieren hinsichtlich des Alters bei der ersten Masturbation: Nach *Schmidt* und *Sigusch* (1971) hatten im Alter von 16 Jahren 89% der Männer und 33% der Frauen bereits masturbiert (80). Die Schülerbefragung von 1970 weist für das gleiche Alter 92% der Jungen und 49% der Mädchen mit Masturbationserfahrung aus (*Sigusch/Schmidt*, 1973, 159). Die haushaltsrepräsentative Untersuchung von 1981 stellt Prozentsätze von 81% der 16jährigen Jungen und 41% der 16jährigen Mädchen fest, welche diese Form sexueller Betätigung bereits praktiziert hatten (*Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 121). In den studentischen Populationen lagen die Anteile in der Erhebung von 1966 bei 80% für die männlichen und 32% für die weiblichen Befragten (*Giese/Schmidt*, 1968, 74), 1981 bei 88% für männliche und 58% für weibliche Befragte (*Clement*, 1986, 104). Die Angaben zu beiden Jahren beziehen sich ebenfalls auf die kumulierten Häufigkeiten im Alter von 16 Jahren. Die Anteile sind für Jungen deutlich höher als für Mädchen. Bei Vergleichen der unterschiedlichen Jahre scheint aber – trotz aller Vorbehalte aufgrund differierender methodischer Vorgaben – der Anteil der Mädchen mit Masturbationserfahrung anzusteigen; für Jungen verändert er sich nicht so eindeutig und nicht so stark. Diese Tendenz wird durch den Vergleich der studentischen Populationen bestätigt (*Clement*, 1986, 104). Insgesamt ist die Masturbation als eine verbreitete Form der sexuellen Betätigung zu sehen. Sie wird nach der Mehrzahl der Ergebnisse von den Jugendlichen überwiegend positiv und konfliktfrei erlebt (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 81f.; *Sigusch/Schmidt*, 1973, 19, 161; *Clement*, 1986, 59f.). *Schmid-Tannwald/Urdze* (1983) gehen jedoch davon aus, daß von einer liberalen Einstellung zu dieser Form sexueller Betätigung nach wie vor nicht die Rede sein kann und der Anteil derjenigen, die masturbieren, höher sein müsse als derjenigen, die dies auch zugeben (120f.).

Heterosexuelle Aktivitäten: Heterosexuelle Aktivitäten umfassen Kontakte unterschiedlicher Intensität. Während *Clement* nur die Aktivitäten Masturbation und

Koitus (neben den hier nicht behandelten homosexuellen Kontakten) unterscheidet, gehen die übrigen Erhebungen auch auf die vielfältigen Formen des Pettings ein. Nach der Schülerbefragung von 1970 sind Petting und Koitus im Alter von 13 Jahren noch äußerst selten, nehmen aber bis zum 16. Geburtstag deutlich zu. Die Mehrheit der befragten Jugendlichen hat allerdings zu diesem Zeitpunkt noch keine Erfahrung mit intensiven heterosexuellen Aktivitäten (Genitalpetting, Koitus). Im Alter von 17 Jahren haben dann 45 % der Mädchen und 50 % der Jungen Koituserfahrung (*Sigusch/Schmidt*, 1973, 150; der Median liegt für Jungen bei 17,6, für Mädchen bei etwa 17,9 Jahren). Die Arbeiterbefragung von 1968/69 kommt zu einem ähnlichen Ergebnis. Die Zahl der Petting- und Koitusaktiven ist mit 13 Jahren gering, steigt bis zum 16. Lebensjahr zwar an, bleibt aber weit unter 50 %. Mit 17 Jahren ist die Zahl der Koituserfahrenen geringer als bei den Schülern (44 % der Männer und 33 % der Frauen). Erst mit 18 Jahren sind mehr als die Hälfte der Mädchen und Jungen koituserfahren (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 38; Median für Jungen 18,4 und für Mädchen 18,8 Jahre). Neueren Ergebnissen (*Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983) zufolge ist mit 17,3 Jahren jedes zweite Mädchen koituserfahren, während der Anteil bei den Jungen in diesem Alter noch unter 50 % liegt (154). Nach der Studentenbefragung hatten 1966 im Alter von 18 Jahren 11 % der Frauen und 20 % der Männer Koitusbeziehungen gehabt, für 1981 betrugen die Anteile 44 % für Männer und 59 % für Frauen. Der Median lag 1966 für Männer bei 21,3 und für Frauen bei 21,8 Jahren; 1981 für Männer bei 19,4, für Frauen bei 18,4 Jahren (*Giese/Schmidt*, 1968, 106ff., 140; *Clement* 1986, 44, 107). Die Forschungsergebnisse stimmen darin überein, daß die Aufnahme von Koitusbeziehungen Endpunkt einer »sexuellen Lerngeschichte« ist, der Kontakte unterschiedlicher Intensität zum jeweils anderen Geschlecht vorausgehen. Die Abgrenzung der einzelnen Stufen der sexuellen Lerngeschichte nimmt erstmals *Schofield* (1968) in einer Erhebung unter 13–19jährigen Jugendlichen in England vor (51ff.). Der zeitliche Abstand zwischen der Aufnahme erster sexueller Beziehungen und erstem Koitus ist in den Erhebungen unterschiedlich groß: zwischen dem ersten Kuß und dem ersten Koitus liegen nach *Schmid-Tannwald/Urdze* (1983) für Mädchen 2,4 und für Jungen 2,6 Jahre (165); nach den Ergebnissen von *Sigusch/Schmidt* (1973) liegen zwischen erster Verabredung und erstem Koitus bei Jungen 3⅓ und bei Mädchen 4 Jahre (9). *Giese/Schmidt* (1968) stellen einen Zeitraum von 21 Monaten für Männer und 16 Monaten für Frauen zwischen erstem Petting und erstem Koitus fest (90). Soweit Vergleiche zu anderen Generationen *(Schmid-Tannwald/Urdze)* oder zwischen Erhebungen *(Clement)* vorgenommen werden, stellen sie eine Vorverlegung des Zeitpunktes, zu dem sexuelle Beziehungen aufgenommen werden, fest (*Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 160f.; *Clement*, 1986, 46).

Partnerschaft: Die Einstellungen gegenüber der sexuellen Betätigung Jugendlicher sind überwiegend liberal. Von den Eltern werden die sexuellen Aktivitäten zwar nicht ausdrücklich befürwortet, sie werden aber geduldet, zumindest unter bestimmten Bedingungen (z.B. feste Bindung, Empfängnisverhütung; z.B. *Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 69ff.). Für die Jugendlichen selbst ist zwar die Aufnahme sexueller Beziehungen eine Selbstverständlichkeit; es kann daraus aber keinesfalls auf Libertinage und unbegrenzte Freizügigkeit geschlossen werden. Die

Bedeutung von Liebe und Treue für sexuelle Beziehungen wird von den Jugendlichen sehr stark betont (*Sigusch/Schmidt*, 1973, 56, 183), so daß *Sigusch* und *Schmidt* glauben, von einem »Junktim von Liebe und Sexualität« (56) sprechen zu können. Voreheliche Koitusbeziehungen sind selbstverständlich und werden positiv bewertet (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 84ff.; *Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, Kap. 5.1 und 5.2; *Schmidt* 1971, 61ff.; *Clement* 1986, 56ff.), außereheliche werden dagegen überwiegend abgelehnt (*Giese/Schmidt*, 1968, 192f.; *Schmidt/Sigusch*, 1971, 102f.). Nach den Ergebnissen der älteren Untersuchungen wird Sexualität weitgehend mit einer Liebesbeziehung verbunden bzw. es wird beim Bestand einer Partnerschaft vom Gebot sexueller Treue ausgegangen. In der Erhebung unter Studenten 1981 stellt *Clement* (1986) fest, daß die Einstellungen gegenüber Treue in der Partnerschaft im Vergleich der Jahre 1966 und 1981 erheblich permissiver geworden sind und lediglich knapp ein Viertel der Frauen und gut ein Viertel der Männer sexuelle Treue für notwendig halten (126, 77). Nach dieser Erhebung ist auch die Orientierung auf Ehe und Familie bei den Studenten nicht sehr hoch (»Nur etwa die Hälfte der (ledigen) Studenten will heiraten, weniger als die Hälfte (verheiratete eingeschlossen) möchte eine traditionelle Familie mit Kindern haben. Die sexuell treue Zweierbeziehung wird nur von gut der Hälfte der Männer und zwei Dritteln der Frauen angestrebt. Damit orientiert sich nur noch jeder zweite Student an der traditionellen Partnerschaftsvorstellung: Heiraten, Kinder haben, sexuell treu sein.« 73). Die Partnermobilität ist – entsprechend der Betonung von Treue und Liebe – gering. 56% der Arbeiter und 82% der Arbeiterinnen hatten im Jahr vor der Befragung mit höchstens zwei Partnern Koitusbeziehungen (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 53); die Schülerbefragung von 1970 weist die Prozentzahlen mit 65% für Jungen und 84% für Mädchen aus (*Sigusch/Schmidt*, 1973, 153, Tab. 8). *Schmid-Tannwald/Urdze* (1983) stellen fest, daß 81% der Mädchen und 67% der Jungen bis zur Befragung überhaupt erst mit höchstens zwei Partnern Koitusbeziehungen hatten (180, Tab. 20). Demgegenüber stellt *Clement* (1986) im Vergleich der beiden Studentenerhebungen eine deutliche Zunahme in der Anzahl der Koituspartner bis zum Erhebungszeitpunkt fest (47, 110). Der Anteil der Personen mit über 10 Partnern ist stark gestiegen (von 13% der Männer und 4% der Frauen im Jahr 1966 auf 24% der Männer und 26% der Frauen im Jahr 1981). Gleichzeitig sank der Anteil der Befragten mit höchstens 3 Partnern bei den Männern von 50% (1966) auf 43% (1981) und bei den Frauen von 76% auf 45%. Die Ergebnisse dieser Untersuchung stellen somit nicht nur die Orientierung auf Ehe, Familie und eheliche Treue in Frage, sondern auch die Tendenz zur »festen« Partnerbeziehung.

2.2.2. Geschlechtsspezifische Differenzen

Geschlechtsspezifische Differenzen in sexuellen Verhaltensweisen sowie in Motiven und Einstellungen dazu stellen die empirischen Untersuchungen übereinstimmend fest. Alle kommen aber zu dem Ergebnis, daß diese Differenzen nicht groß sind. Die Stufen der »sexuellen Lerngeschichte« stimmen bei Mädchen und Jungen in ihrer Abfolge fast genau überein. Es folgen »Küssen«, »Brustpetting«, »Genitalpetting«, »Koitus« aufeinander (*Sigusch/Schmidt*, 1973, 8/9; *Schmid-Tannwald/Urdze*,

1983, 148f.). Es weichen aber der Zeitpunkt der Aufnahme heterosexueller Beziehungen (erste Verabredung: Mädchen 13 J. 9 Mon., Jungen 14 J. 2 Mon.) sowie der zeitliche Abstand zwischen erster Verabredung und erstem Koitus voneinander ab (*Sigusch/Schmidt*, 1973, 8/9).

Insgesamt nehmen Mädchen heterosexuelle Kontakte früher auf als Jungen. Es vergeht nach *Sigusch/Schmidt* für Mädchen aber ein längerer Zeitraum zwischen ersten Beziehungen und Koitus, ein Ergebnis, das durch neuere Daten nicht uneingeschränkt bestätigt wird. Für die Zeiträume zwischen einzelnen Stufen sexueller Aktivitäten, die sich in ihrer Intensität von Stufe zu Stufe steigern, ergeben sich stark geschlechtsspezifische Differenzen: z. B. ist der zeitliche Abstand zwischen männlich aktivem und weiblich aktivem Genitalpetting für Jungen (16 Tage) erheblich kürzer als für Mädchen (66 Tage). Bis zum nächsten Schritt (Koitus) vergeht im Durchschnitt für Jungen (183 Tage) etwas mehr Zeit als für Mädchen (177 Tage, *Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983, 150/151).

Auf eine Umkehrung geschlechtsspezifischer Differenzen deuten einige Ergebnisse von *Clement* beim Vergleich der studentischen Populationen der Jahre 1966 und 1981 hin. Koitusbeziehungen sind unter den 18jährigen Frauen 1981 stärker verbreitet als unter den Männern, 1966 war das umgekehrt. Die Partnermobilität scheint 1981 unter Frauen ebenfalls höher zu sein als unter Männern; auch hier hat sich die Tendenz gegenüber 1966 umgekehrt.

Sämtliche Untersuchungen ergeben, daß die deutlichsten Unterschiede im Masturbationsverhalten bestehen. Insgesamt erfolgt die Masturbation bei Jungen früher und häufiger als bei Mädchen. In der vergleichenden Untersuchung von *Clement* wird aber deutlich, daß sich im Zeitraum von 1966 bis 1981 das Verhalten der weiblichen Befragten stärker verändert hat als das der männlichen. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede sind 1981 nicht mehr so groß wie 15 Jahre zuvor. (Zum gleichen Ergebnis kommt *Christensen* schon 1970 (618ff.) in einem interkulturellen Vergleich von Erhebungsdaten der Jahre 1950 und 1968).

Weitere geschlechtsspezifische Unterschiede werden in den Untersuchungen festgestellt: Männern wird ein stärkeres sexuelles Verlangen von den Befragten bescheinigt (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 109; *Giese/Schmidt*, 1968, 272f.), Mädchen sind bei der Aufnahme sexueller Beziehungen eher durch eine Liebesbeziehung motiviert als Jungen (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 45f.; *Sigusch/Schmidt*, 1973, 62, 182) und schließlich werden Frauen für treuer gehalten als Männer (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 109).

Diese Differenzen sind allerdings mit Vorsicht zu genießen, da sie sich lediglich auf Einschätzungen beziehen, bei denen leicht der Wunsch Vater des Gedankens sein könnte. Z. B. weisen *Giese* und *Schmidt* darauf hin, daß eine dem Mann bescheinigte stärkere sexuelle Appetenz aus einer höheren Bereitschaft, sexuelle Regungen zu registrieren, resultieren könne. Frauen verhielten sich zwar so, als hätten sie ein geringeres sexuelles Bedürfnis, daraus könne aber nicht geschlossen werden, daß dies tatsächlich der Fall sei (272f.).

Eine Bestätigung der neuen Befunde zur Umkehrung der geschlechtsspezifischen Unterschiede (*Clement*, 1986) durch weitere Untersuchungen steht noch aus; es könnte sich allerdings darin eine weitgehende Liberalisierung gegenüber dem

sexuellen Verhalten auch von Frauen andeuten, die gut übereinstimmt mit dem Verschwinden der Doppelmoral, die Männern größere Freizügigkeit zugesteht als Frauen. Die Verbreitung leicht handhabbarer Kontrazeptionsmittel, die Frauen im sexuellen Verhalten unabhängig macht, sowie die Aufklärungsarbeit (u.a.) der Sexualforschung dürften ebenfalls eine Rolle spielen.

2.3. Entstehung und Übernahme geschlechsspezifischer Verhaltensweisen

Aufgrund der Verschiedenheit der Geschlechter ist die Feststellung von Unterschieden im sexuellen Verhalten von Frauen und Männern keine Überraschung, und es liegt nahe, die Unterschiede im Verhalten auf differierende biologische »Voreinstellungen« zurückzuführen.
Angesichts der differierenden Einstellungen zu »männlicher«/»weiblicher« Sexualität sowie der sich (teilweise) wandelnden Verhaltensmuster sollte aber der Frage nachgegangen werden, inwieweit die Differenzen sozial determiniert bzw. welche Faktoren für bestimmte Verhaltensweisen und Einstellungen verantwortlich sind. Keine der Arbeiten der Umfrageforschung geht allerdings über eine Deskription der festgestellten Differenzen hinaus. Explizit (*Sigusch/Schmidt*, 1973) oder implizit (*Schmidt/Sigusch*, 1971; *Schmid-Tannwald/Urdze*, 1983) wird auf die Verknüpfung mit einem theoretischen Bezugsrahmen zur Erklärung der bestehenden Unterschiede verzichtet.
Ansätze, unterschiedliche sexuelle Verhaltensweisen und Einstellungen darzustellen wie auch ihren Bestand theoretisch zu begründen, finden sich in einigen zusammenfassenden Darstellungen zur Sexualität von Jugendlichen. Z.B. geht *Pazelt* (1981) in einer Zusammenfassung österreichischer und bundesdeutscher Befunde zur Jugendsoziologie von der Annahme aus, daß geschlechtsspezifisches Verhalten sozial vermittelt sei. Sie liefert Belege für diese Behauptung aus den Bereichen kindliches Spielverhalten, Bildung, aber auch sexuelles Verhalten und bezieht die Unterschiede auf die (theoretische) Annahme, »männliches« Verhalten sei gesellschaftlich höher bewertet als »weibliches«. Gerade im Bereich der Sexualität erfolgt aber nicht überall ein eindeutiger Bezug zu der zugrundeliegenden Konzeption: z.B. bezeichnen sich beide Geschlechter als stark emotional engagiert bei der Aufnahme sexueller Beziehungen; beide Geschlechter wünschen sich vom idealen Partner, daß er in erster Linie liebevoll und zärtlich sein soll (202). Es stimmt allerdings mit dem (nach *Pazelt*) normativ festgelegten Bild von der passiven, auf den innerhäuslichen Bereich festgelegten Frau und dem aktiven, außenorientierten Mann überein, daß unter den Jugendlichen noch immer die Einstellung dominiert, die Frau solle im sexuellen Bereich passiv und unerfahren sein (202).
Ausgehend von einer grundlegend sozialisationsbedingten Geschlechtsrollenübernahme nimmt *Bilden* (1982) an, daß Mädchen »mehr sozialisiert« werden, ihr Sozialisationsmodus eher passiv, der von Jungen dagegen eher aktiv sei (792). Differentielle Erwartungen an Jungen und Mädchen setzen unmittelbar nach der Geburt ein und setzen sich über die gesamte Sozialisation hinweg fort. Zentrales Moment ist dabei die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die für differentielle Sozialisation und – damit verbunden – unterschiedliche normative Vorstellungen

verantwortlich ist (785). Der Bereich der Sexualität ist von Momenten differentieller Sozialisation nicht ausgenommen. Indizien dafür sind z. B. abfällige Bezeichnungen für weibliche und liebevoll-anerkennende für männliche Genitalien sowie Orientierung der Sexualität bei Mädchen auf Mann, Ehe und Familie (799). Ergebnis dieser differentiellen Sozialisation sind für den Bereich Sexualität Unterschiede in Motivation, Einstellung und Verhalten, die insgesamt Frauen passiver erscheinen lassen als Männer.

Haarbusch und *Jochens* (1985) sehen Unterschiede im sexuellen Verhalten von Mädchen und Jungen als ein Ergebnis stärkerer Zweckgebundenheit weiblicher Sexualität, die Mädchen im Sozialisationsprozeß vermittelt wird. Die Ergebnisse von *Sigusch* und *Schmidt*, daß der erste Koitus für Mädchen unangenehmer, der Orgasmus weniger selbstverständlich, der Koitus von ingesamt geringerer und die Person des Partners von größerer Bedeutung ist, sind nach *Haarbusch* und *Jochens* möglicherweise Folge einer Erziehung, die weibliche Sexualität zweckbestimmt und auf Mann, Liebe, Ehe und Familie ausrichtet (164).

Die von der empirischen Sozialforschung festgestellten Differenzen in sexuellen Verhaltensweisen sowie den Einstellungen dazu sind auch dieser Argumentation zufolge bedingt durch die unterschiedliche Erziehung von Mädchen und Jungen: Jungen wird ein weitgehend ungezwungenes Verhältnis zur eigenen Sexualität vermittelt, während die »Zone unterhalb der Gürtellinie« bei Mädchen eher tabuisiert wird (160). Es erfolgt eine Differenzierung in der Bewertung der Sexualorgane (s. o.), des sexuellen Verhaltens (Masturbation) und der Einstellung zum sexuellen Verhalten (nach *Schmidt* und *Sigusch* (1971) werden Männer mit wechselnden Beziehungen anerkannt, auch bewundert, Frauen dagegen eher verachtet und bisweilen gemieden; 108ff.).

Die Tatsache, daß die Unterschiede im Sexualverhalten insgesamt eher gering sind, stimmt tendenziell mit den gesellschaftlich anerkannten Leitbildern von Egalität der Geschlechter und partnerschaftlichen Beziehungen überein. Die nach wie vor bestehenden Differenzen sind – neben Ungleichheiten in anderen Bereichen – Indiz dafür, daß Einstellungen und Verhaltensweisen dem »gesellschaftlichen Ideal« (noch) keineswegs entsprechen.

3. Geschlechtsrollen in der Jugendsexualforschung

Aus Kap. 2 ergibt sich, daß durch die empirische Sozialforschung Informationen über sexuelle Verhaltensweisen Jugendlicher und ihre Einstellungen und Motive vorliegen. Sie liefert Deskriptionen geschlechtsspezifischer Differenzen im Sexualverhalten, analysiert allerdings kaum die Entstehung solcher Differenzen. Wenn auf die Übernahme von Geschlechtsrollen eingegangen wird, wird häufig auch der Themenbereich Sexualität verlassen. Z. B. reichen Fragen nach den gewünschten Eigenschaften des idealen Partners weit über das Begriffsfeld Sexualität hinaus.

Die Schülerbefragung von *Sigusch* und *Schmidt* (1973) kommt diesbezüglich zu folgendem Ergebnis: Gefragt nach den Eigenschaften des idealen Partners nennen Jungen wie Mädchen als wichtigste Eigenschaften »liebevoll und zärtlich« sowie

»selbständig und selbstbewußt«. Die letzte Antwortkategorie wird von Mädchen stärkter betont und ist für Jungen in ihrer Bedeutung gleichgestellt mit »gut aussehen«. Gutes Aussehen spielt beim Idealpartner der Mädchen eine geringe Rolle (Platz 8 bei der Häufigkeit der Nennungen), dafür ist das Alter des Partners wichtig (»soll älter sein als ich« nimmt Platz 4 ein). Treue, Bereitschaft zum Geschlechtsverkehr und gleiche Interessen folgen dann in der Häufigkeit der Nennungen sowohl bei Mädchen als auch bei Jungen. Sexuelle Erfahrung (»der Partner sollte sexuell unerfahren sein«) spielt nur eine untergeordnete Rolle (Rangplatz 15 für beide Geschlechter), wird aber von Jungen eher genannt als von Mädchen (191).

Ein ähnliches Bild ergibt sich aus der Befragung der jungen Arbeiterinnen und Arbeiter. »Liebevoll und zärtlich« nehmen auch hier den ersten Platz ein, gefolgt von »treu«. Für beide Geschlechter sind diese Eigenschaften die wichtigsten. Die Männer geben auf den nächsten Rangplätzen »gut aussehen«, »sparsam und ordentlich«, »tüchtige Hausfrau« an; die Frauen »tüchtig im Beruf«, »klug«, »kinderlieb«. »Bereitschaft zum Geschlechtsverkehr« und »gut im Bett« nehmen für beide Geschlechter einen Mittelplatz ein (*Schmidt/Sigusch*, 1971, 101). Die gewünschten Eigenschaften sind also eher um den Gesamtzusammenhang Familie/Beruf gruppiert als um Sexualität.

Es zeigt sich, daß emotionale Momente von beiden Geschlechtern stark betont werden, daß aber die Sexualität dabei eine vergleichsweise untergeordnete Rolle spielt und daran auch keine geschlechtsspezifischen Besonderheiten abzulesen sind. Geschlechtsspezifische Differenzen im Sexualverhalten werden von der empirischen Forschung zwar festgestellt; es wird aber nicht versucht, Konzepte von Geschlechtsrollenorientierung oder -übernahme auf diese Differenzen anzuwenden. Umgekehrt beziehen sich z.B. Items der Umfrageforschung, die Aufschluß über Geschlechtsrollen versprechen, nicht auf sexuelles Verhalten. Beispiel hierfür ist die GRO-Skala (*Krampen*, 1979), die sich als Instrument zur Messung normativer Geschlechtsrollenorientierung versteht. Keiner der verwendeten Items bezieht sich auf sexuelles Verhalten oder auch nur Sexualität im weiteren Sinn.

Insgesamt hat die vorgenommene Literaturdurchsicht den Eindruck des unverbundenen Nebeneinanders von theoretischen Konzepten und empirischer Forschung weitgehend bestätigt. Obwohl die Liste der verwendeten Literatur keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, scheint diese Diskrepanz ein generelles Problem des Forschungsbereichs zu sein. Aus diesem Grund konnte ein Anliegen des Beitrags, nämlich die Umsetzung von Konzepten der Geschlechtsrollen(übernahme) in empirische Jugendforschung nachzuzeichnen, letztlich nicht erfüllt werden. Abschließend wird deshalb noch kurz auf Forschungsschwerpunkte eingegangen, die auf längere Sicht ein umfassenderes Bild von Entstehung und Übernahme der (übereinstimmend festgestellten) geschlechtsspezifischen Differenzen liefern könnten.

4. Ausblick: Die sexuelle Lerngeschichte

Nach Durchsicht der vorliegenden Literatur drängt sich der Eindruck auf, als sei die praktizierte Umfrageforschung nicht unbedingt das geeignete Mittel, um Informationen über die Grundlagen geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen im sexuellen Bereich zu liefern.
Die aufklärende Wirkung der Untersuchungen kann sicher nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie dürfte sowohl zum Abbau der Doppelmoral unter Jugendlichen als auch zum ungezwungeneren Umgang Jugendlicher mit der Sexualität im Vergleich zur Generation ihrer Eltern beigetragen haben. Nivellierungstendenzen zwischen den Geschlechtern (z.B. Masturbationsverhalten) müssen ebenfalls im Zusammenhang mit der »Aufklärungsarbeit« der Sexualforschung gesehen werden. Es scheint möglich, daß durch die umfassende Information ein gewisser »Leistungsdruck« im sexuellen Bereich erzeugt werden kann, aber *Schelskys* Prognose, daß die Sexualforschung im Stile des Kinsey-Reports das biologisch Mögliche zum Natürlichen und zur sozialen Norm erhebe (*Schelsky*, 1955, 51/52) ist sicherlich unzutreffend: es ergeben sich jedenfalls keinerlei Hinweise auf Promiskuität und Libertinage heutiger Jugendlicher.
Im Zusammenhang mit der Aufklärungsarbeit der Sexualforschung ist darauf hinzuweisen, daß die Tendenz, sexuelle Aktivitäten Jugendlicher als »normal« anzuerkennen, sich durch Diskussionen um die Aids-Problematik durchaus wieder ins Gegenteil verkehren kann. Angesichts des breiten Interesses, welches die Thematik genießt, und der schwerwiegenden Konsequenzen, die mit einer Infizierung verbunden sind, ist es wenig wahrscheinlich, daß dieses Problem ohne Folgen für Einstellungen zur Sexualität, Sexualerziehung und -verhalten bleibt.
Empirische Untersuchungen zu diesem Themenbereich existieren bisher nur vereinzelt (z.B. Institut für Demoskopie Allensbach, 1988; *Runkel*, 1987) und lassen Aussagen über Verhaltens-/Einstellungsänderungen nur begrenzt zu. Angesichts der Tatsache aber, daß das Vertrauen in eine medizinische Lösung (in der näheren Zukunft) nicht sehr groß ist (nach Allensbach glauben 1988 36% der Bevölkerung nicht an die Entwicklung eines Impfstoffes in den nächsten fünf Jahren; in der 1986/87 durchgeführten Erhebung (*Runkel*, 1987) waren es 12%), scheint das individuelle Verhalten, verbunden mit umfassender Aufklärung, die einzige Möglichkeit, mit dem Problem umzugehen.
Trotz der brennenden Aktualität des Themas stehen Forschungen mit Bezug zur Jugendsexualität aus. Die Problematik wird sogar teilweise ohne Berücksichtigung sexueller Verhaltensweisen behandelt (CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag, 1987). Der einzige Versuch, den Wandel von Verhalten und Einstellungen in Beziehung zur Bedrohung durch Aids zu setzen, liegt mit der Analyse von *Kreutz* (1988) vor. Für ihn hat sich als Begleiterscheinung des technischen Fortschritts (Pille) ein zweckrational orientiertes Handeln durchgesetzt, eine Versachlichung (auch) der sexuellen Beziehungen. Diese Versachlichung wirkt sich längerfristig zerstörend auf die Stabilität sozialer Beziehungen und akzeptierter Wertvorstellungen aus (70).
In diesem Zusammenhang ist nach *Kreutz* die Aids-Problematik zu sehen, da der

Ausbreitung der Krankheit durch den beschriebenen Umgang mit der Sexualität massiv Vorschub geleistet wird. Das Problem läßt sich also weder als »unverschuldete Naturkatastrophe« begreifen noch durch Maßnahmen gegen Minderheiten lösen (*Kreutz*, 1988, 70/71). Nicht die Krankheit selbst, aber ihre Verbreitung ist ein Folgeproblem der allgemeinen Verhaltensänderung und durch eine solche (neuerliche) Verhaltensänderung kann auch der weiteren Verbreitung entgegengewirkt werden. Dem individuellen Verhalten kommt deshalb überragende Bedeutung zu. Eine denkbare Verhaltensstrategie ist die Rückkehr zu »traditionellen« Formen sexueller Beziehungen, die andere eine Beibehaltung gegenwärtigen Verhaltens bei gleichzeitigem »Schutz« der Bevölkerung gegen sogenannte Risikogruppen (*Kreutz*, 1988, 73).

Unter diesem Aspekt wäre die neuerliche Befürwortung von sexueller Abstinenz, Jungfräulichkeit oder Vermeidung vorehelichen Geschlechtsverkehrs als »Notwehrreaktion« auf ein gesellschaftliches Problem zu verstehen. Die Konsequenz wäre möglicherweise tatsächlich die Verhinderung einer weiteren Ausbreitung von Aids; es bestünde allerdings auch die Gefahr einer neuerlichen Tabuisierung des Themas Sexualität und einer Einschränkung gewonnener Freiräume unter dem Deckmantel der »Rückkehr zur Moral«.

Trotz ihrer unübersehbaren Verdienste können die Erhebungen zur Jugendsexualität nur wenig zu der Frage, ob Konzepte der Geschlechtsrollenübernahme sich auf sexuelle Verhaltensweisen und Einstellungen anwenden lassen, beitragen. Die Untersuchungen sind zu stark beschreibend, zu wenig erklärend. Sie liefern viel Material, viele Informationen, gehen aber über Materialsammlungen kaum hinaus. Zwei Ausnahmen sind zu nennen, in denen versucht wird, sexuelles Verhalten in Beziehung zu Kontexten zu analysieren.

1. *Giese* und *Schmidt* erhoben eine Vielzahl von Kontextvariablen (als Korrelate werden explizit angeführt: Geschlecht, religiöser und gesellschaftspolitischer Kontext, Situation der Herkunftsfamilie; Kap. III) und leisten damit einen Beitrag zur Einordnung sexuellen Verhaltens in ein bestehendes Handlungsumfeld. Es fehlt der Analyse zwar ein theoretischer Bezugsrahmen, aber sie ist dennoch die gründlichste, die bis heute in der BRD vorliegt.
2. *Meile* und *Widmer* führten 1971/72 in der Schweiz eine Erhebung unter männlichen Jugendlichen durch. Ihre Ergebnisse sind wegen der Zusammensetzung der Stichprobe (nur männliche Jugendliche) für diesen Aufsatz nicht relevant. Wichtig ist aber, daß diese offenbar wenig bekannte, da wenig zitierte Untersuchung ein konkreter Schritt in Richtung auf die umfassende Analyse des Sexualverhaltens ist. Sie beansprucht, auf der Basis der Lerntheorie sexuelles Verhalten zu analysieren. Dabei soll die Frage beantwortet werden, »... inwieweit das sexuelle Verhalten des männlichen Jugendlichen als ein Resultat von Lernprozessen aufgefaßt werden kann.« Außerdem sollen die Analysen in einem sozialwissenschaftlichen »Gesamtzusammenhang« erfolgen (*Meile*, 1977, 20ff.). Die Arbeit beruht auf lerntheoretischen Annahmen und geht davon aus, daß sexuelles Verhalten von psychologischen Dispositionen und sozialer Umgebung bestimmt wird (21ff.). Sie bezieht ausführlich die Situation in der Herkunftsfamilie (Sexualaufklärung, Einstellung zur Sexualität) und ihre Beurtei-

lung durch die Befragten in die Analyse ein und versucht, sie als Erklärungsdimension für das jeweilige Verhalten einzusetzen. So soll eine »Brücke zwischen sexologischer und sexualpädagogischer Forschung« geschlagen werden.

Mir scheint dies die einzige Möglichkeit zu sein, der wiederholt hervorgehobenen Bedeutung der »individuellen Lerngeschichte« gerecht zu werden und sie empirisch faßbar zu machen. Ob dabei mit retrospektiven Interviews oder Langzeitstudien gearbeitet wird, ob vielleicht vorliegendes Material sekundäranalytisch ausgewertet werden kann, wird vom spezifischen Forschungsinteresse abhängen.

Insgesamt bedarf es zur Beantwortung von Fragen nach Geschlechtsrollenübernahme im sexuellen Bereich sowie dem Einfluß der (differentiellen) Sozialisation detaillierter Analysen, die Informationen über Verhalten, subjektive Einstellungen und Kontextbedingungen einbeziehen. Nur auf diesem Weg scheint es möglich, das sexuelle Verhalten umfassend zu untersuchen, ihm den Anschein des »Besonderen« zu nehmen und das Stadium der »Orgasmenzählerei« zu überwinden, welche die Sexualforschung eigentlich vermeiden will.

Literatur

Albrecht, S. L., Bahr, H. M., Chadwick, B. A.: »Changing Familiy and Sex Roles: An Assessment oft Age Differences«. Journal of Marriage and the Family. Vol. 41, 1979, 41–50 – *Allemann-Tschopp, A.:* Geschlechtsrollen. Versuch einer interdisziplinären Synthese. Bern 1979 – *Allerbeck, K., Hoag, W. J.:* Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München 1985 – *Ausubel, D. P.:* Das Jugendalter. Fakten, Probleme, Theorie. München 1968 – *Baacke, D.:* Die 13- bis 18jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters. 2. Aufl. München 1979 – *Bancroft, J.:* Grundlagen und Probleme menschlicher Sexualität. Stuttgart 1985 – *Biener, K.:* Pädagogische Sexualmedizin. Erhebungen bei Erziehern und Jugendlichen über Sexualprobleme der Jugend. 2. Aufl. Derendingen-Solothurn 1983 – *Bienewald, E.:* Persönliche Beziehungen zwischen männlichen und weiblichen Arbeiterjugendlichen. Liebe, Sexualität, Freundschaft, Cliquen. Bensheim 1981 – *Bilden, H.:* »Geschlechsspezifische Sozialisation«. Handbuch der Sozialisationsforschung. Hg. *K. Hurrellmann, D. Ulrich.* Weinheim, Basel 1982, 777–812 – *Broderick, C. B.:* »Normal Sociosexual Development«. The Individual, Sex and Society. Hg. *C. B. Broderick, J. Bernard.* 3. Aufl. Baltimore 1972, 23–39 – *Brothun, M.:* Bedeutung der Berufstätigkeit von Frauen – Konfliktmanagement in komplexen Rollenkonfigurationen –. Opladen 1977 – *Christensen, H. T., Gregg, C. F.:* »Changing Sex Norms in America and Scandinavia«. Journal of Marriage and the Family. Vol. 32, 1970, 616–627 – *Clement, U.:* Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981. Stuttgart 1986 – *Croissier, S.:* Kognitive und soziale Faktoren in der Entwicklung kindlicher Geschlechtsrolleneinstellungen. Weinheim, Basel 1979 – CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag, Hg.: AIDS. Dokumentation eines Experten-Hearings der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag. München 1987 – *Eckert, R.,* Hg.: Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung. Mann und Frau in soziologischer Sicht. München 1979 – *Ericksen, J. A., Yancey, W. L., Ericksen, E. P.:* »The Division of Family Roles«. Journal of Marriage and the Family, Vol. 41, 1979, 301–313 – *Freud, S.:* »Sexualleben«. Sigmund Freud. Studienausgabe Band V. Hg. *A. Mitscherlich, A. Richards, J. Strachey.* Frankfurt 1972 – *Giese, H., Schmidt, G.* Studentensexualität. Verhalten und Einstellungen. Eine Umfrage an 12 westdeutschen Universitäten. Reinbek 1968 – *Haarbusch, E., Jochens, K.:* »... kann denn Liebe Sünde sein?‹ oder der sexuelle Lernprozeß bei Mädchen und die Jugendarbeit bei PRO FAMILIA«. Sexualität – Unterdrückung statt Entfaltung. Hg. Sachverständigenkommission Sechster Jugendbericht. Opladen 1985, 145–208 – *Hornstein, W.:* Unsere Jugend. Über Liebe, Arbeit, Politik. Weinheim, Basel 1982 – Institut für Demoskopie Allensbach: AIDS – Informationsstand, Kommunikation und Reaktionen der Bevölkerung. Zusam-

menfassung der wichtigsten Befunde einer Repräsentativbefragung. Ms. 1988 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend in Europa. Ihre Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. Eine vergleichende Analyse zwischen der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Großbritannien, 1977 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend 81, Band 1; Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Hamburg 1981 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich, Opladen 1985 – *Kentler, H.:* »Bemerkungen zur ›sexuellen Entwicklung‹ von Kindern und Jugendlichen«. Sexualität. Materialien zur Sexualforschung. Hg. *E. Bornemann.* Weinheim, Basel 1979, 157–168 – *Kinsey, A. C., Pomeroy, W. B., Martin, C. E.:* Das sexuelle Verhalten des Mannes. Berlin, Frankfurt a.M. 1967 – *Kinsey, A. C., Pomeroy, W. B., Martin, C. E.:* Das sexuelle Verhalten der Frau. Berlin, Frankfurt a.M. 1968 – *Kohlberg, L.:* »A Cognitive-Developmental Analysis of Children's Sex-Role Concepts and Attitudes«. The Development of Sex Differences. Hg. *E. Maccoby.* Standford 1966 – *Krampen, G.:* »Eine Skala zur Messung der normativen Geschlechtsrollen-Orientierung (GRO-Skala)«. Zeitschrift für Soziologie. 8. Jahrg., 1979, 254–266 – *Kreutz, H.:* »Sexuelles Verhalten im Umbruch. Eine soziologische Analyse der Entwicklungstendenzen in der Bundesrepbulik Deutschland«. AIDS. Herausforderung an Gesellschaft und Moral. Hg. *J. Gründel.* 2. Aufl. Düsseldorf 1988. 42–79 – *Lehr, U.:* »Das Problem der Sozialisation geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen«. Sozialpsychologie. Handbuch der Psychologie. Hg. *C. F. Graumann.* Bd. 2. Göttingen, 1972 – *Mead, M.:* Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften. Band 3: Geschlecht und Temperament in drei primitiven Gesellschaften. 2. Aufl. München 1976 – *Meile, B.:* Sexualität und Jugend. Band II: Muster sexuellen Lernens. Frauenfeld 1977 – *Meile, B., Widmer, K.:* Sexualität und Jugend. Band I: Geschlechtserziehung und sexuelle Aufklärung zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Stuttgart 1976 – *Merz, F.:* Geschlechtsunterschiede und ihre Entwicklung. Ergebnisse und Theorien der Psychologie. Göttingen 1979 – *Mischel, W.:* »A Social – Learning View of Sex Differences in Behavior«. The Development of Sex Differences. Hg. *E. Maccoby.* Standford 1966, 56–81 – *Molinski, H.:* »Das Werden einer Frau: Entwicklungsstufen der weiblichen Geschlechtsidentität«. Sexualität als sozialer Tatbestand. Theoretische und empirische Beiträge zu einer Soziologie der Sexualitäten. Hg. *R. Gindorf, E. J. Haeberle.* Berlin, New York 1986, 147–159 – *Mowrer, O. H.:* Learning Theory and Behavior. New York, London 1960 – *Nave-Herz, R.:* Das Dilemma der Frau in unserer Gesellschaft: Der Anachronismus in den Rollenerwartungen. – Texte und statistische Daten zur Einführung in eine »Geschlechter – Soziologie«–. Darmstadt 1972 – *Parsons, T., Bales, R. F.:* Family, Socialization and Interaction Process. Glencoe 1964 – *Pazelt, A.:* »Österreichische Mädchen in Familie, Schule und Gesellschaft«. Österreichischer Jugendbericht 1. Jugend zu Beginn der achtziger Jahre. Hg. Österreichisches Institut für Jugendkunde. Wien, München 1981 – *Runkel, G.:* »AIDS und das Sexualverhalten der Bürger der Bundesrepublik Deutschland«. Angewandte Sozialforschung. 14. Jahrg., 1987, 133–141 – *Ryffel-Gericke, Ch.:* Männer in Familie und Beruf. Eine empirische Untersuchung zur Situation Schweizer Ehemänner. Diessenhofen 1983 – *Schenk, H.:* Geschlechtsrollenwandel und Sexismus. Zur Sozialpsychologie geschlechtsspezifischen Verhaltens. Weinheim, Basel 1979 – *Schelsky, H.:* Soziologie der Sexualität. Hamburg 1955 – *Schmid-Tannwald, I., Urdze, A.:* Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Stuttgart 1983 – *Schmidt, G.:* »Jugendsexualität und Sexualerziehung«. Geschlechtserziehung heute. Informationen – Kontroversen – Modelle. Hg. *R. Haun.* München 1971, 53–74 – *Schmidt, G., Sigusch, V.:* Arbeiter-Sexualität. Eine empirische Untersuchung an jungen Industriearbeitern. Neuwied, Berlin 1971 – *Schofield, M.:* The Sexual Behaviour of Young People. Middlesex 1968 – *Sigusch, V., Schmidt, G.:* Jugendsexualität. Dokumentation einer Untersuchung. Stuttgart 1973 – SINUS-Institut: Jugend privat. Verwöhnt? Bindungslos? Hedonistisch? Ein Bericht des SINUS-Instituts im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit. Opladen 1985 – *Trautner, H. M:* Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Band 1. Göttingen 1978 – *Trautner, H. M.:* »Psychologische Theorien der Geschlechtsrollen-Entwicklung«. Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht. Hg. *A. Degenhardt, H. M. Trautner.* München 1979, 50–84 – *Young, M., Willmott, P.:* The Symmetrical Family. A Study of Work and Leisure in the London Region. Middlesex 1975 – *Zahlmann-Willenbacher, B.:* »Geschlechtsrollendifferenzierung und Geschlechtsrollenidentifikation«. Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht. Hg. *A. Degenhardt, H. M. Trautner.* München 1979 85–101.

Gerhard Schulze

Spontangruppen der Jugend

1. Jugend und Gesellschaft: Drei Paradigmen

Niemand würde sich vermutlich mehr darüber wundern, daß Spontanbeziehungen ein »soziologisch relevantes Phänomen« sein sollen, als die Jugendlichen selbst. Spontanbeziehungen sind Privatleben: neben oder außerhalb formaler Organisationen wie Schule und Betrieb, ohne institutionellen Rahmen wie Familie und Ehe, jenseits fremdbestimmter Leistungsansprüche, einengender Konventionen, definierter Mitgliedschaften, einklagbarer Rechte und Pflichten. In diesem Sinne sind Spontanbeziehungen geradezu antigesellschaftlich – was haben sie also mit Gesellschaft zu tun?

Die Tradition der soziologischen Beschäftigung mit altershomogenen Beziehungen von Jugendlichen geht wesentlich auf Arbeiten von *Eisenstadt* (1956) zurück (vgl. *Lüdtke* in diesem Band). Gesellschaftliche Bedingungen und Wirkungen altershomogener Beziehungen stehen seiner Theorie nach in engem Zusammenhang. In komplexen, arbeitsteiligen Gesellschaften entstehen altershomogene Beziehungen nicht nur als Nebenprodukt des Bildungssystems, sondern vor allem auch, weil sie gebraucht werden: Vom Heranwachsenden, der den Sprung aus der Familie heraus schaffen muß, und von der Gesellschaft, in der zentrale Funktionen außerhalb der Familie organisiert sind (Arbeit, Politik, wirtschaftliche Austauschbeziehungen u.a.). In der prekären Situation des Übergangs sind altershomogene Kontakte gesellschaftlich funktional und gleichzeitig individuell faszinierend.

Eisenstadts Vergleich moderner universalistischer Gesellschaften mit familistischen Gesellschaften zeigt die kulturelle Bedingtheit altershomogener Beziehungen jüngerer Menschen. Wenn wir heute – mit Blick auf Diskotheken, Rock-Konzerte, großstädtische scenes, Menschenströme in Fußgängerzonen usw. – solche Beziehungen fast selbstverständlich als Spontanbeziehungen ansehen, so ist dieses Urteil ethnozentrisch befangen. Wie *Eisenstadt* herausarbeitet, sind altershomogene Beziehungen in kollektiv-orientierten Gesellschaften, etwa der UdSSR oder den israelischen Kibbuzim (als Subgesellschaften) weitgehend in den Rahmen formaler Organisationen eingebunden (vgl. *Lüdtke/Pawelka* in diesem Band). Es mutet fast wie ein Kuriosum an, daß *Eisenstadt* unter den eher kollektiv-orientierten Gesellschaften auch Deutschland anführt (1956, 306). Altershomogene Beziehungen in der Bundesrepublik der Gegenwart wollen sich dieser Vorstellung kaum noch fügen.

Die folgende Auseinandersetzung mit Spontangruppen der Jugend geht von drei verschiedenen Paradigmen der Beziehungen von jugendlichen Altersgruppen und Gesellschaft aus: Übergang, Gegenkultur, Normalität. Meine Absicht ist, nach einer Untersuchung der Situation in der Bundesrepublik auf diese Paradigmen zurückzukommen – nicht etwa um die Frage zu beantworten, welches Modell wohl

auf unsere Gesellschaft zutreffe, denn diese Frage wäre falsch gestellt, schließt sie doch gerade das aus, was wahrscheinlich der Fall ist: eine Mischung aus allen drei Paradigmen. Sinnvoll ist deshalb immer nur die Frage nach Akzentverschiebungen. Betrachten wir jedoch zunächst die drei Modelle etwas genauer.

(1) Eisenstadt erfaßt die soziologische Bedeutung informeller altershomogener Beziehungen hauptsächlich mit dem Paradigma des *Übergangs*. Als intermediärer Bereich zwischen der Intimität der Herkunftsfamilie und der Unbehaustheit des Erwachsenenlebens, welches atmosphärisch geprägt ist durch eine Vielzahl anonymer und zweckbestimmter Sozialkontakte, bieten altershomogene Beziehungen die richtige Mischung von Nähe und Distanz, um in kleinen Schritten die Handlungskompetenzen zu erlernen, die man in modernen universalistischen Gesellschaften außerhalb der Familie benötigt. Durch ihre Sozialisationseffekte sind altershomogene Beziehungen funktional integriert in eine erwachsenenbestimmte Gesamtgesellschaft (zu Sozialisationseffekten altershomogener Beziehungen vgl. auch *Wurzbacher*, 1965 und 1987; *Schulze*, 1982; *Machwirth*, 1980).

(2) Im Paradigma der *Gegenkultur* (*Willis*, 1979; *Clarke* u.a., 1979; *Brake* 1981; u.a.) werden altershomogene Beziehungen nicht als funktionale Notwendigkeit, sondern als abweichendes, destabilisierendes, vielleicht sogar gesellschaftsveränderndes Element gesehen. Jugendliche machen sich in ihren Spontanbeziehungen gerade *nicht* fit für den Einstieg ins Erwachsenenleben, sondern für das Aussteigen. Vielleicht nur symbolisch und vorübergehend, ist diese Haltung doch gewiß nicht durch ein Übergangsmodell zu beschreiben. Dies gilt um so mehr, wenn jugendliche Gegenkulturen die Dimension von Protestbewegungen, Revolten und alternativen Existenzformen annehmen (auch in diesem Zusammenhang hat *Eisenstadt*, 1956, mit seiner Analyse der deutschen Jugendbewegung Pionierarbeit geleistet). Im Übergang von einer Altersgruppe zur anderen soll der Übergang von einer Gesellschaft zur anderen angebahnt werden. Informelle Beziehungen zwischen jüngeren Menschen schaffen erst das notwendige Netz von Kommunikationsadern, durch welches der Symbolvorrat von Gegenkulturen pulst.

(3) Wie sich zeigen wird, reichen die Paradigmen des Übergangs und der Gegenkultur jedoch nicht aus, um der Gegenwartsgesellschaft gerecht zu werden. Ein drittes Paradigma der *Normalität* ist erforderlich, bei welchem altershomogene Beziehungen von Jugendlichen nicht als Übergangsphase, sondern als Einstiegsphase in eine Existenzform erscheinen, die nicht gegen andere Existenzformen gerichtet ist, sondern neben ihnen besteht. »Normalität« konstituieren altershomogene Beziehungen jüngerer Menschen in doppelter Weise: (a) Aus der Perspektive des einzelnen sind sie ein zentraler Kommunikationszusammenhang, in welchem eine bestimmte Struktur von Subjektivität (alltagsästhetischer Stil, Einstellungen, Wissen, Rituale, Konsumformen u.a.) als selbstverständlich gilt. Im Bewußtsein erscheint diese jugendtypische Subjektivität jedoch nicht als Zwischenstation in einer Folge lebenszyklischer Metamorphosen, sondern als längerfristige Existenzform, jugendlich im Habitus, aber erwachsen im Geltungsanspruch. (b) Aus der Perspektive des Kollektivs konstituieren altershomogene Beziehungen soziale Milieus, die gegenüber anderen Milieus durch hohe Verdichtung von Kontakten abgegrenzt sind und zwischen denen keine strukturierten Übergangskorridore (etwa

von der »Welt der Jugend« zur »Welt der Erwachsenen«) bestehen. Wegen der biographischen Normalisierung von Jugendlichkeit weisen die Milieus zwar eine Altersdifferenzierung auf, doch ist diese viel breiter angelegt, als die Jugendphase im traditionellen Sinn (vgl. hierzu *Neidhardt*, 1970, 15f.). Dieses Paradigma greift Überlegungen von *Tenbruck* (1962: Jugend als Teilkultur), von *Kreutz* (1974: Jugend als schichtähnliche Mentalitätsgruppe) und von *Gillis* auf (1980: postadoleszente Phase im dritten Lebensjahrzehnt als Spezifikum nachindustrieller Gesellschaften), um sie zu verbinden mit neueren empirischen Analysen zur Milieusegmentierung in der Bundesrepbulik Deutschland (*Nowak/Becker*, 1985; *Gluchowski*, 1987; *Schulze*, 1988a; 1989).

2. Zum Wandel jugendspezifischer Sozialformen in der Bundesrepublik Deutschland

Vielleicht verführen die drei Modelle der gesellschaftlichen Bedeutung altershomogener Beziehungen zur Vereinfachung: man holt eine Schablone nach der anderen aus dem diagnostischen Werkzeugkasten, um zu sehen, welche paßt. Dies aber ist nicht der Sinn der drei Paradigmen. Es ist anzunehmen, daß man alle drei benötigt, um die Wirklichkeit in unserer Gesellschaft zu beschreiben. Übergang, Gegenkultur und Normalität als Modelle des Verhältnisses von Jugend und Gesellschaft schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern verhalten sich zueinander wie die Dimensionen eines dreidimensionalen Raumes. Unsere gegenwärtige Situation ist nur ein Augenblick des Überganges in einer kontinuierlichen gesellschaftlichen Bewegung, zu deren Beschreibung sich dieser konzeptuelle Raum eignet. Notwendig ist ein Studium der Positionsveränderungen in diesem Raum im Rahmen einer historisch vergleichenden Perspektive.

In mehreren Schritten will ich versuchen, die wichtigsten Entwicklungen der letzten Jahrzehnte darzustellen: zunächst soll im folgenden Abschnitt durch sieben statements der Wandel der »Gesellungsformen der Jugend« skizziert werden, der sich etwa seit Erscheinen des gleichnamigen Buches von *Wurzbacher* (1965) ereignet hat (vgl. *Lüdtke* in diesem Band). Die dann folgenden Abschnitte beschäftigten sich mit dem Wandel der Inhalte, mit den Differenzierungen jugendlicher Spontangruppen und mit dem Verhältnis von Spontanbeziehungen und Lebenslauf. Am Schluß soll auf der Grundlage dieser Überlegungen eine Beurteilung der gegenwärtigen Situation anhand der drei Paradigmen versucht werden.

(1) Spontanbeziehungen jüngerer Menschen haben in den letzten Jahrzehnten in verschiedener Hinsicht an Bedeutung zugenommen: Sie erfassen einen steigenden Anteil von Personen, beanspruchen mehr Zeit im Tageslauf, und sind für den einzelnen wichtiger geworden. Die Studie von *Allerbeck/Hoag* (1985) erlaubt einen Vergleich von Jugendlichen im Jahre 1962 mit Jugendlichen im Jahre 1983. Kaum eine Veränderung ist dabei so auffällig wie die Intensivierung formeller Gruppenkontakte von Jugendlichen (Altersspanne: 16- bis 18jährige; 38). Mit anderen Datensätzen und einer anderen Altersabgrenzung (15–24jährige) bestätigt *Zinnecker* (1987, 261) dieses Ergebnis im Vergleich der Jahre 1964 und 1984. Beide

Befunde legen die Annahme nahe, daß sich auch Anzahl und Fluktuation der Beziehungspartner erhöht hat: Man lernt mehr neue Personen kennen und beendet (meist ohne darauf zu achten) mehr alte Kontakte, als früher.

(2) Geschlechtsunterschiede haben sich weitgehend eingeebnet. Anfang der fünfziger Jahre berichteten wesentlich mehr männliche als weibliche Jugendliche Beziehungen in Spontangruppen, die meist gleichgeschlechtlich zusammengesetzt waren (*Blücher*, 1956, 100). Nach übereinstimmenden Angaben sind inzwischen die Geschlechterproportionen etwa gleich (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 38; *Zinnecker*, 1987, 262) und die Zusammensetzung der Gruppen überwiegend gemischtgeschlechtlich.

(3) Institionell eingebundene Kontakte haben sich nicht etwa in Gegenbewegung zur Intensivierung der Spontankontakte reduziert, sondern ebenfalls stark erhöht (von 36% im Jahr 1964 auf 55% im Jahr 1984 bei der Altesgruppe der 15–24jährigen; *Zinnecker* 1987, 254, ähnlich *Allerbeck/Hoag*, 1985, 43). Auf den ersten Blick ist dieses Ergebnis erstaunlich. Die Veränderung der pauschalen Organisationsquote sagt freilich noch nicht viel aus. Detaillierte Analysen zeigen, welche Organisationen hauptsächlich von diesem Wachstum profitiert haben: Allen voran die Sportvereine (von 12% auf 36%) und diverse freizeitorientierte Interessengruppen (von 4% auf 27%): Musikbands, Theatergruppen, Motorradclubs, Jugendzentrumsgruppen. Hobby- und Fanclubs u.ä. (*Zinnecker*, 1987, 258). Gerade diejenigen Mitgliedschaften haben also zugenommen, die mehr als andere Sprungbrett für eine Vielzahl von Spontanbeziehungen sind.

(4) Zugenommen hat auch die räumliche Mobilität altershomogener Beziehungen. Diese Mobilität wird schon in der Kindheit vorbereitet. Seit 1945 ist ein ständiger Wandel der kindlichen Lebenswelt von einem einheitlichen zu einem »verinselten« Sozialraum zu beobachten (*Zeiher*, 1983), in dem die verschiedenen Wirklichkeitsbereiche der kindlichen Lebenswelt immer mehr auseinanderfallen: Elternhaus, Freunde, Großeltern, Einkaufen, Kindergarten u.a. In noch stärkerem Maße gilt dies für Jugendliche und junge Erwachsene. Quartiersgebundene Spontangruppen, wie *Baacke* (1987, 125f.) sie schildert, sind in der Gegenwart selten geworden. Territorial an das Wohnviertel gebundene informale Gruppen von Arbeiterjugendlichen etwa spielen in der Bundesrepublik nur noch eine geringe Rolle. Der Raumbezug altershomogener Spontanbeziehungen (vgl. hierzu *Becker/Eigenbrodt/May*, 1983) folgt dem Trend zur Loslösung vom Wohnquartier und zur Verinselung. Unterwegs sein hat sich zu einer eigenen Erlebnisform entwickelt (*Baacke*, 1987, 129f.). Der Vermehrung und räumlichen Diffusion der Treffpunkte entspricht das Verhaltensmuster des Szenenwechsels: Man schaut mal wo vorbei, bleibt ein bißchen, und fährt dann wieder woanders hin.

(5) Eine besonders typische Sozialform gegenwärtiger Spontanbeziehungen ist die »scene«. Zu einer scene gehören bestimmte Orte (Diskotheken, Kneipen, Cafes, manchmal auch öffentliche Plätze, Straßen, Bahnhofsviertel u.ä.) und eine bestimmte Symbolkultur (Kleidung, Haartrachten, Jargon, Rituale, Verhaltensstile). Attraktiv sind scenes durch ihre Mischung von Vertrautheit und Freiheit. Man kennt einige Leute, aber nicht alle; man kann Kontakte machen, ohne es zu müssen; man kann sich lange aufhalten oder nur kurz auftauchen; man kann mal zu einer scene gehören, mal zu mehreren, mal zu gar keiner (Beschreibungen von

scenes finden sich unter anderem bei *Becker/Eigenbrodt/May*, 1983, 463f.; *Baacke*, 1987, 107f.; *Zinnecker*, 1987, 321f.) Charakteristisches Strukturmerkmal der scene ist gerade ihre weitgehende Offenheit und Unstrukturiertheit, oft fast bis zur Grenze der Auflösung als kohärentes soziales Gebilde. Daß die scene eben noch oberhalb dieser Grenze bleibt und nicht in die Sozialform der »gleichgestimmten Menge« (*Wurzbacher*, 1965) umkippt, ist der besondere Clou dieser Art des Zusammenseins: nicht anonym, aber auch nicht vereinnahmend.

(6) Auffällig ist auch der Wandel der Sozialformen politischer Beteiligung in den letzten zwanzig Jahren. Die Jugendorganisationen von Parteien und Gewerkschaften stehen immer mehr im Konkurrenzdruck informaler Aktionsbündnisse: Soziale Bewegungen, Bürgerinitiativen, spontane Aktionsgruppen (vgl. *Kaiser* in diesem Band). Mit dem Stigma »staatstreu und jugendfrei« (*Michal*, 1988) haben die etablierten politischen Organisationen immer größere Nachwuchsprobleme, während unkonventionelle und wenig bürokratisierte Organisationen steigenden Zulauf aus jüngerern Altersgruppen haben (*Zinnecker*, 1987, 258). Von einer Entpolitisierung junger Menschen kann keine Rede sein (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 134), wohl aber von einem Wandel der Handlungsmuster. Politische Partizipation manifestiert sich eher in direkten Aktionen und sozialen Bewegungen, als in den institutionell vorgesehenen Bahnen der Parteimitgliedschaft und der Übernahme politischer Ämter. Alle sozialen Bewegungen der letzten zwanzig Jahre, insbesondere Studentenbewegung, Frauenbewegung, Friedensbewegung, Alternativbewegung, Ökologiebewegung, wurden maßgeblich von den jüngeren Altersgruppen getragen. *Raschke* (1985, 412) kennzeichnet den »neuen Typ« sozialer Bewegungen seit den sechziger Jahren im Vergleich zum »industriegesellschaftlichen Typ« (mit dem Prototyp der Arbeiterbewegung) als einen »schwach strukturierten, fluiden und offenen Typ sozialer Bewegung«, auf den unter anderem die folgenden Merkmale zutreffen: geringer Grad organisatorischer Verfestigung, rascher Issuewechsel, hohe Variabilität der Aktionsformen, Betonung direkter Aktion, Vielzahl autonomer Teilbewegungen.

(7) Überblickt man diese Entwicklungen in ihrer Gesamtheit, so scheint es nicht übertrieben, von einem umfassenden »Spontaneitätsschub« in altershomogenen Beziehungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu sprechen. Abgenommen hat die Verbindlichkeit im Umgang miteinander, zugenommen die Erlebnisorientierung. Das soziale Gegenüber ist immer weniger jemand, auf den man sich langfristig einläßt, der einen genau kennt, der Ansprüche stellt, von dem man aber auch etwas fordern kann. Wenn es unangenehm wird, kann man einander immer besser ausweichen. Wichtigstes Regulativ im sozialen Umgang ist die Gemeinsamkeit von Erlebnisbedürfnissen, nicht soziale Kontrolle und verpflichtende, vielleicht sogar formal festgeschriebene Erwartung. Über Entstehung, Inhalt und Beendigung von Kontakten entscheidet hauptsächlich die Frage, was einem gefällt. Zwar hat dies in Beziehungen von Jugendlichen schon immer eine Rolle gespielt, heute aber stehen wir vor einer Radikalisierung des Erlebnismotivs, die historisch ohne Beispiel ist: Kaum etwas wird so wichtig genommen, wie der Spaß. Der Inhalt altershomogener Beziehungen wird dadurch jedoch keineswegs amorph. Auch wenn es ein Widerspruch in sich selbst zu sein scheint: Spontaneität folgt bestimmten Mustern.

3. Die altersspezifische Schematisierung der Alltagsästhetik

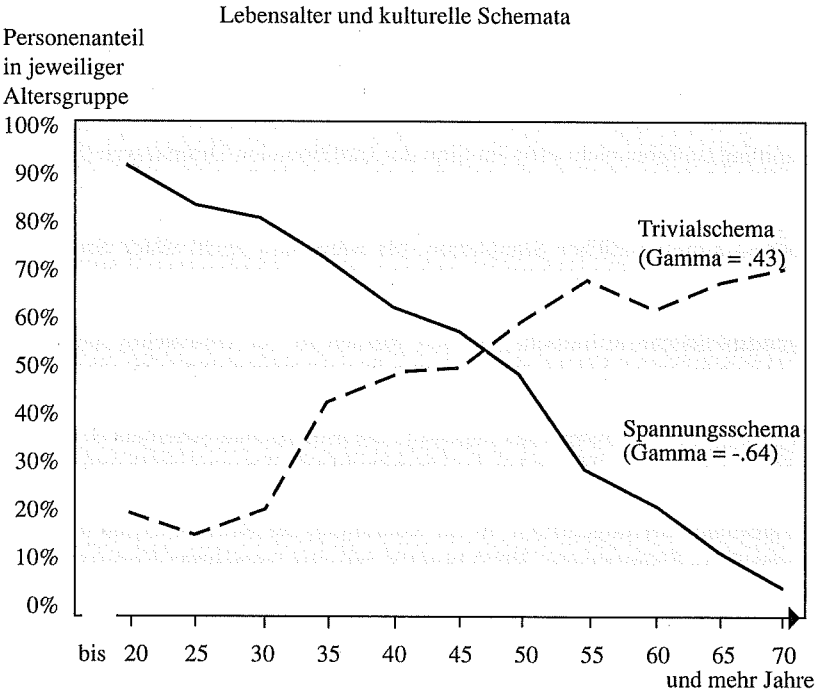
Zunehmende Erlebnisorientierung junger Menschen ist Ausdruck einer Ästhetisierung des Alltagslebens, welche die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland in ihrer Gesamtheit betrifft, allerdings mit altersspezifischen Formen. Empirische Analysen lassen erkennen, daß Alltagsästhetik bestimmten kollektiven Mustern folgt (*Schulze*, 1987). Bei den kleinen ästhetischen Wahlen des täglichen Lebens (Fernsehen, Musik, Lektüre, Konsum, Veranstaltungen u. a.) nehmen viele Menschen ähnliche Bündelungen vor. Das Terrain von Erlebnismöglichkeiten in unserer Gesellschaft ist in einzelne Bereiche eingeteilt – kollektive Bezugsfelder individueller ästhetischer Orientierungen. Die auf diese Bezugsfelder ausgerichteten Erlebnispräferenzen (oder Abneigungen) bezeichne ich im folgenden als »ästhetische Schemata«. An anderer Stelle (*Schulze*, 1988b) werden auf empirischer Grundlage drei solcher Schemata unterschieden: »Hochkulturschema«, »Trivialschema« und »Spannungsschema«.

Im *Hochkulturschema* verdichten sich die ästhetischen Muster der bürgerlichen Kulturtradition, deren Kontinuität sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen läßt (*Tenbruck*, 1986; *Lepsius*, 1987). Zu diesem »schöngeistigen« Stil gehört u. a. eine Präferenz für klassische Musik, Aufgeschlossenheit für moderne ernste Musik, Besuch der traditionell-bürgerlichen Kulturinstitutionen (Theater, Oper, Konzertsäle, Museen), Lektüre von »anspruchsvoller« Belletristik und gelegentlich auch von Lyrik, von Sachbüchern mit politischer oder psychologischer Thematik, von überregionalen Zeitungen und »intellektuellen« Wochenzeitschriften, Spaß am Nachdenken und Argumentieren, relativ häufiger Umgang mit dem geschriebenen Wort (Briefe, Tagebuch, häufiges Lesen, Sprachen lernen u. ä.), Auswahl »intellektueller« Fernsehsendungen (Kulturmagazine, Diskussionsrunden, Informationssendungen u. ä.).

Das *Trivialschema* hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert. Übergreifendes inhaltliches Element ist das Ideal einer heilen, harmonischen Welt, Hauptmotiv der Malerei des Biedermeier (*Ludwig Richter, Carl Spitzweg* u. a.). Mit dem Begriff »Kitsch«, der um das Jahr 1870 auftauchte, zeichnet sich eine Distanzierung zwischen Hochkulturschema und Trivialschema ab, die sich auch als eine Distanzierung zwischen Bildungsbürgertum und Kleinbürgertum interpretieren läßt. Die Geschichte der ästhetischen Theorien des 19. Jahrhunderts (vgl. hierzu *Schulz*, 1985) ist reich an Versuchen, den Gegensatz von Hochkulturschema und Trivialschema auf den Begriff zu bringen und der Kunst einen sakrosankten Bezirk zu sichern. Inzwischen hat der kulturelle Abgrenzungskampf deutlich nachgelassen, die alltagsästhetischen Schemata sind jedoch geblieben. Die Parallelen zu anderen Kulturen sind beim Trivialschema weniger deutlich als beim Hochkulturschema (vgl. die Beschreibung des Geschmacksmusters der »Distinktion« für die Gesellschaft von Frankreich bei *Bourdieu*, 1982, 405ff.). Das spezifisch deutsche Kolorit deutet sich an in den typischen Präferenzen: Blasmusik, Marschmusik, Volkslieder, deutsche Schlager, leichte Unterhaltungsmusik, Lektüre von Regenbogenpresse, von Heimat- und Arztromanen, von Belletristik im Stil von Uta Danella und Konsalik, besondere Vorliebe für Fernsehshows, Quizsendungen, Filmkomödien,

Volkstheater wie etwa »Komödienstadl«, Heimatfilme, besondere Aufgeschlossenheit für Werbung und lokale Berichterstattung in den Printmedien.
Jugendspezifische Alltagsästhetik der Gegenwart kann mit den Begriffen von Hochkulturschema und Trivialschema allerdings nicht hinreichend beschrieben werden. Das Hochkulturschema differenziert nur zwischen Bildungsklassen, nicht aber zwischen Altersklassen. Im Gegensatz dazu variiert das Trivialschema deutlich mit dem Lebensalter, kennzeichnet die ästhetischen Dispositionen jüngerer Menschen jedoch nur negativ: Sie gehen auf Distanz zum Trivialschema.
Charakteristisch für jüngere Menschen ist eine besondere Neigung zu einem Stilmuster, das erst wenige Jahrzehnte alt und dennoch international verbreitet ist. Im folgenden wird dieses Stilmuster als *Spannungsschema* bezeichnet. »Spannung« ist der gemeinsame inhaltliche Nenner der Komponenten eines alltagsästhetischen Bezugsfeldes, welches insbesondere bestimmte Musikstile enthält (Pop, Folk, Rock, Blues, Raggae, Funk, u.ä.), bestimmte Fernseh- und Lektürepräferenzen (etwa Krimi, sience fiction, comics), bestimmte außerhäusliche Freizeitgewohnheiten (beispielsweise Besuch von Diskotheken, Kino, Kneipen, Rockkonzerten, Spielsalons, Sportveranstaltungen). Erst im Vergleich zu den anderen kulturellen Schemata wird die besondere Erlebnisstruktur des Spannungsschemas deutlich. Erlebnissuche ist nicht auf Kontemplation, Reflexion und Ausleben eines verfeinerten Formsinnes ausgerichtet (wie beim Hochkulturschema), nicht auf Harmonie, Gemütlichkeit und Zufriedenheit (wie beim Trivialschema), sondern auf Dynamik, starke Sinnesreize, unabgeschlossene Situationen, rhythmische Akzentuierung, Stress, scharfe Kontraste, Dissonanzen, schnellen Wechsel – ästhetische Formen also, für welche sich Ausdrücke wie »power«, »action«, »drive« eingebürgert haben. Spannung ist dabei nicht etwa im Sinn der traditionellen Dramaturgie zu verstehen als Höhepunkt in einer langsam ablaufenden Erlebnissequenz, die mit einer Auflösung, einer Katharsis oder einem happy end aufhört. Gemeint ist vielmehr ein Zustand kontinuierlicher Stimulation, als wäre man leicht unter Strom gesetzt. Spannung dieser Art wird nicht aufgebaut und gelöst, sondern ein- und ausgeschaltet.
Jugendspezifische ästhetische Formen wurden in der Geschichte häufig an den Rand gedrängt oder kriminalisiert (vgl. *v. Trotha*, 1982, 263ff.). Die »Halbstarken« der fünfziger Jahre konnten nur deshalb auffallen und subkulturelles Profil gewinnen, weil sich der Großteil der Jugend in die ästhetischen Schemata der Erwachsenen einpaßte. Schon damals lag das Grundmotiv des Spannungsschemas in der Luft (vgl. etwa die Darstellung der Halbstarken bei *Zinnecker*, 1987, 119ff.), wurde aber nur hier und dort aufgegriffen. In der Kontinuität der Rockmusik seit den fünfziger Jahren (vgl. *Zimmermann*, 1983) bezeugt sich der langjährige Konstruktions- und Konsolidierungsprozeß des Spannungsschemas, dessen stärkster Entwicklungsschub wohl in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zu lokalisieren ist (vgl. *Schäfers* 1982, 148ff.). Zu dieser Zeit konnte sich jugendspezifische ästhetische Praxis immer noch an der Faszination kultureller Marginalisierung beleben, obwohl das Stigma der Exzentrizität schon nicht mehr zur Massenhaftigkeit der Formen paßte. Es gab ein goldenes Jahrzehnt der Kristallisation eines ästhetischen Schemas, in dem man das Fluidum der Unkonventionalität beanspruchen konnte, ohne das

Risiko abweichenden Verhaltens einzugehen – denn dafür war die Popularisierung dieses ästhetischen Musters schon zu weit fortgeschritten. Parallel zur gesellschaftlichen Integration des Spannungsschemas etablierte sich der Freizeitmarkt für die jüngeren Altersgruppen, der zunächst nur subkulturelle Stilentwicklungen übernahm und kommerzialisierte (*Clarke*, 1979, 151), inzwischen aber die Weiterentwicklung des Spannungsschemas längst in eigene Regie genommen hat.
Inzwischen kann man das Spannungsschema als eine Art Rahmenthema von Spontanbeziehungen jüngerer Menschen bezeichnen. Gerade die weiter oben geschilderten Entwicklungen der Sozialformen kommen diesem Erlebnisschema in besonderer Weise entgegen. Dem Grundkonsens, daß irgend etwas laufen muß, entspricht die Angst vor der Langeweile. Irrtum und Erfolg im Experimentierfeld altershomogener Beziehungen sind kodiert als Gefühl von innerer Leere oder als Erregung. Es gibt wenig Merkmale, die so stark mit dem Lebensalter zusammenhängen, wie diese Grundorientierung. Fast kann man sagen: Die Position auf der ästhetischen Dimension des Spannungsschemas definiert die wechselseitige Exklusivität der Altersgruppen. Unterstrichen wird diese Exklusivität durch das Trivialschema, welches sich spiegelbildlich zum Spannungsschema verhält. Die folgende Graphik beruht auf Ergebnissen des DFG-Projektes »Kultur in der Großstadt«:



Erläuterung: Die Graphik zeigt den altersgruppenspezifischen Anteil von Personen mit relativ großer Nähe zum jeweiligen kulturellen Schema (Dichotomisierung am Median). Daten: Repräsentative Stichprobe: N = 1014; Nürnberg 1985. Zur Messung der kulturellen Schemata vgl. *Schulze*, 1988 (b).

Das Hochkulturschema hat zwar keinen Bezug zum Lebensalter, spielt aber eine zentrale Rolle als Grenzlinie zwischen verschiedenen jugendspezifischen Milieus, mit denen sich der folgende Abschnitt beschäftigt.

4. Die Milieugrenzen jugendspezifischer Spontangruppen

Es wäre unzutreffend, angesichts der übergreifenden alterstypischen Zentrierung auf das Spannungsschema eine homogene Jugendkultur anzunehmen. In der Wahl von Interaktionspartnern zeigen sich deutlich Abgrenzungen innerhalb der jüngeren Altersschichten. Wir stoßen auf eine Differenzierung in verschiedene Milieus, die wenig miteinander in Berührung kommen, intern jedoch eine hohe Dichte von Spontanbeziehungen aufweisen. Innerhalb der verschiedenen Milieus kursieren jeweils bestimmte Vorstellungen darüber, was »normal« ist. Eingeschlossen in die milieuspezifischen Persönlichkeitsschemata sind insbesondere alltagsästhetische Stilsyndrome, Sprachcodes und grundlegende Lebensziele. In informalen sozialen Kontakten werden milieuspezifische Normalitätsdefinitionen immer wieder neu anschaulich gemacht und stabilisiert.

Die übergreifende Milieustruktur läßt die moderne Variante einer alten jugendsoziologischen Dichotomie erkennen. Der Gegensatz von Arbeiterjugend und bürgerlicher Jugend im 19. Jahrhundert (*Hermann*, 1987) oder von »begünstigter und benachteiligter Adoleszenz« (*Rosenmayr*, 1966; 1976) in den ersten Nachkriegsjahrzehnten findet sich am Ende der achtziger Jahre wieder als Dichotomie zweier Jugendkulturen, die sich situativ vor allem nach zwei Kriterien mit langer jugendsoziologischer Tradition unterscheiden: Bildungsgrad und soziale Herkunft. *Gillis* (1980, 210) scheint Recht damit zu haben, »daß solange es soziale und ökonomische Unterschiede geben wird, auch die ausgesprochenen Unterschiede in den Jugendkulturen verschiedener sozialer Schichten fortbestehen werden wie bisher. Die Jugend der Mittelschicht und die Jugend der Arbeiterklasse werden ihre Geschichte weiterhin auf verschiedenen Wegen fortsetzen...«. Offenbar ist die Relevanz von Bildungsgrad und sozialer Herkunft resistent gegen institutionelle und kulturelle Wandlungen, wie sie in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben.

Orientiert man sich an der jeweils zentralen Lebensphilosophie, so kann man das eine Milieu als »Selbstverwirklichungs-Milieu« bezeichnen, das andere als »Unterhaltungs-Milieu«. Abiturienten, Studenten, Absolventen von Fachhochschulen und Universitäten gehören überwiegend dem Selbstverwirklichungs-Milieu an, Jugendliche und junge Erwachsene mit Hauptschulabschluß oder ohne abgeschlossene Ausbildung überwiegend dem Unterhaltungs-Milieu. Realschulabsolventen liegen dazwischen und orientieren sich je nach ihrer weiteren Bildungs- und Berufskarriere zur einen oder anderen Seite hin. In der milieutypischen Konstellation von Bildungsgrad und Lebensalter häufen sich bestimmte Typen von Persönlichkeit. Viele weichen in der einen oder anderen Hinsicht von diesen Typen ab; betrachtet man die einzelnen aber als Gesamtpersönlichkeiten, so zeigen sich doch immer wieder die Umrisse der milieutypischen Grundgestalt von Subjektivität.

Kennzeichnend für das *Selbstverwirklichungs-Milieu* ist eine Verbindung von Spannungsschema und Hochkulturschema. Beides steht nicht etwa isoliert nebeneinander. Das Motiv der Erregung und das Motiv der Reflexion kommen in ein und derselben Person zusammen und modifizieren sich gegenseitig – Spannung wird intellektuell veredelt zum Ausagieren des Allerheiligsten, des inneren Kerns, und Hochkultur wird als Mittel der Erregung interpretiert. Diesem ästhetischen Muster entspricht das Ziel der Selbstverwirklichung als ambitioniertes Ausleben und Kultivieren des eigenen Ich, dem Zentrum von Lust, Erregung, Spannung. In keinem anderen Milieu und in keiner anderen Altersschicht ist das Interesse an Psychologie größer. Einschränkungen der individuellen Entscheidungsfreiheit werden nirgendwo entschiedener zurückgewiesen. Das politische Interesse ist hoch. »Alternative« Informationsmedien wie etwa »taz« werden überhaupt nur in diesem Milieu genutzt, Angebote der Kleinkultur und Alternativkultur haben hier ihr Publikum. In der politischen Identifikation häuft sich eine Präferenz für die neueren sozialen Bewegungen und die Grünen.

Im *Unterhaltungs-Milieu* dominiert das Spannungsschema, ohne Verbindung mit anderen alltagsästhetischen Schemata. Man will etwas geboten kriegen, meist ohne andere Ambitionen als die, auf seine Kosten zu kommen und sich gut zu amüsieren. Politisches Interesse und politische Kenntnisse sind minimal. Zeitungslesen, von Boulevardblättern abgesehen, ist unüblich. Es ist das Milieu mit dem weitaus höchsten Anteil an Rauchern. Fernsehen, Video- und Automatenspiele sind hier mehr als in anderen Milieus verbreitet, vergleichsweise geringere Bedeutung im Vergleich zum Selbstverwirklichungs-Milieu haben dagegen Sozialkontakte und Kommunikation (etwa telephonieren, mit Mitbewohnern zusammensitzen, Vereinsaktivitäten, sich unterhalten), räumliche Mobilität in der Stadt, oder sportliche Aktivitäten. Anders als im Selbstverwirklichungs-Milieu ist das Spannungsschema hier nicht in ein Lebensprogramm der persönlichen Expansion (sozial, räumlich, physisch) integriert, sondern dient hauptsächlich der Unterhaltung und Ablenkung.

Man kann diese Milieus, deren Charakterisierung hier auf Daten des Forschungsprojekts »Kultur in der Großstadt« zurückgeht, auch in anderen Studien wiederfinden. So gelangen *Nowak/Becker* (1985) oder *Gluchowski* (1987) mit anderen Stichproben und anderen Operationalisierungen zu Milieucharakterisierungen, die der obigen Darstellung entsprechen (zur Parallelität der Befunde vgl. *Schulze*, 1989). Angesichts der noch ungesicherten Forschungslage sind diese Korrespondenzen wichtig zur Beurteilung der Plausibilität. Im folgenden Tableau sind einige empirische Ergebnisse zur Illustration des Unterschiedes zwischen Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungs-Milieu zusammengestellt (s. S. 563).

Quer zur Altersgruppensegregation zeigt sich eine vor allem vom Bildungsgrad beeinflußte Differenzierung von Lebensstilen, Wissen, Einstellungen, Sprache und anderen Manifestationen von Subjektivität. Bei älteren Menschen ist diese Segmentierung nicht minder deutlich, als bei jüngeren, doch scheint es sinnvoll, hier mindestens drei Bereiche zu unterscheiden: das »Niveau-Milieu« der älteren Akademiker, dessen Traditionen in das Bildungsbürgertums des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts hineinreichen, das »Harmonie-Milieu« der einfachen Leute, ganz im Zeichen einer Sehnsucht nach der heilen Welt, und dazwischen das

Unterschiede jugendspezifischer Milieus nach ausgewählten Merkmalen

	Selbstverwirklichungs-Milieu ①	Unterhaltungs-Milieu ②
Hochkulturschema (relativ ausgeprägt) ③	[80 %]	36 %
Trivialschema (relativ ausgeprägt) ③	20 %	[46 %]
Spannungsschema (relativ ausgeprägt) ③	81 %	80 %
Politisches Interesse (relativ ausgeprägt) ③	[71 %]	38 %
psychosoziale Dimension »Vertrauen – Mißtrauen« (relativ ausgeprägt) ③ ④	[68 %]	42 %
Bildzeitung (regelmäßige Lektüre)	6 %	[25 %]
Spiegel (regelmäßige Lektüre)	[61 %]	25 %
Alternative Stadtzeitung (»Plärrer«) (regelmäßige Lektüre)	[41 %]	19 %
Sympathie für die »Grünen«	[35 %]	21 %
Raucher	43 %	[62 %]
Schulbildung des Vaters: Volksschule	58 %	[89 %]
ledig	[58 %]	37 %
in Ausbildung	[31 %]	6 %
abhängig Beschäftigte	46 %	[68 %]
gehobener Status ⑤	[40 %]	13 %
Vereinszugehörigkeit	[57 %]	42 %

⑥

Die Prozentzahlen bringen den milieuspezifischen Anteil von Personen zum Ausdruck, welche die jeweils angegebene Merkmalsausprägung aufweisen (zusammen mit der logischen Gegenkategorie ergeben sich jeweils 100 %).

Daten: Repräsentative Stichprobe des Forschungsprojektes »Kultur in der Großstadt«, Nürnberg 1985 (N = 1014)

① Grob indiziert als Gruppe der 18–40jährigen Personen mit mindestens mittlerer Reife; N = 251

② Grob indiziert als Gruppe der 18–40jährigen Personen mit Bildungsabschluß unterhalb mittlerer Reife; N = 207

③ Dichotomisierung am Median (bezogen auf Gesamtstichprobe)

④ Gebildet aus folgenden Einzelskalen: Anomie, Rigidität, Fatalismus, Altruismus, Paranoide Tendenzen, Vegetative Labilität

⑤ Die beiden oberen Kategorien einer 4stufigen Status-Skala (bezogen auf den Haushalt)

⑥ Die Milieuaufteilung wurde nicht um Grenzfälle (im Bereich mittlerer Bildung und an der oberen Altersgrenze) bereinigt; andersfalls hätten sich noch stärkere Unterschiede ergeben.

»Integrations-Milieu« mittlerer Bildung und Statuslage. Bis ins Körperliche hinein reicht die existenzielle Differenzierungswirkung der Milieuzugehörigkeit: So ist etwa Übergewicht im Harmonie-Milieu wesentlich häufiger, als im Niveau-Milieu (50 % zu 20 %: Interviewerrating im Forschungsprojekt »Kultur in der Großstadt«). Für eine ausführliche Schilderung dieser Milieus ist an dieser Stelle keine Gelegen-

heit (vgl. hierzu *Schulze*, 1988a). Wichtig ist hier die Gesamtperspektive: Angezogen oder gewarnt vom Offensichtlichen (Alter, Bildung, Sprache, Körper, alltagsästhetische Stile), orientieren sich die Menschen in einem System verschiedener soziokultureller Gravitationszentren. Bei aller Unschärfe ist diese kulturelle Einfachstruktur real – nicht nur für den Soziologen, sondern auch für das Subjekt. Als ungefährliches alltagssoziologisches Klassifkationssystem strukturiert die Milieusegmentierung der Bundesrepublik Deutschland die Wahrnehmung eigener und fremder Standpunkte, kanalisiert die informalen Kontaktnetze, koordiniert und differenziert den Aufbau von Identitäten.

Daß es innerhalb der großen Felder von Existenzformen in der Bundesrepublik Deutschland viele Teilsegmentierungen und Besonderheiten gibt, sollte bei diesen Überlegungen nicht vergessen werden. Umgekehrt ist jedoch auch davor zu warnen, über der Beschäftigung mit Individualisierungsprozessen übergreifende kollektive Differenzierungen aus dem Blick zu verlieren. Auf der Untersuchung solcher kollektiver Differenzierungen liegt der thematische Schwerpunkt dieser Ausarbeitung.

5. Altershomogene Spontangruppen und Lebenslauf

Unverkennbar zeichnet sich eine doppelte Segmentierung der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland nach Lebensalter und Bildungsgrad ab. In einer immer stärker erlebnis- und freizeitorientierten Gesellschaft sind insbesondere diejenigen situativen Merkmale wichtig, die sich stark auf Geschmack und Lebensstil auswirken. »Vor allem der Freizeitbereich verstärkt also einen Trend, der auch gesamtgesellschaftlich aufweisbar ist . . .: die Separierung . . . von altershomogenen Gruppen« (*Schäfers*, 1982, 152). Erstaunlich ist jedoch, daß die wichtigste Grenze zwischen den Altersgruppen in einem Bereich jenseits des dreißigsten Lebensjahres zu vermuten ist. »Jugend« im traditionellen Sinn erscheint nur als ein erster Abschnitt in einer längeren Phase der Zugehörigkeit zu einem der jüngeren Hauptmilieus, deren Unterschiedlichkeit durch die Rede von der »Jugendkultur« leicht verwischt wird.

Die Verschiebung der Altersgrenze für Jugendlichkeit in die mittleren Jahre hinein erlaubt zwei Deutungen: entweder hat sich die Jugendphase verlängert, oder sie verschwindet überhaupt. Im ersten Fall gäbe es nach wie vor intraindividuelle Übergänge zwischen Altersmilieus, im zweiten Fall würden Milieus in ihrer Gesamtheit altern. Die gegenwärtige Altersschichtung würde eine fundamentale Generationsdifferenzierung zum Ausdruck bringen, die nun immer mehr in die Jahre kommt und sich irgendwann überlebt, um vielleicht einer neuen generationsspezifischen Differenzierung Platz zu machen – oder nicht einmal dies? Am Ende ihrer »Einführung in die Jugendsoziologie« bringen *Allerbeck/Rosenmayr* (1976, 119f.) zwei Erwartungen zum Ausdruck: Daß die Bedeutung der Jugendphase zurückgehen werde und daß die Generationsdifferenzierung nachlassen werde. Zwar ist die Zeit für eine Beurteilung dieser Voraussage noch nicht reif, doch spricht gegenwärtig mehr für als gegen die Richtigkeit insbesondere der ersten

These. Eine Schlüsselfrage ist hierbei das Verhältnis von altershomogenen Spontangruppen und Lebenslauf.

Fast ist es ein Gemeinplatz der Jugendsoziologie, daß Beziehungen zwischen Jugendlichen überwiegend »Spontanbeziehungen« sind: Informal, erlebnisorientiert, schnell begründet, leicht auflösbar. Auch die Umkehrung gilt als gesichert: Spontanbeziehungen sind überwiegend Beziehungen zwischen Jugendlichen. Mitgedacht ist hierbei eine Vorstellung von »Jugend« als Übergangsphase zwischen dem Heraustreten aus der Herkunftsfamilie (Pubertät) und dem Eintritt in zentrale Erwachsenenrollen (Beruf und Familie). Bei aller Schwierigkeit, die Grenzen dieser Phase zu definieren, bestand doch lange Zeit Einigkeit darüber, daß ihr Kernbereich irgendwo zwischen 15 und 25 Jahren liege. Daß sich dieser Zeitraum verlängert habe, ist eine immer häufiger geäußerte Vermutung, die durch die Analyse der Milieusegmentierung der Bundesrepublik Deutschland gestützt wird. Wie ist es zu diesem Wandel gekommen? Drei Bedingungen sind bei der Erklärung zu berücksichtigen: (1) gesellschaftliche Strukturierung des Lebenslaufs. (2) endogene Lebenszykluseffekte und (3) Generationsbildung.

(1) Längere Zeit war »Jugend« in der Bundesrepublik Deutschland Bestandteil eines allgemeinen biographischen Ablaufschemas, welches vor dem Eintritt in die Verantwortlichkeiten des Erwachsenenlebens ein Moratorium mit verschiedenen Funktionen vorsah: Berufsvorbereitung (Lehre bzw. weiterführende Bildung); Partnersuche für die eigene Familiengründung; allmähliche Ablösung vom Elternhaus; Entwicklung von Persönlichkeit und Identität; letzte, augenzwinkernd zugestandene Gelegenheit, um über die Stränge zu schlagen, bevor der Ernst des Lebens einsetzt. So reibungslos, wie es diese Darstellung suggeriert, ist Jugend freilich oft nicht abgelaufen, aber es gab zumindest eine klare lebenszyklische Ordnungsvorstellung für das Älterwerden, die in die einzelnen Lebensläufe hineinwirkte. Daß sich Spontanbeziehungen gerade in der Jugendphase verdichteten, war nicht nur Nebenprodukt dieser sozialen Strukturierung des Lebenslaufs, sondern zentraler Bestandteil des als normal geltenden Lebensprogramms. Im Umgang mit seinesgleichen sollte der Jugendliche suchen, ausprobieren, lernen, ohne sich sofort festzulegen.

Mit der Popularisierung der Selbstverwirklichungs-Kultur hat Spontaneität im normativen Gefüge einen ganz anderen Platz eingenommen. Galt sie früher vielfach als Merkmal der Unreife, zugestanden für eine Übergangszeit, nach deren Ablauf Zuverlässigkeit, Gesetztheit, Berechenbarkeit und langfristige Konstanz in Sozialbeziehungen erwartet wurden, so erscheint Spontaneität im Wertsystem des Selbstverwirklichungs-Milieus gerade am anderen Ende der Entwicklungsvorstellung – nicht als Durchgangsstadium, sondern als Ziel. Dies hat zur Folge, daß ursprünglich jugendtypische soziale Stile inzwischen eine wesentlich breitere Altersstreuung aufweisen und weit jenseits der Altersgrenze von 25 Jahren nicht etwa exzentrisch, sondern normal sind. Gegenwärtig reicht die Selbstverwirklichungskultur bis etwa zur Altersschicht der 40jährigen, und ob es bei dieser Grenze bleibt, ist abzuwarten. Die Entkoppelung bestimmter traditioneller Tribute der »Jugendlichkeit« von den engen Altersgrenzen der Jugendphase kommt in vielerlei Weise zum Ausdruck:

Körperkultur, Bekleidungsstil, Jargon, Freizeitverhalten und anderes, vor allem aber milieuspezifische Vernetzung und Spontaneisierung von Sozialbeziehungen. Diesem Trend kommt eine Entstrukturierung der sozialen Typik des Erwachsenenalters entgegen. Das Stichwort von der »Entstandardisierung der Biographien« (*Beck*, 1986, 205f.) bringt zum Ausdruck, daß man von einer solchen Typik immer weniger sprechen kann. Verheiratet sein, Kinder haben, Eigentum bilden: All dies zählt nicht mehr mit gleicher Selbstverständlichkeit zum Erwachsenenleben, wie früher. Mit dem Verschwimmen der Zielperspektive »Erwachsensein« verliert aber auch die Jugendphase soziologisch an Profil. Komplementär dazu ist auch der Jugendstatus undeutlich geworden (*Olk*, 1986). Aus der Statuspassage wird mehr und mehr eine bloße Alterspassage. Spontanbeziehungen und Teilhabe an Kontaktnetzen der Jugend sind unter diesen Umständen nicht bloße Übergangserscheinungen, Ausdruck einer Art existentieller Heuristik der Ungeregeltheit, die durch ihre Funktion der Vorbereitung auf ein Leben in festen Bahnen gerechtfertigt scheint. Ihre Bedeutung wandelt sich zur normalen Sozialform der individualisierten Lebensentwürfe, die in Altersbereiche weit jenseits der Jugend im engeren Sinne exportiert werden können. Wie die gesellschaftliche Strukturierung des Lebenslaufs diese biographische Ausweitung von Jugendlichkeit einst unterdrückte, so provoziert die voranschreitende Entstrukturierung des Lebenslauf umgekehrt dazu, Jugendlichkeit als langfristige Lebensform zu kultivieren. Gibt es dafür eine innere Grenze, die mit anthropologischen Konstanten des Alterungsprozesses zusammen hängt?

(2) Grob gesprochen, nimmt die endogene Determiniertheit des Lebenslaufs durch eine innere, entwicklungspsychologische Dynamik im Lauf des Lebens ab, die Abhängigkeit von eigenen Entscheidungen oder gesellschaftsspezifischen Strukturierungen hingegen zu. Aus dem Umstand, daß Entwicklungspsychologie vor allem eine Psychologie der ersten beiden Lebensjahrzehnte ist, läßt sich allerdings nicht ableiten, daß die folgenden Jahre nicht auch typischen endogengen Lebenszykluseffekten unterliegen, die sich in verschiedenen historischen Zeiten und Kulturen doch immer wieder bemerkbar machen. In der Tat wird Erlebnishunger, Abwechslungsbedürfnis, Offenheit für unerwartete Situationen, Expressivität und soziale Kontaktbereitschaft quer durch die Sozialgeschichte immer wieder als spezifische Tendenz jüngerer Menschen geschildert (als Überblick über die psychologische Forschung vgl. *Hulicka*, 1977, 161ff.).
Bei der Suche nach Erklärungen stößt man vor allem auf zwei allgemeine Modelle zur Entwicklung im Erwachsenenalter, die sich nicht gegenseitig ausschließen: (a) Das *kognitive Modell* besagt, daß sich mit der Anzahl der gelebten Jahre und der Verminderung der wahrscheinlich noch zu erwartenden Jahre tendenziell in der Lebensmitte die Perspektiven ändern (*Erikson*, 1963; *Levinson*, 1978; *Rossi*, 1980; *Rodeheaver/Datan*, 1981; *Siegert/Champan*, 1987 u.a.). Die Endlichkeit des zukünftigen Lebens tritt deutlicher hervor, und die Erfolgsbilanz des vergangenen Lebens wird prekärer, weil sich der Kredit der langen Zeiträume aufzehrt. Spätestens dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo man nicht mehr in die Landschaft eines Milieus jugendlicher Unbekümmertheit hineinpaßt. (b) Diese Thesen sind durch ein

physiologisches Modell der Entwicklung zu ergänzen. In der Lebensmitte geht, allen kosmetischen und sportlichen Anstrengungen zum Trotz, das Erscheinungsbild evidenter physischer Jugendlichkeit allmählich verloren. Auch die inneren Funktionen ändern sich, am auffälligsten im Bereich der Sexualität (*Pfeiffer/Verwoerd/Davis*, 1972; *Laws*, 1980; *Rossi*, 1980 u.a.). Reicht bereits dies aus, um eine Distanzierung zwischen älteren und jüngeren Menschen zu begründen, so kommt möglicherweise noch hinzu, daß die Ästhetik des Spannungsschemas eine körperliche Reaktionsbereitschaft erfordert, die mit dem Alter zurückgeht. Diese Hypothese ist zwar gewagt, andererseits reicht aber eine generationsspezifische Erklärung für das Verständnis der kontinuierlichen Distanzierung gegenüber dem Spannungsschema mit zunehmenden Lebensalter nicht aus. Neuere Forschungen zeigen zudem, daß die Annahme physiologischer Korrelate der Ästhetik gerechtfertigt ist (*Nicki*, 1983).
Endogene Lebenszykluseffekte sind plastisch: Sie können individuell, sozialstrukturell oder generationsspezifisch überformt, akzeleriert oder retardiert werden. Ignorieren lassen sie sich aber nicht. Gerade in einer zunehmend subjektorientierten Gesellschaft tragen sie wahrscheinlich zur Entstehung einer sozialen Grenze um die Lebensmitte herum bei. Andererseits sind sie formbar genug, um eine Verlängerung von Jugendlichkeit bis zu dieser Grenze hin zu erlauben.

(3) Die gegenwärtige Verdichtung von Altersunterschieden zu Milieus, deren Trennbereich gegenwärtig bei der Lebensmitte liegt, ist jedoch wahrscheinlich auch generationsbedingt. Getragen wird die Spontanitätskultur der jüngeren Milieus von einer Generation, die nach 1945 geboren wurde und keine andere Gesellschaft kennengelernt hat als die vollentwickelte Konsumgesellschaft. Kulturelles Integrationszentrum dieser Generation ist das Spannungsschema, dessen Evolution ausschließlich von jüngeren Menschen vorangetrieben wurde. Längst hat sich der Widerstand der Kriegs- und Vorkriegsgeneration gegen die neuen kulturellen Muster gelegt. Geblieben ist eine Milieusegmentierung, deren Altersgrenze sich mit der Trennlinie zwischen den Generationen nach oben verschoben hat. Würde die Entwicklung in dieser Weise weiter gehen, so käme mit dem Ende der älteren Generation das Ende der alterspezifischen Milieusegmentierung überhaupt. Gegen diese Annahme spricht erstens die These von der Wirksamkeit endogener lebenszyklischer Faktoren, zweitens die soziologische Erwartung sozialer Veränderungen, die neue Generationen hervorbringen werden. Gegenwärtig ist zwar klar, daß eine Entwicklung stattgefunden hat und daß in der momentanen Situation eine erhebliche Dynamik angelegt ist. Trotzdem muß derzeit die Frage offen bleiben, ob und in welcher Weise sich das Verhältnis von altershomogenen Spontanbeziehungen und Lebenslauf in der Zukunft ändern wird.

6. Rückblende: Jugend und Gesellschaft

Im ersten Abschnitt dieser Analyse wurden drei Paradigmen des Verhältnisses von altershomogenen Spontangruppen und Gesellschaft dargestellt: Übergang, Gegenkultur und Normalität. Von diesen Modellen kann sicherlich keines ausschließliche Geltung für sich beanspruchen. Im Lauf der deutschen Nachkriegsgeschichte zeigen sich jedoch deutliche Akzentverschiebungen. In den Aufbaujahren dominierte das Verhältnis des Übergangs: Es gab eine relativ klar abgegrenzte Jugendphase, in der sich der Heranwachsende vor die Entwicklungsaufgabe gestellt sah, sich von der Herkunftsfamilie abzulösen und selbst ein Erwachsener zu werden. Spontanbeziehungen von Jugendlichen schufen eine Atmosphäre der Vertrautheit außerhalb der Familie, vermittelten als soziales Experimentierfeld wichtige Erfahrungen, und waren nicht zuletzt das Kontaktfeld, in dem man seinen Lebenspartner fand.

In den sechziger Jahren wurde dieses integrative Paradigma des Übergangs durch das innovative Paradigma der Gegenkultur verdrängt. Plötzlich entfesselten Spontangruppen von Jugendlichen im Rahmen der Protestbewegungen Ideen und politische Kräfte, die das alte System bedrohten und deren kulturelle Wirkungen bis heute spürbar sind. Eine der wichtigsten Spätfolgen dieser gegenkulturellen Phase ist die Existenz einer Spontanitätskultur, die sich in Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungs-Milieu aufspaltet. Die sechziger Jahre waren die Entstehungszeit generationsspezifischer Kontaktgruppen, die sich inzwischen fest neben anderen, historisch älteren Milieus etabliert haben.

Vorherrschend in dieser Situation ist nicht mehr das Paradigma der Gegenkultur, sondern das Modell der Normalität. Die Spontangruppen jüngerer Milieus stellen soziale Strukturen nicht in Frage, sondern sie bestätigen sie, sind sie doch fest in einen expansiven Erlebnismarkt integriert. Bisher erweisen sich diese Spontangruppen nicht als ein lebenszyklisches Übergangsphänomen, sondern als eine Sozialform, die den einzelnen zur Gewohnheit wird und mit dem Älterwerden der Nachkriegs-Generation immer mehr in höhere Alterslagen hineinreicht. Von dieser Normalität wird die Jugend im engeren Sinn fast spurlos aufgesogen – im Rahmen einer immer weniger altersspezifischen Jugendkultur werden gegenkulturelle Innovationen der wirklich Jungen immer wieder schnell absorbiert, kommerzialisiert und als Symbol der Altersgruppenindentifikation unbrauchbar gemacht.

Kurzdarstellung des empirischen Vorgehens: Die oben referierten Ergebnisse beruhen auf den Daten der Befragung einer Zufallsstichprobe von 18 bis 70jährigen Einwohnern von Nürnberg im Jahr 1985 (Finanzierung durch die deutsche Forschungsgemeinschaft und die Universität Bamberg). Die Anzahl der auswertbaren Fälle beträgt 1014. Die Befragung wurde mündlich durchgeführt; am Ende des Interviews beantworteten die Befragten noch einen schriftlichen Testbogen. Neben einer großen Zahl stilrelevanter Items wurden vor allem Fragen gestellt, die sich auf folgende Bereiche bezogen: Biographie, sozioökonomische Situation, ökologische Situation, Gesundheit, politische Einstellungen, Persönlichkeit, Haushaltsstruktur. Die Erhebungsinstrumente wurden in drei Arbeitsgängen vorgetestet und modifiziert: zwei qualitativ ausgewertete Voruntersuchungen, sowie eine weitere quantitativ ausgewertete Voruntersuchung (ca. 100 Erhebungsfälle). Zum Auffinden der Milieusegmentierung wurden insbesondere nichtmetrische Klassifikationsverfahren eingesetzt. Ergänzend

wurden qualitative Erhebungen (teilnehmende Beobachtung in Diskotheken, Stadtteilzentren und zentralen Bereichen der Stadt) durchgeführt.

Literatur

Allerbeck, K., Rosenmayr, L.: Einführung in die Jugendsoziologie. Heidelberg 1976 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* Jugend ohne Zukunft? München/Zürich 1985 – *Baacke, D.:* Jugend und Jugendkulturen. München 1987 – *Beck, U.:* Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. 1986 – *Becker, H., Eigenbrodt, J., May, M.:* »Cliquen und Raum. Zur Konstituierung von Sozialräumen bei unterschiedlichen sozialen Milieus von Jugendlichen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsycholgie. 25. Sonderheft. 1983, 451–480 – *Blücher, V. Graf v.:* Freizeit in der industriellen Gesellschaft. Dargestellt an der jüngeren Generation. Stuttgart 1956 – *Bourdieu, P.:* Die feinen Unterschiede. Frankfurt a.M. 1982 – *Brake, M.:* Soziologie der jugendlichen Subkulturen. Eine Einführung. Frankfurt a.M./New York 1981 – *Clarke, J., Cohen, P., Corrigan, P.:* Jugendkultur als Widerstand. Frankfurt a.M. 1979 – *Clarke, J.:* »Stil«. Jugendkultur als Widerstand. Hg. *John Clarke.* Franfurt a.M. 1979 – *Eisenstadt, S.N.:* From Generation to Generation. Age Groups ans Social Structure. Glencoe 111. 1956 – *Erikson, E.:* Childhood and Society. New York 1963 – *Gillis, J.R.:* Geschichte der Jugend. Weinheim/Basel 1980 – *Gluchowski, P.:* »Lebensstile und Wandel der Wählerschaft in der Bundesrepublik Deutschland«. Politik und Zeitgeschichte. B 12. 1987, 20–30 – *Hermann, U.:* »Jugend in der Sozialgeschichte«. Sozialgeschichte in Deutschland. Hg. *W. Schieder, V. Sellin.* Band IV. Göttingen 1987 – *Hulicka, I.M.:* Empirical Studies in the Psychology and Sociology of Aging. New York 1977 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Laws, J.L.:* »Female Sexuality through the Life-Span«. Life-Span Development and Behavior. Hg. *P.B. Baltes, Orville G. Brim.* Vol. 3. New York 1980, 208–253 – *Lepsius, M.R.:* »Bürgertum als Gegenstand der Sozialgeschichte«. Sozialgeschichte in Deutschland. Hg. *W. Schieder, V. Sellin.* Bd. IV. Göttingen 1987, 93–116 – *Levinson, D.:* The Seasons of an Man's Life. Alfred A. Knopf Inc. 1978 – *Machwirth, E.:* »Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen«. Einführung in die Gruppensoziologie. Hg. *Bernhard Schäfers.* Heidelberg 1980 – *Michal, W.:* Die SPD – staatstreu und jugendfrei. Reinbek 1988 – *Neidhardt, F.:* Die junge Generation. Opladen 1970 – *Nicki, R.M.:* »Psychophysiology and Aesthetics«. Physiological Correlates of Human Behavior. Hg. *J.A. Edwards.* London/New York 1983, 217–232 – *Nowak, H., Becker, U.:* »Es kommt der neue Konsument«. Form. Zeitschrift für Gestaltung. 111. 1985, 13–16 – *Olk, T.:* »Jugend und Gesellschaft. Entwurf für einen Perspektivenwechsel in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung«. Interdisziplinäre Jugendforschung. Hg. *W. Heitmeyer.* München 1986 – *Pfeiffer, E., Verwoerd, A., Davis, G.:* »Sexual Behavior in Middle Life«. American Journal of Psychiatry. 1972, 128, 1262–1967 – *Preuss-Lausitz, U., Büchner, P., Fischer-Kowalski, M.,* Hg.: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Weinheim/Basel 1983 – *Raschke, J.:* Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß. Frankfurt a.M./New York 1985 – *Rodeheaver, D., Datan, N.:* »Making it: The Dialectics of Middle Age«. Individuals as Producers of their Developments. Hg. *R.M. Lerner, N. Busch-Rossnagel.* New York 1981, 183–196 – *Rosenmayr, L.:* Kulturelle Interessen von Jugendlichen. Wien 1966 – *Rosenmayr, L.:* Jugend. Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 6. Stuttgart 1976 – *Rossi, A.S.:* »Parenthood in the Middle Years«. Life-Span Development ans Behavior. Hg. *P.B. Baltes, O.G. Brim.* New York 1980, 138–205 – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Opladen 1982 – *Schulz, W.:* Metaphysik des Schwebens. Untersuchungen zur Geschichte der Ästhetik. Pfullingen 1985 – *Schulze, G.:* »Beziehungen zwischen Gleichaltrigen«. Soziologie für Erzieher. Hg. *G. Wurzbacher.* 8. Aufl. München 1985. 150–161 – *Schulze, G.:* »Alltagsästhetik und Lebenssituation. Eine Analyse kultureller Segmentierungen in der Bundesrepublik Deutschland«. Kultur und Alltag. Hg. *H.G. Soeffner.* Soziale Welt. Sonderband 6. Göttingen 1988a – *Schulze, G.:* »Alltagsästhetische Schemata«. ZUMA-Handbuch sozialwissenschaftlicher Skalen. Mannheim 1988b – *Schulze, G.:* »Wahrnehmung und Milieu in der Bundesrepublik Deutschland«. Das Ende der Sozialen Schichtung? Hg. *P. Berger, S. Hradil.* Soziale Welt. Sonderband 7. Göttingen 1989 – *Schulze, G.:* »Identität als Stilfrage? Über den kollektiven Wandel der Selbstdefinition«. Identität. Hg. *H.P. Frey, K. Haußer.* Stuttgart 1987 –

Siegert, M. T., Chapman, M.: »Identitätstransformation im Erwachsenenalter«. Identität. Hg. *H. P. Frey, K. Haußer.* Stuttgart 1987, 139–150 – *Tenbruck, F. H.:* Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven. Freiburg 1962 – *Tenbruck, F. H.:* »Bürgerliche Kultur«. Kultur und Gesellschaft. Hg. *F. Neidhardt, M. R. Lepsius, J. Weiß.* Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 27. Sonderheft. Opladen 1986 – *Trotha, T. von:* »Zur Entstehung von Jugend«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 1982, 254–277 – *Willis, P.:* Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt a. M. 1979 – *Wurzbacher, G.:* Gesellungsformen der Jugend. München 1965 – *Wurzbacher, G.:* »Gesellungsformen der Jugend in der Bundesrepublik – Hypothesen über Strukturen und Sozialisationswirkungen«. Die Jugend. Hg. *H. Reimann, H. Reimann.* Opladen 1987 – *Zeiher, H.:* »Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945«. Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Hg. *U. Preuss-Lausitz, P. Büchner, M. Fischer-Kowalski.* Weinheim/Basel 1983 – *Zimmermann, P.:* »Aufwachsen mit Rockmusik – Rockgeschichte und Sozialisation«. Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Hg. *U. Preuss-Lausitz, P. Büchner, M. Fischer-Kawalski.* Basel 1983 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987.

Hartmut Lüdtke/Alexander Pawelka

Jugend in Organisationen

1. Einleitung

Die Beteiligung Jugendlicher an Organisationen gilt in traditioneller soziologischer und pädagogischer Sicht als ein Maßstab der gesellschaftlichen Integration und Kontrolle von Jugend, aber auch der formalen Repräsentanz jugendlicher Interessen. Der »Organisationsgrad« jüngerer Altersgruppen, meist gemessen als Prozentsatz der jugendlichen Organisationsmitglieder, eventuell noch differenziert nach der Art der Organisationen, wurde lange als wichtiger Indikator ihrer gesellschaftlichen Einbindung bzw. ihrer »Bindungsfähigkeit« oder »Bindungsbereitschaft« interpretiert. Die Organisationen wurden dabei durchaus realistisch als ein spannungsreiches Geflecht von Bedingungen und Wirkungen eingeschätzt, sowohl im Sinne eines freien Lern- und Experimentierfeldes und eines Stabilitätsfaktors für einzelne Gruppen als auch im Sinne von zwangsläufigen Restriktionen und Fremdbestimmungen für Jugendliche (*Wurzbacher*, 1968, 67ff., 81ff.). Wir werden zu zeigen versuchen, daß der Schluß auf die gesellschaftliche Integration der Jugend durch Organisierung in seinem allgemeinen Geltungsanspruch unzulässig ist, auch wenn unbestreitbar in modernen Gesellschaften die Beteiligung an komplexen Organisationen als zunehmend bürokratisch einheitlich strukturierten Zweckgebilden eine erhöhte Chance der sozialen Kontrolle und Sozialisation ihrer Mitglieder involviert. Die allgemeine Integrationsfunktion komplexer Organisationen, hier verstanden als Zusammenschlüsse von Personen mit einer spezifischen Zweckbestimmung, einer daran orientierten arbeitsteiligen Gliederung und dem Vorhandensein einer Leitungsinstanz (*Büschges*, 1983, 18), wird schon dadurch relativiert, daß sie auch Agenten der Bündelung, Artikulation und Durchsetzung vielfältiger Interessen und damit Impulsgeber für soziale Konflikte und gesellschaftliche Dynamik sind. Zahlreiche Jugendverbände können gerade als organisierte Vertretungen und öffentliche Explikation von Jugendinteressen gelten (*Wurzbacher*, 1968, 76ff.). Hier muß aber bereits darauf hingewiesen werden, daß der Schluß von der Organisationsmitgliedschaft Jugendlicher auf eine entsprechende Ausprägung politischer Interessen und der Bereitschaft, eigene und advokatorisch übernommene Interessen kollektiv zu vertreten, höchstens für sehr spezielle Teilgruppen von Jugend zulässig ist.
Neben die a) traditionellen Organisationen als Kontext jugendspezifischer Angebote und Lernfelder sowie die b) Jugendverbände als Interessenvertretungen oder c) Programmvereinigungen treten in neuerer Zeit zwei, teilweise ganz andersartige, Organisationskontexte mit dem Anspruch, Motive und Orientierungen von Jugendlichen zu binden. Zum einen existiert d) ein inzwischen unübersehbarer Markt von neuen Sinnvermittlern, spezifischen Ziel- oder Interessenassoziationen, die als Reflex moderner Entsolidarisierungs- und Legitimationsprobleme, des Wertpluralismus und der damit verbundenen Individualisierungstendenzen (*Beck*, 1986) zu

verstehen sind. Sie bestimmen das Feld der heterogenen Subkulturen und »Szenen«, soweit sie die Gestalt von Rudimentär-, Proto- oder sogar hoch differenzierten Formalorganisationen haben. Hierzu gehören so unterschiedliche Phänomene wie z.B. Fan- und Starclubs, Marginalgruppen wie Skinheads, Rocker, koordiniert handelnde unkonventionelle politische Aktivisten, Jugendkulte und -sekten.

Zum anderen treten e) Jugendliche mit Organisationen in Verbindung, die heute zum Regelbestandteil der Freizeitangebote gehören und ein Ausfluß öffentlich, zum Teil auch halböffentlich oder kommerziell veranstalteter Sozialpädagogik, Kommunal- und Infrastrukturpolitik sind. Wir meinen die freiwillige Teilnahme an bzw. die Nutzung von attraktiven Angeboten unter dem Dach einer Nichtmitgliedschaftsorganisation mit Einschluß von oder fließendem Übergang zu Clubs, Vereinen oder Jugendverbänden. Hierzu gehören Jugend-, Kultur-, Kommunikationszentren, Jugenddienste (z.B. im Tourismus), Jugendbildungsstätten, Beratungsdienste u.dgl. Wir können auch diese Einrichtungen nur am Rande behandeln; sie sind jedoch (ebenso wie Schule und Betrieb) im Auge zu behalten, wenn allgemein nach dem Ausmaß und den Funktionen der Organisationserfahrungen von Jugendlichen gefragt wird.

Im folgenden werden wir die Beiträge der empirischen Sozialforschung zu unserem Thema zusammentragen und referieren (2). Im dritten Abschnitt werden wir einen Überblick über Richtungen der theoretischen Interpretation dieser Befunde bieten und die allgemeine These entwickeln, daß Jugendliche die freiwillige Teilnahme an und in komplexen Organisationen nicht in erster Linie suchen, um Einfluß auf die formularen Kommunikationskanäle und die entsprechenden Positionen zu gewinnen, also die Organisationsstrukturen selbst zu beherrschen. Ihr Hauptmotiv ist vielmehr die Wahrnehmung der von diesen Gebilden bereitgestellten Angebote an spezifischen Aktivitäten und Kontaktmöglichkeiten, die sich weitgehend auf expressive Situationen und informelle Gruppen Gleichaltriger beziehen. Das heißt: Wir behaupten, daß sich die Interessen Jugendlicher vor allem auf begrenzte Outputs der Organisationen richten, während der typische formale, exekutive Rahmen der Organisationen und damit ihre bürokratischen Herrschaftsstrukturen dem Kalkül der interessierten Jugendlichen weitgehend vorgelagert bleiben.

2. Empirische Befunde

Das Thema »Jugendliche in Organisationen« scheint bisher ein Stiefkind der Forschung zu sein. Mag sein, daß das Vorurteil »organisierte Jugend = angepaßte Jugend = uninteressante Jugend« hier Wirkung zeigte und so den Schwerpunkt der Jugendforschung auf die »aktuelleren« Verhaltensauffälligkeiten der Jugend, den kulturellen Wandel in Richtung steigender Zwanglosigkeiten im Umgang miteinander, die »Entdeckung« der altershomogenen Gruppen und der jugendlichen Subkulturen lenken half (für informale und spontane Gruppierungen vgl. *Schulze* in diesem Band). Im Zentrum unserer deshalb schmalen Über-

sicht über bisherige empirische Forschungserträge stehen Grad, Struktur und Wandel der Organisationsmitgliedschaft und -beteiligung durch Jugendliche und ihre Bedeutung in den Wahrnehmungen und Bewertungen durch diese selbst.

2.1. Organisationsgrad und Beteiligungsintensität

1984 bezeichneten sich 55% der 15- bis 24jährigen als Mitglieder von formellen Gruppen bzw. Organisationen (*Zinnecker,* 1987, 254). Die Fragevorgabe »Gruppen oder Organisationen« und die Liste der Organisationsarten weisen darauf hin, daß sich dieses Datum ganz überwiegend auf komplexe Organisationen im Gegensatz zu informellen Gruppen bezieht. Die vielfach vorgetragene Vermutung, der Organisationsgrad sei rückläufig, läßt sich im Längsschnitt widerlegen: im Vergleich mit dem Jahr 1954 (Fragevorgabe »Jugendgruppe oder Jugendvereinigung«) und einer Rate von 36% ist er eindeutig angestiegen (*Zinnecker,* 1987, 253ff.), übrigens parallel mit der Entwicklung bei den Erwachsenen. Allerdings ist zu relativieren: vom Anstieg profitieren fast ausschließlich die Sportvereine (s. 3.2.)!
Das faktische Ausmaß der Organisationsaktivitäten Jugendlicher geht aus diesen Daten nicht direkt hervor. *Bauer* et al. (1983, 70ff.) berichten, daß sich bei männlichen Jugendlichen die »Tätigkeit im Verein« auf Platz 9 ihrer Rangliste verschiedener Aktivitäten befindet: 38% gaben »oft« oder »sehr oft« an; bei weiblichen Jugendlichen: 26%, Platz 14. Dieser Befund deckt sich weitgehend mit *Schillings* (1977, 97) Ergebnis: danach gaben 40,1% der befragten Jugendlichen an, einen Verein oder eine Jugendgruppe sehr oft, oft oder regelmäßig zu besuchen. Allerdings sind derartige subjektive Häufigkeitsschätzungen stark interpretationsbedürftig. Nach *Schilling* (1977, 150) hatten diese Aktivität am Werktag (gestern) 12,5%, am letzten Samstag 5,9% und am letzten Sonntag gar nur 3,6% der Jugendlichen ausgeübt. Die Einschätzungen als »regelmäßig, oft oder sehr oft« bedeutet also faktisch im Durchschnitt eine Beteiligungsintensität, die erheblich unterhalb einer kontinuierlichen Frequenz von einmal pro Woche liegt.
Schilling (1977, 110) konnte auch zeigen, daß der Besuch von Vereinen/Jugendgruppe zu einem Aktivitätstyp gehört, den man, wie die Tätigkeiten Tanzen und Party, zwar »sehr gerne«, aber nicht »sehr oft« ausübt. Wahrscheinlich schlägt sich in diesem Gegensatz der hohe Grad der zeitlichen Statuierung der meisten Organisationsangebote nieder: sie sind nicht ständig zugänglich, sondern nur an bestimmten Tagen, zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten, die sich der freien Disponibilität der Jugendlichen entziehen. Die tatsächliche Organisationsbindung der Mitglieder darf daher und trotz der oben erfolgten Relativierung nicht als gering veranschlagt werden. So gaben von den befragten 1237 Besuchern der Einrichtung der offenen Jugendarbeit, die zugleich Organisationsmitglieder waren, 55% an, vier und mehr Stunden wöchentlich in ihrer Organisation zu verbringen (10% unter zwei Stunden). 42% besuchten die Freizeitstätte zusammen mit mehreren, 12% zusammen mit einem Freund/einer Freundin aus Organisationen. Zwischen der Organisationsart einerseits und den Aktivitäten und Präferenzen der Mitglieder in den Freizeitstätten bestanden schwache, aber signifikante Beziehungen (*Lüdtke/Grauer,* 1973, 141f., 372f.). Diese Befunde weisen auf einen relativ hohen Dichte-

und Vernetzungsgrad von Mitgliedschaften, Tätigkeiten und Partnern bei jugendlichen Organisationsmitgliedern hin, unter denen zumindest eine beträchtliche Minderheit als hoch sozial aktiv und kompetent gelten kann.
Dafür spricht auch die Tatsache einer Erhöhung nicht nur des formalen Organisationsgrades der Jugend im Verlauf von 30 Jahren, sondern auch der Mitgliedschaftskumulation. Während die 36% »Organisierten« 1954 durchschnittlich 1,2 Mitgliedschaften angaben, waren es bei den 55% »Organisierten« 1984 schon 2,3 Mitgliedschaften. Eine knappe Mehrheit der Jugend gehört heute also mindestens einem Verein bzw. einer Organisation an, eine vermutlich noch wachsende Minderheit 2 oder mehr Organisationen – wahrscheinlich ein Reflex auf die gestiegene Differenzierung und Attraktivität der Angebote für Jugendliche in diesem Bereich.

2.2. Struktur der Mitgliedschaften

Der Zuwachs der Organisationsmitgliedschaften entfällt zum allergrößten Teil auf die Sport- und Turnvereine: in 30 Jahren verdoppelte sich der Anteil ihrer Mitglieder unter den 15- bis 24jährigen von 17% auf 34% (darunter die »Sportvereine«, d.h. diejenigen mit dem breiteren Angebot von 12% auf 32%; *Zinnecker*, 1987, 257). Diese Entwicklung entspricht ungefähr derjenigen in der westdeutschen Gesamtbevölkerung; hier hat sich die Mitgliedschaft der Verbände des Sports nach offiziellen Angaben zwischen 1961 und 1981 verdreifacht; zuletzt bestand ein Sportorganisationsgrad der Bevölkerung von 28,7% (Freizeit-Daten, 1982, 133).
Nach *Frackmann* (1985, 33f.) waren 1977 bereits über 40% der Jugendlichen in einem Sportverein. Die Steigerungsraten der Mitgliedschaft junger Leute in den Sportvereinen betragen zehn Prozentpunkte pro Dekade, wovon viel auf die erhöhte Beteiligung der weiblichen Jugend zurückzuführen ist.
Bei den im Verein ausgeübten Sportarten läßt sich eine starke Ausdifferenzierung beobachten, sowohl hinsichtlich der sportlichen Tätigkeitsformen als auch der hierfür erforderlichen materiellen Ausstattung. Ein aussagekräftiges Einstellungs- oder Verhaltensmuster, wodurch sich die Sportjugend von anderen, auch informellen Gruppierungen unterscheiden ließe, ist bisher nicht gefunden worden (DJI, 1985, 77ff.; *Fuchs*, 1985; *Schlagenhauf*, 1977; *Zinnecker*, 1987, 225ff.).
Der entsprechende Anteil konfessioneller Jugendgruppen hat leicht abgenommen (von 10% auf 6%). Aufmerksamkeit wurde den kirchlichen Vereinigungen auch im Zusammenhang mit der Frage nach der Jugendreligiosität zuteil (*Baumann*, 1984; *Griep*, 1980; *Fischer/Fuchs/Zinnecker*, 1985; vgl. *Keil* in diesem Band). Festgestellt wurden eine nachlassende Prägekraft konfessioneller Milieus und eine allgemein geringere Kirchenbindung, die allerdings nicht automatisch zu einer sinkenden Beteiligung an kirchlich initiierten Jugendgruppen führte (man denke an die Phänomene »Kirchentagsjugend« bzw. »Kirche von unten«).
Der Anteil politisch-weltanschaulicher Gruppen ist gestiegen (von 2% auf 7%), ebenso das Gewicht von Musikvereinen und Spielgruppen sowie von sonstigen Interessengruppen (1984 zusammen 23%). Insgesamt scheint die Bedeutung betont traditionsorientierter und bündischer Organisationen zugunsten solcher mit Konzentration auf spezifische musische und Freizeit-Interessen, aber auch solcher der

Orientierung an weltweit relevanten kollektiven Gütern wie Frieden, Umweltschutz, sanften Energien und Verteilungsgerechtigkeit, abgenommen zu haben. Diese Verschiebung der jugendlichen Organisationsbindungen läßt sich auch als Bewegung weg vom Syndrom konventionell-altbacken-traditionswertig hin zum Syndrom informal-basisbezogen-modern-trendwertig deuten (*Frackmann*, 1985, 34). Dieser Trend läßt sich anhand folgender Bezeichnungen illustrieren: früher »Jugend-Kammerorchester, Mundharmonika-Verein, Volksmusik-Verein, Laienspielschar, Jugend-Spiel- und Sing-Gruppe, Volkstanzkreis«, heute »Musikbands, Theatergruppen, Tanzgruppen und Orchester«; zu den Interessengruppen der 50er Jahre wie »Jugend-Kulturring, Schachclub, Stenografen-Verein, Camping-Club, Briefmarkensammler-Verein, Studenten-Vereinigung, Rotes Kreuz« sind dazugekommen: »Automobil- und Motorradclubs, Jugendzentrumsgruppen, vielfältige Hobbyclubs und Fanclubs« (*Zinnecker*, 1987, 258).

Zwar entfiel nur ein »Organisationsgrad« von insgesamt 10% 1984 auf politische und gewerkschaftliche Jugendgruppen und -verbände. Das politische Engagement in Form der Bindung an derartige Kollektive erscheint indes noch höher, berücksichtigt man auch Angaben wie »mache ich mit, gehöre ich dazu«, die nicht nur explizit auf formale Mitgliedschaften abheben. Dazu wurden von den 15- bis 20jährigen genannt: Friedensbewegung 12%, Umweltschützer/Ökologen 10%, Atomkraftgegner und kirchliche Jugendgruppen je 8%, Schülermitverwaltung und AStA, Jugendzentrums-Initiativen, Gewerkschaftsjugend, Selbsthilfegruppen je 3 bis 5% (SINUS, 1985, 73). In bezug auf Organisationen im Umfeld moderner sozialer Bewegungen repräsentiert die Jugend offenbar ein höheres Protestpotential (vgl. *Kaiser* in diesem Band), als sich an formalen Mitgliedschaften im Sinne traditionell-bürokratischer »Karteizugehörigkeit« ablesen läßt, die für Jugendliche heute eher obsolet scheint.

Im Verhältnis zu diesen Gruppierungen scheinen die Mitgliedschaften von Jugendlichen in Organisationen mit marginalem Status, extremen Rückzugspotentialen oder zur Abschottung neigenden alternativen Sinnstiftung, zu denen wir hier, wenn auch nicht ganz legitimerweise, einmal neue religiöse Jugendkulte und ihre Sekten, organisierte Rechts- und Linksextremisten im politischen Spektrum und informelle Gruppen mit freilich hohem internen Anpassungsdruck wie »Rocker«, »Punker« und »Skinheads« zusammenfassen wollen, eine (noch) geringe Bedeutung zu haben (*Allerbeck/Hoag*, 1985 44ff.; *Schäfers*, 1985; *Tippelt/Becker*, 1984, 88ff.).

2.3. Differentielle Bedingungen der Mitgliedschaft

Entsprechend ihrer Abhängigkeit von speziellen Interessen, kulturellen und sozioökonomischen Ressourcen sowie anderen Sozialisationseinflüssen variieren Organisationsmitgliedschaften und -beteiligung von Jugendlichen mehr oder minder nach demographischen und sozialstrukturellen Merkmalen (SINUS, 1985, 74; *Zinnecker*, 1987, 253ff.).

»Der Organisationsgrad und die Organisationsart der Jugendlichen ist nach Alter und Geschlecht, nach sozialer Herkunft, nach Wohngemeinde und Region höchst verschieden« (*Schäfers*, 1980, 51).

Tabelle 1: Die Struktur der Organisationsmitgliedschaften von Jugendlichen 1987

Organisations- arten:	Altersgruppen: Geschlecht:	15–17 M	15–17 W	18–20 M	18–20 W	21–24 M	21–24 W
Sportvereine		14,5	10,8	12,5	3,4	3,2	5,4
Fußballvereine		23,6	–	11,1	2,2	7,9	–
Tennisvereine		10,9	5,4	8,3	4,5	4,8	2,7
Kegelclubs		–	–	–	–	–	0,7
Turnvereine		1,8	–	–	–	2,4	1,4
Sonstige spezielle Sportvereine		20,0	21,6	15,3	14,6	11,9	7,5
Gesangvereine, Chöre							
Musikvereine		1,8	8,1	1,4	1,1	1,6	0,7
Kirchliche Vereinigungen		1,8	–	1,4	–	–	1,4
Schützenvereine		3,6	–	–	1,1	0,8	–
Hobbyvereine		5,5	–	1,4	–	0,8	0,7
Politische Vereinigungen, Parteien		–	2,7	1,4	1,1	1,6	–
„Kulturelle" Vereine		–	–	–	–	–	–
Geselligkeits- und „Soziale Vereine"		3,6	–	1,4	1,1	1,6	0,7
Freizeitvereine		1,8	–	1,4	1,1	0,8	2,7
Naturverbundene Vereine		1,8	–	1,4	2,2	1,6	–
Philatelistenvereine		–	–	–	–	–	–
Feuerwehrvereine		3,6	–	1,4	–	1,6	0,7
Sonstige Organisationen		–	–	–	1,1	0,8	0,7
Prozentsumme		94,3	48,6	58,5	33,5	41,4	25,3
N		55	37	72	89	126	147
Subjektive Bedeutung von Vereinskameraden*		4,5	3,3	3,0	2,7	2,6	2,0

* Mittelwerte der Angaben auf der Skala 1 = „spielen keine Rolle als Freizeitpartner" bis 6 = „spielen große Rolle . . .".
Quelle: Datei des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung EMNID-Umfrage von 1987; Teilstichprobe von insgesamt 2978 Befragten.

In Tab. 1 werden bisher unveröffentlichte Umfragedaten zur alters- und geschlechtsspezifischen Organisationsmitgliedschaft von Jugendlichen zusammengestellt; dabei ist der Hinweis wichtig, daß die Fragen an einen Bevölkerungsquerschnitt gerichtet waren, die Organisationsarten also jugendunspezifisch sind. Mit steigendem Alter sinkt durchgängig die Organisationsbeteiligung, mit Ausnahme der Minderheitenvereine für Kegeln, Turnen, kirchliche Aktivitäten, Geselligkeit, Freizeit und Naturverbundenheit. In bezug auf fast alle anderen Vereinsarten, allen voran die Sportvereine, sind die Mitgliedschaftsanteile der Jugendlichen auf dem Höhepunkt der Adoleszenz am höchsten, in der Postadoleszenz am niedrigsten. Dies läßt sich als deutliches Indiz dafür interpretieren, daß sich die besondere Attraktivität der Vereinsangebote für Jugendliche recht selektiv auf die unteren Altersgruppen beschränkt, weil diese noch am ansprechbarsten gelten können. In diesen Gruppen ist das Kriterium der Altershomogenität als zentrales Gesellungsprinzip am bedeutsamsten, und die Teilnahmemotive wären schwächer, wenn die Freizeitaktivitäten eine größere Altersspanne der Mitglieder umfassen würden. Da

die Angebotskapazitäten der Organisationen für viele Altersgruppen aber prinzipiell begrenzt sind, kommt es zwangsläufig zur Konzentration der geselligen Angebote auf die Jüngeren und damit zum relativen Rückgang der Attraktivität für Ältere (*Lüdtke*, 1972, 266, 304f., 323f.; *Schilling*, 1977, 56ff., 257f.).
Sehr deutlich geht aus der Tabelle auch die geschlechtsspezifische Organisationsbeteiligung zu Lasten der Mädchen hervor, mit Ausnahme einiger speziell-interessenorientierter Vereine wie der sonstigen Sportvereine (z.B. für Schwimmen, Reiten, Ski, Surfen). Die Differenz zwischen organisierten männlichen und weiblichen Jugendlichen ist mit 15 Prozentpunkten innerhalb von 30 Jahren gleichgeblieben (*Zinnecker*, 1987, 257). Deutlich unterrepräsentiert sind die Mädchen bei den politisch-weltanschaulichen Gruppen, der Gewerkschaftsjugend und der Jugendzentrumsbewegung, d.h. im Bereich der Vertretung exponierter öffentlicher oder kollektiver Interessen (SINUS, 1985, 117; *Zinnecker*, 1987, 257). Man muß wohl den Hauptgrund für diese Differenzen weiterhin in spezifischen Unterschieden der Geschlechtsrollensozialisation sehen, durch die Mädchen zu stärkerem Privatismus und Familismus im Freizeitverhalten veranlaßt werden.
Die Organisationsmitgliedschaft wird häufiger, wenn der sozioökonomische Status der Jugendlichen steigt, hier vor allem indiziert durch soziale Herkunft und eigene Schulbildung. Die Differenz zwischen unterer und oberer von drei Bildungsklassen (Hauptschule, mittlere und höhere Abschlüsse) beträgt, je nach Studienbeispiel, zwischen 10 und 20 Prozentpunkte, was man nicht gerade als dramatisch bezeichnen kann. Die deutlichsten Statusunterschiede zeigen sich in der Mitgliedschaft in politisch-weltanschaulichen Gruppen und solchen, die modernen sozialen Bewegungen am nächsten stehen. Auffallend ist, daß die in traditionellen, kirchlichen oder politischen Organisationen tätigen Jugendlichen seltener in informelle Beziehungsnetze integriert sind und daß ihr Gruppenmilieu einen gewissen »kulturellen Kontrast« zur Vergnügungskultur der Mehrheit der jugendlichen Cliquen bildet, worin sich die differentielle Wirkung der Verfügung über kulturelles Kapital spiegelt (*Zinnecker*, 1987, 266ff.).
Schließlich hängt die Organisationsbeteiligung von Jugendlichen auch von sozialökologischen bzw. regionalen Bedingungen ab – ein Ausfluß der Wohnsitzbezogenheit der Organisationen und der lokalen Sozialisationbedingungen. So konnte gezeigt werden, daß in einer ländlichen Kleinstadt mit mittlerem Organisationsgrad die Sport-, Trachten-, Schützenvereine und die Feuerwehr von Kindheit an, mit hoher kommunalpolitischer Bedeutung des Vereinswesens, präsent sind, wobei eine geringe Trennung zwischen Jugend- und Erwachsenenabteilungen besteht und eher kirchliche als behördliche Trägerschaften vorliegen. Von dieser Umwelt hebt sich dagegen ein stadtnahes, monofunktionales Neubauviertel mit hohem Organisationsgrad Jugendlicher, der sich fast ausschließlich auf den Sportverein und kirchliche Gruppen bezieht, deutlich ab. In einem Altstadtviertel mit mäßigem Organisationsgrad und dominanten männlichen Mitgliedern ermöglichte offenbar die differenzierte Infrastruktur mehr individuelle und an altershomogenen informellen Gruppen orientierte Aktivitäten (*Schäfers*, 1980, 51ff.).

3. Theoretische Überlegungen

Eine überzeugende theoretische Interpretation der lückenhaften empirischen Befunde zur Organisationsbeteiligung von Jugendlichen ist heute noch sehr schwierig. Hier macht sich der Mangel an vertiefenden und theoriegeleiteten Untersuchungen besonders bemerkbar.
Zusammenfassend kann ohne Übertreibung festgestellt werden, daß theoriegeleitete Untersuchungen fast noch gänzlich fehlen, die gleichzeitig Eintrittsbedingungen und Mitgliedschaftsmotive, Organisationsaktivität und -karriere der Mitglieder sowie deren Einflüsse auf Persönlichkeitsentwicklung, Lebenssituation und späteren Lebenslauf umfassen, komparativ angelegt und hinsichtlich der verhaltenstheoretischen Dimensionen genügend tief differenziert sind (vgl. *Bertram*, 1987, 36).

3.1. Theoretische Ansätze zu allgemeinen Trends und Funktionen der Organisationsmitgliedschaft

Ein sehr allgemeiner Aspekt ist die Frage nach der Bedeutung der organisierten Jugend für die »Reproduktion« der Gesellschaft, d.h. *der Kontinuität bzw. des Wandels der Sozialstruktur*. Prozeßlogisch schließt sich hieran die Frage an: Wirken Organisationen selektiv bei der Aufnahme jugendlicher Mitglieder entlang den Hauptdimensionen sozialer Kategorien, Statusgruppen, Wert- und Legitimationsmuster, des Regionaltyps und, wenn ja, stabilisieren oder verstärken sich während der »Organisationskarriere« dieser Mitglieder ihre Einstellungen, Verhaltensweisen und Lebenschancen, differenziert entlang diesen strukturellen Dimensionen? Betrachten wir die vorliegenden Befunde zur Struktur der Mitglieder, so lassen sich die Organisationen generell als schwach bis mäßig selektiv bei deren Rekrutierung bezeichnen; d.h. durch Teilnahme trifft eine Person auf etwas sozial homogenere Partner als im potentiellen »Partnervorrat« außerhalb der Organisation. Über die langfristigen strukturellen Effekte, die aus organisationsinternen Interaktionsprozessen resultieren, wissen wir wenig. Wir können aber anhand der eher strukturreproduzierenden als -innovativen Funktionen der Organisationen von Jugend- und Freizeitzentren (*Lüdtke*, 1972; *Naroska*, 1985), der formalen Freiwilligkeit der Teilnahme sowie der intermediären, d.h. nahe und entfernte soziale Umwelten vermittelnden Funktionen von (Sport-)Organisationen, ihrer internen Bürokratisierungstendenzen und des sich aus speziellen Angeboten und Nachfragen ergebenden Tauschverhältnisses zwischen Mitgliedern und Apparat (*Rigauer*, 1982, 224ff.) vermuten, daß diese Organisationen eher ein stabilisierender denn modifizierender Faktor der Sozialstruktur sind. Eine schwache gegenläufige Tendenz geht wahrscheinlich aus den Mitgliedschaften in solchen Vereinen, Initiativen und Verbänden hervor, die zumindest in Teilen neuen sozialen Bewegungen nahe stehen. Hier werden kulturelle und politisch innovative bzw. »subversive« Orientierungsmuster verstärkt, allerdings bisher noch bei kleinen Teilen der Jugend, die selbst eine strukturelle Selektion darstellen. Insgesamt darf man freilich die strukturbeharrende Kraft der Freiwilligenorganisationen schon insofern nicht überschätzen, als die nachhaltigsten Organisationserfahrungen von Jugendlichen aus den obligatori-

schen Einrichtungen Schule (man denke nur an den »heimlichen Lehrplan«) oder Betrieb stammen.

Vergleichsweise mehr Beachtung erfuhr die sozialisatorische und *sozialintegrative Variante* dieses Aspekts. Für *Wurzbacher* (1987, 49) erfüllt die organisatorische Einbindung der Jugend die wünschenswerte Funktion der positiven Selektion sozialaktiver Persönlichkeiten. Mit dem Hinweis auf die Erfahrung bestimmter Formen sozialen Lernens in komplexen Organisationen muß diese Vorstellung ergänzt werden: Die nicht relativierte Orientierung junger Menschen an und in altershomogenen Gruppen, den »peers«, wäre an sich eine unzureichende Vorbereitung für die »Organisationsgesellschaft«. Organisationen vermitteln Jugendlichen darüber hinaus Erfahrungen des Sicharrangierens mit Interaktionspartnern und in Situationen, die nicht frei wählbar sind (*Allerbeck/Hoag*, 1985, 50ff.). Andererseits sind solche Situationen heute zunehmend auch mit spezifischen Sozialisationsnachteilen der »asymmetrischen Gesellschaft« verbunden: In anonymer werdenden Korporationen (bürokratischen Organisationen, Verbänden und deren Verflechtungen) stoßen Jugendliche immer häufiger auf professionelle Erzieher und Berater, die in fremdem Interesse handeln – eine unzureichende Bedingung für das Lernen von reziproker Interaktion, verbindlichen Verpflichtungen, Vertrauen und kollektivem Sinn (*Coleman*, 1986). Verfügen solche Organisationen nicht hinreichend über für Jugendliche transparente und attraktive Ziele, konkrete Handlungsfelder der Selbsterprobung und symmetrische Beteiligungsmöglichkeiten, so fördert dies interne Entfremdung, die Entstehung interner oder externer Gegenorganisationen oder einfach die Verweigerung der Teilnahme, verbunden mit dem Rückzug in die Informalität kleiner altershomogener Gruppen. Wahrscheinlich läßt sich ein Teil des Wandels der Organisationspräferenzen junger Leute während der letzten 30 Jahre durch die Präsenzvermehrung korporativer zu Lasten persönlicher Akteure in Organisationen erklären.

Die explizite Funktion *sozialer Kontrolle* (vgl. *Wolff* in diesem Band) in einem »quietistischen« Sinn kann hingegen Organisationen für Jugendliche nicht mehr unwidersprochen zugeschrieben werden. Vor allem in der öffentlichen Diskussion wurde die organisierte Jugend oftmals als »schweigende Mehrheit«, als »die andere Jugend« gegen ihre protestierenden Altersgenossen profiliert – ein offenbar unausrottbarer Topos, der immer dann bemüht wird, wenn ein unruhigerer Teil der Jugend von sich reden macht.

»Wer die Jugend hat, hat die Zukunft«: *Organisationelle Einbindung* macht, so diese Vorstellung, die Jugend ansprechbar (oder gar: lenkbar) und eröffnete eine Kommunikationsbahn, über die Inhalte und Anforderungen der »Erwachsenenwelt« kontrolliert und dosiert in die Lebenswelt der Jugendlichen initiiert werden können. In ihrer starken Auslegung führt diese These zu dem Mißverständnis, Jugendorganisationen stellten eine politisch willfährige Manipulationsagentur dar, eine Art Sozialisationswunderwaffe, deren nachlassende Attraktivität zur Sorge um die Bindungsfähigkeit der Jugend Anlaß gebe. So erforschte SINUS (1983; 1985) in ministeriellem Auftrag das jugendliche Protestpotential, das sich an den traditionellen politischen Organisationen vorbei in neuen, zum Teil autonomen Kanälen formierte.

Zinnecker (1987, 255f.) deutet »den Trend zunehmender organisatorischer Einbindung von Jugend im Sinne der Konkurrenz um soziales Kapital«, d.h. – nach *Bourdieu* – kommunikative Fertigkeiten wie Umgänglichkeit und Kompromißfähigkeit, Netze von Beziehungen, Einfluß und sozialen Rückhalt, die existentielle Sicherheit und Lebenschancen erhöhen, wobei allerdings die Zunahme des »sozialen Kapitals« in den letzten 30 Jahren nicht jugendspezifisch sei. Mit dieser Interpretation *formaler Gesellungen als Produktionsstätten sozialen Kapitals* faßt *Zinnecker* die zuvor unterschiedenen Aspekte mit dem Fokus der individuellen Ressourcenausstattung aufgrund von Partizipation teilweise zusammen. Dabei wird indes die Betrachtungsweise wiederum so abstrakt, daß hier eher an eine latente, unintendierte Aggregatfunktion der Organisationsteilnahme zu denken ist. Die Vorstellung, jugendliche Akteure würden gleichsam aus »ressourcenstrategischem« Kalkül sich für formale Mitgliedschaften entscheiden, dürfte nämlich sehr unrealistisch sein.

Mit diesem Ansatz läßt sich aber z.B. der Zusammenhang zwischen politischer Sozialisation in der Postadoleszenz (vgl. *Baethge* in diesem Band), dem verlängerten Moratorium bei der »Ausbildungsjugend« (z.B. Studenten), den hieraus sich ergebenden speziellen sozialen Netzen und dem diesbezüglichen Gefälle zur Arbeiter- und Mittelschichtjugend recht plausibel rekonstruieren (*Zinnecker*, 1987, 256f., 273). Auch wird von hier aus die häufige Befürchtung verständlich, die Oberschichtjugend verschleudere mit ihrer zunehmenden Orientierung an informellen Gruppen ihr ehemals in Organisationen eingebrachtes und dort angereichertes soziales Kapital »unter Wert« und verzichte so ersatzlos auf ihre (angestammte) Chance zu frühem Karrierestart.

Auch den Theoriestrang um die *Individualisierung* sozialer Beziehungen (*Beck*, 1986; *Lüdtke*, 1989; vgl. *H. Esser* in diesem Band) kann man fruchtbar zur Klärung des Verhältnisses von Jugend und Organisationen heranziehen. Danach treten, im Zuge fortschreitender gesellschaftlicher Differenzierung, quer zu den älteren Klassen und Solidaritätsdimensionen, zunehmend persönliche Optionen und Präferenzen an die Stelle ehemals soziokulturell verbürgter Selbstverständlichkeiten, z.B. Organisationsverzicht bzw. freie Wahl der sozialen Verkehrsformen (außer in Ausbildung und Betrieb) statt normierten Organisationszwangs. Damit wäre die derzeitige Situation, die die Vorstände der traditionellen Vereinigungen um ihren Nachwuchs bangen läßt, Ausfluß der Kumulation von Entscheidungs- und Verhaltensspielräumen überhaupt: Man wählt mehr als zuvor sich die Bezugs- und Mitgliedschaftsgruppen aus, denen man angehören möchte, und dies kann, muß aber nicht eine komplexe Organisation sein. Danach ergibt sich Organisationszugehörigkeit unter heutigen Bedingungen vor allem dann, wenn organisationelle Attraktivität, partikularer Verbandszweck und individuelle Präferenz zusammentreffen.

3.2. Die Janusköpfigkeit der Organisationen zwischen Gesellschaft und Jugend: Anforderungen, Konflikte und nachlassende Attraktivität

Zur Erklärung der Koinzidenz des Attraktivitätsverlustes traditioneller Organisationen und des steigenden Interesses an sport- und freizeitbezogenen Organisationen sind Jugend, Organisation und gesellschaftlicher Kontext in Wechselwirkung zu betrachten. *Organisationen* stehen nach zwei Seiten hin unter Anpassungsdruck: einmal sind sie, so sie Förderungsmittel beziehen, rechenschaftspflichtig und stehen im Kreuzfeuer unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Erwartungshaltungen und Zielvorgaben; daneben müssen sie, wollen sie die Jugend und damit ihren Nachwuchs nicht verlieren, »mit der Zeit gehen« und, im Sinne praktischer Organisationsrationalität, Sensibilität ausbilden. Die *Gesellschaft* wiederum materialisiert sich in intermediären Instanzen wie Organisationen, bürokratischen Institutionen und Verbänden. Die *Jugend* schließlich ist, bei aller teilautonomen Absonderung, Differenzierung und Stilisierung, in all ihrer Eigenwilligkeit stark von »gesellschaftlichen Vorgaben« geprägt. Organisationen lassen sich als Mittler zwischen diesen Welten begreifen: sie stellen zwar notwendige Ressourcen (Geld, Räume, Arbeitskräfte, Motivation) bereit, müssen diese aber auch anderweitig wieder besorgen. Damit werden interne Problemlagen geschaffen, deren Abarbeitung wiederum einen guten Teil der Ressourcen verschlingt (Verwaltung, Geldbeschaffung, Mitgliederrekrutierung, konzeptionelle Probleme und Auseinandersetzungen, Bestandssicherung). Damit werden sie janusköpfig und gewinnen in den Augen der Jugendlichen oft den Charakter eines Vorpostens der verwalteten Erwachsenenwelt im jugendlichen Universum.

Generell läßt sich sagen, daß die Jugendarbeit (vgl. *Wuggenig* in diesem Band), insbesondere die der Organisationen für Jugendliche, gerade unter dem Druck neuer und zusätzlicher Funktionen der Jugendhilfe, zu steigender Institutionalisierung, Verrechtlichung und Bürokratisierung neigt, wie bereits der Fünfte Jugendbericht der Bundesregierung 1980 kritisierte, der für offene Formen der Problemlösung eintrat (*Schäfers*, 1982, 176f.). Diese Tendenz zur Formalisierung (*Horch*, 1985, 258) dürfte vor allem in solchen Vereinigungen vorhanden sein, in denen die bereits skizzierte sozialintegrative Grundhaltung zu einem festen Stück Verbandsideologie geronnen ist.

Gerade die programmatisch stärker profilierten Organisationen (politisch-weltanschauliche, gewerkschaftliche, kirchliche, karitative Gruppen) lassen in ihren Jugendabteilungen am deutlichsten durchscheinen, daß sie den Nachwuchs für den Erwachsenenverband rekrutieren und vor allem dazu da sind, die dort benötigten Fähigkeiten und Tugenden zu vermitteln. Der dort sich ehrenamtlich engagierende Jugendliche findet seinen Weg vielfach vorgezeichnet: als Fußvolk, in ersten Bewährungen in der Gremienarbeit, in der Übernahme von Ämtern, im internen Aufstieg etc. *Wurzbacher* (1987, 50) spricht von einer Art »dritten Bildungs- und Berufsweg«, der über die Stationen informale Jugend- und Arbeitsgruppe, stärkere organisatorische Einbindung, Ehrenämter, hauptamtliche Posten bis hin zum Umstieg in Parteien oder Führungsstellen der Kultur- und Sozialverwaltungen führe.

Jugendliche antizipieren den Preis solchen »Hochdienens« oft als Gefährdung ihrer

Phantasie und Authentizität. Aus ihrem Ausbildungs- und Berufsalltag ist ihnen das Innenleben einer Organisation in seiner, auch von den jeweiligen Funktionären vorgelebten und meist nicht bestrittenen Un-Heimeligkeit nicht unvertraut. So steht ein Teil der Organisationen vor teilweise intern erzeugten Nachwuchsproblemen; dies betrifft vor allem weltanschauliche, politische und kirchliche Gruppen. Immer mehr müssen sie sich anstrengen, den Jugendlichen nicht nur die eigene Vereinsphilosophie nahezubringen, sondern ihnen darüber hinaus eine mehr als nur den spezifischen Verbandszweck umschließende Heimat anzubieten, ihren Alltag aufzugreifen und ernst zu nehmen, den ernsthaften, nicht nur rituellen Konflikt mit der Dachorganisation zu wagen, sich den diffusen und expressiven Bedürfnissen der Jugendlichen nach nicht-repressiver und nicht-rigider Freizeitverbringung zu öffnen und dies im Sinnstiftungs-Wettlauf mit anderen gesellschaftlichen Einrichtungen, den informellen Gruppen und den Medien.

Man kann zum besseren Verständnis der Folgen dieses Dilemmas auf einen sehr allgemeinen theoretischen Ansatz zurückgreifen: *Eisenstadt* (1966) hat die überragende Bedeutung altershomogener Gruppen für Jugendliche durch ihre Funktion als »Zwischenbereich« erklärt, der den Übergang von den partikularistischen Beziehungen der Herkunftsfamilie und Nachbarschaft zu den universalistischen Ansprüchen der übergreifenden gesellschaftlichen Institutionen erleichtert. In einer Art Umkehrschluß ließe sich dann behaupten, daß Organisationen, die ihre universalistischen Strukturen überbetonen, kein geeignetes Klima für die Entfaltung altershomogener Gruppen entstehen lassen und sich somit attraktiver Gelegenheiten für solche Jugendliche berauben, die auf diesen Zwischenbereich entwicklungslogisch (noch) angewiesen sind.

Entsprechend läßt sich auch die schiefe Problemsicht korrigieren, die der so eingängigen Formulierung »den Organisationen laufen die Jugendlichen weg« zugrunde liegt. Organisationen sind gegenüber ihren Mitgliedern relativ selbständige soziale Gebilde. Aus interner Sicht nimmt sich diese Selbständigkeit als Fluktuation, und wenn man die Zeitachse einführt: als Problem der Neurekrutierung von Mitgliedern aus. Jugendorganisationen haben dieses Problem doppelt, weil sie in der Regel eine niedrig angesetzte Altersobergrenze haben und mit lebenslauftypischen Austrittsrhythmen konfrontiert sind. Die traditionellen Organisationen erleiden demnach keinen »Exodus«; dieser ist immer der Normalfall. Vielmehr haben sie Rekrutierungsprobleme, und mit dieser Einsicht verändert sich auch die Problemsicht: Es ist nämlich etwas anderes, ob die Jugendlichen nicht mehr oder erst gar nicht zur Teilnahme motiviert sind. Für die Organisationen heißt dies, nicht einer verlorenen Motivation nachzutrauern, sondern sich der Notwendigkeit zu beugen, die immer sich erneuernde Jugend mit ebenfalls immer neuen Argumenten und Angeboten ständig neu zu überzeugen. Es geht nicht um die Wiederherstellung, sondern um die Neuschaffung von Attraktivität; und es sind die Jugendlichen, die den Kontakt auf dieser Grundlage aufnehmen – oder auch nicht (vgl. *Schulze*, 1977, 90).

Wir betonen dies deshalb, weil sich von hier aus auch das Spannungsverhältnis von Jugend- und Erwachsenenorganisation ins Blickfeld rücken läßt. Jugendabteilungen übergeordneter Verbände haben den expliziten oder impliziten Auftrag, durch

Nachwuchsförderung die Fortexistenz der Gesamtvereinigung zu garantieren. Erfolgreiche Jugendarbeit ist ein Beleg auch für die Existenzberechtigung der verbandlichen Aktivitäten im gesellschaftlichen Umfeld überhaupt (*Fiege*, 1981, 9; z.B. Kanalisation politischer Interessen im Parteiensystem statt sozialer Bewegungen, gewerkschaftliche Interessenvertretung statt »wilder« Zusammenschlüsse, Kirchen statt Sekten). Dieser Erfolg wiederum hängt, so kann man die nachlassende Organisationsattraktivität in bestimmten Strukturbereichen interpretieren, von der Berücksichtigung der diffus-expressiven Bedürfnislage der angesprochenen Jugendlichen ab. Eine solche Berücksichtigung wäre eigentlich nur konsequent betriebene Mitgliederwerbung im wohlverstandenen gesamtverbandlichen Eigeninteresse, und doch sorgt sie oft für hörbare Spannungen in der Organisation selbst. Die so selbsterzeugten Konflikte prägen wiederum das Bild in der Öffentlichkeit und zeigen die Organisation als vorwiegend und zänkisch mit sich selbst beschäftigt – ein Eindruck, den man programmatisch ja gerade dadurch verhindern wollte, daß man den Jugendlichen mit seinen Bedürfnissen in den Mittelpunkt stellte.

Die Mehrzahl der Jugendverbände und Organisationen (mit Ausnahme etwa der Pfadfinderbünde und ähnlicher Organisationen, die keine explizite Erwachsenenorganisation im Rücken haben) hat mit ihrer Tradition und ihrer internen Hierarchie zu kämpfen (*Schefold*, 1972, 78). Man will die Jugend gewinnen und, ob man es will oder nicht, es scheint dabei immer der kühl-sachliche Verbandszweck durch. Die Querelen der jungen Mitglieder mit ihrer Verbandsspitze sind daher unausweichlich, weil die Organisation es auf Dauer nicht schafft, sich selbst zu verdunkeln, um desto anziehender zu wirken. Der gesamte innerverbandliche Sozialisationsprozeß vollzieht sich in dauernder Auseinandersetzung zwischen eigenen Ansprüchen und Organisationsrealität (um Räume, um politisches Mandat, um autonome Mittelverwaltung etc.) und kann als solche von den Noch-Nicht-Mitgliedern beobachtet und abgelehnt werden. Es erscheint daher übrigens zwingend, künftig stärker die sozialisatorische Bedeutung der Erfahrung von und Beteiligung an organisationsinternen, mehr oder minder geregelt ablaufenden Konflikten für Jugendliche theoretisch und empirisch zu fokussieren.

Neben dieser Dauerspannung zwischen Jugend- und Erwachsenenorganisation existiert noch eine ganze Reihe weiterer Konfliktebenen: zwischen Organisationen und Staat, zwischen Organisationen unterschiedlicher Partialinteressen, zwischen »Fachverbänden« und Verbänden mit dem Anspruch umfassender Jugendarbeit, zwischen Jugendlichen und Verbandsfunktionären bzw. der Verbandsspitze, zwischen unterschiedlichen Fraktionen innerhalb der Verbände (*Fiege*, 1981, 5). Oder bedenkt man den Leiter-, Berater- und Teamer-Mangel: In vielen Verbänden wird die ehrenamtliche Jugendarbeit hauptsächlich von Studenten und ähnlichen Postadoleszenten getragen; die Umstellung ihrer finanziellen Absicherung nötigt diese, sich nach bezahlten Nebentätigkeiten umzusehen, wodurch sie als Jugendgruppenleiter nicht mehr zur Verfügung stehen. Auch dies dämpft die Ausstrahlungskraft.

Weiterhin muß man auch die vielfach bekundeten Bestandssorgen und Überlebenskämpfe der Organisationen, die im Dauerstreß um die Einwerbung öffentlicher Mittel stehen, zur Kenntnis und erst nehmen. Diese unablässige Anstrengung absorbiert viel Energie; und die Antizipation dieses Verschleißes lädt wiederum

auch nicht jeden zum Beitritt ein. Hier sind die »Schon-Mitglieder« motiviert, die von ihnen produzierte und angeeignete soziale Heimat zu verteidigen; die »Noch-Nicht-Mitglieder« hingegen hätten diese allererst herzustellen, und dies unter denkbar schlechten Voraussetzungen. »Organisationsmüdigkeit« kann auch daher rühren, daß in einem gegebenen Kontext schon Neugründungen gescheitert sind und daß die Jugendlichen dies zur Kenntnis nehmen. Auch bleibt der Mechanismus der Steuerung über Ressourcen (*Hafeneger*, 1985, 157) den Jugendlichen nicht verborgen: Die meisten Vereine und Verbände, die sich in der Jugendarbeit engagieren, sind von staatlichen Fördermitteln abhängig, über deren Vergabe politisch entschieden wird. Auch über materielle, personelle und finanzielle Ausstattung bzw. Austrocknung wird Attraktivität hergestellt bzw. entzogen (*Damm/Meckelburg*, o.J.; *Fiege*, 1981; Frankfurter Jugendring, 1986).

3.3. Pluralisierung der Interessen und Attraktivität von Organisationen

Trotz der durch die mangelhafte Datenlage gegebenen Einschränkungen lassen sich einige Überlegungen zu den Gründen dafür anstellen, daß vor allem Sport- und andere spezifische Interessen-Vereinigungen Zulauf erhalten und so den Organisationsgrad nicht nur der Jugend, sondern der gesamten Bevölkerung erhöht haben, während zugleich das Interesse an traditionellen Vereinigungen nachgelassen hat. Theoretisch lassen sich nach dem vermuteten Sinngehalt von Aktivitäten mindestens zwei Ebenen unterscheiden: der manifeste, in der Satzung niedergelegte Verbands- oder Vereinszweck und die latenten Befriedigungen, die die Gruppe in der Organisation gewährt. Primäres Motiv für den Beitritt zu einer »Fach«-Organisation dürfte in erster Linie deren spezifischer Zweck sein: Fußballspielen im Fußballclub, Musikmachen im Jugendorchester, Notfallübungen bei der Jugendfeuerwehr, Modellbau in einer Jungschargruppe etc. Daneben sorgt, aus bekannten Gründen der besonderen Bedeutung diffus-expressiver Mischqualitäten von Situationen für altershomogene Gruppen Jugendlicher, noch eine bunte Palette anderer Aktivitäten (Fahrten, Feste, Zeltlager, internationale Begegnungen, Tanz und Geselligkeit) für ein umfassendes und gemischtes Freizeitangebot, wobei die Anbahnung sozialer Kontakte als eigentlich sekundäre Motivation oft entscheidend sein kann:

»Ich bin mit 13 Jahren in den Verein eingetreten, die Leute kannte ich nur über meinen Bruder, der auch gespielt hat. Um Handball ging es mir überhaupt nicht, mich hat eigentlich nur die Gemeinschaft interessiert, vom Handball hatte ich keine Ahnung, ich habe es ein- oder zweimal gesehen« (Realschülerin 15 Jahre, nach DJI, 1985, 78).

Ein entscheidender Vorteil von Jugendorganisationen ist, daß sie über die formale Mitgliedschaft einen bequemen Weg zu informellen Beziehungen eröffnen, auch zum anderen Geschlecht, meist ohne »Kampf« und »Krampf«, sogar oft mit Billigung oder auf Wunsch der Eltern. Außerdem tritt bei Interessenvereinigungen die zumeist intrinsische Attraktivität spezieller Tätigkeiten nach transparenten Lern-, Ziel-, Mittel- und Leistungskriterien hinzu: Ein Sportverein z.B. organisiert den Spaß am Sport, kein trockenes fernliegendes Anliegen, und aktualisiert

zugleich die im Sport implizit angesprochenen und geförderten Werthaltungen und Tugenden wie Leistungsbereitschaft, Wettkampf, Einsatz, Härte im Training, Fairneß im Umgang mit anderen etc. (*Hartmann*, 1981). *Grieswelle* (1978, 185) hat die damit verbundene Intermediarität der Sportvereine zwischen Öffentlichkeit und privater Kleingruppe zurückgeführt auf die »traditionalistisch-gemeinschaftlichen Orientierungen... wie Familismus, Ehrenamtlichkeit, partikularistisch-effektive Bindungen und geringe Professionalisierung der Amtsträger«, die den Kern der rationalen Organisation in mancher Hinsicht ergänzen und seine Durchgängigkeit mildern.

Wir können daher folgende *allgemeine Hypothesen* vorschlagen:

- Die große Mehrheit der jugendlichen Partizipanten nimmt (fast) ausschließlich an den auch an ein äußeres Publikum gerichteten Geselligkeits- und Freizeitangeboten der Organisationen, nicht dagegen direkt an den Prozessen und Interaktionen auf der zentralen und Entscheidungsebene teil.
- Daher werden »Organisationserfahrungen« im engeren Sinn nur indirekt oder in geringen Spuren vermittelt; die internen Strukturen der rationalen Organisation bleiben weitgehend im Dunkeln, ihre Funktionsweisen sind nicht unmittelbar nachvollziehbar.
- Nur für eine Minderheit und faktische Funktionselite der Jugendlichen in exekutiven oder Entscheidungs-Positionen oder mit expliziten Interessen an der Organisationsgestaltung gegen entsprechende Gratifikationen stellen komplexe Organisationen ein Erfahrungsfeld dar, das auch die steuernden internen Strukturen einbezieht. Daher fungieren solche Organisationen nicht für die Mehrzahl der Jugendlichen im Sinne der Rekrutierung, Selektion und Sozialisation von exekutiven und Führungs-Eliten. Sie wirken in dieser Funktion früher als die Ausbildungs- und Arbeitsorganisationen oder simultan mit ihnen.
- Eine Brutstätte gewollter und gezielt verfolgter institutioneller bzw. politischer Veränderungen können solche Vereinigungen daher in der Regel nicht sein (*Schulze*, 1977, 93). Diese Möglichkeit wird zudem auch unwahrscheinlicher im Zuge der Diversifikation jugendspezifischer Interessen (mit dem Effekt einer arbeitsteiligen Spezialisierung von Vereinen) wie auch der »Entpolitisierung« des Jugendfreizeit- und Jugendverbandsraums (jugendpolitische Interessen werden zunehmend von anonymen Korporationen oder ad-hoc-Initiativen auf lokaler Ebene vertreten).

  Oft werden die für die Verfolgung der spezifischen Interessen nötigen Ressourcen überhaupt erst durch Organisation geschaffen oder verfügbar gemacht: Z. B. haben die Sportvereine ein gewisses Monopol auf den Wettkampfsport; geräteintensive und raumabhängige Sportarten sind außerhalb eines Vereins meist nicht zugänglich.
- Für alle Organisationen, aber besonders für die Freizeitvereinigungen gilt eine Art »Gravitationsvorteil«: Es ist für Interessenten weniger aufwendig, sich einer bestehenden Gruppe (oder einem Organisationsangebot als Kristallisationskern) anzuschließen, als über das eigeninitiative Ansammeln einer »kritischen Masse« parallel interessierter Individuen eine Neugründung zu versuchen.

Bedenkt man nun die Verbreiterung der Freizeitinteressen im Zuge fortschreiten-

der Individualisierung (die auch eine Deregulierung des Jugendverlaufs umfaßt), gesellschaftlicher Differenzierung und Stilbildung in der Lebensführung, so wird verständlich, warum die traditionellen Organisationen Nachwuchssorgen haben und die freizeitorientierten Vereinigungen teilweise sogar überlastet sind. Letztere haben es auch darum leichter, weil ihre Sozialisationsfunktion verdeckter bleiben kann; ihre Ausstrahlung ist weniger abhängig vom Bild der Gesamtorganisation (z. B. gestalten sich Ansehen und Zulauf des örtlichen Sportvereins mehr nach dem von den Mitgliedern erbrachten Leistungsstand als nach der momentanen Reputation des DSB oder der Deutschen Sportjugend). Eventuelle Verbandsverkrustung führt dann nicht zwangsläufig und automatisch zu Konflikten, solange die primären Motivationen (Spaß an der organisierten Tätigkeit, soziale Kontakte) verfolgt werden können.

- Eine umfassende Identität vermittelnde Organisationszugehörigkeit wird daher heute kaum mehr gesucht: »Eine (. . .) totale Bindungsbereitschaft der Jugendlichen wird seit den 50er Jahren immer seltener. Partielle Bindungen auf der Basis spezieller sachlicher Zielsetzungen treten in den Vordergrund« (*Mitterauer*, 1986, 233).

Diese partiellen Bindungen können aber sowohl über komplexe Organisationen als auch über informelle Gruppierungen hergestellt werden. »Unter den Bedingungen postkonventioneller Gesellschaft, aufgestörter kultureller Tradition und entwerteter, relativierter kollektiver biographischer Lebensentwürfe bieten sich Szenen als Nachfolge-Institutionen an, die die sinnstiftende Macht und Glaubwürdigkeit von Gemeinde, Kirche, Schule, Partei, Gewerkschaft für bestimmte Gruppen und Personen ablösen. Szenen dienen hier als Ausgangspunkt für die Bildung von Lebensstilen« (*Zinnecker*, 1987, 321). Und: »Interessengruppen eignen sich dazu, leistungsbezogene Profile im Freizeit- und Kulturraum zu entwickeln« (*Zinnecker*, 1987, 349). Gerade die Wahrnehmung partikularer Interessen seitens der freizeitorientierten Verbände erschwert nun aber eine Konfrontation mit der Ganzheit der Lebenssituation der Jugendlichen (z. B. ihren Zukunftsaussichten, Arbeitslosigkeit). Nicht nur die Organisation klammert jene Realitätsbereiche aus, sondern auch die Jugendlichen verzichten im Interesse von Geselligkeit und Kameradschaft freiwillig darauf, u. U. belastende Lebenslagen zum, im Organisationskontext unpassenden, Thema werden zu lassen.

- Einer Fragmentierung der Zuständigkeiten kann so eine Zerstückelung der Selbstwahrnehmung bzw. der Selbstartikulation auf der Seite des Jugendlichen und eine Verlagerung in informelle Sozialbeziehungen folgen, wodurch aber zugleich auch das zugrundeliegende Lebensproblem von der aktuellen Bühne verschwindet und privatisiert bzw. individualisiert wird: die »Angst« der Organisation vor der umfassenden Realität des Jugendlichen (*Hafeneger*, 1985, 159).

Es ist nicht auszuschließen, daß gerade die so erzeugte relative Konfliktarmut vergleichsweise attraktiv wirkt, weil auf seiten der betreffenden Jugendlichen die Parzellierung des Alltags und der lebensweltlichen Interessen bereits verinnerlicht oder habitualisiert ist und z. T. gar keine universalen Ansprüche erhoben werden.

- Das lebenslaufbedingte Erlahmen des Engagements auch in den stärker nachgefragten Organisationen mit Erreichen des Erwachsenenstatus läßt sich u. a. mit den dann stärker restringierten zeitlichen Ressourcen erklären.

Hier erhebt sich die Frage, ob der Austritt aus der Organisation nicht implizit sich dem paradoxen Sieg der latenten Sozialisationsfunktion der Organisation verdankt: den Jugendlichen gruppen- und bindungsfähiger zu machen. Die gewonnenen freien Zeiträume werden später vielfach privaten Kontakten bzw. dem bis dahin etablierten festen Freundeskreis reserviert. Ihre (aus »funktionalistischer« Sicht unterstellte) Aufgabe, die Herstellung expressiver Verkehrskreise anzuleiten, hätten Jugendorganisationen dann erfüllt.

»Jugend und Organisation« läßt sich auch als Sozialgeschichte schreiben (*Mitterauer*, 1986, 213ff.; *Pross*, 1964). In ihr werden u.a. Persistenzen, Traditionen oder Variabilität der Zäsuren der klassischen Motive, Ziele, Bedingungen, Organisationsformen und strukturellen Verankerung von Jugendbewegungen, manipulierter Staatsjugend und neueren Jugendprotesten thematisiert und die, insbesondere im Mißbrauch der »Hitlerjugend« kulminierenden, Entwicklungen sichtbar gemacht, die den heute vorherrschenden öffentlichen Widerwillen gegen eine zentral gesteuerte »Staatsjugend« verständlich machen.

Literatur

Alemann, U. von: Organisierte Interessen in der Bundesrepublik. Opladen 1987 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* Jugend ohne Zukunft? München/Zürich 1985 – *Bauer, K.-O., Hellmann D., Pardon H.:* Einstellungen und Sichtweisen von Jugendlichen. Weinheim/Basel 1983 – *Baumann, U.:* Katholische Jugend 1983, Marburg 1984 – *Beck, U.:* Risikogesellschaft. Frankfurt/M. 1986 – *Bertram, H.:* Jugend heute. München 1987 – *Büschges, G.:* Einführung in die Organisationssoziologie, Stuttgart 1983 – *Coleman, J. S.:* Die asymmetrische Gesellschaft. Weinheim/Basel 1986 – *Damm, D., Mekelburg, H.:* Selbstbestimmen macht Spaß. Neues aus einem ungewöhnlichen Jugendverband. Frankfurt o.J. – DJI (Deutsches Jugendinstitut): Immer diese Jugend. München 1985 – *Eisenstadt, S.N.:* Von Generation zu Generation. München 1966 – *Fiege, J.*, Hg.: Jugendverbände ohne Jugend, Frankfurt 1981 – *Fischer, A., Fuchs, W., Zinnecker, J.:* Jugendliche und Erwachsene 1985. Generationen im Vergleich. Im Auftrag des Jugendwerks der Deutschen Shell, 5 Bde. Opladen 1985 – *Frackmann, M.:* Mittendrin und voll daneben. Jugend heute. Hamburg 1985 – Frankfurter Jugendring, Hg.: Ja, macht nur einen Plan. Berlin 1986 – Freizeit-Daten, Auswahl und Bearbeitung: *Horst W. Opanhowski*, B.A.T.-Freizeit-Forschungsinstitut und Deutsche Gesellschaft für Freizeit Hamburg/Düsseldorf 1982 – *Fuchs, W.:* »Sport und Sportverein.« Jugendliche und Erwachsene 1985. Generationen im Vergleich. *A. Fischer, W. Fuchs, J. Zinnecker.* Opladen 1985, 107–126. – *Griep, H.J.:* »Zur religiösen Situation der Jugend.« Gegenwartskunde, Sonderheft 2, Hg. *B. Schäfers* 1980, 139–148 – *Grieswelle, D.:* Sportsoziologie: Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1978 – *Hafeneger, B.:* »Jugendverbände in der Krise – Krise in den Jugendverbänden?« Politisches Lernen in Jugendverbänden. Hg. *B. Hafeneger.* Weinheim 1985, 148–170 – *Hartmann, G.:* »Sportjugend: Abwehrmittel gegen die Vergiftung unserer Jugend«. Jugendverbände ohne Jugend. Hg. *J. Fiege*, Frankfurt 1981, 63–81 – *Horch, H.-D.:* Strukturbesonderheiten freiwilliger Vereinigungen. Frankfurt 1983 – *Horch, H.-D.:* »Personalisierung und Ambivalenz«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 37. Jg. 1985, 257–276 – *Lüdtke, H.:* Jugendliche in organisierter Freizeit. Weinheim/Basel 1972 – *Lüdtke, H.:* Expressive Ungleichheit. Opladen 1989 – *Lüdtke, H., Grauer, G.:* Jugend – Freizeit – »Offene Tür«. Weinheim/Basel 1973 – *Mitterauer, M.:* Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt 1986 – *Naroska, H.-J.:* Neue Formen sozialer Infrastrukturleistungen. München 1985 – *Pross, H.:* Jugend, Eros, Politik: Geschichte der deutschen Jugendverbände. Bern/München/Wien 1964 – *Rigauer, B.:* Sportsoziologie. Reinbek 1982 – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Opladen 1982, 3. Aufl. 1985 – *Schäfers, B.:* »Der Jugendliche in der Familie und in Gleichaltrigengruppen«. Gegenwartskunde. Sonderheft 2. Hg. *B. Schäfers*, 1980, 41–53 – *Schefold, W.:* Die Rolle der Jugendverbände in

der Gesellschaft. München 1972 – *Schilling, J.:* Freizeitverhalten Jugendlicher. Weinheim/Basel 1977 – *Schlagenhauf, K.:* Sportvereine in der BRD. Schorndorf 1977 – *Schulze, G.:* Politisches Lernen in der Alltagserfahrung. München 1977 – SINUS: Jugend privat. Opladen 1985 – SINUS: Die verunsicherte Generation. Opladen 1983 – *Tippelt, R., Becker, U.:* Jugendforschung in der Bundesrepublik. Opladen 1984 – *Wurzbacher, G.:* Gesellungsformen der Jugend. 3. Aufl. München 1968 – *Wurzbacher, G.:* »Gesellungsformen der Jugend in der Bundesrepublik«. Die Jugend. Hg. *H. Reimann, H. Reimann.* Opladen 1987, 28–52 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987.

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung

Teil V: Junge Menschen im sozialen Wandel

Thomas A. Herz

Einstellung zu Beruf und Postmaterialismus unter Jugendlichen*

1. Einleitung

Seit Mitte der 70er Jahre werden Leistungsbereitschaft und -motivation öfentlich debattiert. Charakteristisch ist die Veröffentlichung von *Noelle-Neumann* (1978) mit dem herausfordernden Titel »Werden wir alle Proletarier?« und die Studie *Kmieciaks* (1976), der in Zusammenhang mit Arbeitstugenden vom neuen »Hedonismus« spricht. Diese und andere Untersuchungen gaben Anlaß zu pessimistischen Prognosen über den Verlust des Leistungswillens der Deutschen. Vor allem die Jugendlichen, so meinte man, würden sich von den bürgerlichen Tugenden abwenden. Diese Behauptung paßte in die Zeit: Kurz darauf wurde der Begriff »Null Bock« kreiert.

Veränderungen von Werthaltungen unter Jugendlichen, die sich auf die Arbeit und den Beruf beziehen, könnten u. U. weitreichende Konsequenzen haben: Die Qualität der »deutschen Wertarbeit« könnte sinken, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Wirtschaft könnte gefährdet sein (vgl. *Noelle-Neumann/Strümpel*, 1984). Auch theoretische Konsequenzen wären aus veränderten Werthaltungen zu ziehen. In den Theorien Marx', Webers und Durkheims nehmen Arbeit und Beruf eine wichtige Rolle ein, denn Arbeit und Beruf sind für den Kapitalismus, mit dem sie sich befassen, von großer Bedeutung. Ist aber der Beruf immer noch, wie *Parkin* es formuliert, »das Rückgrat der Klassenstruktur ... und des gesamten Belohnungssystems der modernen westlichen Gesellschaften« (*Parkin*, 1972, 18)? Verliert der Beruf für Jugendliche seine traditionelle Leitfunktion (*Stooß*, 1985)? Der Antwort entsprechend müßte man die klassischen Theorien revidieren.

Antworten lassen sich jedoch nicht so leicht finden. Gleichzeitig mit der Entstehung der »Null-Bock-Generation« wachsen Jugendliche Idole heran, die das genaue Gegenteil einer lethargischen Haltung verkörpern. Neben dem Tennisprofi Boris Becker kann man auf Mädchen wie Steffie Graf und Claudia Kohde-Kilsch und die Geigerin Ann-Sophie Mutter hinweisen. Die »yuppies« (young urban professionals), jugendliche erfolgreiche Unternehmer wie die Erfinder des Apple Computers Steven P. Jobs und Stephen G. Wozniak werden als nachahmenswert dargestellt (siehe z. B. Zeit-Magazin v. 3. 10. 1986; Newsweek vom 31. 12. 1984). Andere Leitbilder haben sich im sog. alternativen Milieu etabliert. Dort arbeiten Jugendliche und Jung-Erwachsene in alternativen Handwerks- und landwirtschaftlichen Betrieben, fahren nachts Taxi etc.

Man kann aus diesen Beispielen folgende Schlußfolgerung ableiten: Die Möglichkeiten der Lebensgestaltung durch Arbeit und Beruf haben sich in der Nachkriegs-

* Ich danke Katrin Risch für Kritik und Korrekturen

zeit vermehrt. Es gibt nicht mehr »das« Modell des Jugendlichen, sondern eine Vielfalt unterschiedlicher Vorbilder (*Gillis*, 1980, 198). Während in der Aufbauphase der Bundesrepublik für Jugendliche nur geringe Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Berufen und Arbeiten bestanden und die Jugendphase auf ein Minimum reduziert war (*Zinnecker*, 1985; *Allerbeck/Hoag*, 1985a), ist heute diese Wahl möglich, sie wird sogar gefordert. Anstatt in die Fußstapfen des Vaters oder der Mutter zu treten oder gezwungen zu sein, die gerade vorhandene Arbeitsgelegenheit aufzunehmen, sollen Jugendliche in einem langen Zeitraum der (Schul- und Berufs-)Ausbildung Vorstellungen vom erwünschten Beruf entwickeln. Dadurch wird die Wahl zwischen den Möglichkeiten zu einem Problem und Werte, Thema dieses Aufsatzes, spielen dabei eine entscheidende Rolle.

Daher sollen in diesem Artikel zwei Fragen erörtert werden. Erstens: Treffen die Klagen über Desinteresse und geringes berufliches Engagement zu oder sind sie die Klagen einer erwachsenen Generation, die ihre eigene Jugend in einem verklärten Licht sieht und sich in kulturkritischer Pose gefällt? Zweitens: Haben sich die Werte, die Jugendliche im Berufsleben zu realisieren suchen, gewandelt? Verlagern sich die Prioritäten vom Einkommen, vom beruflichen Erfolg und von der Sicherheit weg? Werden dafür Merkmale der Tätigkeit selbst, z.B. Autonomie, wichtiger? Die erste Frage soll relativ kurz, die zweite ausführlicher beantwortet werden. Welches sind die Ursachen eines möglichen Wandels? Zwei Erklärungen dominieren die Diskussion. Einerseits wird der Wandel von sog. materialistischen zu postmaterialistischen Werten als Ursache genannt, um zu belegen, daß die »intrinsische« Qualität der Arbeit an Bedeutung gewonnen hat (*Nunner-Winkler*, 1985; *Pawlowsky*, 1986; *Pawlowsky/Strümpel*, 1986). Nimmt die Bedeutung materieller Orientierungen ab, dann, so wird behauptet, verliert auch eine der Folgen der protestantischen Ethik (*Weber*, 1979), das Gewinnstreben, an verhaltenssteuernder Relevanz. Arbeit und Beruf verlieren damit an Bedeutung. (Ob die Analyse *Webers* eine solche Interpretation erlaubt, sei zunächst dahingestellt.) Andererseits weisen die Kritiker dieser Erklärung darauf hin, daß etwa beobachtbare Veränderungen der Einstellung zur Arbeit auf strukturelle Ursachen zurückzuführen sind. Dazu zählen insbesondere die Verlängerung der Schul- und Ausbildungszeit (*Allerbeck/Hoag*, 1985b; *Baethge* et al., 1983). Die Veränderungen bewirken eine Differenzierung zwischen Jugendlichen und anderen Altersgruppen. Jugend wird eine eigenständige Lebensphase (*Zinnecker*, 1985) mit eigenen Normen und Werten. Innerhalb dieser Jugendphase findet eine Angleichung zwischen Geschlechtsrollen statt. Es kann in diesem Beitrag nicht darum gehen, die Wertwandelhypothese und die Strukturwandelhypothese gegeneinander auszuspielen. Vielmehr soll ihre gegenseitige Beziehung untersucht werden.

2. Arbeit und Leistung oder »dolce far niente«?

Die erste Frage lautet: Hat die Leistungsmotivation der Jugendlichen abgenommen? Zur Beantwortung dieser Frage habe ich vier Indikatoren aus drei Untersuchungen in Tabelle 1 zusammengestellt. Der Bezugsrahmem der ersten Frage ist

Tabelle 1: Einstellung zur Arbeit im Zeitvergleich

	%	%	Alters-	Status
	1962	1983	gruppe	
Auch ohne Arbeit glücklich[1])	44,3	56,9	16–18	Alle
	1963	1981		
Am schönsten zu leben ohne zu arbeiten[2])	16	35	16–29	Erwerbst. (?)
	1962	1983		
Schönste Stunden wenn ich nicht arbeite[3])	34	47	16–29	Erwerbst. (?)
	1955	1984		
Arbeit befriedigende Tätigkeit + Erfüllung einer Aufgabe[4])	59	48	15–24	Erwerbst. + Azubis

Fragen:

1) Jeder Mensch hat seine eigene Auffassung darüber, was die Arbeit für sein Leben bedeutet. Können Sie mir sagen, welche von diesen Ansichten Ihrer Auffassung von der Arbeit am nächsten kommt? A. Auch ohne Arbeit könnte man ein glückliches Leben führen, B. Etwas Arbeit gehört mit zu einem glücklichen Leben, C. Ohne Arbeit ist ein glückliches Leben kaum möglich, D. Nur durch Arbeit wird man wirklich glücklich, (*Allerbeck/Hoag*, 1985a)
2) Glauben Sie, es wäre am schönsten zu leben ohne arbeiten zu müssen? (*Brenke/v. Klipstein*, 1985)
3) Welche Stunden sind Ihnen allgemein am liebsten: die Stunden während der Arbeit, oder die Stunden während Sie nicht arbeiten, oder mögen Sie beide gern? (*Brenke/v. Klipstein*, 1985)
4) Empfinden Sie Ihre Arbeit in erster Linie als schwere Last, notwendiges Übel, Möglichkeit, Geld zu verdienen, befriedigende Tätigkeit, Erfüllung einer Aufgabe? (*Fuchs/Zinnecker*, 1985)

hypothetisch, und die Jugendlichen werden gebeten, eine Aussage im Rahmen einer langfristigen, das ganze Leben einbeziehenden Perspektive zu machen. Die Antwortmöglichkeiten A und D sind extrem. Auch die zweite Frage stellt die Antwortalternative in einen langfristigen Orientierungsrahmen, wobei die Gegenüberstellung von Arbeit und Nicht-Arbeit unrealistisch ist. Die dritte Frage stellt die Alternative in einen realistischen und kurzfristigen Bezugsrahmen. Der Befragte denkt an die aktuell ausgeübte Arbeit. In der vierten Frage ist der Bezugsrahmen die konkret ausgeübte Tätigkeit. Die Befragten werden gebeten, diese nach verschiedenen Kriterien zu bewerten.

Die in Tabelle 1 wiedergegebenen Resultate weisen in dieselbe Richtung: Die Bedeutung von Arbeit und Beruf hat in einem Zeitraum von 20 bis 30 Jahren um 11 bis 19 Prozentpunkten abgenommen. Dieses Ergebnis beschränkt sich nicht auf die Erwerbstätigen oder die 16–18jährigen; auch Schüler, Studenten und Jungerwachsene haben Distanz zur Arbeit gewonnen. Das Ergebnis ist unabhängig von den Frageformulierungen.

Man muß diese Antworten auf dem Hintergrund der oben geschilderten Erweiterung der Möglichkeiten der Planung und Gestaltung des Lebens sehen. Indem der Anteil der Jugendlichen, der sich in Bildungsinstitutionen befindet, in den vergangenen 25 Jahren stark zugenommen und der Anteil der erwerbstätigen Jugendlichen abgenommen hat (*Allerbeck/Hoag*, 1985a; *Baethge* et al., 1983, 215–227), verschiebt sich insgesamt die Einstellung zur Arbeit in die gezeigte Richtung. Die Verlängerung der Bildungsphase soll u. a. die Jugendlichen in die Lage versetzen, einen ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Beruf zu wählen. Die Zunahme der freien Zeit hat ihnen gezeigt, wieviele andere Möglichkeiten sie neben der Berufsarbeit haben. Auch die Massenmedien stellen ihnen alternative Lebensformen vor. Schließlich werden manche Jugendliche von der Situation auf

dem Arbeitsmarkt desillusioniert. Im Vergleich zu den strukturellen Veränderungen ist die Zunahme der »Hedonisten« nicht sehr groß. Nicht die Bedeutung der Arbeit wandelt sich, sondern die Priorität anderer Lebensbereiche (*Reuband*, 1985). Stellt man alle methodischen Probleme des Vergleiches in Rechnung (*Reuband*, 1985; *Fuchs/Zinnecker*, 1985; *Pawlowsky/Strümpel*, 1986; *Allerbeck*, 1985), dann ist das folgende Resümee gerechtfertigt: »Was sich geändert hat, ist lediglich die Emphase, mit der Arbeit als alleiniger Lebenssinn betrachtet wird« (*Reuband*, 1985, 733). Es ist heute akzeptabel, im Gegensatz zu vor 20 Jahren, zuzugeben, eine Arbeit mache keinen Spaß (*Allerbeck/Hoag*, 1985b; *Allerbeck*, 1985).

Gliedert man die Ergebnisse nach dem Geschlecht des Jugendlichen auf, stellt man fest, daß das Arbeitsethos unter den männlichen Jugendlichen stärker abgenommen hat als unter den weiblichen (*Allerbeck/Hoag*, 1985a; *Fuchs/Zinnecker*, 1985). Die Erklärung hierfür ist: Der Anteil der weiblichen Jugendlichen, der eine Bildungseinrichtung besucht, hat zwischen 1960 und 1980 stärker zugenommen als der entsprechende männliche Anteil (Statistisches Bundesamt, 1984, 105; *Baethge* et al., 1983, 220). Die seit Ende der 60'er Jahre vergrößerten Chancen des Erwerbs höherer Bildung (Gymnasium, Hochschule) haben vor allem Mädchen genutzt (*Herz*, 1983, 130, 136–138; vgl. *E. Esser, Meulemann, Nauck* in diesem Band). Es haben sich damit Berufskarrieren für Mädchen eröffnet, die ihnen eine rationale Planung von Bildung und Beruf erlauben. Ein Beispiel ist der Beruf der Lehrerin. Gleichzeitig hat die Frauenbewegung eine Änderung des Bewußtseins bewirkt. Die Mütter der befragten Mädchen und diese selbst haben ihre Einstellung zur Berufsarbeit verändert. Berufliche Tätigkeit ist für sie wichtiger geworden. Taditionelle Elemente der Frauenrolle verlieren an Bedeutung.

Eine Aufgliederung des Materials nach dem Bildungsstatus des Jugendlichen zeigt, daß Schüler heute eine viel geringere Arbeitsorientierung haben als vor 20 Jahren. Bei den Lehrlingen und Auszubildenden sind diese zeitlichen Unterschiede viel geringer (*Allerbeck/Hoag*, 1985a). In diesem Fall ist die Erklärung eine andere als oben. Die Schülerpopulation hat sich in den letzten 20 Jahren stark geändert. Kinder bildungsferner Schichten, die heute die weiterführenden Schulen besuchen, wären damals längst erwerbstätig geworden. Schüler dieser Schichten haben nichttraditionelle Auffassungen vom Beruf. In diesem Fall beruht also die zeitliche Differenz auf der geänderten Zusammensetzung der verglichenen Gruppe.

Rollenveränderungen und gewandelte Zusammensetzung von Populationen sind Veränderungen der Struktur von Institutionen. Insofern haben *Allerbeck* und *Hoag* (1985a) Recht, wenn sie die Änderung der Einstellung von Jugendlichen zu Arbeit und Beruf auf solche strukturellen Veränderungen zurückführen und darin nicht einen Wertwandel sehen. Was jedoch als struktureller Wandel erscheint, kann auf gewandelte Werte zurückgeführt werden. Die Erweiterung der Bildungschancen Mitte der 60'er Jahre beruht u.a. auf einer veränderten Bewertung von Bildung. Auslösendes Moment sind einerseits die Veröffentlichungen von *Dahrendorf* (1965) und *Picht* (1964), die die traditionellen Ungleichheiten des deutschen Bildungssystems kritisieren, und andererseits ist es die Entdeckung einer technologischen Lücke zwischen dem Westen und der Sowjetunion im Anschluß an den sog. Sputnikschock 1958 (*Naumann*, 1980; *Herz*, 1983, 124–128).

3. Intrinsische vs. extrinsische Berufsorientierung

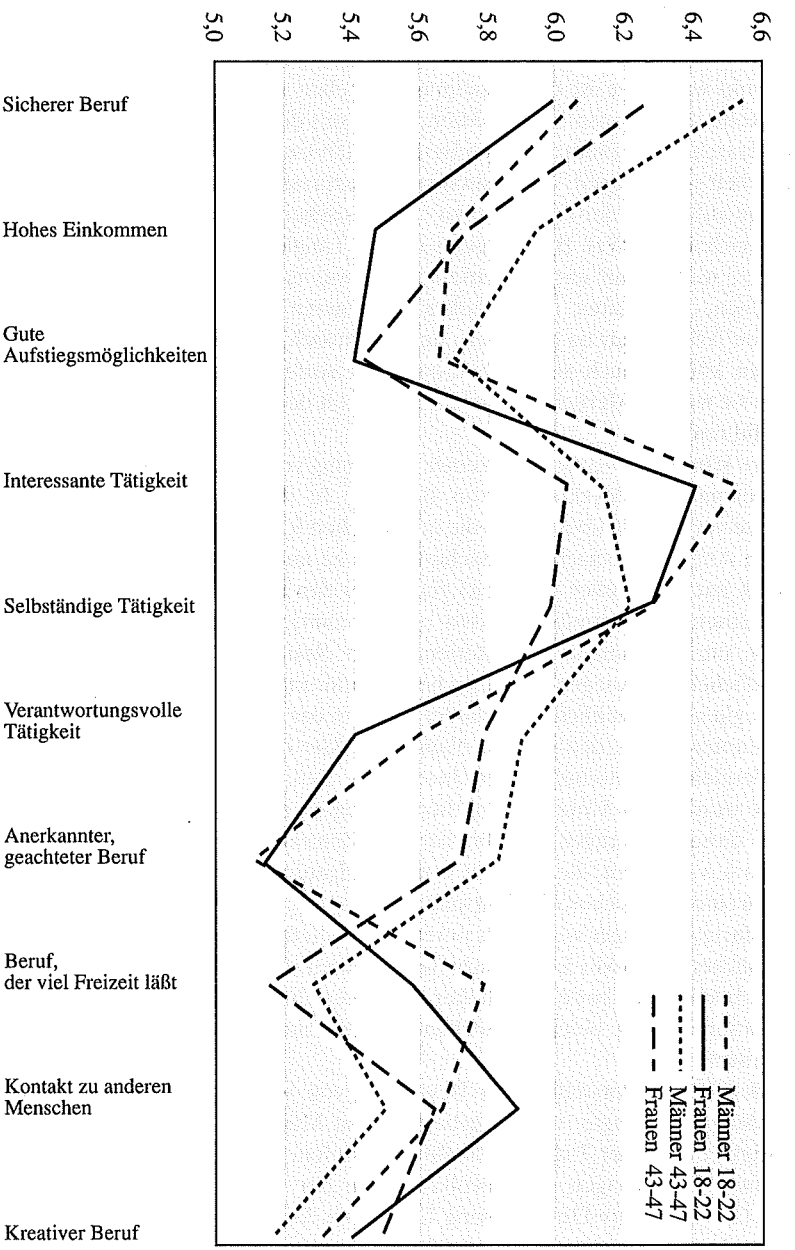
Die zweite Frage, die behandelt wird, lautet: Haben sich die Ziele, die Jugendliche in der Berufsarbeit suchen, von extrinsischen zu intrinsischen Werten gewandelt? Die Institutionalisierung der Berufsarbeit geschieht mit Hilfe von »Belohnungen«. Die wohl wichtigste ist die Bezahlung. Daneben spielen die Arbeitsbedingungen eine Rolle, angefangen bei den Materialien, mit denen jemand arbeitet, bis hin zu der hierarchischen Einordnung im Betrieb. Man kann zwischen Belohnungen, die in der Arbeit selbst liegen – intrinsischen oder expressiven Anreizen – und Belohnungen, die außerhalb der Arbeit liegen – extrinsischen oder instrumentellen Anreizen – unterscheiden. Wer Befriedigung in der Tätigkeit als solcher sucht und gern arbeitet, weil er mit anderen zusammen etwas erzeugt, ist intrinsisch orientiert. Menschen, die arbeiten, um ein hohes Einkommen zu erzielen oder einen möglichst sicheren Arbeitsplatz zu erreichen, sind extrinsisch orientiert. Diese Merkmale von Berufen können auch als Mechanismen der sozialen Kontrolle gesehen werden. Durch sie werden Menschen angehalten, die mit der Arbeit verbundenen Aufgaben auszuführen.

Nunner-Winkler (1985) stellte in einer Befragung von Jugendlichen eine Frage nach den bevorzugten Merkmalen von Berufen. In den Antworten kommen beide Aspekte vor, jedoch überwiegen die intrinsischen Kriterien der Berufswahl (100 mal werden Angaben gemacht wie Sachinteresse an und Selbständigkeit in der Arbeit, Wunsch nach sinnvoller Tätigkeit) gegenüber den instrumentellen (73 mal werden Einkommen, Freizeitmöglichkeiten etc. genannt). Lediglich 16% der Befragten nennen nur instrumentelle Kriterien. Auch *Baethge* et al. (1983) glauben, bei Jugendlichen überwiegend intrinsische Orientierung identifizieren zu können.

Zuerst gilt es, die zeitlichen Veränderungen in der Bewertung von Berufsmerkmalen zu untersuchen, denn weder *Nunner-Winkler* noch *Baethge* et al. können sich auf Vergleiche zwischen unterschiedlichen Zeitpunkten beziehen. Zu diesem Zweck wurde eine Untersuchung herangezogen, in der 16–20jährigen und ihren Eltern dieselben Fragen gestellt wurden (Zentralarchiv-Untersuchung 765). Sie wurden u. a. gebeten, die Priorität von vier Eigenschaften von Berufen anzugeben. Danach sind ein »Sicherer Arbeitsplatz« und ein »Gutes Einkommen« unter den 16 bis 20jährigen weniger wichtig als unter deren Eltern. Dafür ist der Anteil unter den Jugendlichen, die »Mit Leuten arbeiten möchten, die sie mögen« und eine »Wichtige Arbeit« hoch bewerten, höher als unter ihren Eltern. Der Vergleich der Generationen zeigt einen deutlichen Wandel hin zu intrinsischen und sozialen Berufswerten.

Eine detaillierte Darstellung der Bewertung von Merkmalen von Berufen enthält Abbildung 1. Befragte wurden gebeten, zehn Merkmale von Berufen nach ihrer Wichtigkeit auf einer 7-stufigen Skala einzustufen. Die Daten stammen aus repräsentativen Befragungen der Bevölkerung in der Bundesrepublik einschl. West-Berlin (Zentralarchiv-Untersuchung 1335). Die Antworten wurden nach Alter und Geschlecht differenziert. Der Vergleich der 18–22jährigen Befragten mit den 43–47jährigen ist als Gegenüberstellung zweier Generationen zu verstehen. Die Befragten, die der erstgenannten Altersklasse angehören, werden hier als Jugendli-

Abbildung 1: Wichtigkeit von Merkmalen von Berufen 1980-1984
(Arith. Mittel. 1 = unwichtig, 7 = sehr wichtig)



Quelle: Zentralarchiv-Untersuchung 1335

che bezeichnet, obwohl sie im strikten Sinne Heranwachsende und Jungerwachsene sind. Die Erwachsenen könnten, vom Alter her, Eltern der 18–22jährigen sein.
Bei den folgenden Berufsmerkmalen weichen die Prioritäten der Jugendlichen von denen der Erwachsenen nach oben besonders stark ab:
- Interessante Tätigkeit
- Selbständige Tätigkeit
- Ein Beruf, der einem viel Freizeit läßt
- Viel Kontakt zu anderen Menschen

Weniger wichtig sind für die Jugendlichen:
- Sichere Berufsstellung
- Hohes Einkommen
- Ein Beruf, der anerkannt und geachtet wird
- Aufgaben, die viel Verantwortungsbewußtsein erfordern

Freizeit ist für Jugendliche viel wichtiger als für Erwachsene. Ein Ergebnis der Erläuterung der Tabelle 1 wird damit indirekt bestätigt. Gleichzeitig werden die intrinsischen Merkmale von Berufen – interessante und selbständige Tätigkeit sowie Kontakt zu Menschen – stärker betont. Extrinsische Merkmale haben eine geringere Bedeutung für die Jugendlichen als für die Erwachsenen. Bei den Merkmalen »Hohes Einkommen« und »Sichere Berufsstellung« sind die Unterschiede vermutlich auf die Stellung im Lebenszyklus zurückzuführen. Die 18–22jährigen sind nur zum Teil erwerbstätig (48 % sind ganztags oder halbtags erwerbstätig oder sind erwerbslos), während die Mehrheit (72 %) unter den »Eltern« erwerbstätig ist oder eine Arbeit sucht. Sicherheit des Berufes und hohes Einkommen sind viel wichtiger, wenn man für eine Familie Verantwortung übernehmen muß, als wenn man erst eine Familie gründen und einen Arbeitsplatz suchen will.
Diese Erklärung ist für die unterschiedliche Beurteilung der anderen Merkmale weniger plausibel. Ich nehme an, daß Jugendliche generell Über-Unterordnung in Hierarchien ablehnen. Die geringere Bewertung von »Anerkennung« und »Verantwortung« und die stärkere Betonung des »Kontaktes zu Menschen« unter den Jugendlichen im Vergleich zu den Erwachsenen ist auf hohe Bewertung von Gleichheit zurückzuführen. Gleichzeitig werden von den Jugendlichen intrinsische Merkmale wie »Interessante Tätigkeit« betont. Kann man damit dem »kapitalistischen Geist« ade sagen? *Weber* (1979, 188) schreibt dazu: »Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, – wir müssen es sein«. Dieser der klassischen Studie über die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus entnommene Satz weist auf den Zwang hin, der durch die Institutionalisierung der Berufsarbeit ausgeübt wird. Berufstätigkeit wird im Laufe des Industrialisierungsprozesses zu einer zwanghaften Routine, der man sich nicht entziehen kann. Jugendliche legen jedoch zunehmend Wert auf Tätigkeitsmerkmale, die wir mit intrinsisch umschrieben haben. Sie wollen sich offenbar nicht in so starkem Maße wie ihre Eltern der sozialen Kontrolle durch die äußeren Merkmale, wie Einkommen und sichere Berufsstellung, unterwerfen. Allerdings muß man bedenken, daß die intrinsischen Merkmale nicht so sichtbar sind wie die extrinsischen. Ein Jugendlicher, der eine Arbeit sucht und »nette Kollegen« haben möchte, hat kein Kriterium, an Hand dessen er das Vorliegen eines guten Arbeitsklimas feststellen kann, während das Einkommen leicht feststell-

bar ist. Diese Prioritäten der Jugendlichen geraten in Konflikt mit der Arbeitsorganisation. Erwartungen müssen zwangsläufig enttäuscht werden. Deshalb verliert die Berufsarbeit für sie an Bedeutung.

Der zweite Unterschied zwischen den Jugendlichen und ihren »Eltern« besteht in der Annäherung der Profile bei den jungen Männern und Frauen. Allerdings gibt es auch hier typische Abweichungen. Für weibliche Jugendliche ist »Viel Kontakt zu anderen Menschen« und »Ein Beruf, bei dem man anderen helfen kann« wichtiger als für männliche Jugendliche. Einen solchen Unterschied können wir auch in der älteren Generation beobachten. Die Divergenz in der Bewertung von hohem Einkommen und guten Aufstiegsmöglichkeiten zeigt, daß Frauen ihre Erwartungen vis-à-vis derjenigen Berufseigenschaften schon sehr früh in der Karriere anpassen, hinsichtlich derer sie im Berufsleben benachteiligt sind.

Vergleicht man diese Ergebnisse mit den Annahmen über die Trennung eines jugendlichen, durch eigene Normen und Werte charakterisierten Lebensbereiches von anderen alterspezifischen Lebensbereichen, der jedoch in sich wieder differenziert ist, dann kann man die erste Annahme bestätigen, die zweite nicht. Das Profil der jugendlichen Berufswerte weicht signifikant von dem der Erwachsenen ab, und es ist plausibel, diese Unterschiede nicht auf die Stellung im Lebenszyklus zurückzuführen, sondern sie als generationsspezifisch zu interpretieren. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern haben sich in den letzten 20 Jahren jedoch nur zum Teil abgeschliffen.

Die »neuen Leitbilder«, die in Abschnitt 1 genannt wurden – die »yuppies«, die erfolgreichen Sportler – haben für die Jugendlichen insgesamt keine Vorbildfunktion. Vor allem für die jungen Frauen sind Personen, wie Steffie Graf oder Ann-Sophie Mutter, keine nachahmenswerten Beispiele. Das bedeutet: Jugendliche übernehmen nicht mehr selbstverständlich die Kriterien, die das Verhalten im Beruf steuern und die für die Erwachsenen galten, also Erfolg, Anerkennung und hohes Einkommen. Die Aufhebung der Trennung zwischen Jugend- und Erwachsenenstatus, für die *v. Trotha* (1982) Anzeichen zu finden glaubt, trifft für den Berufsbereich nicht zu.

Sind die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen, die in Abbildung 1 dargestellt werden, ein Indiz für immer noch bestehende Einflüsse traditioneller Rollenvorstellungen? Wird durch dieses Ergebnis die Folgerung in Abschnitt 2 widerlegt, wo ich darauf hinwies, daß Mädchen zu Bildung und Beruf eine rationale Einstellung entwickelt haben? *Nunner-Winkler* (1985, 106) glaubt, die »Fürsorglichkeitsethik« der Mädchen sei »Ausdruck der Konformität mit der weiblichen Geschlechtsrolle«, die nur durch eine Krise überwunden werden könnte. Man kann es so sehen. Jedoch lassen sich die in diesem Abschnitt dargestellten Ergebnisse auch als Beleg für die Gültigkeit nicht-traditioneller Berufswerte unter Mädchen interpretieren. Sie lehnen die männlich geprägten Ziele im Berufsbereich, wie Erfolg, Aufstieg und Verantwortung, ab. Sie setzen sich für soziale Aspekte des Berufes ein. Vielleicht ist es angemessen, ihre Einstellung als wertrational zu bezeichnen, da sie die erworbenen Qualifikationen nicht in möglichst großen Erfolg umsetzen wollen.

Bevor wir uns der Frage zuwenden, ob der beobachtete Wandel durch strukturelle

Faktoren, durch Wertwandel oder durch beides verursacht wird, müssen wir zunächst auf den Wertwandel eingehen.

4. Jugendliche als Vertreter des Postmaterialismus

Die Theorie des Postmaterialismus besagt, daß im Laufe der Nachkriegszeit der Anteil der Postmaterialisten zu-, die der Materialisten abnimmt. Der Wandel vollzieht sich als Generationenwechsel, indem jüngere Altersgruppen mit generationsspezifischen Werten nachwachsen und ältere Altersgruppen, die andere Werte als die Jugendlichen vertreten, aussterben. Je jünger eine Generation, desto größer der Anteil der Postmaterialisten. Die Ursache der Unterschiede zwischen den Generationen im Ausmaß des Postmaterialismus ist das Wohlstandsniveau, das während der Zeit herrschte, als die Angehörigen einer Generation aufwuchsen und das in der Nachkriegszeit kontinuierlich zugenommen hat (*Inglehart*, 1971; 1977; 1981).

Die Theorie und die empirischen Analysen *Ingleharts* sind einer scharfen Kritik unterzogen worden. Es kann nachgewiesen werden, daß das Konzept Materialismus-Postmaterialismus theoretisch und empirisch in verschiedene Dimensionen aufgelöst werden muß. Nur die Werte »Partizipation« und »Sicherheit« unterliegen einem Wandel, der dem Modell des Generationenwechsels entspricht (*Herz*, 1979; 1987; 1988). Zwar ist der Anteil der Postmaterialisten unter Jugendlichen jeweils höher als unter anderen Altersgruppen. Jedoch ist der Anteil der Postmaterialisten keineswegs zeitlich stabil. Eine Zunahme der Postmaterialisten zwischen 1970 und 1980 unter Jugendlichen kann nicht beobachtet werden, im Gegenteil: Ihr Anteil nimmt ab, während ältere Befragte innerhalb dieses Zeitraumes postmaterialistischer werden (*Böltken/Jagodzinski*, 1983). Ein allgemeiner Trend zum Postmaterialismus besteht nicht (*Jagodzinski*, 1985). Dieses Ergebnis kann mit der schlechten Qualität der Daten zu tun haben, die Inglehart analysiert (*Böltken/Gehring*, 1984). Es kann jedoch sein, daß die 70'er Jahre sich durch besondere Umstände charakterisieren.

Für die Theorie des Generationenwechsels spricht zunächst das Ergebnis eines Vergleichs zwischen zwei Generationen. Eltern und deren 16–20jährigen Kindern wurden dieselben Fragen gestellt (Zentralarchiv-Untersuchung 765). Trotz meiner an anderer Stelle geäußerten Kritik gegen die Konstruktion des Index Postmaterialismus habe ich auf Grund der Datenerhebung keine andere Wahl, als den Index so zu bilden, wie ihn *Inglehart* benutzt. Die Frageformulierung und Indexkonstruktion wird in Tabelle 2 wiedergegeben.

Der Vergleich der Generationen ergibt, daß ein beträchtlicher Wandel in Richtung Postmaterialismus stattgefunden hat. Der Anteil der Postmaterialisten wächst von 4% auf 25% in einer Generation. Jedoch wächst auch der Anteil der »Gemischten«, d.h. derer, die nicht konsistenten Angaben machen. Trotz der politischen Verhältnisse, die in den 70'er Jahren herrschten und zu der Annahme führen können, die ideologische Geschlossenheit müsse gleichzeitig mit dem Anteil der Postmaterialisten zunehmen, wird der Anteil der Inkonsistenten größer. Bereits

Tabelle 2: Anteil der Postmaterialisten in Altersgruppen (in % der jeweiligen Altersgruppe)

Altersgruppen	1974	1980	1982	1984
16–17	24,1	–	–	–
18–19	27,6	27,3	32,5	40,8
20–21	26,1[1)]	23,4	31,9	41,3
22–23	–	27,6	39,5	49,5
24–25	–	29,9	31,0	38,8
26–27	–	35,3[2)]	27,7	37,3
28–29	–	–	24,1[3)]	37,6
30–31	–	–	–	45,7[4)]
n	23–116	68–107	58–116	46–116

1) 20 Jahre 2) 26 Jahre 3) 28 Jahre 4) 30 Jahre

Frage: Auch in der Politik kann man nicht alles auf einmal haben. Auf dieser Liste finden Sie einige Ziele, die man in der Politik verfolgen kann. Wenn Sie zwischen diesen verschiedenen Zielen wählen müßten, welches Ziel erschiene Ihnen persönlich am wichtigsten? Nennen Sie mir bitte den entsprechenden Buchstaben. Und welches Ziel erschiene Ihnen am zweitwichtigsten? Nennen Sie mir wieder den Buchstaben.

A – Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in diesem Land
B – Mehr Einfluß der Bürger auf die Entscheidungen der Regierung
C – Kampf gegen die steigenden Preise
D – Schutz des Rechtes auf freie Meinungsäußerung

Materialisten = Kombination von A und C als erste und zweite Nennung
Postmaterialisten = Kombination von B und D als erste und zweite Nennung
Gemischt = Alle anderen Kombinationen

Quelle: Zentralarchiv-Untersuchung 765 und 1335

dieses Ergebnis sollte uns skeptisch machen gegen vorschnelle Urteile, die Jugendlichen seien die Träger postmaterieller Werte.

Um weitere Klarheit über die Beziehungen zwischen Alter und Postmaterialismus zu erzielen, habe ich eine Kohortenanalyse durchgeführt. Untersuchungen aus den Jahren 1974, 1980, 1982 und 1984 wurden herangezogen. Kohorten, d. h. Personen, die in demselben Zeitraum geboren wurden, können mit Hilfe dieser Untersuchungen über den Zeitraum 1974–1984 verfolgt werden. Tabelle 2 enthält die Ergebnisse.

Eine der Voraussetzungen dafür, daß Wertwandel nach dem Modell des Generationenwechsels erfolgt, ist, daß die Wertorientierungen relativ stabil über dem Lebenszyklus sind. Diese wird durch die Zahlen in Tabelle 2 nicht erfüllt. Vergleicht man dieselben Kohorten, z. B. die Altersgruppe, die 1974 16–17 Jahre alt war (1980 war sie 22–23, 1982 24–25 Jahre alt usw.), über einen zehnjährigen Zeitraum, dann ergibt sich von Beobachtungszeitpunkt zu Beobachtungszeitpunkt ein jeweils höherer Anteil an Postmaterialisten. Dasselbe gilt, mit einer Ausnahme (1980–1982), für die Altersgruppen 18–19 und 20–21. Auch ein Vergleich in dem kürzeren Zeitraum 1980–1984 zeigt erratische Sprünge. Die Stabilität der Werthaltungen ist nicht gegeben.

Des weiteren nimmt der Anteil der Postmaterialisten nicht mit dem Alter ab, wie man es nach der Theorie erwarten würde. 1980 weisen die 26–27jährigen, 1982 und 1984 die 22–23jährigen den höchsten Anteil auf. Die Daten lassen sich am ehesten mit einem »Zeitgeisteffekt« (»period effect«) erklären, denn 1982 sind die Anteile

der Postmaterialisten höher als 1980 und 1984 höher als 1982. Jugendliche, so kann man die Ergebnisse zusammenfassen, sind zwar auch Träger postmaterieller Werte. Sie monopolisieren jedoch nicht diese Eigenschaft.

Im Zeitraum 1974–1984 erhöht sich der Lebensstandard nur bedingt. Vor allem die Arbeitslosigkeit nimmt zu, ab 1980 sogar sehr stark. Jugendliche haben zunehmend Probleme, eine Lehrstelle zu erhalten und die Anstellungsaussichten für Studenten verschlechtern sich. Eine Zunahme des Postmaterialismus scheint völlig unplausibel, wenn man an die ökonomische Erklärung des Wertwandels – steigender Lebensstandard – festhält. Ich habe an anderer Stelle (*Herz*, 1987) die Zunahme der Forderung nach politischer Beteiligung und die Abnahme der Dringlichkeit von Sicherheitswünschen (der Kern des Postmaterialismus) auf politische Veränderungen zurückgeführt. Umweltprobleme und wachsende Rüstung bedrohen Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre den erreichten Stand sozialer, politischer und ökonomischer Sicherheit. Dies betrifft alle Bevölkerungsgruppen, nicht nur die Jugendlichen. Deshalb wächst der Postmaterialismus nicht nur unter den Jugendlichen.

Das Ergebnis wirft Zweifel auf an die Bedeutung des Postmaterialismus im Prozeß des Wandels von Berufswerten. Diesem Problem wende ich mich im vorletzten Abschnitt zu.

5. Einstellung zu Beruf, Postmaterialismus und struktureller Wandel

An die Annahmen, die im ersten Abschnitt gemacht wurden, soll hier erinnert werden. Jugendsoziologische Untersuchungen ergeben einerseits die Herausdifferenzierung eines jugendlichen »Lebensbereiches«, der vor allem durch Ausbildung charakterisiert ist (*Zinnecker*, 1985; *v. Trotha*, 1982). Die Ablösung von traditionellen Bezügen wird durch die abnehmende Rolle der »familiy of orientation« im Statuszuweisungsprozeß (*Mayer*, 1985) verstärkt. Streben nach hoher Bildung wird attraktiv und unumgänglich (*Teichler*, 1985). Berufswahl erfolgt nicht mehr nach traditionellen Kriterien. Die Bezugsgruppe der Jugendlichen ist die Jugend selbst (*Allerbeck/Hoag*, 1985a). Freundschaften zwischen Jugendlichen werden früh aufgenommen (*Allerbeck/Hoag*, 1985b) und verstärken die Trennung von den Erwachsenen.

Andere Entwicklungen lassen Zweifel an der Durchgängigkeit dieses Prozesses aufkommen. »Lebenslanges Lernen«, das politische Engagement der Jugendlichen und frühe Sexualerfahrung (siehe *Clement*, 1986) sprechen nach *v. Trotha*, (1982) für eine Aufhebung der Trennung zwischen Jugend- und Erwachsenenstatus (vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band). Neuere Studien zeigen keinen Abbau der Klassenschranken, d.h. der intergenerationalen Ungleichheit (*Erikson/Goldthorpe*, 1988).

Zwischen diesen Alternativen gibt es eine dritte Variante. Jugendsoziologische Untersuchungen zeigen, daß interne Differenzierungen unter Jugendlichen zugenommen haben. Bildungsunterschiede werden relevant. In Großstädten entsteht eine Subkultur, die durch hohe Bildung, postmaterialistische Wertorientierungen,

politische Sympathien für die Grünen und Jugendalter gekennzeichnet ist (*Arzberger*, 1983; *Berger* et al., 1985). M. a. W.: Unter spezifischen strukturellen Bedingungen entsteht eine Subkultur, die u. U. auch zu den gewandelten Werten im Berufsbereich führen könnte.

Um diese Hypothese prüfen zu können, habe ich zuerst die Vielfalt der Indikatoren reduziert. Eine Faktorenanalyse der Bewertung der zehn Berufsmerkmale ergibt die erwartete Trennung von intrinsischen und extrinsischen Merkmalen. Die Ladung der Indikatoren auf die beiden Faktoren ist unter den 18–22jährigen eindeutig – mit Ausnahme des Merkmals »Ein Beruf, der einem viel Freizeit läßt«, das auf beiden Faktoren lädt. Trotz dieses Ergebnisses habe ich aus theoretischen Gründen beschlossen, drei Indizes zu konstruieren (vgl. *Pawlowsky*, 1986, 58–64). Diese sind:

Extrinsische Berufsorientierung (EXTRIN), die sich aus den folgenden Merkmalen zusammensetzt:

- Sichere Berufsstellung
- Hohes Einkommen
- Gute Aufstiegsmöglichkeiten
- Ein Beruf, der anerkannt und geachtet wird

Intrinsische Berufsorientierung (INTRIN), die aus den folgenden Merkmalen gebildet wird:

- Interessante Tätigkeit
- Eine Tätigkeit, bei der man selbständig arbeiten kann
- Aufgaben, die viel Verantwortungsbewußtsein erfordern

Soziale Berufsorientierung (SOZ), die die folgenden Merkmale zusammenfaßt:

- Viel Kontakt zu anderen Menschen
- Ein Beruf, bei dem man anderen helfen kann

Die Indizes wurden durch Summierung der individuellen Nennungen gebildet. »Freizeit« als Merkmal eines Berufes (FREIZ) wurde als eigenständige Dimension analysiert. Ein hoher Wert eines Index bedeutet, daß der Dimension große Bedeutung beigemessen wird.

Um die Hypothese zu überprüfen, wurden Regressionsanalysen der Berufswerte durchgeführt. Als unabhängige Variablen wurden Geschlecht, Wohnort, Bildung und Erwerbsstatus sowie Postmaterialismus gewählt. Als Indikatoren für soziale Herkunft gelten das Berufsprestige und die Schulbildung des Vaters. Die beiden letztgenannten Variablen wurden auf Grund der Überlegungen zum Statuszuweisungsprozeß und zur Berufswahl gewählt. Vom Geschlecht wurde angenommen, es werde die Einstellung zu den sozialen Eigenschaften des Berufes beeinflussen. Wohnort, Bildung und Erwerbsstatus würden die Entstehung einer spezifischen »Subkultur« begünstigen.

Schließlich wurde auch Postmaterialismus (POST) in die Analyse einbezogen. Das Resultat ist in Tabelle 3 wiedergegeben.

Die erklärte Varianz der intrinsischen Berufsorientierung (INTRIN) beträgt rd. 2,5 % und ist damit äußerst gering. Weder gegenwärtiger Status noch Postmaterialismus weisen einen signifikanten Zusammenhang zu diesen Berufsmerkmalen auf. Intrinsische Orientierung wird, wenn überhaupt, durch die Herkunft (Berufspre-

Tabelle 3: Regression der Berufswerte auf soziale Herkunft, gegenwärtigen Status und Postmaterialismus. 18–22jährige.

(Standardisierte Regressionskoeffizienten)

Unabhängige Variablen	INTRIN	EXTRIN	SOZ	FREIZ	POST
Postmaterialismus	.01	−.27*	.07	−.10	—
Geschlecht	.05	.06	−.13*	.06	.06
Wohnort	.00	−.03	−.05	.01	.11*
Erwerbsstatus	.03	.08	.10	.11	−.09
Schulabschluß	−.02	−.20*	.00	−.15*	.27*
Berufsprestige Vater	.18*	.02	.05	.16*	.10
Schulabschluß Vater	−.04	−.10	.05	.00	.10
R^2	.025	.234	.033	.070	.208

Codierung der Variablen

Postmaterialismus: Materialist = −1, Gemischt = 0, Postmaterialist = 1
Geschlecht: Weiblich = 0, männlich = 1
Wohnort: Bis 1.999 Einw. = 1, 500.000 Einw. u. m. = 7
Erwerbsstatus: Nicht erwerbst. = 0, Ganztags, halbtags erwerbst., arbeitslos = 1
Schulabschluß (Befragter und Vater): keinen Abschluß = 1, Abitur = 5
Berufsprestige: Treimans SIOPS

* = Irrtumswahrscheinlichkeit ‹ .05

Quelle: Zentralarchiv-Untersuchung 1335

stige des Vaters) beeinflußt. Die Variation der Bewertung extrinsischer Eigenschaften von Berufen (EXTRIN) wird weit stärker von den unabhängigen Variablen beeinflußt. Postmaterialismus und Schulabschluß des Befragten weisen signifikante Beziehungen zur abhängigen Variablen auf. In beiden Fällen sind die Regressionskoeffizienten negativ. M. a. W.: Postmaterialisten und Personen mit höherer Bildung halten diese Merkmale für weniger wichtig als Materialisten und Personen mit niedriger Bildung. Die Bewertung der sozialen Merkmale von Berufen (SOZ) weist nur eine geringe Beziehung zu den unabhängigen Variablen auf, denn nur rd. 3% der Varianz wird erklärt. Nur Geschlecht weist eine signifikante Beziehung zu dieser Variablen auf. Etwas stärker ist wiederum der Zusammenhang zwischen den unabhängigen Variablen und der Bewertung der Freizeit (FREIZ) als Eigenschaft eines Berufes. Hier sind es Berufsprestige des Vaters, das positiv, und Schulabschluß des Befragten, der negativ die Beurteilung signifikant beeinflussen.

Insgesamt gesehen, dominiert keine der unabhängigen Variablen die Beurteilung der Wichtigkeit von Berufsmerkmalen. Die intrinsischen und sozialen Merkmale von Berufen werden beurteilt ohne Bezug zur Herkunft oder zum jetzigen sozialen Status. Immerhin weist das Berufsprestige des Vaters zwei signifikante Koeffizienten auf. Je höher der Status des Elternhauses, desto eher werden intrinsische Ansprüche an Berufe, aber auch an den Aspekt der Freizeit, gestellt. Berufsprestige ist kein besonders geeigneter Indikator zur Messung der Effekte der Sozialisation und der Tradition. Die beiden signifikanten Koeffizienten sind eine Aufforderung, bessere Indikatoren zu suchen. Bildung wirkt negativ: Mit zunehmender Schulbildung wissen Jugendliche, was sie als unwichtig einstufen sollen (extrinsische Ansprüche, Freizeit). Keine Übereinstimmung besteht darin, was wichtig ist.

Postmaterialismus weist keine signifikante positive Beziehung zu den Indizes auf. Eine postmaterialistische Einstellung fördert die Ablehnung extrinsischer Berufsorientierung, trägt jedoch nicht zur Herausbildung intrinsischer Werte bei.
Postmaterialismus selbt wird durch die unabhänigigen Variablen relativ stark beeinflußt, vor allem durch Wohnort und Schulbildung des Befragten. Offenbar stellen diese Variablen günstige Bedingungen für die Entstehung einer alternativen »Wertekultur« dar. Postmaterialismus setzt sich auch in der Ablehnung der extrinsischen Berufseigenschaften um.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Jugendliche denken heute anders über Arbeit und Beruf als vor 20 Jahren. Sie denken anders als ihre Eltern. Beim Schreiben dieser Sätze zögere ich. Die Jugend, schreibt *Scheuch* (1975), gibt es nicht. Deshalb sind beide Sätze Aussagen über Veränderungen von Mittelwerten, die die Variationsbreite der Einstellungen und des sozialen Handelns der Jugend nicht berücksichtigen.
Anfang der 80er Jahre stehen Jugendliche der Leistung und der Arbeit distanzierter gegenüber als vor 20 Jahren. Erklärung hierfür sind strukturelle Veränderungen, insb. die Trennung zwischen einem jugendlichen und einem erwachsenen »Lebensbereich« und die dominante Rolle der Bildung während einer langen Lebensphase. Die Entstehung dieses Schonraumes (*Zinnecker*, 1985) ist aber selbst auf die Verwirklichung von Werten zurückzuführen. Sozialwissenschaftler und Pädagogen haben in den 60er Jahren Forderungen nach Verbesserung der Bildungschancen erhoben. Politiker haben sie allmählich durchgefochten. Strukturwandel wurde durch Wertewandel in Gang gesetzt.
Wir haben weiter festgestellt, daß extrinsische Ansprüche an Berufe eine geringere Priorität für Jugendliche einnehmen als für Erwachsene, intrinsische und soziale jedoch eine höhere. Man kann diese Differenz als Veränderung der sozialen Kontrolle deuten (*v. Trotha*, 1982; *Nunner-Winkler*, 1985; *Döbert/Nunner-Winkler*, 1986). Die Belohnung von Leistung soll weniger durch äußere und meßbare, öffentlich legitimierte Kriterien, wie Einkommen und Status, erfolgen als durch innere und nicht meßbare Kriterien, wie Interesse und Selbständigkeit. Vor allem will ein geringerer Anteil unter Jugendlichen als unter Erwachsenen sich der Kontrolle durch andere unterwerfen. Insofern scheint es, als würde das »Rückgrat der Klassengesellschaft« *(Parkin)* ein wenig ausgerenkt. Statt zweckrationalem Einsatz der Fähigkeiten und Kenntnisse gewinnt wertrationale Suche nach Selbsterfüllung an Bedeutung.
Diese Veränderung kann eine Folge des strukturellen Wandels sein, den ich in den Abschnitten 1 und 5 beschrieben habe. Wenn der Lebensbereich der Jugendlichen aus dem Haushalt und dem Arbeitsplatz in die Schule verlagert wird, die Interaktionsdichte unter Gleichaltrigen wächst, während sie zwischen Jugendlichen und Erwachsenen bzw. Erwerbstätigen abnimmt, dann fehlt ein realistischer Bezug zur Arbeitswelt. Eltern arbeiten in zunehmendem Maße in Dienstleistungsberufen oder hinter Schreibtischen. Sie stellen keine sichtbaren Produkte her. Ihre Tätigkeit wird

abstrakt. Mit dieser Verlagerung gewinnt Selbststeuerung in der Erziehung an Bedeutung (*Kohn*, 1969). Nicht die Wahrnehmung tatsächlicher Verhältnisse am Arbeitsplatz führt zur Änderung der Prioritäten der Ansprüche an die Arbeit (*Pawlowsky*, 1986, 172–181), sondern gerade die Abwesenheit von Erfahrung.

Schließlich haben wir festgestellt, daß Postmaterialismus keine positive, sondern nur eine negative Beziehung zu den erwünschten Eigenschaften von Berufen aufweist. Eine Erklärung hierfür ist, daß Postmaterialismus kein Privileg der Jugendlichen ist. Seine zeitliche Variation entspricht auch nicht den theoretischen Annahmen. Offenbar stimmen Jugendliche überein in dem, was sie nicht wollen. Prioritäten für bestimmte Berufsprofile variieren unsystematisch und ohne Bezug zum Postmaterialismus. Traditionale Einflüsse sind vielleicht noch nicht ganz verschwunden, aber eine positive Alternative, die strukturell verankert wäre, besteht nicht.

Literatur

Allerbeck, K.: »Arbeitswerte im Wandel«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. 18. Jg. 1985, 209–216 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* »Wertewandel – oder gewandelte Verhältnisse?«. Immer diese Jugend! Hg. Deutsches Jugendinstitut. München 1985a, 411–420 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* Jugend ohne Zukunft. München/Zürich 1985b – *Arzberger, K.:* »Stabilität und Wandel im Verhältnis zwischen den Generationen«. Bedürfnisse. Stabilität und Wandel. Hg. *K. O. Hondrich, R. Vollmer*. Opladen 1983, 101–123 – *Baethge, M., Schomburg, H., Voskamp, U.:* Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung. Frankfurt am Main/New York 1983 – *Berger, M., Gibowski, W. G., Roth, D., Schulte, W.:* »Wahlverhalten – begrünte Parteienlandschaft«. Immer diese Jugend!. Hg. Deutsches Jugendinstitut. München 1985, 481–492 – *Böltken, F., Jagodzinski, W.:* »Sekundäranlayse von Umfragedaten aus dem Zentralarchiv. Postmaterialismus in der Krise«. ZA-Informationen. 12. 1983, 11–20 – *Böltken, F., Gehring, A.:* »Zur Empirie des Postmaterialismus. Quota und Random, Äpfel und Birnen, Kraut und Rüben«. ZA-Informationen. 15. 1984, 38–52 – *Brenke, K., von Klipstein, M.:* »Haben die Jugendlichen noch Lust zu arbeiten? – Die Generationenschere bei den Arbeitsorientierungen und das Jugendbild der Erwachsenen«. Gewandelte Werte – Erstarrte Strukturen. Wie die Bürger Wirtschaft und Arbeit erleben. Hg. *M. von Klipstein, B. Strümpel*. Bonn 1985, 233–260 – *Clement, U.:* Sexualität im sozialen Wandel. Stuttgart 1986 – *Dahrendorf, R.:* Bildung ist Bürgerrecht. Hamburg 1965 – *Döbert, R., Nunner-Winkler, G.:* »Wertwandel und Moral«. Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Hg. *H. Bertram*. Frankfurt am Main 1986, 289–321 – *Erikson, R., Goldthorpe, J.:* Trends in Class Mobility: A Test of Hypotheses against the European Experience. Vervielf. Ms. Mannheim 1988 – *Fuchs, W., Zinnecker, J.:* »Nachkriegsjugend und Jugend heute – Werkstattbericht aus einer laufenden Studie«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. 5. Jg. 1985, 5–28 – *Gillis, J. R.:* Geschichte der Jugend, Weinheim und Basel 1980 – *Herz, T.:* »Der Wandel von Wertvorstellungen in westlichen Industriegesellschaften«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 31. Jg. 1979, 282–302 – *Herz, T. A.:* Klassen, Schichten, Mobilität, Stuttgart 1983 – *Herz, T. A.:* »Werte, sozio-politische Konflikte und Generationen: Eine Überprüfung der Theorie des Postmaterialismus«. Zeitschrift für Soziologie. 16. Jg. 1987, 56–69 – *Herz, T.:* »Politische Konflikte, Wertwandel und Modernisierung«. Wertwandel – Faktum oder Fiktion? Hg. *H. O. Luthe, H. Meulemann*. Frankfurt/M. 1988, 48–72 – *Inglehart, R.:* »The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-Industrial Societies«. The American Political Science Review. 65. Jg. 1971, 991–1017 – *Inglehart, R.:* The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics. Princeton 1977 – *Inglehart, R.:* »Post-Materialism in an Environment of Insecurity«. The American Political Science Review. 75. Jg. 1981, 880–900 – *Jagodzinski, W.:* »Die zu stille Revolution«. Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertwandel. Folgen für das politische

Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. *D. Oberndörfer, H. Rattinger, K. Schmitt.* Berlin 1985, 333–356 – *Kmieciak, P.:* Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 1976 – *Kohn, M. L.*: Class and Conformity. A Study in Values. Homewood, Ill. 1969 – *Mayer, K. U.:* Der Beitrag der empirischen Forschung zur Theorie sozialer Ungleichheit. Vervielf. Ms. Berlin 1985 – *Naumann, J.:* »Entwicklungstendenzen des Bildungswesens der Bundesrepublik Deutschland im Rahmen wirtschaftlicher und demographischer Veränderungen«. Bildung in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1. Hg. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Stuttgart 1980, 21–102 – *Noelle-Neumann, E.:* Werden wir alle Proletarier? Zürich 1978 – *Noelle-Neumann, E., Strümpel, B:* Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse. München/ Zürich 1984 – *Nunner-Winkler, G.:* »Adoleszenskrisenverlauf und Wertorientierungen«. Neue Widersprüche. Hg. *D. Baacke, W. Heitmeyer.* Weinheim und München 1985, 86–107 – *Parkin, F.:* Class Inequality and Political Order. Frogmore, St. Albans 1972 – *Pawlowsky, P.:* Arbeitseinstellungen im Wandel. München 1986 – *Pawlowsky, P., Strümpel, B.:* »Arbeit und Wertwandel: Replik«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 38. Jg. 1986, 772–781 – *Picht, R.:* Die deutsche Bildungskatastrophe. Olten/Freiburg 1964 – *Reuband, K.-H.:* »Arbeit und Wertewandel – Mehr Mythos als Realität?«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 37. Jg. 1985, 723–746 – *Scheuch, E. K.:* »Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenziertheit der Jugend in heutigen Industriegesellschaften«. Jugend in der Gesellschaft. Ein Symposion mit Beiträgen von *H. v. Hentig, H. Lübbe, E. K. Scheuch* u. a., München 1975, 54–78 – Statistisches Bundesamt, Hg.: Zur Situation der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart und Mainz 1984 – *Stooß, F.:* »Verliert der ›Beruf‹ seine Leitfunktion für die Integration der Jugend in die Gesellschaft«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. 18. Jg. 1985, 198–208 – *Teichler, U.:* »Zum Wandel von Bildung und Ausbildung in den 70er und 80er Jahren«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. 18. Jg. 1985, 167–176 – *v. Trotha, T.:* »Zur Entstehung von Jugend«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34. Jg. 1982, 254–277 – *Weber, M.:* »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«. Max Weber – die Protestantische Ethik – I – Eine Aufsatzsammlung. Hg. *J. Winckelmann.* Gütersloh 1979, 27–277 – *Zinnecker, J.:* »Jugend der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Periode«. Neue Widersprüche. Hg. *D. Baacke, W. Heitmeyer.* Weinheim und München 1985, 24–45.

Max Kaase

Politische Einstellungen der Jugend

1. Jugend und Politik: ein Prolegomenon

Wenn *Erwin K. Scheuch* (1975) davon spricht, daß es »die Jugend nicht gebe (vgl. *Markefka* in diesem Band), so bezieht er sich zurecht auf moderne Gesellschaften umfassend beschreibende Differenzierungsvorgänge, die Jugend als eine gleichsam totale Rolle zunehmend auflösen. Man kann sich diesen Vorgang z. B. leicht an der Tatsache veranschaulichen, daß sich ein zahlenmäßig beachtlicher und zwischen den fünfziger Jahren und heute kräftig angewachsener Anteil junger Menschen nicht durch eigene Berufstätigkeit zu ernähren vermag und dennoch Elemente der Erwachsenenrolle, z. B. Gründung eines selbständigen Haushaltes und Zeugung von Kindern, voll übernommen hat. Die Jugendsoziologie hat dieser inhaltlichen und zeitlichen Ausdehnung der Jugendphase mit dem Begriff der Postadoleszenz eine eigenständige Bezeichnung zugeordnet (vgl. *Baethge* in diesem Band).

Damit wird gleichzeitig deutlich, daß eine theoretisch belangvolle Begrifflichkeit von Jugend jedenfalls nicht über das Lebensalter, oder zumindest nicht allein über das Lebensalter, gewonnen werden kann. Anders betrachtet, heißt diese Feststellung, daß in jede rein altersbezogene Analyse von Jugend notwendigerweise eine Vielfalt von persönlichen und gesellschaftlichen Befindlichkeiten eingeht. Diese Vielfalt, als Ergebnis nicht zuletzt des genannten Differenzierungsprozesses, stellt nun, und zwar in zweifacher Weise, eine Herausforderung für die Forschung dar. Zum einen ergibt sich daraus die Notwendigkeit der theoretischen Fundierung des Konzeptes »Jugend« (vgl. *Markefka* in diesem Band). Davon kann in einer breit akzeptierten und damit auch forschungssteuernden Weise erstaunlicherweise bis heute, sieht man einmal von der klassischen Arbeit von *Karl Mannheim* (1928) ab, keineswegs die Rede sein. Zum zweiten verhindern sowohl unzureichende theoretische Grundlegung wie auch zunehmende Differenzierung der Gesellschaft eine umfassende, kontinuierliche und valide empirische Beobachtung der Jugendphase in modernen Gesellschaften (*Neidhardt*, 1987, 27). Typischerweise fehlt es denn auch in der Jugendforschung, und zwar nicht nur in der bundesrepublikanischen, an Langzeituntersuchungen, mit denen Veränderungen in der Struktur von Jugend als gesellschaftlich bestimmter Lebenspassage präzise erfaßt und beschrieben werden könnten (anders z. B. für die USA *Jennings*, 1987).

Jugend ist nicht nur und natürlich keinesfalls in erster Linie eine analytische Kategorie der Soziologie. Sie liegt vielmehr im Zentrum jeder Selbstreflexion von Gesellschaft, sei es als Hoffnungsträger für das Erreichen einer besseren Zukunft, sei es als ein Element der Unruhe, welches das Bestehende in Zweifel zieht und gegen die Herrschaft der Etablierten = Älteren die Fähigkeit der Jungen setzt, unbeeinträchtigt vom Prokrustesbett des Gewohnten zu innovativen Sichtweisen und Problemlösungen zu gelangen. Viele schriftliche Belege schon aus historischer

Zeit thematisieren dieses in seiner Wirkung letztendlich produktive Spannungsverhältnis, wenngleich manches inzwischen dafür spricht, daß es sich zunehmend einseitig, zugunsten der Jugend, auflöst (*Lübbe*, 1982, 102).

Politik und politische Beteiligung sind unverzichtbare Elemente moderner Vergesellschaftung. Politik ist das einzige gesellschaftliche Teilsystem, in dem für die Gesamtgesellschaft bindende Entscheidungen getroffen werden (anders: *Luhmann*, 1981, 22–23). Politische Beteiligung ist das Zentralprinzip liberal-demokratisch verfaßter Politien, und zwar gleichermaßen als Element der Staatsbürgerrolle für den Einzelnen und als Mechanismus der Legitimitätsgewinnung für das politisch-gesellschaftliche System. Dieser überragenden Bedeutung des Politischen widerspricht nun allerdings die empirisch vorfindbare Realität, denn seit es Empirische Sozialforschung gibt, belegen deren Befunde, daß relativ zu anderen Lebensbereichen Politik für die breite Masse der Bevölkerung als randständig angesehen wird (*Glatzer*, 1984, 199), und zwar auch von der Mehrzahl junger Menschen.

Diese Distanz drückt sich nur andeutungsweise bei der Beteiligung an politischen Wahlen aus, weil unsere Gesellschaft diesen Akt hoch bewertet und sich der Aufwand an Ressourcen dafür in engen Grenzen hält. Das allgemein und gleiche freie Wahlrecht kann man als *die* demokratische Errungenschaft dieses Jahrhunderts bezeichnen, weil mit ihm institutionell eindeutig die formale politische Gleichheit der Bürger festgeschrieben worden ist. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß materiell alle Bürger im Ausmaß ihres politischen Einflusses gleich sind; diese unbezweifelbare Ungleichheit ist vielmehr immer auch Motor von zunehmend an Sichtbarkeit gewinnenden Entwicklungen gewesen, über andere Verfahren der politischen Einflußnahme als die Wahl in den politischen Prozeß prägend einzugreifen.

Beide Gesichtspunkte – verfaßte und nicht verfaßte politische Beteiligung – definieren jedoch gleichermaßen den Rahmen für eine Betrachtung des politischen Engagements der Bürger insgesamt und ebenfalls des jugendlichen Teils der Bürgerschaft. Dementsprechend werden beide Gesichtspunkte in diesem Beitrag Berücksichtigung finden.

Eine Demokratie westlicher Prägung lebt faktisch und in ihrem Selbstverständnis aus der Einbeziehung möglichst aller Bürger in den Prozeß der politischen Entscheidungsfindung. Dieser Gedanke hat für eine Analyse der politischen Orientierungen von Jugendlichen große forschungspraktische Konsequenzen. Jugendsoziologische Studien zeichnen sich nämlich häufig durch die Tatsache aus, daß sie wegen des großen Interesses an Teilgruppen der Jugend, die in irgendeiner Weise besonderes Aufsehen erregen, Jugendliche nicht in ihrer Gesamtheit untersuchen. Hier ist mit ein Grund für den Sachverhalt zu sehen, daß sich die Zustandsbeschreibungen von Jugend im Zeitablauf, je nach dem zur Zeit gerade dominanten Deutungsmuster, in schneller Abfolge gravierend voneinander unterscheiden, ohne daß sich diese Unterscheidungen und Klassifikationen in den realen Befindlichkeiten der Jugendlichen insgesamt so empirisch bestätigen lassen.

Natürlich ist eine Betrachtungsweise, welche auf die Analyse der in diesem umfassenden Sinne verstandenen Jugend abstellt, dem Vorwurf ausgesetzt, sie übersehe geflissentlich die wirklich bedeutsamen Veränderungen in dieser Teilgruppe der

Gesellschaft. Dieser Vorwurf hat sogar seine Berechtigung, wenn es um die wissenschaftliche Analyse von Prozessen des gesellschaftlichen und politischen Wandels geht, der bekanntlich nicht von allen Gruppen der Bevölkerung gleichermaßen initiiert und getragen wird. Andererseits verlangt eine *beschreibende Analyse* der politischen Orientierungen der Jugend zu einem gegebenen Zeitpunkt gerade auch diese Gesamtbetrachtung.
In den folgenden Abschnitten sollen in diesem Sinne auf zuverlässiger empirischer Grundlage Aussagen über die Politikorientierungen der bundesdeutschen Jugend in längsschnittlicher Perspektive vorgenommen werden. Mit der rechtlichen Zäsur, die den formalen Eintritt der Jugendlichen in den politischen Prozeß auf 18 Jahre als Beginn des (passiven) Wahlrechts festlegt, ist damit auch eine theoretisch belangvolle Fixierung insofern erfolgt, als andere, theoretisch begründbare und mit Sicherheit auch besser begründete Operationalisierungen des Jugendlichenstatus hier nicht vorgenommen werden (vgl. *Wolff* in diesem Band). Ein großer Vorteil dieser Einseitigkeit besteht auch darin, daß aus allgemeinen Bevölkerungsumfragen und anderen Quellen (insbesondere der amtlichen repräsentativen Wahlbezirksstatistik nach Alter und Geschlecht; siehe dazu *Hofmann-Göttig*, 1984, 15–33) zuverlässige Längsschnittinformationen zur politischen Orientierung von Jugendlichen vorliegen.

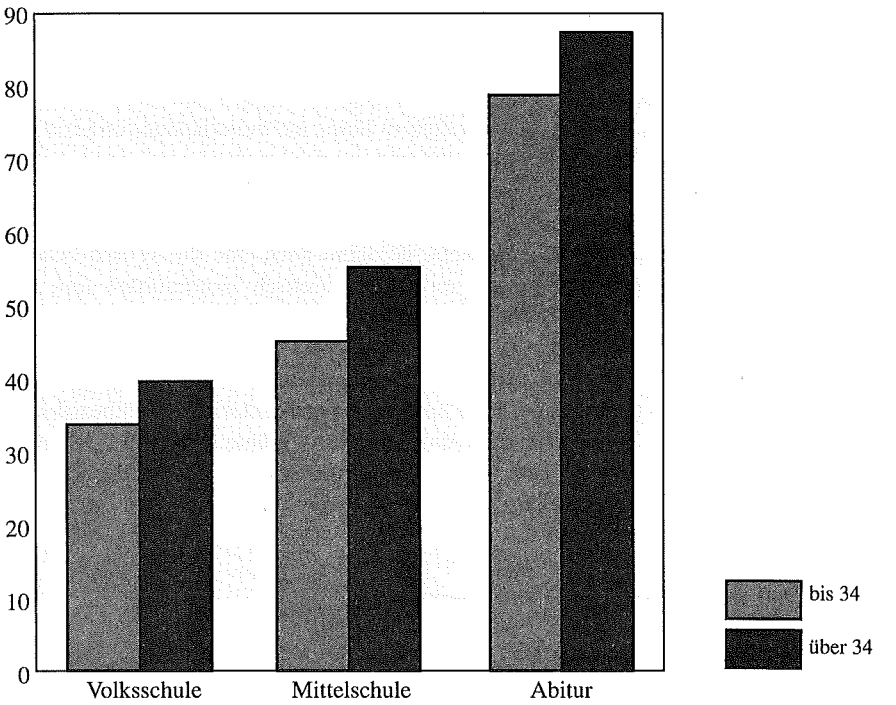
2. Jugend und Politik: Theorie und Empirie

2.1. Interesse an Politik und Wahlbeteiligung

Eine der unverbindlichsten Weisen, wie sich ein Bürger in der Politik engagieren kann, ist, sich selber – im Sinne einer individuellen Motivation – als politisch interessiert zu erklären. Hier ist nicht die Stelle, um über die Gültigkeitsprobleme und die Bedeutung einer solchen Selbstklassifikation nachzudenken. Entscheidend ist vielmehr, daß sich diese Selbsteinschätzung als eine wichtige Einflußgröße z. B. auch auf die Wahrscheinlichkeit erwiesen hat, sich selber aktiv politisch zu beteiligen, sei es bei Wahlen oder bei anderen, nichtinstitutionalisierten Formen der politischen Partizipation wie z. B. der Mitwirkung in Bürgerinitiativen.
Für die Bundesrepublik liegt eine in die frühen fünfziger Jahre zurückreichende Zeitreihe vor (*Noelle-Neumann/Pier*, 1983a, 339), die den massiven Anstieg des politischen Interesses der Wahlbevölkerung seit etwa 1960 von rund 30% Interessierter auf 1983 rund 60% (und inzwischen auf fast 70%) Interessierte dokumentiert. Dieser Anstieg ist im internationalen Vergleich für die Bundesrepublik besonders ausgeprägt, jedoch keinesfalls einmalig, wie entsprechende Zeitreihen für die USA, Frankreich und Großbritannien belegen (*Dalton*, 1988, 23).
Dieser Anstieg des politischen Interesses spiegelt mit Sicherheit einmal einen allgemeinen Prozeß der Politisierung entwickelter Gesellschaften wider. Diese Politisierung ist ein Reflex der Modernisierung mit all seinen Elementen, darunter der immer mehr verfügbaren Freizeit und vor allem dem Aufkommen des Fernsehens, das Politik zum unausweichlichen täglichen Lebensschicksal der Zuschauer

Grafik 1: Interesse für Politik

Prozent



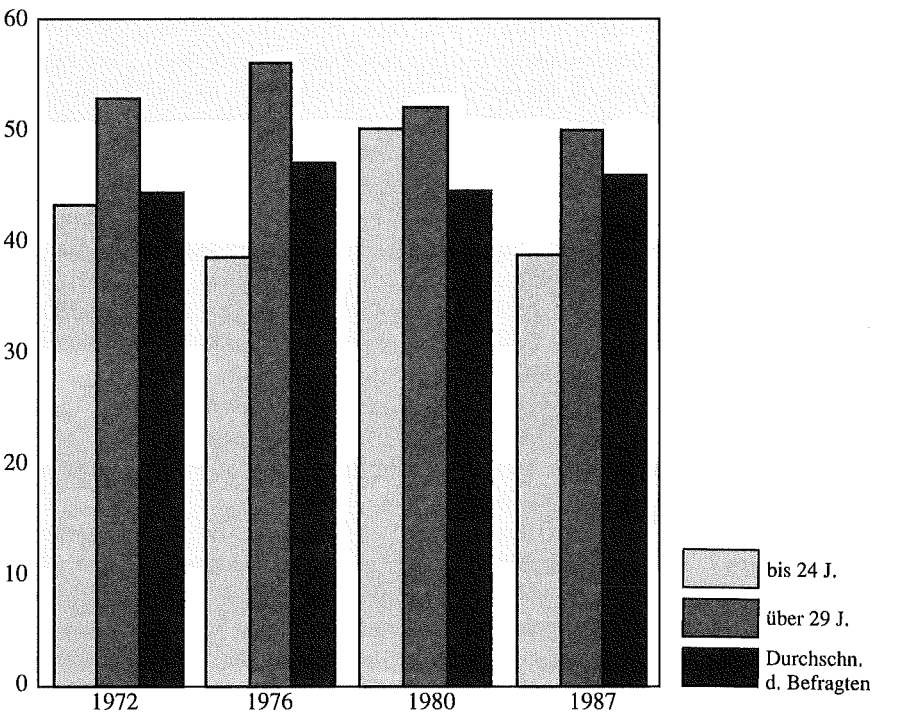
Quelle: Forschungsgruppe Wahlen eV., Vorwahl-Untersuchung 1986, Mannheim 1986

hochstilisiert hat, dem niemand entgehen kann. Sie ist ferner ein Reflex veränderter Geschlechterrollen, denn es sind ganz besonders die Frauen, die ihr Politikdefizit gegenüber den Männern, beginnend etwa Mitte der sechziger Jahre, mit Riesenschritten aufholen (*Noelle-Neumann/Piel*, 1983b, 199). Und sie ergibt sich ferner aus dem Prozeß der immer besseren Ausstattung der Bevölkerung mit formaler Bildung, einer Einflußgröße, die von Anbeginn der Empirischen Sozialforschung stets hoch mit politischem Interesse korreliert war und dies, wie Grafik 1 zeigt, auch heute noch ist.

Bemerkenswerterweise liegen die 18–24jährigen nach allen bekannten Daten in ihrem politischen Interesse fast immer unter dem Durchschnitt der Bevölkerung. Es scheint, daß in dieser Lebensphase erst langsam die Einübung in Politik erfolgt. Schon in der Altersgruppe der 25- bis 29jährigen findet sich dann der erwartete Anstieg, und zwar sogar deutlich über den Bevölkerungsdurchschnitt hinaus.

Diese Struktur entspricht dem aus der Partizipationsforschung und der empirischen Wahlforschung wohlbekannten start-up und slow-down Modell, das von einem kurvilinearen Verlauf bei Tiefpunkten der Partizipation zu Beginn und zu Ende des Lebenszyklus ausgeht und vielfach empirisch bewährt ist (*Verba/Nie*, 1972,

Grafik 2: Interesse für Politik



Quelle: Forschungsgruppe Wahlen eV., Vorwahl-Untersuchung zu den Bundestagswahlen 1972, 1976, 1980 und 1987, Mannheim 1972, 1976, 1980, 1986

138–148). Hinter den Zahlen in Grafik 2 verbergen sich allerdings relativ komplexe Bewegungen von Teilgruppen der Jugend in der historischen Zeit. Bedenkt man, daß Jugendliche heute über eine durchschnittlich wesentlich höhere formale Schulbildung verfügen (vgl. *Meulemann; Nauck* in diesem Band) als in den fünfziger Jahren und berücksichtigt man ferner die obengenannte Gesamtpolitisierung der Gesellschaft, so ergibt sich keinesfalls ein überdurchschnittlicher, sondern eher ein unterdurchschnittlicher Anstieg des Interesses an Politik bei den Jugendlichen bis 24 Jahre (siehe dazu für die 16–18jährigen auch *Allerbeck/Hoag*, 1985, 134). Daraus folgt ferner, daß die überdurchschnittlichen Werte der bis 29jährigen mit Sicherheit ebenfalls zum größten Teil auf deren im Vergleich zur Gesamtbevölkerung höhere Schulbildung zurückzuführen sind. Man kann also keinesfalls davon sprechen, daß die Jugend in ganz besonderer Weise von der Politisierungswelle erfaßt worden wäre.

Ein Befund, der besondere Beachtung verdient, bezieht sich auf die Gruppe der jungen Frauen. Die Partizipationsforschung hat vielfältig belegt, daß heute bei Frauen nach wie vor ein Gefälle an politischem Engagement besteht, das nichts mit

der über Jahrzehnte gültigen unterschiedlichen Zusammensetzung von Männern und Frauen nach Bildung zu tun hat, sondern einen eigenständigen Charakter im Sinne einer politikfeindlichen Rollenzuschreibung für Frauen besitzt (*Barnes* et al., 1979, 167–201; Jugendwerk der Deutschen Shell, 1983, 372, 379–382). Später wird gezeigt werden, daß dieser – allerdings dort sehr kleine Unterschied – auch bei der Wahlbeteiligung fortbesteht. Dennoch erlaubt der Vergleich zweier Shell-Jugendstudien aus den Jahren 1954 und 1984 eine Abschätzung des Ausmaßes, in dem sich das politische Interesse von jungen Frauen geändert hat. Im Durchschnitt ist, unter Nichtberücksichtigung der Frage der unterschiedlichen Zusammensetzung der Geschlechtergruppen nach Schulbildung, das politische Interesse männlicher Jugendlicher im Alter zwischen 15 und 24 Jahren um 6 Prozentpunkte, das der vergleichbaren Frauengruppe hingegen um 20 Prozentpunkte angestiegen. Während die Differenz in den drei Altersgruppen 15–17 Jahre, 18–20 Jahre und 21–24 Jahre zwischen Männern und Frauen 1954 jeweils 25, 28 und 37 Prozentpunkte betrug, haben sich die Werte 1984 auf 10, 14 und 14 Prozentpunkte verringert; im Alter von 24 Jahren beträgt der Unterschied 1984 sogar nur noch 7 Prozentpunkte (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1983, 372–373). Damit wird in der Bundesrepublik eine Situation des politischen »Geschlechterausgleichs« fast erreicht, die z. B. in den USA schon weit früher gang und gäbe war.

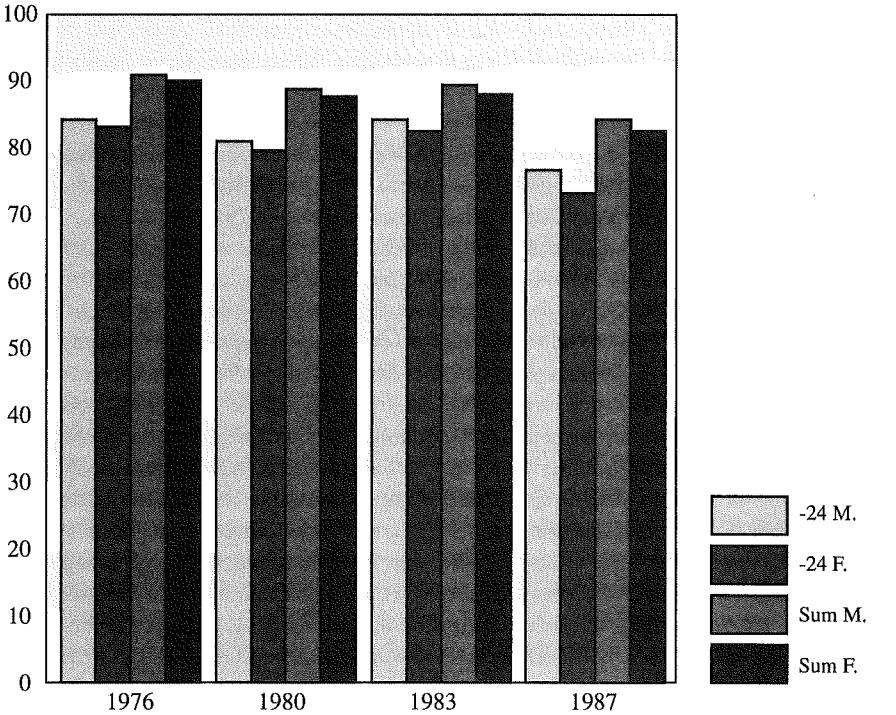
Insgesamt zeigt sich hinsichtlich des Interesses an Politik der Gesamtbevölkerung in den achtziger Jahren eine Stagnation auf hohem Niveau, bei ausgeprägtem Abfall bei den 18–24jährigen und einer leicht zurückgehenden Tendenz bei den 25-29jährigen. Noch ist es sicherlich zu früh, daraus inhaltliche Schlußfolgerungen zu ziehen. Dennoch könnten diese Zahlen, betrachtet man sie zusammen mit dem überdurchschnittlichen Rückgang der Wahlbeteiligung bei den Jungwählern, auf den gleich zurückgekommen wird, durchaus den Eindruck erwecken, daß die Bundesrepublik sich zur Zeit in einer Phase der politischen Demobilisierung befindet. Worauf diese eventuelle Demobilisierung zurückzuführen ist, darüber läßt sich auf der Grundlage des vorhandenen Datenmaterials vorerst nur spekulieren. Daß politische Skandale wie z. B. die Affären um die Parteispenden und den früheren schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Barschel sowie die anhaltende Arbeitslosigkeit hier eine Rolle gespielt haben, liegt jedoch auf der Hand.

Am Schluß dieses Abschnittes soll noch kurz auf die Entwicklung der Wahlbeteiligung eingegangen werden. Die Beteiligung an politischen Wahlen kann allgemein durchaus als ein konkreter Ausdruck des politischen Interesses angesehen werden, obgleich eine international vergleichende Untersuchung in sieben Ländern gezeigt hat, daß gerade die Wahlbeteiligungshöhe durch eine Reihe institutioneller (z. B. Wahlrecht) und anderer Einflußgrößen über Merkmale des einzelnen Bürgers hinaus mitbestimmt wird (*Verba* et al., 1978). Die Bundesrepublik gehört seit ihrer Entstehung zu den westlichen Demokratien (ohne Wahlpflicht) mit überdurchschnittlich hohen Wahlbeteiligungswerten (*Dittrich/Johansen*, 1983, 97), und empirische Untersuchungen haben vielfach belegt, daß dafür nicht zuletzt ein Gefühl der Verpflichtung der Bürger gegenüber dem neuen Demokratieversuch Bundesrepublik verantwortlich ist.

Hofmann-Göttig (1984, 34–90) hat in einer ausführlichen Untersuchung der Wahl-

Grafik 3: Wahlbeteiligung bei Bundestagswahlen nach Alter und Geschlecht

Prozent



Quelle: Statistisches Jahrbuch (1987, 90); ohne Briefwahl.
Statistisches Jahrbuch (1981, 86); ohne Briefwahl.

beteiligung und des Wahlverhaltens der Jungwähler (18–24 Jahre; sie setzen sich zusammen aus den Erstwählern – 18–20 Jahre – und den Zweitwählern – 21–24 Jahre) die Faktoren herausdestilliert, welche die Höhe der Wahlbeteiligung beeinflussen. Seine wesentlichen Befunde auf der Grundlage der Analyse von 79 Wahlen mit Hilfe der repräsentativen Wahlbezirksstatistik sind, daß die Jungwähler in ihrer Wahlbeteiligung stets mit einem Defizit von rund 6 Prozentpunkten unter dem Durchschnitt aller Wähler liegen. Die Wahlbeteiligungshöhe insgesamt folgt der Bedeutungshierarchie der unterschiedlichen politischen Ebenen ((1) Bundestagswahlen; (2) Landtagswahlen; (3) Kommunalwahlen; (4) Europawahlen). Das genannte Minus von ca. 6 Prozentpunkten der Jungwähler bleibt über vier Jahrzehnte und über alle Typen von Wahlen sehr konstant. Die obenstehende Grafik 3 enthält die entsprechenden Angaben für die vier letzten Bundestagswahlen und belegt noch einmal diesen Befund auch bezüglich der für *Hofmann-Göttig* nicht verfügbaren Bundestagswahl 1987.

Aus einer weiteren Untersuchung von *Hofmann-Götting* (1986) über das Frauenwahlrecht geht nun hervor (37), daß in den frühen Jahren der Bundesrepublik ein

Frauen-Wahlbeteiligungsdefizit von rund 3 Prozentpunkten bestand, das bis 1976 auf 0,8 Prozentpunkte absank und seither wieder leicht im Steigen begriffen ist, und zwar schwerpunktmäßig bei den Jungwählerinnen. Die Grafik 3 zeigt, daß sich dieses letztgenannte Defizit auch bei der Bundestagswahl 1987 eingestellt hat; in Großstädten beträgt es nun 2,8 Prozentpunkte, wobei sich im Vergleich der Bundestagswahlen 1983 und 1987 die Schere zwischen Männern und Frauen sogar noch weiter geöffnet hat; ähnliches gilt übrigens auch für die Frauen im Alter über 60 Jahre (*Bick*, 1987, 9–13). Worauf die abnehmende Mobilisierung junger und alter Frauen *politisch* zurückzuführen ist, kann nicht eindeutig festgestellt werden. Ergebnisse der Partizipationsforschung (*Barnes* et al., 1979; *Jennings/van Deth*, 1989) deuten allerdings darauf hin, daß es besonders die formal höher gebildeten Frauen sind, die der Institution »Wahl« zunehmend ihre Unterstützung entziehen. Man dürfte daher kaum fehl in der Annahme gehen, daß hier eine zunehmende Entfremdung dieser weiblichen Teilgruppe von der etablierten Politik zum Ausdruck kommt (siehe dazu auch den späteren Abschnitt über Wahlverhalten).
Insgesamt ist die Wahlbeteiligung ein sehr harter Indikator für politisches Interesse. Insofern können vom Durchschnitt abweichende Veränderungen in der Wahlbeteiligung, besonders wenn diese über längere Zeit auftreten, durchaus politische Signifikanz besitzen. Auf diesem Hintergrund gehört das strukturelle Mobilisierungsdefizit von alten und jungen Wählern allerdings zu den Standardbefunden der Partizipationsforschung, die eher soziologisch, im Sinne von politischer Enkulturation und Exkulturation, als politisch-inhaltlich erklärt werden müssen. Dafür spricht auch das Ergebnis der Analysen von *Hofmann-Göttig* (1984, 86–87) für die Jungwähler, der ausdrücklich feststellt, daß das Auftreten der Grünen auf der politischen Landkarte, die nachweislich besonders attraktiv für junge Wähler sind, keinesfalls zu einer Erhöhung der Jungwähler-Wahlbeteiligung geführt hat. Anders sieht das bei den Mobilisierungsrückständen vor allem der jungen Frauen aus. Hier wird man in Zukunft sorgfältig beachten müssen, wie die weitere Entwicklung verläuft und ob sich in der Tat die Vermutung einer zunehmenden politischen Entfremdung dieser Teilgruppe bestätigt.

2.2. Politische Werte und Wertewandel

Werte sind kollektive Vorstellungen vom gesellschaftlich Wünschenswerten. In diesem Sinne besitzen sie eine Integrationsfunktion für Einstellungen bis hin zur Ausbildung von kohärenten Überzeugungssystemen (Ideologien) und eine Steuerungsfunktion für individuelles Verhalten. Diese sehr kondensierte Darstellung des Wertkonzepts wird zwar der differenzierten Fachdiskussion über dieses Konzept nicht gerecht, reicht aber als Grundlage für die folgenden Überlegungen aus.
Werte als eine zentrale soziologisch-theoretische Kategorie spielen in der empirischen Soziologie der sechziger Jahre fast keine Rolle, und erst ein Aufsatz des Politikwissenschaftlers *Ronald Inglehart* aus dem Jahre 1971 tritt die Lawine der Wertforschung los, mit der es die zeitgenössische Sozialwissenschaft zu tun hat (vgl. *Herz* in diesem Band). *Ingleharts* These ist, kurz gesagt, daß sich die entwickelten westlichen Demokratien in einem tiefgreifenden Prozeß des Wertwandels befinden,

und zwar von materialistischen, auf Sicherheit und Wohlstand hin orientierten zu postmaterialistischen, auf Selbstverwirklichung und Beteiligung hin orientierten Werten. Keine These eines Sozialwissenschaftlers in den letzten zwei Dekaden hat eine vergleichbar intensive, heftige und kontroverse Diskussion ausgelöst, aber auch Forschungstätigkeiten aktiviert wie die von *Inglehart*. Es wäre daher unmöglich, den Forschungsstand hier auch nur annähernd vollständig darzustellen. Dies ist jedoch auch nicht nötig, weil es in diesem Abschnitt nicht nur um diese These gehen soll (siehe dazu den Beitrag von *Herz* in diesem Band), sondern allgemein um die Klärung der Frage, ob die Forschung tatsächlich einen nennenswerten Wandel von gesellschaftlichen Wertvorstellungen belegen kann, auf welche Inhalte dieser eventuelle Wandel sich bezieht und welche Gruppen der Gesellschaft ihn tragen.
Natürlich setzt eine empirisch abgesicherte Analyse dieser Art Zeitreihendaten voraus, die für eine hinreichend weit zurückliegende Periode, etwa bis zu Beginn der fünfziger Jahre, alles in allem kaum vorhanden sind. Dieses Problem wird auch durch die von den *Inglehart*schen Thesen angeregte Forschung nicht gelöst, denn diese Daten beginnen erst mit den späten sechziger Jahren. Allerdings hat sich *Meulemann* (1985) in einem Aufsatz der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, die Daten des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln und andere verfügbare Datenbestände auf empirische Evidenz für Ausmaß und Zeitpunkt eines eventuellen Wandels der gesellschaftlichen Wertvorstellungen hin zu überprüfen. Die Ergebnisse dieser Bemühungen faßt er wie folgt zusammen (400):

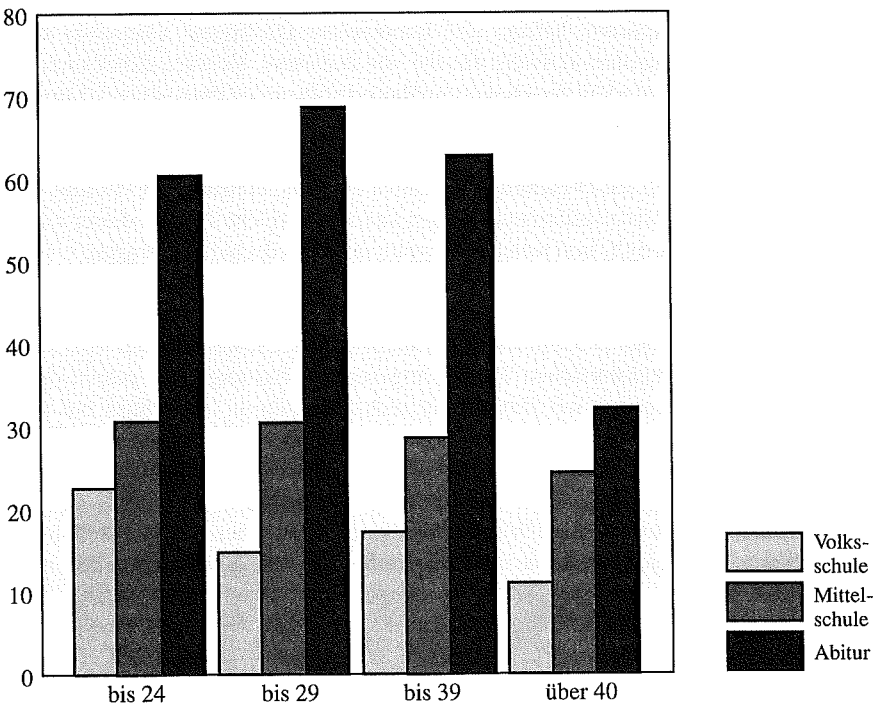
»In fast jeder der Zeitreihen ... kann man eine Periode relativer Konstanz zwischen 1950 und den frühen sechziger Jahren, einen akuten Wandel in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren und eine zweite Periode relativer Konstanz in den späten siebziger Jahren entdecken.«

Diese Periodisierung ergibt sich auch aus einer von *Allerbeck* 1976 veröffentlichten Sekundäranalyse ähnlicher Daten wie der von *Meulemann* verwendeten. Die *Allerbeck*sche Analyse arbeitet jedoch zusätzlich präzise jene Trägergruppe des Wandels heraus, die seither in allen entsprechenden Analysen wieder auftaucht: das junge Bildungsbürgertum. In *Allerbecks* Worten (65):

»Nachdem Alter bis etwa Mitte der sechziger Jahre als Determinante von politischem Verhalten keine Rolle spielte, nimmt seit Ende der 60er Jahre die Bedeutung von Alter als unabhängige Variable wesentlich zu. Die Umfragedaten erlauben die Eingrenzung des Bereichs, in dem diese Zunahme aufzufinden ist: in der Mittelschicht und oberen Mittelschicht.«

Nachdem diese Wandlungstendenzen empirisch zweifelsfrei belegt waren, setzte eine intensive Diskussion über deren Bedeutung ein. Im wesentlichen ging es um die Frage, ob diese Veränderungen generationeller, also dauerhafter Natur oder aber lebenszyklusabhängig, also nur vorübergehender Natur seien, und welche Rolle in diesem Wandlungsprozeß konkrete Ereignisse und Entwicklungen wie etwa die Ölkrisen in den siebziger Jahren, im Sinne von Periodeneffekten, spielen (zur Erläuterung dieser drei Effekte siehe *Fogt*, 1982, 26–37). Diese Diskussion ist keinesfalls abgesschlossen, wenn sich auch in bezug auf die *Inglehart*schen Wertty-

Grafik 4: % Postmaterialisten nach Alter und Schulbildung



pen die empirische Tendenz auf der Grundlage von echten Geburtskohortenanalysen langsam verfestigt, daß es sich tatsächlich um relativ dauerhafte Veränderungen als Generationeneffekt handelt (*Dalton*, 1988, 89). Dieses Bild bestätigt sich auch in einer Analyse einer Untersuchung bei einem repräsentativen Querschnitt von 1 843 Wahlberechtigten im Winter 1985/86, die im Rahmen des Teilprojekts »Wohlfahrtsansprüche« des Sonderforschungsbereichs 3 der Universitäten Frankfurt und Mannheim unter Leitung des Verfassers durchgeführt wurde.

Diese Analyse zeigt für die drei ausgewiesenen Altersgruppen bis 39 Jahre jeweils einen klaren Bildungseffekt und einen zu vernachlässigenden Alterseffekt. Das bedeutet, daß der Postmaterialismus inzwischen die Vierzigjährigen erreicht und bei den Jungen keine nennenswerten Einbrüche zu verzeichnen hat, wobei das durchschnittliche Postmaterialismusniveau von Personen mit Volksschulbildung über solche mit Mittelschulbildung bis hin zu Abitur und Hochschule um jeweils rund 20 Prozentpunkte zunimmt. Bedenkt man, daß die 1986 vierzigjährigen Befragten mit (mindestens) Abitur zwischen 1956 und 1964 die Schule besuchten und fast alle Befragten im Alter bis vierzig zu einem späteren Zeitpunkt ihren Schulbesuch absolvierten, so wird klar, daß diese Geburtskohorten im wesentlichen den *Fogt*schen Protest- und Alternativgenerationen angehören.

Entscheidende Unterschiede zwischen Männern und Frauen, über die Bildungsunterschiede hinaus, sind übrigens nicht festzustellen, sieht man einmal davon ab, daß Frauen in jeder Alters- und Bildungsgruppe mit Ausnahme der 18–24jährigen um ein geringes materialistischer eingestellt sind als Männer. Bemerkenswert ist die massive Abnahme der Postmaterialisten in allen Altersgruppen über 40 Jahre, ein weiterer Beleg für die *Inglehart*sche Beweisführung.

Eine Vielzahl von empirischen Analysen aus der letzten Dekade hat gezeigt, daß dieser Wertewandel auch politisch höchst folgenreich ist, und zwar sowohl bezüglich des Wahlverhaltens als auch bezüglich verschiedener Formen direkter politischer Beteiligung. Darauf wird in den folgenden Abschnitten zurückzukommen sein. Abschließend muß aber noch zumindest auf eine Schwäche des *Inglehart*schen Ansatzes zur Analyse des Wertwandels hingewiesen werden, die auch die politische Wertung dieser Veränderung stark beeinflußt. Seine frühe Konzeptualisierung des Wertewandels beruhte theoretisch u.a. auf der Annahme der Existenz einer Bedürfnishierarchie. Daraus ergab sich folgerichtig die Verwendung von Rangordnungsfragen. Damit wird nun methodisch zwingend eine inhaltliche Variante des Wertewandels ausgeschlossen, für die theoretisch wie empirisch inzwischen eine beachtliche Evidenz vorliegt: die Vermutung einer weitgehenden Synthese von materialistischen und postmaterialistischen Werten. *Helmut Klages* (1984), der in seinen Arbeiten schon sehr früh einer solchen Synthese das Wort geredet hat, versteht darunter, daß (165)

»die beiden Werte-Gruppen nicht mehr als unvereinbare Gegenkräfte in Erscheinung (treten), sondern als das, was sie in Wirklichkeit sind, als einander sinnvoll ergänzende Steuerungs- und Orientierungskräfte des menschlichen Handelns nämlich«.

Sollte sich die These der Wertsynthese in der zukünftigen Forschung überzeugend bestätigen lassen und sich dabei ergeben, daß – wie es schon jetzt den Anschein hat – große Teile der Bevölkerung eine solche Wertsynthese vorgenommen haben, so wäre dies z.B. für die politischen Parteien und ihre Programmatik höchst folgenreich. Auch sie müßten dann nämlich solche Synthesen vornehmen, eine Entwicklung, für die durchaus bereits Ansätze erkennbar sind. Eine andere Frage ist, ob die in der Frühphase des Auftretens neuer Werte etablierte politische Formation der Grünen durch diese Veränderung der Programmatik der Volksparteien ihre Wählerbasis einbüßen oder geschmälert sehen wird oder nicht. Zu dieser Frage wird der nächste Abschnitt über Wählerverhalten versuchen, erste Antworten zu geben.

2.3. Wählerverhalten

Wählerverhalten gehört zu den am besten erforschten Gebieten der Politischen Soziologie (*Kaase*, 1977; *Kaase/Klingemann*, 1983; *Klingemann/Kaase*, 1986). Diese Forschungen sind hoch institutionalisiert, z.B. über die Mannheimer Forschungsgruppe Wahlen e.V., die im Auftrag des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF) jeden Monat eine repräsentative Umfrage bei ca. 1000 Wahlberechtigten durchführt (das sogenannte »Politbarometer«) und darüber hinaus bei allen Bun-

destags- und Landtagswahlen am Wahlabend Hochrechnungen und Wahlanalysen im ZDF auf den Bildschirm bringt (ähnliche Aufgaben für die ersten und dritten Programme der ARD erfüllt das Infas-Institut in Bad Godesberg). Mehrere Analysen in diesem Beitrag beruhen auf diesen Erhebungen der Forschungsgruppe Wahlen e. V.

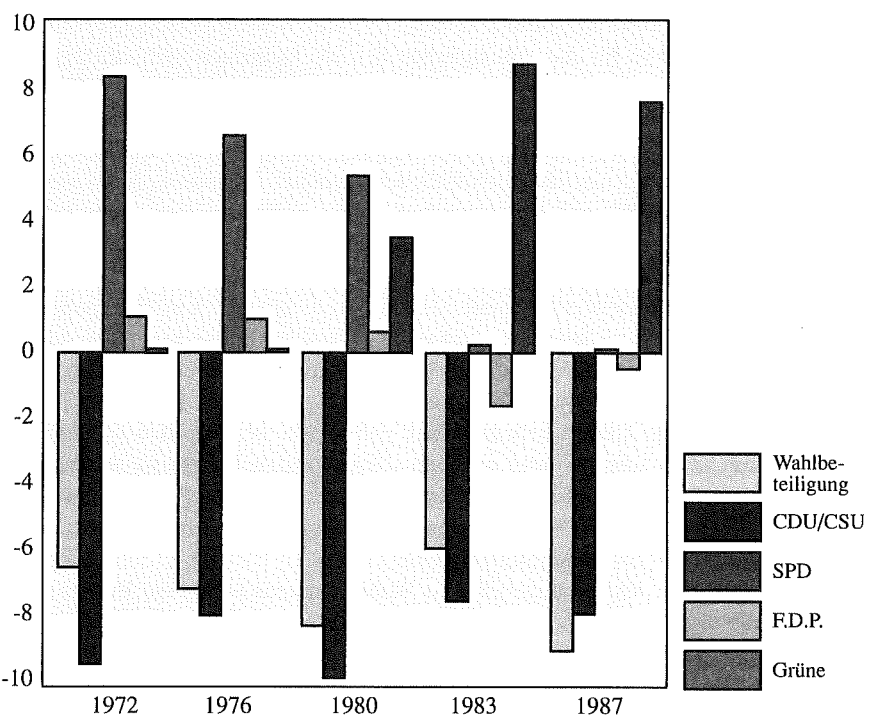
Neben den Repräsentativumfragen verfügt die Bundesrepublik, wie schon weiter vorne angemerkt, über eine Informationsquelle über Wählerverhalten nach Alter und Geschlecht, die es in keinem anderen Land der Welt gibt: die repräsentative Wahlbezirksstatistik, bei der in einer Stichprobe von Wahlbezirken die Wähler in mehreren Altersklassen und nach Geschlecht unterschiedlich farbige Stimmzettel erhalten und auf diese Weise mit hoher Zuverlässigkeit (allerdings ohne die Briefwähler, deren Stimmen ja zentral in den Wahlkreisen ausgezählt werden) das Wahlverhalten nach Alter und Geschlecht bestimmt werden kann. Ergebnisse dieser Wahlbezirksstatistik werden in diesem Abschnitt des Beitrages im Mittelpunkt stehen.

Betrachtet man die Ergebnisse der bis zur Bundestagswahl 1953 zurückreichenden Repräsentativstatistik, so bestätigt sich bis 1965 auch im Wahlverhalten der Jungwähler das Dictum aus der Untersuchung von *Schelsky* (1957) über die »skeptische Generation«, daß Unterschiede zwischen Jugend und Erwachsenen kaum vorgefunden wurden (siehe dazu auch *Hofmann-Göttig*, 1984, 120). 1969 ist das erste Bundestagswahljahr, wo das Jungwählerverhalten diesem Muster nicht mehr folgt, und 1972 markiert – man erinnere sich an die damals gleichsam zur Volksabstimmung stehende neue Ostpolitik und im Vorfeld das konstruktive Mißtrauensvotum gegen den Kanzler *Willy Brandt*, das dann überraschenderweise fehlschlug – eine geradezu erdrutschartige Verschiebung im Jungwählerverhalten zuungunsten der CDU/CSU. Diese Verschiebung hat, auf etwas abgeschwächtem Niveau, auch für alle nachfolgenden Bundestagswahlen Bestand.

Die Bundestagswahl 1980 stellt eine für das bundesdeutsche Parteiensystem außerordentlich bedeutsame Zäsur dar, denn bei dieser Wahl bewirbt sich erstmals die Partei der Grünen um den Eintritt in den Bundestag, scheitert dabei allerdings mit 1,5% der Zweitstimmen an der Fünf-Prozent-Klausel. Schon bei dieser Wahl erreichen die Grünen mit 4,8% bei den Jungwählern diese Grenze fast, um dann bei der Bundestagswahl 1983 5,6% der Zweitstimmen zu erhalten und damit den Sprung in den Bundestag zu schaffen. Bei dieser Wahl beträgt der Anteil der Grünen unter den Jungwählern schon knapp 14%, bei der Wahl 1987 15,5%, bei einem Gesamtergebnis für die Grünen von 8,3%.

Grafik 5 dokumentiert diese Entwicklung auch optisch in eindrucksvoller Weise. Bemerkenswert ist ferner die Gegenläufigkeit der Abweichungen zwischen SPD und den Grünen. Bei den Wahlen seit 1972 wählen die Jungwähler, mit Ausnahme von 1976, mehrheitlich links; zwischen SPD und Grünen wird jedoch mit deren Auftreten eine Art System kommunizierender Röhren erkennbar. In dem Maß, in dem der Jungwählervorsprung der SPD schwindet – 1983 und 1987 erhält die SPD in dieser Gruppe nur noch ein durchschnittliches Ergebnis –, nimmt der Vorsprung der Grünen in dieser Gruppe zu. Übrigens wählen 1987 erstmals mehr junge Frauen als Männer die Grünen.

Grafik 5: Wahlbeteiligung und Parteiwahl der 18-24jährigen: Abweichungen vom Durchschnitt



Quelle: Konrad-Adenauer-Stiftung, Wahlergebnisse in der BRD und in den Bundesländern, St. Augustin 1987 (Ergebnisse der repräsentativen Stimmbezirksstatistik)

Nur am Rand sei erwähnt, daß die Jungwähler die Grünen keinesfalls durchgängig in diesem Umfang wählen, sondern daß hier ein urbanes Milieu mit Dienstleistungscharakter einen entscheidenden Unterschied darstellt, und dies vor allem dann, wenn die Jugendlichen noch nicht fest beruflich und auch anderweitig integriert sind (*Bürklin*, 1986), wie z.B. in Universitätsstädten, die zusätzlich noch über ein unterstützendes Milieu vielfältiger Kommunikationsvernetzungen verfügen. In solchen Fällen erreichen die Grünen geradezu spektakuläre Werte bei den Jungwählern (*Bick*, 1987): in Freiburg 36,4% (98), in Darmstadt 28,1% (86), in Bremen 26,6% (84) und in München 25,1% (118). Dennoch darf nicht aus dem Auge verloren werden, daß SPD, CDU/CSU und FDP nach wie vor gemeinsam mehr als 80% der Jungwählerstimmen erhalten. Diese Aussage ist zu unterscheiden von der faktisch durchaus zutreffenden Feststellung, daß im Durchschnitt jeweils um die 60% der Wähler der Grünen jünger als 30 Jahre sind.

Diese Zahlen geben natürlich Anlaß zu der Frage, wie sich das deutsche Parteiensystem in Zukunft entwickeln wird. Da die Grünen erst seit 1980 im Parteiensystem eine Rolle spielen, ist die abgelaufene Zeit noch zu kurz, um eine verbindliche

Aussage darüber abzugeben, ob die beiden politischen Generationen des Protests und der Alternativität ihre in ihren formativen Jahren entwickelten Parteipräferenzen mehr oder weniger erhalten werden oder, lebenszyklisch bedingt, davon in größerem Umfang Abstand nehmen werden. Die Daten der repräsentativen Wahlbezirksstatistik weisen für die Altersgruppe der 25–34jährigen 1987 durchgängig höhere Werte als für die Jungwähler 1983 aus. Diese Quasi-Generation hat ihre Grünen-Präferenz also nicht nur erhalten, sondern aufgrund von Periodeneffekten sogar erhöht; selbst in den Altersgruppen von 35–44 Jahre erreichten die Grünen 1987 mit 9,6% noch ein überdurchschnittliches Ergebnis. So kann es nicht verwundern, daß *Pappi* (1989) auf der Grundlage einer differenzierten quantitativen Modellanalyse zu dem Ergebnis kommt, daß die CDU/CSU in nicht allzu ferner Zukunft als strukturelle Mehrheitspartei abgelöst werde.

Die Bundesrepublik stellt sich somit als ein Land dar, in dem sich politische Generationen mit ausgeprägten Unterschieden im Wahlverhalten gegenüberstehen. Eine ganze Reihe von Untersuchungen dokumentiert inzwischen, wie weit diese Unterschiede über Wahlverhalten hinausreichen (*Veen*, 1986a; 1986b; 1987). Ob damit ein intensiver Generationenkonflikt verbunden ist, wie *Noelle-Neumann* (1986) anzunehmen scheint, oder ob auch solche großen Unterschiede zwischen Generationen »vor Ort«, d.h. im Elternhaus, ohne gravierende Probleme bleiben, wie z.B. *Barnes* et al., (1979, 449–529) aufgrund von Eltern/Kind/Paar-Analysen behaupten, muß hier als Frage offen bleiben.

Ausgehend von der Analyse jugendlichen Wahlverhaltens ist für die Bundesrepublik zweifelsfrei belegt, daß sich seit 1972 gravierende Unterschiede zwischen den Generationen eingerichtet haben. Vieles spricht für die Vermutung, daß diese Unterschiede auch in dieser Schärfe vorerst bleiben werden, ein Sachverhalt, der zu interessanten Spekulationen über zukünftige Politik in der Bundesrepublik Anlaß zu geben vermag. Dieser Entwicklung sollte allerdings über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus keine Naturgesetzlichkeit zugebilligt werden. So hat z.B. *Norpoth* (1987) für die USA gezeigt, daß die Republikaner – als konservative Partei – bei den jungen Amerikanern die Demokraten als Partei ihrer Wahl deutlich überholt haben.

Eine Entwicklung, die in den USA in den sechziger Jahren abgelaufen ist, scheint übrigens inzwischen die Bundesrepublik erreicht zu haben, ohne daß die Grünen als echte neue Politikoption diesen Prozeß hätten verhindern können. Ganz offensichtlich wendet sich die Bevölkerung der Bundesrepublik, und auch hier spielen die Jungen eine Vorreiterrolle, zunehmend von den politischen Parteien ab. Der Prozentsatz derjenigen, die auf eine entsprechende Frage angeben, sie neigten keiner der politischen Parteien zu, liegt inzwischen bei den Jungwählern um die 35%, beim Durchschnitt der Wahlberechtigten um die 25%; das sind in beiden Fällen Zunahmen im Vergleich zu 1975 von etwa 10 Prozentpunkten, mit nach oben zeigendem Trend. (Die Daten entstammen den monatlichen Politbarometerbefragungen der Forschungsgruppe Wahlen e.V. in Mannheim). Hier spielt die formale Schulbildung übrigens eine eher überraschende Rolle. Es sind nämlich jeweils die weniger Ausgebildeten, die eine deutlich geringere Neigung ausdrücken, sich mit einer politischen Partei zu identifizieren, als die besser Ausgebildeten.

Eine interessante Frage ist, ob sich in dieser Entwicklung nur eine Enttäuschung von den Parteien ausdrückt, oder ob möglicherweise sogar erste Anzeichen für eine Abwendung vom demokratischen Prozeß zu erkennen sind. Dieser Frage wird kurz im folgenden Abschnitt nachgegangen.

2.4. Direkte politische Beteiligung und Legitimität

Heute zählen direkte unkonventionelle und z.T. sogar illegale Formen politischer Beteiligung zum normalen Bild von Politik in den westlichen Demokratien (zum Begriff und zur Sache siehe *Kaase*, 1987a). Das war nicht immer so, und die mehrfach zitierte international vergleichende Untersuchung in fünf Ländern von *Barnes* et al. (1979) hat belegt, daß auch die Ausweitung des politischen Repertoires, ähnlich wie der Wertwandel, seinen entscheidenden Ausgangspunkt in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre hatte. Eine Replikation dieser Untersuchung in drei Ländern zu Beginn der achtziger Jahre (*Jennings/van Deth*, 1989; für die Bundesrepublik siehe *Kaase*, 1989; ferner *Uehlinger*, 1988) hat diese Ergebnisse in ihrem Grundmuster umfassend bestätigt.
Wichtig ist dabei unter jugendsoziologischem Blickwinkel eine Unterscheidung in *Einstellungen* gegenüber direkten Formen der politischen Beteiligung und in *tatsächliches Verhalten*. Für letzteres ist zu beachten, daß gerade direkte politische Beteiligung fast nie eine nur einzelne Personen betreffende Tätigkeit ist, sondern in der Regel als Ergebnis eines komplizierten Mobilisierungsprozesses zustande kommt. Während einerseits so das bekannte Grundmuster einer grundsätzlich höheren Verfügbarkeit von jungen Menschen für solche Aktionen nicht etwa außer Kraft gesetzt wird, zeigt sich doch, daß je nach den konkreten Problemen und Mobilisierungsumständen für eine Aktion sehr wohl auch nicht mehr dem Jugendlichenstatus zurechenbare Personen partizipieren, bis hin zu den altenzentrierten Aktionen der »grauen Panther«. Die Korrelation zwischen Jugend und direkter politischer Beteiligung ist zwar immer positiv (als Ausdruck dieser erhöhten Wahrscheinlichkeit der Teilnahme), aber eben wesentlich geringer als die Korrelation zwischen Jugend und positiven *Einstellungen* bzw. *Bereitschaft* zu direkten Formen der politischen Beteiligung (*Kaase*, 1989). Dennoch läßt sich auch in diesem jungendzentrierten Bereich ein Diffusionsprozeß auf Ältere beobachten, den *Barnes* et al. (1979) als Ausweitung des politischen Aktionsrepertoires bezeichnet haben (siehe dazu auch *Kaase*, 1987b, 122–127).
Der Schwerpunkt dieser Ausweitung liegt allerdings eindeutig beim jungen bis mittelalten Bildungsbürgertum. Insofern kann es natürlich nicht überraschen, daß Postmaterialismus, direkte politische Aktionen und Affinität zur Partei der Grünen in der Bundesrepublik in ein unauflösbares Syndrom verschmolzen sind. Die Frage der möglichen politischen Signifikanz dieser Entwicklung wurde ja schon weiter vorne gestellt und weitgehend unbeantwortet gelassen. Für den Spezialaspekt der Zukunft der Demokratie als politische Ordnungsform in der Bundesrepublik kann auf erste Befunde zurückgegriffen werden, die zu einer gewissen Skepsis Anlaß geben. *Fuchs* (1989) hat in seiner Dissertation die Zufriedenheit mit der bundesdeutschen Demokratie bei in Anlehnung an *Inglehart* (1971) gebildeten reinen

Werttypen nach ideologischem Standpunkt (links oder rechts) längsschnittlich untersucht. Er stellt dabei für die linken Postmaterialisten seit 1982 als einzige der vier Gruppen ein kontinuierlich abnehmendes Legitimitätseinverständnis mit der Demokratie in der Bundesrepublik fest, das er auf den spezifischen politischen Problemhaushalt der achtziger Jahre (Umwelt, Kernenergie, Volkszählung, Parteiaffären, usw.), den Regierungswechsel 1982 zu einer konservativ geführten Bundesregierung sowie auf die spezifische Art des Regierungswechsels 1982 (Koalitionswechsel der F.D.P.) zurückführt. Vieles spricht für die Plausibilität dieser Vermutungen, wenn sie auch in einem präzisen Sinne nicht zu beweisen sind. In diesen Zusammenhang ist übrigens auch die Problematik der politischen Gewalt einzubetten. Die Auseinandersetzung mit dieser Frage erweist sich als ständige Zerreißprobe für die Grünen als Partei; die *relativ* höhere Gewaltaffinität der Wähler der Grünen – und das ist, wie schon mehrfach gesagt, schwerpunktmäßig das Bildungsbürgertum bis zum Alter von etwa 40 Jahren – ist empirisch eindeutig nachgewiesen (*Kaase*, 1987c).

3. Fazit

Die Jugendsoziologie hat sich nur in Ausnahmefällen der Frage nach dem Verhältnis zwischen Jugend und Politik angenommen. Das ist kein Zufall, denn Politik, wie eingangs ausgeführt, ist für die Bevölkerung insgesamt wie auch für die Jugend nach wie vor relativ zu anderen Lebensbereichen ein peripheres Thema, wogegen auch nicht der Befund der zunehmenden Politisierung der Bevölkerung, von dem ebenfalls die Rede war, spricht. Insofern folgt die Jugendsoziologie gesellschaftlichen Prioritäten, ist dann allerdings gefordert und bisher in der Regel überfordert, wenn es um die Erklärung jugendzentrierter politischer Konflikte geht, die sich unangenehmerweise häufig unangemeldet einstellen.

Wenn es dennoch möglich war, die politischen Befindlichkeiten, Orientierungen und Verhaltensweisen Jugendlicher mit einem hohen Maß an Zuverlässigkeit für die Gesamtgruppe zu beschreiben, so ist dies wesentlich auf die politisch-soziologische Forschung und darunter vor allem auf die Empirische Wahlforschung zurückzuführen, deren Datenbestände Jugendliche ab 18 Jahren wegen deren Wahlberechtigung stets einschließen. Politische Jugendsoziologie gleichsam als Abfallprodukt hat, auch darauf wurde eingangs hingewisen, natürlich den Nachteil, daß so eine theoretisch differenzierte Bestimmung von Jugend nicht möglich ist.

In diesem Rahmen konnte gezeigt werden, daß auf dem Hintergrund einer allgemeinen Politisierung der Gesellschaft seit Anfang der sechziger Jahre Jugend sich in zwei – vielleicht aber auch nur eine – politische Generation formiert hat, die sich anschickt, im Zuge des generationellen Austauschs die durch Krieg, Nachkriegszeit und Wiederaufbau geprägten Generationen eines ganz anderen politischen Zuschnitts zu ersetzen. Dabei ist zu beachten, daß dieser Prozeß durch die numerische Stärke der Babyboom Kohorten verschärft und beschleunigt wird. Bemerkenswerterweise ist nicht zu erkennen, daß wirtschaftliche Probleme die Neigung der Jung- und Erstwähler, sich der »neuen« Politik zu öffnen, entscheidend gebrochen

haben. Dafür dürften allerdings ausschlaggebend sein einmal der hohe Anteil an Personen mit Hochschulreife (bis 30% einer Geburtskohorte) in den jungen Geburtskohorten und zum anderen die Tatsache, daß vor allem Angehörige der Protestgeneration inzwischen in gesellschaftliche und politische Elitepositionen hineingewachsen sind, welche die Unterstützung postmaterialistischer politischer Wertpositionen in der Bundesrepublik auf Dauer stellen.

Der Verweis auf die Situation in den USA hat zwar gezeigt, daß für diese Politikpositionen Jugend keine selbstverständliche Stütze ist. Die in diesem Beitrag dargestellten Befunde der Forschung machen allerdings eine ähnliche Entwicklung in der Bundesrepublik nicht sehr wahrscheinlich. Offen bleiben muß die Beantwortung der Frage, ob die sich in den verschiedenen Daten übereinstimmend andeutenden Tendenzen zunehmender politischer Entfremdung von Jugendlichen nur ein Merkmal bestimmter Geburtskohorten sind, dort im generationellen Prozeß möglicherweise gebrochen werden, oder ob sich ähnliche Befunde auch bei den demnächst in den ins Elektorat eintretenden Geburtskohorten einstellen werden.

Literatur

Allerbeck, K.R.: Demokratisierung und sozialer Wandel in der Bundesrepublik Deutschland. Sekundäranalyse von Umfragedaten 1953–1974. Opladen 1976 – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München/Zürich 1985 – *Barnes, S.H., Kaase, M.,* et al.: Political Action. Mass Participation in Five Western Democracies. Beverly Hills 1979 – *Bick, W.,* Hg: Kommunale Wahlstatistiken nach Alter und Geschlecht. Bundestagswahlen 1987 und 1983. Arbeitsheft 8 des Ausschusses Wahlforschung im Verband deutscher Städtestatistiker. Duisburg 1987 – *Bürklin, W. P.:* »Die Grünen: Versuchung junger Menschen oder Etablierungsprobleme der neuen Bildungsklasse«. Jungwähler – Wem gehört die Zukunft? Hg. *R. von Voss, K. Friedrich.* Stuttgart 1986, 145–177 – *Dalton, R.J.:* Citizen Politics in Western Democracies. Public Opinion and Political Parties in the United States, Great Britain, West Germany and France. Chatham 1988 – *Dittrich, K., Johansen, L.N.:* »Voting Turnout in Europe, 1945–1978: Myths and Realities«. Western European Party Systems. Continuity and Change. Hg. *H. Daalder, P. Mair.* London 1983, 95–114 – *Fogt, H.:* Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell. Opladen 1982 – *Fuchs, D.:* Die Unterstützung des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 1989 – *Glatzer, W.:* »Zufriedenheitsunterschiede zwischen Lebensbereichen«. Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden. Hg. *W. Glatzer, W. Zapf.* Frankfurt/New York 1984, 192–205 – *Hofmann-Göttig, J.:* Die jungen Wähler. Frankfurt/New York 1984 – *Hofmann-Göttig, J.:* Emanzipation mit dem Stimmzettel. 70 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. Bonn 1986 – *Inglehart, R.:* »The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-Industrial Societies«. American Political Science Review. 65. Jg. 1971, 991–1017 – *Jennings, M.K.:* »Residues of a Movement: The Aging of the American Protest Generation«. American Political Science Review. 81. Jg. 1987, 367–382 – *Jennings, M.K., van Deth, J.,* Hg: Continuities in Political Action: A Longitudinal Study of Political Orientations in Three Western Democracies. Berlin 1989 (im Druck) – *Kaase, M.,* Hg: Wahlsoziologie heute. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1976. Politische Vierteljahresschrift. 18. Jg. Heft 2/3. Opladen 1977 – *Kaase, M.:* »Mass Participation«. Continuities in Political Action: A Longitudinal Study of Political Orientations in Three Western Democracies. Hg. *M.K. Jennings, J. van Deth.* Berlin 1989 (im Druck) – *Kaase, M.:* »Vergleichende Partizipationsforschung«. Vergleichende Politikwissenschaft. Hg. *D. Berg-Schlosser, F. Müller-Rommel.* Opladen 1987a, 135–150 – *Kaase, M.:* »Jugend und Politik«. Die Jugend. Hg. *H.* u. *H. Reimann.* Opladen 1987b, 112–139 – *Kaase, M.:* Politisch motivierte Gewaltanwendung junger Menschen in der Bundesrepublik Deutsch-

land. Gutachten für das Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. Mannheim 1987c (als Manuskript vervielfältigt) – *Kaase, M., Klingemann, H.-D.,* Hg: Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980. Opladen 1983 – *Klages, H.:* Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen. Frankfurt/New York 1984 – *Klingemann, H.-D., Kaase, M.,* Hg: Wahlen und politischer Prozeß. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1983. Opladen 1986 – *Lübbe, H.:* »Protest und Verweigerung. Ursachen und politische Konsequenzen«. Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. 27. Jg. 1982, 95–114 – *Luhmann, N.:* Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat. München 1981 – *Mannheim, K.:* »Das Problem der Generationen«. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie. 7. Jg. 1928, 157–185, 309–330 – *Meulemann, H.:* »Wertewandel in der Bundesrepublik zwischen 1950 und 1980: Versuch einer zusammenfassenden Deutung vorliegender Zeitreihen«. Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertewandel. Folgen für das politische Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. *D. Oberndörfer, H. Rattinger, K. Schmitt.* Berlin 1985, 391–411 – *Neidhardt, F.:* »Forschung über Meinungsforschung«. ZA-Information. Nummer 21. Köln 1987, 18–28 – *Noelle-Neumann, E., Piel, E.,* Hg: Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978–1983. Band VIII. München/New York/London/Paris 1983a – *Noelle-Neumann, E., Piel, E.,* Hg: Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953–1979. München/New York/London/Paris 1983b – *Noelle-Neumann, E.:* »Die deutsche Generationskluft und die politische Orientierung der Jugend«. Die Jungwähler. Was sie denken und was sie entscheiden. Hg. *R. von Voss, K. Friedrich.* Stuttgart 1986, 125–144 – *Norpoth, H.:* »Under Way and Here to Stay. Party Realignment in the 1980s?« Public Opinion Quarterly. 51. Jg. 1987, 376–391 – *Pappi, F. U.:* »Social Structure and Party Choice in the Federal Republic of Germany since the 1960's«. Electoral Change. Hg. *M. N. Franklin, T. T. Mackie, H. Valen.* 1989 (im Druck) – *Schelsky, H.:* Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf/Köln 1957 – *Scheuch, E. K.:* »Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenziertheit der Jugend in heutigen Industriegesellschaften«. Jugend in der Gesellschaft. Ein Symposium. München 1975, 54–78 – Jugendwerk der Deutschen Shell: Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. Band 3. Opladen 1983 – *Uehlinger, H.-M.:* Politische Partizipation in der Bundesrepublik. Opladen 1988 – *Veen, H.-J.:* »Die neue Spontaneität – Empirische Ergebnisse zur Erosion des institutionellen Bewußtseins bei Jüngeren.« Wahrheit statt Mehrheit? An den Grenzen der parlamentarischen Mehrheitsdemokratie. Hg. *H. Oberreuter.* München 1986a, 105–123 – *Veen, H.-J.:* »Lebensperspektiven, Arbeitsorientierungen und politische Kultur Jugendlicher in der Mitte der 80er Jahre«. Was sie denken und was sie entscheiden. Hg. *R. von Voss, K. Friedrich.* Stuttgart 1986b, 35–72 – *Veen, H.-J.:* »Die Anhänger der GRÜNEN – Ausprägungen einer neuen linken Milieupartei«. Die Grünen auf dem Prüfstand. Analyse einer Partei. Hg. *M. Langner.* Bergisch-Gladbach 1987, 60–127 – *Verba, S., Nie, N. H.:* Participation in America. New York 1972 – *Verba, S., Nie, N. H., Kim, J.-on:* Participation and Political Equality. Cambridge 1978.

Rosemarie Nave-Herz

Jugendsprache

1. Vorbemerkung: Zum Begriff »Jugendsprache«

Das Wort »Jugendsprache« könnte zu der Vorstellung verleiten, daß die Jugendlichen eine Sprache gebrauchen würden, die erhebliche Differenzen zur Standardsprache aufweist. Aber sie unterscheidet sich von der der Erwachsenen kaum durch ihre Syntax, sondern überwiegend durch ihren Wortschatz und dadurch, daß sie – stärker als die Sprache der Erwachsenen – sich nicht nur aus bestimmten semantischen Elementen zusammensetzt (*Weber*, 1984, 81 und 118; *Braun*, 1987, 52ff.; *Hille* et al., 1984, 103). Die parasprachlichen Mitteilungen sind innerhalb der Jugendsprache von besonderer kommunikativer Bedeutung und beziehen sich sowohl auf die das Sprechen begleitenden Artikulationen (z. B. Tonfall, Lautstärke, Sprechpausen), als auch auf die Gestik, die Körperhaltung, den Gesichtsausdruck, Gang und Handbewegung (*Pörksen*, 1984, 46; *Hille* et al., 1984, 101).
Im folgenden soll deshalb mit dem Wort »Jugendsprache« nicht nur der sprachliche Ausdruck, sondern das gesamte Sprachverhalten bestimmter Altersgruppen benannt werden.
Eine genaue altersmäßige Angabe, ab wann Kinder die jugendliche Sprechweise übernehmen, ist nicht möglich. Nach *Henne* erlernen sie ab dem 12. Lebensjahr über mehrere Jahre hinweg einen individuell unterschiedlich großen aktiven und passiven Wortschatz. Auch die obere Altersgrenze ist fließend (vgl. zum Sprachverhalten von Studenten *Casper/Kämper-Jensen*, 1985, 200ff.; *Hinrichs*, 1983/84, 404ff.; von Discobesuchern *Braun*, 1987, 52ff.).
Die Jugendsprache ist ferner eine Sondersprache, wie die vielen Berufs- und Fachsprachen, die Sportsprache u. a. m. Diese entstehen aus der Notwendigkeit, einen differenzierteren Wortschatz für die Kommunikationsprozesse in spezifischen gesellschaftlichen Bereichen zur Verfügung zu haben; sie üben aber zumeist gleichzeitig eine Distanzierungsfunktion zu anderen Bevölkerungsgruppen aus.
Auf die Funktionen der Jugendsprache soll in diesem Beitrag insbesondere eingegangen werden, nachdem abrißartig die Anfänge der Jugendsprache in Deutschland skizziert und ebenfalls unter historischer Perspektive die semantischen Besonderheiten der Jugendsprache beschrieben wurden.

2. Jugendsprache in historischer Perspektive

Durch die Veröffentlichungen von verschiedenen jugendsprachlichen Wörterbüchern in den letzten Jahren (*Küpper*, 1972; *Müller-Thurau*, 1983; *Rittendorf* et al., 1983; *Hoppe*, 1984) könnte der Eindruck erweckt worden sein, als wenn es sich bei der Jugendsprache um ein neues Sprachphänomen handele. Damit würde man jedoch die Geschichte ihrer Existenz verkürzen.

Die Ausdifferenzierung der Jugendsprache beginnt in Deutschland mit dem »Sturm und Drang«, »in einer Epoche, in der man Kindheit und Jugend als Eigenbereich entdeckt und von der Erwachsenenwelt absetzt, den Generationskonflikt als ›natürlich‹ definiert und Jugend zum Fetisch zu machen beginnt« (*Pörksen*, 1984, 21). Sogar Wörterbücher über die Jugendsprache gibt es bereits seit dem 18. Jahrhundert (vgl. die Angaben in: *Götze*, 1928, 1; *Objartel*, 1984, 32ff. und 62ff.; *Henne/Objartel*, Bd. 2–4, 1984). Aus ihnen ist zu entnehmen, daß die Jugendsprache des 17. bis 19. Jahrhunderts die der Schüler und Studenten war (*Kluge*, 1895, 102ff.; *Henne/Objartel*, 1984, 2; *Kämper-Jensen*, 1984, 73ff.).

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde sie – nach *Eilenberger* (1910, 5) – durch die »Pennälersprache« repräsentiert, die »fast ganz unter den Einfluß der Studentensprache« geriet, weil die Schüler die Lebensweise und damit auch die Sprachgewohnheiten der Studenten nachahmten (vgl. auch *Stave*, 1960, 12). Damit wäre die Jugendsprache in jener Zeit allein eine standes- und geschlechtsspezifische (d.h. männliche) Sondersprache gewesen. Zu fragen wäre jedoch, ob die vorhandenen wissenschaftlichen Analysen über eine Gruppe von Jugendlichen die damalige soziale Realität nicht verzerrt wiedergeben. Denn nur weil bisher noch keine wissenschaftlichen Sprachuntersuchungen über andere Jugendgruppen (z.B. der unteren sozialen Schichten, der Burschenschaften auf dem Dorf, der Mädchen u.a.) vorliegen, wird unzulässigerweise gefolgert, daß diese keine eigene Jugendsprache besessen hätten.

Auch für die Gegenwart gilt nämlich, daß die Jugendlichen keine einheitliche Gruppe darstellen und sich einzelne Jugendgruppierungen in ihrem Verhalten und damit gerade auch im Sprechen voneinander unterscheiden. So gibt es zwar eine allgemein gebräuchliche Jugendsprache, aber gleichzeitig regionale, schichten- und gruppenspezifische Variationen.

Unter welchen Bedingungen und durch welche Faktoren sich Veränderungen innerhalb der Jugendsprache durchsetzen, ist wissenschaftlich bisher nicht belegt worden. *Pörksen* vermutet, daß Schriftsteller, z.B. Heinrich Mann im expressionistischen Jahrzehnt und Hermann Hesse in den 60er Jahren, »Wortführer« waren (1984, 21). Andere Autoren verweisen auf das Wechselspiel zwischen Massenmedien (Filmen, Comics, Werbung) und Jugendsprache (*Bausinger*, 1987, 172; *Henne*, 1981, 374) oder zwischen dem Vokabular der Drogenszene und der heutigen jugendlichen Sprechweise (*David*, 1987, 56ff.). Doch wird vermutlich bei der Durchsetzung neuer Variationen der Jugendsprache indirekt oder sogar direkt Machtbeziehungen innerhalb und zwischen Jugendgruppen auch eine bedeutende Rolle zukommen.

3. Sozio-linguistische Kennzeichnung der Jugendsprache

David (1987) hat einen Vergleich der Jugendsprache in Deutschland zwischen drei verschiedenen Zeitabschnitten anhand von Wörtersammlungen durchgeführt. Der erste Zeitabschnitt bezieht sich auf das 17. Jahrhundert bis etwa 1930, der zweite auf die 50er Jahre bis etwa 1972 und der dritte auf das Jahr 1983. Die untersuchten

Zeitabschnitte sind unterschiedlich lang, da sich die benutzten Wörtersammlungen ebenfalls auf verschieden lange Zeiträume beziehen. Es wurde der Wortschatz von insgesamt sechs Wörtersammlungen (je zwei pro Zeitabschnitt) ausgezählt (1987, 12).

Die Autorin zeigt, daß z.B. in der Wörtersammlung von *Kluge* (1895) viele unterschiedliche Bezeichnungen für Personen enthalten sind, mit denen im untersuchten Zeitabschnitt Jugendliche bzw. Studenten leicht in Konflikt gerieten: mit den Ladendienern, den Kellnern und Kneipenwirten, mit den Offizieren, Professoren, Bürgern, Geldverleihern (*David*, 1987, 13). *Kluge* selbst betont, daß »die Nomenklatur des Zechens« im Mittelpunkt der Studentensprache gestanden hätte (1895, 21). Auch die Unterschiede in der eigenen Gruppe wurden sprachlich differenziert und damit bewußt betont, indem z.B. die Studenten nach der Dauer ihrer Universitätszugehörigkeit unterschiedlich benannt wurden (vgl. *Kluge*, 1895, 9ff.), was mit den damaligen hierarchischen Bräuchen des Verbindungswesens zusammenhing.

Dagegen ist der Wortschatz im zweiten Zeitabschnitt nach *David* (1987, 18ff.), vor allem im Hinblick auf das Geschlecht, auf die Freizeit- und Konsuminteressen, insbesondere in bezug auf den Motorrad-, Musik- und Bekleidungsbereich, differenzierter (vgl. hierzu auch *Welter*, 1961, 7–9). Darüber hinaus weist *Stave* (1960, 12) darauf hin, daß es in der Jugendsprache der 50er Jahre z.B. für »Sitzenbleiben« mindestens ein Dutzend Bezeichnungen gab, und daß für die Beschreibung geistiger Leistungs-(un)fähigkeit neue Bezeichnungen geprägt wurden, z.B. »Schlußlicht« für Klassenletzter, »Wackelkontakt« für mangelndes Auffassungsvermögen, »Mattscheibe« für Begriffstutzigkeit u.a.m. Beide Abhandlungen bestätigen also auch für die Jugendsprache die bekannte These, daß der Wortschatz für einen Lebensbereich um so differenzierter, je wichtiger dieser für den diesbezüglichen Bevölkerungsteil ist. Daraus ließe sich der Umkehrschluß ableiten, nämlich daß aus der jeweiligen historischen Variante der Jugendsprache ablesbar ist, was in jener historischen Epoche für die Jugend von Bedeutung war.

Über den dritten Zeitabschnitt, von Mitte der 70er Jahre bis zur Gegenwart, gibt es neben der Arbeit von *David* eine Reihe von weiteren sozio-linguistischen Untersuchungen. Sie zeigen übereinstimmend, daß für die heutige Form der Jugensprache vor allem der Gebrauch verstärkender Adjektive und Adverbien bzw. von Verstärkungspartikeln charakteristisch ist: »unheimlich«, »wahnsinnig«, »ätzend«, »irre«, »mächtig«, »riesig«, »sagenhaft«, »spitzenmäßig«, »stark«, »bombig«, »super«, »tierisch«, »toll«, »total«, »unwahrscheinlich«, »voll«, »echt«, (vgl. z.B. *Brenner*, 1983, 50; *Hille* et al., 1984, 102; *Pörksen*, 1984, 17). Weiterhin ist die Übernahme von Wörtern aus bestimmten Lebensbereichen in andere üblich, so vor allem auch aus den von Erwachsenen tabuisierten (*Weber*, 1984, 118; *Hartig*, 1986, 222). Als Beispiel wird in diesem Zusammenhang von einigen Autoren auf das von Jugendlichen häufig gebrauchte Wort »geil« verwiesen (*Brenner*, 1983, 48ff.; *Pörksen*, 1984, 17).

Die heutige Jugendsprache besteht ferner aus einem Wortschatz der Selbstbefindlichkeit, »der mehr emotionalen Gestimmtheit als der rationalen Reflexion, der über spontan sich bildende Einstellung für oder gegen etwas Auskunft gibt. Wichtig

ist lexikalisch vor allem anderen das Ich, das Subjekt, das ständig wertet, das ohne (langes) Nachdenken zustimmt oder ablehnt, jubelt oder trauert, innerlich Ja sagt oder innerlich Nein sagt. Es sind Angehörige einer Generation, die den Älteren gerne deren Vorurteile vorhält« (*Hille* et al., 1984, 101).

Beim Gebrauch der Jugendsprache geht es ferner allgemein nicht so sehr um Denotationen, um kontext- und situationsunabhängige kognitive Benennungen, sondern um Konnotationen, um kontext- und situationsabhängige emotive Zugriffe (*Braun*, 1987, 52ff.). Die Syntax der Standardsprache wird – wie einleitend bereits erwähnt – dagegen kaum verändert (*Braun*, 1987, 52ff.; *Hille* et al., 1984, 103).

Ferner besaß die Jugendsprache schon immer einen »internationalen Flair«. Die Studenten des vorigen Jahrhunderts entlehnten sich hierzu Wörter aus der griechischen und vor allem aus der lateinischen Sprache (*Götze*, 1928, 11ff.). Sie wollten »semper lustig« und »nunquam traurig« sein, genossen gern »ein Glas sans Philister«, auch wenn sie kein »Moos« hatten (*Eilenberger* zitiert in *David*, 1987, 52; *Henne/Objartel*, 1984, 3). Jugendliche der 60er und 70er Jahre übernahmen englische und amerikanische Wörter und sprachen von »sit-in« oder von »go-in« usw., von »Feten« und begrüßten sich mit »chiao«, die der 80er reden von »no future« (*Hartig*, 1986, 221). Fremdsprachen, aber auch Fach- und Gruppensprachen, haben die Jugendsprache zu allen Zeiten beeinflußt. Vor allem in den 60er Jahren gab es aus der Psychoanalyse und der Soziologie geradezu »Entlehnungsschübe«, wie es *Pörksen* nennt (1984, 25).

Bei allen diesbezüglichen sozio-linguistischen Analysen sind erhebungsmethodische Unzulänglichkeiten anzumerken: die Autoren und Autorinnen gehen nicht auf die Selektion ihrer Informanten ein, und differenzieren damit nicht nach Bildungsniveau, Regionalität u. a. m. der jugendlichen Sprecher. Weiterhin erfassen sie neben den qualitativen Besonderheiten der Jugendsprache nicht exakt die Wortfrequenzen. Nur Schätzungen werden vorgenommen, so wenn z. B. von *Müller-Thurau* (1983) betont wird, daß das Wort »echt« zweifellos in der Worthäufigkeitsrangliste weit oben stände und »unheimlich« ein »recht häufig gebrauchtes Wort« wäre. Ferner geht aus seiner Analyse – wie auch aus anderen – nicht hervor, in welchem qualitativen Verhältnis die jugendlichen Ausdrücke zu den gemeinsprachlichen benutzt werden und wie hoch ihr quantitativer Anteil am Gesamtwortschatz des Jugendlichen ist (zur Kritik vgl. *Willenberg*, 1983/84, 374ff.). Durch derartige Erhebungen würden aber erst die Differenzen im Sprachgebrauch zwischen den Jugendlichen überhaupt offenbar und könnten genauere sozial relevante Unterschiede erfaßt werden, z. B. im Hinblick auf ihr Alter, das Geschlecht, die Regionalität, die Größe des Wohnorts, des sozialen Status der Eltern, der informellen und formellen Mitgliedschaft.

Andere Autoren analysieren nicht die gesprochene Sprache der Jugendlichen selbst, sondern untersuchen die Jugendsprache auf der Grundlage literarischer Texte, die in jugendlicher Sprachform produziert wurden (z. B. *Anderson*, 1985). Im Hinblick auf diese fingierte Alltagssprache von Jugendlichen stellt sich natürlich die methodisch wichtige Frage nach deren Authentizität, nach der Möglichkeit der Idealisierung, der konzentrierten »Ballung« von Wörtern aus der Jugendsprache bzw. der »Übertreibung« des jugendlichen Sprachstils, was verschiedene Autoren

den betreffenden Schriftstellern vorwerfen (vgl. hierzu auch *Pörksen*, 1984, 28; *Bausinger*, 1987, 170; in bezug auf Werbetexte im jugendlichen Sprachstil vgl. *Brenner*, 1983).
Auffallend ist ferner, daß viele der Autoren und Autorinnen die Jugendsprache nicht nur beschreiben, sondern gleichzeitig sie beurteilen, genauer: sie aburteilen. Sie reden von »Sprachverarmung«, »Sprachverödung«, von »Verkümmerung der Sprache«, »Sprachverlust« und von »Orgien der Sprachlosigkeit« (z.B. *Schneider*, 1977, 174ff.; *Bopp*, 1979, 86ff.; *Rohwer*, 1979, 42); und sie sehen in der Ausprägung des neuen jugendlichen Sprachstils eine kulturelle Krise symbolisiert. Im übrigen wurde die Jugendsprache nicht erst heute, sondern schon immer von den Erwachsenen überwiegend mit negativen Vorurteilen belegt (vgl. *Henne/Objartel*, 1984, Bd. 5 u. 6), was in der Literatur mit psychologischen Argumenten, z.B. als Folge von Unsicherheit seitens der Älteren oder als Ablehnung von sozialem Wandel, erklärt wird.
Erst in den letzten Jahren wenden sich vereinzelt einige Autoren und Autorinnen gegen diese »Krisenbeschwörung«; sie beurteilen – im Gegensatz zu der überwiegenden Zahl ihrer Fachkollegen und -kolleginnen – die neue Jugendsprache positiv: sie betonen ihre Bildhaftigkeit, ihre Funktionalität, ihren »ästhetischen Reiz« und den spielerisch kreativen Gebrauch der Sprache durch die Jugendlichen (vgl. z.B. *Zinnecker*, 1981, 480; *Bayer*, 1982, 153; *Müller-Thurau*, 1983; *Rittendorf* et al., 1983; *Bausinger*, 1984, 131; *Hoppe*, 1984; *Wendel*, 1985, 504).

4. Funktionen der Jugendsprache

Soziologisch gesehen ist die Jugendsprache nicht allein ein Instrument der Informationsübermittlung. Sie ist gleichzeitig ein Rollensymbol, mit deren Gebrauch der Sprecher oder die Sprecherin sich von der Kinder- und Erwachsenenrolle abgrenzen und die Mitgliedschaft in der Jugendkultur demonstrieren möchte. Umgekehrt kann auch die Jugendgruppe über die Sprachform kontrollieren, wer sich ihr noch zugehörig fühlt. Damit hat die Jugendsprache sowohl eine gesellschaftliche Differenzierungs-, als auch eine soziale Kontrollfunktion.
Auch für *Bausinger* sind die jugendlichen Sprachformen »Signale«: »Sie vermitteln, abgesehen von den spezifischeren Inhalten, ein Gefühl der Zugehörigkeit. Wer so redet ›ist in‹ – in bezug auf die weitere Gesellschaft der Jugendlichen, die hier ihren übergreifenden Stil gefunden hat, aber vor allem auch in bezug auf die jeweilige Gruppe, in welcher die Jugendsprache Kohärenz im Innern und Abgrenzung nach außen bewirkt« (1987, 172). Mit anderen Worten: der gemeinsame Sprachstil verstärkt das »Wir-Gefühl« der Jugendlichen, schafft damit einen Gruppenzusammenhalt (vgl. *Schulze* in diesem Band), gibt das Gefühl der »Geborgenheit nach innen« (*Müller-Thurau*, 1983, 19) und kann über Identifikation und Abgrenzung die Identitätsfindung unterstützten (*Henne*, 1981, 372; vgl. *Deusinger* in diesem Band) und stärkt damit gleichzeitig wiederum die Grenzziehung zu anderen gesellschaftlichen Gruppierungen. Die Existenz und die Verwendung der Jugendsprache bedingen also eine gesellschaftliche Differenzierung, aus der soziale Distanzierungspro-

zesse zu anderen Personen oder gesellschaftlichen Gruppierungen entstehen, und die mit ihrer Hilfe zuweilen auch bewußt bezweckt werden. Auch die »Sprüchekultur« hat diese Funktion, die zwar ein typisches und favorisiertes jugendkulturelles Ausdrucksmedium, aber keineswegs exklusiv auf Jugendliche beschränkt ist (vgl. hierzu *Zinnecker*, 1981; *Kopperschmidt*, 1987, 129ff.).

Diese Differenzierungs- und Distanzierungsfunktion hat – historisch gesehen – die Jugendsprache bzw. alle ihre verschiedensten Varianten immer inne gehabt.

Ebenso hat die Jugendsprache immer die Demonstrationsfunktion einer sich neu ausprägenden Wert- und Lebensauffassung übernommen. In ihr teilte sich oft durch eine Oppositionshaltung zu einer als Einheit erlebten Gegenwart eine neue Einstellung zur Welt und ein neuartiges Lebensgefühl mit. Die – historisch gesehen – jeweils neue Jugend konnte häufig ihr neues Selbstbild nur mit Hilfe eines neuen Gegenbildes finden. *Pörksen* betont: »der ›negative‹ Edgar Wibeau hat als Gegenüber den angepaßten ›positiven‹ Schlipsträger Dieter, die ›Freien Landschulgemeinden‹ haben als Gegenbild die ›Staatsschule‹ und die ›neue Linke‹ hatte ihr ›Establishment‹« (1984, 49). Die Jugendsprache ist also immer auch Ausdruck eines kollektiven Selbstwertgefühls (*Brenner*, 1983, 40) und sowohl »Signal« als auch Trägerin von sozialem Wandel.

Häufiger als die gesamtgesellschaftlichen Funktionen der Jugendsprache wurden bisher in der Literatur ihre individualpsychologischen betont. So gehört nach *Pörksen* (1984, 35) zu den stärkeren Impulsen der Ausbildung und des Gebrauchs der Jugendsprache das Bedürfnis, »das verletzbare Innere zu verhüllen« und der Langeweile zu entgehen. Derartigen Behauptungen fehlt jedoch bisher die empirische Überprüfung.

Schon immer scheint mit dem Gebrauch der Jugendsprache ebenfalls die Absicht der jugendlichen Sprecher verbunden gewesen zu sein, eine komische, witzige Wirkung zu erzielen, was sie z.B. durch Normverletzungen im lexikalischen Gebrauch zu erreichen versuchen oder indem sie bekannten Wörtern eine neue Bedeutung oder Gegenständen eine unübliche Bezeichnung geben (z.B. Denkzettel für Prügelei, Paukerei für Duell, Giftzettel für Zeugnis, Flammenwerfer für Feuerzeug, Cafe-Moabit für Gefängnis, Lungenbrötchen für Zigarette oder: das fetzt! usw.). Die Jugendlichen meinen also häufig nicht das, was sie sagen; die Wahrheit liegt nicht in, sondern hinter den Wörtern (*Pörksen*, 1984, 44; ähnlich *Stave*, 1960, 13; *David*, 1987, 79).

Ferner haben Jugendsprachen – gleichgültig zu welcher historischen Epoche oder zu welchem Kulturkreis sie zählen – die Funktion, Aggressionen durch Verbalisation zu neutralisieren (*David*, 1987, 85). Auch der Gebrauch von Wandsprüchen scheint eine derartige Kompensation zu ermöglichen (*Zinnecker*, 1981, 475).

Neu an der heutigen Variante jugendlichen Sprechens ist das Bedürfnis, sich ständig der eigenen Gefühle, aber auch der eigenen Körperlichkeit zu versichern. Die heutige Jugendsprache ist nach *Bausinger* der Versuch, »ständige Hochgestimmtheit zu prätendieren, gerade weil der grelle Aktionismus rasch in grauer Langeweile versandet. Die Erlebnisse sind vielleicht nicht ›super‹, aber sie werden sprachlich aufgewertet: ›super, geil, extrem, total, original, irre, wahnwitzig, tierisch, tödlich‹. Die Kehrseite dieses Auftrumpfens ist eine ängstliche Egozentrik . . ., das ständige

Kreisen um die Befriedigung eigener Bedürfnisse, um die Verwirklichung eines oft angekränkelten Selbst. Die vielen Wendungen mit ›bringen‹ sind hier ein wichtiges Indiz. Etwas ›bringt's‹ kann zunächst einfach ein Lob sein, eine rundum positive Qualifikation. ›Was bringt's‹, kann ganz vordergründig sein, eine Frage nach dem materiellen Nutzen. Viel häufiger ist aber: ›Was bringt mir das?‹ Und hier ist dann oft ein ängstliches Zurückweisen aller nicht unmittelbar umsetzbaren Tätigkeiten zu registrieren, eine – offensiv gesagt: spießige Sparsamkeit des Gefühls, die in scharfem Kontrast zu dem hochgeputschten Feeling von Super-Erfahrungen steht« (1987, 174).

Auch *Gerhards* hat anschaulich beschrieben, wenn auch nicht fundiert empirisch belegt, wie sich in den letzten zwei Jahrzehnten zweifellos der sprachliche Umgang mit Emotionen – vor allem auch bei älteren Jugendlichen – verändert hat. Er kommt zu dem Ergebnis, daß noch bis Mitte der 60er Jahre »Selbstbeherrschung, die Gefühle zurückzuhalten, Sich-Begrenzen und nicht nach außen zeigen, was man fühlt«, die Norm war, während heute »nicht die Kontrolle von Emotionen, sondern die Orientierung des eigenen Verhaltens an den emotionalen Empfindlichkeiten« Richtschnur des Verhaltens wurde mit der Vermutung, die vermeintliche Natürlichkeit auf seiner Seite zu haben. Verbunden ist dieser Prozeß – und damit hat *Gerhards* zweifellos Recht – mit einer Versprachlichung von Emotionalem, mit einem reflexiven Umgang mit den eigenen Gefühlen. Er schreibt wörtlich: »Löste die unmittelbare Äußerung eigener Befindlichkeit in Gesellschaften noch vor 20 Jahren zumindest Erstaunen aus und wurde entsprechend sanktioniert, so scheint heute eher umgekehrt zu gelten, daß Personen, die sich nicht über ihre Emotionen ›herauslassen‹ als auffällig oder gar als gestört etikettiert werden« (1988, 238). Aus diesem Grund besteht die heutige Jugendsprache – wie in Abschnitt 3 dargestellt – vor allem auch aus einem Wortschatz der Selbstbefindlichkeit.

Zu vermuten ist, daß die Jugendsprache – wie zuvor beschrieben – als Trägerin von sozialem Wandel die »Emotionskultur« (wie es *Gerhards* nennt) auch der Erwachsenen verändert. Empirische Untersuchungen fehlen jedoch, die zeigen, in welchem Umfang die Jugendlichen die mit ihrer Sprache bekundete Einstellung in ihre Erwachsenenrolle später mit hinübernehmen.

5. Ausblick

Die Mehrzahl der empirischen Untersuchungen und theoretischen Abhandlungen über die Jugendsprache konzentrieren sich auf ihren Wortschatz. Wie mehrfach betont, sind ihre erhebungs- und auswertungsmethodischen Unzulänglichkeiten evident: keine Darstellung über die Selektion der Informanten, keine exakten Wortfrequenzberechnungen, keine Berücksichtigung parasprachlicher Mitteilungen, keine Differenzierungen nach sozialrelevanten Merkmalen der jugendlichen Sprecher, z.B. nach ihrer Ausbildung und dem sozialen Status der Eltern, nach ihrem Alter, Geschlecht, ihrer Mitgliedschaft in formellen oder informellen Jugendgruppen, nach der Regionalität, Größe des Wohnorts u.a.m. Eine vom Sprecher isolierte Wortbetrachtung (und häufig gleichzeitig damit verbundene Sprachbewer-

tung) wird aber der Jugendsprache als einer Weise sozialen Handelns und Verhaltens nicht gerecht (*Pape*, 1970, 369) und bezieht sich im Grunde genommen nur auf ihre »Oberfläche« (vgl. hierzu auch *Henne*, 1981, 376).

Vor allem möchte man eine deutlichere Antwort auf die Sinnfrage derartiger Forschung erhalten. Eine zeitgeschichtliche Dokumentation des jugendlichen Sprachstils stellen diese Erhebungen zweifellos dar. Aber leider wird jede weitergehende Fragestellung ausgeklammert; und damit bleibt z. B. unbeantwortet, welche Auskunft ein bestimmter Sprachgebrauch über den Jugendlichen geben kann, welchen Einfluß die Jugendsprache auf die Standardsprache genommen hat, welche Sozialisationswirkungen von dem jugendlichen Sprachverhalten ausgehen kann, welche sozialen Vorurteile (vgl. *Markefka* über Stereotype in diesem Band) gegenüber anderen politischen, ethnischen u. a. Gruppierungen durch die Jugendsprache bewußt oder unbewußt, verdeckt oder offen perpetuiert werden, und welche damit in der nächsten Generation erhalten bleiben oder sogar neu ausgeprägt werden u. a. m.

Ferner wird in der Wissenschaft immer wieder der enge Zusammenhang von »Sprache und Kognition« und von »Sprache und Wahrnehmung« thematisiert, wird in der sprachphilosophischen und -soziologischen Literatur immer wieder erneut darauf hingewiesen, daß die Unterschiedlichkeit in den Sprachen eine Verschiedenheit der Weltansichten bedingen kann; und fast zur Selbstverständlichkeit wurde die Einsicht, daß der Mensch die soziale Realität nicht als solche wahrnimmt, sondern sie nur durch das Prisma seiner Sprache sieht. Aber welche unterschiedliche Weltwahrnehmung und Interpretation sowie Bewertung der sozialen Realität bedingt die Jugendsprache und ihre Variationen im Vergleich zur Standardsprache? Diese Forschungsfrage und ähnliche wurden bisher nicht explizit und systematisch untersucht. Nur Vermutungen über den Zusammenhang von »Jugendsprache und Wahrnehmung« und von »Jugendsprache und Kognition« sind zuweilen – und dann mit Besorgnis – formuliert worden.

Die Forschung hat die Chance bisher noch kaum genutzt, ihre Erkenntnisse über Jugendliche mit Hilfe der Jugendsprache zu erweitern.

Literatur

Anderson, S.-G.: »Jugendsprache und sprachliche Normen der Erwachsenenwelt«. Germanistische Linguistik. 1985, 261–274 – *Bausinger, H.:* Deutsch für Deutsche – Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen–. Frankfurt 1984 – *Bausinger, H.:* »Jugendsprache«. Neue Praxis. 1987, 170–176 – *Bayer, K.:* »Jugendsprache und Sprachnorm – Plädoyer für eine linguistisch begründete Sprachkritik«. Zeitschrift für germanistische Linguistik. 1982, 139–155 – *Bayer, K.:* »Veränderungen im Sprachverhalten von Jugendlichen – Ursachen im sozialen und pädagogischen Bereich«. Wirkendes Wort. 1984, 453–467 – *Bayer, K.:* »Jugendsprachen und Deutschunterricht. Kritische Anmerkungen zur Rolle der Sprachdidaktik im sprachkulturellen Wandel«. Loccumer Protokolle 17/1984. Hg. *K. Ermert.* Loccum 1985, 66–89 – *Bopp, J.:* »Das linke Psychodrom«. Kursbuch 1979, 73–94 – *Braun, P.:* Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Sprachvarietäten. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1987 – *Brenner, G.:* »Eigene Wörter. Sondersprachliche Tendenzen Jugendlicher als Unterrichtsgegenstand«. Der Deutschunterricht. 1983, 37–54 – *Casper, H., Kämper-Jensen, H.:* »Historische Aspekte der Jugendsprache am Beispiel der Studentensprache und der Sprache der Bündischen

Jugend«. Loccumer Protokolle 17/1984. Hg. *K. Ermert.* Loccum 1985, 200–234 – *David, B.:* Jugendsprache zwischen Tradition und Fortschritt: Ein aktuelles Phänomen im historischen Vergleich. Alsbach 1987 – *Eilenberger, R.:* Pennälersprache – Entwicklung, Wortschatz und Wörterbuch. Straßburg 1910 (Wiederabdruck in: Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache. Hg. *H. Henne, G. Objartel.* Bd. 5, Berlin 1984, 345–416) – *Gerhards, J.:* Soziologie der Emotionen – Fragestellungen, Systematik und Perspektiven. Weinheim 1988 – *Götze, A.:* Deutsche Studentensprache. Berlin 1928 – *Hartig, M.:* »Aspekte der Jugendsprache. Sozialer Wandel und der Einfluß der Jugendsprache«. Wirkendes Wort. 1986, 220–238 – *Henne, H.:* »Jugendsprache und Jugendgespräche«. Dialogforschung – Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache. Hg. *P. Schröder, H. Steger.* Düsseldorf 1981, 370–384 – *Henne, H., Objartel, G.* Hg.: Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache, Bd. 1–6. Berlin 1984 – *Henne, H.:* Jugend und ihre Sprache. Darstellung, Materialien und Kritik. Berlin 1986 – *Hille, A., Modenbach, C., Neutze, H. H., Schade, Th., Sundermann, G., zum Winkel, F.:* »Spricht die Jugend eine andere Sprache?« Kunst und Unterricht. 1984 (Sonderheft), 99–107 – *Hinrichs, U.:* »Studentensprache, Spontisprache«. Muttersprache. 1983/84, 404–416 – *Hoppe, U.:* Von Anmache bis Zoff. Ein Wörterbuch der Szene-Sprache. München 1984 – *Kämper-Jensen, H.:* »Wortregister zur historischen Studenten- und Schülersprache«. Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache. Hg. *H. Henne, G. Objartel.* Bd. 1, Berlin 1984, 73–300 – *Kluge, F.:* Deutsche Studentensprache, Straßburg 1895 (Wiederabdruck in: Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache. Hg. *H. Henne, G. Objartel.* Bd. 5, Berlin 1984, 93–236) – *Kopperschmidt, J.:* »›Lieber theorielos als leblos‹. Anmerkungen zur Sprüchekultur«. Muttersprache. 1987, 129–144 – *Küpper, M., Küpper, H.:* Schülerdeutsch. Hamburg/Düsseldorf 1972 – *Müller-Thurau, C. P.:* Lass uns mal 'ne Schnecke angraben. Sprache und Sprüche der Jugendszene. Düsseldorf/Wien 1983 – *Objartel, G.:* »Die Wörterbücher der Studentensprache 1749–1888«. Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache. Bd. 1. Hg. *H. Henne, G. Objartel.* Berlin 1984, 32–61 – *Objartel, G.:* »Bibliographie zur historischen Studenten- und Schülersprache«. Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache. Bd. 1. Hg. *H. Henne, G. Objartel.* Berlin 1984, 62–72 – *Pape, S.:* »Bemerkungen zur sogenannten Teenager- und Twensprache«. Muttersprache 1970, 368–377 – *Pörksen, U., Weber, H.:* Spricht die Jugend eine andere Sprache? Heidelberg 1984 – *Pörksen, U.:* »›Abi Nadek‹ oder: wer erfindet die Jugend?«. Spricht die Jugend eine andere Sprache. Heidelberg 1984, 9–54 – *Pörksen, U.:* »›Eine Sprache ist viele Sprachen‹. Anmerkungen zu historischen und gegenwärtigen Jugendsprachen und ihrer Kritik«. Loccumer Protokolle 17/1984. Hg. *K. Ermert.* Loccum 1985, 9–28 – *Rittendorf, M., Schäfer, J., Weiss, H.:* angesagt: Scenedeutsch – Ein Wörterbuch. Frankfurt/M. 1983 – *Rohwer, J.:* »Revolutionäres Potential in der neuen Jugend«. Das Argument 1979, 40–44 – *Schneider, M.:* »Von der alten Radikalität zur neuen Sensitivität«. Kursbuch 1977, 174–187 – *Stave, J.:* »Jugend und Sprache«. Muttersprache. 1960, 11–14 – *Weber, H.:* Studentensprache – Über den Zusammenhang von Sprache und Leben. Weinheim/Basel 1980 – *Weber, H.:* »Du hast keine Chance, aber nutze sie! Sprachfindung als Identitätsproblem«. Spricht die Jugend eine andere Sprache. Hg. *U. Pörksen, H. Weber.* Heidelberg 1984, 55–124 – *Welter, E. G.:* Die Sprache der Teenager und Twens. Schriftenreihe zur Jugendnot. Bd. 5. Frankfurt/M. 1961 – *Wendel, P.:* »Eine Unterrichtseinheit über den Sprachgebrauch Jugendlicher der achtziger Jahre«. Diskussion Deutsch 1985, 502–522 – *Willenberg, G.:* »›Wie gräbt man eine Schnecke an?‹ Bemerkungen zu Müller-Thuraus Buch zur Sprache der Jugendszene«. Muttersprache. 1983/84, 371–375 – *Zinnecker, J.:* »Die Gesellschaft der Altersgleichen«. Jugend '81, Bd. 1. Jugendwerk der Deutschen Shell. Hamburg 1981, 422–673.

Hartmut Lüdtke

Jugendliche in ihrer Freizeit: Interessen und Verhalten

1. Einführung

Freizeit läßt sich unter drei Hauptaspekten betrachten, die zu einer entsprechenden begrifflichen Differenzierung führen:

a) Freie Zeit stellt, in Analogie zum persönlich verfügbaren finanziellen Budget, zunächst eine Ressource dar, und zwar denjenigen Teil der von Erwerbsarbeit und Haushaltsproduktion als Mittel der materiellen Existenzsicherung entlasteten Zeit, der individuell disponibel ist oder freiwilligen Verpflichtungen gewidmet wird. Diese »Residualressource«, so impliziert die Definition, unterliegt teilweise subjektiver Interpretation nach Maßgabe der individuellen Lebenslage, aus der sich die Art der fließenden Übergänge oder Überschneidungen zwischen Zwang, Obligation und Dispositionsspielraum ergibt. Ihre subjektive Bedeutung variiert zugleich mit der besonderen Handlungs- und Interaktionssituation des einzelnen. Trotz dieser Unschärfen kann unterstellt werden, daß freie Zeit in unserer Gesellschaft generell als erstrebenswertes Gut gilt, hinsichtlich dessen Verfügbarkeit Individuen Kriterien der relativen Knappheit anwenden und Strategien zu seiner optimalen Nutzung entwickeln.

b) In Übereinstimmung mit *Nauck* (in Band I dieses Handbuchs), der die Konsequenzen aus einer langen Diskussion gezogen hat, läßt sich Freizeit unter dem Mikroaspekt als Dimension dominant expressiven Verhaltens in modernen Industriegesellschaften definieren. Sie ist gekennzeichnet durch die Möglichkeit zu persönlichem Ausdruck, diffuse Rollen (Vielfalt der normativen Erwartungen und Handlungsmöglichkeiten), relative Wahlfreiheit der Tätigkeiten und Ziele, Flexibilität des Zeitaufwandes und Vorrang informeller Gruppen. Damit werden Tätigkeiten mit instrumentalen und Leistungs-Bezügen nicht ausgeschlossen; sie werden aber in dem Grad als Freizeit interpretiert, wie die beteiligten Zweck-Mittel-Nutzen-Kalküle einer dominant expressiven Situationsbedeutung unterworfen sind. Da diese Merkmale auch in manchen Formen selbstbestimmter Arbeit gegeben sind, entscheidet über die Grenzlinie zwischen Arbeit und Freizeit letztenendes wiederum die gesamte individuelle Lebenssituation und damit die Interpretation durch das Individuum in seinem privaten Kontext. Mit der Freizeit werden daher zugleich die Bedingungen und Möglichkeiten der Verfolgung persönlicher Präferenzen für den größeren Teil der Bevölkerung und damit der Entstehung und Differenzierung von Lebensstilen thematisiert.

c) Auf gesellschaftlicher Ebene, d.h. unter dem Makroaspekt, läßt sich Freizeit als Strukturbereich betrachten, der zu relativer, aber nicht eindeutiger Ausgrenzung tendiert und weitgehend identisch ist mit dem entwickelten Konsumsektor, dem Aktivitätensystem der privaten Haushalte und der Populärkultur. Freizeit

in diesem Sinne umfaßt das dynamische Gesamtsystem präferenzengesteuerten und expressiven Verhaltens sowie seiner Wechselwirkungen mit anderen Sektoren. Die besondere Stellung einer Bevölkerungsgruppe in diesem Sektor oder System kann wichtige Aufschlüsse über ihre soziale und kulturelle Integration, ihre Partizipation am sozialen Wandel, ihre Tendenz zu subkultureller Ausgrenzung u. dgl. (vgl. *Lüdtke* an anderer Stelle in diesem Band) geben.

Aufgrund gegebener struktureller Zwänge sind Jugendliche weitgehend darauf angewiesen, ihre speziellen Formen und Probleme der Statuspassage, Identitätsfindung, Erprobung von Verhaltensweisen und Gruppenbildung im Freizeitbereich zu artikulieren und auszuleben. Dieser Sachverhalt hat, in Verbindung mit der jugendspezifischen Neigung zu betonter Expressivität, mit der noch wenig entwickelten persönlichen Handlungssteuerung im Wechsel von expressiven und instrumentalen Verhaltensweisen sowie mit der unvollständigen und inkonsistenzreichen Anpassung an Arbeits- und Leistungsanforderungen dazu geführt, daß sich am Freizeitverhalten von Jugendlichen verschiedene Phänomene erschließen, insbesondere:

- Segregationserscheinungen der Jugend, die Domestikation von kulturellen »Nischen« durch sie und die Ausdifferenzierung von Ersatz- und Kompensationsfeldern des Handelns, wobei sowohl Devianz- und Sezessionspotentiale als auch Effekte der Befriedung oder »Ablenkung« von Jugend erkennbar werden;
- die sozusagen »reinsten« Formen des Jugendzentrismus, d.h. des Verhaftetseins an die Altersgruppe in Motivation, Interaktion, Selbstbild und Wahrnehmung von Generationsspannungen;
- kulturelle Innovationen, die vor allem von der Jugend ausgehen und als Verdichtungen und Institutionalisierungen der Erprobung, Modifikation, Übernahme, Verbreitung von neuen Verhaltensmustern oder Symbolen der Freizeit durch Jugendliche zu verstehen sind, die dann auch über andere Altersklassen diffundieren;
- Gleichgewicht bzw. Spannungen zwischen Erscheinungen von »Hedonismus« und »Narzißmus« einerseits und der Leistungs-, Arbeits- und Verpflichtungsorientierung andererseits, damit aber Indikatoren der Konstanz bzw. des Wandels zentraler Wertorientierungen, wie sie sich am jugendlichen Verhalten ablesen lassen;
- die Bedeutung von Freizeit und Konsum der Jugend als wachsender und innovationsträchtiger Input für die Wirtschaft, insbesondere die Märkte der Medienproduktion, Sportartikel, Kultur- und Unterhaltungsindustrien, des Tourismus und der modischen Accessoires.

Devianz – v. d. Norm abweichend
Sezession – Trennung?

2. Die Ressourcenlage der Freizeit

Jugendliche verfügen seit mehreren Jahren im Durchschnitt an einem Werktag über 4½ bis 5, am Samstag über ca. 8 und am Sonntag über ca. 9½ Stunden freie Zeit (*Opaschowski*, 1978; *Schilling*, 1977, 93ff.; *Swoboda*, 1987, 60; *Tippelt/Becker*, 1984, 63). Bereits für die meisten Jugendlichen ist die Polarisierung von Arbeit und Freizeit insofern Realität, als die traditionelle Lern- und Arbeitsschule immer noch

den individuellen zeitlichen Dispositionsspielraum des Schulalltags in Grenzen hält (*Opaschowski*, 1978) und dieser Spielraum bei den Jugendlichen in der dualen Berufsausbildung noch geringer ist. Seit fast zwei Dekaden überschreitet die durchschnittliche jährliche freie Zeit der Erwerbstätigen die Arbeitszeit (ohne Berufsnebenzeit) mit zunehmender Distanz, wobei der Anstieg bis Ende der 80er Jahre fast 15% beträgt (Deutsche Gesellschaft für Freizeit 1986, 359). Von diesem und dem weiter zu erwartenden Zuwachs an freier Zeit profitieren Jugendliche, wenn überhaupt, am wenigsten. Zwar betrug 1980 die Differenz der durchschnittlichen freien Zeit am Werktag zwischen 14–25jährigen und Vollerwerbstätigen noch rund 1 Stunde und 40 Minuten zugunsten der Jüngeren (*Tokarski/ Schmitz-Scherzer*, 1985, 66, 167), doch dürfte dieser Unterschied inzwischen eingeebnet worden sein. Mit wachsender freier Zeit entsteht daher der paradoxe Effekt, daß die relative Deprivation Jugendlicher und ihre Streßbelastung aufgrund der Polarisierung von Arbeit und Freizeit und des wachsenden Gefälles der Flexibilität in der Zeitverwendung zwischen ihnen und den Erwachsenen zunehmen, jedenfalls solange eine Auflockerung der dichten Lern-, Übungs- und Sozialisationsphase, durch die das Jugendalter strukturell charakterisiert ist, bzw. eine flexiblere Abwechslung von Arbeits-, Lern- und Freizeitphasen in Adoleszenz und Postadoleszenz nicht möglich scheint.

Zwischen verschiedenen sozioökonomischen und regionalen Milieus der Jugend schwanken die individuellen zeitlichen Ressourcen zum Teil beträchtlich. Mädchen verfügen im allgemeinen über weniger freie Zeit als Jungen (aufgrund ihrer stärkeren familialen Kontrolle und Einbindung in Haushaltspflichten). Jugendliche im Kontext der Landwirtschaft sind besonders benachteiligt. Am Ende der Mittelstufe verfügen Schüler eher über mehr freie Zeit als am Anfang; Auszubildende sind deutlich gegenüber Schülern derselben Altersstufe benachteiligt (*Opaschowski*, 1978; *Schilling*, 1977, 94f.; *Tippelt/Becker*, 1984, 64).

3. Verwendung der freien Zeit und Muster des Freizeitverhaltens

3.1. Freizeitinteressen und -aktivitäten

Freizeitverhalten ist ex definitione als primär präferenzengesteuerte Aktivität zu verstehen; Interessen, als durch bestimmte Lebens- und Mangellagen gefilterte sowie in gerichtete Zielorientierungen gewandelte Bedürfnisse, bestimmen wiederum die Präferenzen von Individuen. »Subjektive«, d.h. individuell wahrgenommene Interessen sind dabei handlungswirksamer als »objektive« Interessen vom Standpunkt des externen Beobachters. Das Freizeitverhalten von Jugendlichen läßt sich als relativ konsistentes Orientierungsfeld der Wechselwirkung zwischen Interessen, Präferenzen und Aktivitäten verstehen (*Lüdtke*, 1972, 230ff.), so daß im folgenden eine empirische Unterscheidung von Freizeitinteressen und -aktivitäten unterbleibt, zumal wir auch nicht über systematisches Wissen über verschiedene Interessenrealisierungs- und Befriedigungsgrade bei bestimmten Freizeitaktivitäten verfügen.

Aufgrund eines Vergleichs von Umfragen unter 15–25jährigen in den Jahren 1954 und 1984, den *Zinnecker* (1987, 176) unternommen hat, ergeben sich folgende Trends:

1. Bewegungsaktivitäten, Geselligkeit, Unterhaltung und Erlebnis in der Ferne sind dominante Präferenzen.
2. Lesen, Hobbies und musisch-kreative Tätigkeiten haben als Kategorie den zweithöchsten Stellenwert, die Häufigkeiten dieser Nennungen sind aber beinahe konstant geblieben.
3. Die Rezeption von Sendungen, insbesondere Musik, im Radio, beim Fernsehen oder Hören von Konserven hat an Beliebtheit deutlich gewonnen, mit einer mittleren Position in der jüngsten Vergangenheit.
4. Ruhe und Erholung ist eine häufigere Freizeitpräferenz als vor 30 Jahren; damit scheint eine allgemeine Zunahme von Streßerfahrung durch Jugendliche indiziert. *Zinnecker* spricht von einer »Entspannungskultur«, an der Jugendliche heute teilhaben.

Es bedarf keiner näheren Begründung, daß die tabellarischen Rangordnungen von Freizeitpräferenzen und von Zeitmengen oder Häufigkeiten der Ausübung von Freizeittätigkeiten nicht oder nur unvollkommen übereinstimmen. Die Ausübung einer Tätigkeit ist ja nicht nur vom individuellen Motiv, sondern zusätzlich von Gelegenheit, Erreichbarkeit, zeitlichem Angebot und anderen Randbedingungen abhängig. So rangieren Präferenzen und tatsächliche Aktivitäten ungefähr gleich bei: Mit Freunden zusammen sein; Erholung, Nichtstun; Spazierengehen; Musikhören. Die Präferenzen rangieren aber deutlich höher als die Tätigkeiten bei: Sport, Hobbies, Spielen, Diskothek besuchen/Tanz (*Tokarski/Schmitz-Scherzer*, 1985, 174). In Tabelle 1 sind die Daten des berichteten durchschnittlichen Zeitaufwands von 634 befragten Jugendlichen für die 31 »aufwendigsten« (von insgesamt 42) Freizeitaktivitäten und die jeweilige Abhängigkeit von vier kategorialen Eigenschaften der Befragten dokumentiert.

Swoboda (1987, 65) berichtet folgende Rangordnung der (gemäß den subjektiven Angaben) häufigsten Freizeitaktivitäten von 856 befragten deutschen Jugendlichen (Prozentangabe »sehr häufig«): Musik von Cassetten/Platten hören (24,1), Radiohören (21,4), Fernsehen (19,0), Zusammensein in der Familie (13,3), Sport treiben (12,6), Autofahren (9,8), in eine Disco gehen (8,1), Bücher lesen (7,1), Radfahren (6,8), Sportveranstaltungen zuschauen (6,2), mit Freunden in ein Lokal gehen (5,8), mit Freunden zuhause sein (5,5), Ausruhen, Nichtstun (5,1), in Vereinen und Organisationen mitarbeiten (4,9), Videofilme ansehen (4,4), Zeitschriften lesen (4,0), Handarbeiten (3,7), Motorrad/Mopedfahren (3,7), mit anderen Ausflüge machen (3,3), Schaufensterbummel machen (2,2), selbst Musik machen (2,1), Comics lesen (2,1). *Swoboda* (1987, 66) konstatiert zusammenfassend:

»Diese Rangfolge der Freizeitbeschäftigungen Jugendlicher läßt insgesamt Präferenz für solche Aktivitäten erkennen, die typischerweise in Gesellschaft erfolgen, leicht und ohne große Vorbereitungen durchgeführt werden können und zu geringeren Kosten zugänglich sind. Videofilme ansehen, beispielsweise, also die Nutzung des neuen Speichermediums Video, liegt bereits eindeutig vor dem Kinobesuch. Hier hat sich offenbar eine neue, kostengünstigere Möglichkeit des Filmerlebens herausgebildet.«

Tabelle 1: Die zeitaufwendigsten Freizeitaktivitäten von Jugendlichen 1987: durchschnittliche Wochenstunden nach demographischen Merkmalen (N=634) und mindestens auf dem 5%-Niveau signifikante Eta-Werte

Aktivität	Std. insgesamt	Alter	Geschlecht	Schulbildung	Ortsgrößenklasse	
Zuhause gemütlich zusammensitzen	5,20	.13+	.19 w	.15–	n.s.	
Mit Bekannten unterhalten	3,79	n.s	n.s	.17+ (L–)	n.s.	
Fernsehen: Sport, Unterhaltung	3,60	n.s.	.11 m	.19–	.22	Dörfer, Kleinstädte
Besuche machen/haben	3,45	n.s.	n.s	.17 u,o	n.s.	
Nichtstun, Dösen, Ausruhen	2,59	n.s.	n.s.	n.s.	n.s.	
Konzentriert Musik hören	2,53	.13–	.08 m	.16 u,m	n.s.	
Gaststätte, Restaurant besuchen	2,46	.15+	n.s.	n.s.	n.s.	Dörfer, Mittelstädte
Aktivsport	2,44	.19–	.24 m	.12+ (L–)	n.s.	
Zeitungslektüre	2,00	.18+	n.s.	.13+	.15	50000–250000
Weiterbildung: Lektüre, Kurse, Vorträge	1,97	n.s.	n.s.	.31+	n.s.	größte Städte
Anspruchsvolle Bücher lesen	1,72	.11+	n.s.	.42 o	n.s.	größte Städte
Mit Kindern spielen	1,58	.10+	.19 w	n.s.	n.s.	
Zeitschriftenlektüre	1,56	n.s.	.17 w	.15 u	n.s.	
Telefonieren mit Freunden	1,51	.11+	.20 w	n.s.	.15	größte Städte
Spazieren	1,45	n.s.	.18 w	.16 u	n.s.	Dörfer
Stadtbummel	1,29	.10 j	.11 w	.14 u	n.s.	
Fernsehen: politische, kulturelle, wissenschaftl. Sendungen	1,18	.12+	n.s.	.15+	n.s.	
Ohne Zeitdruck einkaufen	1,17	n.s.	.13 w	.16 u	n.s.	
Mit Haustieren beschäftigen	1,14	n.s.	.10 w	n.s.	n.s.	Dörfer
Ohne Zeitdruck kochen oder backen	1,13	.16+	.27 w	.15 u	n.s.	Großstädte
Kinobesuch	1,06	n.s.	n.s.	n.s.	n.s.	Dörfer
Ins Hallen-, Freibad gehen	1,00	.19–	n.s.	.13 u, Gy	.20	Dörfer
Ausflug, Besichtigung	0,83	n.s.	n.s.	n.s.	n.s.	
Sportveranstaltungen besuchen	0,80	.19–	.24 m	n.s.	.18	Dörfer
Fahrrad/Fahrzeug reparieren, warten	0,79	.13–	.25 m	n.s.	.18	Dörfer
Karten-, Brett, Gesellschaftsspiele	0,78	n.s.	n.s.	n.s.	n.s.	
Joggen, Trimmen	0,69	n.s.	.13 m	.12 (L–)	n.s.	
Basteln, Werken	0,65	n.s.	n.s.	n.s.	n.s.	
Handarbeiten (Textil)	0,65	n.s.	.28 w	n.s.	.15	Dörfer, Mittelstädte
Organisationsaktivitäten	0,65	n.s.	.12 m	n.s.	n.s.	Dörfer
Um Mitmenschen kümmern/ soziale Dienste	0,63	n.s.	n.s.	n.s.	n.s.	
		3 Klassen: 15–17 18–21 22–25		5 Stufen	7 Stufen	

Legende: +, – = positive, negative lineare Beziehung
j = jüngste Altersklasse mit höchstem Wert
m, w = Männer, Frauen mit höchstem Wert
u, m, o = niedrigste, mittlere, oberste Bildungskartegorie mit höchstem Wert
Gy = Gymnasialstufe mit höchstem Wert
(L–) = Hauptschulabsolventen mit Lehre, niedrigster Wert

Dörfer = unter 2 000 Einwohner
Kleinstädte = 2 000 bis u. 50 000 Einwohner
Mittelstädte = 50 000 bis u. 100 000 Einwohner
Großstädte = ab 100 000 Einwohner
Größte Städte = ab 250 000 Einwohner

Quelle: unveröffentlichte Daten der EMNID-Umfrage »Freizeit und Sport« 1987

Faßt man bedeutungsähnliche Aktivitäten der Tabelle 1 zusammen, so ergeben sich folgende Hauptquanten der Freizeit Jugendlicher, deren individuelle Schätzbasis allerdings mit einiger Unzuverlässigkeit behaftet sein dürfte (Angabe in Wochenstunden): Gesellige Aktivitäten, Unternehmungen, Unterhaltung, meist im Kon-

text altershomogener Gruppen (12), Rezeption von Sendungen audio-visueller Medien (10,4), gesellige Gemütlichkeit zuhause, Ausruhen, Nichtstun (7,9), Lektüre, kontemplative und Bildungs-Aktivitäten (5,3), Spazierengehen, Bummeln, Einkaufen ohne Zeitdruck, Ausflüge (4,6), Aktivsport, Baden und Schwimmen, sportliches Spiel (4,2), praktisch-nützliche Tätigkeiten, Do-it-yourself (3,2), Organisationsaktivitäten, soziale Dienste (1,3), Sportveranstaltungen besuchen (0,8).
Diese Aktivitäten binden ungefähr 75–90 Prozent der gesamten wöchentlichen durchschnittlichen freien Zeit eines Jugendlichen.
Die Bearbeiter der jüngeren SHELL-Jugendstudien haben den interessanten Versuch unternommen, dem Alltagsverhalten Jugendlicher durch neue Kategorien auf die Spur zu kommen, die über die üblichen, in Umfragen angewendeten Aktivitäten-Listen hinausgehen. Dazu gehören die »Alltagsflips« bzw. Entspannungstechniken (*Fuchs*, 1985, 28; *Zinnecker*, 1981, 556ff.), ästhetische Praxen und kontemplative, kommunikative, rezeptive oder kreative Alltagstechniken, die mehr oder minder stark verbreitet sind, bei denen sich aber Jugendliche großenteils erheblich von den Erwachsenen unterscheiden (*Zinnecker*, 1985). Versucht man, den Extrakt aus zahlreichen Einzelbefunden zu gewinnen, so zeigt sich das »Jugendspezifische« im Freizeitverhalten von Jugendlichen insgesamt an folgenden Charakteristika (*Fuchs*, 1985; *Lüdtke*, 1972; *Sand/Benz*, 1976; *Schäfers*, 1982, 152ff.; SINUS, 1985; *Schilling*, 1977; *Swoboda*, 1987; *Tokarski/Schmitz-Scherzer*, 1985, 168ff.):

- Überwiegen von Aktivitäten im Kontext altershomogener Gruppen, informaler Geselligkeit und »Cliquen«.
- Eine ausgeprägte Suche nach intensiver sinnlicher Erfahrung, expressiver, körperbetonter Selbstdarstellung, auch im Wettbewerb mit Gleichaltrigen, koinzidiert mit hoher physischer Aktivität und Bewegung (Tanz, Schwimmen, Sport, Fahren) und teilweise extremer Musikrezeption.
- Die dabei wahrgenommenen und transportierten Kommunikationsinhalte und Accessoires sind in jugendspezifischen (teilweise subkulturellen) Stilen angesiedelt, deren besonderer Reiz und Gebrauchswert zur Erzielung von Spannung, Kontrast, Provokation und spezieller Identitätsdemonstration in der Übersteigerung von Formen, Symbolen und Ritualen liegt.
- Jugendliche verbringen einen größeren Teil ihrer Freizeit außer Haus als Erwachsene, vor allem am Wochenende.
- Jugendliche konzentrieren sich stärker als Erwachsene auf die Verfolgung spezieller Interessen, Techniken, Liebhabereien und Rituale, wobei Bedürfnisse nach Expression und Identitätsfindung auf unterschiedliche Weise mit rezeptiven, kompensatorischen, kontemplativen, kreativen oder rekreativen Zielen verbunden und die sonstige Einbindung des einzelnen in eine breite jugendliche Populärkultur von einem hoch individualisierten Verhaltensmuster begleitet sein kann.
- Die Spannung zwischen Alltag und Gegenalltag, wie sie Erwachsene in den Wechseln zwischen Werktag und Wochenende, Arbeitsjahr und Urlaub, Normal- und Festzeiten ausleben, wird von Jugendlichen in ihrer Freizeit abrupter, häufiger, heftiger und weniger rational kontrolliert ab- und wiederaufgebaut. Die Freizeit von Jugendlichen verläuft daher unregelmäßiger und spontaner.

- Die an Ausbildung und Leistung orientierten Lernprozesse von Jugendlichen ragen, zumindest bei einer bedeutenden Minderheit der Jugend, weiter in die Freizeit hinein als bei Erwachsenen. Bestimmte Freizeitaktivitäten sind bei Jugendlichen noch an Lernverpflichtungen gebunden, bestimmte andere erlauben um so mehr die Suspension vom Alltag. Ein Nebeneinander von schärferer und milderer Polarisierung von Arbeit/Schule und Freizeit und damit eine größere Inkonsistenz der Freizeitsituation ist für Jugendliche die Folge. Dadurch werden die Probleme der Status- und Verhaltensunsicherheit von Jugendlichen in der Freizeit eher verstärkt.

3.2. Strukturelle Unterschiede und Verhaltensmuster in der Freizeit von Jugendlichen

Bereits im Freizeitverhalten von Jugendlichen schlagen sich strukturelle Unterschiede der Stellung im Lebenslauf, der Geschlechts- und Familienrollen, der Bildung, der sozioökonomischen und regionalen Lage nieder. In Tabelle 1 wurden vier Indikatoren davon berücksichtigt, deren differentielle Wirkung (gemessen durch Eta-Korrelationen) im einzelnen jedoch recht schwach scheint (vgl. auch *Lüdtke*, 1972; *Schilling*, 1977; *Swoboda*, 1987).
Alter: Mit zunehmendem Alter werden Jugendliche z. B häuslicher, hören weniger lange Musik, besuchen häufiger Gaststätten und Restaurants, sind weniger sportaktiv, lesen und sehen mehr fern etc.; großenteils schlagen sich in diesen Tendenzen die Haushalts- und Familiengründungen bei den Jungerwachsenen, generell wachsende Grade der Partnerfindung und der Anpassung an das Erwerbssystem nieder. Differenziertere Altersunterschiede im Medienkonsum (*Swoboda*, 1987, 85) verweisen auf unterschiedliche Funktionen der Medien: die Zeitungslektüre ist linear altersabhängig; das dominante Radiohören (fast identisch mit Musikhören) als Hauptmedium der Jugendkultur stagniert ab dem 25. Lebensjahr; auf das Fernsehen wenden die 16- bis 24jährigen am wenigsten Zeit auf.
Geschlecht: Der Hauptunterschied zwischen den Geschlechtern läßt sich als Differenz zwischen stärkerer Anpassung an häuslich-familiale Rollen bzw. Aktivitäten (Mädchen) versus außerhäusliche peer-orientierte Aktivitäten (Jungen) bezeichnen.
Schulbildung: Mit steigender Schulbildung erhöht sich die Aktivität bei: Unterhaltung mit Bekannten, Sport, Zeitungslektüre, Weiterbildung und werden passiv-rezeptive Tätigkeiten seltener. Teilweise bestehen nicht-lineare Beziehungen zwischen erworbener Kompetenz und Freizeitaktivitäten. Hauptschulabsolventen mit Lehre wenden am wenigsten Zeit auf für Unterhaltung mit Bekannten und Aktivsport – ein deutlicher Effekt von Zwängen der Arbeitswelt.
Ortsgrößen: Unterschiede der regionalen Lage lassen sich weitgehend auf strukturelle und Traditions-Differenzen zwischen Stadt und Land zurückführen, u. a. die Konzentration hoher Bildungsqualifikation in Großstädten; der höhere Zeitaufwand für das Telefonieren mit Freunden in den größten Städten beruht auf dem ökologischen Problem der großen Entfernungen im privaten Verkehrskreis.
Angesichts der relativ hohen Individualisierung des Freizeitverhaltens, auf das die

Lagemerkmale in den Einzeldimensionen traditioneller sozialer Ungleichheit bei Jugendlichen noch nicht oder nicht mehr besonders prägnant durchschlagen, werden derartige partielle Differenzen immer weniger informativ. Daher mehren sich Versuche einer Analyse komplexer Freizeitmilieus oder Lebensstile, in denen mehrere Strukturdimensionen, zusammen mit Einstellungs- und Verhaltensmustern, simultan betrachtet werden, so daß die komplementäre oder kumulative Wirkung einzelner Freizeitbedingungen verständlich wird.

Weniger die soziale Lage an sich als ihre Verwertung aufgrund der eigenen Lebensgeschichte und des eigenen Lebensentwurfs ist dabei entscheidend (*Emsbach*, 1988, 113).

Zinnecker (1986) hat jüngst versucht, in Anlehnung an die Klassen- und Lebensstilkonzepte von Bourdieu, vor allem an seine Kombinationen von ökonomischem und kulturellem Kapital, allgemeine Tendenzen der Freizeit und kulturellen Partizipation von Jugendlichen sechs Klassenfraktionen zuzuordnen, in denen spezielle Formen des Jugendhabitus generiert, für die aber auch besondere wissenschaftliche Jugendkonzepte formuliert worden sind: Bürgerliche Intelligenz (Jugend als psychosoziales Moratorium), Bourgeoisie (Jeunesse dorée), Kleinbürgerliche Intelligenz (Schülerrolle und Schullaufbahn), Kleinbürgertum (berufliche Laufbahn), kapitalschwache Lohnabhängige (kommerzielle Jugendkultur), kapitalschwache Selbständige (Jugend als Zeit des Dienens und der Lehre). Der Wert einer solchen, aber durch mehrdimensionale Betrachtungsweise recht differenziert vorgenommenen Klassifikation müßte sich freilich erst noch empirisch darin erweisen, daß diese Fraktionen reale Milieus der selektiven Bestimmung konkreter Jugendbiografien sind.

4. Zur theoretischen Deutung des Verhältnisses von Gesellschaft, Freizeit und Jugend

4.1. Freizeit als Feld ökonomischer Sozialisation und des Markttrainings

Die Freizeitausgaben der Jugend, überhaupt ihr Konsumverhalten als Teil ihrer Freizeit, sind ein bedeutsamer Indikator der gesellschaftlichen Geltung von Jugend und ihren Teilen, insbesondere als Bestandteil der Ökonomie jenseits der Berufs- und Produktionssphäre (s. näher *Vaskovics/Schneider* in diesem Band). In dieser Situation gewinnen Jugendliche in ihrer Rolle als Konsumenten eine wachsende Bedeutung, die sich aus dem Wechselspiel von bestimmten Eigentümlichkeiten der Jugendphase und den Marktmechanismen ergibt.

Zunächst stellen Freizeit und Konsum für Jugendliche einen Verhaltensraum dar, in dem sie am ehesten direkter pädagogischer und moralischer Kontrolle durch Erwachsene entzogen sind. Sie können daher in ihm auch am ehesten spezifische Verhaltensformen entwickeln, die ihrem gesteigerten Bedürfnis nach Identität, Geltungssicherheit und spielerischem Erproben sozialer Rollen entgegenkommen. Ihre Kauf- und Konsumakte sind daher, wahrscheinlich weitaus mehr als bei den Erwachsenen, von nichtökonomischen Motiven wie Darstellung der Person durch

Mode und Symbole, Suche nach Anerkennung und Bestärkung, Aneignung neuer Erfahrungen etc. überlagert. Wenn z.B. ein großer, wenn nicht sogar der größte Teil der abgesetzten Schallplatten von Jugendlichen gekauft wird, so spiegelt sich darin nicht nur die für diese so bedeutsame Reiz- und Erlebnisfunktion des Musikhörens. Da der Schallplattengebrauch in enger Verflechtung mit der Verwendung von modischen Accessoires, Genußmitteln, Kosmetika, technischen Geräten, Informationen über Interpreten, Genres, Szenen etc. erfolgt und hierbei die Gruppe der Altersgleichen bevorzugter Orientierungspunkt für Urteils- und Geschmacksbildung ist, zeigt sich darüber hinaus hierin ein ganzes Netz vielfältiger psychosozialer Momente im Jugendkonsum (*Dollase*, 1988).

Die verhaltenssichernde Funktion des Konsums in der Freizeit von Jugendlichen dürfte noch dadurch hervortreten, daß Jugendliche die Rolle des Konsumenten von allen Erwachsenenrollen in unserer Gesellschaft am ehesten gleichsam »automatisch« und ohne spezifische innere Konflikte, abgesehen vom Problem knapper finanzieller Ressourcen, beherrschen lernen. Als sehr bedeutsame Kaufkraftträger von den Freizeitindustrien ernstgenommen, können sie sich, zumal angesichts der für sie sichtbaren Eindeutigkeit der Tauschbeziehung zum Verkäufer, als Konsumenten relativ unabhängig von moralischen Fremdzwängen verhalten, zumindest vom Standpunkt des Marktes. Die Konsumentenrolle ist daher für Jugendliche eine recht stabile und eindeutige Verhaltensgrundlage für die Freizeit, wahrscheinlich auch mit erheblichen Transfereffekten auf andere Bereiche.

Anbieter auf dem Markt der Freizeitgüter, die sich besonders geschickt der jeweils vorherrschenden Leitbilder ihrer jugendlichen Kunden zu bedienen wissen, haben zweifellos eine besondere Chance, Kauf und Konsum dieser Kunden nach eigenen Interessen zu beeinflussen. Ob diese »Manipulation« auf dem Markt allerdings wirksamer ist als die soziale Kontrolle von seiten anderer, insbesondere institutioneller Interessengruppen, sei dahingestellt. *Kreutz* (1974, 31) sieht in der Tatsache, daß der Jugend in zunehmendem Maß ein eigener Verhaltensbereich mit verdünnter direkter Kontrolle eingeräumt und mit attraktiven Sendungen der Massenmedien und attraktiven Konsumangeboten ausgestattet wird, den Vorteil einer indirekten, sanften Steuerung jugendlicher Verhaltensweisen, der mit der Rivalität von Machteliten, Weltanschauungssystemen und kulturellen Traditionen bei der direkten sozialen Kontrolle über die Jugend kontrastiert. Wahrscheinlich verstärkt die via Konsumentenrolle ablaufende Verselbständigung von Jugendlichen den subkulturellen bzw. stilistischen Pluralismus der Ausgestaltung der Jugendphase und erschwert, in Verbindung mit der hiermit nicht-synchronisierten, ohnehin konfliktreichen institutionellen Sozialisation, die Steuerung jugendlichen Verhaltens. Trotz beschleunigter ökonomischer Integration der Jugend im Konsumsektor dürfte diese Steuerung schwieriger geworden sein als es manche Vertreter der These von der Marktmanipulation der Jugend wahrhaben wollen.

Anders als bei den Erwachsenen mit der Bezugsgruppe des engeren Familienverbandes sind die dominante Bezugsgruppe Jugendlicher für konsumtive Entscheidungen, Freizeitinteressen und Medienorientierung die Gleichaltrigen in Freundschaftsgruppen, Cliquen, in geselligen Treffpunkten etc. Sie fungieren z.B. als häufigere Gesprächspartner als Eltern und andere Erwachsene bei Themen wie

Wirtschaft, Sexualität, Freundschaften und, wie gesagt, Freizeit (EMNID/SHELL, 1975, Bd. II, 174ff.; *Sand/Benz*, 1976, 45). Offensichtlich beziehen sich diese Themen auch auf solche Interessen, die bei der Verwendung des Taschengeldes im Vordergrund stehen. Grundlage des Konsums und Freizeitverhaltens von Jugendlichen ist somit ein breites und geschichtetes Gefüge aus Freizeitinteressen, Geschmacksbildung, des Geltungsnutzens und der Generationskultur, die in diesen Altersgruppen vorherrschen. Da diese recht beweglich und veränderlich sind, entziehen sie sich in dieser ihrer Orientierung häufig der vorausschauenden Planung durch die Freizeitindustrien. Ihre kommerzielle Vermarktung auf breiter Ebene vollzieht sich oft erst im nachhinein, wenn Erwachsene ihren Modewert für sich selbst entdeckt haben.

Bekanntlich sind Freizeit und Unterhaltungsindustrie das Feld der expansivsten Märkte in unserer Gesellschaft und der wachsenden Vielfalt nach Menge und Qualität. Daher kommen in ihnen technische und kulturelle Innovationen bevorzugt zur Anwendung und Auslösung. Zwangsläufig hat an diesen eine junge Generation intensiver und informierter Teil als ältere Generationen. Jugendliche können im Hinblick auf viele, insbesondere neue Gebrauchs- und Verbrauchsgüter als sachverständiger gelten. Im Freizeit- und Konsumbereich dürften sich, wie generell im Bereich moderner Technikadaptionen, die »präfigurativen« Elemente unserer Kultur, d.h. der strukturelle Zwang, daß Ältere von Jüngeren lernen (*Mead*, 1971), am deutlichsten im Alltag ausdrücken.

4.2. Zur institutionellen Problematik gleichzeitiger sozialer Integration und Ausgliederung der Jugend in der Freizeit

Betrachtet man Jugend als die Phase der Übernahme, Ausgestaltung und Ausdifferenzierung sozialer Rollen durch die Heranwachsenden, so kommt dem Erwerb der »Spielrollen« als Kern der Freizeitrollen und in enger Nachbarschaft zur Konsumentenrolle eine große sozialisatorische Bedeutung zu, in dem dieser Prozeß den Aufbau verschiedener Handlungsmuster synchronisiert: intime Beziehungen, soziale Geltung unter Gleichaltrigen, Identifikation mit diesen, Selbstdefinition in relativer Unabhängigkeit von den Erwachsenen. Dabei verbinden sich verschiedene Kompetenzbereiche: physische Kompetenz im sportlichen Wettbewerb, intellektuelle und expressive Kompetenz im Umgang mit Kunst und Ästhetik, Geltung und Fähigkeiten als Vertrauter, Freund, Partner in persönlichen Beziehungen innerhalb der Geschlechter und zwischen ihnen (*Kelly*, 1983, 62f.).

In der »Gesellschaft der Jugendlichen« werden aber auch starke äußere Allokationsmechanismen wirksam (*Kreutz*, 1972, 185ff.), die eine Basis für mehr oder minder konstante Strukturen sozialer Ungleichheit setzt. Die »Cliquen« der Gleichaltrigen sind für Jugendliche, wie gezeigt werden konnte, die bevorzugten Freizeitpartner, man trifft sie an fast beliebigen Orten der Freizeitaktivitäten. Ihre Anwesenheit bzw. die Gelegenheitsstruktur der Freizeiteinrichtungen zur Begegnung mit wahlverwandten Gleichaltrigen bestimmt großenteils die Attraktivität von Freizeitangeboten. In der Bildung der jugendlichen Altersgruppen werden nach Meinung von *Allerbeck/Hoag* (1985, 43) die sozialen Klassen geradezu reproduziert. Je

stärker die Freizeit Jugendlicher sich im Kontext dieser Gruppen entfaltet und je stärker sie mit den Märkten der Unterhaltungsindustrien, Populärkultur und Massenkommunikationsmedien rückgekoppelt sind, desto naturwüchsiger vollzieht sich diese Reproduktion, allerdings im Zusammenhang mit und möglicherweise gegenläufiger Tendenz zu den Innovationsschüben aus der Jugendkultur, die nicht zwangsläufig streng mit der Klassen- und Schichtstruktur synchronisiert ist (*Zinnecker*, 1987, 340f.).

Allem Anschein nach ist die Fähigkeit öffentlich-institutioneller Maßnahmen und Organisationen zur Steuerung dieser Prozesse sehr begrenzt, überdies noch weitgehend unklar und widersprüchlich (näher hierzu die Beiträge von *Schefold/Böhnisch* und *Wuggenig* in diesem Band). Veränderungen im Teilnahmeverhalten von Jugendlichen in Organisationen (siehe *Lüdtke/Pawelka* in diesem Band) lassen eine Verschiebung zu Lasten traditioneller, öffentlicher und halböffentlicher und zugunsten »jugendspezifischer« und an besonderen Interessen orientierter Vereine, Verbände und Clubs erkennen – eine weitere Auflösung einheitlicher Kontroll- und Sinnkontexte der Freizeit Jugendlicher. Die öffentlichen und halböffentlichen Freizeiteinrichtungen der offenen Jugendarbeit haben sich den Herausforderungen der dominanten Freizeitwelt Jugendlicher eher nur passiv stellen können: sie wirken zwar selektiv und typenspezifisch auf der Ebene der einzelnen Einrichtung und Kommune, insgesamt aber existieren keine bedeutsamen Unterschiede zwischen den Freizeitmustern ihrer Nutzer und denen der Jugend generell (*Grauer*, 1973; *Lüdtke*, 1972). Auch in neueren, selbstverwalteten Formen der Kultur- und Jugendarbeit mit Jugendlichen zeigen sich prinzipiell die gleichen Strukturen: sie garantieren größere Verhaltensspielräume, es bleibt aber weitgehend beim »Konsumentenstatus« der Nutzer, die eher reaktiv als aktiv das Angebot beeinflussen (*Naroska*, 1985).

Insgesamt fördert auf dieser Ebene das Freizeitsystem eine Art Parzellierung der Lebenswelt Jugendlicher und ihre relative Ausgliederung, die *Allerbeck/Hoag* (1985, 50ff.) folgendermaßen gekennzeichnet haben: Die Freizeitgruppen entstehen weitgehend durch Wahlfreiheit gemäß vorfindbaren Angeboten und Gelegenheitsstrukturen. Je mehr Jugendliche mit und in ihnen interagieren, desto unzulänglicher werden sie auf die »Organisationsgesellschaft« der Erwachsenen vorbereitet. Denn die Peer-Orientierung verhilft hauptsächlich zur Einübung eines Sozialverhaltens, das die Übernahme von Erwachsenenrollen erschwert. In den Freizeitcliquen Jugendlicher, die nach dem Kriterium der Wahlverwandtschaft in Milieu, Habitus und Stil entstehen, werden Jugendliche kaum systematisch mit Gegensätzen und Widerständen konfrontiert, die Fähigkeiten des Kompromisses und des Sicharrangierens fördern.

Die große Bedeutung einer Förderung der Potentiale Jugendlicher zu selbstverantwortlichem, konkretem Handeln in altersheterogenen Beziehungen läßt sich also aus dem gegenwärtigen Zustand ihrer Freizeit recht überzeugend ableiten; die Frage ist nur, wie und wo in den Schnittbereichen von Arbeit, Freizeit, Politik und Öffentlichkeit diese Felder angesiedelt werden können. Der weiteren Forschung bleibt die wichtige Aufgabe einer Klärung der Resultanten auf gesellschaftlicher, gruppenspezifischer und individueller Ebene, die sich aus der Vielfalt dieser Wider-

sprüche, gleich- und gegenläufigen Tendenzen in der Freizeit Jugendlicher künftig ergeben werden.

Literatur

Allerbeck, K., Hoag, W.: Jugend ohne Zukunft? München 1985 – Deutsche Gesellschaft für Freizeit (Hg): Freizeitlexikon. Ostfildern 1986 – *Dollase, R.:* »›Von ganz natürlich bis schön verrückt‹ – Zur Psychologie der Jugendmode.« Jugend und Mode. Hg. *D. Baacke* u.a. Opladen 1988, 93–140 – EMNID/SHELL: Jugend zwischen 13 und 24. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Bearb. *V. G. Blücher*, 3 Bde. Bielefeld/Hamburg 1975 – *Emsbach, M.:* »Computer und Bildschirmspiele in der Freizeit Jugendlicher«. M. Emsbach, Hans-D. Schneekloth, M. Stoffers: Computer-Freizeit. Hg. Gesellschaft zur Förderung der Freizeitwissenschaften. Erkrath 1988, 61–122 – Freizeit-Daten, Auswahl und Bearbeitung: Horst W. Opaschowski. B.A.T.-Freizeit-Forschungsinstitut und Deutsche Gesellschaft für Freizeit. Hamburg/Düsseldorf 1982 – *Fuchs, W.:* »Entspannung im Alltag«. Jugendliche + Erwachsene; 85. Band II: Freizeit und Jugendkultur. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Opladen 1985, 7–34 – *Grauer, G.:* Jugendfreizeitheime in der Krise. Weinheim/Basel 1973 – *Kelly, J. R.:* Leisure Identities and Interactions. London/Boston/Sydney 1983 – *Kreutz, H.:* Soziologie der Jugend. München 1974 – *Lüdtke, H.:* Jugendliche in organisierter Freizeit. Weinheim/Basel 1972 – *Mead, M.:* Der Konflikt der Generationen. Olten 1971 – *Naroska, H.J.:* Neue Formen sozialer Infrastrukturleistungen. München 1985 – *Opaschowski, H. W.:* »Pädagogik im Spannungsfeld von Freizeit und Unterricht«. In: Freizeit und Schule. Hg. *K. Hoyer, M. Kennedy*. Braunschweig 1978, 38–65 – *Sand, H., Benz, K. H.:* Jugendreport. Jugend und Meinungsbildung. Stuttgart – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Opladen 1982 – *Schilling, J.:* Freizeitverhalten Jugendlicher. Weinheim/Basel 1977 – SINUS: Jugend privat. Opladen 1985 – *Swoboda, W. H.:* Jugend und Freizeit. Hg. Gesellschaft zur Förderung der Freizeitwissenschaften. Erkrath 1987 – *Tippelt, R., Becker, U.:* Jugendforschung in der Bundesrepublik. Opladen 1984 – *Tokarski, W., Schmitz-Scherzer, R.:* Freizeit. Stuttgart 1985 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987 – *Zinnecker, J.:* »Literarische und ästhetische Praxen in Jugendkultur und Jugendbiografie«. In: Jugendliche + Erwachsene; 85. Band II: Freizeit und Jugendkultur. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Opladen 1985, 143–348 – *Zinnecker, J.:* »Die Gesellschaft der Altersgleichen«. In: Jugend 81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Band 1. Hg. Jugendwerk der Deutschen Shell. Hamburg 1981, 422–671 – *Zinnecker, J.:* »Jugend im Raum gesellschaftlicher Klassen«. In: Interdisziplinäre Jugendforschung. Hg. *W. Heitmeyer*. Weinheim/München 1986, 99–132.

Ulrich Saxer

Jugend im Einfluß der Massenmedien – Nutzung und Wirkungen

1. Forschungsstand und Forschungsentwicklungen

1.1. Forschungsgegenstand

Der Forschungsgegenstand, der in der Überschrift »Jugend im Einfluß der Massenmedien – Nutzung und Wirkungen« umrissen wird, ist, wie bereits die Analyse der in ihr aufscheinenden Begriffe an den Tag bringt, schwer bestimm- und eingrenzbar. Entsprechend komplex und kontrovers sind die einschlägigen Forschungspraktiken und -befunde.

»Jugend« bildet zwar, vor allem in der Koppelung »Kinder/Jugendliche«, eine von der universitären Forschung wie von derjenigen der Rundfunkanstalten vergleichsweise oft untersuchte Publikumskategorie, maßgeblich auch weil ihr Verhältnis zur Medienkommunikation vielfach als problematisch perzipiert wird. Pädagogische Besorgnisse, medienpolitische Gesichtspunkte und marktstrategische Erwägungen gehen denn auch in die diesbezüglichen Analysen ein. Als psychosoziale Übergangsphase von der Kindheit zum Erwachsensein wird »Jugend« von der Medienforschung überdies ebensowenig einheitlich bestimmt wie in der Jugendforschung überhaupt (vgl. *Markefka* in diesem Band). Von der Datenlage her und auch unter der hier besonders relevanten Sozialisationsperspektive liegt es nahe, analog der jüngsten umfassenden deutschsprachigen Studie zum Titelthema (*Bonfadelli* et al., 1986, 15) den Jugendbegriff hier weit zu fassen und darunter die 12–29jährigen und ihr Verhältnis zu den Medien zu berücksichtigen.

Denn auch die gängige Vorstellung eines einseitigen Einflusses der Medien auf die Jugendlichen muß im Zeitalter immer größerer medienunternehmerischer Rücksichtnahme auf Jugendmärkte und ebenso im Lichte der schon eine Generation alten Umorientierung der Forschung vom Konzept des passiven zu demjenigen des aktiven Rezipienten relativiert werden. Der Angebotscharakter von Artikeln und Sendungen, die in demokratischen Gesellschaften unter Konkurrenzdruck Publika suchen und gewinnen müssen, beinhaltet ja, daß sie in Form und Inhalt Nutzungspräferenzen des Publikums antizipieren und daß also auch Massenkommunikation, darunter diejenige mit Jugendlichen, in erheblichem Maß unter der Kategorie der Interdependenz begriffen werden muß.

Dies um so mehr, als unter den sog. Neuen Medien, d.h. unlängst entwickelten zusätzlichen Verteiltechniken, von der Satellitenkommunikation bis zum Bildschirmtext, sog. interaktive Dienste die scheinbare Einwegkommunikation der Massenkommunikation weiter reduzieren. Die intensivere Ausrichtung moderner Mediensysteme auf Ziel- statt auf Massenpublika hat zudem die Bedeutung der Massenkommunikation innerhalb der Medienkommunikation verringert und zwingt

zur Berücksichtigung weiterer Medien als bloß der »klassischen« Massenmedien Presse, Radio, Fernsehen, soll ein wirklichkeitsgerechtes Bild des mit dem Titel anvisierten Forschungsgegenstandes zustandekommen. Nicht nur auf »Junge Menschen im sozialen Wandel« – so ja der Obertitel, unter dem dieser Beitrag in diesem Handbuch figuriert – kann dieser sich beschränken, sondern er muß den Wandel der Sozialisationsinstanz Medienkommunikation zugleich mitthematisieren.
Sonst wird nämlich auch der Begriff der *Medienwirkungen* noch problematischer, als er es ohnehin schon ist. Die den herkömmlichen Normen und Standards der empirischen Sozialforschung verpflichtete Wirkungsforschung hat sich ja um der Validität und Reliabilität ihrer Befunde willen auf ein enges Konzept von Medienwirkungen beschränkt (*Saxer*, 1987a, 74ff.); andererseits gestehen gerade auch methodologisch rigorose Empiriker (*Kepplinger*, 1982, 106ff.; *Schulz*, 1982, 51) Unzulänglichkeiten dieses Wirkungskonzepts ein, das die komplexe Realität des Gegenstandes, von diesem aus gesehen, willkürlich, nämlich primär gemäß methodologischen Erfordernissen, reduziert. Auch Bestätigung einer Einstellung durch Medienkommunikation ist »Wirkung«; diese kann im Affektiven und im Sozialen ebenso wie im Kognitiven spielen; und »Wirkungen« lösen die Massenmedien vor jeder konkreten Publikation allein schon durch ihre Existenz aus, z.B. ein auf sie ausgerichtetes Politikerverhalten. Unter dem Eindruck einer immer reichhaltigeren, aber auch kompakteren Medienumwelt in modernen Gesellschaften finden denn auch medienökologische Ansätze mit viel umfassenderen Wirkungskonzepten in der Forschung, zumal derjenigen unter der Sozialisationsperspektive, vermehrt Beachtung, und terminologisch setzt sich auch mehr und mehr die Einsicht durch, es sei außer von »Wirkungen« auch von »Auswirkungen« der Medien und der von ihnen vermittelten Kommunikation zu sprechen, um weitere, z.B. sozialstrukturelle Aspekte des Medieneinflusses zu signalisieren.
Das Forschungsfeld Jugend und Medienkommunikation, auch wenn eingeengt auf das Verhältnis von Medien als Sozialisationsinstanzen und Jugendlichen als Sozialisanden ist mithin überaus vieldimensional und entsprechend anspruchsvoll. Trotz intensivierten Bemühungen ist es wissenschaftlich erst in Teilen und einseitig erschlossen, weil eben in ihm die Schwierigkeiten der Medienwirkungs- und der Jugendforschung kumulieren.

1.2. Forschungsentwicklungen

Die Entwicklung der Medienwirkungsforschung, der das Thema »Jugend im Einfluß der Massenmedien« maßgeblich zugerechnet werden muß, verläuft infolge dieser Beschaffenheit des Forschungsgegenstandes diskontinuierlich.
Zudem fällt an der Entwicklung der Medienwirkungsforschung insgesamt eine befremdliche Urteilsinkonstanz auf, die auch wieder auf unterschiedliche Problemperzeptionen zurückgeführt werden kann, aber auch mit je anderen Forschungsperspektiven zusammenhängt. Die Medienwirkungsforschung oszilliert hingegen im Verlauf der Jahrzehnte zwischen Vorstellungen von Medienall- und -ohnmacht (*Severin/Tankard*, 1982, 246ff.), wobei sich drei Hauptphasen unterscheiden lassen:
– Bis in die 40er Jahre dominierte, unter dem Eindruck totalitärer Propagandaent-

faltung, die These von der *Medienallmacht*. Das ihr zugrundeliegende Transfermodell (»Bullet Theory«; *Severin/Tankard*, 1982, 147f.) geht davon aus, die Medien wirkten über geschickt arrangierte Stimuli in erster Linie auf die Emotionen der Empfänger, von welchen diese Botschaften ähnlich und im Sinne der Journalisten verarbeitet würden, denn das Publikum, nach der Vorstellung des Transfermodells weitgehend bindungslos in einer atomisierten Massengesellschaft lebend, ist diesen Medienstimuli unmittelbar ausgeliefert.

- Mangels überzeugender empirischer Nachweise der vermuteten mächtigen Medienwirkungen und im Gefolge einer differenzierten, reale Sozialbeziehungen zwischen den Individuen nicht mehr übersehenden, soziologischen Perspektive wurde die These von der Medienallmacht in einer zweiten Phase entschieden verworfen und durch diejenige von der beschränkten Medienmacht bzw. *relativen Medienohnmacht* ersetzt. Systematisch wurden nun, bis Ende der 60er Jahre, immer weitere Belege bezugsgruppengestützter Rezipientenselektivität beigebracht, das sehr limitierte Potential der Massenmedien, Einstellungen zu verändern, vielfach nachgewiesen und überhaupt die frühere Meinung widerlegt, bestimmte Medieninhalte seien hinreichende oder notwendige Ursache von direkten Effekten.
- In den 70er Jahren und einer dritten Phase mehrten sich indes die Zweifel, nicht zuletzt auch unter dem Eindruck zunehmender informationsgesellschaftlicher Abhängigkeit von den Medien, deren Hauptbetätigungsfeld sei die Beeinflussung von Einstellungen und sie dort wenig mehr als Bestätiger schon etablierter Attitüden. Das Augenmerk der Forschung weitete sich demzufolge auf andere mögliche Wirkungsfelder von Medienkommunikation, und dort wurden unter verschiedenen forschungsleitenden Konzepten wie Sozialisationsperspektive, Thematisierungsfunktion oder Schweigespirale doch solch erhebliche Medienwirkungen festgestellt, daß nun die These von der *relativen Medienmacht* in der Kommunikationswissenschaft weit herum zu Geltung kam.

Allmählich gewinnt schließlich in den 80er Jahren, wie erwähnt in erster Linie unter der Sozialisationsperspektive, in der sich weiter differenzierenden Medienwirkungsforschung die Vorstellung vom Mediensystem als einem Umweltfaktor von sehr vielfältigem Problemlösungs- und Problemschaffungspotential an Gewicht. Mit dieser holistischen, kontextbezogenen Konzeption (Publizistik, 1988) von Medienwirkungen einher geht methodologisch der vermehrte Einbezug qualitativer Untersuchungstechniken.

1.3. Forschungsprobleme

Der komplexe Gegenstand schafft bestimmte Dauerprobleme für die Forschung, und die Entwicklung der Medienwirkungsforschung spiegelt diese.

Als erstes ist das *Delimitationsproblem* zu nennen. Kommunikation wie auch Sozialisation sind »soziale Totalphänomene« (*Marcel Mauss*), d.h. sie erstrecken sich durch alle erdenklichen Schichten des gesellschaftlichen Seins und sind dementsprechend letztlich bloß willkürlich begrenzbar. Dies hat z.B., vorwiegend aus methodologischen Gründen, zur Konzentration der Forschung auf kurzfristige

Medienwirkungen geführt, die im Sozialisationsgeschehen natürlich keineswegs die entscheidenden sind.

Im Verhältnis von Jugend und Medienkommunikation kommt die Komplexität von Sozialisation wie von Kommunikation zum Tragen. Als zweites Hauptproblem muß daher dasjenige der *Überkomplexität des Gegenstandes* angeführt werden. Der hier diskutierte Forschungsbereich wird ja zumindest durch 6 umfassende Faktorenbündel strukturiert, die in folgenden Zusammenhang gebracht werden können: (1) Sozialisanden und (2) Sozialisationsinstanzen (3) als Sozialisationsbeeinflußte (4) interagieren und kommunizieren (5) in Sozialisationskontexten (6) mit Sozialisationsfolgen. Trotz den erwähnten differenzierenden Entwicklungen sind die wissenschaftlichen Modelle, die diesen vieldimensionalen Gegenstand angemessen reduzieren sollen, noch nicht ausreichend komplex.

Dies hängt u.a. auch mit dem dritten, dem *Integrationsproblem* zusammen. Wenn ein 1988 erschienenes Handbuch der Jugendforschung im Sachregister weder »Medien« noch »Massenmedien« ausweist und generell den kommunikativen Aspekt wenig ausdifferenziert (*Krüger*, 1988), so verrät dies überdeutlich Mängel in der interdisziplinären Kooperation, die vom Gegenstand her gefordert wäre. Und innerhalb der Medienwirkungsforschung wird erst neuerdings das Auseinanderklaffen des Überhangs an psychologisch ausgerichteten Mikroansätzen und der wenigen soziologisch orientierten Makroansätze durch die kontextuale Forschungsrichtung etwas gemildert.

Ferner wird, viertens, der Forschungskomplex durch elementare *Kausalprobleme* belastet. Diese belegen zumal die Urteilsinkonstanz der Medienwirkungsforschung und daß z.B. die Dissonanztheorie durch viele Vorgänge bei der Rezeption von Medienkommunikation bestätigt wird, für diese aber auch andere Erklärungsmöglichkeiten gegeben werden können (*Donsbach*, 1988, 115); aber auch die Sozialisationsforschung ist, maßgeblich im Gefolge von Problem 3, davon geprägt, als unter der Makroperspektive die Sozialisanden regelmäßig passiver erscheinen denn unter der Mikroperspektive.

Zum fünften wirken sich die bekannten Unterschiede zwischen *Laborexperimenten und Feldstudien* in der Medienwirkungsforschung immer wieder störend aus, und zwar vor allem in Form der Gefahr der Artefaktbildung bei den ersteren und – wegen der unkontrollierbar vielen möglichen Drittfaktoren – als Verschärfung des Kausalproblems in den letzteren.

Schließlich wird als sechste Hauptschwierigkeit immer stärker ein allgemeines *Generalisierungsproblem* in der Medienforschung erkannt. Die sehr große Zahl möglicher involvierter Faktoren und relevanter Konstellationen, die bei der Sozialisation von Jugendlichen durch Medienkommunikation zu berücksichtigen sind, läßt ja »allgemeingültige Ergebnisse ... nur auf einer sehr niedrigen Erkenntnisebene« (*Ronneberger*, 1987, 102) zu und nötigt mehr und mehr zur Beschränkung auf Fallstudien.

Alle diese Probleme müssen für die angemessene Einstufung der im folgenden referierten Hauptbefunde der Forschung in Erinnerung behalten werden.

2. Offerte und Nutzung

2.1. Massenmedien als Konstituenten der Umwelt

Haushalte in modernen Gesellschaften sind regelmäßig auch Medienhaushalte. Das Zuhause bildet das medienökologische Zentrum; seine jeweilige Medienausstattung bestimmt den Verlauf der Sozialisation zur und durch Medienkommunikation entscheidend und ist in starkem Maß schichtabhängig. So verfügen z.B. in der Schweiz die Haushalte der oberen Strata über mehr Bücher und Zeitungsabonnements als die andern, aber über eine insgesamt unterdurchschnittliche Fernsehausstattung. Allerdings stehen in diesen Haushalten andererseits häufiger mehrere TV-Geräte, manche im Eigentum der Kinder (*Bonfadelli*, 1988, 17). Ebenso ist das Gefälle in der Ausstattung mit Medieninstitutionen wie Discos, Bibliotheken oder auch Fernsehstationen in verschiedenen ökologischen Zonen beträchtlich, zumal zwischen urbanisierten und ländlichen Regionen (*Baacke*, 1988, 81). Schon vom Angebot her wachsen also die Jugendlichen in durchaus verschiedenen Medienumwelten und damit auch in unterschiedlichen diesbezüglichen Sozialisationskontexten auf, innerhalb derer je andere und zum Teil auch wieder schichttypische medienpädagogische Praktiken der Eltern die Zugänglichkeit der jeweiligen Medienofferten weiter differenzieren.

Immerhin gilt, daß im Zuge der Entwicklung moderner Nationen zu Informations- bzw. Mediengesellschaften die Medienausstattung der Haushalte wie der Jugendlichen ganz allgemein vielfältiger geworden ist. Ein eigenes Radiogerät z.B. besaß 1955 noch nicht einmal jeder 4. Jugendliche; von den 15–18jährigen waren es lediglich 6 Prozent, von den 19–20jährigen 14 Prozent. Seither ist der persönliche Besitz eines Radiogerätes schon bei den 12–15jährigen die Regel geworden. Zudem hat nun jeder Zweite dieser Altersgruppe auch noch einen Radiorecorder und jeder Dritte einen Walkman (*Zinnecker*, 1987, 189). Wie sehr die auditiven Medien *die* Jugendmedien sind – und nicht etwa das Fernsehen – zeigt sich bereits in dieser gewaltigen Nachfrage nach ihnen, und von welcher Tragweite dieser unerhört erleichterte Zugang zu immer mehr Musikangeboten für die Ausbildung des Musikgeschmacks ist, darüber läßt sich erst spekulieren (*Bastian*, 1986; *Drengberg/Rust*, 1988; *Ostleitner*, 1987).

Sicher ist indes, daß unter diesen Umständen die Medien insgesamt ein sowohl selbstverständlicher als auch unverzichtbarer Bestandteil der Umwelt von Jugendlichen geworden sind. Entsprechend hoch habitualisiert und vergleichsweise fest in den Tagesablauf eingefügt ist ihre Nutzung, insbesondere diejenige der elektronischen Medien. Dies wird wiederum dadurch erleichtert, daß Medien in Demokratien in ihren Botschaften den unmittelbar direktiven bzw. überredenden Gestus, der ihre Freizeitpublika vor den Kopf stoßen könnte, vermeiden; diese werden vielmehr als unverbindliche, aber attraktive Offerten gestaltet und implizieren auch nicht allzu hohe kognitive Ansprüche – Lernwiderstände, die zu überwinden ihre Rezipienten ohnehin nur in Ausnahmefällen gewillt sind. Daran ändert auch die intensivierte Zielgruppenausrichtung der Medienproduktion im Zeichen vermehrter Konkurrenz nichts, da diese zugleich, von Marktforschung angeleitet, noch

stärker die mutmaßlichen Präferenzen der Zielpublika antizipiert und damit möglichst glatte Rezeptionsprozesse anstrebt. Unter diesen Umständen kommt es in erster Linie zu beiläufigen Lernprozessen durch Medienkommunikation, freilich solchen von diffuser Multifunktionalität, was maßgeblich die erwähnten Forschungsprobleme verursacht.

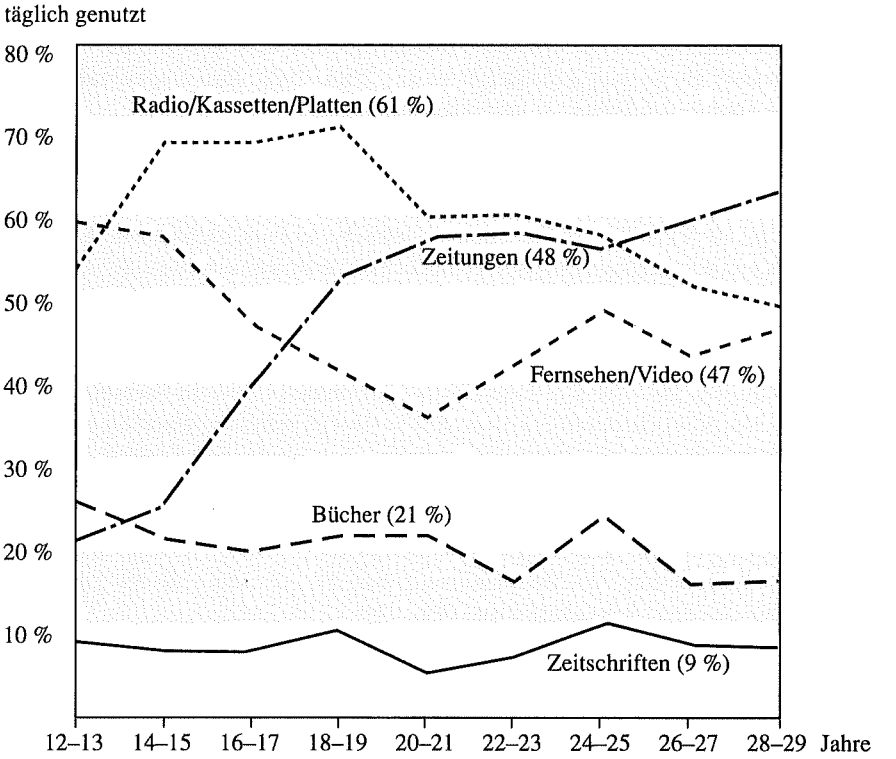
2.2. Nutzungsmuster und Präferenzen

Die heutigen Jugendlichen lassen sich dementsprechend als eine Multimedia-Generation (*Bonfadelli* et al., 1986, 188) charakterisieren, ist doch Freizeit im wesentlichen Medienzeit, und diese Medienzeit wird auf immer mehr Medien verteilt. Insgesamt wandten die 12–29jährigen Deutschen 1984 gegen 5 Stunden täglich für Mediennutzung auf, und zwar die Hälfte dieser Zeit für die auditiven Medien (Hörfunk, Platten, Kassetten), ein gutes Drittel für Fernsehen, einschließlich Video, und eine gute halbe Stunde für Zeitungs-, Zeitschriften- und Buchlektüre (*Bonfadelli* et al., 1986, 141). Zusätzlich zu den herkömmlichen Medien vertreiben sich bereits bis 20 % der Jugendlichen die Zeit sehr oft oder oft mit neuen Bildschirmmedien wie Videofilm, Telespiele oder Homecomputer (*Spanhel*, 1987, 92f.), und bloß 5 % werden an einem normalen Wochentag von den Massenmedien nicht erreicht (*Bonfadelli* et al., 1986, 192). Nicht medienbezogene Freizeitaktivitäten werden von den Jugendlichen viel weniger in einem täglichen Turnus gepflegt und strukturieren mithin ihren Alltag nicht so elementar. So liegt der Anteil derjenigen, die täglich eine Veranstaltung besuchen, also z.B. Kino, Konzert, Theater oder in einen Verein gehen, bei 2 Prozent; ebensoviele musizieren täglich, während 13 Prozent angeben, jeden Tag Sport zu treiben, und 14 Prozent, sich täglich mit Freunden zu treffen, und ebensoviele, jeden Tag mit Bekannten zu telefonieren (*Bonfadelli* et al., 1986, 85ff.). Die Bedeutung der Gleichaltrigengruppe im Leben der Heranwachsenden wird im übrigen an diesen Zeitanteilen auch schon deutlich, und auch in diesem Beziehungsfeld spielen die Medien eine maßgebliche Rolle.

Der Medienkonsum von deutschen Jugendlichen bleibt bis 20 Jahre bemerkenswert konstant bei 4½ Stunden täglich und steigt erst danach auf etwa 5 Stunden. Die Mediennutzung variiert nämlich gemäß dem Lebenszyklus. So nimmt der Zeitaufwand für das häusliche Medium Fernsehen bei den 25–29jährigen deutlich zu, denn jeder zweite ist nun verheiratet. Bei den Heranwachsenden ist die Mediennutzung zudem in besonders starkem Maß entwicklungspsychologisch bestimmt, was im Verein mit wechselnden Sozialisationskonstellationen die in Schaubild 1 abgebildete Dynamik auslöst.

Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß es im Verlauf der Mediensozialisation eigentliche Übergangs- und Umsteigemedien gibt. Der Kinobesuch z.B., der die Chance eröffnet, dem häuslichen Fernsehritual im Kreise von halbwüchsigen Kameraden zu entfliehen, ist bezeichnenderweise in der Altersgruppe von 16–21jährigen am häufigsten und fällt später rasch und dauernd ab (*Bonfadelli* et al., 1986, 94). Die Comics wiederum wechseln ihre Funktion während der vorpubertären Entwicklung: 9jährigen guten Schülern dienen sie als Lesehelfer, als Förderer ihrer noch

Schaubild 1: Tägliche Nutzung der Medien im Altersablauf (*Bonfadelli* et al., 1986, 83)



unvollkommenen Lesekompetenz. Später wechseln dann diese Jugendlichen gewöhnlich vom Bild-Schriftmedium zum Schriftmedium, zum Buch hinüber, während Schulschwache auch als 12jährige überdurchschnittlich oft den Comics treu bleiben und auf diese Weise schon über das vergleichsweise fernsehnahe Bild-Schriftmedium den späteren unterschichtstypischen höheren Fernsehkonsum gewissermaßen einüben (*Saxer* et al., 1980, 112).

Schaubild 1 verdeutlicht ferner, daß nicht nur die auditiven Medien die eigentlichen Jugendmedien sind, sondern auch, daß zumindest die deutschen Jugendlichen sich nur langsam an die Zeitung gewöhnen und trotz allmählich weiter steigender Wertschätzung für diese bei der Gründung eines eigenen Hausstandes anfänglich nicht selten auf ein Zeitungsabonnement verzichten. Die Sozialisation zur Tageszeitung vollzieht sich in der Bundesrepublik offenbar parallel zum Berufseinstieg, während in der Schweiz schon 71 % der 15jährigen mindestens mehrfach pro Woche die Zeitung durchstöbern (*Bonfadelli*, 1988, 25), freilich vor allem nach Veranstaltungshinweisen (*Bonfadelli/Saxer*, 1986, 88). Die besonders starke institutionelle Stellung der Presse im schweizerischen Mediensystem spiegelt sich in diesem Sachverhalt ebenso wie daran erkennbar wird, welche höchst unterschiedlichen

Leistungserwartungen verschiedene Nutzerkategorien gegenüber den einzelnen Medien hegen. Zeitschriften und Bücher schließlich totalisieren viel geringere Reichweiten und Nutzungsdauern als die tagesaktuellen Medien; sie werden anscheinend eher in wöchentlichem Abstand genutzt und geben auch weniger Gesprächsstoff ab als jene (*Bonfadelli* et al., 1986, 192). Ihre Verwurzelung im Leben der Heranwachsenden ist also insgesamt lockerer.

Allerdings bestehen natürlich diesbezüglich wie überhaupt sehr große Unterschiede zwischen verschiedenen Nutzertypen. Als Determinanten dieses je andern Nutzungsverhaltens wurden außer entwicklungspsychologischen Phasen Geschlecht und Bildung als besonders wichtige demographische und unterschiedliche Werthaltungen als mediennutzungsrelevante Persönlichkeitsfaktoren ermittelt. Es darf aber auch nicht außer acht gelassen werden, daß je andere Gesamtkonstellationen von Gesellschaft und Mediensystemen auch ein unterschiedliches Mediennutzungsverhalten von Generationen zur Folge haben können. So kann man z. B. die – im Vergleich zu den 1945–1956 in Deutschland Geborenen – höhere Fernsehnutzung der 1920–34er Kohorte damit erklären, daß bei ihrer Freizeitsozialisation noch viel weniger Möglichkeiten zur Verfügung standen, ihre wachsende Freizeit daher in viel stärkerem Maß vom damals neuen und faszinierenden Fernsehen absorbiert wurde und damit auch ihre Mediensozialisation entsprechend anders verlief als diejenige der privilegierteren später Geborenen (*Kiefer*, 1988). Was die erwähnten andern Determinanten von Mediennutzung betrifft, so führen sie zu folgenden Hauptunterschieden (*Bonfadelli* et al., 1986, 79ff.):

- *Geschlecht:* Mädchen sind sehr viel eifrigere Bücherleser, Jungen greifen regelmäßiger zur Tageszeitung. Der normativen Erwartung, Buchlektüre sei wünschenswert, fügen sich die Mädchen folgsamer als die Jungen, dem unterschiedlichen Autonomiespielraum der beiden Geschlechter entsprechend. Sozialisierung zur häuslichen Freizeitbeschäftigung auf der einen und zum Stammtischpolitiker auf der andern Seite zeichnen sich hier schon in der jugendlichen Mediennutzung ab. Auch sind die Mädchen den neuen Bildschirmmedien gegenüber, namentlich Videos und unter ihnen Brutalos, viel zurückhaltender.
- *Bildung:* Höhere formale Bildung motiviert eher zur Nutzung von Printmedien, bildungsschwache Jugendliche konsumieren eher Radio und Fernsehen. Darin schlagen allerdings auch familiäre Einflüsse und solche der sozialen Schicht zu Buch, die im Verbund hinsichtlich der für das soziale Fortkommen so wichtigen Lesefähigkeit und -bereitschaft Privilegierungs- und Unterprivilegierungszusammenhänge von großer Tragweite verursachen. Diese prägen sich auch wieder bei der Nutzung der verschiedenen Printmedien aus, nämlich in Form einer überaus unterschiedlichen Häufigkeit, mit der populäre und anspruchsvolle Zeitschriften gelesen werden.
- *Werthaltungen:* »Postmaterielle und berufsorientierte Werthaltungen begünstigen ... eine enge Bindung an die Printmedien, während umgekehrt das Fernsehen eher mit materialistischen, an Sicherheit und aufs Private orientierten Prioritäten zusammengeht« (*Bonfadelli* et al., 1986, 193). Es erweist sich mithin unter den Unterschieden von Mediennutzertypen eindeutig derjenige von Viel- und Weniglesern als besonders bedeutsam.

Auch in den Präferenzen für bestimmte Fernsehprogramme und Lesestoffe und selbst in den unterschiedlichen Musikvorlieben zeichnen sich deutliche Zusammenhänge mit diesen Bedingungsfaktoren der Mediennutzung ab.
So bevorzugen die deutschen Mädchen im Fernsehen eindeutig Alltags-, Familienserien und sonstige leichte Unterhaltung, Knaben dagegen »harte«, vornehmlich Western und Krimis, lassen sich aber auch eher für Informations- und Bildungssendungen gewinnen (*Bonfadelli* et al., 1986, 150). Mit steigender Bildung geht indes die Vorliebe für harte Unterhaltung gerade zurück, während idealistische bzw. postmaterialistische Werthaltungen wieder die Nutzungshäufigkeit von Bildungs- und Informationssendungen vergrößern. Im übrigen ist das Medium Fernsehen in starkem Ausmaß für die heutigen Jugendlichen, anders als für die Erwachsenen, ein Medium der Musik (*Bonfadelli* et al., 1986, 193), wobei generell Bildung, idealistische bzw. postmaterialistische Werthaltungen und männliches Geschlecht mit einer überdurchschnittlichen Präferenz für Jazz, weibliches Geschlecht, private Glücksorientierung und Volksschulabschluß mit Vorliebe für »middle of the road«-Musikstile zusammengehen (*Bonfadelli* et al., 1986, 154ff.; *Hänecke*/Projektgruppe, 1988, 153ff.). Was schließlich die Lesertypen von Buchgattungen betrifft, so stehen ungefähr einem Viertel Allesleser je ca. 1/10 Liebhaber anspruchsvoller bzw. trivialer Literatur gegenüber, ebensoviele, die sich für Ratgeberbücher interessieren, 12%, die sich primär an Kinder- und Jugendbücher halten, und 15% Leser von Sach- und Fachbüchern (*Bonfadelli* et al., 1986, 112). Geschlechtsspezifische Unterschiede spiegeln sich gemäß Schweizer Befunden in den Präferenzen für Lesestoffe analog zu denjenigen von Fernsehsendungen (*Bonfadelli*, 1988, 49).

3. Medienimages und Medienfunktionen

3.1. Medienimages

Mediennutzung hängt, wie vor allem in vielfältigster Weise unter dem sogenannten Nutzenansatz ermittelt worden ist, davon ab, was sich potentielle Rezipienten davon versprechen. Mediennutzung, als Voraussetzung von Medienwirkungen, ist dabei als das Resultat von Medienzuwendung zu verstehen. Diese kommt so zustande, daß bestimmte Bedürfnisse bzw. Probleme des Individuums in diesem entsprechende Kommunikationserwartungen auf Bedürfnisbefriedigung und Problemlösung durch bestimmte Medien und ihre Angebote auslösen und dieses schließlich entsprechende Medienbeiträge nutzt. Selbstverständlich verläuft dieser Prozeß meist hoch habitualisiert und mithin wenig bewußt, maßgeblich gesteuert durch Medienimages, durch Vorstellungsbilder, die mit den Medien assoziiert werden und in die natürlich auch frühere Erfahrungen mit Medienkommunikation eingeflossen sind. Mediensozialisation heißt zu einem wesentlichen Teil auch allmählicher Erwerb bzw. Aufbau von Medienimages. Die konkrete Motivation, sich irgendwelchen Medien auszusetzen oder gerade nicht, ist dann schließlich ein überaus komplexes Ergebnis von situativen Gegebenheiten, persönlichen Merk-

Tabelle 1: Präferenzen für Angebote des Fernsehens (Faktorenanalyse)/Prozent (*Bonfadelli* et al., 1986, 150)

Faktor „hoch“	insg.	Geschlecht		Alter				Bildung				Status				
		M	F	12-15 J.	16-19 J.	20-24 J.	25-29 J.	Volks-schule	Weiterf. Schule	Abi-tur	Univ.	Schü-ler	Lehrl.	Stud.	Berufs-tätige	Nicht Berufst.
Information und Bildung	33	42	25	12	33	39	47	24	32	52	60	26	32	56	40	29
Alltags- und Familienserien	33	16	51	32	34	33	35	32	34	35	36	33	36	32	29	51
Leichte Unterhaltung	33	26	41	35	27	31	43	45	32	16	12	28	28	13	39	57
Harte Unterhaltung	33	39	28	45	31	28	32	42	33	17	13	35	36	11	35	34
Jugend-sendungen	33	35	31	63	39	22	14	38	37	19	9	50	37	9	20	22
Pop- und Rockmusik	33	27	40	38	37	30	29	35	36	28	19	36	35	18	32	34
Musical und Oper	33	25	43	22	33	37	40	28	34	41	43	30	29	41	35	40

malen, darunter maßgeblich die jeweilige Medienkompetenz, gute Lesefertigkeit z. B., Medienimage und zugänglichem Medienangebot.
Für die Medienimages von Jugendlichen bezeichnend ist mithin deren noch relativ geringer Grad von Verfestigung. Medienpädagogisch sind darum durchaus Chancen gegeben, auf den Prozeß der Medienimagebildung einzuwirken, wenn der richtige Zeitpunkt nicht versäumt wird. Wohl sind gewöhnlich mit Abschluß der obligatorischen Schule zentrale Strukturen der Medienrezeption etabliert, sind z. B. Vielleser- und Vielseherbiographien schon in erheblichem Maß determiniert. Zugleich ist aber die Jugendphase auch als eine des Experimentierens (*Saxer* et al., 1980, 213) zu begreifen, aus der erst allmählich ein relativ dauernder persönlicher »Medienmix« als Nutzungsroutine resultiert. Der Vergleich von Medienimages der deutschen Gesamtbevölkerung mit denjenigen der Jugendlichen ergibt denn auch charakteristische Unterschiede, wobei auch bei den Erwachsenen natürlich wieder kohorten- und schichtspezifische Imageausprägungen zu differenzieren sind. So stellt die Langzeitstudie »Massenkommunikation« seit 1964 eine relativ kontinuierliche Verschlechterung von Images der tagesaktuellen Medien, vor allem des Fernsehens, auf Dimensionen wie Glaubwürdigkeit, Informationsqualität oder Unterhaltungswert, in der deutschen Bevölkerung fest (*Kiefer*, 1987, 147ff.). Allerdings hat dies erst in beschränktem Maß dazu geführt, daß diese Medien auch tatsächlich weniger genutzt werden. Dies verdeutlicht noch einmal den sehr hohen Habitualisierungsgrad des Medienkonsums. In der Schweiz ist im übrigen eine solche Erosion des Medienimages nicht nachweisbar (*Saxer* et al., 1987, 153). Bei den deutschen Jugendlichen hingegen ist das Gesamtmedienimage immer noch grundsätzlich positiv, wenn auch ambivalent (*Bonfadelli* et al., 1986, 194). Die Angehörigen der Multimedia-Generation der 80er Jahre sind ja »mit den Medien aufgewachsen und integrieren diese mit Selbstverständlichkeit in ihren Alltag« (*Bonfadelli* et al., 1986, 188). Noch immer sind sie für die Mehrheit der Jugendlichen attraktiv, aber nicht mehr besonders faszinierend, eben Alltag.
Immerhin unterscheiden sich, wie Tabelle 2 zeigt, die Vorstellungsbilder von den verschiedenen Medien erheblich. Das Fernsehen ist für die 12–29jährigen immer noch das wichtigste und glaubwürdigste Medium und zudem ihre Hauptinformationsquelle. Dabei totalisiert es allerdings als Unterhalter am meisten Punkte, anders als die primär als informativ empfundene Tageszeitung oder das vorrangig als bildend taxierte Buch. Einigermaßen erstaunlich ist dabei, daß Vielleser und Vielseher grundsätzlich ähnlich strukturierte Images von Buch und Fernsehen haben, erwartungsgemäß ist hingegen das Buchimage der Universitätsabsolventen sehr viel positiver als dasjenige der Jugendlichen mit Volksschulabschluß. Der Bildungsunterschied hat überhaupt völlig gegensätzliche Einschätzungen der Wichtigkeit der verschiedenen Medien zur Folge: Für Hochschulabsolventen rangiert das Fernsehen nach Tageszeitung, Buch und Radio erst an vierter Stelle, für Jugendliche mit Hauptschulabschluß ist hingegen die Television eindeutig die Nummer 1, gefolgt von Radio, Zeitung und Platten bzw. Kassetten (*Bonfadelli* et al., 1986, 160).

Tabelle 2: Übersicht der Medienimages im Vergleich/Prozent (*Bondafelli* et al., 1986, 165)

Eigenschaft	Tages-zeitung	Zeit-schrift	Buch	Kino	Fern-sehen	Radio	Kassette	Video	Neue Medien	Durch-schnitt	Rang
sympathisch	33	29	42	[43]	55	50	[46]	24	12	37	2
glaubwürdig	54	15	25	5	60	46	7	3	6	25	11
alltäglich	[63]	33	23	13	61	[59]	[30]	8	3	33	6
besonders	3	5	19	32	9	5	12	[44]	[45]	19	14
interessant	33	30	44	[36]	55	35	23	34	25	35	3
altmodisch	14	9	19	12	5	12	4	1	1	9	15
wichtig	[59]	15	31	6	57	49	16	6	8	27	9
bildend	41	22	[68]	5	49	25	6	5	8	25	11
vielseitig	34	[37]	31	25	[70]	47	26	27	21	35	3
fortschrittlich	13	8	10	9	36	17	12	[44]	[57]	23	13
informativ	[69]	[39]	36	8	[76]	[60]	6	7	17	35	3
unterhaltend	23	[42]	[48]	[56]	[79]	[62]	[51]	[44]	22	[47]	1
vermittelt Wissen	48	29	[64]	5	60	35	7	7	14	30	7
anregend	16	22	38	28	48	31	26	22	10	27	9
gibt Rat	36	[48]	37	4	[67]	49	3	4	9	29	8
gesamt	539	383	535	287	[787]	582	275	280	258	436	
Rang	3	5	4	6	1	2	8	7	9		

3.2. Medienfunktionen

Während Medienimages die Leistungserwartungen an Medien ausdrücken, werden als »Medienfunktionen« die tatsächlichen Leistungen bezeichnet, die Medien für Individuen und Kollektive erbringen. Fragen nach dem Gebrauchswert der verschiedenen Medien fördern dabei eine solche Fülle von Funktionen der Medien im Leben der Jugendlichen zu Tage, daß ihre hohe Zuwendung zu diesen begreiflich wird. Außer zur kognitiven und affektiven Bereicherung dienen die Medien den Jugendlichen ja auch in sozialer Hinsicht und strukturieren überhaupt maßgeblich deren Freizeit. Besonders die Modalitäten des Musikhörens und damit die Funktionen der auditiven Medien für die Heranwachsenden sind überaus mannigfaltig (*Bonfadelli* et al., 1986, 180ff.; *Saxer* et al., 1980, 101ff.). Musik brauchen sie als Stimmungsausgleich, aber auch zur Stimmungsverstärkung, als soziales Kontaktmittel wie als Ersatz für Sozialkontakte, zur Flucht aus Streß wie zur Provokation oder auch etwa zum Gewinn von alternativem Prestige unter den Kameraden, indem bei Schulschwäche Expertenschaft in Popmusik demonstriert wird. Trotzdem sprechen die Jugendlichen selber dem Fernsehen die größte Funktionsvielfalt zu, mit Unterhaltungs-, Informations- und Servicefunktionen an der Spitze (*Bonfadelli* et al., 1986, 169).
In kognitiver Hinsicht liegt die Bedeutung der Medienkommunikation für Jugendliche vor allem darin, daß diese sie ständig mit einer Welt konfrontiert, in der – anders als bei ihnen zuhause – offenbar alles Erdenkliche möglich ist und Normen folglich nur relative Gültigkeit beanspruchen können. So lernen sie von den Medien nicht nur soziale Spielregeln, sondern auch neue Handlungsmöglichkeiten kennen, greifen die Journalisten doch gerne auffälliges oder abweichendes Verhalten auf. Viele Jugendliche werden nur durch Medienkommunikation überhaupt des Vorhandenseins alternativer Jugendkulturen inne. Freilich ist dabei auch der wichtige Befund der Medienwirkungsforschung zu berücksichtigen, daß emotionale Eindrücke von Medienkommunikation länger haften bleiben als kognitive (*Sturm* et al., 1978), das affektive Sozialisationspotential der Medien also besonders groß ist.

4. Sozialisation durch Medienkommunikation

4.1. Sozialisanden und Sozialisationsinstanzen

Das Vermögen von Medienkommunikation, Jugendliche zu sozialisieren, kann nur angemessen erfaßt werden, wenn die andern Hauptsozialisierungsinstanzen, also Elternhaus, Schule, Gleichaltrigengruppe oder Arbeitskollegen mitgewürdigt werden.
Die Eltern stellen nämlich elementar wichtige Instanzen der Mediensozialisation ihrer Kinder dar, und zwar weniger wegen ihrer medienpädagogischen Konzepte als durch ihr eigenes Mediennutzungsverhalten. Leserbiographien oder Vielseherkarrieren werden bereits maßgeblich in der Familie angelegt. Allerdings übernehmen nach Erkenntnis der Jugendforschung die Peer-Groups »für immer mehr Jugendli-

che zu einem immer früheren Zeitpunkt ihrer Biographie sozialisierende Funktionen« (*Baacke*, 1982, 468). Trotzdem läßt sich auch ein starker Zusammenhang von Familientyp und Mediennutzung feststellen, z.B. ein Lebensstil, der vom Fernsehkonsum beherrscht wird, findet sich besonders oft in Unterschichtfamilien, oder in Familien mit aktiv-geselliger Freizeitgestaltung wird auch viel gelesen (*Saxer* et al., 1980, 160ff.). Was die Gleichaltrigengruppen anbelangt (vgl. *Schulze* in diesem Band), so werden diese maßgeblich durch Medieninhalte mitkonstituiert. Gewisse Initiationsriten können ja auch dank Medienkommunikation bestanden und damit die eigene Position in der Gruppe gesichert werden, etwa durch gemeinsames Ansehen von brutalen Videos (*Bonfadelli*, 1987, 16).
Wie schon das Verhältnis von Eltern zur Medienkommunikation, so ist auch dasjenige der Schule, einer mit besonders hoher normativer Verbindlichkeit ausgestatteten Sozialisationsinstanz, zu ihr spannungsreich. Die beiden Sozialisationsagenten operieren ja grundsätzlich komplementär, was von der Schule aus freilich häufig als Gegenläufigkeit interpretiert wird. Dem intentionalen Erziehen und Bilden in der Schule steht das überwiegend beiläufige, wenig zielgenaue durch Massenkommunikation gegenüber. Medien können ja, anders als Schule und Eltern, ihren Botschaften nicht durch Sanktionen Nachachtung verschaffen. In der Schule wird ferner Prinzipielles veranschaulicht und aktualisiert, von den Massenmedien hingegen Aktuelles klassifiziert, – und zwar gemäß bestimmten Nachrichtenwerten, aufgrund derer die Journalisten über die Publikationswürdigkeit von Ereignissen befinden – und in irgendeine Mediensprache umgesetzt. Diese Ausrichtung der Schule verweist sie nach wie vor auf das Buch als Hauptmedium, und Erfolg in ihr hängt wesentlich davon ab, welche Lesekompetenz ein Schüler an den Tag legt. Da aber eine entwickelte Lesefähigkeit eine wichtige Voraussetzung für den kompetenten Umgang mit Medien allgemein, insbesondere auch der elektronischen (*Bonfadelli/Saxer*, 1986, 172), darstellt, impliziert die unausgeglichene Leistung der Sozialisationsinstanz Schule als Leseinstruktorin eine Beeinträchtigung der allgemeinen Medienalphabetisierung und damit der Teilhabe bestimmter Schülertypen an der Medienkultur, vornehmlich solchen aus der Unterschicht. Ungenügende Medienkompetenz schmälert ja nicht nur die Motivation, sich anspruchsvolleren Medienbotschaften auszusetzen, sondern führt auch sehr oft dazu, daß Jugendliche die realen Schwierigkeiten des – infolge seiner komplexen Aussagenstruktur grundsätzlich überinformativen – Fernsehangebotes unterschätzen und einen fragwürdigen Modus des Rudimentärverstehens einüben.

4.2. Sozialisationskontexte und Sozialisationsfolgen

Die neuen kontextbezogenen Forschungsansätze (Publizistik, 1988) haben dank ihrer erweiterten Perspektive eine überaus große Vielfalt von Wirkungen und Auswirkungen der Medienkommunikation auf die Sozialisation Jugendlicher ermittelt. Außer im familiären Kontext sind ja die Medien als Mitsozialisatoren, freilich unterschiedlich massiert, auch in den näheren und weiteren Umwelten der Jugendlichen präsent; insbesondere organisieren sie manche Typen von Jugendkulturen (*Baacke*, 1987) zu einem wesentlichen Teil mit. Schließlich schlagen sich in der

Sozialisation durch Medienkommunikation auch sozialstrukturelle Gegebenheiten, vor allem schichtspezifische Unterschiede, und überhaupt der jeweilige gesamtgesellschaftliche Zustand nieder. Die Wandlung vieler moderner Demokratien zu sog. Informationsgesellschaften vergrößert ganz selbstverständlich auch die sozialisatorische Bedeutung der Medien in ihnen.

Was den Beitrag der Medienkommunikation an die *kognitive Sozialisation* von Jugendlichen anbetrifft, so folgt aus ihrem Offertencharakter und dem dominierenden beiläufigen Lernen von ihr, daß sie nur zum Aufbau fragmentarischer und auch wenig strukturierter Wissensbestände verhilft. Eine Ausnahme bildet allerdings das Buch, das als Großstruktur im Vergleich zum gestückelten Angebot der tagesaktuellen Medien auch besser Zusammenhänge vermitteln kann. Die jeweilige Vermittlungsleistung hängt ohnehin maßgeblich von den formalen medienspezifischen Angebotsweisen ab (*Sturm*, 1987). Die sog. Wissenskluftforschung hat denn auch verschiedene Faktoren erkannt, die eine sozial ausgeglichenere Informationsaufnahme durch Medienkommunikation begünstigen (*Bonfadelli*, 1985, 71), so z.B. eine gewisse Redundanz der Präsentationsform. In den Prozeß medialer Informationsvermittlung und damit auch der kognitiven Sozialisation durch Medienkommunikation spielen freilich weitere Faktoren hinein. Bei Themen, die die Gesellschaft als Ganzes betreffen oder aber auch den einzelnen direkt, ferner bei stark umstrittenen Sachverhalten gleicht sich der Wissenszuwachs durch Medienkommunikation in den verschiedenen Schichten eher aus als bei andern. Wissensunterschiede werden aber auch geringer, wenn der Informationsfluß nicht bloß über Medien, sondern auch über interpersonale Kanäle läuft. Dagegen führt eifriges Lesen im Vergleich zur Nutzung elektronischer Medien zu größeren Wissenszuwächsen und ermöglicht sogar auch eine kompetentere Rezeption des Fernsehens (*Bonfadelli/Saxer*, 1986, 160ff.), als Vielleser besser denn Vielseher die Hintergrundinformationen über Gründe und Folgen von Ereignissen verstehen, die die Television mitliefert.

Alle diese Unterschiede in der medial vermittelten gesellschaftlichen Wissensverteilung sind darum von großer Tragweite, als sie sich stark schichtspezifisch auswirken und die politische Sozialisation der Jugendlichen ebenso wie ihre Enkulturation und ihre sozialen Durchsetzungschancen betreffen.

Unter den demographischen Variabeln wirkt sich dabei insbesondere der Faktor Bildung auf die Bereitschaft aus, in größerem Maß politische und unterhaltende Medienangebote zu nutzen, und damit auf die *politische Sozialisation*. Dies hat nämlich seinerseits Folgen für die Bereitschaft zu politischem Engagement. Die regelmäßige Lektüre einigermaßen qualifizierter Printmedien wiederum, z.B. von überregionalen Zeitungen, vermittelt strukturierteres politisches Wissen als das Fernsehen, das unter Umständen eher politische Irrationalität fördert (*Schmidtchen*, 1977). Insgesamt besteht ein sehr umfassender Zusammenhang zwischen demographischen Merkmalen, Motivation, Medienkompetenz, Mediennutzung, politischem Wissen und politischem Aktivitätsniveau, der überwiegend Unterschichtangehörige dem politischen System entfremdet.

Kulturell, sowohl was die individuelle als auch die gesamtgesellschaftliche Kultur betrifft, ist die Erkenntnis einer international vergleichenden Studie zur Sozialisation durch Fernsehgewalt von besonderer Bedeutung: »Gewalt in der konkreten

Umwelt, normative Heterogenität und ein eher homogenes gewaltbezogenes Programm tragen zu einem reziproken Prozeß der Aggressionsentwicklung bei« (*Groebel*, 1988, 480). Auch der Beitrag der Medienkommunikation an die Wertsozialisation ist eben durchaus ambivalent: Aggressivität statt Rationalität wird ja durch sie bei entsprechender Programmierung und in gleichgearteten kulturellen Kontexten gefördert, Gewalt fortwährend als mögliche Problemlösung vorgeführt und damit auch ein politisch normwidriges Verhalten; andererseits stimmen die zumal von der Massenkommunikation vertretenen Basis-Wertorientierungen weitgehend mit den gesamtgesellschaftlich gängigen überein, da sie nur so für Massenpublika akzeptabel ist.

5. Forschungsagenda und sozialtechnologische Folgerungen

5.1. Forschungsagenda

Die vorgängig, natürlich sehr summarisch referierte Forschungsbilanz zum Thema »Jugend im Einfluß der Massenmedien – Nutzung und Wirkungen« weist zwar viele Ergebnisse aus, ist aber in vielem ergänzungsbedürftig.

So stützt man sich in dieser Forschung, von den hier am stärksten berücksichtigten Untersuchungen abgesehen, nach wie vor in erster Linie auf Angaben über die quantitative Nutzung von Medien, und zwar vor allem des Fernsehens. Dies kann aber im Lichte des überaus vielfältigen Leistungspotentials von Medienkommunikation für Jugendliche, wie es zumal die kontextbezogenen Ansätze ausgelotet haben, nicht genügen, umsomehr als dieses ja jeweils die Resultante eines ganz individuellen Medienmixes von Sozialisanden ist. Von der Datenbasis ist also eine ausgeglichenere Berücksichtigung der verschiedenen Medien und eine noch differenziertere Erfassung des Medien-Nutzungsverhaltens und der Medienwirkungen zu fordern.

Nur auf diese Weise können nämlich allmählich die komplexeren Modelle entwickelt werden, die Sozialisation zur und durch Medienkommunikation umfassend verständlich machen. Wohl hat die Einsicht unter den Forschern in die Eigenaktivität der Sozialisanden bei der Mediennutzung zugenommen, aber noch immer sind viele intrapersonale Verarbeitungsmechanismen und interpersonale Verbreitungswege von Medienkommunikation bei den Heranwachsenden nicht geklärt, von institutionellen und andern Makrofolgen des Wirkens dieser Sozialisationsinstanz ganz zu schweigen. Auch hier darf eben die Eigenkomplexität der forschungsleitenden Vorstellungen, gemäß dem systemtheoretischen law of requisite variety (*Ashby*, 1968), strukturell nicht hinter der zu analysierenden Umweltkomplexität zurückbleiben.

Als weiteres Desiderat läßt sich aus der vorliegenden Forschungsbilanz die bessere Integration vorhandener Theoriestücke ableiten. Was von Anhängern neuer Ansätze gern gleich als Paradigmenwechsel gefeiert wird (*Six*, 1988, 28), ist ja oft in Wahrheit kompatibel mit bisherigen Befunden, erweitert diese einfach in einer bestimmten Richtung. So könnte auch die reale Erklärungskraft der vielen vorhandenen Ansätze besser eingeschätzt werden. Dies gilt auf höherer Ebene auch für das

Verhältnis der Kommunikationsforschung zur Sozialisationsforschung im allgemeinen und zur Jugendforschung im besonderen.
Schließlich wird die Forschung in diesem Bereich weiterhin durch implizite und auch explizite ideologische Leitvorstellungen in ihrem Erklärungsvermögen beschnitten. Sie fungiert ja in diesem Fall, etwa bezüglich der Neuen Medien, oft einfach als vorschnelle Handlungsanweisung. Die Nähe zu pädagogischer Normativität beeinträchtigt so leicht den kommunikationswissenschaftlichen Gehalt. Es ist daher, gerade wegen der vielen sozialtechnologischen Anwendungsmöglichkeiten des hier erarbeiteten grundlagentheoretischen Wissens, eine reflektiertere Verwendung von Sach- und Werturteilen unerläßlich.

5.2. Sozialtechnologische Folgerungen

Die sozialtechnologische Brauchbarkeit dieser Forschung, ihre Tauglichkeit, praktische Probleme lösen zu helfen, freilich auch ihre Grenzen in dieser Hinsicht, gründen unter anderem im Umstand, daß die Medienwirkungsforschung, gerade unter der Sozialisationsperspektive, immer wieder unter dem Eindruck vorangetrieben wurde, viele dieser Wirkungen seien fragwürdig. Das Suchen nach möglichen prosozialen Fernsehwirkungen (*Sturm*, 1986, 38) – als Gegenmittel zur Sozialisation durch Fernsehgewalt – gehört ebenso in diesen forschungspragmatischen Zusammenhang wie das Bemühen, in gegensteuernder Absicht das Verhalten von Jugendlichen gegenüber der Werbung zu erfassen, die bekanntlich als Gegeninstitution anderswo ansozialisierte Triebkontrollen unterläuft.
Das sozialtechnologische Vermögen der Forschung in diesem Bereich könnte freilich, außer durch einen reflektierteren Umgang mit Werturteilen, durch bestimmte Vorkehren noch gesteigert werden. So wurden unter dem Einfluß des wissenschaftstheoretischen Postulats der Wertabstinenz von der Kommunikationswissenschaft in neuerer Zeit nur wenige finale Fragestellungen untersucht (*Saxer*, 1987b, 118). Eine solche wäre z.B. diejenige nach den Bedingungen, unter denen Medienkompetenz gesteigert werden kann. Um das Konzept der Medienkompetenz herum lassen sich zudem viele einschlägige Sozialisationsbefunde systematisieren. Auf institutioneller Ebene wiederum wären von der Sozialisationsinstanz Schule vermehrte medienpädagogische Anstrengungen zu erwarten und nicht nur Informatikunterricht. Auch im Zeitalter der Neuen Medien genießt ja diese Teilpädagogik dort nur ein prekäres Heimatrecht. Und die Medienpädagogik selber hat, von bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen (Audiovisuelle Zentralstelle am Pestalozzianum Zürich, 1988), das in den vorherigen Kapiteln dargelegte gesicherte kommunikationswissenschaftliche Wissen erst rudimentär in ihren Programmen berücksichtigt. Auch in der Pädagogik ist indes nichts so praktisch wie eine gute, nämlich empirisch gesicherte Theorie (vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band).

Literatur

Ashby, R. W.: »Variety, Constraint, and the Law of Requisite Variety«. Modern Systems Research for the Behavioral Scientist. Hg. *W. Buckley*. Chicago 1968, 129–136 – Audiovisuelle Zentralstelle am Pestalozzianum Zürich: Leitfaden Medienpädagogik. Zürich 1988 – *Baacke, D.:* »Peer-groups und Jugendkultur: Formen des Gruppenlebens und seine Funktionen«. Neue Sammlung. 22. Jg. 1982, 468–480 – *Baacke, D.:* Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung. Weinheim–München 1987 – *Baacke, D.:* »Sozialökologische Ansätze in der Jugendforschung«. Handbuch der Jugendforschung. Hg. *H.-H. Krüger*. Opladen 1988, 71–94 – *Bastian, H. G.:* Musik im Fernsehen. Funktion und Wirkung bei Kindern und Jugendlichen. Wilhelmshaven 1986 – *Bonfadelli, H.:* Die Sozialisationsperspektive in der Massenkommunikationsforschung. Berlin 1981 – *Bonfadelli, H.:* »Die Wissenskluft-Konzeption: Stand und Perspektiven der Forschung«. Gleichheit oder Ungleichheit durch Massenmedien? Hg. *U. Saxer*. München 1985, 65–86 – *Bonfadelli, H., Saxer, U.:* Lesen, Fernsehen und Lernen. Wie Jugendliche die Medien nutzen und die Folgen für die Medienpädagogik. Zug 1986 – *Bonfadelli, H., Darkow, M., Eckhardt, J., Franzmann, B., Kabel, R., Meier, W., Weger, H.-D., Wiedemann, J.:* Jugend und Medien. Frankfurt a. M. 1986 – *Bonfadelli, H.:* »Video: Medium zwischen Panikmache und Verharmlosung«. Schweizer Schule. 74. Jg. 1987, 13–17 – *Bonfadelli, H.:* »Das Leseverhalten von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz«. Leselandschaft Schweiz. Hg. Schweizerisches Jugendbuch-Institut. Zürich 1988, 11–90 – *Donsbach, W.:* Selektive Zuwendung zu Medieninhalten. Forschungsstand und Feldstudie am Beispiel des Selektionsverhaltens von Zeitungslesern. Manuskript. Mainz 1988 – *Drengberg, J., Rust, H.:* »Mittelfristige Konsequenzen der zunehmenden Diversifizierung des Hörfunkmarktes. Empirische Einzelbefunde im Licht der Sozialisationsperspektive.« Themenheft Publizistik. 33. Jg. 1988, 366–386 – *Groebel, J.:* »Sozialisation durch Fernsehgewalt. Ergebnisse einer kulturvergleichenden Studie«. Themenheft Publizistik. 33. Jg. 1988, 468–480 – *Hänecke, F.,* Projektgruppe: Musik am Fernsehen. Zürich 1988 – *Kepplinger, H. M.:* »Die Grenzen des Wirkungsbegriffes.« Publizistik. 27. Jg. 1982, 98–113 – *Kiefer, M.-L.:* »Massenkommunikation III«. Massenkommunikation III. Hg. *K. Berg, M.-L. Kiefer*. Frankfurt a. M. 1987, 9–261 – *Kiefer, M.-L.:* »Freizeitsozialisation und Fernsehen«. Themenheft Publizistik. 33. Jg. 1988, 264–276 – *Krüger, H.-H.,* Hg: Handbuch der Jugendforschung. Opladen 1988 – *Ostleitner, E.,* Hg.: Massenmedien, Musikpolitik und Musikerziehung. Wien 1987 – *Ronneberger, F.:* »Rezension von Michael Charlton/Klaus Neumann: Medienkonsum und Lebensbewältigung in der Familie«. Publizistik. 32. Jg. 1987, 101–103 – *Saxer, U., Bonfadelli, H., Hättenschwiler, W.:* Die Massenmedien im Leben der Kinder und Jugendlichen. Zug 1980 – *Saxer, U.:* »Medienwirkungsforschung und Erfahrung«. Kommunikation und Erfahrung. Hg. *M. Rühl*. Nürnberg 1987a, 67–114 – *Saxer, U.:* »Kommunikationswissenschaftliche Grundlagen der Medienpädagogik«. Medienpädagogik im Informationszeitalter. Hg. *L. J. Issing*. Weinheim 1987b, 117–141 – *Saxer, U., Hättenschwiler, W., Stadler, R.:* Alte und Neue Medien im lokalen Raum. Zürich 1987 – *Saxer, U.:* »Zur Sozialisationsperspektive in der Publizistik-/Kommunikationswissenschaft«. Themenheft Publizistik. 33. Jg. 1988, 197–222 – *Schmidtchen, G.:* »Irrational durch Information«. Information. Hg. *H. Reimann, H. Reimann*. München 1977, 51–67 – *Schulz, W.:* »Ausblick am Ende des Holzweges. Eine Übersicht über die Ansätze der neuen Wirkungsforschung«. Publizistik. 27. Jg. 1982, 49–73 – *Severin, W. J., Tankard, J. W., Jr.:* Communication Theories. 2. Aufl., New York 1982 – *Six, U.:* »Tendenzen und Probleme der Medienforschung. Ein einleitender Überblick«. Medien im Alltag von Kindern und Jugendlichen. Hg. Deutsches Jugendinstitut. Weinheim–München 1988, 11–41 – *Spanhel, D.:* Jugendliche vor dem Bildschirm. Weinheim 1987 – *Sturm, H., Holzheuer, K., Helmreich, R.:* Emotionale Wirkungen des Fernsehens – Jugendliche als Rezipienten. München–New York 1978 – *Sturm, H.:* »Medienwirkungen auf Kinder und Jugendliche«. Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Teil I. Bonn 1986, 29–46 – *Sturm, H.:* »Das ›Wie der Präsentation‹. Methoden und Ergebnisse zu Wirkungen der formalen medienspezifischen Angebotsweisen«. Mensch und Medien. Hg. *M. Grewe-Partsch, J. Groebel*. München–London–New York–Oxford–Paris 1987, 33–41 – Themenheft »Sozialisation durch Massenmedien«. Publizistik. 33. Jg. 1988 – *Wartella, E., Reeves, B.:* »Historical Trends in Research on Children and the Media: 1900–1960«. Journal of Communication. Jg. 35 1985, 118–133 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987.

Siegfried Keil

Religiöse Überzeugungen und kirchliche Partizipation der Jugend

1. Jugend und Kirche als Thema der Jugendsoziologie und soziologisch interessierter Theologen

Nach dem 2. Weltkrieg hat sich mit der Rückkehr der Soziologie nach Deutschland – insbesondere unter amerikanischem Einfluß – ein starkes Interesse an empirischer Jugendforschung entwickelt und dabei auch der Wunsch, »neben vielem anderen auch eine religiöse Bestandsaufnahme bei den Jugendlichen durchzuführen« (*Thun*, 1963, 322). Die Frage nach der Kirchlichkeit der Jugend gehörte bei den Jugenderhebungen der Meinungsforschung (EMNID, 1953; 1955 und 1958) einfach dazu. Und sie wurde auch von den jugendsoziologischen Autoren, die sekundäranalytisch versuchten, aus den verschiedenen Untersuchungen ihrer Epoche das Gesamtbild einer Jugendgeneration zu entwerfen, wie selbstverständlich mit einbezogen (*Schelsky*, 1957; *Blücher*, 1966).

Die Kirche als Institution stand diesem neuen Trend, religiöse Phänomene empirisch zu erfassen, zwar skeptisch gegenüber, aber vor allem junge Theologen entdeckten ihre Liebe zur Soziologie, studierten dieses Fach im Zweitstudium und schrieben empirische Arbeiten zu kirchensoziologischen Fragestellungen (*Köster*, 1959; *Rendtorff*, 1959), einige auch zur Frage Jugend und Kirche (*Wölber*, 1959; *Hunger*, 1960). Nicht im engeren Sinne soziologisch, aber durchaus auch sozialwissenschaftlich, empirisch angelegt, aufgrund von Schüleraufsätzen oder Klassengesprächen, ist eine weitere Gruppe von Veröffentlichungen dieser Zeit (*Thun*, 1959 und 1963; *Pohl*, 1968).

Die Aussagen über die Jugend der ersten zwei Nachkriegsjahrzehnte stehen in der Spannung von »skeptisch« (*Schelsky*, 1957) und »unbefangen« (*Blücher*, 1966). In bezug auf die Einstellung zu Religion und Kirche schlägt das Etikett »skeptisch« schon bei *Schelsky* um in die Aussage »offen«, »und zwar zunächst in dem Sinne, daß sowohl eine marxistisch-atheistische als auch eine nordisch-weltanschaulich-antichristliche Aggressivität in dieser Jugend nirgends mehr zu spüren ist« (*Schelsky*, 1957, 479f.). Eben weil die Jugend skeptisch ist gegenüber den Idealen ihrer Vorgängergeneration, der politischen Jugend, kann sie »Religion und Kirche gegenüber offen« sein (ebenda).

Der Weg von dieser Beschreibung zur Unbefangenheit ist nicht weit, wenn *Blücher* zusammenfassend schreibt: »von einer antireligiösen Haltung ist auch nicht eine Spur festzustellen. Man bleibt prinzipiell gegenüber religiösen Argumenten offen« (*Blücher*, 1966, 398). Offen, das heißt aber auch, man entscheidet sich nicht für oder gegen Religion und Kirche. »Ohne gespannte geistige Erwartung läßt der Mensch über sich entscheiden durch die Bedingungen, wie sie nun einmal in der eigenen Lebensgeschichte und in der Umwelt vorliegen« (*Wölber*, 1959, 54).

Dadurch liegen die Daten formaler Kirchlichkeit vom Gottesdienstbesuch über die Inanspruchnahme der Amtshandlungen bis zur Teilnahme am schulischen Religionsunterricht durchweg höher als bei den entsprechenden Untersuchungen 20 Jahre später. Aber die Offenheit von damals ist eindeutig passiver, pragmatischer, stärker von der Frage bestimmt, »was habe ich davon«, als heute.
Das wird auch daran deutlich, daß die Kirchen im Grunde keine religiöse »Konkurrenz« hatten. »Soweit das Material dies aufdecken kann, gibt es keine Gegenkirche, keine Gemeinschaften um einen nationalistischen Kult, keine ästhetisierende Religiosität, keine romantische Naturfrömmigkeit, keinen Fanatismus, keine Enttäuschungen im Sinne des religiösen Leidens« (a. a. O., 55). Mit einer solchen Eindeutigkeit wird diese Aussage in der Gegenwart sicher nicht wiederholt werden können.

2. Wachsendes Interesse an jugendlicher Religiosität und Kirchlichkeit in Kirche und Gesellschaft

Mit Beginn der 70er Jahre setzt in beiden Großkirchen eine breit angelegte soziologische Auftragsforschung ein, die den Gründen und Motiven der für die Kirchen immer bedrohlicher werdenden Entwicklung der Kirchenaustritte nachgehen soll (*Schmidtchen*, 1972 und 1973; *Hild*, 1974; *Feige*, 1976). Diese Untersuchungen werden zum Teil in den 80er Jahren wiederholt (*Hanselmann* u. a., 1984) oder mit gezielten Fragestellungen und Adressaten weitergeführt (*Feige*, 1982; *Schmieder/Schuhmacher*, 1984).
Zwar beziehen sich nicht alle Untersuchungen ausschließlich auf das Problemfeld Kirche und Jugend, aber alle beziehen diese Fragestellungen mit ein, gerade auch dort, wo es um die Kirchenmitgliedschaft generell geht; denn für die Zukunft der Kirche ist die Haltung der jungen Generation, deren Austrittsneigung in beiden Konfessionen größer ist als die der (älteren) Erwachsenen, besonders wichtig. Dabei wird die Grenzlinie zwischen Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen und (älteren) Erwachsenen in den meisten Untersuchungen bei 28 oder 29 Jahren gezogen. Die untere Altersgrenze liegt in der Regel bei 16 Jahren. Wenn im Folgenden daher undifferenziert von Jugend gesprochen wird, ist also die Altersgruppe der 16- bis 28jährigen gemeint. Diese Abgrenzung ist zwar jugendsoziologisch unüblich, aber für die kirchen- und religionssoziologische Fragestellung sinnvoll und in Anbetracht der sich immer weiter ausdehnenden Postadoleszenz auch allgemeinsoziologisch vertretbar. Werden gezielt Aussagen über die jüngeren Jahrgänge der 14- bis 16jährigen referiert oder der jungen Erwachsenen zwischen 22 und 29, wird dieses ausdrücklich vermerkt.
Ein Ergebnis der kirchensoziologischen Forschung der letzten beiden Jahrzehnte sei vorweggenommen, weil es den weitgehenden Verzicht auf die konfessionelle Ausdifferenzierung in der Darstellung der religiösen Jugendphänomene begründet. Die jungen Katholiken und Protestanten unterscheiden sich kaum in ihrer Einstellung zu Glaubensfragen und in ihrer Haltung gegenüber ihrer jeweiligen Kirche. Darauf hat als erster *Schmidtchen* hingewiesen, der in kurzem zeitlichen Abstand sowohl

eine Untersuchung im Auftrag der katholischen deutschen Bistümer (*Schmidtchen*, 1972) als auch der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (*Schmidtchen*, 1973) durchgeführt hat.

»Ein Vergleich mit den Ergebnissen der katholischen Synoden-Umfrage weist erstaunliche interkonfessionelle Übereinstimmungen in den Grundstrebungen auf« (*Schmidtchen*, 1973, 3). Diese Aussage gilt zunächst für die Gesamtheit der untersuchten über 16jährigen Katholiken und Protestanten. Ihr Werteprofil verläuft nahezu parallel, wobei die Katholiken bis auf die Wertvorstellungen »etwas vom Leben haben« und »den anderen gefallen wollen« überall geringfügig höhere Werte aufweisen als die Protestanten. Familie, Sitte und Ordnung, Ewigkeit werden von den Katholiken allerdings deutlich höher bewertet (*Schmidtchen*, 1973, 6f.).

Wichtiger jedoch als diese unterschiedlichen Akzente zwischen den Konfessionen ist die jeweilige innerkonfessionelle Ausdifferenzierung nach den verschiedenen sozialen Schichten und Altersgruppen; denn hier »wiederum ergeben sich offenkundige Parallelen« (a.a.O., 8). In beiden Untersuchungen von Schmidtchen zeigen sich »übereinstimmende Korrelationsprofile« in bezug auf den Zusammenhang der Wertsysteme mit dem Alter und dem Kirchenbesuch der Befragten (*Schmidtchen*, 1972, 48f.; 1973, 12f.). »Die jüngere Generation sieht ihr Wertsystem von älteren Menschen und von Kirchenbesuchern kaum repräsentiert« (*Schmidtchen*, 1973, 9) heißt es in bezug auf die jugendlichen Lutheraner, »Die mit Kirche assoziierten Werte sind zugleich die Werte der Älteren« und »... in der Regel nicht die Werte, für die junge Menschen sich begeistern« (*Schmidtchen*, 1972, 46) in bezug auf die jungen Katholiken.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt *Feige* in seiner Untersuchung zu den Erfahrungen der 16- bis 22jährigen mit ihrer Kirche, die zwar ein Forschungsauftrag der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Braunschweig war, aber sowohl die Landes- als auch die Konfessionsgrenzen überschritt. »Probleme mit der Selbstverständlichkeit der eigenen Mitgliedschaft sind zunehmend mehr ein Problem mit ›Kirche an sich‹ als mit einer der großen Konfessionen« (*Feige*, 1982, 135). Die im folgenden getroffenen Aussagen können also, soweit nicht ausdrücklich auf konfessionelle Besonderheiten hingewiesen wird, auf Protestanten und Katholiken bezogen werden, auch wenn in dem jeweiligen Sample nur eine Konfession vertreten war oder überwog.

Anders als das Interesse der Kirchen, das primär auf deren Zukunftssicherung ausgerichtet ist und daher die Gesamtheit ihrer jugendlichen Mitglieder im Auge haben muß, gilt das Interesse der Öffentlichkeit stärker dem auffälligen, sozial aktiven Teil der jungen Generation. Der große Anteil Jugendlicher auf den Kirchen- und Katholikentagen, das starke Engagement der jungen Christen bei Friedens- und Antiatomkraft-Demonstrationen, die vermeintliche Gefährdung der Jugend durch die neuen Jugendreligionen finden in den Medien stärkere Aufmerksamkeit. Diese Berichterstattung prägt das Bild der Jugend in der Öffentlichkeit.

»Solche Erregung der öffentlichen Aufmerksamkeit hat auch Auswirkungen auf die Ebene der wissenschaftlichen Diskussion« (*Wurzbacher*, 1984, 219), fördert oder verhindert Forschungsprojekte und kann zu Fehlinterpretationen führen, wenn »Medienstereotype von Jugend« zu wissenschaftlichen Kategorien werden. Die

Gefahr ist besonders groß, wenn Einzelphänomene, zusammenfassend auf einen Begriff gebracht, die Jugend einer bestimmten Epoche charakterisieren sollen. Hier hat auch *Schelskys* Begriffsbildung »skeptische Generation« in schlechtem Sinne stilbildend gewirkt.
Im Folgenden soll daher der Versuch gemacht werden, die von der auffälligen Minderheit der Jugend ausgehende Beunruhigung auf das berechtigte Maß einer heilsamen Unruhe zurückzuführen und die von der unauffälligen Mehrheit ausgehende Gleichgültigkeit in Frage zu stellen.

3. Neue Religiosität – Auffälligkeiten einer Minderheit

Große Beunruhigung, Ende der 70er Jahre auch durch die Massenmedien geschürt, geht von den sogenannten »neuen Jugendreligionen« aus. Sie beschäftigen Jugendpolitik, Kirchenleitungen und besorgte Eltern gleichermaßen (*Feige*, 1982, 41; *Flasche*, 1988, 44ff.), obwohl sie nachweislich nur einen verschwindend kleinen Teil der Jugend ansprechen, geschweige denn als Mitglied gewinnen können. 83% der von *Feige* erfaßten Jugendlichen konnten »nicht einmal einen Namen« einer Jugendreligion nennen. 16,5% sahen sich zwar dazu in der Lage, nannten aber konkret auch innerkirchliche Gruppierungen, wie Kolpingsfamilie, Jugendbund für entschiedenes Christentum, Christlicher Verein junger Männer u.a., bzw. die Zeugen Jehovas als eine schon lange existierende Sekte, die im Sinne der Fragestellung auch nicht zu den neuen Jugendreligionen gehört (a.a.O., 42).
6,6% hatten schon einmal einen Kontakt zu einer der genannten Gruppen. 1,7% hatten zum Zeitpunkt der Befragung einen solchen Kontakt (a.a.O., 389). Dabei scheint es sich in allen Fällen mehr »um einen ›Kontakt qua Wissen‹ statt um ein aktives Mittun« (a.a.O., 43) zu handeln. *Feige* vermutet lediglich bei den 11 Personen (= 0,64% der Befragten), die einen Kontakt signalisieren, aber eine nähere Auskunft über die entsprechende religiöse Gruppierung verweigern, daß es sich tatsächlich um eine der neuen Jugendreligionen handeln könnte. Für sein Sample der 16- bis 22jährigen Jugendlichen waren jene Gruppierungen, »die in der Massenpublizität den breiten Raum einnehmen«, jedenfalls kein Thema (ebenda).
Ähnlich zurückhaltend äußert sich *Flasche*: »In Deutschland haben alle unter dem Begriff ›Jugendreligionen‹ subsumierten Gruppen zusammen tatsächlich nicht mehr als 10000 Mitglieder und existieren in einem Umfeld von etwa 20000 Sympathisanten, wobei allerdings nicht außer acht gelassen werden darf, daß eine fast ebenso große Zahl meist ungehindert und mehr oder weniger unbeschadet diese Gemeinschaften inzwischen wieder verlassen hat« (*Flasche*, 1988, 49). *Flasche* hält die Berichte über gewaltsame Bekehrungen und das Festhalten der Jugendlichen gegen ihren Willen für Produkte der Sensationspresse und Verkaufserfolg versprechender »Gruselbücher«. Sie könnten sich maximal auf 30 tatsächliche »Negativfälle« beziehen.
Scheffler kommt bei seinen Erhebungen auf noch niedrigere Mitgliederzahlen in der Bundesrepublik: Ananda Marga (ca. 50–70), Hare-Krishna-Bewegung (ca. 80–100), Rajneesh-Bewegung (ca. 1000), Scientology-Church (ca. 350), Transzen-

dentale Meditation (ca. 1000) und Vereinigungskirche oder Moon-Sekte (ca. 500–900, maximal 1000). Familie der Liebe (Children of God) und Mission des göttlichen Lichts hätten in Deutschland gegenwärtig keine Anhänger mehr (*Scheffler*, 1988, 4).

Trotz der geringen Zahl fragen auch die Skeptiker in bezug auf die Bedeutung der neuen Jugendreligionen nach den Gründen für ihre, wenn auch in der Regel überschätzte Anziehungskraft. Es ist die »Geborgenheit in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter«, die überzeugende »Botschaft, für die sich ein Einsatz lohnt«, und die unmittelbare »Erfahrung des eigenen wahren Selbst« (*Gascard*, 1984, 48f.).

Für *Flasche* und *Scheffler* hat sich allerdings nur der kleinere Teil der Anhänger der neuen Jugendreligionen tatsächlich aktiv auf der Suche nach heiler religiöser Ganzheit und Totalität befunden. Neben der »Suche nach einer umfassenden Welterklärung, die eine ebenso ganzheitliche Lebensbewältigung zuläßt«, ist für sie die »grundsätzliche religiöse Ansprechbarkeit« (*Scheffler*, 1988, 136) eine wichtige Voraussetzung; denn »wie die Analyse der Biographien vieler Mitglieder der sogenannten ›Jugendreligionen‹ zeigt, handelt es sich bei diesem Personenkreis in überwiegendem Maße um Menschen, die religiösen Problemen, einer religiösen Lebensführung, ja sogar einem wie auch immer gearteten religiösen Selbstverständnis undifferenziert, unbetroffen oder sogar ablehnend gegenübergestanden haben« (*Flasche*, 1988, 49).

Für die traditionellen Religionsgemeinschaften bleibt dennoch die fragende Feststellung, daß sie die Aufmerksamkeit und das Interesse dieser jungen Leute nicht erringen konnten. Eine solche Fragestellung bedeutet allerdings etwas anderes, als die gesamte abendländische Kulturkritik mit ihrem Kulturpessimismus als Erklärungsmodell für das Auftreten der zahlenmäßig meist weit überschätzten neuen Jugendreligionen in Anspruch zu nehmen.

Für *Nipkow* äußert sich die neue Religiosität im Anschluß an *Eimuth* und *Oelke* (1979) nicht nur in der Mitgliedschaft in einer der neuen Jugendreligionen, sondern vor allem in der viel größeren freien religiösen Szene. »Zur freien religiösen Szene zählen die Tausende junger Menschen, die auf oft diffuse Art von religiöser Unruhe ergriffen sind, Verbindlichkeit suchen und auf den Kirchentagen der letzten Jahre zum Kern gehörten. Gemeint sind ferner die zu einem alternativen Lebensstil aufbrechenden Jugendlichen, die in Wohngemeinschaften und ökologisch-sozialen Projekten experimentieren, zugleich aber einen neuen Weg nach innen suchen« (*Nipkow*, 1980, 85). Er nennt darüber hinaus die Wiederentdeckung traditionellerer Formen der Schülerbibelkreise und das »verzweifelt-hoffnungsvolle Suchen einzelner im Raum des kulturellen-ästhetischen Experiments *(Reimar Lenz)*« (ebenda) sowie die nicht auf Jugendliche begrenzten psycho-religiösen Bewegungen.

Nipkow versucht, diese Phänomene einer neuen Religiosität auf dem Hintergrund des sozialen Wandels zu verstehen, der je nach jugendlichem – eher liberalen oder eher konservativen – Persönlichkeitstyp den Eindruck von Entfremdung oder Anomie vermittelt und den Jugendlichen eher auf den Weg der monistischen Entgrenzung oder dualistischen Ausgrenzung führt. Nur so ist zu erklären, daß ganz streng konservative und restaurative Formen von Religiosität innerhalb und außerhalb der Großkirchen heute wieder ihre Anhänger finden und ebenso liberale,

synkretistische, letztlich nicht zwischen dem menschlichen Ich und dem göttlichen Universum trennende religiöse Ausdrucksformen. Den einen bringt der soziale Wandel zuviel Permissivität und Orientierungslosigkeit, und sie suchen Halt in einer festen Gemeinschaft mit eindeutigen Weisungen. Die anderen erleben die gesellschaftlichen Institutionen als Bremsen der sozialen und persönlichen Entwicklung, und sie suchen religiöse Formen, die Entgrenzung, Weite und Unendlichkeit vermitteln.

Die hier angedeuteten »Zusammenhänge zwischen sozialem Wandel, Krise der Plausibilitätsstrukturen, kultur- und persönlichkeitsspezifischen Verarbeitungsweisen der Krise und unterschiedlichen Ausformungen neuer Religiosität fußen nur auf begründeten Vermutungen, die weiterer Erforschung bedürfen« (*Nipkow*, 1980, 102). Da die allgemeine Jugendforschung in der Bundesrepublik diesen Fragen bislang nicht nachgegangen ist, sind wir für die weitere Erhellung der freien religiösen Szene auf das Beispiel der Kirchentagsjugend, die von *Nipkow* ja diesem Spektrum zugeordnet wird, angewiesen.

Über die »Jugend auf dem Kirchentag« von Hannover 1983 liegt seit 1984 eine von *Schmieder* und *Schuhmacher* herausgegebene gründliche empirische Analyse von *Andreas Feige, Ingrid und Wolfgang Lukatis* vor. Der Kirchentag kann insofern als ein gutes Beispiel für die neuere Religiosität der Jugend gelten, als sein Wiedererstarken und zahlenmäßiges Wachstum seit dem Tiefstand von Stuttgart 1969 und Düsseldorf 1973 mit jeweils rd. 8 000 Dauerteilnehmern über Frankfurt 1975 (15 000), Berlin 1977 (59 000) und Nürnberg 1979 (79 000) auf über 100 000 Teilnehmer seit Hamburg 1981 (118 000) und Hannover 1983 (114 000) bis heute hin vor allem auf den großen Anteil der unter 18- (30 %) bzw. 19- bis 24jährigen Teilnehmer (36 %) zurückzuführen ist (a. a. O., 14 u. 18).

Befragt werden konnten an zwei Tagen auf dem Markt der Möglichkeiten rd. 1 000 Besucher (56 % bis 18 Jahre, 36 % 19–24 Jahre und 8 % 25–28 Jahre) und auf der Heimfahrt weitere 300 Teilnehmer. Von den rd. 1 000 Befragten waren 85 % noch in Ausbildung (57 % Schüler und 17 % Studenten, zum größten Teil Gymnasiasten und Universitätsstudenten, nur 4 % Auszubildende). »Die jungen Kirchentagsteilnehmer repräsentieren insgesamt zu einem großen Teil die obere Bildungsschicht« (a. a. O., 20). Sie sind zu 89 % Mitglied einer evangelischen Kirche (84 %) oder Freikirche (5 %) und zu 9 % katholisch (!). 1 % ist Mitglied einer anderen christlichen Glaubensgemeinschaft und 2 % gehört keiner oder einer nichtchristlichen Religionsgemeinschaft an. So weit die sozialstatistischen Daten. Bis auf den relativ hohen Anteil der Katholiken auf einem evangelischen Kirchentag bieten sie noch keine Überraschung. Eine solche stellt aber bereits das erste Befragungsergebnis dar. Die überwiegende Mehrheit ist nicht nur formal Kirchenmitglied und realisiert ihre Mitgliedschaft auf dem Kirchentag als einer neuen Sozialform von Kirche und Religiosität ohne soziale Einbindung in die Ortsgemeinde, sondern zu 85 % sind die Teilnehmer auch in ihren Heimatgemeinden aktiv, besuchen Jugendgruppen (58 %), beteiligen sich an der Kinderarbeit (26 %), musizieren in Chor oder Musikgruppe (25 %), arbeiten in Projektgruppen mit, z. B. Dritte-Welt-Hilfe (19 %) und in Bibel-, Hauskreisen (18 %) u. v. a. 32 % bezeichnen sich als ehrenamtliche, 4 % als nebenamtliche und 8 % als hauptamtliche kirchliche Mitarbeiter (a. a. O., 23f.).

Für die innerkirchliche Diskussion ist dieses Ergebnis wichtig, insofern der Kirchentag danach als eine Sozialform erscheint, die nicht einfach neben der Gemeinde her existiert, sondern vielfältige Bezugspunkte erkennen läßt und auch eine Katalysatorfunktion für gemeindliche Integrationsprozesse ausübt, von vielen (44%) auch als Anregungspotential für die Gemeindearbeit benutzt wurde (a.a.O., 49). Für die Frage nach der neuen Religiosität der Jugend ist die Erkenntnis wichtiger, daß die Übergänge von den traditionellen zu den neuen Formen der Kirchlichkeit ebenso fließend sind wie zwischen den kirchlich Aktiven und Inaktiven. So deutlich dieser Unterschied formal festgestellt werden kann, so wenig eindeutig sind die Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen in bezug auf viele Fragen des Glaubens und der Weltorientierung, wie im Folgenden noch aufzuzeigen sein wird. »Auf dem Kirchentag lassen sich offenbar keine Linien im Sinne eines ›vom Kern zum Rand‹ rekonstruieren« (a.a.O., 45).

Ein Vergleich der jugendlichen Kirchentagsbesucher mit den jugendlichen Kirchenmitgliedern zeigt, daß der Anteil der »Fundamentalisten«, die die Aussagen der Bibel und des kirchlichen Glaubensbekenntnisses wortwörtlich für wahr und gültig halten, nahezu gleich groß ist (7,2% gegenüber 5,9%), ebenso der Anteil derer, die mit dem Christentum eher im Prinzipiellen übereinstimmen (30% gegenüber 35%). Lediglich bei denen, die sich für Christen halten, die an das Wesentliche, nämlich Gott und Jesus Christus glauben, überwiegen die Kirchentagsbesucher (56,8% gegenüber 24,2%). Bei denen, die sich weder im allgemeinen noch im kirchlichen Sinn für christlich-gläubig halten, überwiegen die Kirchenmitglieder (15,5% gegenüber 4,2%), ebenso bei denen, die sich keine intensiven Gedanken darüber gemacht haben (17,3% gegenüber 1,7%) (a.a.O., 104). Glaubensgewißheit, -sicherheit und -unsicherheit sind danach in beiden Gruppen anzutreffen. Weder sind die Kirchentagsteilnehmer besonders fromm oder rechtgläubig noch sind die jugendlichen Kirchenchristen ausnahmslos gleichgültig oder uninteressiert.

Ähnlich fließend sind die Übergänge zwischen den Kirchentagsteilnehmern mit und ohne Aktivität in der Heimatgemeinde. Bei den Fundamentalisten ist das Verhältnis von Aktiven zu Inaktiven 8,2 zu 2,0%; bei denen, die an das Wesentliche glauben 61,2 zu 35,5%; bei denen, die eher eine Übereinstimmung im Prinzipiellen haben, 26,1 zu 48,7% und bei den Nicht-gläubigen 2,9 zu 11,2%. Noch nicht nachgedacht haben 1,6 bzw. 2,6% (a.a.O., 107). Die in der Heimatgemeinde Aktiven überwiegen also zwar unter denen, die wortwörtlich oder im wesentlichen an die Inhalte der christlichen Lehre glauben, aber sie sind auch in den anderen Kategorien derer, die im Prinzipiellen übereinstimmen oder nicht glauben, vertreten, wie es umgekehrt durchaus auch Inaktive gibt, die sich als gläubig bezeichnen.

Aus welchen Gründen fahren nun junge Christen zum Kirchentag? Diese Frage war für den Kirchentag in Hannover besonders wichtig, weil die öffentliche Meinung diese Begegnung schon vorher zu einem »politischen« Treffen abgestempelt hatte, das von jugendlichen »Polit-Profis zu kirchenfremden Demonstrationszwekken« mißbraucht werden sollte (a.a.O., 44). Für unsere Fragestellung sind gerade die Zusammenhänge zwischen politischen und religiösen Motiven als ein besonde-

rer Ausdruck der neuen Religiosität der Jugend interessant. Ließen sich die Polit-Profis schon bei der näheren Beschreibung der Teilnehmer nicht entdecken, so sprechen auch die Teilnahmemotive und Themenwünsche gegen eine einseitige Politisierung:

»Ich möchte mich hier über die heutzutage wichtigen gesellschaftlich-politischen Fragen informieren und darüber diskutieren (z. B. Friedensfrage, Frauenfrage, Ökologie).«
»Ich möchte Anregungen bekommen, wie ich aus der christlichen Botschaft heraus möglichst konkrete Antworten auf die Fragen unserer Zeit finden kann« (a. a. O., 46).

Diese beiden Teilnahmemotive wurden von 63 % bzw. 62 % aller Befragten als besonders wichtige Gründe für eine Teilnahme am Kirchentag angekreuzt. Als drittes Motiv folgt mit 60 % Zustimmung »Ich möchte in meinem Glauben an Jesus Christus weiterkommen« (a. a. O., 48).
Alle Versuche, diese Antworten auf deutlich voneinander abgrenzbare Gruppen der Kirchentagsteilnehmer zu verteilen, sind mißlungen. »Junge Kirchentagsteilnehmer lassen sich ganz offensichtlich nicht einfach in polarisierte ›Lager‹ auseinanderdividieren. Da sind nicht einerseits die ›Frommen‹ und andererseits die ›Politisch-Engagierten‹. Die Mehrheit der jungen Teilnehmer zeichnet sich dagegen vielmehr dadurch aus, daß sie beide Motive in je ganz individuell unterschiedlichen Kombinationen dazu veranlaßt haben, zum Kirchentag zu fahren« (a. a. O., 50f.).
Ähnliches gilt für die Verteilung der Themeninteressen. Auch hier finden politische (Frieden und Gerechtigkeit, Ökologie und Macht, Nord-Süd-Probleme) wie religiöse (Glaube, Liebe, Bekenntnis) Themen die Zustimmung von über 50 % der Teilnehmer (a. a. O., 56), ohne daß man die Themenwahl eindeutig bestimmten Gruppen zuordnen kann. Zwar überwiegen die religiösen Motive und Themen bei den Fundamentalisten und den in der Heimatgemeinde Aktiven und die politischen Motive und Themen eher bei den in der Heimatgemeinde Inaktiven, aber es ist die jeweils gegenläufige Tendenz nie ausgeschlossen, und die starke Betonung der generellen Neugier auf viele unterschiedliche Themen und Arbeitsbereiche bei den Inaktiven signalisiert gerade deren Einschätzung des Kirchentages als einer »Begegnung mit Kirche, der sie sich ohne besondere konkrete Erwartungen offen und interessiert stellen« (a. a. O., 54) können, möglicherweise auch als Versuch, sich der Kirche wieder zu nähern.
Am deutlichsten zeigen sich Merkmale einer neuen Religiosität in den präferierten bzw. weniger gewünschten Veranstaltungsarten. Vorgezogen werden Formen des Miteinander, die den einzelnen ganzheitlich ansprechen, ihn in das Geschehen einbeziehen und selbst aktiv werden, aber auch zu sich selbst kommen lassen. Die höchste Zustimmung mit über 60 % der Befragten fanden – auch in dieser Reihenfolge – Veranstaltungen, bei denen man »zuschauen, zuhören, nachfragen, Ideen mitnehmen«, »auch einmal still werden, für sich selbst nachdenken oder im Einzelgespräch Fragen besprechen« und eigene »Erfahrungen und Empfindungen aktiv zum Ausdruck bringen, singen, etwas gestalten, feiern kann« (a. a. O., 64). Weniger beliebt sind dagegen alle Formen der Einwegkommunikation, Vortrag und Predigt, so wenig wie Podiumsdiskussion und Bibelarbeit, was wiederum nicht heißt, daß nicht auch diese Formen gewählt und die entsprechenden Veranstaltungen gut besucht werden.

Fröhlich-singendes Feiern und Stille des Nachdenkens, intensives Zuhören und Nachfragen, gesellschaftlich-politische Fragen und Themen des Glaubens gehören in »dieser freien religiösen Szene«, wie sie der Kirchentag bietet, zusammen. Es sind nicht Merkmale einer Minderheit im Sinne der wenigen tausend in Jugendreligionen organisierten Jugendlichen. Ein einzelner Kirchentag vereint ja schon mehr als zehnmal so viele junge Menschen. Aber es sind Merkmale von Religiosität, wie sie die traditionelle Ortsgemeinde oft nicht bietet und, besonders außerhalb der Großstädte, auch bewußt ablehnt und bekämpft (*Bizer*, 1984). Wie junge Menschen diese Normalität erleben und wieviel Religiosität sich hier noch oder wieder entfalten kann, ist die Frage für den nächsten Abschnitt.

4. Alltägliches Christentum – die unauffällige Mehrheit

Schon im zweiten Kapitel dieses Beitrags ist darauf hingewiesen worden, daß die Unterschiede – vor allem in der Wertorientierung – zwischen den Generationen in beiden Kirchen größer sind als die Unterschiede zwischen den Gläubigen beider Konfessionen überhaupt, ohne daß inhaltlich darauf eingegangen wurde. Bevor jetzt auf die ausschließlich Jugendliche und junge Erwachsene betreffenden Untersuchungen eingegangen wird, sollen daher zunächst die jugendspezifischen Aussagen der kirchlichen Repräsentativuntersuchungen der letzten 20 Jahre referiert werden.

Unter den von Jugendlichen präferierten Werten erscheint der »Lebensgenuß (hedonistische Werte)«, wozu *Schmidtchen* die Wünsche zählt: »Sympathisch sein«, »Etwas vom Leben haben«, und »Möglichst frei und unabhängig in den Beziehungen zum anderen Geschlecht sein« in beiden Konfessionen an erster Stelle (*Schmidtchen*, 1972, 48f. und 1973, 12f.).

Der hier den Jugendlichen zugeschriebene Wert »Lebensgenuß« könnte im Zusammenhang mit der Diskussion um die postmateriellen Werte gesehen werden. Dabei mag die Frage, ob es sich tatsächlich um einen Wertewandel (*Inglehart*, 1977; *Noelle-Neumann*, 1978) handelt oder zunächst eher um schlichte Alters- und Generationenunterschiede, die sich allerdings unter gewandelten sozialen Verhältnissen, möglicherweise auch mit zunehmendem Alter, nicht wieder verwischen (*Allerbeck/Hoag*, 1985a u. b), unentschieden bleiben. Wichtig für die hier erörterte Frage nach der kirchlichen Orientierung der Jugend ist die Feststellung, daß diese hedonistische Wertorientierung in beiden Konfessionen ausdrücklich auch gegen die kirchlichen Normen eingenommen wird. Bei den Katholiken erscheint sie – insbesondere der Wunsch nach sexueller Freizügigkeit – in unmittelbarer Nähe zur Kritik an der Autorität des Papstes (*Schmidtchen*, 1972, 18).

In beiden Konfessionen gehört der Wunsch, »überflüssige Autoritäten abzubauen«, neben gesellschaftlichem und wissenschaftlichem Fortschritt, sozialer Gerechtigkeit und persönlicher Freiheit zu den wichtigsten Merkmalen des Wertes »Fortschritt und Humanität«, der nach dem »Lebensgenuß« an zweiter Stelle steht. Je jünger die Befragten, desto mehr sind sie der Meinung, daß es überhaupt eine »bessere Gesellschaftsordnung gibt als die unsere« (50% der 16- bis 20jährigen), und desto

häufiger halten sie auch den »gewaltsamen Umsturz« (6%) für den einzig gangbaren Weg. 40% wollen das Ziel durch friedliche Entwicklung erreichen (*Schmidtchen*, 1972, 190).

In dieser Vorrangstellung des Wertes »Fortschritt und Humanität« unter den jüngeren befragten Kirchenmitgliedern zeigt sich eine große Übereinstimmung mit den gesellschaftlich-politischen Motiven und Themenwünschen der Kirchentagsbesucher. Der Unterschied zwischen der sozialaktiven Minderheit und der unauffälligen Mehrheit liegt also an dieser Stelle nicht an einer unterschiedlichen Grundorientierung, sondern in der Art ihrer Realisierung. Es kommt möglicherweise nur darauf an, wie die Grundorientierung angesprochen wird. Neben der gemeinsamen Schnittmenge von Kirchentagsbesuchern und Teilnehmern an den großen Friedens- und Antiatomkraft-Demonstrationen der letzten beiden Jahrzehnte werden viele, die in »Fortschritt und Humanität« einen ihrer wichtigsten Werte sehen, ausschließlich zu »rein« politischen Großveranstaltungen fahren, was im Sinne *Paul Tillichs* als das, »was uns unbedingt angeht«, durchaus auch Ausdruck ihrer Religiosität sein kann.

An dritter Stelle steht bei den jüngeren Befragten, bei den Protestanten noch deutlicher pointiert als bei den Katholiken, der Wert »Selbstverwirklichung« mit den Wünschen nach Selbstvertrauen, Vorwärtskommen, an sich selbst arbeiten und sich durchsetzen können (*Schmidtchen*, 1973, 12f.).

Weniger Anklang finden demgegenüber bei den Jugendlichen die Werte »Ordobedürfnis oder Stabilisierungstendenz« und »Festigkeit durch Glauben«. Dennoch oder gerade deswegen möchten gerade sie sich, wenn sich die Gelegenheit zu einem Expertengespräch ergebe, eher als die Älteren über die Grundfragen des Glaubens unterhalten: »welchen Sinn das Christentum für die Menschen im 20. Jahrhundert hat« (30% der 16- bis 20jährigen), »ob es Gott gibt« (30%) und »ob das Christentum die wahre Religion ist« (26%) (*Schmidtchen*, 1972, 181). Die Nichtanerkennung kirchlicher Werte bedeutet also keineswegs Desinteresse an ihnen, sondern kann gerade mit einer interessierten Fragehaltung verbunden sein.

Das bestätigt auch die relativ große Gruppe der »jugendlichen Ritualisten« unter den Kirchgängern. Damit sind Jugendliche gemeint, die regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst besuchen, ohne sich als gläubige Mitglieder ihrer Kirche zu bezeichnen (*Schmidtchen*, 1973, 207: 48% Protestanten, 46% Katholiken). Sie halten nicht einfach an dem gewohnten Ritus fest, weil sie es vom Elternhaus her so gewohnt waren oder eine enge Bindung an Pfarrer und Gemeinde haben, sondern gerade auch, weil sie die religiöse Problematik – Fragen nach dem Tod, Sehnsucht nach einer transzendenten Verankerung – besonders beschäftigt (a. a. O., 137).

Nicht nur unter den jugendlichen Kirchentagsbesuchern, sondern auch unter den jugendlichen Kirchenmitgliedern generell gilt die bereits oben festgestellte Unabgeschlossenheit der Gruppen. Weder sind alle Nicht-glaubenden an Glaubensfragen uninteressiert noch akzeptieren alle kirchlich Aktiven, hier alle regelmäßigen Gottesdienstbesucher, auch die kirchlichen Werte und Normen. In diesem Alter bestimmt ein starkes Fragen und Suchen, auch in bezug auf kirchlich-religiöse Orientierung und Neuorientierung, das Leben.

Von daher erscheint die Feststellung, daß sich die 21- bis 29jährigen Katholiken

1972 mit 20% (*Schmidtchen*, 1972, 228) und die 25- bis 35jährigen Protestanten 1972 mit 23 und 1982 mit 36% (*Hanselmann* u.a., 1984, 145) am häufigsten mit Austrittsgedanken befaßt haben, nicht mehr als Überraschung. Eher überrascht, daß bei den Jugendlichen die pragmatische Überlegung »ich brauche keine Kirchensteuer mehr zu zahlen« mit 55% an erster Stelle steht (*Hanselmann* u.a., 1984, 159). Postmateriell scheint das jedenfalls nicht zu sein. Die Sorge »ich könnte nicht kirchlich getraut werden« steht mit 51% bei den Jugendlichen allerdings ähnlich hoch im Kurs (ebenda). Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung von 1982 beschließt die Überlegungen zum Kirchenaustritt mit der offenen Frage, ob »›weltanschauliche‹ Gesichtspunkte beim Austritt eine zunehmend geringere Rolle spielen als praktische Kosten-Nutzen-Erwägungen?« (ebenda).

Übereinstimmende Beobachtung in allen kirchensoziologischen Untersuchungen der letzten 20 Jahre wie der kirchenamtlichen Statistik, daß die meisten Kirchenaustritte »von den Unter-33jährigen vollzogen werden, lenkte das Interesse auf jene Lebensaltersphase, die man als Beginn des Jungen Erwachsenendaseins bezeichnen kann« (*Feige*, 1982, 5). Hier sollten die Einstellungen und Beziehungen der jungen Menschen zur Kirche einmal für sich ernstgenommen und nicht nur im Vergleich zu den (älteren) Erwachsenen untersucht werden.

Da eine repräsentative Umfrage mit Schülerinnen und Schülern aller Schultypen im Bereich der Ev.-Luth. Landeskirche in Braunschweig vom niedersächsischen Kultusministerium nicht genehmigt wurde, war man auf andere kooperationsbereite Institutionen, wie Bundeswehr (985 Befragte) und einzelne Schulen und Ausbildungsinstitute einschließlich kirchlicher Jugendgruppen (740 Befragte) angewiesen. Durch den Kooperationspartner Bundeswehr wurde der Einzugsbereich auf Nordrhein-Westfalen und Hessen ausgedehnt und wurden 331 katholische Befragte einbezogen. *Feige* ist angesichts der Zusammensetzung seines Samples der 1725 16- bis 22jährigen jungen Menschen der Meinung, »daß für den nördlich des Mains gelegenen Teil (der Bundesrepublik, d. Verf.) eine Stichprobe mit indikatorischer Aussagekraft vorliegt« (a.a.O., 351).

Den Erfahrungshintergrund für die eigene Einschätzung der Kirchlichkeit junger Christen bilden Kirchengemeinde und Konfirmandenunterricht, schulischer Religionsunterricht und kirchliche Jugendarbeit. Dabei schneiden die Kirchengemeinde und ihr sonntäglicher Gottesdienst am schlechtesten ab. Nur ein Drittel der Befragten hält die Gemeinde für wichtig und meint, es würde etwas fehlen, wenn es sie nicht mehr gäbe (23,6%) oder »wenn sie ausfiele, müßte man sie sofort ersetzen« (8,8%). In den Gottesdienst geht die Hälfte der Jugendlichen nicht oder so gut wie nie. 14,2% der Befragten gehen »wenn es irgendwie geht« auch außerhalb der Festtage in die Kirche, alle anderen nur zu Weihnachten (16%) und anderen Festtagen (7,8%) oder zu bestimmten Jugendgottesdiensten u.ä. (11,5%) (a.a.O., 355).

Für die meisten Jugendlichen sind es die Gemeinde- und Gottesdiensterfahrungen der Konfirmandenzeit, die den Eindruck von Belanglosigkeit und Unwichtigkeit vermitteln. Alleine auf den vorderen Bänken der Kirche sitzen müssen und hinter sich nur vereinzelte, meist recht alte Erwachsene, die freiwillig kommen, das kann nichts sein, was einen unbedingt angeht. »Hört man sich so manche ›normale‹

Sonntagspredigt unter dem Blickwinkel an, inwieweit sie inhaltlich und sprachlich die Situation derer erfaßt, die oft die Hälfte aller Besucher ausmachen, so zeigt man Verständnis für einen bewußtseinsmäßigen ›Fluchtversuch‹ aus dieser Stunde« (a.a.O., 138). Nach der Konfirmation wird diese Flucht dann von den meisten in die Tat umgesetzt.

Dabei ist die Erinnerung an den Konfirmandenunterricht selbst bei knapp der Hälfte der Befragten eher positiv (interessant und hat Spaß gemacht: 35,6%, sehr interessant und viel Spaß: 10,2%) (a.a.O., 356). Hier ist offensichtlich eine Zunahme der positiven Erinnerungen gegenüber den älteren Untersuchungen zu verzeichnen, die auch durch einen Vergleich der Kirchenmitgliedschaftsbefragungen innerhalb der EKD von 1972 und 1982 bestätigt wird (*Hanselmann*, 1984, 177f.). Die vielfältigen Reformversuche des Konfirmandenunterrichts, vor allem auch die Übernahme von Stilelementen aus der Jugendarbeit, wie Wochenendfreizeiten und Schwerpunktprogramme, die Gemeinschaftserleben und lebendiges Lernen miteinander zu verbinden suchen, scheinen auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Solche Versuche sind für den Bestand der Kirche wichtig, denn je besser der Konfirmandenunterricht in Erinnerung ist desto eher bringen die Befragten ihre Kirchenmitgliedschaft mit dem Konfirmandenunterricht in Verbindung (*Feige*, 1982, 440) und desto häufiger besuchen sie den sonntäglichen Gottesdienst (a.a.O., 439). Ein wichtiger Schritt auf diesem Weg könnte bereits darin liegen, daß die Erinnerungen an den Konfirmandenunterricht heute viel weniger mit Zwang verbunden sind als in den 50er Jahren (a.a.O., 19ff.; *Wölber*, 1959, 174).

Der schulische Religionsunterricht ist in dieser Hinsicht eine wichtige Fortsetzung und Ergänzung, insofern er die Ausdifferenzierung, Selbstreflexion und sprachliche Weiterentwicklung bei der Bearbeitung kirchlich-religiöser Themen ermöglicht. 83% der Befragten befürworten einen solchen Unterricht, 17% könnten darauf verzichten (a.a.O., 25). Aus dieser allgemeinen Akzeptanz und der Fülle der im Unterricht erlebten und gewünschten Themen geht »wohl unstrittig eine weit verbreitete Ansprechbarkeit und Reflexionsbereitschaft junger Erwachsener« hervor (a.a.O., 139).

In der kirchlichen Jugendarbeit erfährt knapp die Hälfte der jungen Menschen das Modell einer »offenen Kirche« (a.a.O., 56), wenn sie einmal (22,8%) oder öfter (26,3%) an Wochenend- oder Ferienfahrten (a.a.O., 398) bzw. an weiterführenden regelmäßigen Angeboten der Kirchengemeinde oder der kirchlichen Jugendverbände teilnimmt. Diese Beobachtungen zeigen, »daß ein großer Teil der Jungen Erwachsenen mindestens für kurze Zeit in einer Weise an Kirche partizipiert, die ihren Volkskirchencharakter viel stärker selbstverständlich macht« (a.a.O., 140).

In allen vier Erlebnisbereichen von Kirche – Gottesdienst- und Konfirmandenunterricht, Religionsunterricht und Jugendarbeit – spielen die Pfarrerinnen und Pfarrer eine große Rolle. Sie schneiden in dieser wie auch in den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD in der Beurteilung durch die Jugendlichen erstaunlich gut ab. 60% halten den Pfarrerberuf für wichtig oder gar sehr wichtig. So große Distanzprobleme die Institution Kirche aufwirft: in der Person der Pfarrerin oder des Pfarrers taucht die Möglichkeit auf, »sein Verhältnis zur Kirche als positiv und akzeptabel zu gestalten« (a.a.O., 149).

Die Neigung, in der Kirche zu bleiben oder auszutreten, hängt sehr stark mit der Erinnerung an diese vier Erlebnisbereiche von Kirche in der Jugendzeit zusammen. Zwar sind nur 2,7% fest entschlossen, so bald wie möglich auszutreten, aber für 8,3% ist es nur eine Frage der Zeit und 41,6% haben schon einmal daran gedacht auszutreten, während der Kirchenaustritt für 37,5% kein Thema ist (a.a.O., 386). Die positiven Erfahrungen dämpfen die Austrittsneigung, die negativen steigern sie, wobei neben der aus der Erinnerung gespeisten Fähigkeit, die Nützlichkeit von Kirche, ihre Hilfe zur Lebensbewältigung konkret zu entdecken und beim Namen zu nennen, auf dem altersmäßigen Höhepunkt der Austrittstendenzen am Beginn des dritten Lebensjahrzehnts auch davon abhängt, in welchen Bezugsgruppen und Freundeskreisen diese Frage diskutiert wird (a.a.O., 129, 135 u. 142).

Die überwiegende Mehrheit entscheidet sich bisher gegen den Austritt und hält sich damit für das Angesprochenwerden durch die Kirche zumindest in den entscheidenden Situationen des Übergangs, der Eheschließung (kirchliche Trauung), der Familiengründung (Taufe), der religiösen Mündigkeit (Konfirmation) und des Todes (kirchliche Bestattung), offen.

Auch hier sollte man der Versuchung, diese Offenheit als Ritualismus abzutun, widerstehen (a.a.O., 69); denn anders als in den 50er Jahren ist der Entschluß, nicht aus der Kirche auszutreten, wirklich eine Entscheidung (a.a.O., 132; *Wölber*, 1959, 54f.).

Zur Analyse der Wertorientierung der Jugendlichen sind in der hier referierten Untersuchung dieselben Instrumente angewandt worden wie in den oben dargestellten Untersuchungen von *Schmidtchen* und *Feige* 10 Jahre früher und im Prinzip die gleichen Ergebnisse erzielt worden, nur daß die Jugendlichen 10 Jahre später noch deutlicher die Werte, daß der Frieden erhalten bleibe (89,3%), sie sich frei fühlen können (77,6%), Selbstvertrauen haben (64,3%) und das Leben genießen können (60,5%) als sehr wichtig ansehen; aber auch Trost finden können (49,3%), tolerant sein (46,7%), Familienleben haben (44,2%) und an etwas glauben können (43,1%) (a.a.O., 61).

Der hohen Wertigkeit von Autonomie entspricht die Schwierigkeit der Jugendlichen, die Abhängigkeit ihres Lebensverlaufs von einer wie auch immer gearteten »göttlichen Fügung« zu akzeptieren. 64% lehnen diese Vorstellung total ab, 25,6% halten eine solche Einwirkung für teilweise möglich, und nur 6,7% meinen, sie sei wesentlich für ihr Leben (a.a.O., 401). In dem Problemzusammenhang von Autonomie und göttlicher Fügung »ist Kirche nicht nur als solidarischer Begleiter außer Sichtweite, sondern erscheint vielmehr als ein ernstzunehmendes Hemmnis« (a.a.O., 145), während der Kirche in bezug auf die Werte Trost, Toleranz, Familie und Glauben viele positive Erwartungen entgegengebracht werden. Man erwartet allerdings zugleich, daß sie dabei ihre traditionellen Sprachschablonen und dogmatischen Fixierungen verläßt. Zwei Drittel der Befragten können mit derartigen Glaubensinhalten nichts mehr anfangen (a.a.O., 153). Aber sie glauben an das, was Kirche und Christentum eigentlich meinen (a.a.O., 150 u. 159).

Auch die unauffällige Mehrheit möchte wie die auf dem Kirchentag sichtbar werdende Minderheit ihre Mitgliedschaft in der Kirche spannungsfrei erleben können. »Da gibt es ein allgemeines Zugehörigkeitsgefühl, die Übereinstimmung

im Prinzipiellen; auch die Bekundung, daß man sich durchaus nicht als ›ungläubig‹ empfindet, wohl aber seine Schwierigkeiten mit so manchen kirchlich geprägten Glaubensformulierungen und -inhalten hat« (a. a. O., 158).
Die einen haben sich entschieden, in den Prozeß der gewünschten Weiterentwicklung von Kirche durch ihr Engagement in der Gemeinde und auf den Kirchentagen einzugreifen. Sie können die erwünschte Freiheit in der Tatsache von Diskussionen bereits selbst erleben (*Feige* u. a., 1987, 11). Auch die anderen haben sich entschieden. Sie treten nicht aus der Kirche aus, sondern leben in der Hoffnung, daß Kirche ihnen dann, wenn sie sie brauchen, lebensfördernd begegnet.
Das ist sicher noch nicht die »angespannte geistige Erwartung«, die *Wölber* an der Jugend der 50er Jahre vermißt, aber es ist mehr, als die indifferente Offenheit von damals. Eine Gegenkirche ist zwar nach wie vor nicht in Sicht (*Luther*, 1987), aber die freie religiöse Szene ist in der zweiten Hälfte der Nachkriegsentwicklung deutlich lebendiger als in der ersten.
Eine genauere Erforschung dieses Feldes der freien religiösen Szene steht allerdings noch aus. Hier gilt nach wie vor *Nipkows* Feststellung aus dem Jahr 1980, daß wir sehr stark auf Vermutungen angewiesen sind, die weiterer Forschung bedürfen (s. o.). Das gleiche gilt auch für den Bereich der sogenannten neuen Jugendreligionen, über die wenig seriöses Material vorliegt. In religionssoziologischer Sicht ist es bedauerlich, daß die Forschungsinteressen der Jugendsoziologen und der Kirchensoziologen im Augenblick stärker auseinanderlaufen als in der Nachkriegszeit. Da die einen die religiöse Fragestellung weitgehend ausklammern, während die anderen sie auf Fragen der Kirchenbindung engführen, bleibt der Bereich dazwischen nahezu unbearbeitet.

Literatur

Allerbeck, K., Hoag, W.: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt und Verhalten. München 1985a – *Allerbeck, K., Hoag, W.:* »Wertewandel oder gewandelte Verhältnisse?« Immer diese Jugend. Hg. Deutsches Jugendinstitut. München 1985b, 411–420 – *Bizer, C.:* »Leere Kirchen – volle Hallen?« Jugend auf dem Kirchentag. Hg. *T. Schmieder, K. Schuhmacher.* Stuttgart 1984, 273–284 – *Bleistein, R.:* Die Kirche von gestern und die Jugend von heute? Würzburg 1972 – *Blücher, V. Graf:* Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute. Düsseldorf, Köln 1966 – *Bröking-Bortfeld, M.:* »Schüler und Bibel. Eine empirische Untersuchung religiöser Orientierungen«. Religionspädagogik heute. Bd. 13. Aachen 1984 – Comenius Institut, Hg.: Junge Generation ohne Orientierung? Münster 1980 – Deutsches Jugendinstitut, Hg.: Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik; 1945 bis heute. München 1985 – *Eimuth, K.-H., Oelke, M.:* Jugendreligionen und religiöse Subkultur. Frankfurt 1979 – EMNID: Erhebung Jugend zwischen 15 und 24. EMNID I. Bielefeld 1953 – EMNID: Erhebung Jugend zwischen 15 und 24. EMNID II. Bielefeld 1955 – EMNID: Wie stark sind die Halbstarken? Bielefeld 1956 – EMNID: Jugend und Religion. Bielefeld 1958 – *Feige, A.:* Kirchenaustritte. Eine soziologische Untersuchung von Ursachen und Bedingungen. Gelnhausen 1976, 2. Aufl., 1977 – *Feige, A.:* Erfahrungen mit der Kirche. Daten und Analysen einer empirischen Untersuchung über Beziehungen und Einstellungen junger Erwachsener zur Kirche. Hannover 1982 – *Feige, A., Lukatis, I. und W.:* »Jugend auf dem Kirchentag«. Jugend auf dem Kirchentag. Hg. *T. Schmieder, K. Schuhmacher.* Stuttgart 1984, 11–154 – *Feige, A., Lukatis, I. und W.:* Kirchentag zwischen Kirche und Welt. Berlin 1987 – *Flasche, R.:* »Zum Umgang mit den Jugendreligionen«. Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte. 40. Jg. H. 1. 1988,

44–53 – *Gascard, J.R.:* Neue Jugendreligionen. Zwischen Sehnsucht und Sucht. Freiburg 1984 – *Hanselmann, J., Hild, H., Lohse, E.,* Hg.: Was wird aus der Kirche? Ergebnisse der zweiten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 1984 – *Hild, H.,* Hg.: Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Umfrage. Gelnhausen, Berlin 1974, 2. Aufl., 1976 – *Hunger, H.:* Evangelische Jugend und evangelische Kirche. Gütersloh 1960 – *Inglehart, R.:* The Silent Revolution. Changing Political Values and Styles among Western Publics. Princeton 1977 – *Köster, R.:* Die Kirchentreuen. Stuttgart 1959 – *Lenz, R.:* »Es war einmal‹ – ein Märchen bis übermorgen. Überlegungen zur Situation der religiösen Subkultur«. Der unverbrauchte Gott. Neue Wege der Religiosität. Hg. *J. Riedel.* Bern, München, Wien 1976 – *Luther, H.:* »Konkurrenz Jugendreligionen«. Jugend in der Kirche zur Sprache bringen. Hg. *R. Hanusch, G. Lämmermann.* München 1987, 132–140 – *Matthes, J.,* Hg.: Erneuerung der Kirche – Stabilität als Chance? Konsequenzen aus einer Umfrage. Gelnhausen, Berlin 1975 – *Mildenberger, M.:* Die religiöse Revolte. Jugend zwischen Flucht und Aufbruch. Frankfurt 1979 – *Nipkow, K.E.:* »Neue Religiosität, gesellschaftlicher Wandel und die Situation der Jugendlichen«. Junge Generation ohne Orientierung. Hg. Comenius Institut. Münster 1980, 83–120 – *Noelle-Neumann, E.:* Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft. Zürich, Osnabrück 1978 – *Pohl, R.:* Die religiöse Gedankenwelt bei Volks- und Hilfsschulkindern. München, Basel 1968 – *Rendtorff, T.:* Die soziale Struktur der Gemeinde. Hamburg 1958, 2. Aufl., 1959 – *Scheffler, A.C.:* »Jugendsekten« in Deutschland. Öffentliche Meinung und Wirklichkeit. Diss. Marburg 1988 – *Schelsky, H.:* Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf, Köln 1957 – *Schmieder, T., Schuhmacher, K.,* Hg: Jugend auf dem Kirchentag. Stuttgart 1984 – *Schmidtchen, G.:* Zwischen Kirche und Gesellschaft. Forschungsbericht über die Umfragen zur gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Freiburg, Basel, Wien 1972 – *Schmidtchen, G.:* Gottesdienst in einer rationalen Welt. Religionssoziologische Untersuchungen im Bereich der VELKD. Stuttgart, Freiburg, Basel, Wien 1973 – *Thun, T.:* Die Religion des Kindes. Stuttgart 1959, 2. Aufl., 1964 – *Thun, T.:* Die religiöse Entscheidung der Jugend. Stuttgart 1963 – *Wölber, H.-O.:* Religion ohne Entscheidung. Göttingen 1959 – *Wurzbacher, G.:* »Jugendsoziologische Kontraste.« Jugend auf dem Kirchentag. Hg. *T. Schmieder, K. Schuhmacher.* Stuttgart 1984, 217–232.

Manfred Markefka

Soziale Stereotype im Jugendalter

1. Einleitung und Aufgabenstellung

Als Ausgangspunkt, sich mit sozialen Urteilen zu beschäftigen, können Spannungen (Konflikte) zwischen Menschengruppen genannt werden, wie sie beispielsweise als sog. Ost-West-Gegensätze und damit verbundene Gesellschaftsabgrenzungen oder als Verhältnis von Deutschen zu Arbeitsmigranten (Gastarbeitern) bekannt sind. Gegenseitige Urteile galten und gelten als Widerspiegelung vergangener und/oder gegenwärtiger Beziehungen zwischen Gruppen; ihre Erforschung wird somit auch als ein Beitrag zum Verständnis bzw. zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Menschen angesehen.

Jeder Versuch, die empirische Erforschung von Äußerungen Jugendlicher über fremde Gruppen zu referieren, wird durch folgende forschungsspezifische Probleme erschwert:

Gegenstandsabgrenzung: Eine Beurteilung anderer Menschen als Mitglieder von Gruppen wird in den Sozialwissenschaften als Stellungnahme, Urteil, Bild, Stereotyp, Einstellung, Vorurteil, Vorstellung usw. bezeichnet, wobei dann beispielsweise Kriterien der Vollständigkeit, Richtigkeit, Angemessenheit, ideologischen Wünschbarkeit usw. zur definitorischen Abgrenzung dienen. Sie machen zwar die Komplexität des Untersuchungsgegenstandes deutlich, führen jedoch nicht zu verbindlichen Sprachinhalten (z.B. *Allport*, 1971, 20ff.; *Ehrlich*, 1979, 9ff.; *Estel*, 1983, 13ff.; *Manz*, 1968, 12ff.; *Wolf*, 1979). Daher wird in der vorliegenden Abhandlung nicht differenziert, sondern lediglich von sozialen Stereotypen (Bildern, Vorurteilen u.a.) gesprochen: Es sind sprachliche Äußerungen, mit denen Menschen zum einen als Träger äußerer Merkmale (z.B. von Hautfarbe) kategorisiert, zum anderen aufgrund eben dieser Merkmale beurteilt werden. Entsprechend der Begriffsdifferenzierung *Hofstätters* (1986, 122ff.) kann eine sprachliche Beurteilung der eigenen Gruppe als Autostereotyp (Selbstbild) und ein Urteil über fremde Gruppenmitglieder als Heterostereotyp (Fremdbild) gekennzeichnet werden.

Einseitige Forschungsbasis: Seit 30 Jahren konzentriert sich die deutsche Berichterstattung über Stereotypenforschung auf amerikanische Quellen (wie *Bergius*, 1960; *Heintz*, 1957; *Karsten*, 1965, 1978; *Schäfer/Six*, 1978), ebenso lange wird ein Ausbau dieser Forschungen in Deutschland erwartet (*Bergius*, 1960, 42). Demgegenüber können beispielsweise amerikanische Basisbücher dank nationaler Forschungsmaterialien auf ausländische Quellen verzichten (*Simpson/Yinger*, 1985, VII) und in der Bundesrepublik als Übersetzungen Pilotfunktion übernehmen und weitgehend behalten (*Allport*, 1971; *Ehrlich*, 1979).

Personenauswahl: Die entscheidende Einseitigkeit der amerikanischen Sozialforschung liegt in der Beschränkung auf Fachstudenten als Versuchspersonen (wie Psychologie-, Soziologiestudenten), die sich als »Stereotypenbenutzer« vornehm-

lich mit Polarisierungstendenzen aufgrund der Hautfarbe auseinanderzusetzen haben (*Schäfer/Six*, 1978, 9; vgl. z.B. auch *Ehrlich*, 1979; *Markefka*, 1984, 65). Diese Bedingungen werden nicht nur als mögliche Fehlerquellen, sondern auch als einseitige Datenbasis bewertet, deren Informationen nur sehr beschränkt verallgemeinerbar sind (*Kattmann*, 1977, 408).

Theorienvielfalt: Die theoretische Aufarbeitung der Stereotype (Vorurteile) ist hauptsächlich um Beantwortung nachstehender Fragen bemüht (vgl. z.B. *Barres*, 1974, 1978). (a) Welche Basisprozesse sind für die Existenz von Stereotypen entscheidend? (b) Wie entstehen Bildinhalte, die Menschen voneinander haben? (c) Wie erwirbt der Mensch Stereotype? (d) Welche sozialisatorischen Einflüsse sind für deren Übertragung/Übernahme verantwortlich? (e) Unterscheiden sich Menschen (Charaktere) aufgrund ihrer (stereotypen, vorurteilsvollen) Dispositionen/Handlungen? (f) Welche Funktionen haben Stereotype für Person, Gruppe und Gesellschaft? Entscheidend ist, daß für jede Frage weitgehend isoliert eine Antwort gesucht wird, obwohl schon lange Klarheit darüber besteht, daß allein ein multifaktorieller Theorieansatz, der Stereotype aus persönlicher Entwicklung, sozialkulturellen Bedingungen und situativen Einschätzungen erklärt und empirisch prüft, mehr Klarheit schaffen dürfte (*Roghmann*, 1966, 79; *Esser*, 1980, 136ff.; vgl. z.B. Umsetzung: *Weiss*, 1987, 37f.).

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die Beantwortung der Frage, ob, wie und welche Bilder der deutschen Jugendlichen erforscht wurden. Dieser Aufgabenstellung entsprechend, beschränkt sich die theoretische Einführung auf eine Skizzierung der dazu notwendigen Grundlagen (Beantwortung der Fragen a–c); die weiteren Problemstellungen sind gut dokumentiert und zugänglich (z.B. zu d: *Schäfer/Six*, 1978, 128ff.; zu e: *Roghmann*, 1966; zu f: *Levin*, 1975).

2. Theoretischer Bezugsrahmen

Soziales Handeln kann als ein Austauschprozeß zwischen einer Person und einer anderen Person (unmittelbar) oder als eine Wechselwirkung zwischen Menschen als Angehörigen unterschiedlicher Gruppen (mittelbar) betrachtet werden (*Tajfel*, 1982, 82ff.).

2.1. Intergruppenprozesse

Für den mittelbaren Austausch als Gruppenmitglieder gilt idealtypisch: Erstens ist entscheidend, in welchen Gruppen/Kategorien Personen Mitglied sind (d.h. welcher Gruppe Individuen formell angehören und sich selbst zurechnen: Eigengruppen) und in welchen sie kein Mitglied sind (d.h. weder formell angehören, noch sich persönlich zurechnen: Fremdgruppen). Zweitens ist wichtig, ob die Beziehungen zwischen der identifizierten Eigengruppe (z.B. den Deutschen) und der zugerechneten Fremdgruppe (z.B. den Arbeitsmigranten) – vereinfacht gesprochen – als eher bindend (Kontakt, Kooperation) oder eher trennend (Wettbewerb, Konflikt) zu bezeichnen sind bzw. wahrgenommen werden (z.B. *Markefka*, 1984, 8ff.).

Bei Existenz bindender Intergruppenprozesse ähneln sich Eigengruppen- und Fremdgruppenbild. Umgekehrt kommen bei trennenden Interaktionen im Eigen- und Fremdbild Unterschiede zum Ausdruck. Mit Veränderung der Gruppenbeziehungen im Zeitablauf wandeln sich auch die Bilder voneinander (*Allen*, 1983; *Ehrlich*, 1979, 47f.; *Hofstätter*, 1986, 119ff.).
Wie bereits die einleitenden Bemerkungen zeigten, sind im allgemeinen Spannungen (Konflikte) zwischen Gruppen – wie sie in einer Gesellschaft als Majoritäts-Minoritätsbeziehungen und zwischen nationalen Gesellschaften als sog. Außenbeziehungen wirksam sind – Anlaß und Ziel sozialwissenschaftlicher Stereotypenforschung.
Diese Forschung ist dementsprechend einmal um Erfassung gesellschaftlicher Stereotype (wie sie von Mitgliedern einer Gesellschaft – wie den Deutschen – gegenüber gesellschaftlichen Minderheiten – wie den Juden – geäußert werden) und zum anderen um Wiedergabe nationaler Stereotype (wie sie von Mitgliedern einer Gesamtgesellschaft – wie den Deutschen – gegenüber anderen Nationalgesellschaften – wie den Franzosen – zum Ausdruck kommen) bemüht. Die sozialhistorische Bedingtheit derartiger Bildinhalte ist gut belegt. Sie läßt sich für gesellschaftliche Stereotype z.B. an der Entwicklung abwertender Minderheitenbezeichnungen (sog. Ethnopaulismen, z.B. Spaghettifresser, Kanaken usw.: *Allen*, 1983; *Ehrlich*, 1979, 32ff.) und dem rechtlichen Wandel dem Gebot (in der Hitlerdiktatur) zum Verbot (in der Bundesrepublik) der Ungleichbehandlung bestimmter Minderheiten nachweisen (*Markefka*, 1983; 1984, 49ff.). Sie ist für nationale Stereotype z.B. am Deutschenbild im Ausland (z.B. *Koch-Hillebrecht*, 1977), dem (auch wechselseitigen) Verhältnis von Deutschland zu Polen (z.B. *Schweitzer/Feger*, Hg., 1975; *Jacobsen/Tomala*, Hg., 1972), zur UdSSR (z.B. *Pflüger*, Hg., 1986) und zu Frankreich (z.B. *Brunn*, 1966; *Tieman*, 1987) aufgezeigt worden.
Anzumerken ist, daß Forschungsprojekte im allgemeinen eine Globalstrategie verfolgen: Sie erfassen gleichzeitig neben gesellschaftlichen und nationalen Stereotypen oft auch regionale Stereotype (z.B. innergesellschaftlich – wie zwischen Berlinern und Friesen – oder übergesellschaftlich – wie zwischen Ost und West) und schlüsseln die unterschiedlichen Bezugsebenen und zugehörigen Bildausprägungen erst nach der Datenanalyse auf (vgl. z.B. *Wolf*, 1959–1961).

2.2. Stereotype und Kategorisierung

Gegenseitige Stereotype können sowohl Indikatoren gegenwärtiger, als auch vergangener Intergruppenbeziehungen sein. Sie stehen zudem in gewisser Weise »in den Köpfen« als miteinander geteilte »Selbstverständlichkeiten« zur Verfügung: Personen setzen sie gegenüber anderen Personen als typisierende und generalisierende Wahrnehmungs- und Beurteilungsschablonen ein, um zu handeln, ohne die individuellen Eigenheiten/Unterschiede der Urteilsobjekte zu berücksichtigen. Aufgrund dieser Betrachtung können soziale Stereotype auch als Handlungsdispositionen von Urteilssubjekten angesehen werden (*Esser*, 1980, 136f.), die sich situativ gegenüber Urteilsobjekten in sprachlichen Äußerungen (Handlungen) artikulieren.
In diesem Zusammenhang ist mehr und mehr die Einsicht vonnöten, Stereotypenin-

halte (wie »die Juden sind falsch und habgierig«) als Ausdruck eines individuellen Entscheidungsprozesses anzusehen, in dem kollektive (Gruppen-)Identifikation (z.B. mit den Deutschen), persönliche Bedürfnisse (wie die Suche nach Gewißheit im Umgang mit Fremden) und Erfahrungen (z.B. in Zusammenarbeit mit Juden) sowie Gesellschaftsnormen (wie Gleichheitsgebot, Diskriminierungsverbot) berücksichtigt werden (*Esser*, 1980, 140).

Es spricht einiges dafür, stereotype Bilder (im Sinne von Wahrnehmung und Bewertung) als Teilergebnis eines übergeordneten Kategorisierungsprozesses zu sehen, mit dem auch Akzentuierung von Unterschieden zwischen Gruppen (bzw. Nivellierung von Differenzen innerhalb einer Gruppe) und Generalisierung von Merkmalen (im Sinne von: Wer körperlich behindert ist, der kann auch nicht denken!) verbunden sind.

Das Gesamtgeschehen läßt sich wie folgt veranschaulichen (vgl. *Lilli*, 1982, 12ff.; *Tajfel*, 1982, 101ff.; *Upmeyer*, 1985, 62ff.):

(1) Angehörige einer Eigengruppe (Urteilssubjekte) wählen aus der Informationsfülle über fremde Personen (Urteilsobjekte) selektiv Teilinformationen aus – wie körperliche Merkmale (Rasse) –, um diese »Objekte« – einer solchen Eigenschaft entsprechend (wie der Hautfarbe) – entweder der eigenen (wie den Weißen) oder einer fremden Gruppe/Kategorie (wie den Schwarzen) zuzuordnen.

(2) Im Kategorisierungsprozeß wird ein solches Unterscheidungsmerkmal – wie die Hautfarbe – bei der Fremdgruppe bewertet (z.B. Schwarz als minderwertig und beängstigend), akzentuiert (z.B. werden Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen betont) und seine Bedeutung verallgemeinert (z.B. werden Schwarzen typische Eigenschaften – wie Trägheit und mangelnde Intelligenz – zugeschrieben): Ein negatives Bild von der Fremdgruppe wird sichtbar.

(3) Mit einer solchen Abwertung gehen eine Aufwertung der Eigengruppe (z.B. Einschätzung der Hautfarbe Weiß als Symbol der Überlegenheit und des Vertrauens), eine Betonung kollektiver Gleichheit (z.B. Negierung unterschiedlicher Hautnuancierungen innerhalb der Weißen) und eine Generalisierung der Bedeutung des eigenen Erscheinungsbildes (z.B. Zuschreibung typischer Eigenschaften – wie Fleiß und Intelligenzüberlegenheit) einher: Ein positives Bild der eigenen Gruppe »erscheint« gleichsam als »Kehrseite« der Fremdbeurteilung.

Neben der Rasse (Hautfarbe) gelten auch Sprache, Nationalität, Bräuche (Sitten) und Religion als Kategorisierungsmerkmale zwischen Menschen; sie führen – in sozialen Begegnungen allein oder kombiniert eingesetzt – zu gegenseitigen Vorurteilsäußerungen und nicht selten zur Feststellung von Polarisierungen, wie den kategorialen Gegensätzen Schwarze-Weiße, Menschen-Barbaren, Gläubige-Ungläubige, Westdeutsche-Ostdeutsche, Russen-Amerikaner, Deutsche-Franzosen u.ä. (*Markefka*, 1984, 7f.).

Wie *Tajfel* (1982, 101ff.) nachhaltig betont, ist die »Vorstellung von einem Wertunterschied zwischen der eigenen Gruppe (oder den eigenen Gruppen) und anderen Gruppen ein integraler Bestandteil des allgemeinen Sozialisationsprozesses«, der nicht allein der gegenseitigen Wahrnehmung dient. Er gilt ebenso als Ausgangsba-

sis, die es dem Individuum ermöglicht, seinen eigenen Platz, seine »soziale Identität« in der Gesellschaft zu bestimmen und festzulegen (vgl. *Stroebe*, 1982; *Stapf* et al., 1986, 28f.).

3. Erwerb sozialer Stereotype

Im folgenden werden lediglich (vereinfachend) Sozialisations- und Alterseinflüsse auf die Stereotypenbildung bzw. -ausprägung betrachtet.

3.1. Sozialisationseinflüsse

Einigkeit besteht, daß soziale Stereotype/Kategorien vor allem im Sozialisationsprozeß von mikrosozialen Bezügen (Familie, Peergruppe, Schule u.a.; vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band) und makrosozialen Verhältnissen (wie Norm-/Wertsystem und gesamtgesellschaftlichen Gegebenheiten) auf das Kind »übertragen« bzw. von ihm gelernt werden. Das Kind ist in mikrosoziale Bindungen »eingebettet«, die ihrerseits wiederum Elemente der umgebenden Gesamtgesellschaft sind: So wird das Individuum gegenüber anderen, insbesondere fremden Menschen, über Bilder von sich und anderen handlungsfähig; es identifiziert sich mit Menschen oder grenzt sich von ihnen ab, um die Komplexität der Umwelt zu verringern und ein eigenes Selbstwertgefühl zu gewinnen. Beachtenswert erscheint, daß offensichtlich primäre Beziehungen dominierenden Einfluß haben: So geben befragte Schüler zweier qualitativer Einzelfallstudien (*Kellner*, 1982, 160; *Hankiss*, 1982, 57) ihre Eltern, interviewte Erwachsene einer Repräsentativstudie (*Weiss*, 1987, 73–79, 109) Eltern (Verwandte), Lehrer und den besten Schulfreund für die Vergangenheit sowie Freunde/Bekannte/(Ehe)Partner für die Gegenwart als wichtigste Informationsquellen über Ausländer bzw. Juden an. Die Wichtigkeit der Massenkommunikationsmittel, insbesondere des Fernsehens, ist daneben unübersehbar (Stiftung Prix Jeunesse, 1982); sie nimmt offensichtlich mit steigender Gemeindegröße zu (*Sallen*, 1977, 249).

3.2. Stufen der Stereotypenausprägung

Die Übernahme von Vorurteilen wird unter Bezug auf *Allport* 1971, 303ff.) vornehmlich (z.B. *Heintz*, 1957, 172ff.; *Karsten*, 1965, 19ff.; *Rölke*, 1982, 340ff.; *Schäfer/Six*, 1978, 118ff.; *Quasthoff*, 1973, 53ff.) als dreistufiger Lernprozeß aufgefaßt (vgl. andersartiges Stufenmodell: *Kattmann*, 1977, 404–407), der entscheidend vom Lebensalter bestimmt wird: In der frühen Kindheit (im Alter von ca. 3 bis zu etwa 7/8 Jahren) übernehmen Kinder kategoriale Differenzierungen (Sprach-Muster – wie Gastarbeiter, Zigeuner) von ihren Mitmenschen, können die Bedeutung dieses stereotypen Wissens jedoch kaum richtig »einschätzen«, d.h. sprachliche Bezeichnungen weder sich selbst noch fremden Personen zuordnen.
In der späten Kindheit (im Alter von ca. 7/8 bis zu etwa 11/12 Jahren) werden die mit den Sprachkategorien zum Ausdruck gebrachten positiven bzw. negativen

Inhalte (Eigenschaften) nicht nur bewußt, sondern auch entsprechend »gelebt«, weil zwischen Eigen- und Fremdgruppe unterschieden werden kann: Menschen werden akzeptiert oder abgelehnt; Kinder in diesem Alter wählen fast nur Mitglieder der Eigengruppe(n), nicht dagegen Angehörige von Fremdgruppen zum Partner: Kinder distanzieren sich »gruppenspezifisch« (»stereotypisch«) voneinander.
Die Jugendzeit (von ca. 11/12 bis zu etwa 18/19 Jahren) und folgende Jungerwachsenheit (bis zu etwa 30 Jahren: *Sacher*, 1976, 101) gelten als weniger stereotypenbelastet: Der junge Mensch wird sich des Widerspruchs zwischen dem Anspruch zum Handeln (Gleichheitsgebot) und der Wirklichkeit im Handeln (kategorisierender Beurteilung) bewußt. Sein Urteil gegenüber anderen Gruppen wird »offener« und bewußter. Er gewinnt die Fähigkeit zu differenzierten Urteilen und zum Einstellungswandel, was Erwachsene als Chance zu »rationaler Aufklärung« über Vorurteilshaftigkeit bewerten (*Eyferth*, 1960). Diese Offenheit ist in gewisser Weise für diese Altersgruppe existentiell notwendig, weil sie – auf der Suche nach Identität – über Gruppenzugehörigkeiten zu entscheiden hat, um ein »Bild von sich selbst« (auch in Abgrenzung von Fremdgruppen) zu gewinnen.
Zusammenfassend kann festgestellt werden: »Die chronologische Abfolge der drei Stufen impliziert eine kurvilineare Veränderung der Vorurteile, die ihr Maximum in der zweiten Stufe erreichen« (*Schäfer/Six*, 1978, 119); allerdings kann nur bedingt von einer empirischen Bewährung dieses Verlaufs – trotz allgemeiner Verbreitung – gesprochen werden (*Rölke*, 1982, 341; *Schäfer/Six*, 1978, 121). In der Bundesrepublik findet man dazu keinen Prüfungsversuch, höchstens tendenzielle Bestätigungen (z. B. *Tiemann*, 1982, 355f.). Es spricht einiges für die noch zu prüfende Annahme, daß dieser Entwicklungsverlauf (in Anlehnung an *Lilli*, 1982, 120–123) durch zwei unterschiedliche Lernprozesse bedingt ist: Einen lebenslangen Übernahmeprozeß einerseits, der entscheidend von primären Bezugspersonen abhängt, und eine aktive Informationsverarbeitung des Individuums andererseits (beginnend etwa mit der dritten Stufe), die zur Modifizierung überkommener und/oder Entwicklung neuer Stereotypen führen kann.

4. Methoden der Stereotypenforschung

Die Erforschung sozialer Stereotype geht unterschiedliche Wege (vgl. die Übersicht v. *Koch-Hillebrecht*, 1977, 23–33). Allerdings sind in der Jugendforschung vornehmlich die Kennzeichnungen von Gruppen mittels spezifischer Eigenschaften (Eigenschaftslisten) sowie die Äußerungen von Sympathie/Antipathie (Beliebtheitsskalen) Basismaterialien, um Auto- und Heterostereotype wie folgt sichtbar zu machen:

4.1. Eigenschaftslistenverfahren

Aus einer Liste vorgegebener – positiver und negativer – Eigenschaften wählen Befragte eine begrenzte oder unbegrenzte Zahl typischer Merkmale für ein Urteilsobjekt als zutreffend/unzutreffend aus. Die Zusammenfassung der Eigenschafts-

wahlen gemäß prozentualer Zustimmung/Ablehnung je Eigenschaft ergibt dann das (Eigenschafts-)Bild, das eine Befragtengruppe von einer zu kennzeichnenden Personenkategorie hat; dabei wird stillschweigend unterstellt, daß eine derartige Übersicht von Einzelurteilen ein mehr oder weniger klares (»synthetisches«) Gruppenurteil spiegelt, das – wie folgendes Beispiel über Italiener – für sich selbst spricht:

Beispiel 1: Das Bild von Italienern (Auszug) Frankfurter Realschüler (*Müller*, 1967, 59)

Eigenschaften	Zustimmung in v.H.	Ablehnung in v.H.
kinderlieb	74,4	6,6
freiheitsliebend	72,6	4,9
Familiensinn	67,2	8,8
selbstbewußt	34,3	26,5
intelligent	30,0	28,4
sauber	15,0	52,1
schmutzig	49,2	24,8
Geschäftemacher	47,4	26,7
schlechtes Benehmen	38,7	33,5
unterwürfig	13,4	49,8
habgierig	12,8	53,8
rücksichtslos	9,6	54,7

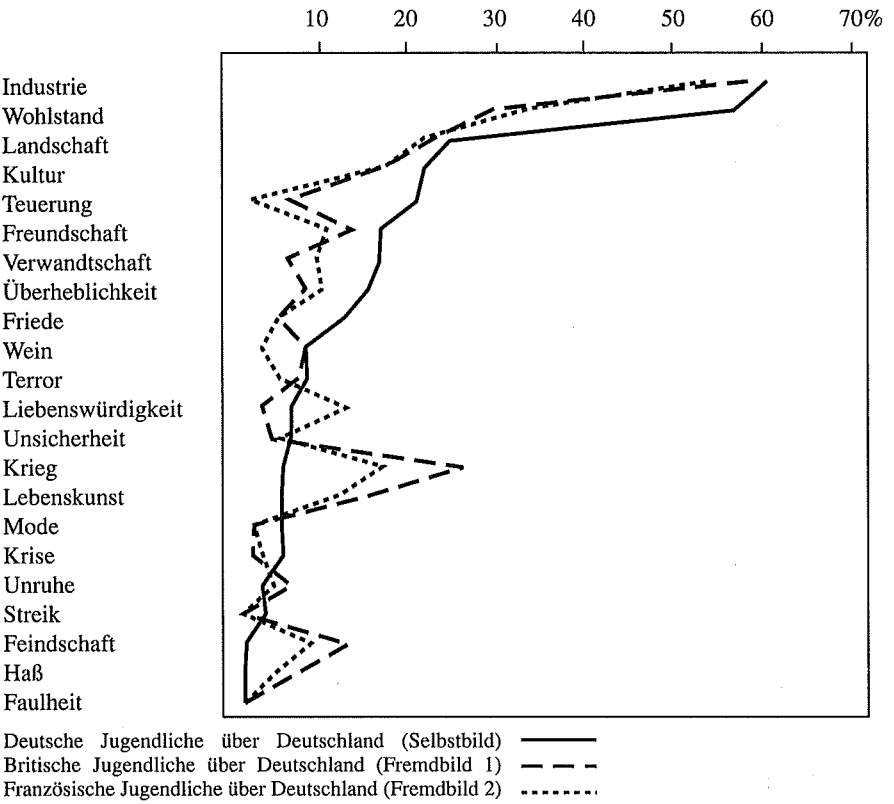
Eine »Übersetzung« von derartigen Prozentverteilungen – sowohl für Eigenbild als auch für Fremdbilder – in graphische Profile dient nicht allein dazu, (Un-)Ähnlichkeiten von Autostereotyp und Heterostereotypen festzustellen, sondern auch – je nach (Nicht-)Übereinstimmung – auf widerstreitende oder harmonische Intergruppenprozesse zu schließen. Das nachstehende Bild von Deutschland (Beispiel 2) veranschaulicht eine derartige Arbeitsweise.

Die Studie selbst sieht eine »im Prinzip übereinstimmende Reaktion aller drei Befragungsgruppen«. Die Assoziation von »Krieg« und »Feindschaft« allerdings, die im Bild junger Briten und Franzosen von Deutschland zum Ausdruck kommt, wird auf die »Schatten der Vergangenheit« zurückgeführt (101, 105).

Ergänzend zur bisherigen Betrachtung können aufgrund prozentualer Zustimmung aller Antwortenden zu jeder gewählten Eigenschaft für mehrere Urteilsobjekte eigenschaftsspezifische Rangreihen gebildet werden. Sie ermöglichen es, den Rangplatz jeder beurteilten Gruppe zu bestimmen, die Positionen aller Urteilsobjekte zu vergleichen und somit gleichfalls Gruppenunterschiede festzustellen. Am Beispiel der Einschätzung des Verhältnisses nationaler Bevölkerungen zur Freiheitsliebe stellt sich ein solches Vorgehen folgendermaßen dar:

Auffallend an dieser exemplarischen Rangordnung scheint weniger die Extremposition der Amerikaner bzw. der Russen als vielmehr der deutsche Rangplatz zu sein, der den Amerikanern aufgrund von Selbsteinschätzungen nachgeordnet ist.

Beispiel 2: Das Bild von Deutschland bei der europäischen Jugend (Jugendwerk, 1977b, III, 102)



Beispiel 3: Rangliste unterschiedlicher Gruppen für die Eigenschaft „freiheitsliebend" bei Frankfurter Realschülern (nach *Müller,* 1967)

Nation/Rasse	Zustimmung in v. H.	Rangplatz der Liste
Amerikaner	87,3	1
Deutsche	85,4	2
Neger	82,6	3
Italiener	72,6	4
Chinesen	53,8	5
Russen	47,7	6

4.2. Beliebtheitsskalen

Neben der oben skizzierten Eigenschaftsbestimmung werden auch Sympathie bzw. Antipathie gegenüber Gruppen und Völkern mittels Skalen gemessen, deren gradu-

Beispiel 4: Sympathie-Antipathie-Relationen (Auszug) bei Hamburger Kinderpflege-Schülerinnen (*Scholz-Görlach/Wolf*, 1975, 626f.)

Regionalgruppen	Mittelwerte
Hamburger . .	1.45
Bayern . .	1.93
Friesen . .	2.32
Württemberger . .	2.59
Mecklenburger . .	2.66
Westfalen . .	2.73
Pfälzer . .	3.00

elle Vorgaben z.B. von »sehr sympathisch« (1) über »etwas sympathisch« (2), »gleichgültig« (3), »etwas unsympathisch« (4) bis zu »sehr unsympathisch« (5) reichen (*Scholz-Görlach/Wolf*, 1975, 626; vgl. z.B. im Unterschied dazu *Allerbeck/Hoag*, 1985a, 139). Aus den Angaben aller Befragten werden dann für einzelne Urteilsobjekte (Eigengruppe/Fremdgruppen) die Mittelwerte getrennt berechnet und entsprechend ihren Ausprägungen so geordnet, daß sich sog. »Sympathie-Antipathie-Relationen« ergeben. Exemplarisch für eine derartige Analyse ist obige Gewichtung ausgewählter Regionalgruppen, die auf Antworten Hamburger Schülerinnen einer Kinderpflegerinnenschule basiert (vgl. Tab. 1 und 2).
Geht man nun beispielsweise davon aus, daß die Sympathiegrenze bei 2.50 liegt, dann sind den befragten Schülerinnen die ersten 3 Regionalgruppen (»sympathisch«, die restlichen 4 »gleichgültig«, wobei auffällt, daß die Eigengruppe »Hamburger« unbestritten den höchsten Stellenwert zugesprochen bekommt.

4.3. Aspekte der Kritik

Als Kritik gegen die dargestellten Verfahren wird vorgebracht, daß sowohl die »synthetischen Urteile« als auch die »Durchschnittsbilder« statistische Berechnungen sind, die die Komplexität individueller Urteilsprozesse unberücksichtigt lassen. Das führt einmal zur Aufgabe standardisierter Verfahren und entsprechender Analysen zugunsten »individueller Niederschriften« (z.B. »Was ich über Frankreich weiß«: *Tiemann*, 1982, 9; vgl. *Cahnmann*, 1965) und typisierender Auswahl (Wiedergabe) von Berichtsinhalten (z.B. *Tiemann*, 1982, 23ff.). Des weiteren mündet es in die Forderung, nicht nur bei der Datenerfassung, sondern auch bei der Datenanalyse vom urteilenden Individuum auszugehen und zu berücksichtigen, daß Urteilsinhalte »verschränkt« sind (d.h., es wird von der Annahme ausgegangen, daß Urteilende ein Fremdbild haben, das von dem erwarteten Urteil der Fremdgruppe über sie selbst mitgeprägt ist: *Sodhi* et al., 1978; *Manz*, 1968, 210ff.). Im Falle einer Einlösung dieser Forderung, die noch immer aussteht, wäre erst dann von einem »Gruppenurteil« zu sprechen, wenn man Personen mit gleicher Urteilsstruktur zusammenfaßte (vgl. *Markefka*, 1984, 34–40).

5. Erforschung sozialer Stereotype bei jungen Menschen

Die weitere Aufmerksamkeit gilt der empirischen Erfassung jugendlicher Auto- und Heterostereotype im Rahmen der deutschen Jugendforschung, wobei zunächst über Kriterien der Materialauswahl berichtet wird.

5.1. Materialauswahl

Im folgenden werden ausschließlich bis 1986 erschienene Arbeiten berücksichtigt, in denen »Schüler« und »Jugendliche« mittels Eigenschaftszuschreibung und/oder Sympathiebekundung Gruppen und Völker beurteilen. Unbeachtet bleiben Publikationen, die Verhalten(-sabsichten) gegenüber Fremdgruppen sowie sog. Ausländerfeindlichkeit (vgl. z.B. *Körner/Spies*, 1982) erforschten oder als Vorberichte und Sammelreferate identifiziert werden konnten. Anzumerken ist, daß es bei einer Vielzahl von Veröffentlichungen nicht leicht war, Ziel bzw. Ergebnis des Messens zu bestimmen. Exemplarisch dafür sind sog. »Meinungen« über Gastarbeiter, »Einstellungen« zu sowie »Einstufungen« von Gastarbeitern (*Allerbeck/Hoag*, 1985a, 138–140), die ursprünglich als Sympathien/Antipathien »erfragt« wurden (*Allerbeck/Hoag*, 1985b, Frage 114).
Unter Beachtung der genannten Auswahlkriterien zeigt die Bestandsaufnahme über »das Bild des Auslandes, der Völker und Rassen bei Schülern und Jugendlichen« (*Hoffmann*, 1986, 86–88), daß nicht einmal ein Drittel von insgesamt 35 Berichten deutschen Ursprungs ist. Beachtet man darüber hinaus alle verfügbaren »Bildforschungen«, dann sind für die Bundesrepublik 23 Analysen aus 16 Erhebungen für die Nachkriegszeit nachzuweisen. Um einen Überblick über diese Erhebungen und Analysen zu ermöglichen, werden erstere als »Stereotypenforschung bei Kindern und Jugendlichen«, letztere als »Bilder von Eigen- und Fremdgruppen« nunmehr getrennt tabellarisch zusammengefaßt.

5.2. Stereotypenforschung bei Kindern und Jugendlichen

Die Entwicklung der Erforschung sozialer Stereotype bei jungen Menschen wird aus nachstehender Übersicht deutlich.
Die Zusammenstellung läßt – vereinfacht – folgende Tendenzen erkennen:

(1) Die Erhebungszeitpunkte erscheinen als zufällig; es fehlt offensichtlich eine kontinuierliche Forschung.
(2) Bis auf zwei Repräsentativstudien (Jugendwerk, *Allerbeck/Hoag*) können die übrigen Arbeiten nach Zahl, Auswahl und regionaler Verteilung der Befragten lediglich als Einzelfallstudien gekennzeichnet werden, selbst wenn die Probandenzahl *(Tiemann)* das Gegenteil anzuzeigen scheint.
(3) In nicht ganz zwei Dritteln der Projekte sind Schülerinnen und Schüler des allgemeinbildenden Schulsystems Urteilssubjekte, Jugendliche in der Berufsausbildung werden lediglich in vier Fällen befragt: Es dominiert eine Art Schuljugendforschung.
(4) Die Alterskategorien sind nicht nach entwicklungsspezifischen Kriterien, son-

dern eher zufällig – nach aktueller bzw. schulischer Verfügbarkeit – ausgewählt worden.

(5) Aus dem bisher Gesagten folgt unbestreitbar, daß die vorliegenden Einzelfallstudien Stereotype erforscht haben; sie waren aber weder auf Vergleichbarkeit noch zur Erfassung von Kontinuität bzw. Wandel ihrer Inhalte angelegt.

Tabelle 1: Stereotypenforschung bei Kindern und Jugendlichen

Autor	Erhebungsjahr	Befragte Anzahl	Alter	Beruf	Stadt/Land
Wolf	1957/58	1390	13–15	Volks-, Oberschüler	Wiesbaden Saarbrücken Köln
Hüser/Wolf	(1962)*	250 m	16–18	Berufsschüler	Oberwestf. Stadt
Müller	1962/63	656	12–16	Realschüler	Frankfurt
Cahnmann	1964	254	16–17/ 18–21	neun (›repräsentative‹) Schulklassen	München
Mandel	1964	256 m	15–18	Berufsschüler	München
Becker	1967	219	15–16	Volksschüler	Hamburg
Becker/ Lücke	1970/71	333	15–16	Haupt-, Realschüler	Hamburg
Marz	1972	155	14–16	Hauptschüler	Rheinlandpfalz
Scholz-Görlach/ Wolf	1972/73	240 w	16–18	Kinderpflegeschülerinnen	Hamburg
Mees	(1973)*	100 m	18–30	Junge Arbeiter	Tübingen
Arbeitsgruppe	1973/74	616	(14–15)*	Haupt-, Realschüler, Gymnasiasten	Saarland
Jugendwerk	1977	1006	12–13 17–18 22–23	Repräsentativerhebung	Bundesrepublik (Frankreich, Großbritannien)
Kellner	1979/80	160 (+ 34)	12–13	Grund-, Realschüler, Gymnasiasten	Bundesrepublik (+ Wiesbaden)
Tiemann	1979	14690	8–12	Grundschule, Sekundarstufe I, Sekundarstufe II	Bundesrepublik (Frankreich)
Allerbeck/ Hoag	1982/83	2066	16–18	Repräsentativerhebung	Bundesrepublik
Sturzebecker/ Wischnewski	(1984)*	283	13–15	Haupt-, Realschüler Gymnasiasten	Westf. Mittelstadt

* = keine Angabe, geschätzt
m = männlich
w = weiblich

5.3. Bilder von Eigen- und Fremdgruppen

Die Berücksichtigung aller Publikationen zu diesem Themenbereich führt zu folgendem Zeitverlauf erforschter Selbst- und Fremdbilder, der auch die eingesetzten Forschungsmethoden ausweist.
Vergleicht man zunächst einmal Tabelle 2 mit Tabelle 1, so fällt auf, daß die Bildanalysen die Forschungsansätze zahlenmäßig weit übertreffen. Eine Erklärung für diese Diskrepanz ist die Berichterstattung von *Wolf* über seine Erhebung (1957/58), die 44 Urteilsobjekte zur Grundlage hatte: Diese wurden gruppenspezifisch aufgeschlüsselt bzw. zusammengefaßt, so daß sich 6 Einzelveröffentlichungen ergaben (1959–61). Darüberhinaus bildeten Daten dieser Erhebung zusammen mit Forschungsergebnissen von 1962 *(Hüser/Wolf)* Grundlage für zwei weitere Darstellungen (*Wolf*, 1963b; 1966).
Sieht man davon ab, daß das Bild der Deutschen in fast allen Veröffentlichungen gleichsam als positiver Vergleichsmaßstab mitberücksichtigt wurde, dann waren Fremdkategorien wie folgt Urteilsgegenstand: Sechzehn Publikationen erfassen die Stereotype von nationalen Gruppen bzw. Völkern (davon berücksichtigen allein zehn Arbeiten Ost-West-Beziehungen), drei geben die Bilder von Gastarbeitern und vier von rassischen/religiösen Gruppen wieder (ohne daß deren gesellschaftliche Einbindung bei den Erhebungen als Minderheiten artikuliert wurde).
Dieser Sachverhalt verdeutlicht, daß vornehmlich alltägliche Wahrnehmung (Beurteilung) nationaler Unterschiede, insbesondere zwischen westlicher und östlicher Einflußsphäre, kaum dagegen Urteilsprozesse zwischen gesellschaftlichen Gruppen Interessengegenstand der Stereotypenforschung sind. Jugendforschung bevorzugt also nationale und vernachlässigt gesellschaftliche Stereotype, da offensichtlich internationalen Konflikten mehr Bedeutung als gesellschaftlichen Problemen zugemessen wurde.
Unübersehbar ist, daß im Gefolge der Verbesserung der Ost-West-Beziehungen (Ost-Verträge) Anfang der siebziger Jahre und des KSZE-Prozesses (Schlußakte von Helsinki 1. Aug. 1975) das Interesse für Ost-West-Unterschiede (wenn nicht überhaupt für die Stereotypenforschung) nachgelassen hat. Es ist die Zeit, für die eine tendenzielle Annäherung des Selbstbildes der Westdeutschen und des Fremdbildes der Menschen der DDR einerseits (*Becker/Lücke*, 1975, 647f.) und ein Abbau der West-Ost-Unterschiede andererseits (*Marz*, 1974, 312) konstatiert wird.

5.4. Theoriegeleitete Forschung?

Die Frage, inwieweit die Erfoschung jugendlicher Stereotype theoriegeleitet ist, läßt sich nur sehr allgemein beantworten: Alle Forscher gehen mehr oder weniger klar davon aus, daß ein »Wertunterschied« zwischen eigener Gruppe und fremden Gruppen besteht, für den Intergruppenbeziehungen verantwortlich sind. Eine Bestätigung dieser Annahme wird darin gesehen, daß das Bild der Eigengruppe generell positiver als die zugeordneten Fremdbilder beurteilt wird und insbesondere eine gewisse Abhängigkeit der Fremdurteile von sozialem Wandel nachgewie-

Tabelle 2: Bilder von Eigen- und Fremdgruppen

Autor/Erscheinungsjahr	Urteilsobjekt	Methode
Wolf, 1959	Neger, Juden	E/S
Wolf, 1960a	Ost-West-Gefälle (zwischen Völkern/Juden)	E/S
Wolf, 1960b	Antisemitismus	E/S
Wolf, 1960c	Fremde Völker	E/S
Wofl, 1960d	konfessionell-religiöse und regionale Gruppen	E/S
Wolf, 1961	asiatisch-afrikanische Gruppen	E/S
Hüser/Wolf, 1962	Regional-/Städtegruppen (Bundesrepublik/DDR)	E/S
Wolf, 1963b	osteuropäische Völker (Ost-West-Gefälle)	E/S
Cahnmann, 1965	Rassen, Völker, Religionen	E (quantitativ/ qualitativ)
Wolf, 1966	westliche und andere Gruppen (Ost-West-Gefälle)	E/S
Mandel, 1966	Völker und Gruppen	S
Müller, 1967	Rassen und Völker	E
Becker, 1970	Deutsche, Franzosen, Polen, Russen (Ost-West-Unterschiede)	S
Arbeitsgruppe 1974	Osteuropäische Völker	E/S
Mees, 1974	Gastarbeiter(-gruppen), Österreicher, Selbstbild	S
Marz, 1974	Völker (Ost-West-Unterschiede)	S
Becker/Lücke, 1975	DDR und Selbstbild der Bundesrepublik	E
Scholz-Gerlach/Wolf, 1975	Regionalgruppen (in Bundesrepublik und DDR)	S
Jugendwerk, 1977	Nationale Selbst-, Fremdbilder (Westeuropa)	E
Kellner, 1982	Nationale Selbst-, Fremdbilder (Ausländer)	E/S (qualitativ)
Tiemann, 1982	Nationale Selbst-, Fremdbilder (Deutschland, Frankreich)	E* (qualitativ)
Allerbeck/Hoag, 1985	Gastarbeiter-, Vergleichsgruppen	S
Sturzebecker/Wischnewski, 1985	Gastarbeiter	W

Abkürzungen: E = Eigenschaftsliste (Eigenschaften)
S = Sympathiemessung (Antipathie)
W = Wertschätzung
E* = Typisierende Auswahl von Eigenschaften (in Schüleraufsätzen)

sen werden kann. Derartige Pauschalargumentationen bestätigen insofern die bereits oben angeführten theoretischen und methodischen Unzulänglichkeiten der Stereotypenforschung generell. Nur vereinzelt wird über diesen Rahmen hinaus geprüft, ob und inwiefern Persönlichkeitsmerkmale, soziale Einflußfaktoren oder

gar Situationswahrnehmung junger Menschen für gegenseitige Bilder mitverantwortlich sind. So konnte beispielsweise nachgewiesen werden, daß

(1) erhöhtes Selbstvertrauen offensichtlich gegen negative Fremdbilder »immunisiert« (*Sturzebecker/Wischnewksi*, 1985);
(2) mit steigendem Alter keine Abnahme negativer Abgrenzungen zu erwarten ist (*Sturzebecker/Wischnewski*, 1985);
(3) Mädchen gegenüber Fremdgruppen offener/positiver als Jungen urteilen (*Cahnmann*, 1965; *Sturzebecker/Wischnewski*, 1985);
(4) der Zusammenhang zwischen Konfession und Fremdurteil ungeklärt ist (*Wolf*, 1960d; 1960b);
(5) höhere Schichtzugehörigkeit zum Abbau negativer Fremdurteile beiträgt (*Allerbeck/Hoag*, 1985a);
(6) höhere Bildung zu positiverer Fremdwahrnehmung führt (*Allerbeck/Hoag*, 1985a; Arbeitsgruppe, 1974);
(7) politisches Bekenntnis (Parteipräferenz) für Stereotypeninhalte mitverantwortlich ist (*Allerbeck/Hoag*, 1985a);
(8) die negative Beurteilung einer aktuellen Situation (z. B. als Konkurrenzverhältnis zwischen Eigen- und Fremdgruppe um Arbeit) zu einer negativen Einschätzung (des Konkurrenten) führt (*Allerbeck/Hoag*, 1985a; *Sturzebecker/Wischnewski*, 1985).

6. Ergebnis

Als Ergebnis der vorliegenden Analyse ergibt sich, daß nur ansatzweise von einer Stereotypenforschung bei Jugendlichen gesprochen werden kann; ihr systematischer Ausbau fehlt. Die zugrundeliegenden theoretischen und methodischen Standards hinken den Forderungen nach Erstellung bzw. Prüfung multifaktorieller Ansätze und Berücksichtigung wechselseitiger Verschränkung der Urteile hinterher. Die angenommene Abhängigkeit der Stereotypen von Altersstufen, die die Vorurteilsbekämpfung als gesichert unterstellt, bleibt nach wie vor eine Forschungsaufgabe, die zu lösen ist. Über Entwicklungstendenzen der Stereotypen selbst liegen eher Annahmen, weniger Erkenntnisse vor, da Vergleichbarkeit und Wandel nicht als Arbeitsziele angesehen werden.

Literatur

Allen, I. L.: The Language of Ethnic Conflict. Social Organization and Lexical Culture. New York 1983 – *Allerbeck, K. R., Hoag, W. J.:* Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. 2. Aufl., München 1985a, 138–141 – *Allerbeck, K. R., Hoag, W. J.:* Zur Methodik der Umfragen. Projekt: Integrationsbereitschaft der Jugend im sozialen Wandel gefördert von der Stiftung Volkswagenwerk. Manuskript. Frankfurt a. M. 1985b – *Allport, G. W.:* Die Natur des Vorurteils. Köln 1971 – Arbeitsgruppe Saarbrückener Geschichtsstudenten: »Einstellungen saarländischer Schüler gegenüber Osteuropa«. Aus Politik und Zeitgeschichte. 1974. B 46 – *Barres, E.:* Das Vorurteil in Theorie und Wirklichkeit. Ein didaktischer Leitfaden für Sozialkundearbeit und

politische Bildungsarbeit. Opladen 1974 – *Barres, E.:* Vorurteile. Theorie – Forschungsergebnisse – Praxisrelevanz. Stuttgart 1978 – *Becker, K.-C.:* »Einstellung deutscher Schüler gegenüber Franzosen, Polen und Russen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 22. Jg. 1970, 737–755 – *Becker, K.-C., Lücke, D.:* »Das Bild der DDR und ihrer Bürger bei Hamburger Volks- und Realschülern«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 27. Jg. 1975, 639–649 – *Bergius, R.:* »Vorurteilsforschung in der Psychologie«. Überwindung von Vorurteilen. Hg. Friedrich-Ebert-Stiftung e. V. Bonn 1960, 41–60 – *Brunn, A.:* Das Deutschlandbild der Franzosen. Allgemeine theoretische Überlegungen und Sekundäranalyse von Umfrageergebnissen. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Köln 1966 – *Cahnmann, W.J.:* Völker und Rassen im Urteil der Jugend. München 1965 – *Ehrlich, H.J.:* Das Vorurteil. Eine sozialpsychologische Bestandsaufnahme der Lehrmeinungen amerikanischer Vorurteilsforschung. München, Basel 1979 – *Esser, H.:* Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. Darmstdt und Neuwied 1980, 134–148 – *Estel, B.:* Soziale Vorurteile und soziale Urteile. Kritik und wissenssoziologische Grundlegung der Vorurteilsforschung. Opladen 1983 – *Eyferth, K.:* »Psychologische Hintergründe des Vorurteils«. Überwindung von Vorurteilen. Hg. Friedrich-Ebert-Stiftung e. V. Bonn 1960, 61–66 – *Hankiss, A.:* »Ausländer und fremde Länder im Vorstellungsbild von zwölfjährigen Kindern. Der ungarische Bericht«. Junge Fernsehzuschauer und ihr Bild vom Ausländer. Empirische Untersuchung in vier Ländern. Hg. Stiftung Prix Jeunesse. München 1982, 45–78 – *Hille, B., Jaide, W.:* »Kurzbericht über die Erforschung sozialer Stereotype bei Jugendlichen in der DDR«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 27. Jg. 1975, 650–658 – *Heintz, P.:* Soziale Vorurteile. Ein Problem der Persönlichkeit, der Kultur und der Gesellschaft. Köln 1957 – *Hoffmann, J.:* Stereotypen, Vorurteile, Völkerbilder in Ost und West – in Wissenschaft und Unterricht. Eine Bibliographie. Wiesbaden 1986 – *Hofstätter, P.R.:* Gruppendynamik. Kritik der Massenpsychologie. Reinbek bei Hamburg 1986 – *Hüser, A., Wolf, H.E.:* »Empirische Untersuchungen zum Problem der Regionalvorurteile bei deutschen Jugendlichen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 14. Jg. 1962, 155–174 – *Jacobsen, H.A., Tomala, M.,* Hg: Wie Polen und Deutsche einander sehen. Beiträge aus beiden Ländern. Düsseldorf 1972 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg: Jugend in Europa. Band II: Tabellenteil. Bonn 1977a – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg: Jugend in Europa. Band III: Kommentar. Bonn 1977b – *Karsten, A.:* Die Anderen im Urteil der Jugend DJI, Überblick. 9. München 1965 – *Karsten, A.,* Hg: Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung. Darmstadt 1978 – *Kattmann, U.:* »Die Entwicklung von ethnischen Vorurteilen bei Schülern und Möglichkeiten ihrer unterrichtlichen Beeinflussung«. Die Deutsche Schule. 69. Jg. 1977, 401–412 – *Kellner, H.:* »Vorstellungen junger Fernsehzuschauer von Ausländern und fremden Ländern«. Junge Fernsehzuschauer und ihr Bild vom Ausländer. Empirische Untersuchung in vier Ländern. Hg. Stiftung Prix Jeunesse. München 1982, 141–168 – *Koch-Hillebrecht, M.:* Das Deutschenbild. Gegenwart, Geschichte, Psychologie. München 1977 – *Körner, R., Spies, U.:* »Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik«. Gegenwartskunde. 31. Jg. 1982, 323–334 – *Levin, J.:* The Functions of Prejudice. New York, Evanston, San Francisco, London 1975 – *Lilli, W.:* Grundlagen der Stereotypisierung. Göttingen 1982 – *Mandel, K.H.:* Wechselbeziehungen zwischen dem Konsum bestimmter Fernsehsendungen und Urteilen deutscher Jugendlicher über soziale Fremdgruppen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 18. Jg. 1966, 84–101 – *Manz, W.:* Das Stereotyp. Zur Operationalisierung eines sozialwissenschaftlichen Begriffs. Meisenheim am Glan 1968 – *Markefka, M.:* »Minderheiten«. Kulturpolitisches Wörterbuch. Bundesrepublik Deutschland/ DDR im Vergleich. Hg. *W.R. Langenbucher, R. Rytlewski, B. Weyergraf.* Stuttgart 1983. 496–503 – *Markefka, M.:* Vorurteile, Minderheiten, Diskriminierung. Ein Beitrag zum Verständnis sozialer Gegensätze. 5. überarbeitete Auflage. Neuwied, Darmstadt 1984 – *Marz, F.:* »Ost-West-Einstellungen Jugendlicher«. Gegenwartskunde. 23. Jg. 1974, 301–312 – *Mees, U.:* Vorausurteil und aggressives Verhalten. Eine experimentelle Untersuchung von Beziehungen zwischen Urteilen über Völker und aggressivem Verhalten gegenüber Angehörigen dieser Völker. Stuttgart 1974 – *Müller, H.:* Rassen und Völker im Denken der Jugend. Vorurteile und Methoden zu ihrem Abbau. Stuttgart 1967 – *Ostermann, A., Nicklas, H.:* Vorurteile und Feindbilder. 3. Aufl., Weinheim, Basel 1984 – *Pflüger, P.M.,* Hg.: Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Olten 1986 – *Quasthoff, U.:* Soziales Vorurteil und Kommunikation, eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps:

ein Interdisziplinärer Versuch im Bereich von Linguistik, Sozialwissenschaft und Psychologie. Frankfurt/M. 1973 – *Roghmann, K.:* Dogmatismus und Autoritarismus. Kritik der theoretischen Ansätze und Ergebnisse dreier westdeutscher Untersuchungen. Meisenheim am Glan 1966 – *Rölke, P.:* Wie entstehen politisch-soziale Vorurteile, und wie sind sie veränderbar«? Handbuch der politischen Sozialisation. Hg. *B. Claußen, K. Wasmund.* Braunschweig 1982, 325–365 – *Sacher, W.:* Urteilsbildung oder Emanzipation. Zur Anthropologie und Pädagogik des Vorurteils. Freiburg i. Br. 1976 – *Sallen, H. A.:* Zum Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M. 1977 – *Schäfer, B., Six, B.:* Sozialpsychologie des Vorurteils. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978 – *Scholz-Görlach, G., Wolf, H. E.:* »Die Bilder von der DDR und ihrer Bürger bei weiblichen Jugendlichen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 27. Jg. 1975, 625–638 – *Schweitzer, C. C., Feger, H.:* Hg.: Das deutsch-polnische Konfliktverhältnis seit dem Zweiten Weltkrieg. Multidisziplinäre Studien über konfliktfördernde und konfliktmindernde Faktoren in den internationalen Beziehungen. Boppard am Rhein 1975 – *Silbermann, A.:* »Exkurs über die Aufgaben der Soziologie zur Bekämpfung des Antisemitismus«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 19. Jg. 1967, 736–742 – *Simpson, G. E., Yinger, J. M.:* Racial and Cultural Minorities. An Analysis of Prejudice and Discrimination. Fifth Edition. New York 1985 – *Sodhi, K. S., Bergius, R.:* Nationale Vorurteile. Eine sozialpsychologische Untersuchung an 881 Personen. Berlin 1953 – *Sodhi, K. S., Bergius, R., Holzkamp, K.:* »Urteile über Völker. Versuch einer Problemanalyse«. Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung. Hg. *A. Karsten.* Darmstadt 1978. 157–184 – *Stapf, K. H., Stroebe, W., Jonas, K.:* Amerikaner über Deutschland und die Deutschen. Urteile und Vorurteile. Unter wissenschaftlicher Mitarbeit von A. H. Eagly u. a. Opladen 1986 – Stiftung Prix Jeunesse: Junge Fernsehzuschauer und ihr Bild vom Ausländer. Empirische Untersuchung in vier Ländern. München 1982 – *Stroebe, W.:* »Vorwort«. *H. Tajfel,* Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Bern 1982, 7–22 – *Sturzebecker, K., Wischnewski, K.-D.:* »Vorurteile gegen Gastarbeiter bei 13–15jährigen Schülern«. Die deutsche Schule. 77. Jg. 1985, 44–57 – *Tajfel, H.:* Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Mit einem Vorwort von W. Stroebe. Bern, Stuttgart, Wien 1982 – *Tiemann, D.:* Frankreich- und Deutschlandbilder im Widerstreit. Urteile französischer und deutscher Schüler über Nachbarn am Rhein. Bonn 1982 – *Tiemann, D.:* Urteile und Vorurteile. Deutschlandbilder der Franzosen, Frankreichbilder der Deutschen. Das Parlament Nr. 6–7/7./14. Februar 1987 – *Upmeyer, A.:* Soziale Urteilsbildung. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1985 – *Weiss, H.:* Antisemitische Vorurteile in Österreich. Theoretische und empirische Analysen. 2. Aufl. Wien 1987 – *Wolf, H. E.:* »Sozialpsychologische Untersuchung der Vorurteile gegen ›Neger‹ und ›Juden‹ bei Ober- und Volksschülern«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 11. Jg. 1959, 651–665 – *Wolf, H. E.:* »Vorurteile bei Jugendlichen«. Überwindung von Vorurteilen. Hg. Friedrich-Ebert-Stiftung e. V. Bonn 1960a, 21–29 – *Wolf, H. E.:* »Eindrücke über die Verbreitung antisemitischer Vorurteile bei Schulkindern«. Gesellschaft, Staat, Erziehung. 2. Jg. 1960b, 86–90 – *Wolf, H. E.:* »Stellungnahmen von Schülern zu fremden Völkern«. Schule und Psychologie. 7. Jg. 1960c, 257–263 – *Wolf, H. E.:* »Stellungnahme von Schülern zu konfessionell-religiösen und regionalen Gruppen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 12. Jg. 1960d, 473–490 – *Wolf, H. E.:* »Stellungnahme deutscher Schüler zu asiatisch-afrikanischen Völkergruppen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 13. Jg. 1961, 448–463 – *Wolf, H. E.:* Schüler urteilen über fremde Völker. Weinheim 1963a – *Wolf, H. E.:* »Stellungnahme deutscher Schüler zu osteuropäischen Völkern«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 15. Jg. 1963b, 478–510 – *Wolf, H. E.:* »Stellungnahme deutscher Jugendlicher zu westlichen und anderen Gruppen«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 18. Jg. 1966, 300–328 – *Wolf, H. E.:* Kritik der Vorurteilsforschung. Versuch einer Bilanz. Stuttgart 1979.

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung

Teil VI: Soziale Probleme im Jugendalter

Gerd Vonderach

Arbeitslosigkeit (Berufsnot) junger Menschen

Arbeitslosigkeit in der Form, wie wir sie seit längerer Zeit wieder als schwerwiegendes Problem auch in hochentwickelten westlichen Industrieländern erfahren müssen, setzt eine marktwirtschaftliche Erwerbsgesellschaft voraus, in der die meisten Erwerbstätigen als Arbeitnehmer beschäftigt sind und als solche in die Situation der Nichtbeschäftigung geraten können, die sich bei ungleichgewichtigen Angebots- und Nachfrageverhältnissen auf dem Arbeitsmarkt zu einem kurzfristigen (konjunkturellen und saisonalen) oder langfristigen (strukturellen) Massenphänomen ausweiten kann. Die Arbeitslosigkeit und Berufsnot junger Menschen gewinnt einen eigenen Charakter dadurch, daß die biographische »Jugend«-Phase für die Mehrzahl den Übergang von der Schulsituation in das Erwerbsleben mit umfaßt, einschließlich des Zugangs zu einer Berufsausbildung über einen »Ausbildungsstellenmarkt«, der ebenso wie der Arbeitsmarkt für den Einstieg verstopft sein kann. Insgesamt bestehen indessen erhebliche Unterschiede im Ausmaß und in der Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit sowie in ihrer sozialpolitischen Milderung und arbeitsmarktpolitischen Bewältigung in den verschiedenen Epochen seit der Industrialisierung und in den einzelnen Industriestaaten, ganz abgesehen etwa von den sogenannten Entwicklungsländern. In diesem Bericht soll der Schwerpunkt auf die Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland bzw. in der Bundesrepublik gelegt werden.
Eine zweite Einschränkung erfolgt hinsichtlich der Darstellung und Erörterung des Forschungsstaates. Berücksichtigung finden ausschließlich empirische Forschungsarbeiten (überwiegend aus dem Bereich der empirischen Soziologie), die sich gezielt mit der Problematik der Jugendarbeitslosigkeit befassen. Aus der Vielzahl dieser Studien werden exemplarisch vor allem solche Arbeiten vorgestellt, die im historischen Prozeß der Entwicklung des Problems und der Sozialforschung eine Fortentwicklung des Forschungsansatzes, der angewandten Erhebungsweisen und des Aussagebereichs und der Aussagekraft ihrer Ergebnisse repräsentieren.

1. Jugendarbeitslosigkeit bis zum Zweiten Weltkrieg

Arbeitslosigkeit ist ein mit der Existenz der Lohnarbeiterschaft einhergehendes Schicksal, über das sich etwa in den Berichten der Fabrikinspektoren in England seit dem 18. Jahrhundert umfangreiches empirisches Material findet. Auch kürzere Phasen der Arbeitslosigkeit, etwa die häufige Winterarbeitslosigkeit, bedeuteten ohne materielle Rücklagen und ohne ein bestehendes Unterstützungssystem für die betroffenen Familien eine aktuelle Notsituation. Über den Umfang der regional, saisonal, branchenmäßig und im Konjunkturverlauf sehr unterschiedlich auftretenden Arbeitslosigkeit gab es in Deutschland bis zum Ende der Weimarer Republik keine zuverlässigen Daten. Die direkten Erhebungen durch Gewerkschaften und

Gemeinden und die indirekten Aussagen der Daten der Stellennachweise, Krankenversicherungen, Indvalidenversicherungen und Gewerkschaftsmitgliedschaften erfaßten stets nur Teile des Phänomens; noch Ende der 20er Jahre wurden die gravierenden Mängel vorliegender Arbeitslosenstatistiken beklagt. Einzig die in Verbindung mit der staatlichen Berufs- und Gewerbezählung vom Juni 1895 und mit der Volkszählung vom Dezember 1895 durchgeführte Arbeitslosenzählung erbrachte verläßliche Daten (*Kumpmann*, 1923, 799).

In der Weimarer Republik hatte es nach der Demobilmachung am Ende des Ersten Weltkrieges einen großen Anstieg der Arbeitslosigkeit gegeben. Schätzungen gehen in Richtung auf sechs Millionen Arbeitslose im Winter 1918/19 (*Hermanns*, 1983, 10f.). Nach vorübergehendem Rückgang schnellten die Arbeitslosenzahlen in der Stabilisierungskrise von 1923/24 wieder in die Höhe; ein Viertel bis ein Fünftel der sonst erwerbstätigen Jugend soll im Winter 1923/24 arbeitslos gewesen sein (*Gaebel*, 1925, 166f.). Die Unterstützung der Arbeitslosen verbesserte sich seit der Einführung der Kriegserwerbslosenfürsorge vom Dezember 1914, der Erwerbslosenfürsorge vom November 1918 und der »produktiven Erwerbslosenfürsorge« vom Oktober 1919. Ab 1920 wurden Umschulungs- und Fortbildungskurse eingerichtet, unter anderem, um der Verwahrlosung arbeitsloser Jugendlicher entgegenzuwirken. Eine gesetzliche Arbeitslosenversicherung, wie sie in England bereits seit 1912 bestand, kam nach langen Auseinandersetzungen erst 1927 zustande. Das Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeislosenversicherung (AVAVG) regelte neben der Arbeitslosenunterstützung auf Versicherungsbasis zugleich Arbeitsvermittlung, Berufsberatung, Notstandsarbeiten, berufliche Fortbildung und Umschulung.

Für die Massenarbeitslosigkeit seit 1929 im Gefolge der Weltwirtschaftskrise reichten diese gesetzlichen Möglichkeiten nicht aus. Nach Wegfall der Arbeitslosenunterstützung wurden die Arbeitslosen der Krisenfürsorge zugewiesen und nach einiger Zeit »ausgesteuert« und von der Wohlfahrt abhängig. Die offizielle Arbeitslosenzahl stieg bis 1932 auf über 6 Millionen, zusätzlich ist mit mindestens 1,5 Millionen nicht erfaßten Arbeitslosen zu rechnen (*Hermanns*, 1983, 15). Jugendliche, die keine Berufsausbildung oder sonstige Anstellung fanden und auch keine Arbeitslosenunterstützung erhielten, waren darunter besonders zahlreich vertreten. Die Not, Verzweiflung und Perspektivlosigkeit, die auch in anderen europäischen Ländern um sich griff, führte gerade unter den jungen Erwerbslosen zur politischen Radikalisierung nach links und rechts und schließlich in Deutschland zur Machtübernahme der Nationalsozialisten.

Neben sozioökonomisch-sozialpolitischen Erörterungen der Problematik der Jugendarbeitslosigkeit gab es vor dem Zweiten Weltkrieg noch keine systematisch angelegten empirisch-soziologischen oder -psychologischen Untersuchungen der Auswirkungen auf die betroffenen Jugendlichen und ihrer Reaktionsweisen. Die berühmt gewordene Marienthal-Studie, die mit komplexen Erhebungsmethoden die psychische Situation der insgesamt von Arbeitslosigkeit betroffenen Bevölkerung eines österreichischen Arbeiterdorfes als einen »sozialpsychologischen Tatbestand umfassend, objektiv darzustellen« versuchte (*Jahoda* u.a., 1975, 9), nimmt arbeitslose Jugendliche kaum gesondert wahr; denn »es gelang aber trotz zahlrei-

cher Versuche nicht, mit diesen Jugendlichen in Kontakt zu kommen... Sie verschwinden von der Bildfläche und ›treiben sich herum‹« (a.a.O., 80).
Ein als »eine psychologische Studie« verstandener Bericht von *Maria Tippelmann* (1931/32) »über die Auswirkung der Arbeitslosigkeit auf Jugendliche« gibt eine Gesamtschau der von arbeitslosen Sozialbeamtinnen sowie von Fürsorgern und Leitern von Volkshochschul- und Erwerbslosenkursen erstellten Berichte über 151 arbeitslose Jugendliche. Diese werden »als Zaungäste des Lebens« bezeichnet, deren Tage oft unausgefüllt seien und deren Geselligkeitsbedürfnis häufig ein »unfruchtbares Beieinanderhocken ganzer Zirkel Erwerbsloser« hervorbringe (*Tippelmann*, 1931/32, 372). In dieser Situation gerate »der erwerbslose Jugendliche... mit der Zeit leicht in Erschlaffung«, das Ergebnis sei »der Zerfall mit der menschlichen Gesellschaft« (a.a.O., 376). Dennoch sei häufig ein »erfreulich kräftiges Abwehren der Zerstörungskräfte« der Arbeitslosigkeit zu erkennen (a.a.O., 316).

2. Die Untersuchung der »Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend« in der westdeutschen Nachkriegszeit

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges schnellen die Arbeitslosenzahlen in Westdeutschland in die Höhe. Millionen von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen und heimgekehrten Kriegsgefangenen sind zu integrieren, die Produktionsanlagen und die Städte sind zum großen Teil zerstört. Besonders die ländlichen Regionen stehen vor nicht lösbaren Aufgaben der Arbeitsbeschaffung. Die westdeutsche Wirtschaft erholt sich zwar seit 1948 in einem unvergleichlichen Ausmaß und Tempo, getragen von einer arbeits- und verzichtsbereiten Bevölkerung. Trotz dieses »Wirtschaftswunders« bleibt aber noch für mehrere Jahre das Problem der Arbeitslosigkeit bestehen; 1950 werden noch fast 1,9 Millionen Arbeitslose gezählt (*Hermanns*, 1983, 16). Seit 1950 sinkt die Zahl der Arbeitslosen, bis ab 1959/60 Vollbeschäftigung herrscht, ein Zustand, der, unterbrochen durch die mit Arbeitslosigkeit einhergehende Krise von 1966/67, bis 1973 andauert. Die Jugendarbeitslosigkeit stellt in der Nachkriegszeit ein besonderes Problem dar. Noch am 31. Oktober 1950 lag die Zahl der Berufsanwärter und jugendlichen Arbeitslosen unter 25 Jahren nach der amtlichen Statistik bei über 412000 (DGB, 1952, Bd.I, 131). Besonders hoch war die Arbeitslosigkeit unter den heimatvertriebenen und geflüchteten Jugendlichen. Ein großer Teil gerade der arbeitslosen Jugendlichen hatte während des Krieges oder bei Kriegsende einen oder sogar beide Elternteile verloren, viele mußten in Jugendwohnheimen untergebracht werden.
In dieser Zeit entstand die vom Deutschen Gewerkschaftsbund beauftragte Untersuchung »Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend«, die in weniger als zwei Jahren von einer eigens zu diesem Zweck gegründeten Sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung von Jugendfragen unter Leitung von *Helmut Schelsky* von zahlreichen jüngeren Wissenschaftlern, u.a. den Soziologen *Kluth, Lohmar* und *Wurzbacher*, erstellt wurde (DGB, 1952). Die Zielsetzung der Untersuchung war umfassend: Es ging neben der Ermittlung von Ursachen und Umfang der Jugendarbeitslosigkeit um deren Auswirkung auf die westdeutsche Nachkriegs-

jugend und auf das gesamte gesellschaftliche und politische Gefüge, weiterhin um einen soziologischen Beitrag zur Frage nach Mitteln und Wegen zur Behebung und Milderung der Jugendnot. Die umfassend geplante Untersuchung konzentrierte sich in erster Linie auf arbeitslos gemeldete Jugendliche im Alter zwischen 15 und 25 Jahren in vier Bundesländern. Im Zentrum steht eine standardisierte Repräsentativbefragung von etwa 2000 arbeitslosen und etwa 300 erwerbstätigen Jugendlichen, die von *Kluth* hinsichtlich ihrer Möglichkeiten und Grenzen als Mittel zur angestrebten Erforschung von »Haltungen« – verstanden als Disposition für ein bestimmtes Verhalten – erörtert wird (DGB, 1952, Bd. II, 315–376). Schon *Scheuch* bemängelte in einer Rezension die Formulierung der Fragen in einem »penetranten Behörden- und Funktionärsstil« (*Scheuch*, 1956, 335).

Sinnverständlich und Relevanzstruktur der befragten Jugendlichen bleiben verborgen, ihre eigene Sicht- und Artikulationsweise wird nicht angesprochen; es fällt die hohe Zahl von Antwortverweigerungen bei einzelnen Fragen auf. Ein weiteres Problem ist die Schwierigkeit, die umfangreichen, tabellarisch erfaßten Daten an Antworten in Richtung auf umfassende »Haltungen« hin auszuwerten, wenn die Gesamtgestalt der Antwortstruktur der jeweiligen Jugendlichen nicht erfaßt wird. Auch werden Aussagen über kollektive Tendenzen kaum methodisch aus den kumulierten Antworten zu den einzelnen Fragen abgeleitet. Neben der Repräsentativbefragung wurden zahlreiche kleinere empirische Studien, eingeschränkt auf bestimmte Regionen, Institutionen und Gruppen, im Sinne monographischer Erhebungen mit komplexen Methoden durchgeführt, außerdem erstellten die Interviewer von 167 Jugendlichen Biographien auf der Grundlage von Befragungen, Unterhaltungen und Hausbesuchen, um mehr von den Haltungen zu erfahren, die hinter den Fragebeantwortungen angenommen wurden.

Die Ergebnisdarstellung unterscheidet sich in den verschiedenen Einzelberichten nach der Art und Kombination des verwandten Materials und in ihrer Theorieintensität. Interessant ist insbesondere der von *Wurzbacher* verfaßte Bericht über das Verhältnis der männlichen jugendlichen Arbeitslosen zu Arbeit und Beruf (DGB, 1952, Bd. I, 237–314), der sich vor allem auf die Biographien von 100 arbeitslosen jungen Männern stützt. Es wird darin u. a. nach dem Zusammenhang von Arbeitsbereitschaft und Berufsvorstellungen gefragt. Eine eher unwählerische Arbeitsbereitschaft korreliert mit nachteiligen Faktoren wie Langzeit- und Mehrfacharbeitslosigkeit, Ungelerntenstatus aufgrund zeitbedingter Notlage, undifferenzierten Berufsvorstellungen. Eine sehr selektive Arbeitsbereitschaft korreliert dagegen entweder mit der Bindung an einen mit Zielstrebigkeit verfolgten oder gewünschten Beruf oder aber mit besonderen Ansprüchen ohne eine entsprechende berufliche Zielstrebigkeit und Leistungsmotivation. *Wurzbacher* kritisiert die zu hohe Anspruchs- und Berufsstarrheit, die er im Verhältnis zu einem zu geringen Arbeits- und Selbsterhaltungswillen zu erkennen glaubt. Von der Arbeitslosigkeit sieht *Wurzbacher* vor allem solche männlichen Jugendlichen betroffen, »die durchschnittlich bereits durch ihr bisheriges soziales Schicksal stärker als die Allgemeinheit benachteiligt oder nachteilig geprägt wurden. Die Situation der Arbeitslosigkeit, die Gewöhnung an Fremdfürsorge muß daher bei ihnen besonders ungünstig wirken« (DGB, 1952, Bd. I, 314). Statt einer bloßen Unterstützung ohne Arbeit seien

Angebote von Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten zu empfehlen. Der Repräsentativumfrage entnimmt *Päth-Beck* (DGB, 1952, Bd. I, 315–362), daß von den weiblichen jungen Arbeitslosen die Arbeitslosigkeit nicht »als Zerstörung des Lebensplanes empfunden« werde, »weil bei den weiblichen Jugendlichen die Verwirklichung des Berufswunsches und das Lebensziel in seltenen Fällen zusammentreffen« (DGB, 1952, Bd. I, 330). Überhaupt werde, von Ausnahmen abgesehen, »die Arbeitslosigkeit als Erlebnis von den weiblichen Jugendlichen nicht sehr stark empfunden« (a. a. O., 332), da »eine echte Berufs- und Arbeitseinstellung« verhältnismäßig selten zu erkennen sei (a. a. O., 331).

Besondere Bedeutung kommt dem Bericht von *Kluth* über das Verhältnis der arbeitslosen Jugendlichen zum Staat und zur Politik zu (DGB, 1952, Bd. II, 127–232). Das staatliche Ordnungsgefüge werde von Jugendlichen vor allem danach beurteilt, inwieweit es Ordnung aufrechterhalte, soziale Lebensbedingungen und unbedingte persönliche Freiheit gewähre. »Ihre Wertideen sind Ruhe, Ordnung, Sicherheit und unbedingte individuelle Freiheit« (DGB, 1952, Bd. II, 206, 218).

Schelsky gibt für »die Jugend der industriellen Gesellschaft und die Arbeitslosigkeit« (DGB, 1952, Bd. II, 269–314) eine souveräne Interpretation und Einordnung der gewonnenen Daten auf der Ebene einer zugleich jugendsoziologischen und gesellschaftsdiagnostischen Analyse, deren Aussagekraft über den aktuellen Anlaß hinausreicht. Er unterscheidet dabei drei Schichten der untersuchten Problematik: das psychologische Thema der Entwicklung des Jugendlichen, die Problemzuspitzung in der Zeitgeschichte Nachkriegsdeutschland und schließlich die moderne Gesellschaft in ihrer Entwicklung, erst hier beginnt für ihn die eigentliche soziologische Fragestellung. Da *Schelsky* als wichtigste Wesenszüge der modernen Sozialverfassung die industrielle Produktionsweise und die bürokratische Verwaltungsform hervorhebt, kann für ihn die aktuelle Arbeitslosigkeit nur aus der Situation der Jugend in der industriell-bürokratischen Gesellschaft heraus angemessen begriffen werden. Trotz gestiegener sozialer Mobilität gebe es (im damaligen Nachkriegsdeutschland) immer noch eine Mischung der Reste einer statischen Gesellschaftsstruktur mit den Strukturen einer dynamisch-mobilen Gesellschaft. Die Arbeitslosigkeit beschleunige den Wandlungsprozeß, baue die Reste des altständischen Sozialverhaltens, das ständischen Berufsrangordnung und Klassenschichtungen entspreche, bei den arbeitslosen Jugendlichen schneller als bei den beschäftigten zugunsten eines allgemeinen individuellen Aufstiegsstrebens ab. Die damalige Jugendarbeitslosigkeit charakterisiert *Schelsky* in erster Linie als eine industrielle Arbeitslosigkeit ländlicher Regionen mit wenig modernen industriellen Arbeitsplätzen. Ebenso wichtig sei ein »unangemessenes« Verhältnis von »realer Lage« und veralteten, aber noch wirksamen Leitbildern der Berufs- und Arbeitsvorstellungen, vor allem dem Aufstiegsideal der handwerklichen Lehre (DGB, 1952, Bd. II, 286); die Orientierung der Berufswahl erfolge »zumeist in einem sozial und technisch veralteten Bekanntheitsraum« und enthalte die »Gefahr einer unproduktiven Fehllenkung der Aufstiegsenergien« (a. a. O., 292). *Schelsky* plädiert dafür, bei Maßnahmen zur Behebung der Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend die von ihm skizzierte Struktur und Entwicklung der industriellen Gesellschaft zu berücksichtigen.

3. Die Jugendarbeitslosigkeit seit Mitte der 70er Jahre

Das AVAVG von 1927 wurde, nachdem es 1938 außer Kraft gesetzt worden war und ab 1947 in den Westzonen inhaltlich wieder angewandt wurde, 1957 als Bundesgesetz neu gefaßt. Die eine vorübergehende Arbeitslosigkeit bewirkende Rezession von 1966/67 gab dann 1969 den Anlaß zu einem neuen Gesetzeswerk, dem Arbeitsförderungsgesetz (AFG), das eine präventive, Arbeitslosigkeit verhindernde Arbeitsmarktpolitik zur zentralen Zielsetzung erklärte: »Die Maßnahmen nach diesem Gesetz haben insbesondere dazu beizutragen, daß weder Arbeitslosigkeit noch unterwertige Beschäftigung, noch ein Mangel an Arbeitskräften eintreten oder fortdauern wird« (AFG, § 2). Die 1974 einsetzende und seitdem andauernde Massenarbeitslosigkeit ließ diese Zielsetzung schnell als Reformillusion erkennen; grundlegende Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt könne, wenn überhaupt, nur durch eine Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik wesentlich beeinflußt werden, die jenseits des Instrumentariums des AFG liegt.
Für die offizielle statistische Erfassung des Umfangs der Jugendarbeitslosigkeit, die auch für die staatliche Arbeitsmarktpolitik relevant ist, ist die Legaldefinition der Arbeitslosigkeit und die Altersabgrenzung der Jugendlichen entscheidend. Für letzteres gilt in der Bundesrepublik im engeren Sinn die Altersgruppe unter 20 Jahren, in einer weiteren Definition auch die Gruppe der 20- bis 24-Jährigen. Als arbeitslos wird registriert, wer sich beim Arbeitsamt arbeitslos meldet, nicht erwerbstätig, aber arbeitsfähig ist und dem Arbeitsmarkt für jedes »zumutbare« Arbeitsverhältnis zur Verfügung steht. Als Arbeitslosenquote wird in der Bundesrepublik das Verhältnis der Arbeitslosenzahl zur Gesamtzahl der abhängig beschäftigten Erwerbspersonen (seit 1986 zur Zahl aller Erwerbspersonen) definiert. Unterschiedliche Erfassungen und Kriterien und deren Veränderungen in den verschiedenen Staaten erschweren den internationalen Vergleich der veröffentlichten Arbeitslosenzahlen und -quoten, auch im Bereich der Jugendarbeitslosigkeit. Obwohl im Vergleich zur völligen Datenunsicherheit bis Ende der 20er Jahre eine wesentliche Verbesserung der statistischen Erfassung erreicht wurde, wird doch die Aussagekraft der Arbeitslosigkeitsdaten, vor allem hinsichtlich der Phänomene einerseits einer »verdeckten«, andererseits einer »unechten« Arbeitslosigkeit, wissenschaftlich und politisch äußerst kontrovers diskutiert. Insbesondere für Jugendliche unter 20 Jahren spielt die Problematik der »verdeckten« Arbeitslosigkeit eine große Rolle, wenn auch geschätzten Zahlen mit Skepsis zu begegnen ist. Von der Problematik der Erwerbslosigkeit und Berufsnot sind außerhalb der statistischen Erfassung als Arbeitslose auch diejenigen Jugendlichen betroffen, die ausschließlich einen Ausbildungsplatz suchen (und daher nicht als arbeitslos registriert werden) oder sich in berufsvorbereitenden Maßnahmen des Arbeitsamtes befinden, ausländische Jugendliche ohne Arbeitserlaubnis, ferner Jugendliche, die sich nicht arbeitslos melden, da sie keinen Unterstützungsanspruch haben, sich in den elterlichen Haushalt oder Betrieb zurückgezogen haben, schwarz arbeiten oder auf eigene Faust Arbeit suchen, schließlich auch jugendliche Trebegänger oder Stadtstreicher.
Nach einer langen Phase der Vollbeschäftigung kam es mit der wirtschaftlichen Krise von 1974/75 auch in der Bundesrepublik zu einem Beschäftigungseinbruch,

Entwicklung der Jugendarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland

Ende Sept.	Arbeitslose insgesamt		Arbeitslose unter 20 Jahre		Arbeitslose 20 bis 24 Jahre	
	Zahl	Quote in %	Zahl	Quote in %	Zahl	Quote in %
1973	219.000	1,0	21.000	1,1	30.000	1,1
1975	1.007.000	4,4	116.000	6,2	172.000	6,5
1979	737.000	3,2	69.000	3,1	124.000	4,5
1983	2.134.000	8,6	203.000	9,7	420.000	13,3
1987	2.107.000	8,4	132.000	6,7	347.000	9,9

Quelle: Statistiken der Bundesanstalt für Arbeit, Jahrgang 1986; ANBA, Nr. 3/1988.

Jugendarbeitslosigkeit in Westeuropa

	Gesamtarbeitslosenquote (in %)		Arbeitslosenquote Jugendliche 15 bis 24 Jahre (in %)	
	1980	1985	1980	1985
Bundesrepublik Deutschland	3,8	8,3	3,9	9,5
Großbritannien	5,6	11,9	13,9	21,7
Italien	7,5	25,2	10,6	33,7
Frankreich	6,3	15,0	10,2	25,6
Niederlande	6,0	14,4	6,9	16,0
Schweden	2,0	2,8	5,1	5,8

Quelle: Intern. Chronik zur Arbeitsmarktpolitik, Nr. 25/Juli 1986

von dem Jugendliche überdurchschnittlich betroffen wurden. Seit 1974 liegt der Anteil der Jugendlichen unter 25 Jahren an der Gesamtzahl der registrierten Arbeitslosen zwischen 25% und 30%; in anderen großen Industriestaaten Westeuropas stellt die Jugendarbeitslosigkeit ein noch wesentlich schwerwiegenderes Problem dar. Parallel zur allgemeinen Arbeitslosigkeit schwächte sich die Jugendarbeitslosigkeit mit wirtschaftlicher Erholung seit dem ersten Höhepunkt 1975 bis 1979 ab und stieg dann wieder mit der neuerlichen Welle der Massenarbeitslosigkeit bis 1983 steil an. 1983 lag die Arbeitslosigkeit in der Gruppe der 15- bis 20-Jährigen, insbesondere in den Gruppen der 20- bis 24-Jährigen (13,3%) und der 25- bis 29-Jährigen (11,3%) weit über dem Durchschnitt. Seitdem geht die Jugendarbeitslosigkeit bei ansonsten gleich hoch bleibenden Gesamtzahlen der Arbeitslosen allmählich zurück, vor allem in der Gruppe der 15-bis 20-Jährigen, war teils auf die Unterbringung vieler Jugendlicher dieser Altersgruppe in berufsvorbereitenden Maßnahmen, teils auf die demographische Entwicklung als Folge des Geburtenrückgangs zurückzuführen ist, die in den 90er Jahren das Problem der Jugendarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik entschärfen wird, sofern nicht neuerliche Wirtschaftskrisen zu befürchten sind.

Eine eindeutige Ursachenzuschreibung für die neuere Jugendarbeitslosigkeit fällt schwer und wird mit unterschiedlichen Akzentsetzungen diskutiert. Es erscheint

trivial, die in der Literatur immer wieder formulierte Abwehr einer auf die betroffenen Individuen zielenden Ursachenerklärung oder gar Schuldzuschreibung zu wiederholen. Die Ursachen liegen, wie insgesamt hinsichtlich der Arbeitslosigkeit, in den Voraussetzungen einer ungleichgewichtigen Entwicklung von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt, wobei die Konjunkturentwicklung bei Auseinanderdriften von Wirtschaftswachstum (und Produktivitätsanstieg) und stagnierendem Beschäftigungsvolumen keine ausschließlich tragende Erklärungsgrundlage mehr abgeben kann. Daneben sind Strukturveränderungen der Wirtschaft in der Folge des technischen Fortschritts als eine wesentliche Ursache zu nennen, ferner Veränderungen im Altersaufbau der Bevölkerung sowie Abstimmungsprobleme zwischen dem Bildungssystem und dem Beschäftigungssystem. Ein die Jugendproblematik integrierendes Erklärungskonzept von größerer Reichweite gilt es für die Gegenwart des Übergangs von der industriellen und insgesamt wachsenden zur postindustriellen, demographisch schrumpfenden Gesellschaft mit ihren Umbrüchen nicht nur der Berufsstrukturen, sondern auch der Sozialbeziehungen und Verhaltensorientierungen erst zu entwerfen.

Unter den Arbeitslosen unter 20 Jahren überwiegen Jugendliche ohne abgeschlossene Berufsausbildung, die bereits an der ersten Arbeitsmarktschwelle scheitern, während in der Altersgruppe zwischen 20 und 25 Jahren Jugendliche mit Berufsausbildung überwiegen, die an der zweiten Arbeitsmarktschwelle scheitern. Das Problem der Dauerarbeitslosigkeit, das zunächst unter jungen Arbeitslosen keine große Rolle spielte, hat sich inzwischen in der Gruppe der 20- bis 29-Jährigen verschärft; der Anteil der Mehrfacharbeitslosen war in der Gruppe der 20- bis 24-Jährigen von vornherein der höchste unter allen Altersgruppen. Die Zunahme der Dauer- und Mehrfacharbeitslosigkeit deutet auf eine Polarisierung der Erwerbschancen auch unter den Jugendlichen hin; der eingetretene Zustand der Arbeitslosigkeit wird selbst zu einem verstärkenden Arbeitslosigkeitsrisiko (vgl. *Büchtemann*, 1984). Ausgangspunkt eines solchen »Arbeitslosigkeitsprozesses« ist der Einstieg in eine negative bzw. instabile Erwerbskarriere. Zusätzlich ist die regionale Ungleichverteilung der Arbeitslosigkeit bei den Jugendlichen besonders ausgeprägt (vgl. *Gerlach/ Müller*, 1983). In ländlichen und in altindustriellen Arbeitsmarktproblemregionen findet man eine verschärfte Marginalisierung der Berufs- und Lebenschancen von Jugendlichen; Mobilitätsbereitschaft scheint oft das einzige Mittel zu sein, dieser Situation zu entgehen.

Die Labilisierung des Eintritts in das Erwerbsleben trifft nicht alle Jugendlichen gleich. Die Arbeitslosenquote ist bei jungen Frauen aufgrund unzureichender Ausbildungsstellenangebote immer noch höher als bei jungen Männern und bei jungen Ausländern beträchtlich höher als bei Jugendlichen mit deutscher Staatsangehörigkeit. Besonders nachteilig wirken sich Behinderungen, gesundheitliche Einschränkungen oder Beeinträchtigungen der Leistungsfähigkeit oder -bereitschaft aus. Ehemalige Sonderschüler und Jugendliche ohne Hauptschulabschluß, die zugleich häufig aus sozial »schwachen« Familien kommen, auch Ausbildungsabbrecher haben nur geringe Chancen in der Konkurrenz mit leistungsstärkeren Bewerbern um einen Ausbildungsplatz. Bei einem Teil dieser Jugendlichen genügen indessen auch die Fähigkeiten und das Durchstehvermögen nicht den – oft gestiege-

nen – Ansprüchen einer Berufsausbildung, so daß sie auf das ungünstige und zudem geschrumpfte Arbeitsmarktsegment für »Jedermanns«-Qualifikationen angewiesen sind.

Letzere sind seit Mitte der 70er Jahre die hauptsächliche Zielgruppe besonderer Maßnahmen der Bundesanstalt für Arbeit, die seit der 8. Novelle zum AFG zusammenfassend als »berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen« definiert werden. Sie sollen der Vorbereitung »benachteiligter« Jugendlicher auf eine berufliche Ausbildung oder auf eine Arbeitnehmertätigkeit dienen. Es handelt sich um eine inzwischen unübersichtlich gewordene Vielfalt von Maßnahmen zur Förderung von Arbeitseinstellungen, zum Erwerb von Ausbildungs- und/oder Berufsreife, zur »Vorbereitung« auf solche »weiterführenden« Vorbereitungsmaßnahmen und zur Eingliederung arbeitsloser ausländischer Jugendlicher; ein neuartiger Ansatz wurde seit 1983 mit der Kombination von Arbeitsbeschaffungs- und Bildungsmaßnahmen im Programm »Arbeiten und Lernen« versucht. Insgesamt befanden sich Ende 1987 162 500 Jugendliche unter 25 Jahren in berufsvorbereitenden Maßnahmen (ANBA, Nr. 5/1988, 759). Die allgemeine Schwierigkeit der Schulabgänger, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu erhalten, hat die Grenzziehung zwischen Jugendlichen, die von ihren persönlichen Voraussetzungen her »benachteiligt« und daher in besonderer Weise zu fördern sind, und normal »berufsreifen« Jugendlichen problematisch werden lassen. Kritiker werfen den Maßnahmen vor, als bloße Verschleierung der Arbeitslosenstatistik zu fungieren, als »Warteschleifen« oder »horizontaler Verschiebebahnhof« das Problem der Jugendarbeitslosigkeit auf die anschließende Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen zu verschieben, statt den Jugendlichen staatlicherseits eine Berufsausbildung zu gewährleisten. Unabhängig von dieser berufsausbildungspolitischen Grundentscheidung bleibt die Frage nach positiven und negativen Auswirkungen berufsvorbereitender Maßnahmen auf die Jugendlichen hinsichtlich ihrer beruflichen Perspektive und psychischen Stabilisierung, nach der inhaltlichen Konzeption solcher Maßnahmen, der Kontinuität der häufig ebenfalls über ABM finanzierten Betreuer und Lehrkräfte, nach geeigneten Trägern bzw. Organisationsformen, nach der sozialpädagogischen Betreuung und dem anschließenden Verbleib der Jugendlichen. Es wurden zahlreiche regionale Begleituntersuchungen (ebenfalls in der Regel als Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen) hinsichtlich der Evaluierung berufsvorbereitender Maßnahmen durchgeführt, von denen nur wenige veröffentlich wurden; erforderlich wäre eine vergleichende Sekundäranalyse, um sowohl den Erfolg der untersuchten Maßnahmen wie die Qualität der Untersuchungsberichte umfassend zu prüfen. Interessant wäre auch ein Vergleich mit den Programmen zum Abbau der Jugendarbeitslosigkeit in anderen westeuropäischen Industriestaaten.

4. Arbeitslosigkeit als psychischer Belastungsfaktor

Ein umfangreicher Teil der Analysen, Erörterungen und Einschätzungen der Arbeitslosigkeitsproblematik in der Bundesrepublik fußt auf den Statistiken der Bundesanstalt für Arbeit, insbesondere auf der jährlich Ende September durchge-

führten Arbeitslosen-Sonderuntersuchung sowie daran anschließender Datenauswertungen. Auch der umfassende, die zweite Hälfte der 70er Jahre untersuchende Forschungsbericht »Ausbildungs- und Berufsstartprobleme von Jugendlichen« des Göttinger Soziologischen Forschungsinstituts (SOFI) verarbeitet in erster Linie die Daten der Bundesanstalt für Arbeit (*Baethge* u. a., 1980). Schon bald nach Beginn der Massenarbeitslosigkeit Mitte der 70er Jahre wurden auch Studien zur Jugendarbeitslosigkeit mit dem herkömmlichen Instrumentarium der quantitativen Sozialforschung (standardisierte Befragungen von größeren, möglichst repräsentativen Stichproben) durchgeführt. Diese Arbeiten zeigen zwar bestimmte Tendenzen der psychischen und materiellen Belastungen und der sozialstrukturellen Selektivität auf, die in der Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit wirksam wird. Insgesamt erreichen sie aber keinen Fortschritt im Sinne einer aussagefähigen empirischen Forschung gegenüber der großen Nachkriegsstudie, eher eine Vereinseitigung der angewandten Methoden und eine Reduktion des Aussagebereichs.

Auch der Hauptvorteil einer quantitativen Sozialforschung bzw. standardisierten Befragung (neben der im Kosten- und Zeitaufwand günstigeren Forschungsökonomie), die Möglichkeit einer statistisch gewährleisteten Repräsentativität der Ergebnisse, kann nur für eine Erhebung des Nürnberger Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) beansprucht werden, die das Privileg des unmittelbaren Zugriffs der Bundesanstalt für Arbeit auf die erfaßten Arbeitslosen nutzen konnte (*Schober-Gottwald*, 1977; *Schober*, 1978). Es handelt sich um eine im Herbst 1975 durchgeführte schriftliche Befragung von 965 Jugendlichen unter 20 Jahren, die ein Jahr zuvor arbeitslos gemeldet waren, sich indessen zum Zeitpunkt der Erhebung mehrheitlich in einem Ausbildungs- oder Arbeitsverhältnis befanden. Die Daten lassen eine starke Selektivität der Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit nach familiärer Herkunft und nach der Schul- und Berufsausbildung erkennen sowie die häufige Zustimmung zu Fragen nach fianziellen Belastungen, nach familiären Konflikten und nach einer Verunsicherung der Lebens-, Berufs- und Zeitperspektive, die indessen angesichts der Anlage der Befragung nur vorsichtig zu interpretieren ist.

Erwähnenswert ist im Umkreis weiterer Erhebungen eine 360 Einzelvariablen umfassende Befragung von 293 arbeitslosen und 277 beschäftigten männlichen Jugendlichen unter 20 Jahren im Arbeitsamtsbezirk Trier im Frühjahr 1976 (*Heinemann*, 1978; nur jeder zweite Angesprochene war zur Teilnahme an der Befragung bereit). Der Autor versucht eine anspruchsvolle Auswertung des Datenmaterials, deren Gültigkeit aber angesichts des Erhebungsverfahrens und des oft unklaren Zusammenhangs zwischen den empirisch ermittelten Daten und den theoretischen Aussagen teilweise offen bleiben muß. Aufschlußreich sind die Hinweise auf die Bedeutung der Arbeitsorientierung, der familiären Situation und des sozialen Umfeldes für die Auswirkung der Arbeitslosigkeit und auf die Einwirkung der Arbeitslosigkeit auf das Zeitempfinden.

Nachteile der mit standardisierten Befragungen arbeitenden Studien zur Jugendarbeitslosigkeit sind: (1.) der frühe Zeitpunkt der meisten Erhebungen bereits kurz nach Eintritt der Massenarbeitslosigkeit, als sich manche Phänomene der Strukturierung der Jugendarbeitslosigkeit noch nicht herausgebildet hatten; (2). die Einschränkung auf Jugendliche unter 20 Jahren, während sich die Problematik der

Jugendarbeitslosigkeit auf anschließende Jahrgänge ausdehnt und verlagert; (3.) das Unterlassen von Längsschnittuntersuchungen, das zur Überinterpretation einmaliger Situationsaufnahmen führt; (4.) die mangelnde Tiefe der Erhebungsweisen, mit denen die Relevanzstruktur der Betroffenen kaum erreicht und neue Erkenntnisse aus dem Feld heraus anstelle der Vorannahmen der Forscher kaum gewonnen werden können; (5.) die nicht ermöglichte Wahrnehmung und Interpretation von Einzelfällen als Voraussetzung zur Erfassung typischer unterschiedlicher Betroffenheits- und Reaktionsformen.

Die vorliegenden Studien einer quantitativen Sozialforschung ergeben insgesamt ein teils widersprüchliches, teils ungeklärtes und überwiegend unzulässig homogenisierendes, d.h. unzureichend differenzierendes Bild hinsichtlich der ermittelten sozialen und psychischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf Jugendliche, hinsichtlich ihrer situationsbewältigenden Reaktionsweisen und ihrer beruflichen Perspektiven und politischen Orientierungen, auch hinsichtlich eines möglichen Zusammenhangs von Arbeitslosigkeit und Jugendkriminalität, der vielfach auf gemeinsame Bedingungen zurückgeführt wird.

Die Frage nach den individuellen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit hat auch zu einem verbreiteten Interesse von Psychologen an dieser Problematik geführt. Beispielhaft für ähnliche mit psychologischen Testbefragungen durchgeführte Arbeiten soll eine repräsentative Untersuchung von Psychologen der Universität Sheffield genannt werden (*Banks/Jackson*, 1982), die mit Hilfe des General Health Questionaire (GHQ) dem Zusammenhang von längerer Arbeitslosigkeit und dem Risiko leichterer psychischer Störungen bei Jugendlichen in der Großstadt Leeds nachgegangen ist. (Testvoraussetzung ist die Annahme, daß mit der Entscheidung für eine vorgegebene Antwortmöglichkeit auf Fragen wie »Have you recently been able to concentrate on whatever you are doing?« Symptome erkennbar werden, die in charakteristischen Syndromen psychischer Störungen enthalten sind. Die in der Psychologie umstrittene Aussagekraft solcher Tests für die individuelle psychische Befindlichkeit und deren Verbalisierung soll hier nicht erörtert werden). 1734 16jährige Schulabgänger zweier Jahrgänge wurden dreimal innerhalb von zwei Jahren befragt; in der dritten Befragungsrunde konnte nur noch jeder zweite der ursprünglich Befragten erreicht werden. Eingegrenzt auf geringer qualifizierte Jugendliche (die schwächere Hälfte hinsichtlich der Schulleistungen) auf einem großstädtischen Arbeitsmarkt mit hoher Arbeitslosigkeit erbrachte die Untersuchung bemerkenswerte Ergebnisse. Es zeigten sich keine durchgängigen Unterschiede in der Häufigkeit angenommener leichter psychischer Störungen zwischen den unterschiedenen ethnischen Gruppen und zwischen Gruppen unterschiedlicher Schulleistungsniveaus, wohl aber höhere Anteile psychischer Störungen unter den jungen Mädchen im Vergleich zu den jungen Männern, vor allem aber unter jungen Arbeitslosen im Vergleich zu anderen Jugendlichen. Ferner fanden die Forscher die Hypothese bestätigt, daß die Arbeitslosigkeit Ursache der Zunahme psychischer Störungen gegenüber dem Zeitpunkt des Schulabschlusses sei.

Eine unter 252 Jugendlichen im Alter überwiegend zwischen 15 und 17 Jahren in drei süddeutschen Regionen durchgeführte Klassenzimmerbefragung in Berufsschulen und Lehrgängen (darunter nur 52 Arbeitslose) bestätigt die Annahme, daß

Arbeitslosigkeit bei Jugendlichen als eine wesentliche Ursache sozial und psychisch problematischen Verhaltens und Erlebens anzusehen sei (*Wilhelm-Reiss*, 1980). Die Autorin verwendet das Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI) zur exakt-quantitativen Analyse der Kausalbeziehung von Arbeitslosigkeit und Selbstkonzept, das mit 250 Statements in einen attributiven Zusammenhang gebracht wird. Die Auswertung erfolgt als Kombination von Diskriminanzanalyse und Pfadanalyse. *Wilhelm-Reiss* kommt zu dem Ergebnis: »Arbeitslose weisen ... eine nach allgemeinen Vorstellungen ungünstigere psychische Verfassung auf als Nicht-Arbeitslose« (a. a. O., 226f.), was als Folge der Arbeitslosigkeit zu verstehen sei. Ihre Ergebnisse ordnet die Autorin dem in der Psychologie bekannten »Kontrollkonzept« zu: »Arbeitslosigkeit, als aversive Bedingung bzw. Stressor verstanden, führt zu einem verringerten Grad an Kontrolle bis hin zur Nichtkontrolle« (a. a. O., 248).
Eine derartige pauschale Dateninterpretation kann jedoch m. E. nicht befriedigen; aus Häufigkeitsverteilungen abgeleitete Vorstellungen über »den« arbeitslosen Jugendlichen verfehlen die Differenzierung der jungen Arbeitslosen, die durchaus unterschiedlich auf die Situation der Arbeitslosigkeit reagieren können. Über die Feststellung hinaus, daß in der Arbeitslosigkeit häufig eine Ursache psychischer Störungen und Belastungen zu sehen ist, soweit man sie in den verwandten Tests »messen« zu können hofft, bedarf es der Untersuchung der spezifischen Belastungsfaktoren in der jeweils unterschiedlich wahrgenommenen Situation und des Zusammenhangs mit der Identitätsentwicklung während des Hineinwachsens in die Erwachsenen-Erwerbstätigen-Gesellschaft. Solche Fragen können nicht unabhängig von den lebensweltlichen Bezügen und Artikulationsweisen der Betroffenen beantwortet werden, die nur in Studien mit einem Forschungsansatz einer qualitativen Sozialforschung berücksichtigt werden können.

5. Arbeitslosigkeit als biographisches Ereignis

Zwei bereits im Sommer 1975 durchgeführte Studien mit einem qualitativen Forschungsanspruch (*Opaschowski*, 1976; *Burger/Seidenspinner*, 1977) genügen noch nicht den Maßstäben eines systematisch angelegten und kontrollierten Fremdverstehens. Erst einige Forschungsprojekte in den 80er Jahren, in denen lebensgeschichtliche Aspekte der Jugendarbeitslosigkeit in den Vordergrund treten, erreichen einen Fortschritt im Sinne einer theoretisch gehaltvollen und methodisch abgesicherten qualitativen Sozialforschung.
Eine Längsschnittstudie einer Bremer Forschungsgruppe (*Heinz* u. a., 1985) verwandte bei Befragungen von 208 Bremer Hauptschülern auf ihrem Weg in das Erwerbsleben unterschiedliche Gesprächsleitfäden für die in Jahresabständen folgenden (maximal vier) problemzentrierten Interviews. Der systematische Vergleich einer begrenzten Anzahl von analysierten Einzelfällen dient zur Entwicklung einer »synthetischen Berufsfindungsbiographie« (*Heinz* u. a., 1985, 41), der eine »symptomatische Repräsentativität« im Sinne der »Bewältigung von Problemkonstellationen« zuerkannt wird, »denen sich Hauptschüler unter krisenhaften Arbeitsmarktverhältnissen gegenübersehen« (a. a. O., 45). Eine zentrale Interpretations-

weise der Befragten ist für die Autoren die »biographische Konstruktion«, mit der die Jugendlichen ihre ursprünglichen Berufswünsche in Anpassung an zu erwartende oder schon erfahrene Restriktionen des Berufslebens korrigieren. Für die Untersuchung der Problematik von Jugendarbeitslosigkeit und Lebensgeschichte kann diese Studie als Bezugspunkt dienen, auch wenn es sinnvoll erscheint, statt der einen »synthetischen Berufsfindungsbiographie« nach differierenden Mustern der Bewältigungsweise zu fragen.

In einer vierjährigen Forschungsarbeit des Deutschen Jugendinstituts über »Entwicklungsprozesse arbeitsloser Mädchen« (*Diezinger* u.a., 1983) wurden in der Region München aus Arbeiterfamilien stammende arbeitslose Mädchen mit Hauptschulabschluß im Alter zwischen 15 und 19 Jahren zweimal innerhalb von anderthalb Jahren mit Hilfe eines relativ offenen Frageleitfadens interviewt (nicht-repräsentatives Sample mit 52 Erst- und 29 Zweitinterviews). Aus Einzelfallinterpretationen eines Teils der Erstinterviews werden Themen für eine »Querauswertung« herausgefiltert: Belastungen in der Arbeitslosigkeit, Hausarbeit im Lebenszusammenhang arbeitsloser Mädchen, Arbeitsmarkt und Arbeitsorientierungen. Weiterhin werden in Form von Prozeßanalysen die beruflichen Werdegänge, die Handlungsspielräume und die Entwicklung der Handlungsfähigkeit sowie der Ablösungsprozeß vom Elternhaus herausgearbeitet. Hinsichtlich der beruflichen Entwicklung nach der Erstbefragung wird zwischen nunmehr Erwerbstätigen ohne Berufsausbildung, die eine stabile Lohnarbeit und/oder eine Familienkarriere anstreben, jungen Frauen, die eine Berufsausbildung oder einen weiteren Schulbesuch begonnen haben oder anstreben, und erneut Arbeitslosen unterschieden, die sich mit der Arbeitslosigkeit abzufinden beginnen oder resignieren. Die Ergebnisdarstellung erfolgt in »deskriptiv-analytischer Form« (a.a.O., 45), wobei eine Typen- und Kategorienbildung ebensowenig angestrebt wird wie eine Verallgemeinerung der Ergebnisse.

Obwohl in nur einjähriger Forschungsarbeit entstanden, sind die Ergebnisse einer Bremer Studie über »soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher« (*Alheit/Glaß*, 1986) interessanter im Sinne einer originären Wahrnehmung des Problems Jugendarbeitslosigkeit, da sich die Autoren in der Orientierung am Konzept einer empirisch fundierten Theoriebildung (*Glaser/Strauß*, 1979) frei für neue Erkenntnisse aus dem »Feld« heraushalten. Sie gewinnen ihr Material mit Hilfe »narrativer Interviews« (*Schütze*, 1983), die mit der Methode der dokumentierenden Interpretation und des systematischen Vergleichs ausgewertet werden. Als Nachteil sind jedoch die geringe Zahl und undeutliche Selektivität von nur 15 einmalig interviewten jungen Arbeitslosen in Bremen (zwischen 15 und 24 Jahren) zu bewerten. Die Autoren sehen in der Jugendarbeitslosigkeit ein »unreines Syndrom« und unterscheiden fünf Verarbeitungsmuster, die sie am Beispiel von Einzelfallanalysen vorstellen: das Muster des »biographischen Bruchs«, in dem die Arbeitslosigkeit zum Ausgangspunkt einer negativen Verlaufskurve wird; das Muster der »schwierigen Sozialisationskarriere«; die durch negative Erfahrungen außerhalb der Arbeitslosigkeit geprägt ist; die »Surrogatkarriere«, in der Ausbildungsperspektiven aus der Teilnahme an Maßnahmen entstehen; die »Subkarriere« krimineller oder alternativer Art; schließlich das Hervortreten eines politisch-gewerkschaftlichen

Engagements. Insgesamt meinen die Autoren, in der aus dem Arbeitermilieu stammenden Jugend »Umrisse einer neuen Generationsgestalt« erkennen zu können, die sie als »beschädigte Generation« bezeichnen; sie sei durch »ein wenigstens vorübergehend zu organisierendes ›Leben in der Grauzone‹« charakterisiert (*Alheit/Glaß*, 1986, 352), in dem neben »Beschädigung« auch Widerstand und ein Reservoir an Überlebensstrategien zu erkennen seien.

6. Bewältigungsformen von Arbeitslosigkeit als biographisches Phänomen

Einen vergleichbaren Ansatz vertritt ein noch nicht abgeschlossenes Oldenburger Forschungsprojekt »Arbeitslosigkeit und Lebensgeschichte« (Zwischenbericht: Forschungsgruppe, 1988; vgl. auch *Siebers/Vonderach*, 1988). Das Projekt befaßt sich mit einer Kerngruppe der »strukturellen« Arbeitslosigkeit: mit jungen Langzeit- und Mehrfacharbeitslosen (im Alter zwischen 18 und 30 Jahren und mit einfacher bis mittlerer Schulbildung) in ländlichen Arbeitsmarktproblemregionen und fragt nach Reaktions- und Verarbeitungsformen von Arbeitslosigkeit und ihrer Eingebundenheit in die erzählte Lebensgeschichte. Die Forschungsmethodologie ist zunächst auf Hypothesenfindung ausgerichtet und zielt langfristig auf die »Entdekkung« einer gegenstandsspezifischen Theorie ab (*Glaser/Strauß*, 1979).
Mit einer breit gestreuten Gruppe von 64 jungen Arbeitslosen in drei ländlichen Regionen in Niedersachsen und Südwestdeutschland wurden lebensgeschichtlich ausgerichtete narrative Interviews geführt; nach anderthalb Jahren folgten 20 Zweitinterviews. Für die Interviewauswertung werden Einsichten der Geschichtenphilosophie von *Wilhelm Schapp* berücksichtigt (*Schapp*, 1985; dazu auch *Müller*, 1986). Nach *Schapp* drückt sich das »In-der-Welt-sein« eines Menschen in seinen Geschichten aus, in die er »verstrickt« ist, so daß wir nur im Verstehen erzählter Geschichten Zugang zu seiner Identität finden. Einzelfallanalysen bezwecken die Herausarbeitung und Interpretation der im Text enthaltenen Geschichten; daraus entwickelte Aufmerksamkeitsrichtungen und Kategorien bilden die Grundlage einer fallübergreifenden Typenbildung. Als Vergleichsdimensionen dienen dabei Kategorien der Bewältigungsform von Arbeitslosigkeit, der Biographie-, Arbeits- und Lebenskonzepte und der Art der Biographiekonstruktion im Gespräch.
Als erste Ergebnisse auf dem Wege der Typenbildung werden sieben Fallreihen mit typischen Mustern der Bewältigungsform von Arbeitslosigkeit unterschieden:

1. Die Bewältigung der Arbeitslosigkeit in der Form biographischer Sinnsuche findet sich am ehesten bei jungen Frauen mit mittlerer Schulbildung, die ihre ursprünglichen beruflichen Zielvorstellungen nicht realisieren konnten und teilweise ihre Berufsausbildung abgebrochen haben. Sie durchschreiten eine »Probierphase« gedankenexperimenteller Konstruktion erwünschter Berufe unter Ausblendung praktischer Ausbildungsprobleme, die entweder durch Reduzierung der Ansprüche oder durch konkrete Realisierungspläne beendet wird. Gemeinsam ist die Negation herkömmlicher Frauenrollen und die vorrangige Betrachtung der Berufsfrage als Frage der Selbstverwirklichung.
2. Die Bewältigungsform der angestrebten Herstellung einer relativ anspruchslosen

erwerbsbiographischen Normalität ist typisch für männliche Jugendliche mit einem niedrigen Schulbildungsniveau, die aus einfachen Arbeiterfamilien stammen, räumlich sehr immobil sind und häufig in berufvorbereitenden Maßnahmen zeitweilig untergebracht werden. Ein Teil dieser Jugendlichen strebt noch eine Berufsausbildung an, ein anderer Teil hat sich auf unqualifizierte Lohnarbeit eingestellt.

3. Die Bewältigung der Arbeitslosigkeit durch die Wahrnehmung der Mutter- und Hausfrauenrolle findet man in unterschiedlicher Ausprägung unter jungen Frauen unterschiedlicher Schul- und Berufsausbildung. Nur ein Teil dieser Frauen ist verheiratet; die Ehemänner bzw. Partner sind häufig ebenfalls arbeitslos. Die Familienrolle wird nur von einem Teil der Frauen als bessere Alternative zur unqualifizierten Erwerbsarbeit vorgezogen. Bei einem anderen Teil der Frauen kann eher von einem zeitweiligen Arrangement mit der Arbeitslosigkeit gesprochen werden, ohne daß der Entwurf einer selbstbestimmten Lebenspraxis einschließlich Beruf aufgegeben wird, während eine dritte Gruppe die Wahrnehmung der Familienrolle als eine biographische Phase versteht.
4. Die Bewältigungsform der angestrebten Wiederherstellung einer berufsbiographischen Normalität ist vor allem unter jungen Männern anzutreffen, die nach der Berufsausbildung (und teilweise einigen Jahren Berufsarbeit) bei dem Versuch scheitern, eine dauerhafte berufliche Anstellung zu finden, und dann oft jahrelang in einer Situation des Abwartens auf die Chance eines beruflichen Wiederbeginns bleiben. Sie sind bereits verheiratet und denken an eine Familiengründung und erleben die Arbeitslosigkeit als Vorenthalten eines vollwertigen Erwachsenenstatus. Sie orientierten sich am Leitbild einer qualifizierten und stabilen Berufsarbeit, sind zu beruflichem Wechsel (Umschulung) bereit, nicht aber zu beruflichem Abstieg.
5. Die Bewältigung der Arbeitslosigkeit in Richtung eines beruflichen und/oder biographischen Neuanfangs findet man bei jungen Arbeitslosen beiderlei Geschlechts mit überwiegend mittleren Schulabschlüssen. Die Zeit der Arbeitslosigkeit wird von einer Gruppe als Berufsfindungsphase definiert, die von den zu lösenden »Entwicklungsaufgaben« der Individuation im Rahmen der Adoleszensentwicklung und des Aufbaus von Konzepten einer Berufsbiographie bestimmt wird. Eine andere Gruppe subsumiert die Zeit der Arbeitslosigkeit durch gezielte Weiterbildungsaktivitäten unter eine geplante Berufskarriere; eine dritte Gruppe befindet sich in einem Prozeß beruflicher und biographischer Umorientierungen nach langjähriger Berufstätigkeit und krisenhaft erlebten Lebensverläufen durch gescheiterte Partnerbeziehungen und eingetretene Arbeitslosigkeit.
6. Eine Bewältigungsform, die man Strategien der Ressourcennutzung in der Arbeitslosigkeit nennen kann, entsteht vor allem unter Männern, die nach ihrer Berufsausbildung über viele Jahre keine feste berufliche Anstellung gefunden haben. Sie haben im Alltag ein Arrangement mit dieser Situation in Form optimaler Nutzung sozialstaatlicher Unterstützung und informeller Erwerbsmöglichkeit gefunden, verzichten dabei aber auf einen vollwertigen Erwachsenenstatus. Die Diskrepanz zwischen ihrem Arbeits- und Lebenskonzept

(»Arbeit muß sich lohnen« – »Arbeit ist nicht der Sinn des Lebens«) und der Realität des Arbeitsmarktes haben sie zunächst durch die Aufgabe biographischer Perspektiven gelöst.

7. Die Bewältigung der Arbeitslosigkeit durch Armutsökonomie findet sich bei Frauen mit kleinen Kindern, die in einer Armutssituation leben, verursacht durch gleichzeitige Arbeitslosigkeit und instabile Erwerbsverhältnisse der Ehemänner oder z.B. durch Scheidung. Diese Frauen verfügen über eine qualifizierte Berufsausbildung, weisen aber stark diskontinuierliche Erwerbsbiographien auf, bedingt durch konkurrierende Familienentwürfe. Die Perspektive qualifizierter Erwerbstätigkeit wird eher ungewollt zugunsten der Kindererziehung aufgegeben. Armutsökonomie wird hier als »professionelle« Überlebensstrategie eingesetzt, verbunden mit der Anwendung erworbener Ämterkompetenz und der Wissensmultiplikation im sozialen Umfeld.

7. Forschungsausblick

Der Forschungsstand zur Arbeitslosigkeit und Berufsnot junger Menschen ist einerseits durch eine Fülle vielgestaltiger und teilweise auch reichhaltiger Forschungsergebnisse, andererseits durch eine unzureichende Integration in ein Gesamtbild gekennzeichnet, das wissenschaftlichen Erkenntnisansprüchen genügt und zugleich der sozialen und politischen Praxis als verläßliche Basis dienen kann. Thesenartig läßt sich folgender Ausblick formulieren:

1. Unverzichtbar ist die fortlaufende arbeitsmarktstatistische Erfassung des Problems. Von einer Wiederholung von Studien der herkömmlichen Sozialforschung mit ihren relativ groben standardisierten und quantitativen Methoden sind dagegen keine neuen Erkenntnisse zu erwarten.
2. Für die Herausbildung einer empirisch fundierten »gegenstandsspezifischen Bereichstheorie« bzw. die Formulierung »tiefer« und differenzierter ansetzender Aussagen zur lebensgeschichtlichen Auswirkung und Bewältigung der Arbeitslosigkeit wäre eine systematisch vergleichende Auswertung der inzwischen (in der Bundesrepublik) vorliegenden Studien mit einem qualitativen Foschungsansatz erforderlich (vorbildliche Sekundäranalyse für die Thematik Berufsfindung und Berufsberatung: *Heinz* u.a., 1986/87).
3. Der zersplitterte, heterogene und unübersichtliche Forschungsstand zur Evaluierung der Wirksamkeit unterstützender berufsvorbereitender Maßnahmen bedarf der vergleichenden Erfassung, Auswertung und Bewertung im Interesse qualifizierter Erfolgskontrolle und Korrekturformulierung.
4. Ein Defizit besteht in der Einordnung der vorhandenen Daten und Forschungsergebnisse in eine gesellschaftsdiagnostische und jugendsoziologische Analyse, wie sie nach dem Kriege von Schelsky versucht wurde. Erst vor dem Hintergrund der Analyse einer Gesellschaft (wie in der Bundesrepublik), die im Unterschied zur Nachkriegszeit durch die »Enttraditionalisierung der industriegesellschaftlichen Lebensformen« (*Beck*, 1986, 113) geprägt ist, lassen sich die empirischen Einzelbefunde sinnvoll interpretieren. Umgekehrt können letztere

die globale gesellschaftliche Analyse, Diagnostik und Prognostik davor bewahren, von der empirisch erforschten sozialen Realität »abzuheben«.

Literatur

Alheit, P., Glaß C.: Beschädigtes Leben. Soziale Biographie arbeitsloser Jugendlicher. Frankfurt/M. und New York 1986 – ANBA: Amtliche Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeit. Nürnberg. Monatlich – *Baethge, M., Brumlop, E., Faulstich-Wieland, H., Gerlach, F., Müller J.:* Ausbildungs- und Berufsstartprobleme von Jugendlichen. Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen – *Banks, M.H., Jackson, P.R.:* »Unemployment and risk of minor psychiatric disorder in young people: cross-sectional and longitudinal evidence«. Psychological Medicine. 1982, 789–798 – *Baumann, U.:* Handlungsperspektiven und politische Einstellungen arbeitsloser Jugendlicher. Frankfurt/M. und New York 1979 – *Beck, U.:* Risikogesellschaft. Auf dem Wege in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986 – *Burger, A., Seidenspinner, G.:* Jugend unter dem Druck der Arbeitslosigkeit. München 1977 – *Büchtemann, C.F.:* »Der Arbeitslosigkeitsprozeß«. Arbeitslosigkeit in der Arbeitsgesellschaft. Hg. *W. Bonß, R.G. Heinze.* Frankfurt/M. 1984, 53–105 – *Casson, M.:* Youth Unemployment. London 1979 – *Cramer, U.:* »Bewegungsanalyse der Arbeitslosigkeit von Jugendlichen«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 14. Jg. 1981, 147–155 – *Cremer, C., Esser, J.* u.a., Hg.: »Dranbleiben, durchziehen, unterkommen...« Bausteine zur Bildungsarbeit in Arbeitsamtsmaßnahmen. Weinheim 1986 – Deutscher Gewerkschaftsbund/Bundesvorstand, Hg.: Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend. 2 Bände. Köln 1952 – *Diezinger, A., Marquardt, R., Bilden H., Dahlke K.:* Zukunft mit beschränkten Möglichkeiten. Entwicklungsprozesse arbeitsloser Mädchen. 23Bde. Deutsches Jugendinstitut, München 1983 – *Eisenberg, P., Lazarsfeld, P.L.:* »The psychological effects of unemployment.« Psychological Bulletin, Bd. 35, 1938, 358–390 – Forschungsgruppe *Barr, U., Behmann, C., Matthes-Nagel, U., Siebers, R., Vonderach, G.:* Arbeitslosigkeit und Lebensgeschichte. Unveröff. Zwischenbericht aus einem Forschungsprojekt. Universität Oldenburg 1988 – *Gaebel, K.:* »Die Erwerbslosigkeit, der Jugendlichen.« Berufsberatung, Berufsauslese, Berufsausbildung, Hg. Reichsarbeitsverwaltung. Berlin 1925, 165–183 – *Gerlach, F., Müller J.:* Beschäftigungslosigkeit und betriebliche Einsatzbedingungen von Jugendlichen – eine statistische Analyse. SOFI-Forschungsbericht. Göttingen 1983 – *Gerlach, F.:* Jugend ohne Arbeit und Beruf. Frankfurt/M. und New York 1983 – *Glaser, B.G., Strauß A.L.:* »Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung.« Qualitative Sozialforschung. Hg. *C. Hopf, E. Weingarten.* Stuttgart 1979, 91–111 – *Glaß, C.:* Jugendarbeitslosigkeit. Überlegungen zu Forschungsstand und einigen neuen Fragestellungen und Konsequenzen. Universität Bremen 1985 – *Grieswelle, D.:* Jugendliche Arbeiter und Jungarbeiter. München 1978 – *Haar, H.v.d., Stark-v.d. Haar, E.:* Jugendarbeitslosigkeit und soziale Sicherung. Berlin 1982 – *Hahn, A., Haupert, B., Vonderach G.:* Arbeitslosigkeit und Lebensgeschichte. Eine Forschungsskizze. 2. Aufl., Leer 1986 – *Hampel, C.:* Programme – Maßnahmen – Modelle. Köln 1984 – *Harten, H.-C.:* Jugendarbeitslosigkeit in der EG. Frankfurt/M. und New York 1983 – *Haupert, B.:* Empirische Fallstudie zu Lebensgeschichten von arbeitslosen Jugendlichen auf dem Land. Diss., Universität Oldenburg 1986 – *Heineman, K.:* Arbeitslose Jugendliche. Darmstadt u. Neuwied 1978 – *Heinz, W.R., Wachtveitl, E., Witzel A.:* Berufsfindung und Berufsberatung – eine interpretative Sekundäranalyse. Forschungsbericht in 2 Teilen, Universität Bremen 1986/87 – *Heinz, W.R., Krieger, H., Rettke, U., Wachtveitl, E., Witzel, A.:* »Hauptsache eine Lehrstelle«. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim und Basel 1985 – *Hermanns, M.:* Jugendarbeitslosigkeit. Köln 1983 – *Herrnstadt, E.:* Die Lage der arbeitslosen Jugendlichen in Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1927 – *Jahoda, M., Lazarsfeld, P.E., Zeisel H.:* Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. 1. Aufl., Leipzig 1933. Neuauflage Frankfurt/M. 1975 – *Jewkes, J. Winterbottom A.:* Juvenile Unemployment. London 1933 – *Kaiser, M., Nuthmann, R., Stegmann, H.* Hg.: Berufliche Verbleibsforschung in der Diskussion. Materialienband 1. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 90.1. Nürnberg 1985. – *Kieselbach, T., Wacker, A.,* Hg.: Individuelle und gesellschaftliche Kosten der Massenarbeitslosigkeit. Neuausgabe. Weinheim

1987 – *Kieselbach, T., Offe, H.*, Hg.: Arbeitslosigkeit. Individuelle Verarbeitung und gesellschaftlicher Hintergrund. Darmstadt 1979 – *Kieselbach, T.:* Jugend – ein Risikofaktor? Gesundheits- und sozialpolitische Konsequenzen aus der Forschung zur Jugendarbeitslosigkeit. Bremer Beiträge zur Psychologie. Nr. 50. Bremen 1985 – *Kumpmann, K.:* »Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenversicherung.« Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Bd. I. 4. Aufl. Jena 1923, 791–824 – *Kutscha, G., Reif, P., Weiss W.:* Jugend auf der Halde? Studien zur Übergangsproblematik Jugendlicher in der Montanregion Duisburg, Duisburg 1988 – *Lenz, C.:* Jugendarbeitslosigkeit. Ausmaß – Verlauf – Ursachen – Gegenmaßnahmen und Analyse ihrer psychischen Auswirkungen. Essen 1985 – *Morgenrot, C.:* Zwischen Selbstorganisation und Selbstzerstörung. Identitätsprobleme jugendlicher Arbeitsloser. Frankfurt/M. u. New York 1985 – *Murray, C.:* Youth Unemployment. A socio-psychological study of disadvantaged 16–19 year-olds. Windsor and Berks 1978 – *Müller, A.:* Geschichten und die Kategorien der Sozialwissenschaft. Frankfurt/M. u. a. 1986 – *Müller-Schöll, A.:* Jugend in Berufsnot. Stuttgart 1980 – *Münder, J., Sack, Albrecht, Plewig:* Jugendarbeitslosigkeit und Jugendkriminalität. Neuwied 1987 – *Opaschowski, H. W.:* Soziale Arbeit mit arbeitslosen Jugendlichen. Opladen 1976 – *Schapp, W.:* In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding (1953). Frankfurt/M. 1985 – *Scheuch, E. K.:* »Untersuchungen über die heutige Situation der deutschen Jugend.« Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, VIII. Jg. 1956, 124–142, 329–346 – *Schober, K.:* »Arbeitslose Jugendliche: Belastungen und Reaktionen der Betroffenen«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 11. Jg. 1978, 198–215 – *Schober-Gottwald, K.:* »Der Weg in die Arbeitslosigkeit. Beruflich und soziale Herkunft von jugendlicher Arbeitslosen«. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 10. Jg. 1977, 143–165 – *Schütze, F.:* »Biographieforschung und narratives Interview«. Neue Praxis. 13. Jg. 1983, 283–293 – *Siebers, R., Vonderach, G.:* »Lebensgeschichtliche Bedeutung von Jugendarbeitslosigkeit«. Autorengemeinschaft: Individuelle und sozialstrukturelle Folgen der Massenarbeitslosigkeit. Arbeitspapiere aus dem Arbeitskreis sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung. Paderborn, H. 1/1988, 205–219 – *Tippelmann, M.:* »Über die Auswirkung der Arbeitslosigkeit auf Jugendliche. Eine psychologische Studie«. Freie Wohlfahrtspflege. 6. Jg. 1931/32, 309–321, 364–377 – *Viney, L. L.:* »Psychological reactions of young people to unemployment«. Youth and Society. 14. Jg. 1983, 457–474 – *Wacker, A.*, Hg.: Vom Schock zum Fatalismus? Soziale und psychische Auswirkungen der Arbeitslosigkeit. Frankfurt/M. und New York 1978 – *Wacker, A.:* »Arbeitslosenforschung und Weiterbildung«. Unterrichtswissenschaft. 1984, 116–126 – *Wacker, A.:* Arbeitslosigkeit. Soziale und psychische Voraussetzungen und Folgen. Frankfurt/M. und Köln 1976 – *Warr, P.:* »Jobb Loss, Unemployment and Psychological Well-Being«. Role Transitions. Ed. *V. Allen, E. van Vliert.* New York and London 1984, 263–285 – *Wiemer, B.:* Jugendarbeitslosigkeit. Flankierende Maßnahmen der Jugendhilfe. München 1983 – *Wilhelm-Reiss, M.:* Psychische Veränderungen bei Jugendlichen ohne Arbeit. Weinheim und Basel 1980.

Günther Kaiser

Jugendkriminalität

1. Eingliederung junger Menschen als gesellschaftliche Aufgabe und Problem

Soweit unsere Erfahrung reicht, gab es zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften ein von den Erwartungen abweichendes Verhalten junger Menschen. Jugendliche müssen im langgestreckten Übergangsstadium zum Erwachsenenalter einerseits ihre eigene Identität finden, andererseits sehen sie sich verstärkt den Ansprüchen der Gesellschaft ausgesetzt.

Die Gesellschaft, vertreten durch Eltern, Schule, Lehrbetrieb, und staatliche Einrichtungen wollen den jungen Menschen dem Leitbild der Erwachsenen angleichen. Bei diesem Bemühen lassen sie sich davon bestimmen, was nach ihren Werten, Normen und Vorstellungen allgemein als gut und richtig gilt. Gleichzeitig wollen sie den jungen Menschen an die sozialen Stellungen heranführen, in denen er nach seiner Begabung, seiner Ausbildung und seinen Neigungen soziale Verantwortung übernehmen und tragen kann. Die Anstrengungen der Gesellschaft zielen damit auf soziale Integration. Sie werden durch das Kindes- und Jugendrecht geordnet, wenn nicht gar gesichert, und von dem Kindesschutz begleitet (vgl. *Wolff* in diesem Band). Diesem Ziel ist selbst das Strafrecht noch verpflichtet, insofern es neben dem Jugendschutz- und -hilferecht sowie anderen Teilrechtsordnungen das zivilrechtliche Jugendrecht ergänzt.

Dennoch kann dieser beachtliche Bestand an fördernden, schützenden und sichernden Normen nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich junge Menschen in einem Spannungsfeld widersprüchlicher, zumindest vielfältiger Erwartungen, Anforderungen und Angebote sehen. Diese räumen ihnen zwar die Chance ein, in der Auseinandersetzung mit dem Vorhandenen die eigene Identität zu finden. Ist ihnen aber ein großer Spielraum eröffnet, so ergeben sich aus dieser Lage auch tiefgreifende Integrations- und Anpassungskonflikte. Denn der soziale Lernprozeß bedeutet ein Experimentieren, ein Erkunden neuer Lebenssphären. Daher erscheint es nur folgerichtig, daß diese Übergangszeit von erheblicher Verhaltensunsicherheit und erhöhtem Abweichungspotential begleitet wird. Dies gilt um so mehr, als sich die Jugend, gekennzeichnet durch die Notwendigkeit zur Sozialisation über die Kindheit hinaus, über eine beträchtliche Zeitspanne erstreckt. Überdies finden viele Jugendliche das angebotene Leitbild und damit die Wertorientierung der Erwachsenen kaum attraktiv.

So gesehen erscheint es nicht verwunderlich, daß es zu Fehlentwicklungen und überdies zur Kriminalität bei jungen Menschen kommt und das Jugendverhalten als problematisch gilt. Unterschiedliche Konstruktionen dieser Problemlage sind freilich nicht zu verkennen. So wird denn auch der »harmonistische Grundzug« gängiger Sozialisationsdefinitionen kritisiert (vgl. *P.A. Albrecht*, 1987, 57). Diese gingen zu sehr von dem Wertekonsens der Erwachsenengesellschaft aus und neigten

dazu, die bestehenden Wertkonflikte zwischen Jugendlichen und Erwachsenen in Konsensverstöße junger Menschen umzumünzen. Die Gefahr, allein den aufbegehrenden Jugendlichen als ein unfertiges Wesen zu begreifen, an dessen Vervollkommnung arbeitend man sich seiner eigenen Prädestination versichert, ist bei Zugrundelegung eines sehr verfestigten Wertkonsenses nicht zu verkennen. Deshalb ist auch nicht nur danach zu fragen, was die Jugend von der Gesellschaft erwarten darf, sondern ebenfalls, was die Jugend der Gesellschaft als deren »Mutationspotential« vermitteln kann. Freilich unmittelbar schlagen die gegenläufigen Wertsetzungen bei abweichendem Jugendverhalten nur selten durch. Mit dem Modell vom Wertekonflikt und Wertewandel läßt sich schon die große Zahl der Fälle nicht klären, in denen der junge Mensch wider die eigene Einsicht handelt.
Im übrigen delinquieren nicht nur junge Menschen, sondern auch Erwachsene im Alter von 25 und mehr Jahren. Auch sie werden als Diebe, Gewalttäter, als Verkehrssünder oder Drogensüchtige straffällig. Deshalb stellt sich die Frage nach den Gründen der sowohl strafrechtlichen wie kriminologischen Sonderstellung Jugendlicher und Heranwachsender, also junger Menschen im Alter zwischen 14 und 21 Jahren. Die Antwort erscheint einfach: An keinem Ort in Strafphilosophie und Theorie der Verbrechenskontrolle hat der Erziehungs- und Behandlungsgedanke seinen angestammten Besitzstand so sehr wahren können wie im Jugendstrafrecht. Wenn nicht bei noch »formbaren« jungen Menschen, wo sollte man sonst wohl auch erziehen können? Doch selbst hier ist – sei es aus Skepsis gegenüber der »Behandlungsideologie« oder aus Resignation gegenüber den Möglichkeiten sozialer Intervention oder sei es aus grundsätzlicher Ablehnung gegenüber der als bevormundend empfundenen Haltung der herkömmlichen »Kindesretter« – seit etwa zwei Jahrzehnten eine Gegenentwicklung spürbar. Diese setzt sich für einen stärkeren Ausbau der Rechtsstellung des jungen Rechtsbrechers ein, fordert zumindest eine Annäherung an das allgemeine Strafrecht, wenn nicht gar eine Gleichstellung mit dem rechtlichen Status des erwachsenen Delinquenten. So lehnt denn die sogenannte neue Kinderrechtsbewegung die Überwachung der Kinder durch die Erwachsenen allgemein ab. Sie liefert damit eine »Philosophie«, welche die Auflösung der Kindheit zu rechtfertigen scheint (kritisch denn auch *Postman*, 1983, 157ff.). Dererlei Bestrebungen haben allerdings auf die jugend- und kriminalpolitische Diskussion in der Bundesrepublik bislang eher geringen Einfluß ausgeübt. Dies mag unter anderem darauf zurückzuführen sein, daß es hierzulande sogenannte Statusdelikte für Jugendliche wie im angloamerikanischen Bereich nicht gibt (zum Ganzen *Kaiser*, 1985, 441ff.; 1986, 41ff.). Zwar zielt auch der Anspruch des Jugendstrafrechts wie der allen Strafrechts auf die Verhaltenskontrolle, auf die Sicherung der Verhaltensnormen und der elementaren Rechtswerte der Gesellschaft. Da jedoch die strafrechtlichen Aufgaben speziell auf Jugendliche bezogen sind, tritt der Grundsatz der Tatvergeltung zugunsten des Erziehungsgedankens in Verfahrensgestaltung und Bestimmung der Rechtsfolgen zurück. Problematisch könnte lediglich erscheinen, ob alles das, was im Namen des Rechts geschieht, immer der Erziehung und stets dem Wohl des jungen Menschen dient, und ferner, in welchem Umfang die Einschränkung rechtsstaatlicher Garantien vertretbar erscheint.

2. Epochalspezifische Ausprägungen jugendlichen Fehlverhaltens

Wohl sind – solange es Jugend gibt – junge Menschen auch straffällig geworden. Doch scheinen sich in manchen Zeiten bestimmte Formen auffälligen Jugendverhaltens zu häufen. Deshalb können wir auch epochalspezifische Ausprägungen im sozial abweichenden Jugendverhalten vermuten. Heute gängige Bezeichnungen wie »Verweigerung«, »Ausweichen« oder »Aussteigen« mögen darauf hinweisen, daß im jugendlichen Fehlverhalten Rückzugsstrategien vorherrschen. Ein derart klischeehaftes Bild, wegen seiner temporären Neuheit ebenso anziehend wie schnell vergänglich, findet in der Lebenswirklichkeit junger Menschen jedoch nur selten eine Bestätigung. Eher schon handelt es sich um bedrängende Erscheinungen wie die Jugendarbeitslosigkeit oder Marginalisierung von jungen Ausländern, bei denen sich die Frage nach dem »Ausstieg« nur deshalb nicht stellt, weil bereits der »Einstieg« mißlungen ist.
Den erwähnten Rückzugsformen scheinen sich auch die beachtlichen Zahlen von Fahrrad- und Motorraddiebstählen nicht zu fügen. Diese machen jährlich, soweit sie der Polizei überhaupt bekannt werden, im Bundesgebiet rund 50000 Fälle aus. Auch aggressiv-kriminelle Verhaltensweisen, wie etwa zerstörerische Handlungen in der Schule oder auf dem Fußballplatz, kann man kaum als Äußerung von »Apathie« oder als »privatistischen Rückzug in die neue Unmittelbarkeit« begreifen. Ferner läßt sich das riskante Verhalten Jugendlicher im Straßenverkehr nicht beliebig als Rückzug deuten. Denn hier ist das Verhalten junger Menschen von der Freude am Abenteuer, vom Erleben der Gefahr und vom spielerischen Umgang mit den Normen getragen.

3. Schwerpunkte der Jugendkriminalität

Derart jugendtypische, weil in diesem Alter weit verbreitete Verhaltensweisen hat das Jugendgerichtsgesetz wohl im Sinn, wenn es von einer »Jugendverfehlung« spricht. Sie können auch bei den 18- bis 20jährigen noch zur Anwendung jugendstrafrechtlicher Maßnahmen führen (§ 105 Abs. 1 JGG). Für die Beurteilung kommt es darauf an, ob die Beweggründe, das äußere Erscheinungsbild oder auch nur die Begleitumstände der Tat eine Verhaltensweise zeigen, wie sie bei Jugendlichen üblich ist. Dabei genügt es, festzustellen, daß vorwiegend »unreife« Menschen der Versuchung erliegen oder aus solchen Gründen handeln. Und dies ist, wie wir wissen, häufig der Fall.
Eigentums- und Verkehrsstraftaten machen zahlenmäßig den Hauptanteil der amtlich bekanntgewordenen Jugendkriminalität aus. Doch weisen Raub – allerdings überwiegend als Kleinräubereien –, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Vergewaltigung, Sachbeschädigung und vor allem die Drogendelikte in der Nachkriegszeit die höchsten Zuwachsraten auf. Die Straffälligkeit junger Menschen äußert sich darüber hinaus – verglichen mit den Erwachsenen – mehr als Gewaltkriminalität. Dies gilt allerdings nicht für weibliche Jugendliche. Diese werden allgemein weniger straffällig, gegebenenfalls wegen kleinerer Diebstähle. Fragt man danach, welche

Delikte als jugendspezifisch gelten, so sind dies neben den erwähnten Straftaten vor allem Brandstiftung und Hehlerei.
Die nähere Analyse der Straffälligkeit junger Menschen zeigt jedoch, daß sowohl nach amtlicher Erfassung als auch der Dunkelfeldforschung mehrfache und schwere Deliktsbegehung nur in geringem Ausmaß vorkommt. Einzelne, leichte Delikte werden zwar häufig, wiederholte schwere Rechtsbrüche hingegen seltener oder nur von einem verhältnismäßig kleinen Täterkreis begangen. Verglichen mit der Erwachsenenkriminalität wiegt die Jugenddelinquenz nach Ausführungsarten und Schadensfolgen weniger schwer. Einschränkend gilt jedoch, daß Ziel und Begleitschäden meist erheblich auseinanderklaffen und daß im fehlenden Planen und Abwägen sowie in der Gruppendynamik auch Momente gefährlicher Unberechenbarkeit liegen. Mangelnder Tatplanung entsprechen geringere Rücksichtnahme auf mögliche Entdeckung, leichtere Überführbarkeit, größere Geständnisbereitschaft während und nach der Tat sowie geringere Beschwerderaten während der Strafverfolgung und des Jugendvollzuges.
Neuere Geburtskohortenstudien lassen erkennen, daß eine Minderheit von 5 bis 10 Prozent der registrierten Jugenddelinquenten als sogenannte Intensivtäter 35 bis 60 Prozent aller amtlich bekanntgewordenen Straftaten Jugendlicher, insbesondere Eigentumsdelikte, begehen. Nach einer Berliner Kohortenuntersuchung des Geburtsjahrgangs 1953 hatten 6,3 Prozent der Gruppe der als straffällig Registrierten allein mehr als 39 Prozent der Delikte begangen. Hingegen entfielen auf die sogenannten Einfachtäter (mehr als 53% der Gesamtpopulation) lediglich 16 Prozent aller erfaßten Straftaten (*Weschke/Krause,* 1983, 211ff., 219ff.; ferner *Kerner*, 1986, 121). Als Zwischenergebnis einer Kohortenuntersuchung, bezogen auf Kinder und Jugendliche Baden-Württembergs, hat sich ergeben, daß 8,7 Prozent der erfaßten Tatverdächtigen mit 5 und mehr Straftaten 42 Prozent der Delikte auf sich vereinigten. Hingegen sind mehr als zwei Drittel (67,8%) der registrierten Delinquenten Einmaltäter, auf die lediglich 31 Prozent der Straftaten entfallen (Max-Planck-Institut, 1988, 88).
Dementsprechend ist für die große Zahl der Jugenddelinquenten das Vorübergehende, Episodenhafte und Flüchtige der Deliktsbegehung im Jugendalter kennzeichnend. Aus diesem Befund leitet sich wiederum die Folgerung ab, gegenüber Ersttätern im minderschweren Deliktsbereich möglichst nachsichtig, informell und nichtstigmatisierend vorzugehen, um Verfestigungen des Fehlverhaltens und kriminelle Karriere zu vermeiden. Dem suchen Jugendstaatsanwälte und Jugendrichter zu entsprechen. Denn gegenüber rund der Hälfte aller schuldigen 14- bis unter 21jährigen wird nur durch sogenannte formlose Erziehungsverfahren, also ohne jugendgerichtliche Verurteilung, eingeschritten (*Heinz/Hügel*, 1987, 7, 16, 18). Einer weltweiten Strömung folgend, welche förmliche Verurteilungen auch innerhalb der Jugendstrafrechtspflege vermeiden will, spricht man hier von »Diversion«, d.h. der Verschonung von einer justizförmigen Reaktion durch Urteil.
Räumt man im minderschweren Bereich von Jugendkriminalität der Spontanbewährung junger Delinquenten beachtliche Chancen ein, so bleiben freilich auch bei den als besonders gefährdet geltenden Intensivtätern die Selektionsmechanismen der sozialen Kontrollinstanzen zu berücksichtigen. So können Variablen wie Schul-

versagen, gescheiterte Berufsausbildung, Arbeitslosigkeit und gestörte Familienverhältnisse nicht nur Delinquenzneigung fördern, sondern auch Anlaß zu Strafverfolgung und Intervention bilden (die deliktsspezifisch unterschiedlichen Relationen der jugendkriminalrechtlichen Verfahrenseinstellungen zu den Verurteilungen zeigt Tab. 1).

4. Umfang und Bewegung der Jugendkriminalität

4.1. Umfang

Angesichts der vielschichtigen Integrationskonflikte, aber auch im Hinblick auf die mannigfaltigen Erscheinungsformen der Jugenddelinquenz überrascht nicht, daß schon nach der amtlichen Polizeistatistik knapp ein Viertel aller Tatverdächtigen der Altersgruppe zwischen 14 und 21 Jahren entstammt, obschon deren Anteil an der strafmündigen Bevölkerung (1986) lediglich 12,5 Prozent ausmacht. 1986 waren immerhin 40,1 Prozent aller 1,3 Millionen polizeilich ermittelten Tatverdächtigen unter 25 Jahre alt. Von den 18- bis 21jährigen Männern traten 7,6 Prozent, von den 14- bis unter 18jährigen 5,9 Prozent wegen Straffälligkeit in Erscheinung.
Betrachtet man die Zahl der Verurteilten, insbesondere der häufig delinquierenden jungen Männer, so stellt man fest, daß 1986 immerhin 2,6 Prozent der 14- bis 17jährigen und 4,7 Prozent der 18- bis 20jährigen rechtskräftig verurteilt worden sind. Der Anteil der 21- bis 24jährigen ist erfahrungsgemäß jenem der Heranwachsenden ähnlich (1986: 4,9 %). Legt man die jährlichen Zuwachsraten erstmals Straffälliger unter den jungen Menschen zugrunde, so ist am Ende des 24. Lebensjahres ein Drittel der gesamten männlichen Bevölkerung mindestens einmal wegen Verbrechen und Vergehen gerichtlich sanktioniert worden (vgl. *Kaiser*, 1982, 77; *Villmow/Stephan*, 1983, 245f.). Stellte man gar auf die justizförmige Schuldfeststellung (einschl. der Erledigungen nach §§ 45, 47 JGG) und nicht nur auf die Verurteilung im technischen Sinn ab, so wäre die Verbreitung der registrierten Delinquenz in der männlichen Gesamtbevölkerung noch um einiges höher zu veranschlagen (siehe dazu auch oben Tab. 1).
Bei alledem sind die unentdeckten oder nicht zur Anzeige gebrachten Straftaten noch nicht berücksichtigt. Mit diesen ist die sogenannte Dunkelfeldforschung befaßt, die über verknüpfte Täter-, Opfer- und Informantenbefragungen den Selektionsmechanismen vorgreift, freilich auch mitunter strafrechtlich nicht relevante Trivialverstöße erfaßt. Nach deren Befunden begeht mehr als ein Drittel der befragten 14- bis 20jährigen innerhalb eines Jahres mindestens eine Straftat, aber jeder zweite Befragte wird innerhalb derselben Zeit auch Opfer eines Delikts (vgl. *Villmow/Stephan*, 1983, 512).
Aufgrund der Befragungsergebnisse im Rahmen der Dunkelfeldforschung darf man annehmen, daß im Bereich der Kleinkriminalität nahezu jeder Jugendliche einmal straffällig geworden ist. Dieser Befund stützt wiederum die These von der Ubiquität und Normalität der Jugendkriminalität. Er hat, verbunden mit der Tatsache, daß nur ein kleiner Teil der Straffälligen auch förmlich sanktioniert wird, überdies zum Streit Anlaß geboten, ob die Jugendkriminalität wirklich angestiegen ist.

Tabelle 1: Verfahrenseinstellungen und Verurteilungen bei Delikten Jugendlicher (14–17 Jahre) (gemessen nach Einstellungs- bzw. Verurteiltenziffern pro 100.000 der gleichaltrigen Bevölkerung)

	Verfahrenseinstellungen*						Verurteilte					
	§ 47 JGG		§ 45 JGG		insgesamt		insgesamt		nach JGG		nach StGB	
Deliktsgruppe	1984	1986	1984	1986	1984	1986	1984	1986	1984	1986	1984	1986
1. Straftaten insgesamt	746,4	706,1	171,1	108,9	917,5	815,0	2385,8	2098,0	1856,1	1618,5	529,7	479,5
2. Vorsätzliche Tötungsdelikte	0,03	0,00	0,00	0,00	0,03	0,00	2,1	0,95	2,0	1,0	0,1	0,05
3. Straftaten gegen die persönliche Freiheit	5,0	5,0	2,4	1,6	7,5	6,6	17,7	17,0	12,3	12,7	5,9	4,3
4. Einfache vorsätzliche Körperverletzung	16,4	20,8	6,8	3,7	23,2	24,5	57,5	58,9	47,5	48,5	10,1	10,4
5. Gefährliche und schwere Körperverletzung	21,6	21,7	8,5	6,1	30,1	27,8	80,3	72,8	70,5	65,1	9,8	7,7
6. Raub und Erpressung, räub. Erpressung, räuberischer Angriff auf Kraftfahrer	3,5	3,3	1,1	0,7	4,6	4,0	48,3	42,8	47,4	41,8	0,9	1,0
7. Vergewaltigung und sexuelle Nötigung	0,7	0,7	0,2	0,2	0,9	0,9	8,6	8,2	8,2	7,9	0,5	0,3
8. Abbruch der Schwangerschaft	0,00	0,00	0,00	0,02	0,00	0,02	0,08	0,02	0,05	0,02	0,03	0,00
9. Gewalt gegen Personen (2–8) insgesamt	47,2	51,5	19,1	12,3	66,3	63,8	214,7	200,7	187,9	176,9	27,1	23,8
10. Selbstschädigung	18,9	29,6	5,1	4,7	24,0	34,3	31,6	42,9	26,3	36,3	5,3	6,6
11. Vorsätzliche Brandstiftung	0,28	0,42	0,12	0,05	0,40	0,47	3,7	2,6	3,6	2,5	0,1	0,1
12. Haus- und Landfriedensbruch	7,7	5,2	2,5	1,4	10,2	6,6	10,0	8,3	7,0	6,1	3,1	2,2
13. Beleidigung	6,7	6,1	2,1	1,5	8,8	7,6	15,6	15,2	9,8	9,7	5,8	5,5
14. Gewalt geg. Sachen (10–12) insgesamt	26,9	35,2	7,7	6,2	34,6	41,4	45,4	53,8	36,8	44,9	8,5	8,9
15. Gewaltdelinquenz insgesamt	74,1	86,7	26,8	18,5	100,9	105,2	260,1	254,5	224,8	221,8	35,6	32,7
16. Einfacher Diebstahl	256,7	241,3	37,7	21,2	294,4	262,5	527,2	449,6	479,0	408,1	48,2	41,5
17. Besonders schwerer Fall des Diebstahls (§ 243)	43,0	53,4	20,0	10,2	63,0	63,5	328,1	295,6	313,1	284,0	15,1	11,6
18. Verkehrsdelikte allgemein	200,1	159,7	41,1	26,8	241,2	186,5	775,2	655,0	460,4	372,7	314,9	282,3
19. Verkehrstrunkenheit	3,9	3,8	2,3	1,2	6,3	5,0	267,5	240,0	137,0	121,5	130,6	118,5
20. Rauschgiftdelikte	11,0	13,1	4,2	3,0	15,2	16,1	73,3	66,3	61,9	55,3	11,4	11,0

* Ohne Entscheidungen nach §§ 153ff. StPO gegenüber Heranwachsenden, da sie statistisch nicht besonders ausgewiesen werden; daher liegt das gesamte Ausmaß der Verfahrenseinstellungen noch wesentlich höher.

Quellen: Strafverfolgungsstatistik, 1984, 8ff.; 1986, 14f., 16ff.

4.2. Bewegung

Der Blick in die offizielle Kriminalstatistik zeigt, daß die Zahlen der registrierten jungen Rechtsbrecher während der drei Nachkriegsjahrzehnte erheblich angestiegen sind. Seit Anfang der achtziger Jahre sind indes Rückgänge zu verzeichnen. Die vertiefende Analyse der Rechtspflegestatistik zeigt ferner, daß mit den sinkenden Zahlen der Verurteiltenziffern in den letzten Jahren auch keine korrespondierende Erhöhung der Einstellungsziffern nach § 45, 47 JGG verknüpft ist; vielmehr sind auch diese im Rückgang begriffen (siehe Tab. 1). Bezogen auf die Verurteiltenziffern der frühen fünfziger Jahre ist bei den 14- bis 17jährigen, verglichen mit 1986 als dem letzten Jahr der veröffentlichten Kriminalstatistik, noch immer nahezu eine Verdoppelung, bei den 18- bis 24jährigen aber nur eine Steigerung von ungefähr 10 Prozent zu verzeichnen, sofern man einmal die Verkehrsdelikte außer Betracht läßt (dazu Tab. 2). Obwohl die Qualität des amtlich registrierten Delinquenzanstiegs seit dieser Zeit nicht leicht zu ermitteln ist, wird man feststellen dürfen, daß der Zuwachs der Kriminalität junger Menschen zum erheblichen Teil auf einem Anstieg der Kleinkriminalität beruht. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die vorübergehenden Tiefstände in den Jahren 1954 und 1955 im wesentlichen auf Veränderungen der Kontrollpraxis beruhen. Durch den Einfluß des Straffreiheitsgesetzes 1954 wurde nämlich die Zahl der registrierten Straffälligen, insbesondere von Vermögensdelinquenten, erheblich vermindert.

Im Hinblick auf die Abhängigkeit der registrierten Jugendkriminalität von der wachsenden Kontrollintensität liegt es nahe zu vermuten, daß der registrierte Anstieg nichts anderes als das Ergebnis eines stärkeren Verfolgungsdruckes oder einer veränderten Kontrollpraxis ist. Diese Annahme läßt sich indessen pauschal für sämtliche Deliktsbereiche kaum empirisch stützen. Auch aus dem Zuwachs der Kontrollkapazität, etwa der Polizei, in der Bundesrepublik kann nicht verläßlich auf einen stärkeren Verfolgungsdruck geschlossen werden. Denn die Übergewichtigkeit des verkehrspolizeilichen Tätigkeitsbereiches, der heute in Regionen mit starker Verkehrsdichte etwa zwei Drittel der Arbeitszeit der Schutzpolizei in Anspruch nimmt, und die häufigen Abordnungen von Beamten zum Personen- und Objektschutz belasten den Polizeidienst erheblich. Schließlich werden Polizeikräfte vermehrt durch Sondereinsätze wie z. B. Räumung besetzter Gebäude und Kontrolle von Demonstrationen gebunden. Derart zeitaufwendige Dienstleistungen beeinträchtigen selbstverständlich die Erfüllung konventioneller Polizeiaufgaben der Verbrechensbekämpfung. Zumindest verwundert aufgrund derartiger Funktionen nicht, wenn die Aufklärungsquote der polizeilichen Ermittlungen seit Jahren ständig zurückgeht. Sie liegt gegenwärtig bei rund 46 Prozent und damit um etwa 25 Prozent tiefer als vor drei Jahrzehnten.

Freilich könnte der offiziell vermerkte Anstieg von Gewalttaten junger Menschen während der letzten Jahrzehnte darauf beruhen, daß heutzutage eher angezeigt und stärker verfolgt wird, als dies früher der Fall war. Zu denken ist etwa an eine höhere Empfindlichkeit und Verletzbarkeit der Gesellschaft sowie geringere Toleranz gegenüber Äußerungen und Ausbrüchen roher Gewalt. Derartige Veränderungen dürften also mehr auf den Wandel der strafenden Gesellschaft und ihrer Bürger

Tabelle 2: Anstieg der Jugendkriminalität in der Nachkriegszeit gemessen nach Verurteiltenziffern

Lfd. Nr.	Deliktsgruppe	Alters-gruppe	Vergleichszeiträume 1952	1954	1986	Zuwachsrate in VZ absolut	%	Rang-ziffer
1.	Raub und Erpressung*	Jgdl.	6,3		28,2	21,9	347,6	1
		Herw.	16,9		35,8	18,9	111,8	1
		Jerw.	12,8		23,1	10,3	80,5	1
		Jgdl.		203,0	314,9	111,9	55,1	7
2.	Verkehrsdelikte	Herw.		1059,8	1030,8	− 28,8	− 2,7	5
		Jerw.		1169,4	1083,1	− 86,3	− 7,4	7
3.	Körperverletzung	Jgdl.		43,6	109,0	65,4	150,0	2
	insgesamt (ohne	Herw.		183,4	176,8	− 6,6	− 3,6	6
	Verkehrsdelikte)	Jerw.		178,9	150,7	− 28,2	− 15,8	10
4.	Kriminalität (ohne	Jgdl.		639,1	1217,2	578,1	90,5	3
	Verkehrsdelikte)	Herw.		1563,3	1692,4	129,1	8,3	3
		Jerw.		1716,1	1831,1	115,0	6,7	5
5.	Kriminalität	Jgdl.	934,4		1532,1	597,7	64,0	5
	insgesamt	Herw.	2609,5		2723,2	113,7	4,4	4
		Jerw.	2607,9		2914,2	306,3	11,7	4
6.	Sachbeschädigung	Jgdl.	23,3		39,4	16,1	69,1	4
	(§§ 303, 304,	Herw.	59,9		46,8	− 13,1	− 21,9	9
	305 StGB)	Jerw.	44,5		44,0	− 0,5	− 1,1	6
		Jgdl.	4,8		7,4	2,6	54,2	8
7.	Beleidigung	Herw.	21,4		24,5	3,1	14,5	2
		Jerw.	30,3		37,5	7,2	23,8	3
		Jgdl.	3,9		4,6	0,7	17,9	11
8.	Hausfriedensbruch	Herw.	37,2		10,4	− 26,8	− 72,0	11
		Jerw.	17,5		16,0	− 1,5	− 8,6	8
		Jgdl.	630,2		983,2	353,0	56,0	6
9.	Vermögensdelikte	Herw.	1288,9		1104,7	−184,2	− 14,3	8
		Jerw.	1220,0		1115,4	−104,3	− 8,6	8
		Jgdl.	584,7		802,7	218,0	37,3	10
10.	Diebstahl und	Herw.	1055,1		749,1	−306,0	− 29,0	10
	Unterschlagung	Jerw.	860,2		630,0	−230,2	− 26,8	11
11.	Sexuelle Nötigung	Jgdl.	5,2		7,5	2,3	44,2	9
	u. Vergewaltigung	Herw.	9,5		8,9	− 0,6	− 6,3	7
	(§§ 177, 178 StGB)	Jerw.	6,6		8,8	2,2	33,3	2
12.	Straftaten gegen	Jgdl.	14,2		2,9	− 11,3	− 79,6	12
	die sexuelle	Herw.	25,6		5,8	− 19,8	− 77,3	12
	Selbstbestimmung**	Jerw.	27,9		6,1	− 21,8	− 78,1	13
13.	Sexueller	Jgdl.	22,7		3,2	− 19,5	− 85,9	13
	Mißbrauch	Herw.	17,7		3,4	− 14,3	− 80,8	13
	von Kindern	Jerw.	10,2		3,1	− 7,1	− 69,6	12

* ohne §§ 255, 316a StGB

** ohne sexuelle Nötigung und sexuellen Mißbrauch von Kindern

Quellen: Statistisches Bundesamt, Die Kriminalität in den Jahren 1952 und 1953, Stuttgart u.a., 1955, 12f., 24; Die Abgeurteilten und Verurteilten 1957, 21, 31ff., 42f.; Strafverfolgungsstatistik, 1986, 14f., 16ff., 66.

hinweisen als auf bedeutsame Veränderungen der Jugendkriminalität. Daß sich z.B. im Bereich der Deliktsgruppe Raub und Erpressung die Zahl der polizeilich ermittelten Jugendlichen seit Anfang der fünfziger Jahre nahezu verfünffacht hat,

beruht offenbar auf zwei gegenläufigen Entwicklungsrichtungen, die sich anscheinend gegenseitig bedingen. Mit der Zunahme allgemeiner Toleranz in den sechziger Jahren hat offenbar auch die informelle Sozialkontrolle durch Eltern, Nachbarn und Lehrer gegenüber den Halbwüchsigen nachgelassen. Dadurch wurde wiederum eine größere Beteiligung dieser Altersgruppe auch an schwereren Straftaten ermöglicht. Deren Anstieg hat im Wege der Rückbeeinflussung wiederum zu einer Verschärfung der förmlichen Sozialkontrolle durch Polizei und Strafjustiz in diesem Bereich geführt. Wenn in einere Zeit der normativen und erzieherischen Verunsicherung, des Abbaus alter und der Herausbildung neuer Normen sowie der Orientierungslosigkeit Rechtsverletzungen epidemische Ausmaße annehmen, so lenken sie auch verschärfte Kontroll- und Sanktionierungsstragien auf sich. Im Ergebnis aber geht eine solche Entwicklung in erster Linie zu Lasten der ohnehin verhaltensunsicheren Halbwüchsigen. So gesehen kann nicht überraschen, daß der Anstieg der Kriminalität, und d. h. auch der Massendelinquenz, sich im wesentlichen in dem Zuwachs der Jugendkriminalität erschöpft.

Hingegen erscheint der gelegentliche Hinweis auf die relativ gleichgebliebenen Prozentsätze der Anteile junger Menschen und der Erwachsenen an den registrierten Rechtsbrechern wenig aussagekräftig, ja irreführend. Bekanntlich haben sich die Bevölkerungsanteile in der Nachkriegszeit wiederholt erheblich verändert. War Anfang der sechziger Jahre ein Höhepunkt an Geburten zu verzeichnen, so wird mindestens seit den siebziger Jahren der wachsende Geburtenschwund beklagt. Selbstverständlich wird die abnehmende Zahl der überhaupt als Straftäter in Betracht kommenden Jugendbevölkerung auch zu einer entsprechenden Abnahme von registrierten Delinquenten führen, selbst wenn die Prävalenzrate, d. h. die Zahl der Delinquenten bezogen auf die jugendliche Gesamtpopulation, gleichbleibt. Deshalb erweist sich zur Überprüfung der Frage des Anstiegs der Jugendkriminalität eine Argumentation mit Prozentsätzen als untauglich.

5. Deliktsstrukturen im einzelnen

5.1. Eigentumskriminalität

Nach der amtlichen Kriminalstatistik ist der Diebstahl vor allem ein Delikt junger Täter. Zwar dürfte dieser Sachverhalt vor allem darauf beruhen, daß bei Jugendlichen mangelndes Geschick und geringere Handlungskompetenz zu einem höheren Entdeckungs- und Verurteilungsrisiko führen. Immerhin waren 31 Prozent aller 1986 verurteilten Diebe noch keine 21 Jahre alt. Auf 100 000 Personen der jeweiligen Altersgruppe wurden in jenem Jahr bei den 14- bis 16jährigen 731, bei den 16- bis 18jährigen 826 und bei den 18- bis 21jährigen 719 wegen eines Diebstahls Verurteilte gezählt. Erheblich geringere Verurteiltenziffern lassen sich bei den Älteren feststellen. Bei den 60- bis 70jährigen betrugen sie gerade 106, was allerdings der insgesamt geringen Kriminalitätsbelastung dieser Bevölkerungsschicht entspricht (Strafverfolgungsstatistik, 1986, 16f., 290). Würde man überdies die weniger formalisierten Erledigungsformen gegen schuldige Täter einbeziehen,

so wäre die Belastung der jungen Altersgruppen wegen Diebstahls noch weit höher anzusetzen (siehe dazu auch Tab. 1). Damit trägt vor allem die Eigentumsdelinquenz zur Kriminalitätsbelastung der Jugendlichen und Heranwachsenden bei. Nahezu 60 Prozent aller verurteilten 14- bis 16jährigen wurden 1986 wegen eines Diebstahls belangt, wenn man einmal von den Verkehrsdelikten absieht (StVSta, 1986, 16f., 30f.). Die 22397 Jugendlichen und Heranwachsenden, bei denen in Fällen des Diebstahls oder der Unterschlagung nach §§ 45, 47 JGG von der Verfolgung abgesehen oder das Verfahren eingestellt wurde, sind hierbei noch nicht berücksichtigt. Dabei ist es kaum tröstlich zu wissen, daß die hohe Belastung der jungen Menschen im wesentlichen auf der Begehung einfacher Diebstähle beruht. Immerhin fallen mehr als die Hälfte der Verurteilungen (53,5 Prozent) wegen schweren Diebstahls auf 16- bis 21jährige (StVSta, 1986, 16f.). Daß überdies mehr als 60 Prozent aller wegen schweren Diebstahls Verurteilten vorbestraft sind, weist auf die gerade bei diesem Delikt bestehende Problematik der Mehrfach- und Intensivtäter hin.

5.2. Verkehrsdelinquenz

Das, was Jungsein ausmacht, nämlich experimentierender Umgang mit den Normen, riskantes Verhalten, Imponiergehabe und Suche nach dem Status der Vollerwachsenen wird bei der Verkehrsdelinquenz bedeutsam. Jugendliches Fehlverhalten wird man hier am ehesten dort erwarten dürfen, wo Jugendliche besonders häufig als Verkehrsteilnehmer beteiligt sind und infolgedessen auch verstärkt auffällig werden. Hierzu zählen vor allem die Zweiradunfälle. Aus der Straßenverkehrsunfallstatistik wissen wir, daß die unter 18jährigen zu mehr als der Hälfte an Mofa-, Moped- und Kraftradunfällen beteiligt sind. Wenn im Jugendalter schon allgemein Kriminalität im minderschweren Bereich als ubiquitär und normal gilt, wie die neuere Dunkelfeldforschung erkennen läßt, so trifft dies auch im Bereich des Verkehrsverhaltens zu. So ist die weite Verbreitung des Fahrens ohne Fahrerlaubnis bei Jugendlichen empirisch gesichert. Dieses Delikt macht auch über zwei Drittel aller Verurteilungen Jugendlicher wegen Straßenverkehrsvergehen aus. Freilich entfällt auch beim Fahren ohne Fahrerlaubnis ein Großteil auf – nicht stets sofort erkennbare – Bagatellen wie etwa das Benutzen »frisierter« Mofas. So führt denn auch nur ein Bruchteil derartiger Vergehen zu einer justizförmigen Maßregelung.

Insgesamt hat der Anteil aller registrierten Verkehrsdelikte bei den jungen Menschen wieder abgenommen. Machte dieser an allen Verurteilungen Jugendlicher vorübergehend 30 Prozent aus, so beträgt er 1986 nur noch etwa 26 Prozent. Bei den Heranwachsenden liegt er zwar immerhin bei 38 Prozent; ein Vergleich der Verurteiltenziffern zeigt jedoch, daß diese 1986 etwa auf demselben Niveau liegen wie Mitte der fünfziger Jahre (siehe Tab. 2).

5.3. Kriminelle Gewalttätigkeit

Aggressivität und Gewalt finden in der Nachkriegszeit erhebliche Beachtung. Dem entspricht die moralische Abwertung und strafrechtliche Mißbilligung, die gewalttätige Handlungen im öffentlichen wie im privaten Leben erfahren. Sichtbar und gefährlich erscheint vor allem die Gewaltausübung junger Menschen, zumal diese häufig gemeinschaftlich handeln. Etwa 40 Prozent aller registrierten Jugendstraftaten werden in der Gruppe begangen (hierzu *Kaiser*, 1988, 524ff. m. N.). Jedoch handeln junge Menschen beim Delinquieren überwiegend nur zu zweit. Deliktspezifisch ist an vandalistische Handlungen sowie – freilich seltener – an Landfriedensbruch und auch an gruppenweise Vergewaltigung zu denken. Aber auch die in Massensituationen wie beim Fußballspiel und bei Rockkonzerten auftretende Gewalttätigkeit junger Leute ist zu berücksichtigen.

Seit Ende der fünfziger Jahre wird auf die Zunahme von Gewalttätigkeiten junger Menschen hingewiesen. Dabei zeigen Gewaltdelikte gegenüber Personen eine dreifach so hohe Steigerungsrate wie die gesamte Delinquenz. Raub und Erpressung, räuberische Erpressung und räuberischer Angriff auf Kraftfahrer nehmen mit einer – je nach Ausgangsjahr und Statistik – Verfünf- bis Verneunfachung eine Spitzenstellung ein (siehe Tab. 2 und 4). Erst mit weitem Abstand folgen vorsätzlich begangene Körperverletzungsdelikte, Straftaten gegen die persönliche Freiheit und vorsätzliche Tötungsdelikte. Demgegenüber ist die Zuwachsrate bei Gewaltdelikten gegen Sachen nicht einmal halb so groß wie jene der Gesamtkriminalität (siehe Tab. 4), wenn man der Verurteiltenstatistik folgt. Dabei muß man freilich berücksichtigen, daß Gewaltdelikte gegen Personen eher zu einer förmlichen Verurteilung führen als gegen Sachen gerichtete Gewaltausübung, die häufiger eine abgeschwächte Sanktionierung erfährt, soweit derartige Gewalttaten überhaupt aufgeklärt und wirksam verfolgt werden. Insgesamt entfallen knapp 12 Prozent aller Verurteilungen von Jugendlichen auf Gewaltdelikte. Nach Dunkelfelduntersuchungen ist allerdings die relative Bedeutung der Gewaltkriminalität im Vergleich zur Eigentumsdelinquenz größer, als dies Polizei- und Rechtspflegestatistik erkennen lassen. Obschon junge Leute Gewalt- und Freiheitsdelikte erheblich schwerer einstufen als Straftaten gegen das Eigentum, sind sie jedoch insgesamt weniger anzeigefreudig als ältere. Dies dürfte nicht zuletzt darauf beruhen, daß junge Menschen zumindest teilweise sowohl als Täter als auch Opfer von Straftaten in Erscheinung treten, also partiell identisch sind.

Zu den Erscheinungsformen aggressiver Verhaltensauffälligkeit gehören neben zerstörerischen Handlungen auch Gewaltdelikte nach »Rocker-Art« gegen Erwachsene, andere Jugendliche und Kinder, und zwar in der Schule, auf dem Schulweg, im Schulbus und auf dem Spielplatz. Seit den siebziger Jahren sind ferner Hausbesetzungen und politisch motivierte Demonstrationsgewalt in den Blickpunkt getreten. Die Vielschichtigkeit der Demonstrationsdelinquenz nach Sachverhalten, Unrechtsgehalt, Beteiligtenkreis und Motiven macht freilich die Einschätzung und Lösung der Probleme äußerst schwierig (*Kaiser*, 1986a, 210). Nach polizeilichen Feststellungen gehört im übrigen nur etwa ein Viertel der gewalttätigen Störer der Altersgruppe bis zu 21 Jahre an, so daß es sich insgesamt gesehen um keine spezifischen Erscheinungsformen des Jugendalters handelt.

Tabelle 3: Wegen Gewaltdelikten polizeilich verdächtigte Jugendliche (14–17 J. einschl.) im Vergleich der Jahre 1963 und 1986 (gemessen nach Kriminalitätsbelastungsziffern pro 100.000 der gleichaltrigen Bevölkerung)

Art der Straftaten	1963	1986	Anstieg in %	Rang-ziffer
1. Straftaten insgesamt	2461,5	3940,9	60,1	8
2. Mord u. Totschlag einschl. Versuche	1,6	3,6	125,0	7
3. Vergewaltigung	17,4	8,2	−52,9	9
4. Raub, räuberische Erpressung und räuberischer Angriff auf Kraftfahrer	21,9	86,2	293,6	3
5. Gefährliche und schwere Körperverletzung	53,6	216,3	303,5	2
6. Vorsätzliche leichte Körperverletzung	63,1	224,1	255,2	4
7. Straftaten gegen die persönliche Freiheit	10,2	62,0	507,8	1
8. Vorsätzliche Brandstiftung	4,3	10,8	151,2	6
9. Sachbeschädigung	162,1	474,1	192,5	5

Quellen: Polizeiliche Kriminalstatistik, 1963, 11ff.; 1986, Anhang Tab. 20

Tabelle 4: Wegen Gewaltdelikten gerichtlich verurteilte Jugendliche (14–17 J. einschl.) im Vergleich der Jahre 1954 und 1986 (gemessen nach Verurteiltenziffern pro 100.000 der gleichaltrigen Bevölkerung)

Art der Straftaten	1954	1986	Anstieg in %	Rang-ziffer
1. Straftaten insgesamt	842,14	1532,11	81,9	8
2. Vorsätzliche Tötungsdelikte	0,25	0,80	220,0	6
3. Straftaten gegen die persönliche Freiheit	2,65	8,54	222,3	5
4. Einfache vorsätzliche Körperverletzung	12,24	43,13	252,4	2
5. Gefährliche und schwere Körperverletzung	18,50	60,71	228,2	4
6. Raub und Erpressung, räub. Erpressung, räuberischer Angriff auf Kraftfahrer	4,06	36,09	788,9	1
7. Vergewaltigung und sexuelle Nötigung (bzw. Notzucht und Nötigung zur Notzucht)	4,52	7,45	64,8	10
8. Abbruch der Schwangerschaft	2,47	–	–	15
9. Gewalt gegen Personen (2–8) insgesamt	44,64	156,72	251,1	3
10. Sachbeschädigung	27,09	39,36	45,3	11
11. Vorsätzliche Brandstiftung	1,32	2,38	80,3	9
12. Haus- und Landfriedensbruch	6,13	4,95	−19,2	14
13. Beleidigung	5,38	7,36	36,8	12
14. Gewalt gegen Sachen (10–12) insgesamt	34,55	46,69	35,1	13
15. Gewaltdelinquenz insgesamt	84,59	203,41	140,5	7

Quelle: Strafverfolgungsstatistik, 1986, (Ausführliche Ergebnisse) 8ff., 290.

Im ganzen besteht dennoch kein Anlaß zur Dramatisierung der Gewalttätigkeit junger Menschen, wohl aber zur differenzierten Antwort auf Gewaltkriminalität, die als soziale Erscheinung in die Probleme und Konflikte dieser Gesellschaft tief eingebettet ist.

5.4. Drogendelinquenz (einschließlich exzessiven Alkoholkonsums)

Zeichen jugendlicher Orientierungslosigkeit äußern sich erwartungsgemäß auch im gesteigerten Alkoholkonsum sowie im Drogen- und Medikamentenmißbrauch (vgl. *Reuband* in diesem Band). Bindungs- und Orientierungslosigkeit junger Menschen sowie geschwächte informale Sozialkontrolle treffen hier verhängnisvoll zusammen. Bis in die ersten siebziger Jahre hinein sind die Drogendelikte stark angestiegen. Dabei wurden zunehmend jüngere Altersgruppen einschließlich weiblicher Jugendlicher erfaßt. Seit Ende der siebziger Jahre gilt nach Befragungsergebnissen rund ein Neuntel aller jungen Menschen als rauschmittelerfahren. Dennoch stufen sich bei leicht rückläufiger Tendenz nur etwa 4 Prozent der 14- bis 25jährigen als Drogenkonsumenten ein. Man rechnet in Westdeutschland etwa mit 10 000 Drogenabhängigen und ungefähr 5 000 drogengefährdeten Jugendlichen. Der Anteil der 14- bis 18jährigen an allen 56 662 im Jahr 1986 eines Rauschmitteldelikts Verdächtigen beläuft sich allerdings nur auf knapp 6 Prozent; zu Anfang der siebziger Jahre hatte er noch rund 25 Prozent betragen und ist dann fast stetig zurückgegangen. Dem entspricht, daß das Durchschnittsalter bei erster polizeilicher Auffälligkeit wegen Gebrauchs harter Drogen von etwa 20 Jahren zu Anfang der siebziger Jahre auf 26 Jahre im Jahr 1986 angestiegen ist (*Kreuzer*, 1985, 10, 13). Die polizeilichen Angaben geben freilich Ausmaß und Bewegung tatsächlicher Rauschmittelkriminalität nicht angemessen wieder. Bei der Diskrepanz der Zahlen rauschmittelerfahrener und polizeilich wegen Drogendelikten registrierter Jugendlicher können sie eher als Ausdruck polizeilicher Verfolgungsstrategien gelten. So wird z.B. die in den letzten Jahren registrierte Zunahme der wegen Rauschmittelschmuggels Tatverdächtigen nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß zur Bekämpfung auf diesem Gebiet Spezialeinheiten eingerichtet wurden. Andererseits werden trotz der mit 94 Prozent angegebenen Aufklärungsrate nur etwa 2 Prozent der Konsumenten, die öfter oder regelmäßig Haschisch gebrauchen, auch polizeilich erfaßt. Daraus läßt sich zwar nicht schließen, daß die Kriminalpolizei Kleinkonsumenten vernachlässigt. Denn noch immer werden etwa 75 Prozent der rauschgifttatverdächtigen Jugendlichen im Zusammenhang mit Cannabisprodukten verfolgt. Vielmehr dürfte der Ermittlungsaufwand als unverhältnismäßig erscheinen, der erforderlich wäre, um die große Zahl derartiger Konsumenten zu ermitteln, zumal der vorwiegend selbstschädigende Kleinkonsum im unteren Bereich der Strafwürdigkeit liegt. Größeren Erfolg verspricht die verstärkte Aufmerksamkeit gegenüber Einfuhr und Handel von Cannabisprodukten. Daß drei Viertel der strafrechtlich verfolgten Rauschgiftdelikte Jugendlicher sich auf derartige Rauschmittel beziehen, äußert sich auch in der gerichtlichen Sanktionspraxis. Gleichwohl wurden im Jahr 1986 für 35 Prozent der nach Jugendstrafrecht verurteilten Drogendelinquenten Jugendstrafen verhängt und in weiteren 14 Prozent Jugendarrest angeordnet. In rund der Hälfte aller Verurteilungen erfolgte also eine freiheitsentziehende Sanktion (StVSta, 1986, 262f.; zur Problematik inhaftierter Drogentäter *Kemper*, 1985, 96ff.; *Kreuzer*, 1985, 86ff.). Allerdings erschließt sich die differenzierte Sanktionsstrategie der Justiz erst dann, wenn man die Erledigungen nach §§ 45, 47 JGG, 153f. StPO mitberücksichtigt (vgl. auch oben Tab. 1).

Nach den bisherigen Untersuchungen hebt sich lediglich das Persönlichkeitsprofil der kleinen Gruppe Jugendlicher mit häufigem Rauschmittelkonsum deutlicher von dem Profil der übrigen Befragten mit oder ohne Rauschmittelerfahrungen ab. So gesehen bildet der Drogengebrauch kein jugendkriminologisches Sonderproblem.
Doch auch der gesteigerte Alkoholkonsum schlägt sich in der Jugendkriminalität nieder. Aufgrund von Repräsentativbefragungen schätzt man die Zahl der alkoholgefährdeten Jugendlichen auf nahezu 100 000 (weitergehend *Bellebaum*, 1984, 207). Zwar herrscht gegenüber Alkoholkonsum selbst im Jugendalter eine beachtliche Toleranz. Diese ist aber spätestens dort, wo Alkoholgebrauch zur Verkehrsgefährdung oder zu Beschaffungs- und Folgekriminalität führt, am Ende. Dabei ist Delinquenzverhalten oft nur ein weiteres Moment im Prozeß der sozialen Desintegration. Nach einer neueren Berliner Untersuchung (*Jacobsen* u. a., 1987, 148ff., 286ff.) ergaben sich bei alkoholgefährdeten Jugendlichen enge Zusammenhänge mit dem Trinkverhalten in ihrer Familie, mit dem Aufwachsen unter den Bedingungen der funktional gestörten Familie und dem Wunsch nach früher Ablösung von der Familie zugunsten verstärkter Kontakte mit der Altersgruppe. In ihrer Freizeit sollen diese Jugendlichen mehr an Genuß und Unterhaltung denn an Sport und Lesen interessiert sein. Ferner ergaben sich Verbindungen mit dem relativ niedrigen Niveau der besuchten Schule, mit schulischem Mißerfolg und allgemein geringer Frustrationstoleranz. Alkoholgefährdete Jugendliche gebrauchen auch häufiger Zigaretten, Drogen und Medikamente als nicht alkoholgefährdete desselben Alters.

6. Jugendkriminalität im internationalen Vergleich

Das für die Bundesrepublik der Nachkriegszeit gezeichnete Bild der Jugenddelinquenz läßt sich anhand kriminalstatistischer Daten des Auslandes fortführen und weitgehend verallgemeinern, obschon die jeweils ausgewiesene Kriminalitätsbelastung von unterschiedlichen Handlungsmustern auf seiten der Anzeigeerstatter und der entsprechenden Reaktionen der Strafverfolgungsbehörden geprägt wird (vgl. *Dünkel*, 1985, 21f.). Sowohl in Westeuropa wie in den USA, aber auch in der DDR steigt bis zum Beginn der achtziger Jahre die Jugendkriminalität an, stagniert seither oder geht gar leicht zurück. In Japan allerdings wird seit 1974 bis in die achtziger Jahre hinein ein neuer Anstieg um etwa 70 Prozent beobachtet. Dieser soll aber hauptsächlich aus der Zunahme von Kleindiebstählen, ferner aus einem veränderten Anzeigeverhalten der Bevölkerung und neuen computerisierten Registriermethoden der Polizei resultieren (*Miyazawa*, 1985, 281). Insgesamt stabilisiert sich die Jugenddelinquenz auf einem Niveau, das in der Regel deutlich über jenem der Erwachsenen liegt (eine Ausnahme bildet jedoch Polen; vgl. *Drwal* u. a., 1986, 1124). Jedoch bleibt die Kriminalitätsbelastung in den osteuropäischen Staaten wohl erheblich unter jener der westlichen Länder.
Betrachtet man die Deliktsstrukturen, so steht in allen westeuropäischen Staaten mit Ausnahme der Niederlande (dazu *Junger-Tas*, 1983, 4) der einfache Diebstahl im Vordergrund. Ähnliches gilt für die USA und vor allem für Japan, wo etwa drei Viertel aller delinquenten Jugendlichen wegen Diebstahls, zumeist im Bagatellbe-

reich, auffällig werden (*Meyer*, 1986, 1449) sowie für die osteuropäischen Staaten, in denen die Prozentanteile der jährlichen Verurteilungen Jugendlicher wegen Diebstahls an allen Verurteilungen Jugendlicher zwischen 56 Prozent (Bulgarien) und nahezu 90 Prozent (Jugoslawien, Polen) liegen.
Obwohl quantitativ gering an der Jugendkriminalität beteiligt, werden die zumeist überdurchschnittlichen Aktivitäten Jugendlicher an Gewaltdelikten gegen Personen und Sachen als besorgniserregend empfunden. Mit Ausnahme von Frankreich (dazu *Isphording/Spaniol*, 1985, 777) hat man in Westeuropa eine überdurchschnittliche Zunahme von Gewaltdelikten Jugendlicher bis in die frühen achtziger Jahre wahrgenommen. Entsprechendes gilt für die USA und die sozialistischen Staaten. In Japan allerdings sind Kapitalverbrechen und Roheitsdelikte insgesamt rückläufig, obwohl auch dort die Gewaltdelikte Jugendlicher in Schule und Familie angestiegen sind (*Miyazawa*, 1983, 31f.).
Hinsichtlich der Drogenkriminalität Jugendlicher wurde – anders als in der Schweiz und in Schweden – in der Bundesrepublik und den USA bereits wieder ein Rückgang beobachtet (*H.-J. Albrecht*, 1986, 1255). In Japan ist die Drogendelinquenz noch im Ansteigen begriffen; in den Staaten Osteuropas wiederum bereitet eher der steigende Alkoholmißbrauch Jugendlicher Sorgen (für die DDR *Freiburg*, 1986, 233).
Als weitere neue, neu entdeckte oder beunruhigende Erscheinungsformen gelten namentlich Gruppendelinquenz, steigende Mädchendelinquenz sowie Jugendarbeitslosigkeit und Delinquenzbelastung der nachwachsenden Ausländergeneration.
Im Hinblick auf weitgehende Übereinstimmung oder Ähnlichkeit von Bewegung und Struktur der Jugendkriminalität verwundert es nicht, wenn sich die Erklärungsversuche ziemlich decken. Während man für die Entwicklung der Jugendkriminalität in der Nachkriegszeit vornehmlich den sozialen Wandel einschließlich der Veränderungen in Sozialisation und Sozialkontrolle als Erklärungskonzept heranzieht, dient im übrigen der Rückgriff auf sozialisations- und kontrolltheoretische Ansätze zur Deutung der gegenwärtigen Jugenddelinquenz. Ergänzend werden hierzu auch Konzepte differentieller Gelegenheiten herangezogen, während die Jugendarbeitslosigkeit vorwiegend im kumulativen Zusammenhang mit anderen Sozialisationsmängeln und anomischen Lagen gesehen wird.

7. Sozialprofil der jungen Straffälligen

Wie wir gesehen haben, werden viele der jungen Menschen nur einmal oder wegen kleiner Vergehen straffällig. Sie werfen im übrigen kaum Probleme auf. Doch andere, die persönlich erst wenig gefestigt sind oder von Familie, Schule, Betrieb und Gesellschaft nur in geringem Maße gestützt werden, zeigen sich den vielfältigen, teilweise verwirrenden Anforderungen der Gesellschaft nicht gewachsen. Gestörte Familien, wiederholter Wechsel der Pflegestelle oder Beziehungssituation im Kindes- und Jugendalter, Zurückbleiben in der Schule, berufliches Scheitern, intergenerationeller Abstieg sowie niederer sozialer Status sind die wichtigsten Merkmale, die ebenso auf die Gefährdung wie auf die Gefährlichkeit der jungen

Straffälligen hinweisen, allerdings auch beeinträchtigte Startchancen für eine erfolgreiche Lebensbewährung anzeigen. Bündelungen solcher Merkmale erscheinen weithin identisch mit Syndromen der Fehlanpassung, der Unreife oder mangelhafter Sozialisation, wie sie typischerweise bei Sozialauffälligen beobachtet und für diese kennzeichnend befunden werden. Verwahrlosungszeichen sowie Unterschichtzugehörigkeit ermöglichen es, gegenüber den Trägern formeller Sozialkontrolle eher sichtbar und verletzbar zu sein; sie begründen oder verstärken überdies schon das Verfolgungsinteresse des fremden Opfers.

Daher haben wir es mit der Jugendkriminalität in so beträchtlichem Umfang – obschon nicht ausschließlich – mit sozial Randständigen zu tun, die eigentlich langfristiger Hilfe bedürften. Gravierende Sozialisationsmängel erklären auch die über die situative Entgleisung hinausgreifende Mehrfachdelinquenz junger Intensivtäter. Nicht viel anders steht es mit den Sozialisationsmängeln, mit dem Sozialprofil und den Persönlichkeitsdimensionen der Insassen von Jugendstrafanstalten. Bei ihnen äußern sich das Konfliktpotential im sozialen Nahbereich und der kumulative Effekt von Sozialisationsmängeln, Jugendarbeitslosigkeit und »Schuldenberg« besonders einschneidend. Auch für zwei Gruppen erweist sich das Sozialisationskonzept, obschon mit unterschiedlicher Bedeutung, als aussagekräftig. Es handelt sich um die straffälligen Mädchen und die jungen Ausländer.

7.1. Jugendarbeitslosigkeit und Jugendkriminalität

Seit Anfang der achtziger Jahre hat sich die Zahl der registrierten Arbeitslosen unter 20 Jahren auf jährlich etwa 200000 annähernd verdoppelt. Legt man die Schätzungen zugrunde, wonach die tatsächliche Arbeitslosigkeit das zwei- bis dreifache der registrierten Erwerbslosigkeit junger Menschen ausmacht (so *Stark-von der Haar*, 1983, 370; vgl. *Vonderach* in diesem Band), so beträgt die Zahl der arbeitslosen jungen Menschen unter 20 Jahren im Bundesgebiet etwa eine halbe Million. Nach Alltagstheorien, welche die erhöhte Beschäftigungslosigkeit Jugendlicher mit erhöhter Kriminalitätsrate verbinden, läge hier ein Gefährdungsschwerpunkt mit kaum überblickbaren Folgen. Indes liegen über den Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Krise, Jugendarbeitslosigkeit und Jugendkriminalität bislang nur wenige empirisch brauchbare Forschungsergebnisse vor. Zwar bewegen sich die Quoten der als arbeitslos registrierten Delinquenten unter 25 Jahren an allen Tatverdächtigen oder Verurteilten dieses Alters deutlich über dem Anteil der Arbeitslosen an der entsprechenden Gesamtbevölkerung (*H.-J. Albrecht*, 1986a, 42, 49ff. m.N.). Gleichwohl lassen sich keine verallgemeinerungsfähigen Aussagen treffen, wonach Arbeitslosigkeit monokausal höhere Kriminalität bedingt. Zum einen bilden die registrierten Jungarbeitslosen und jungen Delinquenten nur jeweils Ausschnitte aus der Gesamtzahl beschäftigungsloser bzw. delinquenter junger Menschen; zum anderen läßt sich vermuten, daß Arbeitslosigkeit den Blick schärft und als Selektionskriterium zu verstärkter Aufmerksamkeit gegenüber den hiervon Betroffenen und damit zu überproportionaler Herausfilterung aus dem Dunkelfeld führt. Neuere Analysen stimmen denn auch weitgehend darin überein, daß jedenfalls keine starke Beziehung zwischen Arbeitslosigkeit und Verbrechen besteht, die

Arbeitslosigkeit nicht die alleinige oder wichtigste Determinante für die Deliktsbegehung ist (*Tarling*, 1982, 32). Überdies ist gegenüber undifferenzierten Postulaten eines Zusammenhangs zwischen Sozialisationsmängeln und Arbeitslosigkeit Skepsis angezeigt: Gerade in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit werden auch verstärkt Jugendliche arbeitslos, die nach ihrem sonstigen Persönlichkeits- und Sozialprofil kaum von ihren Altersgenossen abweichen. Dies wird durch den Befund gestützt, wonach mit steigenden Arbeitslosenzahlen der Anteil registrierter Tatverdächtiger an der Gesamtzahl der im Jahresdurchschnitt arbeitslosen Jugendlichen und Heranwachsenden »dramatisch abnimmt« (*H.-J. Albrecht*, 1987, 52). Thesen, wonach Sozialisationsmängel zu Jugendarbeitslosigkeit und Straffälligkeit junger Menschen führen, behalten ihre volle Richtigkeit eher in Zeiten entspannter Arbeitsmarktsituation (zu »Jugendarbeitslosigkeit im Lichte der Kriminalitätstheorien« im übrigen *Sack*, 1987, 15ff., insb. 31ff.).

7.2. Delinquenzbelastung der nachwachsenden Ausländergeneration

Seit einem Jahrzehnt etwa häufen sich Beobachtungen, die eine steigende Delinquenzbelastung der jungen Ausländer ausweisen. Seit 1978 sind nach der Polizeilichen Kriminalstatistik die jungen Ausländer doppelt bis dreifach so hoch belastet wie die deutsche Vergleichsgruppe. Gehen die amtlich festgestellten Zahlen der Kriminalitätsbelastung bei deutschen Jugendlichen und Heranwachsenden in der Gegenwart zurück, so zeigen die der jungen Ausländer insgesamt unverändert eine steigende Tendenz (vgl. PKS – Polizeiliche Kriminalstatistik, 1986, 63). Allerdings haben sie Anfang bis Mitte der achtziger Jahre in den »besonders prekären Bereichen« der Sexual- und Rohheitsdelikte regelmäßig abgenommen (*Walter*, 1987, 69f.). Auch zeigt die nähere Analyse, daß besonders der Diebstahl von Fahrrädern und Mopeds sowie der Handtaschenraub ähnlich wie bei den Deutschen häufig registriert wird. Demgemäß verwundert nicht, daß die Differenz zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen und Heranwachsenden bei Diebstahl ohne erschwerende Umstände gering ist. Aufgrund der Tatsachen, daß nichtdeutsche Angehörige von Stationierungsstreitkräften, Touristen und illegal im Bundesgebiet befindliche Ausländer nicht in der Bevölkerungsstatistik erscheinen sowie Straftaten gegen das Ausländer- und Asylgesetz naturgemäß ganz überwiegend von Nichtdeutschen begangen werden (1986 zu 96%), wird der statistisch ausgewiesenen hohen Kriminalitätsbelastung junger Ausländer viel von ihrer anfänglichen Bedrohlichkeit genommen. So herrscht denn unter Kriminologen auch keine Einigkeit darüber, ob die tatsächliche Kriminalitätsbelastung junger Ausländer insgesamt über, unter oder auf demselben Niveau ihrer deutschen Altersgenossen liegt (*Walter*, 1987, 61 m.N.). Selbst diejenigen, die begründet von einer höheren Delinquenzbelastung jugendlicher und heranwachsender Nichtdeutscher ausgehen, suchen bisweilen eher nach Gründen für die erwartungswidrig geringe Kriminalitätssteigerung der nachwachsenden Ausländergeneration (*Heinz*, 1985, 41). Gleichwohl ist für junge Ausländer die Situation in der Bundesrepublik in verschiedener Hinsicht problem- und konfliktträchtig:
Im Jahre 1986 lebten etwa 1,4 Millionen Nichtdeutsche unter 21 Jahren im Bundes-

gebiet (Statistisches Bundesamt: Ausländer, 1986, 42). Das sind knapp ein Drittel aller Ausländer. Aufgrund mangelnder Kenntnis der deutschen Sprache sind sie im Bildungs- und Berufsleben erheblich benachteiligt. Ihre Sozialisation ist häufig durch die Isolation in gettoähnlichen Wohngebieten geprägt. Trotz beachtlicher Anstrengungen von Lehrern, Schule und Kultusverwaltung erreicht noch immer die Hälfte der ausländischen Schüler den Hauptschulabschluß nicht. Die Schulpflicht wird nur lückenhaft erfüllt, obgleich sich hier die Verhältnisse seit den siebziger Jahren gebessert haben.

Angesichts dieser Tatsachen mutet es eher erstaunlich an, wenn sich keine Zwangsläufigkeit zwischen den besonderen Sozialisationsmängeln und soziokulturellen Bedingungen einerseits und der Kriminalität junger Ausländer andererseits feststellen läßt, zumal der Anteil der »ausländerspezifischen Aspekte ein geringerer ist« (*Hamburger* u.a., 1981, 164), als allgemein vermutet wird. Auch sind die »strukturellen Erscheinungen des Ausschlusses von schulischer und beruflicher Sozialisation« sehr verschieden gelagert. Gerade die biographischen Analysen junger Ausländer veranschaulichen die ganz unterschiedliche Bewältigung ihrer Problemlagen (vgl. *Hamburger* u.a., 1981, 71ff., 127ff.) ähnlich wie bei den vergleichbaren Deutschen.

7.3. Straffällige Mädchen

Obwohl Mädchen wie auch erwachsene Frauen in den vergangenen zwei Jahrzehnten häufiger straffällig geworden sind als ehemals, weisen die Befunde auf einen verhältnismäßig stabilen Anteil des weiblichen Geschlechts mit etwa einem Fünftel an Kriminalität hin. Nach Delinquenzbefragungen verringert sich allerdings der Geschlechterabstand erheblich, namentlich im Bereich der Kleinkriminalität. Jedoch ist die Verweildauer im System der jugendstrafrechtlichen Sozialkontrolle vergleichsweise kurz und die Mehrfachdelinquenz selten, wie die neuere Kohortenforschung belegt (vgl. *Facella*, 1983, 272, 280). Folglich wächst auf dem Weg vom kriminellen Dunkel- zum Hellfeld und überdies hin zum Strafvollzug – hier beträgt der Frauenanteil nur 3 bis 5 Prozent – der Abstand zwischen den Geschlechtern, und der Frauenanteil nimmt erheblich ab. Im übrigen wiegen die Straftaten der Mädchen weniger schwer als jene der Jungen (zum Ganzen neuerdings *H.-J. Albrecht*, 1987a, 341ff.; *Leder*, 1988, 5ff.).

Soweit zu sehen ist, stellt man bei weiblichen Delinquenten ähnliche Sozialisationsmängel und Störstrukturen fest, wie sie bei männlichen Mehrfach- und Rückfalltätern seit langer Zeit beobachtet werden. Sozialisationsstörungen bei Mädchen schaffen nicht nur Verhaltensunsicherheit und -auffälligkeit, sondern sie vereiteln geradezu die Erfüllung der sozialen Rolle, die fast alle Gesellschaften weitgehend übereinstimmend für die Frau vorsehen. Im Hinblick auf die besondere Gefährdungslage werden in der Sozialisation des weiblichen Geschlechts entsprechende Vorkehrungen getroffen. Vor allem wird eine intensivere Sozialkontrolle ausgeübt. Hier dürfte insbesondere der Grund für die unterschiedliche Delinquenzbelastung der Geschlechter zu suchen sein. Die gelegentlich behauptete endogene Begründung reicht weder zur Erklärung der Zunahme von straffälligen Mädchen während der letzten Jahrzehnte aus noch dafür, daß die Schwerpunkte weiblicher Kriminali-

tät in den Bereichen des Ladendiebstahls, der Drogendelikte, der Verkehrsstraftaten und der Sozialisationsdelikte im Jugendschutzbereich liegen. Ferner wird damit der überdurchschnittlich hohe Anteil weiblicher Arbeitsloser im Alter unter 21 Jahren nicht erklärbar.

8. Jugendkriminalität und ihre Erklärung

Vorwegnehmend sei gesagt: Eine allgemeingültige Theorie, welche die Jugendkriminalität, ihren beträchtlichen Anstieg in der Nachkriegszeit und ihren leichten Rückgang im letzten Jahrzehnt überzeugend zu erklären vermöchte, gibt es nicht. Daß etwa Entwicklungsbeschleunigung (Akzeleration), Abnahme der Kindersterblichkeit, frühkindliche Hirnschädigung oder genetischer Verfall verallgemeinerungsfähige Erklärungsansätze stellen könnten, hat sich für die Jugendkriminalität empirisch nicht erhärten lassen. Derlei kriminologische Weltformeln werden der Komplexität der Verbrechensgenese ebensowenig gerecht wie der Vielschichtigkeit des kriminologischen Problemfeldes, das neben Tat und Täter auch das Opfer und das System der Verbrechenskontrolle umgreift. Daher beziehen sich die wichtigsten Erklärungsansätze der Anomie-, Lern- und Kontrolltheorie sowie der Labeling-Perspektive durchweg nur partiell auf einen der relevanten Erkenntnisgegenstände. Dabei wird das Verbrechensopfer erst allmählich theoretisch mit einbezogen, etwa durch Lebensstilkonzepte oder die Theorie der erlernten Hilflosigkeit. Erwartungswidrig hat sich Kohlbergs Theorie der Moralentwicklung bislang nicht als aussagekräftig und weiterführend erwiesen. Hingegen wird dem Wertewandel (vgl. *Herz* in diesem Band), der für die letzten Jahrzehnte vermutet wird, sowohl Bedeutung für die gesamtgesellschaftliche Akzeptanz von strafrechtlichen Normen, etwa zum Begriff des Verbrechens, als auch für Ansätze zur Erklärung der Jugendkriminalitätsentwicklung junger Menschen beigemessen (vgl. etwa Council of Europe, 1979). So ist aufgrund einer Untersuchung in vierzig Ländern ermittelt worden, daß die individualistische Wertorientierung in hohem Maße mit der Größe des Sozialprodukts in Zusammenhang steht (zit. nach *Klages*, 1984, 96f.). Junge Menschen teilen offenbar die typischen Werte der modernen Gesellschaft besonders intensiv, und d.h. Freiheit, Unabhängigkeit, Emanzipation, Teilhabe und Gleichheit anstelle von Ordnung, Disziplin, Konformität, Gehorsam und Pflicht, die oft abgelehnt werden. Auf der anderen Seite wird im interkulturellen Vergleich bezüglich der Werteinstellungen und Moralvorstellungen in der Bundesrepublik eine größere »Kluft zwischen den Generationen« als z.B. in den USA vermutet (so etwa *Noelle-Neumann*, 1984), ohne daß diese nachweislich mit höherer Delinquenzbelastung gekoppelt wäre (zum Vergleich mit anderer Deutung *Hamilton*, 1987, 185ff.). Der soziale Wandel äußert sich aber nicht nur in der unmittelbaren Veränderung des Wertsystems. Er gelangt auch in den familiären Beziehungen (vgl. *Oswald* in diesem Band), insbesondere in der Rolle der Frau, in der Erziehung, der Wohnung, der Schule, im Arbeitsprozeß, im Beruf sowie in den veränderten Aufgaben zum Ausdruck, die Recht und Justiz angesonnen werden und welche sie auch wahrnehmen müssen. Die Wirkung der Massenmedien (vgl. *Saxer* in diesem Band), insbesondere der Gewaltdarstellung im Fernsehen, ist in ihrer Bedeutung für die Gewalttätigkeit junger Menschen umstrit-

ten. Neben den Gefahren des Modellcharakters und der Nachahmung liegen die wesentlichen Probleme in der Langzeitwirkung der Medien, insbesondere bei Gewaltdarstellungen. Denn daß ungefilterter Fernsehkonsum und kaum beschränkte Nutzung des Videofilm-Marktes bedenklichen Einfluß auf die Herausbildung von Wertvorstellungen der nachwachsenden Generation gewinnen können, leuchtet ein, macht die Mediensozialisation so problematisch und weckt zunehmend Initiativen des Jugendmedienschutzes. Bedenkt man, daß Urbanisierung und Anonymität der modernen Gesellschaft die Verhaltenskontrolle von Jugendlichen durch Familie, Nachbarschaft und Gemeinde eingeschränkt haben, die dem Recht vorgelagerten Normensysteme wie Religion, Sitte und Konvention an Gestaltungs- und Regulierungskraft verlieren sowie Familie und Schule dem Jugendlichen oft einen beachtlichen Freiraum gewähren, so erscheint eine darausfolgende erhöhte Gefährdung und Straffälligkeit Jugendlicher nur »normal«. Berücksichtigt man ferner, daß nachlassende informelle Sozialkontrolle durch wachsende Verrechtlichung bisheriger Freiräume kompensiert wird und auch von daher die Chance zu krimineller Abweichung erhöht, so muß erstaunen, daß es immerhin zwei Drittel der gesamten jungen Altersgruppe gelingt, gravierende und für sie folgenreiche Konflikte mit der Jugendstrafrechtspflege zu vermeiden. So gesehen erscheint eher der Klärung bedürftig, warum und auf welche Weise es die überwiegende Zahl der Jugendlichen versteht, von kleinen Verstößen abgesehen, im wesentlichen normkonform zu leben. Hier setzen denn – ähnlich wie generalpräventive Ansätze (hierzu *Schumann* u. a., 1987, 81 ff.) – auch die neueren Kontrolltheorien an, die zu erklären suchen, wie normkonformes Verhalten erlernt und praktiziert wird (*Kaiser*, 1982, 219; *Heinz*, 1983, 11 ff.). Es handelt sich hierbei um Erklärungsansätze, die den Grad der Einbindung des Individuums in die Gesellschaft als Maßstab für die Angepaßtheit des Verhaltens zugrunde legen. Wenn dieses »Band«, das unseren Sinn für Verpflichtung und Schuld definiert, brüchig oder neutralisiert wird, dann ist auch kriminelle Abweichung zu erwarten. Bindungen zu nahen Bezugspersonen und Einbindung in konventionelle Aktivitäten sowie Billigung des gemeinsamen Wertsystems gelten als besonders bedeutsam. Ätiologisch betrachtet wird man Jugendkriminalität daher in erster Linie als »Bindungsmängel« und »Sozialisationsdefekte« zu deuten haben. So gesehen erscheint Jugendkriminalität als Ausdruck mangelnder Normbindung und zugleich als Indikator für die Grenzen generalpräventiver Verhaltensprägung durch Recht und herrschendes Wertsystem (vgl. *Schumann* u. a., 1987, 161, 164 f.).

9. Schlußfolgerungen und Ausblick

Auch wenn man die Aussagekraft von Konzepten der Jugenddelinquenz nicht sehr hoch veranschlagt, wird man den Erkenntnisanspruch sowie das starke Potential der Theorie zur Humanisierung und Mitverantwortung der Gesellschaft nicht übersehen dürfen. Denn stärker als bisher ist man der Ansicht, daß zumindest manche Formen dissozialen Jugendverhaltens und der Jugendkriminalität auf den Veränderungsbedürfnissen dieser gesellschaftlichen Ordnung beruhen und deshalb der Jugend kaum angelastet werden können. Die Gesellschaft kann nicht aus der Pflicht entlassen werden, Ansätze sowohl zur Einschränkung der Jugendkriminalität als

auch zur Eingliederung der Betroffenen und zur Vorbeugung von künftigem Fehlverhalten zu entwickeln. Sie muß sich mit anderen Worten anstrengen, um auch die Jugend von der Notwendigkeit normkonformen Verhaltens zu überzeugen, vorrangig durch Erziehung oder Hilfe und letztlich durch den schmerzhaften »Widerstand« des Rechts. Auf dieser Einsicht beruht der neue Siegeszug der sogenannten Kontrolltheorien, welche die in der Gesellschaft herrschende Normüberzeugung und die bindende Kraft der sie tragenden Wertorientierung in den Mittelpunkt rücken.

Leitlinie der Jugendrechtspolitik (vgl. *Wolff* in diesem Band) kann allerdings nicht die Alternative »Helfen oder Strafen« sein, sondern nur die Maxime: Helfen soviel wie möglich, Strafen so wenig wie nötig! Sie wird auch im Wandel jugendstrafrechtlicher Sanktionen während der letzten drei Jahrzehnte angedeutet: Dieser ist insgesamt vor allem gekennzeichnet durch wachsende Anwendung ambulanter Maßnahmen (Geldauflage und neuerdings verstärkte Weisungen) sowie einen zunehmenden Anteil der Strafaussetzung zur Bewährung an allen verhängten Jugendstrafen. Außerdem äußert sich die zunehmende Anwendung von weniger formalisierten Erziehungsverfahren nach §§ 45, 47 JGG in dem Wandel der Sanktionspraxis, insofern die förmlichen Verurteilungen nach Jugendstrafrecht in den achtziger Jahren erheblich zurückgegangen sind, obwohl die entsprechenden Tatverdächtigenzahlen nach der Polizeilichen Kriminalstatistik während der Bezugszeit einer solchen Entwicklung kaum entsprechen (siehe auch oben Tab. 3). Aber noch immer weist das Jugendstrafrecht, verglichen mit seinem Anspruch, schwerwiegende Mängel auf. Diese sind vor allem in der Handhabung, aber auch im Gesetz zu suchen. Der Tendenz zur Angleichung an die Praxis des Erwachsenenstrafrechts steht der »Wildwuchs« informeller Erledigungsformen gegenüber. Die Notwendigkeit zur Erneuerung des Jugendstrafrechts ist daher unabweisbar.

Literatur

Albrecht, H.-J.: »Entwicklungstendenzen der Jugendkriminalität und stationärer Freiheitsentzug bei jugendlichen Straftätern in den USA«. Jugendstrafe und Jugendstrafvollzug. Hg. *F. Dünkel, K. Meyer.* Bd. II. Freiburg 1986, 1211ff. – *Albrecht H.-J.:* »Jugendarbeitslosigkeit und Jugendkriminalität«. Jugendarbeitslosigkeit. Hg. *J. Münder, F. Sack, H.-J. Albrecht, H.-J. Plewig.* Neuwied 1987, 41ff. – *Albrecht H.-J.:* »Die sanfte Minderheit. Mädchen und Frauen als Straftäterinnen«. BewHi 34. 1987a, 341–359 – *Albrecht, P.-A.:* Jugendstrafrecht. München 1987 – *Bellebaum, A.:* »Drogenkonsum, Alkohol«. Abweichendes Verhalten, Kriminalität und andere soziale Probleme. Paderborn 1984, 206ff. – *Brusten, M., Malinowski, P.,* Hg.: Jugend, ein soziales Problem? Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung 54. Opladen 1983 – Council of Europe: Social Change and Juvenile Delinquency. Strasbourg 1979 – *Drwal, R., Holda, Z., Weigend, E.:* »Das Jugend(kriminal) recht und stationäre Maßnahmen für straffällige Jugendliche in Polen«. Jugendstrafe und Jugendstrafvollzug. Hg. *F. Dünkel, K. Meyer.* Bd. II. Freiburg 1986, 111ff. – *Dünkel, F.:* »Erscheinungsformen und Ursachen von Jugendkriminalität unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in der Bundesrepublik, Österreich, der Schweiz und den Niederlanden«. Jugendhilfe und Jugenddelinquenz. Hg. Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe. Bonn 1985, 1–70 – *Empey, LaMar T.:* American Delinquency. Homewood/III. 1982[2]. – *Freiburg, A.:* »Jugendkriminalität in der DDR – aktuelle Tendenzen«. Jugendprobleme im geteilten Deutschland. Hg. *S. Baske, H. Rögner-Francke.* Berlin 1986, 223ff. – *Hamburger, F., Seus, L., Wolter, O.:* Zur Delinquenz ausländischer Jugendlicher. Bedingungen der Entstehung und Prozesse der Verfestigung. Wiesbaden 1981 – *Hamilton, St.:*

»Adolescent Problem Behavior in the United States and the Federal Republic of Germany: Implications of Prevention«. Social Intervention: Potential and Constraints Hg. *K. Hurrelmann, F.-X. Kaufmann, F. Lösel*. Berlin 1987 – *Heinz, W.:* »Theorie und Erklärung der Jugenddelinquenz«. ZfPäd 29. 1983, 11ff. – *Heinz, W.:* »Anstieg der Jugendkriminalität – Realität oder Mythos?«. Jugend. Hg. *H. Rabe*. Konstanz 1984, 53ff. – *Heinz, W.:* »Zusammenfassung der Tagungsergebnisse«. Info der Landesgruppe Baden-Württemberg der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. Freiburg 1985 38ff. – *Heinz, W.:* »Jugendkriminalität und Jugendkriminalrechtspflege in der Bundesrepublik Deutschland«. Jugendprobleme im geteilten Deutschland. Hg. *S. Baske, H. Rögner-Francke*. Berlin 1986, 137ff. – *Heinz, W., Hügel, C.:* Erzieherische Maßnahmen im Jugendstrafrecht. Informelle und formelle Erledigungsmöglichkeiten in empirischer Sicht. Bonn 1986 – *Isphording, A., Spaniol, M.:* »Jugendstrafe und Jugendstrafvollzug in Frankreich«. Jugendstrafe und Jugendstrafvollzug. Hg. *F. Dünkel, K. Meyer*. Band I. Freiburg 1985, 775ff. – *Jacobsen, G., Stallmann, M., Skiba, E.-G.:* Jugend und Alkohol. Ergebnisse einer Befragung Berliner Jugendlicher zum Alkoholkonsum. Berlin 1987 – *Junger-Tas, J.:* Juvenile Delinquency and the Law. The Hague 1983 – *Kaiser, G.:* Jugendkriminalität. Weinheim 1982[3] – *Kaiser, G.:* »International vergleichende Perspektiven zum Jugendstrafrecht«. Festschrift für G. Blau. Berlin 1985, 441ff. – *Kaiser, G.:* »Intensivtäter, gefährliche Straftäter«. Kleines Kriminologisches Wörterbuch. Hg. *G. Kaiser, H.-J. Kerner, F. Sack, H. Schellhoss*. Heidelberg 1985[2], 156ff. – *Kaiser, G.:* »Kinderdelinquenz ohne Kindheit«. Integration von Strafrechts- und Sozialwissenschaften. Festschrift für L. Pongratz. München 1986, 41ff. – *Kaiser, G.:* »Gewaltkriminalität als Ausdruck des Jugendprotests?« Gewalt und Kriminalität. BKA-Vortragsreihe 31. 1986a, 210ff. – *Kaiser, G.:* Kriminologie. Ein Lehrbuch. Heidelberg 1988[2]– *Kemper, H.:* Die Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität. Jur. Diss. Münster 1985 – *Kerner, H.-J.:* »Mehrfachtäter, »Intensivtäter« und »Rückfälligkeit«. KrimGegfr 17. 1986, 103ff. – *Klages, H.:* Die Jugend im gesellschaftlichen Wertewandel. Eine gesamtgesellschaftliche Analyse akuter Problemlagen«. Jugend. Hg. *H. Rabe*. Konstanz 1984, 95ff. – *Kreuzer, A.:* »Jugendkriminalität«. Kleines Kriminologisches Wörterbuch. Hg. *G. Kaiser, H.-J. Kerner, F. Sack, H. Schellhoss*. Heidelberg 1985[2], 160ff. – *Kreuzer, A.:* Jugend, Drogen, Kriminalität. Neuwied 1987[3] – *Leder, H.-C.:* Frauen- und Mädchenkriminalität. Heidelberg 1988[2]. – Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht: Tätigkeitsbericht 1987. Unveröff. MS. Freiburg 1988 – *Meyer, K.:* »Jugendgesetz und Jugendanstalt in Japan«. Jugendstrafe und Jugendstrafvollzug, Hg. *F. Dünkel, K. Meyer*. Bd. II. Freiburg 1986, 1433ff. – *Miyazawa, K.:* »Problems of Juvenile Delinquency in School and Family«. Keio Law Report 3. 1983, 25ff. – *Miyazawa, K.:* »Jugendkriminalität in Japan«. Festschrift für G. Blau. Berlin 1985, 277ff. – *Noelle-Neumann, E.:* »Der Zweifel am Verstand. Wertewandel am Beispiel der Normen rationalen Verhaltens«. FAZ Nr. 101 vom 24.7. 1984 – *Platt, A.:* The Child Savers. The Invention of Delinquency. Chicago u.a. 1969 – *Postman, N.:* »Das Verschwinden der Kindheit«. Frankfurt/M. 1983 – *Sack, F.:* »Jugendarbeitslosigkeit im Lichte der Kriminalitätstheorien«. Jugendarbeitslosigkeit. Hg. *J. Münder, F. Sack, H.-J. Albrecht, H.-J. Plewig*. Neuwied 1987, 15ff. – *Schumann, K., Berlitz, Cl., Guth, H.-H., Kaulitzki, R.:* Jugendkriminalität und die Grenzen der Generalprävention. Neuwied 1987 – *Spieß, G.:* »Arbeitslosigkeit und Kriminalität«. Kleines Kriminologisches Wörterbuch. Hg. *G. Kaiser, H.-J. Kerner, F. Sack, H. Schellhoss*. Heidelberg 1985[2], 32ff. – *Stark-von der Haar, E.:* »Jugendliche Arbeitslose ohne ausreichende soziale Sicherung«. RdJB 31. 1983, 370ff. – *Tarling, R.:* »Unemployment and Crime«. Home office Research Bulletin 14. 1982, 28ff. – *Villmow, B., Stephan, E.:* Jugendkriminalität in einer Gemeinde. Freiburg 1983 – *Walter, M.:* »Kriminalität junger Ausländer«. BewHi 34. 1987, 60f. – *Weschke, E., Krause, W.:* »Auswertung polizeilicher Unterlagen in Berlin über Kinder, Jugendliche und Heranwachsende des Jahrgangs 1953«. Handlungsorientierte Analyse. Hg. Autorengruppe Jugenddelinquenz. Berlin 1983, 211–298.

Günther Kaiser

Terrorismus und Jugendprotest

1. Terrorismus, politisch motivierte Gewalt und Protest junger Menschen

Terrorismus und unfriedliche Demonstrationen, militanter Jugendprotest und ziviler Ungehorsam verbindet das Bestreben nach politisch-gesellschaftlicher Veränderung sowie teilweise auch das gemeinsame offene Auftreten und öffentliche Bekennen zum Widerstand. Doch Art und Einsatz von Gewalt unterscheiden sie voneinander. Formen allgemeinen Protestverhaltens und zivilen Ungehorsams – obschon sie mitunter in hohem Maße Gewaltbereitschaft indizieren – werden generell von politisch motivierter Gewalt nicht mehr erfaßt. Sie verharren gewöhnlich noch bei »begrenzter Regelverletzung« und dem Einsatz psychischer Gewalt, etwa durch Besetzung und Blockade. Demgegenüber greifen die militanten Aktivitäten darüber hinaus, indem sie bewußt auch physische Gewalt gegen Menschen und Sachen einsetzen oder billigend in Kauf nehmen. In gesteigerter Form münden sie in den Terrorismus.

So versteht man als Terrorismus die planvolle politisch motivierte Anwendung von krimineller Gewalt. Sie kann sich gegen den Staat, gegen Mitglieder führender gesellschaftlicher Gruppen oder beliebige Bürger richten, aber als Staatsterror auch durch den Staat oder das Militär erfolgen. Die Gewaltaktionen werden systematisch, sei es punktuell oder kontinuierlich, und allgemein über längere Zeiträume hinweg eingesetzt. Sie sollen durch Art des Vorgehens, Wahl des Opfers oder Größe des Schadens Aufsehen erregen. Stets zielen sie darauf, um politischer Zwecke willen die Bevölkerung einzuschüchtern. Will der Terror des Staates oder Militärs das politische System stabilisieren, so der gegen den Staat gerichtete Terrorismus die herrschende Ordnung erschüttern, um die Bevölkerung für den Umsturz zu mobilisieren.

Läßt sich danach der Terrorismus als der nachhaltig geführte Kampf für politische Ziele begreifen, die mit Hilfe von Anschlägen gegen Leib, Leben oder Eigentum anderer Menschen durchgesetzt werden sollen (so Bundesminister des Innern, 1986, 182), kommen strafrechtlich vor allem Mord und Totschlag, Körperverletzung, Straftaten gegen die persönliche Freiheit sowie gemeingefährliche Straftaten in Betracht. Da Terroristen als Revolutionäre oder Extremisten häufig in Gruppen handeln und deshalb besonders sozialgefährlich erscheinen (durch sog. Gruppenterror), stellt das Gesetz die Bildung terroristischer Vereinigungen unter Strafe (§ 129a StGB). Nach der besonderen Polizeilichen Kriminalstatistik (S) werden im Bundesgebiet jährlich etwa 200–350 Kriminalfälle erfaßt, im Jahre 1987 331 (vgl. Polizeiliche Kriminalstatistik, 1987, 77). Darüber hinaus zählt man in der Gegenwart jährlich etwa 3000–9000 Fälle politisch motivierter Gewalttätigkeiten.

Obwohl das Strafgesetz in Übereinstimmung mit der herrschenden Strafrechtslehre nicht nach politischen Beweggründen von Gewalthandlungen unterscheidet und

demgemäß auch den Motiven des Überzeugungsverbrechers oder Ideologietäters die privilegierende Anerkennung versagt, pflegt das Schrifttum überwiegend nach Art der Beweggründe zu differenzieren. So läßt sich entsprechend dem politischen Inhalt der Ziele nach Links- und Rechtsterrorismus unterscheiden. Als politischer Gewalttäter gilt derjenige, der die strafbare Handlung nicht zur Befriedigung persönlicher Bedürfnisse, sondern als Mittel zu einem politischen, moralischen oder wertbezogenen, also einem über ihn hinausreichenden Zweck einsetzt (*Sack*, 1985, 325). Da aber die Grenzziehung schwierig ist, weil politische Motive und Rahmenbedingungen vielgestaltig sind, oder die politische Motivation andere Beweggründe bloß überlagert, liefert die fragliche Kennzeichnung nur eine vorläufige Hilfe.

2. Erscheinungsformen und Strukturen

Terroristische Anschläge sind seit langer Zeit weltweit bekannt. Seit dem 19. Jahrhundert haben sie an Stärke und Umfang gewonnen (*Middendorff*, 1981, 404ff.; *Kürzinger*, 1982, 257). Offenbar setzt Terrorismus eine Gesellschaftsform voraus, die es ermöglicht, Anschläge im Verborgenen zu organisieren, zu planen und durchzuführen, gleichzeitig aber die Publizität des Anschlags durch Massenmedien sicherzustellen.

Sieht man vom Terrorismus unterdrückter ethnischer Minderheiten ab, die nach kultureller und politischer Autonomie streben (z.B. ETA in spanischen Baskenland, IRA in Nordirland sowie Kurden und PLO im Nahen Osten, mit freilich gelegentlichen Ausstrahlungen bis in die Bundesrepublik), so hat sich der Terrorismus vornehmlich den Umsturz des jeweils herrschenden politisch gesellschaftlichen Systems zum Ziel gesetzt. Dies trifft sowohl für die anarchistischen Organisationen des 19. Jahrhunderts zu wie in der Gegenwart für die Roten Brigaden in Italien, die Action Directe in Frankreich sowie für die Rote-Armee-Fraktion (RAF) und die rechtsextremistischen Gruppierungen in der Bundesrepublik. Demgemäß zeichnen vielfältige Aktivitäten mehrerer Gruppierungen das Bild des Terrorismus im Bundesgebiet. Im einzelnen handelt es sich um die »Rote-Armee-Fraktion« und ihr Umfeld, die »Revolutionären Zellen«, ferner um sich »undogmatisch« oder »autonom« bezeichnende Gruppen, rechtsextremistische Vereinigungen sowie ausländische Gruppierungen (*Boeden*, 1985, 24). Die politische »Argumentation« in Gestalt von Brand- und Sprengstoffanschlägen hat unabhängig von der »RAF« durch zahlreiche undogmatische oder autonome Gruppen sowie Öko-Gewalttäter, die örtlichen »Szenen« angehören, beachtliche Verbreitung gefunden. Viele Anschläge richten sich gegen Einrichtungen, die der Gewinnung oder Nutzung von Atomenergie dienen. Sie sind durchweg dem linksextremistischen Lager zuzurechnen.

Hingegen hat sich trotz gewachsenen Gewaltpotentials rechtsextremistischer und neonazistischer Kreise hier bis heute keine feste terrroristische Bewegung herauskristallisiert (*Neidhardt*, 1982, 448). Es fehlt am rechten Pol zumindest gegenwärtig ein politisch-ideologisch gleichermaßen kohärentes, aktionswilliges und schnell mobilisierbares Potential (*Kaase*, 1987, 81). Der Organisationsgrad rechtsextremer Terroristen variiert von spontanen Ad-hoc-Aktionen bis zu konspirativ agierenden

Gruppen, die sich der terroristischen Logik der RAF bedienen (*Dudek*, 1985, 184). Die terroristischen Handlungen der sog. »Deutschen Aktionsgruppen« und anderer Vereinigungen richten sich vor allem gegen Asylantenheime und amerikanische Militärangehörige. Außerdem werden zahlreiche Beschaffungsdelikte wie z.B. Bankraub und Einbrüche begangen.

Da es der Polizei anscheinend gelungen ist, nahezu alle bisher in Erscheinung getretenen rechtsterroristischen Organisationen zu zerschlagen, wohingegen die linksextremen Terrorgruppen ihre Personalstärke trotz der Fahndungserfolge der Polizei nahezu konstant halten konnten, läßt sich folgern, daß es strukturelle Unterschiede zwischen linkem und rechtem Terrorismus geben muß. Dies um so mehr, als sich unter dem Aspekt des Lebensalters links- und rechtsextreme Täter von Anschlägen kaum unterscheiden (s. *Blath/Hobe*, 1982, 37f.; *Neidhardt*, 1982, 447; *Kalinowsky*, 1986, 55f.). Sowohl für Links- wie Rechtsterroristen trifft es zu, daß es sich bei Ihnen mehrheitlich um »junge Leute« handelt. Dem entsprechen umfangreiche Analysen terroristischer Gruppierungen der verschiedensten Länder und Zeiten über die »terroristische Persönlichkeit«. Danach kann mit Sicherheit nur gesagt werden, daß Terror von jungen Menschen ausgeübt wurde und wird, daß aber in den meisten anderen Beziehungen die Unterschiede zwischen den Terroristen hervorstechender sind als ihre Gemeinsamkeiten (*Laqueur*, 1977, 115f.; *Neidhardt*, 1982, 447).

Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß die Analyse der Altersstruktur von links- und rechtsterroristischen Gruppen dennoch signifikante Unterschiede ausweist. So finden sich bei der RAF und der »Bewegung 2. Juni« weitgehend altershomogene Kollektive, während rechtsterroristische Gruppen eine Mehr-Generationen-Zusammensetzung aufweisen. Im übrigen sind die Anteile der Geschlechter verschieden. Setzen sich linksterroristische Gruppen etwa zu einem Drittel auch aus jungen Frauen zusammen, so herrschen bei den rechtsterroristischen Gruppen die jungen Männer mit mehr als 90% vor. Offenbar ermöglicht ein größerer Anteil des weiblichen Geschlechts das Ausleben erotischer und sexueller Bedürfnisse in der Gruppe, also in dieser Hinsicht eine gewisse Autarkie, die in mehrfacher Beziehung für die subversive Existenzführung funktional ist (*Neidhardt*, 1982, 450; *Dudek*, 1985, 194; *Kalinowsky*, 1985, 93). Obwohl linksterroristische Gruppierungen wie die RAF mehr als nach außen abgeschirmte »Schicksalsgemeinschaften« begriffen werden, sollen rechtsterroristische Verbindungen trotz hierarchischer Struktur einen lockeren Zusammenhalt aufweisen (vgl. *Neidhardt*, 1982, 461).

Bedeutsame Unterschiede, nicht zuletzt für das Leben im Untergrund, bestehen zwischen links- und rechtsterroristischen Gruppierungen ferner im Hinblick auf Sympathisanten und das unterstützende Umfeld. Vergleicht man beide Seiten miteinander, so ergeben sich Abweichungen insofern, als es allein an den Rändern des linksextremistischen Lagers eine wirksame Ausdifferenzierung eindeutiger Unterstützungsorganisationen des Terrorismus gab und gibt. Deren Entwicklung begann mit der Gründung von sog. »Folterkomitees« im Jahre 1973 und setzte sich nach deren Auflösung mit der Entstehung des internationalen Verteidiger-Komitees fort. Vor allem die RAF rekrutierte seit 1975 ihre neuen Mitglieder nahezu ausschließlich aus den Folterkomitees und sog. »antifaschistischen Gruppen«

(Antifa). In ähnlichem Maße ist eine Ausdifferenzierung und Kristallisierung von eindeutigen Unterstützerorganisationen des Terrorismus im rechtsextremistischen Lager, von seltenen Ausnahmen abgesehen, noch nicht gelungen (*Neidhardt*, 1982, 457). Schwierigkeiten beim Aufbau einer Unterstützungsorganisation ergeben sich im rechtsextremen Lager zudem durch das Fehlen von Zentren, wie sie der Linksextremismus in den Universitätsstädten entwickelt hat. Die das Gewaltkonzept der RAF bejahenden Gruppierungen bilden nach wie vor ein für sie verläßliches Unterstützungspotential. Zu den klassischen Aufgaben, insbesondere des engeren Umfelds der RAF, dem etwa 200 Personen zuzurechnen sind, gehören auch weiterhin die »Öffentlichkeitsarbeit« für die RAF und das Werben für deren Ziele (Bundesminister des Innern, 1986, 125). »Knastgruppen« setzen sich durch »Mitleidskampagnen« für die Solidarität mit inhaftierten Gewalttätern ein, sorgen für deren Kommunikation mit der Außenwelt und die propagandistische Unterstützung von Hungerstreiks. Andere entfalten aus unterschiedlichen Anlässen heraus »Agitationskampagnen« gegen Polizei und Justiz, organisieren Veranstaltungen und veröffentlichen Flugblätter und andere Schriften, um die »RAF-Ideologie« zu verbreiten (*Boeden*, 1985, 31). Außerdem pflegen sie den Informationsaustausch zwischen den Häftlingen und den im Untergrund lebenden terroristischen Gewalttätern aufrechtzuerhalten und deren Aufträge auszuführen.

So ergibt sich aus der abweichenden Entstehungsgeschichte links- und rechtsterroristischer Gruppen ein unterschiedliches Bild der Mitglieder. Die linksterroristischen Organisationen sind aus dem Umfeld der Studentenbewegung hervorgegangen. Sie stammen durchweg aus den sozio-ökonomisch gehobenen Schichten. Rechtsterroristen hingegen weisen einen »deutlich niedrigeren Bildungsstand auf als Linksterroristen. Vor allem stehen bei diesen sozialwissenschaftliche Ausbildungsgänge im Vordergrund, während sie bei Rechtsterroristen völlig fehlen. Dies mag die unterschiedlichen Reflexionsstile beider Gruppen und den geringen Stellenwert, den Theorien und intellektueller Habitus bei rechten Gruppen einnehmen, erklären« (*Dudek*, 1985, 195). Betrachtet man jedoch das Sozialprofil im übrigen, insbesondere jener, die wegen gewalttätiger Aktionen in Erscheinung getreten sind, so ergeben sich beachtliche Gemeinsamkeiten: Personen, die Anschläge begangen haben, sind tendenziell jünger und ledig, haben einen vergleichsweise eher geringeren Ausbildungsstand, gehören somit eher unteren Berufsgruppen an, stammen relativ selten aus höheren Sozialschichten, sind relativ häufig vorbestraft, obschon nicht einschlägig (*Blath/Hobe*, 1982, 42). Demgegenüber entsprechen linksterroristische Mitglieder, die wegen Unterstützungshandlungen oder gruppenbezogenen Beschaffungsdelikten bestraft wurden, eher dem Bild, das man sich von Linksterroristen generell macht. Sie weisen einen höheren Bildungsstand auf und stammen aus gehobenen Gesellschaftsschichten (*Blath/Hobe*, 1982, 42).

Außerdem folgt aus den Lebenslaufanalysen junger Terroristen, daß sie häufig vom Elternhaus politisch vorgeprägt wurden. Mißerfolge bezüglich eingeschlagener Bildungswege oder des angestrebten beruflichen Aufstiegs gehen der politischen Aktivität gewöhnlich voraus, die offenbar Erlebnisse der Selbstbestätigung bringt. Sie führen jedoch bei rechtsextremistischen Tätern überwiegend nicht zu

einem Bruch mit der bisherigen Umgebung, wie dies für einen Teil linksextremistischer Terroristen kennzeichnend ist (*Süllwold*, 1981, 111).
Ferner ergeben sich in der Wahl der Mittel und im strategischen Vorgehen zwischen Links- und Rechtsterroristen gewisse Unterschiede. Wählen Linksterroristen in der Bundesrepublik ihre Opfer nach deren symbolkräftiger Stellung in der Gesellschaft aus (Generalbundesanwalt, Arbeitgeberpräsident, Minister, Gerichtspräsident, General, Abgeordneter, führender Industrieller) (vgl. *Langguth*, 1986, 22; *Schröder/Lochte*, 1986, 69; *Schneider*, 1987, 880), so richten sich rechtsterroristische Anschläge nicht gegen »Repräsentanten« des Sozialsystems, sondern gegen beliebige Dritte.

3. Theorie und Erklärung politisch motivierter Gewalttätigkeiten

Soweit wissenschaftliche Erklärungen für den Terrorismus im Bundesgebiet vorliegen, handelt es sich fast ausschließlich um die Deutung des linken Terrors. Dies beruht sicherlich darauf, daß bis Ende der 70er Jahre der Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik wenig ausgeprägt war und auch wegen der bescheidenen Theorieansprüche kaum einer politischen Analyse bedurfte (*Kürzinger*, 1982, 264).
Im übrigen decken die Erklärungsversuche fast die gesamte Breite der traditionellen Anlage-Umwelt-Diskussion ab. Angesichts der Vielfalt von Erscheinungsformen und Motiven, insbesondere unterschieden nach Links- und Rechtsextremismus, ferner nach dem Zusammenhang von Jugend und Terrorismus, ist dies kaum verwunderlich. Als Teilursachen werden folgende Faktoren hervorgehoben:

- Protest gegen allgemeine Gewöhnung an Sicherheit und Wohlstand,
- Legitimitätsschwäche des Staates als Teil einer umfassenden »Grundwertekrise«,
- Enttäuschung über das Ausbleiben durchschlagender Erfolge der Studentenbewegung,
- Fehleinschätzung radikaler Systemveränderungsversuche,
- Orientierungslosigkeit von sozialen Aufsteigern nach dem Studium verbunden mit beruflicher Unsicherheit,
- Generationskonflikt mit gestörter Beziehung zum Elternhaus und Verlust familiärer Bindungen,
- individuelle Identitätskrise und spätpubertäre Entwicklungsstörungen sowie
- Abnormität der Persönlichkeitsstruktur (Fanatismus, Geltungssucht).

Diese vereinfachende Aufzählung läßt bereits erkennen, daß viele junge Menschen von dem Gefühl bestimmt werden, daß das herrschende Sozialsystem legitime Ansprüche kaum wahrnimmt oder erfüllen kann. Eigene Wertvorstellungen und Erwartungen zum Frieden, zum Umweltschutz und zum Leben ohne Atomkraft lassen sich nicht kurzfristig realisieren. Undurchschaubarkeit des Sozialsystems, vorherrschende Interessen der Privatwirtschaft, Schwerfälligkeit der Verwaltung, politische Skandale einerseits und die begrenzten Einwirkungsmöglichkeiten andererseits verdeutlichen die Ohnmacht des einzelnen und nähren das Protestpotential. Anhand inhaltlich bestimmbarer Protestgründe, z. B. Frieden, Umwelt, Kernkraft,

Frauenemanzipation, entwickeln sich politische Bewegungen. Demgemäß geht das zwar angefochtene, aber unverändert zentrale Modell zur Erklärung politischen Protestes davon aus, daß individuelle Frustrationen kollektiviert werden und vornehmlich im Staat einen angebbaren Adressaten finden. Die Chance der Politisierung kollektiver Deprivationen steigt dabei in dem Maße, in dem eine Schuldzuweisung externalisiert werden kann (*Kaase*, 1987, 83).

Um Aufmerksamkeit für ihre Ziele zu wecken, gehen die Anhänger der Protestbewegung auf die Straße, wollen auffallen, begehen zu diesem Zweck bewußt »begrenzte Regelverletzungen«. Andernfalls würde wahrscheinlich die öffentliche Meinung gar nicht auf sie reagieren. Die Konfrontation mit der Polizei führt im Wege der Konfliktereignisse zu einem gegenseitigen Sich-Aufschaukeln, so daß die Beteiligten nicht selten in den Mittelpunkt der Prozesse geraten, obwohl die gewalttätige Auseinandersetzung am Anfang weder auf der einen noch auf der anderen Seite beabsichtigt war. Die Dynamik der Gewalt kann daher als Prozeß von Reiz und Reaktion gesehen werden, eine soziale Protestbewegung als Konfliktprozeß zwischen einer Protestgruppe und den Kontrollinstanzen des politischen Systems (vgl. *Karstedt-Henke*, 1980, 171). Bei ihrer Antwort auf gewaltsame Provokationen politischer Protestbewegungen stehen die staatlichen Organe vor Unwägbarkeiten und kaum überschaubaren Entwicklungen, die sich aus der paradoxen Wirkung der Kontrolle ergeben. Verfolgung verursacht nämlich Angst und Resignation sowie Empörung und weitere Mobilisierung, kann also sowohl dämpfen als auch aufputschen (*Neidhardt*, 1986, 59). In Eskalationsprozessen reizen sich die Beteiligten gewollt oder ungewollt in Richtung auf eine wachsende Abweichung und zunehmende Militanz. Jede Seite neigt dazu, die andere zu Überreaktionen zu veranlassen, wobei es schwierig, vielleicht unmöglich ist, den Anfang einer solchen Entwicklung zu ermitteln und den Hauptverursacher dingfest zu machen (vgl. *Neidhardt*, 1986, 58f.).

Allerdings ist für die gegenseitige Eskalation der Gewalt nicht nur die Rolle der Kontrollinstanzen, insbesondere der Polizei, entscheidend. Nicht stets beruht die situative Repression auf einer »Überreaktion« des politischen Systems. Teile der Studentenbewegung, radikale Gruppen und erst recht Terroristen zielten seit Ende der 60er Jahre von vornherein darauf ab, durch die Aktionen die totale Repressivität des Systems zu entlarven, d.h. Reaktionen des Staates zu provozieren. Spätestens nach den vielfältigen Erfahrungen seit den 70er Jahren wird man annehmen dürfen, daß manche Protestgruppen die in Gewalt ausufernden Konfrontationen von vornherein mindestens billigend mit in Kauf nehmen. Die Art der Systemreaktion wird hier irrelevant; daß überhaupt reagiert wird, wird bereits als Provokation empfunden. Schon die regelkonforme Reaktion, in Grenzen gewollt und voraussehbar, wird als neue Stufe der Eskalation begriffen, die wiederum eine eskalierende Antwort verlangt (*Matz*, 1983, 52, 54). Es mag dabei ausdrückliche Eskalationsstrategien geben, die eine gezielte Flucht nach vorn mit sich bringen. Schon generell haben Protestgruppen ein gewisses Interesse an der Eskalation der Konflikte, z.T. auch an der Verletzung von Gesetzen, ja sogar an der begrenzten Anwendung von Gewalt zur Erzeugung von Aufmerksamkeit. Viele der jungen Menschen haben in den Protesten die Erfahrung gewonnen, daß erst gewaltsame Auseinandersetzun-

gen Politiker und Medien aktivieren, daß »Steine« sich oft wirksamer erweisen als Argumente. Auch beteiligen sich an den Protesten oft Konfliktgruppen, die aufgrund instrumenteller Überlegungen und Erfahrungen oder aus unpolitischen Motiven an gewaltsamen Auseinandersetzungen interessiert sind. Dabei zielt ihr Interesse darauf, die Polizei durch Provokationen zu Gewaltmaßnahmen zu veranlassen, die dann auch friedliche Protestteilnehmer betreffen. Vor allem revolutionäre Gruppen hoffen auf diese Weise, Solidaritätswillen auszulösen. Sie werden immer dann dazu neigen, gewalttätige Aktionen durchzuführen, wenn dies möglichst risikolos erscheint, d. h. aus der Deckung und dem Schutzschild großer Menschenmengen oder bei lückenhafter polizeilicher Kontrolle.

Konfliktsituationen sind somit relativ offene, unstrukturierte Handlungsfelder, die erst in der Interaktion der Konfliktparteien ihre jeweilige Bedeutung finden. Sie erzeugen deshalb zunächst Unsicherheit und damit ein erhöhtes Maß an Regelungs- und Orientierungsbedarf bei allen Beteiligten. Daher besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß ungeplante Ereignisse oder Handlungen einzelner Teilnehmer und Aktivisten die Situation bestimmen. Eine veränderte Realitätsdefinition aber erzeugt stets auch neuen Handlungsbedarf und Handlungsdruck (*Eckert/Willems*, 1987, 501, 503). Viele, vor allem jugendliche Protestteilnehmer, identifizieren sich in hohem Maße mit den Zielen des Protests, so daß die Beteiligung an Protestereignissen und das Ausharren in bedrohlichen Situationen, mitunter verstärkt durch das Gefühl historischer Bedeutsamkeit, zur Frage persönlicher Glaubwürdigkeit wird. Gerade für Aktionen, die demonstrativen Charakter haben, gewinnen Aspekte der Selbstdarstellung der Protestgruppe eine zentrale Rolle zur Erklärung des Konfliktverhaltens und damit zur Deutung der inneren Dynamik von Konfliktinteraktionen und Eskalationsprozessen. Erprobung von Reaktionsfähigkeit und allgemeiner Handlungskompetenz verstärken konfrontative Aktionsformen und machen einsichtig, warum konkrete spektakuläre Aktionen eine besondere Mobilisierungskraft besitzen (*Eckert/Willems*, 1987, 505f.). In der offenen Konfrontation und in sich steigernden Kämpfen wird offensichtlich spürbar, was man ist und wieviel man vermag. Deshalb sucht man solche Kämpfe und deren Steigerung. Man will die Unzuverlässigen aussondern, die Unentschiedenen einbinden, dabei auch die inneren Widersprüche überdecken. Die Erfahrung eines gemeinsamen Feindes erhält die eigene Solidarität. Konfliktsteigerung ist im Hinblick auf die Konsolidierung einer politischen Bewegung allerdings meist ein Vabanquespiel. So ist es möglich, daß sich eine Protestbewegung auf einer bestimmten Eskalationsstufe spaltet und zersplittert. Solch ein Erosionsprozeß ereignet sich allerdings nicht automatisch. Er ist um so wahrscheinlicher, je differenzierter die Verfolgung eingreift und Anlässe zur reaktiven Solidarisierung meidet, den Gegner also fraktioniert (*Neidhardt*, 1986, 58f.).

Obschon sich solche Interaktionsprozesse und Effekte weitgehend nur spekulativ erfassen lassen, kann man nicht bestreiten, daß im Laufe der Entwicklung von den ersten Aktionen der »subversiven Aktion« bis zur Entstehung der terroristischen Gruppen zahlreiche Entscheidungen, Maßnahmen und Reaktionen eskalierend gewirkt haben (*Matz*, 1983, 53). Besonders sog. Schlüsselerlebnisse haben dies verdeutlicht. Jedoch ist die Protestbewegung weniger durch Überreaktionen der

Kontrollinstanzen mobilisiert worden als durch politische Fehlentwicklungen. Teilweise ist sie inzwischen in das Parteiengefüge und auch in das politische System integriert. Daher läßt sich zusammenfassend festhalten, daß die Eskalation der Gewalt sicherlich mitursächlich für das Entstehen gewalttätiger Auseinandersetzungen einschließlich des Terrorismus ist, obschon i.e. noch weithin unklar bleibt, warum die Prozesse dennoch so unterschiedlich verlaufen (sind).
Offenbar versprechen die sozial gebilligten Formen des Protests nicht stets und bei allen eine befriedigende Konfliktlösung. Nicht selten stellt sich trotz des Protests angesichts als übermächtig diagnostizierter Gebrechen der Gesellschaft aufgrund der begrenzten eigenen Einflußmöglichkeiten Hilf- und Orientierungslosigkeit ein. Grundwerte und Normen werden relativiert, Bindungen gelöst. Dieser anomische Prozeß macht empfänglich für Radikalität im Denken und Handeln (vgl. *Boge*, 1986, 60f.). Die beachtlichen Sympathien für gewaltsames Vorgehen kündigen die Vorboten der Gewalt an, da deren Einsatz sowohl eine sozialpsychologische Konfliktlösung als auch gesellschaftliche Veränderung verspricht.
Die als verbreitet und ungebrochen vermutete Gewaltbereitschaft wird auf einen umfassenden Wertewandel zurückgeführt, ferner auf einen verstärkten Individualismus, welcher die Unterordnung unter Entscheidungen verfassungsmäßig legitimierter Institutionen erschwert, auf eine Erwartungshaltung schneller politischer Problemlösungen und auf eine »Entsensibilisierung« gegenüber politisch motivierter Gewalt. Das Konfliktpotential wird durch sub- und gegenkulturelle Lernprozesse verstärkt (vgl. *Lüdtke* in diesem Band), so etwa in der linksradikalen Studentenszene, einer Subkultur mit eigenen Wertvorstellungen. Hier entwickeln junge Menschen durch die Beschäftigung mit sehr selektiver Literatur und intensiver gruppeninterner Kommunikation (»Diskussionseuphorie«) häufig ein eigenartiges, schematisches und ideologisches Denken, das in formelhafter Sprache (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band) und ideologisch eingeengter Betrachtungsweise Ausdruck findet. Mitglieder solcher Gruppen pflegen das überhöhte Bewußtsein, zu einer Art »Minderheitenelite« zu gehören. Sie bleiben sich in ihrer Subkultur selbst überlassen, isolieren sich, teilweise durch romantische Weltflucht, und werden isoliert (*Schneider*, 1987, 879). Auf der anderen Seite setzt sich die Gesellschaft mit den potentiellen Gewalttätern nicht angemessen geistig auseinander. Repressive Maßnahmen sollen vornehmlich dazu dienen, die »Störenfriede, Wirrköpfe, Radaubrüder und Randalierer« in Schach zu halten. Gelegentliche Überreaktionen von Presse und Polizei stehen geringer Frustrationstoleranz auf seiten der Protestbewegung gegenüber.

4. Gewalt als Ausdruck des Jugendprotestes?

Da sich vielfach junge Menschen an Protest- und extremistischen Gruppen beteiligen, ist der mögliche Zusammenhang von Jugend, Protestbewegung und politisch motivierter Gewaltanwendung wiederholt aufgegriffen und analysiert worden. Dies leuchtet auch ein, sprechen doch Anhaltspunkte dafür, daß die Schwelle der Gewaltanwendung gesunken sein könnte (*Schäfers*, 1982, 203). Darüber hinaus

wird gar vermutet, »daß es im Einzelfall von persönlichen Anlagen und zufälligen Umständen abhängig ist, ob ein Jugendlicher zur Drogenszene, zum Terrorismus oder zu einer Jugendsekte stößt« (*Fetscher*, 1979, 11). Denn mangels inhaltlicher Auseinandersetzung der Öffentlichkeit mit den zugrunde liegenden Konfliktursachen und Forderungen, den dürftigen realen Partizipationsmöglichkeiten junger Menschen und ihren geminderten Zukunftschancen verweigere eine zunehmend größer werdende Gruppe Jugendlicher die Auseinandersetzung mit Inhalt und Wertvorstellungen der Erwachsenengeneration. Die repressiven Tendenzen verstärkten überdies den Rückzug aus der Politik (vgl. *Kaase* in diesem Band). Da auch der »Terrorismus nur eine Form der zahlreichen Varianten des Rückzugs Jugendlicher aus unserer Gesellschaft« sei, gelte es, »die gemeinsame Wurzel dieser verschiedenartigen Symptome zu finden« (so Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums, 1979, 116). Obschon fraglich bleibt, ob es sich bei den Terroristen noch um Jugendliche i.e.S. handelt und terroristische Gewaltakte schon nach dem Selbstverständnis der Täter als Rückzugsstrategie begriffen werden können, ganz abgesehen von der problematischen Gemeinsamkeit der Wurzel solch »verschiedenartiger Symptome«, findet die Analyse breite Zustimmung in Öffentlichkeit und Schrifttum der 80er Jahre.

So betont auch die Eidgenössische Kommission für Jugendfragen in ihren bekannten »Thesen zu den Jugendunruhen« (1980), man könne die Augen nicht davor verschließen, daß die gewalttätigen Jugendlichen in einer Welt aufwüchsen, in der sie dauernd mit Gewalt, auch mit legitimer, konfrontiert seien. Lebensgeschichte und Äußerungen gewalttätiger Jugendlicher zeigten, daß sie, und zwar als Opfer, in besonderem Maße Gewalt erlebten und dabei erfahren hätten, daß man damit etwas erreiche. Ähnlich meint auf einem der Höhepunkte der Hausbesetzungen, unfriedlichen Demonstrationen und politisch motivierten Demonstrationsgewalt Anfang der 80er Jahre eine Studie des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit gar, »einen Aufstand der Jugend« wahrnehmen zu können. Nicht zuletzt die Überlegung, daß Entwicklungstendenzen der Gesellschaft zunehmend in die ökologische, soziale und ökonomische Katastrophe führten, ließe ein Anwachsen von Gewaltbereitschaft und ursprünglich anarchischem Verhalten einer Teilgruppe junger Menschen befürchten. Von einer derartigen Einschätzung hat sich aber auch der Bundestag anregen lassen, indem er eine Kommission mit dem Auftrag eingesetzt hatte zu untersuchen, »ob der Protest junger Menschen neue gesellschaftliche und politische Zielsetzungen verlangt«. Aus den Erfahrungen wurde geschlossen, daß eine harte Haltung des Staates die Gewaltschwelle in der »Szene« sinken lassen könnte. Ferner hat man einen Zusammenhang zwischen dem Ansteigen der Gewaltbereitschaft und ausbleibenden Reaktionen der politischen Institutionen auf gesellschaftliche Fehlentwicklungen vermutet. Der später vorgelegte Kommissionsbericht (*Wissmann/Hauck*, 1983, 26) erblickte denn auch den Jugendprotest als ein Zeichen für die Mängel in Staat, Gesellschaft und Familie.

Wohl trifft zu: Ohne Protestmärsche, die auch vor einer Konfrontation mit der Staatsgewalt nicht zurückschreckten, wären Probleme der Umweltverschandelung, der Spekulation mit Haus- und Grundbesitz, der Bildungs- und Ausbildungsmisere, der Arbeitslosigkeit und der Sicherheit bei Atomreaktoren kaum derart eindringlich

zur öffentlichen Diskussion gelangt, von politischen Änderungen ganz abgesehen (*Schäfers*, 1982, 203). Nur darf man dabei nicht übersehen, daß Unruhe, Bewegung und Aufbruch junger Menschen schon seit langem als alltäglich und normal, ja verbreitet als wünschenswert gelten. Sie erscheinen geradezu als notwendig, sowohl im Interesse der Heranwachsendengeneration als auch der übergreifenden Gesellschaft. Jugend wird als »Mutationspotential« der Gesellschaft (Karl Mannheim) und als Motor sozialen Wandels begriffen (vgl. *Nave-Herz* in diesem Band).

Dies gilt um so mehr, seitdem die sog. postmaterielle Wertorientierung (*Inglehart*, 1977; vgl. *Herz* in diesem Band) im Gegensatz zur herkömmlichen als materiell begriffenen Wertorientierung Veränderungen in Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik nahelegt, ja geradezu notwendig macht. Nach der Theorie über den Wertewandel in Europa war seit Ende der 60er Jahre ein zunehmendes Interesse vor allem junger Menschen für »postmaterialistische Werte« erwartbar. Der statistische Zusammenhang von postmaterialistischen Werten und politischer Protestbewegung gilt denn auch empirisch als gut dokumentiert. Die linken Postmaterialisten gelten geradezu als »Kernträger des Protestpotentials« mit dem Staat und dessen Akteuren als »Feindbild« (*Kaase*, 1987, 78, 80). Ebenso besteht eine offenkundig enge Beziehung zwischen politischem Protestverhalten und jugendlicher Alternativkultur (*Schäfers*, 1982, 134; *Schmidtchen*, 1983, 227). Ferner sind es die besser Ausgebildeten, »das junge Bildungsbürgertum«, nicht die Arbeiter und Angestellten, die den Wertewandel anführen. Postmateriell meint vor allem Selbstverwirklichung, Partizipation und ökologisches Bewußtsein. Aufgrund einer Untersuchung in 40 Ländern ist ermittelt worden, daß die individualistische Wertorientierung in hohem Maße mit der Größe des Sozialprodukts in Zusammenhang steht (*Klages*, 1984, 96f.). Junge Menschen teilen offenbar die typischen Werte der modernen Gesellschaft besonders intensiv, und d.h. Freiheit, Unabhängigkeit, Emanzipation, Teilhabe und Gleichheit anstelle von Ordnung, Disziplin, Konformität, Gehorsam und Pflicht, die oft abgelehnt werden.

Fehlt es der Jugend an Unrast, so wird dies alsbald beklagt. Rebelliert die Jugend nur innerhalb der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, so bleibt die Auflehnung weitgehend folgenlos. Protestiert sie – was sie an sich tun dürfte, ja sollte –, jedoch in unkonventionellen, also nicht gebilligten Formen, so mißfällt dies wiederum. Bestimmte Ausdrucksmittel des Protestes gelten geradezu als anstößig, peinlich und verwerflich, im Grenzfall als strafbar. Dazu zählen vor allem die Gewalthandlungen gegen Personen und Sachen. Ob und inwieweit begründeter Jugendprotest sie zu legitimieren vermag, ist umstritten. Dies gilt namentlich für die Erscheinungsformen sog. Demonstrationsgewalt. Nach der von den Innenverwaltungen des Bundes und der Länder zusammengestellten Demonstrationsstatistik ergibt sich im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte zwar eine Verdoppelung von Demonstrationen insgesamt, in absoluten Zahlen jedoch nur eine leichte Zunahme der sog. unfriedlich verlaufenden Demonstrationen und relativ betrachtet gar eine Abnahme des Anteils derartiger Formen. Immerhin machen diese nunmehr weniger als 5% aller jährlich gezählten Demonstrationen aus, im Jahre 1987 289 von insgesamt 7320 Demonstrationen (vgl. Innere Sicherheit Nr. 1 v. 18. 3. 1988, 39).

Über die Deutung dieser Entwicklung gehen freilich die Meinungen auseinander.

Der Interpretation als wachsende Lerneffekte auf allen Seiten der Beteiligten steht die Annahme einer veränderten Definitionspraxis zum Begriff des »Unfriedlichen« gegenüber. Auch wenn allseitig bestimmte Lernprozesse nicht zu verkennen sind, bestehen gegenüber der Folgerung, die Zahl unfriedlich verlaufender Demonstrationen habe abgenommen, doch erhebliche Einwände. Wenn sich aber Protestmotive junger Menschen überhaupt verläßlich sichern und zuordnen lassen, so am ehesten hier. Die Interpretationen der neueren Forschungsberichte neigen dann auch dazu, den Jugendprotest, selbst soweit er sich gewaltsam äußert, mit Wertewandel, Partizipationsstreben, gesellschaftlichen Gebrechen und Legitimitätsverlust des Staates in Zusammenhang zu rücken. Anomietheoretische Deutungen von Gefühlen der Verlorenheit, der Orientierungs- und Perspektivelosigkeit als »Vorboten der Gewalt« (*Schmidtchen*, 1983, 262) machen dies z.T. anschaulich. Es leuchtet auch ein, daß vor allem junge Menschen unter der »bereits lang anhaltenden Wertkrise« (*Baacke*, 1980, 123) leiden und daß Unsicherheit ihre Suche nach neuen Wertorientierungen kennzeichnet. So gesehen kann auch ein Teil der Gewalthandlungen als Protestverhalten gedeutet werden. Deshalb begreift man etwa Hausbesetzung und Demonstrationsgewalt als Ausdruck des Widerstandes gegen die als negativ empfundene Veränderung der Lebensbedingungen und der Umwelt (*Behr*, 1982, 133). Die Eidgenössische Kommission für Jugendfragen (1980) meint gar, in bisherigen Jugendunruhen sei Gewalt nicht blind, sondern geradezu gezielt gegen »Symbole der Unterdrückung und der abgelehnten materialistischen Welt« angewandt worden. Als Ursachen der Rebellion werden die »zutiefst verletzten persönlichen, humanen und sozialen Empfindungen« (*Behr*, 1982, 154) vermutet.
Obgleich Einstellungsbefragungen belegen, daß die 18- bis 24jährigen im Gegensatz zu den älteren Befragten überwiegend die Besetzung leerstehender Häuser billigen, bezeichnen sich doch nur wenige der jungen Menschen als den Hausbesetzern zugehörig. Der Minderheitenstatus der aktiven Protestierer ist generell unverkennbar. Dies »illegale Protest- und Gewaltpotential« wird nach den Forschungsergebnissen, je nach Gewicht und differenziert nach Normal- und Eskalationsfall, für die Altergruppe bis 35 Jahren mit 7–34% für 1985 veranschlagt. An illegalen zivilen Ungehorsamsformen tatsächlich beteiligt haben sich allerdings »bisher nur 0,3% (1974: 0,8%)« (*Kaase*, 1987, 64f.). So steht auch die bisherige Beteiligung an gewalttätigen Aktionen mit Aggressionstendenzen überhaupt nicht in Verbindung (*Schmidtchen*, 1983, 225). Entsprechend wird aus England berichtet, daß zwar mehr als zwei Drittel der Jugendlichen den Rechtsbruch grundsätzlich für vertretbar halten, zum Teil sogar durch Gewalt, daß jedoch umgekehrt die Bereitschaft, selbst so zu handeln, ständig sinkt. Die Neigung zur Gewalt scheint vornehmlich verbal, theoretisch oder abstrakt zu existieren. Die »verbale Scheinradikalität« besser ausgebildeter Jugendlicher steht im bemerkenswerten Gegensatz zur geringen eigenen Gewaltbereitschaft (so schon *Glaser*, 1970, 48). Offenbar bedarf es besonderer Umstände in Gestalt von anreichernden Langzeitfrustrationen, Schlüsselerlebnissen, auslösenden Ereignissen oder Steigerungen in Eskalationsprozessen, um zur direkten Aktion zu gelangen (Nachweise bei *Kaiser*, 1986, 215).
Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß der politisch motivierten Gewalttätigkeit, zu denen auch die unterschiedlichen Handlungen der Öko-Gewalttäter gehören

(dazu *Kube*, 1986, 89), ein breites und diffus verlaufendes Spektrum jugendlichen Protestpotentials vorgelagert ist. So zeigen Friedens- und Ökologie-Bewegung einen deutlichen Schwerpunkt bei den 18- bis 35jährigen. Neben der Gruppe der Rentner und Sozialarbeiter sind auch Studenten und Schüler beteiligt. Sie sind als Teilnehmer jünger als die Gewalttäter. Insgesamt sind die Erscheinungen des Jugendprotests in hohem Maße von Schülern, Studenten, Lehrlingen und jugendlichen »drop outs« – Arbeitslose, »Trebegänger« und Drogenabhängige – getragen. Die Aktivisten hingegen setzen sich aus einerseits marginalisierten Gruppen wie z.B. aus Wehr- und Zivildienstflüchtigen in West-Berlin, zum anderen aus jüngeren Mittelschichtangehörigen (Studenten und Sozialarbeitern) zusammen. Aus diesen Gruppen rekrutieren sich undogmatische Linke, Alternative, sogenannte Spontis und autonome Gruppen. Dabei muß zwischen Gewalttätern, die politische Ereignisse lediglich als willkommenen Anlaß benutzen, um ihre Frustrationen gewalttätig zu entladen, und der überwiegenden Zahl derer unterschieden werden, die sich im Gefolge eskalierender Auseinandersetzungen zu Gewalttaten hinreißen lassen (zum Jugendprotest im internationalen Vergleich *Eckert/Willems*, 1987, 17ff.). Nicht selten dient die Demonstration lediglich als eine legitime Ausdrucksmöglichkeit für die apolitisch motivierten Handlungen. Vandalistische Akte stellen sich hier mitunter als Zerstörungen um ihrer selbst willen dar (*Kaiser*, 1982, 103, 113f.; *Kube*, 1986, 88). Deshalb können jene Gewalttäter nicht zum Protestpotential gerechnet werden, welche Demonstrationen lediglich als Deckmantel benutzen, um ihre diffuse Aggressivität auszuleben. Ferner ist an den symbolhaften Charakter von Gewalt zu denken, der nicht zuletzt dem unmittelbaren Gruppenzusammenhalt dienen soll (z.B. das Besprühen von Wänden mit Parolen als symbolischen Aussagen).

Schon daher kann man nicht sämtliche Gewalthandlungen junger Menschen als politisch motiviert, geschweige als »Aufstand der Jugend« begreifen. Manche der Deutungen scheinen sich zu sehr an den postmateriell orientierten Wertvorstellungen der Interpreten sowie an der binnendeutschen Diskussion auszurichten, vielleicht auch an der deutschen Sondersituation. Einmal sind wir nicht sicher, inwieweit die sogenannte postmaterielle Wertorientierung durch die wirtschaftliche Krisenentwicklung der letzten eineinhalb Jahrzehnte nicht schon wieder überholt und gegenstandslos geworden ist (vgl. *Herz* in diesem Band); zum anderen können wir außerhalb der Bundesrepublik in Westeuropa und den USA eine nicht minder erhebliche, teilweise sogar höhere Beteiligung junger Menschen an der Gewaltkriminalität beobachten, ohne daß dort vergleichbare Deutungsmuster überhaupt Verwendung fänden. Im übrigen bestehen begründete Zweifel gegenüber der Annahme, daß die Wertvorstellungen der Generationen so erheblich voneinander abweichen (vgl. *Schmidtchen*, 1983, 267), wie die Theorie des Wertewandels dies so gern suggeriert. Eher scheinen sich die Beziehungen der Generationen zueinander in den letzten drei Jahrzehnten kontinuierlich verbessert zu haben (*Schäfers*, 1982, 141).

Zwar mögen nach Befragungen Potentiale zivilen Ungehorsams in der Jugend bis zu 30% und politischer Gewalttätigkeit bis zu 10% der Befragten ermittelt werden (vgl. *Kaase*, 1987, 87f.: ferner *Noelle-Neumann/Köcher*, 1987, 345). Dennoch

erscheint zweifelhaft, ob dieser Befund eine ernstzunehmende Herausforderung der demokratischen Verfassungsordnung darstellt. Schon der internationale Vergleich zeigt keine außergewöhnlich negative Belastung der jüngeren Generation in der Bundesrepublik und keine größere Verwirrung im Rechtsbewußtsein, als dies im westeuropäischen Raum allgemein der Fall ist. Zum anderen fehlt es an langfristig-kontinuierlicher Gewinnung von Kenntnissen über die Entwicklung und Veränderung derartiger Potentiale in der Nachkriegszeit. Schon die sozialwissenschaftlich als »Aufruhr« erfaßten Ereignisse (vgl. Nachweise bei *Kaase*, 1988, 130f., 141f.) und die Längsschnittentwicklung der kriminalstatistisch registrierten Landfriedensbrüche stimmen in Häufung und Tendenzen kaum überein. Im übrigen besteht zwischen Gewaltbereitschaft und Gewalthandlung bekanntlich eine große Diskrepanz. Schließlich und vor allem kann nicht außer Betracht bleiben, daß im Bereich der Demonstrationsgewalt nach den polizeilichen Ermittlungen nur etwa ein Viertel, bei Landfriedensbrüchen allerdings ungefähr die Hälfte gewalttätiger Störer der Altersgruppe bis zu 21 Jahren angehört. Daraus folgt wiederum, daß es sich bei der Demonstrationsgewalt vorherrschend um keine spezifischen Erscheinungsformen des Jugendalters im engeren Sinne handeln kann. Dafür spricht überdies, daß nur ein äußerst kleiner Teil der Gesamtjugend überhaupt an gewalttätigen Protesthandlungen beteiligt ist. Denn hier handelt es sich überwiegend um Rebellen, die dem Jugendalter längst entwachsen sind (*Wissmann/Hauck*, 1983, 35). Schon deshalb konnte und kann begründet von einem »Aufstand der Jugend« nicht die Rede sein. Führen wir uns die Vielgestaltigkeit des Protestes und der Gewaltphänomene in der Gegenwart vor Augen, so leuchtet die Annahme ein, daß wir in der modernen Industriegesellschaft offensichtlich ein großes Reservoir an verdrängter Aggressivität zu vermuten haben. Wo diese keinen unmittelbaren Ausdruck findet, nimmt sie gewissermaßen einen »freischwebenden« Charakter an. Sie kann gegen die verschiedensten Ziele mobilisiert werden, die mit ihrer Entstehung nichts mehr zu tun haben (vgl. *Parsons*, 1947). Der ebenso schnelle wie reiche und in Grenzen fast beliebige Wechsel an Zielen der Protestbewegung, wie wir sie mit den Schlagworten, Parolen und Wandschmierereien seit den späten 60er Jahren noch heute dokumentiert finden, macht dies plausibel. Dabei wird nicht verkannt, daß »die« Protestbewegung über die Jahrzehnte hinweg nicht ein und dieselbe geblieben ist, sondern durch Generationenwechsel und Fluktuationen der Mitglieder recht unterschiedliche Personen und Gruppierungen umfaßt (hat). Obwohl es unbestreitbar Phänomene verselbständigten Protestes wie im Falle der reisenden Berufsprotestler als auch frei vagabundierender Gewalt gibt, läßt sich mit diesem Erklärungsansatz die Entstehung und Entwicklung von Demonstrationsgewalt seit den späten 60er Jahren, geschweige das übrige Spektrum von krimineller Gewalttätigkeit, nicht ausschöpfen. Auch will nicht einleuchten, warum derartige Beobachtungen in manchen modernen Gesellschaften wie denjenigen Skandinaviens, Österreichs oder der Schweiz, wenn wir hier von den temporären Zürcher Unruhen 1980 absehen, kaum eine Stütze finden. Wenn es ein Potential freischwebender Aggressivität in der modernen Gesellschaft gibt, das sich inhaltlich unspezifisch gegen jedes und alles zu wenden vermag, dann muß offenbar noch etwas hinzukommen, was die Mobilisierung ermöglicht und die Umsetzung in kriminelle Gewalt bewirkt.

Nicht zuletzt ist Motiv und auslösender Faktor von Gewalthandlungen anläßlich politischen Protestes die Aussicht, Öffentlichkeit und breite Aufmerksamkeit zu finden, mitunter auch zu genießen – eine Publizität, die man anders schwerlich erlangen könnte. Hinweise dafür lassen sich schon den Dokumentationen zu den sog. Halbstarkenkrawallen in den 50er Jahren entnehmen. Gestützt wird diese Annahme überdies durch zurückliegende Erfahrungen über das Austesten von Gewalt: Staatliche und öffentliche Beachtung sowie politische Änderungen folgten häufig erst auf eine durch Gewalt angereicherte politische Forderung. Unzweifelhaft wären viele Probleme nicht oder weniger energisch politisch aufgegriffen worden, wenn nicht massiver Protest, auch mit Gewalt, erfolgt wäre (*Schäfers*, 1982, 203; *Eckert/Willems*, 1987, 489, 501).
Mit der Erlangung öffentlicher Aufmerksamkeit durch Einsatz von Gewalt sozialer Bewegungen und Gruppen muß sich freilich noch kein Ende des Protests verbinden: Vielmehr kann die einstweilige Zielerreichung dazu ermutigen, in der Durchsetzung weitergehender Forderungen nicht zu erlahmen. So haben die ersten taktischen Erfolge den Hausbesetzern in Berlin Mut gemacht für weitere Hausbesetzungen. Um so größer waren dann das Unverständnis und das Gefühl der Illegitimität bezüglich der staatlichen Reaktionen, wenn diese darauf gerichtet waren, neuere Hausbesetzungen zu verhindern oder die besetzten Häuser zu räumen. Die Erfolgserlebnisse – und sei es nur die Mobilisierung von Widerstand in kurzer Zeit – werden als Trend über die augenblickliche Konfliktsituation hinaus extrapoliert. Dabei wird oft nicht bedacht, daß die Gefühle der Empörung und Hoffnung nicht auf Dauer tragen und ein entsprechender Einsatz nicht kontinuierlich durchzuhalten ist. Daher entstehen überschießende Erwartungen, die irgendwann unerfüllt bleiben, letztlich in Enttäuschung und Rückzugsstrategien umschlagen müssen.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Protestbewegung, politisch motivierte Gewalt und Terrorismus der letzten zweieinhalb Jahrzehnte kennen Gemeinsamkeiten, jedoch auch gravierende Unterschiede. Ähnlichkeiten, ja Übereinstimmungen bestehen in der Kritik an den Gebrechen der Gesellschaft, in deren Veränderungsbedürftigkeit sowie in der Zielsetzung der Gruppierungen. Unterschiede hingegen treffen wir in der Art des Vorgehens, im Verhaltensrepertoire, in der Mittelwahl und der Akzeptanz des Rechts durch die Protestgruppen. Kriterien wie Gewaltbereitschaft und Anwendung von physischer Gewalt, insbesondere gegen Leib und Leben, verdeutlichen dies.
An den Protestereignissen und -aktivitäten sind junge Menschen im Alter von 18–35 Jahren überproportional beteiligt. Doch läßt sich insgesamt betrachtet die Protestbewegung in ihren verschiedenen Äußerungsformen nur sehr bedingt dem Jugendalter i.e.S. (unterhalb der Volljährigkeit) zuordnen (*Scherer*, 1984, 77). Protestbewegung und Jugendbewegung decken sich nicht (vgl. *Matz*, 1983, 32). Überwiegend sind die Rebellen dem Jugendalter längst entwachsen. Nur ein äußerst kleiner Teil der Jugend ist überdies an gewalttätigen Protesthandlungen beteiligt. Schon deshalb erscheint die Vermutung gewagt, daß man die Krawallszenen der 80er Jahre als

Höhepunkt einer jahrzehntelang verfehlten gesellschaftlichen Entwicklung begreifen müsse (so aber *Haller*, 1982, 99). Die große Zahl der Protestierenden wie auch der politisch motivierten Gewalttäter hat aufgrund des jungen Alters die verhängnisvolle politische Vorgeschichte, insbesondere »die faschistische Vergangenheit«, kaum bewußt erlebt, so daß Dauerfrustrationen, geschweige deren aggressive Äußerung, nicht in jedem Fall mit der Vergangenheit verknüpft werden können. Versteht man hingegen Jugend umfassend als jüngere Generation etwa bis zum Alter von 35 Jahren (so *Schmidtchen*, 1983, 104f.; *Kaase*, 1987, 54f., 65), dann verblassen wiederum die Merkmale des Jugendspezifischen, die seit langem und weltweit das Jugendalter kennzeichnen sowie die rechtliche Sonderstellung von Minderjährigen rechtfertigen. Was bleibt, ist die Protestbewegung gesellschaftlicher Teilgruppen mit fraglos relevanten Themen wie Frieden, Umwelt, Kernkraft und Frauenemanzipation. Damit haben diese sozialen Probleme wohl nicht von ihrer Bedeutung eingebüßt, erscheinen jedoch in einem etwas veränderten Licht.

Jugendprotest kann sich zwar auch in krimineller Gewaltanwendung ausdrücken, äußert sich aber tatsächlich nur selten in dieser Form. Daher ist der objektivierbare Zusammenhang zwischen Jugendprotest und Gewaltkriminalität im ganzen recht schwach. Gewalttätigkeiten gegenüber Eltern und Lehrern, über die man hierzulande im Gegensatz zu Japan, England und den USA wenig weiß, enthalten gelegentlich auch, aber nicht ausschließlich Protestpotential. Politische Gewalt unterhalb terroristischer Aktionen entsteht gegenwärtig fast ausschließlich im Zusammenhang mit Demonstrationen (*Kaase*, 1987, 86). Aber nur weniger als ein Zwanzigstel aller Demonstrationen verläuft »unfriedlich«. Protestverhalten junger Menschen wird sich vornehmlich in anderen Inhalten und Formen, also gewaltlos äußern, etwa in der Kleidung, im Wohnen, im Freizeitverhalten mit Gleichaltrigen, im Musiktitel, im Wahlverhalten und nicht zuletzt in Einstellungsbefragungen, obwohl auch hier die Befundlage nicht stets eindeutig ist (dazu *Allerbeck* u. a., 1980, 88ff.).

Da politischer Protest soziale Mängellagen, Bedürfnisse und staatliches Versagen indiziert, mündet die Analyse in die Frage nach den politischen Lösungsmöglichkeiten. Soziale Befriedung setzt vor allem voraus, das Vertrauen der Bevölkerung in das Funktionieren des demokratischen Prozesses wiederherzustellen. Jedermann muß erkennen können, daß Politik und staatliche Institutionen von sich aus Bedürfnisse und Ängste des Bürgers wahrnehmen und ohne »Druck von der Straße« oder »Druck der Gewalt« angehen. Ferner muß die Bevölkerung die Überzeugung gewinnen, daß sie auch reale Einflußmöglichkeiten auf politische Entscheidungsprozesse hat. Politikern und staatlichen Einrichtungen obliegt es, in allen Teilen der Bevölkerung auf den notwendigen demokratischen Grundkonsens hinzuwirken und ihn zu festigen. Ein demokratischer Basiskonsens über die Ablehnungswürdigkeit politisch motivierter Gewaltanwendung wird aber nur dann gefestigt werden können, wenn sich die Politiker sensibler gegenüber Ängsten und Bedürfnissen der Bevölkerung zeigen. Der Bürger muß das Gefühl haben, auch ohne spektakuläre Aktionen beachtet und repräsentiert zu werden. Das gilt nicht nur für die jeweils aktuellen Themen, sondern ist eine dauernd anzustrebende Sensibilität. Schon im Vorfeld von Entscheidungen sollte auf Bürgerinteressen

durch Anhörung Rücksicht genommen werden. Zwar sind plebiszitäre Formen wegen der Gefahr der Demagogie und Emotionalisierung von Debatten, insbesondere durch die Nutzung moderner Massenmedien, unerwünscht, ja gefährlich. Dennoch gilt es, neue Formen für das legitime Bedürfnis unmittelbar persönlicher Einflußnahme im politischen Willensbildungsprozeß außerhalb der traditionellen Foren wie den Parteien zu schaffen. Hier sind neue institutionelle Kanäle gefragt wegen der empirisch belegten Wahrnehmung, daß sich in den nicht verfaßten Partizipationsformen instrumentell politikbezogene und hedonistisch-expressive Teilnahmemotive unentwirrbar vermischen (*Kaase*, 1987, 84).

Als wichtig für den unfriedlich verlaufenden Protest, wenn nicht gar entscheidend für die Prävention politisch motivierter Gewalttätigkeit erscheinen die durchgängige Unsicherheit und Inkonsistenz der strafrechtlichen Sozialkontrolle, angefangen von Politik und Gesetzgebung über die Rechtsprechung bis hin zu den polizeilichen Einsatz- und Handlungsstrategien. Sie erscheinen folgenreicher als gelegentliche »Überreaktionen« der Kontrollinstanzen. Wenn Politiker, Gesetzgeber und Strafgerichte nicht genau wissen, was sie unter krimineller Gewalt verstehen sollen, dann muß man sich über das unterschiedliche Vorgehen der Polizei, geschweige der Demonstranten, nicht wundern. Die Berufung auf eine lageangemessene Flexibilität und der an sich zulässige Rückgriff auf den Grundsatz der Verhältnismäßigkeit können nur notdürftig die staatliche Hilflosigkeit verdecken (zur Kritik an der »Flexibilisierung« des Vorgehens gegenüber sogenanntem zivilen Ungehorsam *Hassemer*, 1985, 341ff., 345ff.).

In dieser Unsicherheit drückt sich freilich nur der mangelnde Konsens in der Gesamtgesellschaft aus über die Grundlagen unserer Existenz und des Umgangs miteinander. Obschon man über diese Lebensfragen legitimerweise unterschiedlicher Meinung ist und sein kann, erscheint es angemessen und erforderlich, eine Strategie zu verfolgen, die nicht nur vordergründig auf Verminderung gewalttätiger Aktionen gerichtet ist, sondern deren Befolgung auch Aussicht auf Befriedung verspricht. Dazu gehört neben der Offenlegung, Information und Überzeugungsarbeit ferner die Herstellung von Berechenbarkeit und Voraussehbarkeit. Auch hier kommt es auf das konsistente und rechtsstaatlich gebundene Handeln von Polizei und Justiz an. Gerade das örtlich unterschiedliche Vorgehen gegen die Räumung von Hausbesetzungen etwa in Berlin, Hamburg und München verdeutlicht dies. Die unmittelbare Räumung jeder Besetzung, wie sie in München seit langer Zeit üblich ist, vermindert wahrscheinlich die Chancen der Etablierung einer Besetzerszene und die Erfolgserwartungen einer potentiellen Bewegung. Werden Besetzungen aber zunächst toleriert, später beendet oder bei gleichgelagerten Objekten verhindert, sind regelmäßig Krawalle die Folge (*Eckert/Willems*, 1987, 27ff.). Daraus folgt, daß dann, wenn es an Willen und Kraft zur Durchsetzung von Rechtsnormen fehlt und damit an einem »capable guardian«, auch Gewaltbereitschaft ungebremst in Gewalttätigkeit umschlagen kann. Aktuell rechtsfreie Räume für potentielle Gewalttäter mögen unerwünschte Solidarisierungseffekte kurzfristig unterbinden. Doch langfristig wird diese vermeintliche Befriedung auf Kosten der Legitimität des Staates teuer erkauft und ruft zur Nachahmung auf (vgl. *Kaase*, 1987, 93). Bei Hausbesetzungen kommt demgemäß nur die sofortige Räumung oder die Gewäh-

rung mittelfristiger Nutzungsverträge in Betracht. Hier ist die rechtzeitige und nicht erst mühsam nachträglich hergestellte Koordination von Bau-, Justiz- und Polizeibehörden unerläßlich. Die Konsistenz des staatlichen Vorgehens muß auch der Öffentlichkeit erkennbar und deshalb verdeutlicht werden. Ferner bedarf es einer einheitlichen Rechtspraxis bei der Reaktion auf und der Sanktionierung von Handlungen wie Blockaden, um den Eindruck zu vermeiden, daß gleiche Aktionen eine unterschiedlich juristische Würdigung erfahren, je nachdem ob sie von sozialen Bewegungen oder von Berufsverbänden mit einer starken politischen Lobby ausgehen (*Eckert/Willems*, 1987, 513f.). Inkonsistenzen in diesem Bereich beeinträchtigen nachhaltig das Rechtsbewußtsein, damit das Bewußtsein der Unverbrüchlichkeit der Rechtsordnung und das Vertrauen in deren Schutz durch die staatlichen Organe.

Literatur

Allerbeck, K., Kaase, M., Klingemann, H.D.: »Politische Ideologie, politische Beteiligung und politische Sozialisation. Bericht über Ergebnisse eines international vergleichenden Forschungsvorhabens (II)« Politische Vierteljahresschrift 21 1980, 88–96 – *Baacke, D.:* »Jugend zwischen Anarchismus und Apathie?« Jugend zwischen Anpassung und Ausstieg. Hg. *W. v. Ilsemann*. Köln 1980, 105–130 – *Behr, W.:* Jugendkrise und Jugendprotest. Stuttgart 1982 – *Blath, R., Hobe, K.:* Strafverfahren gegen linksterroristische Straftäter und ihre Unterstützer, hrsg. v. Bundesministerium der Justiz, Bonn o.J. (1982) – *Boeden, G.:* »Terroristische Bewegungen und ihre Bekämpfung«. Terrorismus, eine akute Bedrohung der Menschenrechte. Hg. Bundesminister des Innern. Bonn 1985, 23–42 – *Boge, H.:* »Neue Entwicklungen des Terrorismus«. Gewalt und Kriminalität. Arbeitstagung des Bundeskriminalamtes v. 17.–20.9. 1985 Hg. Bundeskriminalamt. Wiesbaden 1986, 51–63 – Bundesjugendkuratorium: Jugend und Terrorismus. Ein Hearing des Bundesjugendkuratoriums. München 1979 – Der Bundesminister des Innern, Hg.: Verfassungsschutzbericht 1985. Bonn 1986 – *Dudek, P.:* Jugendliche Rechtsextremisten. Köln 1985 – *Eckert, R., Willems, H.:* Jugendproteste im internationalen Vergleich – Jugendliche Subkulturbildung, städtische Gewaltpotentiale und staatliche Reaktion – eine vergleichende Untersuchung von Eskalationsbedingungen. Forschungsbericht für das Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. Trier 1987 – Eidgenössische Kommission für Jugendfragen: Thesen zu den Jugendunruhen. Zürich 1980; Sonderdruck der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. Berlin 1981 – *Fetscher, I.:* »Hypothesen zur politisch motivierten Gewalttätigkeit in der Bundesrepublik.« Jugend und Terrorismus. Hearing des Bundesjugendkuratoriums. München 1979, 11–26 – *Glaser, H.:* Radikalität und Scheinradikalität. Zur Sozialpsychologie des jugendlichen Protestes. München 1970 – *Haller, M.:* »Staatsverdrossenheit und die Gefahr der Kriminalisierung Jugendlicher«. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Verbrechensbekämpfung. Hg. Bundeskriminalamt. Wiesbaden 1982, 97–108 – *Hassemer, W.:* »Ziviler Ungehorsam – ein Rechtfertigungsgrund?« FS für Wassermann. Neuwied 1985, 325–349 – *Horchem, H.-J.:* »Die verlorene Revolution« Terrorismus in Deutschland. Herford 1988, 87 – *Inglehart, R.:* The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics. New Jersey 1977 – Innere Sicherheit. Informationen des Bundesministeriums des Innern. Bonn – *Kaase, M.:* Politisch motivierte Gewaltanwendung junger Menschen in der Bundesrepublik Deutschland. Gutachten für das Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. Mannheim 1987 – *Kaase, M.:* Jugend und Jugendpolitik unter den Aspekten: politische Partizipation in verfaßten Formen, Jugend und Gewalt und Jugendprotest. Expertise für den 8. Jugendbericht der Bundesregierung. Unveröff. MS. Mannheim 1988 – *Kaiser, G.:* Jugendkriminalität. Rechtsbrüche, Rechtsbrecher und Opfersituationen im Jugendalter. Weinheim, Basel 1982[3] – *Kaiser, G.:* »Gewaltkriminalität als Ausdrucksmittel des Jugendprotestes?« Gewalt und Kriminalität. Arbeitstagung des Bundeskriminalamtes Wiesbaden v. 17.–20.9. 1985. Hg. Bundeskriminalamt, Wiesbaden 1986,

210–227 – *Kaiser, G.:* Kriminologie. Ein Lehrbuch. Heidelberg 1988[2] – *Kalinowsky, H.H.:* Rechtsextremismus und Strafrechtspflege. Hg. Bundesministerium der Justiz. Bonn 1986[2] – *Karstedt-Henke, S.:* »Theorien zur Erklärung terroristischer Bewegungen«. Politik der inneren Sicherheit. Hg. *E. Blankenburg*. Frankfurt/M. 1980, 169–234 – *Klages, H.:* »Die Jugend im gesellschaftlichen Wertewandel. Eine gesamtgesellschaftliche Analyse akuter Problemlagen«. Jugend. Hg. *H. Rabe*. Konstanz 1984, 95–106 – *Klein, J.K.:* »Ursachen des Terrorismus«. Terrorismus eine akute Bedrohung der Menschenrechte. Texte zur inneren Sicherheit. Hg. Bundesminister des Innern. Bonn 1985, 131–143 – *Kube, E.:* »Gewalt gegen Sachen«. Gewalt und Kriminalität. Arbeitstagung des Bundeskriminalamtes Wiesbaden v. 17.–20. 9. 1985. Hg. Bundeskriminalamt. Wiesbaden 1986, 85–98 – *Kube, E., Schuster, L.:* Vandalismus. Erkenntnisstand und Bekämpfungsansätze. Wiesbaden 1985[3] – *Kürzinger, J.:* Kriminologie. Stuttgart 1982, 257 – *Langguth, G.:* »Entwicklung der Protestbewegung im Vorfeld des Terrorismus«. Kriminalistische Studien Bd. 3 (1). Hg. Fachschriften Verlag Dr. H. Schäfer. Bremen 1986, 6–30 – *Laqueur, W.:* Terrorismus. Kronberg/Ts. 1977 – *Malpricht, G.:* Interaktionsprozesse bei Demonstrationen. Interaktionsprozeß zwischen Teilnehmern an Massenaktionen mit Tendenz zu unfriedlichem Verlauf und der Polizei. Heidelberg 1984 – *Matz, U.:* »Über gesellschaftliche und politische Bedingungen des deutschen Terrorismus«. Gewalt und Legitimität. Hg. *U. Matz, G. Schmidtchen*. Opladen 1983, 15–103 – *Middendorff, W.:* »Politische Kriminalität am Beispiel des Terrorismus«. Die Psychologie des 20. Jahrhunderts. XIV Auswirkungen auf die Kriminologie. Hg. *H.J. Schneider*. Zürich 1981, 404 – *Neidhardt, F.:* »Linker und rechter Terrorismus. Erscheinungsformen und Handlungspotentiale im Gruppenvergleich«. Gruppenprozesse. Analysen zum Terrorismus 3. Hg. *W. v. Baeyer-Katte, D. Claessens, H. Feger, F. Neidhardt*. Opladen 1982, 344–476 – *Neidhardt, F.:* »Aufschaukelungsprozesse im Vorfeld des Terrorismus«. Kriminalistische Studien Bd. 3 (1). Hg. *H. Schäfer*. Bremen 1986, 53–63 – *Noelle-Neumann, E., Köcher, R.:* Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern. Stuttgart 1987 – *Parsons, T.:* »Über wesentliche Ursachen und Formen der Aggressivität in der Sozialstruktur westlicher Industriegesellschaften (1947)«. Beiträge zur soziologischen Theorie. Neuwied 1973[3], 223–255 – *Sack, F.:* Politische Delikte, politische Kriminalität. Kleines Kriminologisches Wörterbuch, Heidelberg 1985[2], 324–334 – *Schäfers, B.:* Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung. Opladen 1982 – *Scherer, K.J.:* »Jugendprotest und demokratischer Staat – Anmerkung zwischen den Kulturen«. Schriftenreihe der PFA Münster 1984, 76ff. – *Schmidtchen, G.:* »Jugend und Staat. Übergänge von der Bürger-Aktivität zur Illegalität. Eine empirische Untersuchung zur Sozialpsychologie der Demokratie«. Gewalt und Legitimität. Hg. *U. Matz, G. Schmidtchen*. Opladen 1983, 105–437 – *Schneider, H.J.:* Kriminologie. Berlin 1987 – *Schröder, D., Lochte, D.:* »Terroristen ohne strategischen Plan«. Terrorismus. Hg. *D. Schröder*. München 1986, 66–76 – *Schwind, H.-D.:* »Bisher veröffentlichte Meinungen zu den Ursachen des Terrorismus«. Ursachen des Terrorismus. Hg. *H.-D. Schwind*. Berlin 1978, 45–59 – *Süllwold, L.:* »Stationen in der Entwicklung von Terroristen«. Lebenslaufanalysen, Analysen zum Terrorismus 2. Opladen 1981, 80–117 – *Wagner, J.:* »Legalitätsprinzip und politischer Protest«. Kriminalistik 36 (1982), 253ff., 306ff. – *Wehling, H.-G.* (Hg.): Jugend – Jugendprobleme – Jugendprotest. Stuttgart 1982 – *Wissmann, M., Hauck, R.:* Jugendprotest im demokratischen Staat. Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages. Stuttgart 1983.

Karl-Heinz Reuband

Drogen- und Alkoholkonsum bei Jugendlichen

1. Stand der Forschung: Vorgehensweisen und ihre Defizite

1.1. Die Vernachlässigung des Themas in der sozialwissenschaftlichen Forschung

Es gibt wohl kaum ein anderes Phänomen Jugendlicher, das in der sozialwissenschaftlichen Forschung derart stark vernachlässigt worden ist, wie der Gebrauch von illegalen Drogen und von Alkohol. Wohl hat es besonders in den 70er und frühen 80er Jahren in der Öffentlichkeit eine starke Neigung gegeben, Drogengebrauch und exzessiven Alkoholgebrauch als ein typisches Jugendphänomen, wenn nicht gar als das Jugendproblem »Nummer 1« zu betrachten. Konsequenzen auf der Ebene der Jugendforschung hat dies – entgegen manchen neueren Darstellungen (so z.B. *Reimann/Reimann*, 1987, 12) – nicht gehabt: Weder die in dieser Zeit entstandenen, empirisch groß angelegten Panorama-Studien zur Lage der Jugend (u.a. EMNID, 1975, 1977; Jugendwerk der Deutschen Shell, 1981, 1985; infas, 1982; SINUS, 1983) noch die meisten jugendsoziologischen Überblicksarbeiten (u.a. *Rosenmayr*, 1976; *Schäfers*, 1980, SINUS, 1984; *Wiebe*, 1988; *Jaide*, 1988; *Helsper*, 1989) haben die Frage aufgegriffen. Nennenswertes Interesse für das Thema hat sich in der Bundesrepublik ebensowenig in der Soziologie abweichenden Verhaltens entwickelt, obwohl sich hier Zugänge zum Phänomen des Drogengebrauchs in verschiedenen Theorien geradezu anbieten. So widmet der dort am häufigsten zitierte Autor *Howard Becker* (vgl. *Wolfgang* et al., 1978, 38) in seinem zuerst 1963 erschienenen grundlegenden Werk »Outsiders« mehrere Kapitel dem Drogengebrauch.

Die Publikationen zum Drogenthema stammen im deutschsprachigen Raum – aber auch im Ausland – mehrheitlich von Praktikern in Kliniken oder Therapieeinrichtungen. In den meisten Fällen handelt es sich um Mediziner, Psychotherapeuten und Sozialarbeiter. Deren Überwiegen bei gleichzeitiger Abstinenz der Sozialwissenschaftler ist letztlich wohl nur aus einer Dominanz traditioneller Stereotype über Drogen- und Alkoholgebrauch zu erklären. Das Leitbild ist am Phänomen der Abhängigkeit ausgerichtet: das Individuum ist von den Mitteln süchtig und wird dadurch in seinem Verhalten geprägt. Wenn aber die körperliche oder psychische Abhängigkeit so entscheidend ist und die individuelle Eigenkontrolle derart reduziert, dann erscheint es plausibel, daß die legitime Beschäftigung mit dem Thema in den Bereich derer fällt, die mit dem Problem in der Therapie zu tun haben.

Doch mag auch der Drogen- und Alkoholgebrauch zur Sucht führen, so stellt doch die Sucht nur das letzte Stadium einer langfristigen Entwicklung dar, die zunächst durch keine Formen körperlicher und psychischer Abhängigkeit geprägt ist. Bei einem großen Teil der Drogen ist Sucht zudem nicht die übliche Erscheinungsform. Der Weg in den Drogengebrauch stellt eine in vieler Hinsicht offene Entwicklung

dar, die durch ein komplexes Bündel individueller und sozialer Faktoren bedingt ist. Und selbst dort, wo das Individuum in die Phase der Abhängigkeit geraten ist, ist das Verhalten durch die körperliche Sucht allein nicht vorprogrammiert, wirken gesellschaftliche Bedingungen auf die Erscheinungsformen und Folgen mit ein. Je nach Art der staatlichen Kontrollpolitik (etwa durch den Einsatz von Drogensubstitutionsprogrammen) kann der Drogengebrauch mit einer starken oder geringen Kriminalität zur Finanzierung der Sucht einhergehen.

1.2. Drogen und Alkohol: Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Drogen und alkoholische Getränke stellen (ebenso wie die hier ausgeklammerten Zigaretten) psychoaktive Substanzen dar, die das Erleben beeinflussen und zu Rauschzuständen führen können. Beide können eine psychische und – je nach Art der Droge – auch körperliche Abhängigkeit bedingen. So gibt es bei Haschisch oder LSD z. B. keine körperliche Abhängigkeit, wohl aber bei Heroin oder Weckmitteln. Beim Alkohol stellt sich körperliche Abhängigkeit ein, wenngleich nicht so schnell wie bei Heroin und anderen »harten« Drogen (vgl. *Schenk*, 1975). Weil durch den Konsum von Alkohol (ebenso wie von Tabak) das psychische Empfinden beeinflußt wird und körperliche Abhängigkeit möglich ist, werden die alkoholischen Getränke, ebenso wie Tabak, in der Literatur in der Regel auch als »legale Drogen« bezeichnet: Ihre Auswirkungen sind prinzipiell den Auswirkungen der illegalen Drogen vergleichbar. Was sie unterscheidet ist die Tatsache, daß das eine Mal der Gebrauch gesellschaftlich toleriert und strafrechtlich nicht geahndet wird, das andere Mal als abweichend von der Norm begriffen und strafrechtlich sanktioniert wird. Dazu mag beigetragen haben, daß der Gebrauch vieler illegaler Drogen – anders als von Alkohol – fast ausschließlich auf einen Rauschzustand hin ausgerichtet ist, Rauschzustände aber stehen im Konflikt mit vielen Anforderungen des Alltags und sind in gewissem Umfang konträr zu zentralen gesellschaftlichen Werten der Selbstkontrolle (vgl. *Legnaro*, 1982).

Ist auch die Alkoholverwendung legal und gesamtgesellschaftlich akzeptiert, so heißt dies jedoch nicht, daß sie Jugendlichen wie Erwachsenen in gleichem Maße zugebilligt wird. Im Gegensatz zu den Drogen, die allgemein verworfen werden, wird beim Alkoholgebrauch eine Differenzierung nach dem Alter des Konsumenten vorgenommen. Erst von einem bestimmten Alter an wird die Möglichkeit eingeräumt, Alkohol zu sich zu nehmen. Es sind freierliche Anlässe in der Familie, bei denen zuerst eine »Ausnahmesituation« eingeräumt wird. Mit zunehmendem Alter wird schließlich ein eigenständiger Alkoholgebrauch dann auch außer Haus zugebilligt (vgl. u. a. *Fahrenkrug*, 1980; Institut für Demoskopie, 1981, 40). Der Alkoholgebrauch Jugendlicher erweist sich damit als eine Mischung aus Konformität und Abweichung. Er stellt eine vorweggenommene, antizipatorische Konformität mit der Welt der Erwachsenen dar und gleichzeitig eine Abweichung von den altersbezogenen Normen der Erwachsenen hinsichtlich des Konsums von Alkoholika (vgl. *Maddox*, 1962, 244; *Reuband*, 1980b, 77).

1.3. Über die Abstinenz der akademischen Forschung und deren Folgen

Forschung über Drogen und Alkohol ist im deutschsprachigen Raum mehrheitlich Forschung, die von Medizinern, Psychotherapeuten und Sozialarbeitern betrieben wird. Es handelt sich um Praktiker, bei denen die Forschung im Kontext der eigenen Arbeit eine eher sekundäre Bedeutung hat. Ihre Ausbildung ist selten auf eine systematische Erfassung und Auswertung von Daten ausgerichtet gewesen. Wenn sie Datensammlung betreiben, dann oft auf der Basis unzureichender methodischer Kenntnisse. Grundlagenforschung jenseits der Therapieforschung, angesiedelt in Universitäten oder Forschungseinrichtungen, gibt es kaum. Und wo es sie gibt, da handelt es sich meist um sporadisch betriebene Forschung, vielfach durch Berufsanfänger oder im Rahmen universitärer Abschlußarbeiten. Eine unzureichende personelle Kontinuität kommt – unter Sozialwissenschaftlern noch in verschärfter Form – hinzu: Nicht nur, daß es innerhalb der Institute, an denen die Forschung betrieben wird, keine Kontinuität gibt. Auch diejenigen, die ihre Abschlußarbeit über das Thema verfaßt oder als Wissenschaftler darüber gearbeitet haben, greifen die Thematik in der Folgezeit in der Regel nicht auf. Die Zahl der Forscher, die in etwa zur gleichen Zeit an verwandten Themen arbeiten und eine Art »scientific community« bilden könnte, ist minimal.

Die Praktikerdominanz und die Abstinenz der akademischen Forschung haben zu Defiziten geführt, welche die Qualität der vorliegenden Drogenuntersuchungen nachhaltig beeinträchtigten.[1*]

(1) Die Auswahl der Untersuchungspopulation richtet sich meist mehr am Prinzip der Gelegenheit als an der systematischen Auswahl unter theoretischen-methodischen Gesichtspunkten aus. Es wird auf das Klientel zurückgegriffen, zu dem im Rahmen der eigenen Arbeit leicht Zugang besteht. Dementsprechend stellen ein Großteil der untersuchten Populationen Personen aus Kliniken und Behandlungseinrichtungen dar. Die selektive Repräsentanz der Konsumenten in diesen Einrichtungen wird in der Regel nicht bedacht und getan, als wäre das Klientel repräsentativ für die Verbraucher der jeweiligen Substanzen schlechthin (so z. B. bei *Keup* 1985; *Stosberg* und *Lösch*, 1987). So wird denn nicht nur das Ausmaß problematischen oder süchtigen Drogenumgangs, sondern auch der »typische« Drogenkonsument im Grade seiner Abweichung überschätzt.

(2) Die Fragestellungen sind selten theoretischer Art. Deskriptive Darstellungen herrschen vor. Wenn Interpretationen vorgenommen werden, dann unter dem Gesichtspunkt des – oft als Tugend erachteten, realiter aber fragwürdigen – Mehrfaktorenansatzes: Versucht wird, möglichst viele Variablen unterschiedlicher Provenienz in die Analyse einzubeziehen. Der wissenschaftliche Gehalt einer Erklärung besteht jedoch nicht in einer möglichst hohen Zahl von Erklärungsfaktoren, sondern der Spezifikation ihrer Interrelationen und der Mechanismen ihres Einflusses (dazu *Cohen*, 1962). Die Folge der vorherrschenden deskriptiven Ansätze ist eine Anhäufung von Daten mit begrenzter Erklärungskraft.

* Anmerkungen s. S. 774

(3) Sowohl die Anlage der Untersuchung als auch deren Auswertung unterliegt methodischen Mängeln. Die Fragebögen in vielen, wenn nicht den meisten Fällen, entsprechen nicht den in der Sozialforschung üblichen Standards. Die Stichprobenziehung ist oft willkürlich und läßt Verallgemeinerungen nicht zu. Variablen werden arbiträr operationalisiert (so etwa oft im Fall der Schichtzugehörigkeit oder den Drogensequenzen).

(4) In der Art der theoretischen und methodischen Vorgehensweise herrscht weithin Provinzialismus vor. Die Forschung gleicht einem selbst-referentiellen System, das sich nur noch aus sich selbst heraus reproduziert. Die Rezeption alternativer, sozialwissenschaftlicher Sichtweisen fehlt ebenso wie die Rezeption ausländischer Literatur (wenngleich sich letzte Situation zumindest in den letzten Jahren leicht gebessert hat).[2]

(5) Epidemiologische und ätiologische Forschung auf der Basis repräsentativer Umfragen wird seit einigen Jahren fast nur noch im Auftrag von Behörden durch kommerzielle Umfrageinstitute durchgeführt. Eine Anbindung an akademische Fragestellungen unterbleibt, die Berichte sind deskriptiver Art und für theoretische Fragestellungen wenig ergiebig. Veröffentlicht wird (wenn es überhaupt dazu kommt) meist nur ein Teil der Berichte. Das Erkenntnispotential wird – solange die Daten keiner Sekundäranalyse unter Rückgriff auf den Originaldatensatz unterzogen werden können – unzureichend genutzt.

(6) Die von den kommerziellen Instituten erstellten Berichte erschöpfen sich – so sie sich auf wiederholte Erhebungen oder länderspezifische Auswertungen gründen – meist auf die Wiederholung sehr begrenzter Interpretations- und Beschreibungsraster. Innovative theoretische und empirische Deutungen finden sich kaum. Die verschiedenen Berichte zeichnen sich durch ein erhebliches Maß an Redundanz aus.

Angesichts der desolaten Forschungssituation ist der Mythenbildung ein weites Feld eröffnet. Es genügt oft, wenn ein Praktiker, der mit dem Drogenthema befaßt ist, einen neuen Trend behauptet: die Nachricht wird von den Medien, Praktikern und Wissenschaftlern schnell aufgegriffen und – ohne nach Belegen zu fragen und andere Erfahrungen zu berücksichtigen – mit der Realität gleichgesetzt. Die Rezeption scheint um so bereitwilliger zu erfolgen, je mehr die Aussagen den bestehenden Eindruck einer sich zuspitzenden Entwicklung bestärken: wird doch daran um so mehr die Dramatik der Veränderung sichtbar. Dabei mag es sich bei der behaupteten Veränderung nur um eine lokale Veränderung handeln, durch zunehmende Selektion des eigenen Klientels bedingt oder auch eine Fehlperzeption. Eine wissenschaftliche Korrektur der Aussagen findet selten und dann oft nur sehr verspätet statt, weil es an kontinuierlicher Datensammlung und entsprechenden Forschungsgruppen und Forschungseinrichtungen mangelt.

1.4. Untersuchungspopulation und Forschungsmethode: Umfrage unter Jugendlichen

Wo immer es um die Verbreitung des Drogen- und des Alkoholgebrauchs unter Jugendlichen ging, sind Umfragen in der Bundesrepublik das bevorzugte Mittel der

Datengewinnung gewesen. Dabei stand zunächst das Thema des illegalen Drogengebrauchs im Vordergrund der Forschung, die Alkoholthematik wurde allenfalls am Rande mit ein bis zwei Fragen aufgegriffen. Im Verlauf der 70er Jahre verschob sich die Schwerpunktsetzung, kam die Thematik des Alkoholgebrauchs – mitbedingt durch den Eindruck einer stark wachsenden Ausbreitung – verstärkt hinzu. In neuerer Zeit ist dieses Spektrum nochmals durch gesundheitsbezogene Fragen (u. a. zum Medikamentenkonsum) erweitert worden. Die Frage des Drogengebrauchs tritt dadurch bedingt im Vergleich zu früher stärker in den Hintergrund. Die Forschung gerät zur »Gesundheitsforschung«, die Fragen möglicher Prävention werden fast nur noch im Kontext gesundheitsbezogener Fragestellungen gesehen.

Bis Mitte der 70er Jahre sind es primär Schülerumfragen, die in Form einer schriftlichen Befragung in Klassensituation eingesetzt werden. Ihr Vorteil liegt darin, daß sie relativ ökonomisch durchgeführt und große Befragtenzahlen mit relativ geringem Aufwand erzielt werden können. Ihr Nachteil liegt darin, daß keine Schulabgänger miteinbezogen werden, obwohl diese noch stärker als Schüler durch Drogengebrauch belastet sein könnten. Die Schülerumfragen beschränken sich auf die kommunale oder Landes-Ebene. Bundesweite Befragungen unter Jugendlichen, unter Einschluß von Nicht-Schülern, im Rahmen von face-to-face-Interviews, gibt es seit 1973 durch das Institut für Jugendforschung (im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung). Umfragen, welche die Einstellungen (und nicht den Konsum erfassen), gibt es bundesweit für den gleichen Auftraggeber sogar seit 1971. Bundesweite[3] postalische Erhebungen durch Infratest (für den Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit) kommen Anfang der 80er Jahre hinzu. Schriftliche Befragungen in Klassensituation, einst das bevorzugte Mittel für Repräsentativbefragungen, finden sich in den letzten Jahren kaum mehr. Ob dieser Wechsel in den Erhebungsmodalitäten nennenswerte Konsequenzen für die Ergebnisse der Befragung hat, ist nach den vorliegenden Untersuchungen eher unwahrscheinlich, wenngleich es nicht ganz auszuschließen ist und weitere Forschung nötig scheint.[4]

Wie groß allein das Forschungsvolumen auf Landes- und Bundesebene ist (kommunale oder auf einzelne Schulen beschränkte Studien einmal ganz ausgeklammert), belegt die Übersicht in den Tabellen 1 und 2. Summiert man die Befragtenzahl dieser Studien auf, so kommt man auf einen Wert von rund 90 000 Jugendlichen, die im Lauf der Zeit im Rahmen von Drogenstudien befragt wurden. Würde man zusätzlich die kommunalen Drogenstudien (siehe Übersicht bei *Reuband*, 1977 d) einbeziehen, käme man auf Werte von weit über 150 000 Befragten. Die Zahl würde sich noch weiter erhöhen, wenn man die Umfragen hinzurechnen würde, die zwar einen anderen Themenschwerpunkt haben, aber zumindest mit einigen Fragen auf die Drogenthematik eingehen. Es gibt wohl kein anderes Thema aus dem Bereich der Jugend, das jemals derart häufig und mit derart hohen Befragtenzahlen erforscht wurde.

Da sich die Umfragen zum Drogengebrauch auf Jugendliche allgemein beziehen und mögliche erklärende Variablen des Drogenkonsums (wie Verhältnis zu Elternhaus, Schule etc.) in der Regel miterhoben wurden, stellen sie ein umfangreiches Potential auch zur Beantwortung von Fragestellungen ganz allgemein aus dem

Tabelle 1: Übersicht über die repräsentativen Jugendstudien auf Länderebene zum Drogen- und Alkoholgebrauch

Nr.	Jahr	Land	Grundgesamtheit	Befragungsmethode	Befragtenzahl	Forscher
1	1970	Schleswig-Holstein	Gymnasiasten	S	4647	Schwarz u. a.
2	1971	Hamburg	Versch. Schularten ab 7. Klasse	S	4797	Jasinsky
3	1971	Baden-Württemberg	14–21 Jahre	M	1871	Wickert-Institut
4	1971/72	Schleswig-Holstein	Gymnasien, Real- u. Berufsschüler	S	4995	Schwarz u. a.
5	1972	Hessen	Versch. Schularten ab 8. Klasse	S	11521	Kultus- u. Innenministerium
6	1972	Nordrhein-Westfalen	Versch. Schularten 7.–12. Klasse	S	4653	Wetz u. Peterson
7	1972/73	Saarland	Versch. Schularten ab 12 Jahren	S	2088	Schmitt, Stein, Wolf
8	1973	Bayern	12–24jährige	M	2676	Infratest
9	1973	Hamburg	Versch. Schularten ab 8 Klasse	S	5168	Jasinsky
10	1973	Baden-Württemberg	14–21jährige	M	1623	Wickert-Institut
11	1975	Hamburg	Versch. Schularten ab 8. Klasse	S	5426	Reuband
12	1976	Bayern	14–24jährige	M	2450	Infratest
13	1976	Saarland	Versch. Schularten ab 12 Jahren	S	2139	Schmitt u. Stein
14	1978	Baden-Württemberg	12–25jährige	M	1467	Infratest
15	1980	Bayern	12–24jährige	M	2033	Infratest
16*	1981	Schleswig-Holstein	12–24jährige	P	1408	Infratest
17*	1981	Nordrhein-Westfalen	12–24jährige	P	1843	Infratest
18*	1981	Saarland	12–24jährige	P	870	Infratest
19*	1981/82	Hamburg	12–24jährige	P	720	Infratest
20*	1981/82	Niedersachsen	12–24jährige	P	1891	Infratest
21*	1981/82	Rheinland-Pfalz	12–24jährige	P	1475	Infratest
22*	1986/87	Schleswig-Holstein	12–24jährige	P	577	Infratest
23*	1986/87	Nordrhein-Westfalen	12–14jährige	P	1828	Infratest
24*	1986/87	Hamburg	12–14jährige	P	623	Infratest
25*	1986/87	Niedersachsen	12–14jährige	P	1969	Infratest
26*	1986/87	Rheinland-Pfalz	12–14jährige	P	1544	Infratest
27*	1986/87	Bayern	12–14jährige	P	2262	Infratest
28*	1986/87	Berlin	12–14jährige	P	551	Infratest

Abkürzungen bei Befragtenart: S = Schriftliche Befragung in Gruppensituationen, M = Mündliche Befragung in face-to-face-Situation, P = Postalische Befragung.

* als Bestandteil einer z. T. aufgestockten Bundesstudie (vgl. Tabelle 2).

Zugänglichkeit: Die Studien Nr. 2, 6, 9, 11 sind im Zentralarchiv für empirische Sozialforschung der Universität zu Köln archiviert und stehen zu Zwecken der Sekundäranalyse zur Verfügung.

Publikationen: Näherer Nachweis für die Erhebungen bis 1976 und deren Publikationen in *Reuband* (1977c). Zu den späten Erhebungen durch Infratest gibt es z. T. (über die internen, unveröffentlichten Tabellen- und Berichtsbände hinaus) von den einzelnen Landesministerien bzw. Drogenbeauftragten herausgebende Kurzberichte. Eine Kurzdarstellung für die 1981–82 Infratest-Erhebungen als Ganzes findet sich in BMJFG (1983).

Tabelle 2: Übersicht über die repräsentativen Jugendstudien auf Bundesebene zum Drogen- und Alkoholgebrauch

Nr.	Jahr	Grundgesamtheit	Befragungsmethode	Befragtenzahl	Forscher
1	1971	14–25jährige	M	1890	IJF
2	1971	14–25jährige	M	951	IJF
3	1973	12–25jährige	M	1763	IJF
4	1976/77	12–25jährige	M	1503	IJF
5	1979	12–25jährige	M	1766	IJF
6	1982	12–25jährige	M	1806	IJF
7	1986	12–25jährige	M	1800	IJF
8*	1986/87	12–29jährige	P	5501	Infratest
9	1989	12–20jährige	M	in Vorber.	IJF

Abkürzungen: Bei Befragungsart wie in Tabelle 1; IJF = Institut für Jugendforschung.

* Zusätzlich zu den Ländererhebungen (vgl. Tab. 1 Nr. 22–28)

Zugänglichkeit: Die Studien Nr. 1–7 und 9 sind im Zentralarchiv für empirische Sozialforschung der Universität zu Köln archiviert und stehen zu Zwecken der Sekundäranalyse zur Verfügung.

Publikationen: Die Tabellen- und Berichtsbände liegen nur in unveröffentlichter Form beim Auftraggeber vor. Kurzfassungen der IJF-Studien sind publiziert worden von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Köln).

Bereich der Jugendforschung dar. Für die Drogenforschung eröffnen sie prinzipielle Vergleichsmöglichkeiten über Zeit und – so man kumuliert – ebenso ein Potential zur Erforschung von Untergruppen unter den Drogenkonsumenten. Doch diesen Auswertungsmöglichkeiten sind Grenzen gesetzt: abgesehen davon, daß ein Großteil der Studien keiner Sekundäranalyse zugänglich ist (weil die Daten entweder nicht mehr existieren oder nicht verfügbar gemacht werden), sind auch die Indikatoren meist unvergleichbar. Dies hat wiederum viel mit der Eigenständigkeit der Forscher, aber auch mit Verschiebungen in der institutionellen Forschungsbasis zu tun. Wurden die Schülererhebungen, welche die Forschung zu Beginn der 70er Jahre kennzeichneten, meist durch Wissenschaftler an Universitäten durchgeführt, so wurden die späteren Erhebungen durch kommerzielle Markt- und Meinungsforschungsinstitute betreut.

Die Verschiebung hat Konsequenzen: Die kommerziellen Institute sind in der Regel (und mehr noch als die akademischen Forscher) bemüht, eigene Frageinstrumentarien in den Untersuchungen zu verwenden. Dies bedeutet, daß vergleichbare Indikatoren über Zeit in der Regel nur dort bestehen, wo die gleichen Institute zu einem späteren Zeitpunkt eine erneute Befragung zum Thema vornehmen. Sofern ein Forscher auf identische Indikatoren für einen breiteren Raum zurückgreifen will, bleibt ihm einzig die Umfrageserie des Instituts für Jugendforschung (mit beschränktem Fragesatz zum Drogengebrauch und in der neusten, geplanten Erhebung zudem auch mit veränderter Alterszusammensetzung). Die erst seit kurzem von Infratest postalisch durchgeführten Umfragen verfügen in der Regel über keine Indikatoren, die mit denen aus den Befragungen Anfang der 70er Jahre in Beziehung gesetzt werden können.

Die fehlende Replikationsbemühungen haben zur Folge, daß wir über bestimmte Themen des Drogengebrauchs für die Zeit ab Mitte der 70er Jahre nichts mehr

wissen. So wurde z.B. in den frühen Schülerstudien vielfach die Situation des Erstgebrauchs von Drogen differenziert erfragt, in den späteren Umfragen unter Jugendlichen nicht mehr. Weder wissen wir, wie oft Drogen üblicherweise angeboten oder erbeten wurden und ob die Drogen etwas kosteten, noch kennen wir die erste Drogenwirkung. Ebenso bleibt in den späteren Studien die Drogensequenz ausgeklammert – ob sich hier Veränderungen über Zeit ergeben haben, ob andere Einstiegsdrogen und Drogensequenzen gewählt werden (wie vielfach behauptet), kann damit nicht untersucht werden. Was allenfalls über die verschiedenen Studien hinweg verglichen werden kann, ist die Verbreitung des Drogenkonsums: kombiniert mit den Rückerinnerungsfragen zum Zeitpunkt des ersten Drogenkonsums läßt sich darüber retrospektiv eine Zeitreihe der Drogenverbreitung konstruieren (dazu vgl. *Reuband*, 1988a, b).

1.5. Analyse von Drogenabhängigkeit und individuellen Verlaufsprozessen

Die verfügbaren repräsentativen Umfragen eignen sich zur Beschreibung von Drogenerfahrung und – bei hinreichend großer Befragtenzahl – zur Analyse des Drogengebrauchs in seinem Erscheinungsspektrum. Zur Erfassung der Heroinabhängigkeit, die in der Öffentlichkeit meist als das »eigentliche« Drogenproblem begriffen wird und ein Spätstadium individueller Drogenkarrieren repräsentiert, reicht die Befragtenbasis nicht aus. Sie wäre auch bei weiterer Aufstockung der Stichprobe kaum möglich: Heroinabhängige sind schwer erreichbar oder verweigern die Teilnahme. Heroinverwender in repräsentativen Umfragen unter Jugendlichen bilden in der Regel mehrheitlich nur »Probierer« ab: Personen, die einige wenige Male das Mittel nahmen und dann wieder aufhörten.[5]
Um die dauerhaften Heroinverwender zu erfassen, müssen andere Untersuchungsstrategien gewählt werden: Strategien, die an diesen Personen selbst ansetzen und sie entweder über Therapieeinrichtungen, Strafanstalten oder der Drogenszene rekrutieren (siehe etwa *Middendorf* et al., 1977; *Berger* et al., 1980; Projektgruppe TU Drop. 1984). Oder indem auf bestehende Akten jener Institutionen zurückgegriffen wird, mit denen die Abhängigen Kontakte hatten (*Reuband*, 1979a; *Skarabis/Patzak*, 1981). Dabei müssen bei der Interpretation die möglichen Verzerrungen – sozial integrierte Heroinabhängige fallen z.B. polizeilich wenig auf und sind auch seltener in Therapie – in der Interpretation berücksichtigt werden.
Bei den meisten Umfragen handelt es sich um Querschnittsuntersuchungen. Studien, die Verlaufsprozesse im Bereich des Drogen- und Alkoholgebrauchs auf individueller Ebene analysieren, sind selten. Sie nehmen zwei Formen an: zum einen als prospektive Longitudinalstudie von Jugendlichen allgemein. Jugendliche werden im Rahmen wiederholter Befragung über die Zeit befragt und untersucht, welche Veränderungen in der Biographie zum Drogengebrauch oder dessen Beendigung führen (z.B. *Schenk*, 1979; *Silbereisen/Kastner*, 1985). Mehrwellige Panelerhebungen darunter sind selten, der erfaßte Zeitraum ist in fast allen Fällen – mit Ausnahme einer Infratest-Studie, die einen 10-Jahres-Zeitraum umfaßt (Infratest, 1985) – relativ kurz.
Will man Aussagen über fortgeschrittenen Drogen- und Alkoholgebrauch treffen,

so stoßen die meisten der vorliegenden Panelstudien auf Grenzen: angesichts der geringen Ausgangsbasis reicht die Befragtenzahl nicht für differenzierte Analysen. Hier müssen andere Strategien gewählt werden: je nach Fragestellung sind fortgeschrittene Konsumenten über die Drogenszene zu rekrutieren oder über Behandlungseinrichtungen und andere Institutionen. Zu dieser Art von Untersuchungen zählen vor allem die Katamneseuntersuchungen, bei denen es in der Regel nur um die Messung der Therapieerfolge geht (z.B. *Raschke/Schliehe*, 1985). Ihr Nachteil liegt darin, daß ein umfassenderes Interesse am Drogenverlauf selbst nicht besteht. Das einzige Longitudinal-Projekt, das eine breitere Fragestellung aufnimmt, ist das (letztlich jedoch ebenfalls primär praktisch orientierte) AMSEL Projekt (Projektgruppe Rauschmittelfragen, 1988).
Neben der prospektiven Longitudinalstudie stehen retrospektive Studien: der Verlauf wird über die biographische Rekonstruktion und Rückerinnerungsfragen – im Rahmen weitgehend qualitativer Interviews – ermittelt (*Kreuzer*, 1975; *Berger* et al., 1980; *Kreuzer* et al., 1981). Gegenüber den prospektiven Longitudinalstudien liegt der Vorteil darin, den Verlauf sowohl in den objektiven Veränderungen als auch der subjektiven Deutung detailliert und kontinuierlich über einen längeren Zeitraum erfassen zu können und dies auch bei Personen, die im Rahmen der üblichen Longitudinalstudien unter Jugendlichen normalerweise zu selten vertreten sind. Der Nachteil liegt in der Beschränkung auf jene Personen, die bis in das Endstadium fortgeschritten sind. Die Verlaufsprozesse bei den anderen Konsumenten werden nicht erfaßt. Man weiß nicht, ob bestimmte »typische« Erfahrungen in der Biographie der Befragten unter andersgearteten Bedingungen zu anderen biographischen Karrieren führen. Nur eine Kombination prospektiver und retrospektiver Datenerfassung wird in der Lage sein, die jeweiligen Vorteile der beiden Verfahren zu nutzen und die Nachteile zu reduzieren.

2. Theoretische Ansätze und empirische Befunde

2.1. Theoretische Erklärungsansätze

In den empirischen Arbeiten zum Drogen- und Alkoholgebrauch herrscht eine weitgehende Theorielosigkeit vor. Gleichwohl gibt es – eher implizit als explizit – eine Sichtweise, welche das Forschungsgebiet dominiert: eine, nach der der Drogen- und exzessive Alkoholgebrauch allein aus selbsttherapeutischen Motiven heraus praktiziert wird. Der Konsument wird als Person gesehen, die sich in Problemlagen befindet und versucht, sich ihnen durch die Flucht in den Rausch zu entziehen (so z.B. *Ladewig* et al., 1979, 10; *Heckmann*, 1980, 61; *Stosberg*, 1981, 8; *Hurrelmann* et al., 1985, 120; *Malchau*, 1987, 3). Man könnte den Ansatz als den »pathologischen Erklärungsansatz« bezeichnen.
Die Sichtweise des pathologischen Ansatzes prägt maßgeblich die Interpretationen empirischer Befunde – und führt z.T. zu recht gravierenden Fehleinschätzungen. Kritische Einstellungen zur Gesellschaft – geraten aus Sicht einer verengten klinischen, rein pathologischen Perspektive zum Symptom einer Persönlichkeitsstörung,

(so *Schwarz*, 1974, 90f.; ähnlich *Biener*, 1978, 101), relativ geringe Unterschiede zwischen Konsumenten und Nichtkonsumenten im Ausmaß gestörter sozialer Beziehungen zur Umwelt werden zu prinzipiellen Unterschieden hochstilisiert. Der »typische« Konsument wird so zu einer Person mit pathologischer Beziehung zum Elternhaus und Schule, der »typische« Nichtkonsument zu jemandem, der in Harmonie mit beiden Institutionen steht (so z.B. *Ladewig* et al., 1983, 19; *Schwarz*, 1975; *Täschner*, 1986, 30). Doch nicht nur, daß es wenig Sinn macht, kritische Orientierungen gegenüber der Gesellschaft mit Persönlichkeitsstörungen gleichzusetzen, auch die übrigen Beschreibungen greifen zu kurz und unterliegen einer Tendenz zur Stereotypisierung: Sichtet man die verfügbaren Unterlagen genauer (siehe dazu u.a. die Daten in *Jasinsky*, 1971; 1973; *Wormser*, 1973; *Peterson/Wetz*, 1975), so ist die Differenz zwischen Konsumenten und Nichtkonsumenten in ihrem Verhältnis zur Umwelt meist nicht sehr groß. Von einer Mehrheit der Drogenkonsumenten, die negativ zu Elternhaus und der Schule steht, kann nicht die Rede sein. Nur unter den fortgeschrittenen Konsumenten gibt es Tendenzen in diese Richtung.
So wie geringe Unterschiede in den Indikatoren mit massiven Störungen im Sinne des pathologischen Ansatzes gleichgesetzt werden, so sehr werden zugleich Widersprüche zwischen eigenen Annahmen und der empirisch ermittelten Realität heruntergespielt, mitunter sogar als Bestätigung des eigenen Ansatzes umgedeutet. Vielleicht am deutlichsten ist dies dort der Fall, wo es um die soziale Einbindung in den Kreis der Gleichaltrigen geht. Nach dem herkömmlichen Deutungsschema haben Drogenkonsumenten Probleme mit ihrer Umwelt. Sie müßten einsamer sein. Und entsprechend werden sie in der Literatur porträtiert (vgl. u.a. *Weidmann*, 177, 75; *Jenner*, 1981, 187; *Behr*, 1982, 86; *Scheidt*, 1984, 69; *Hurrelmann* et al., 1985, 120). Tatsächlich aber sind Konsumenten weniger einsam als Nichtkonsumenten: Sie verfügen über mehrere Kontakte und verbringen mehr Zeit mit Gleichaltrigen (vgl. u.a. *Schmidt-Scherzer*, 1971, 244f.; *Seelisch*, 1972, 47; *Nordalm*, 1972, 107f.; Institut für Jugendforschung, 1973; *Peterson/Wetz*, 1975, 90; *Reuband*, 1980c, 67; Infratest, 1987). Die in der Literatur betriebene Immunisierung des pathologischen Erklärungsansatzes und Abschottung gegenüber konträren Befunden besteht in diesem Fall in der Umdeutung quantitativ vieler Beziehungen in qualitativ wenige: Die Vielzahl der Kontakte wird zum Ausdruck einer Flucht in oberflächliche Beziehungen deklariert (so z.B. *Nordalm*, 1972, 109; *Seelisch*, 1972, 47). Dabei wird auf die empirisch fragwürdige Prämisse (siehe dazu die Befunde bei *Hare/Hare*, 1948, 331; *Caplow/Foreman*, 1950, 362; *Williams*, 1959, 7) zurückgegriffen, wonach Personen mit vielen Kontakten notwendigerweise mehr oberflächliche Beziehungen haben müssen. Quantität und Qualität der Beziehungen werden ohne jeglichen Nachweis als Gegensatz begriffen.
Der Einfluß des pathologischen Ansatzes drückt sich schließlich auch in der Nichtbeachtung alternativer Erklärungen aus. Wo festgestellt wird, daß Konsumenten im Vergleich zu Nichtkonsumenten ein schlechteres Verhältnis zu ihren Eltern oder der Schule haben, wird der Griff zur Droge stets als Reflex dieser gestörten Beziehungen gesehen und unterstellt, daß die Beziehungen als belastend erlebt werden. Der postulierte intervenierende Mechanismus – das Gefühl der Unzufriedenheit und psychischen Belastung – wird jedoch nicht durch eine entsprechende

Variable in die Analyse eingeführt und auf seine Erklärungskraft hin geprüft. Dabei wären alternative Deutungen des gleichen Zusammenhangs durch Theorieansätze in der Soziologie abweichenden Verhaltens durchaus möglich. So bedeutet z. B. das Vorhandensein gestörter Beziehungen in *Travis Hirschis* Kontrolltheorie eine reduzierte Kontrolle. Nicht die psychische Belastung bestimmt aus dieser Sicht das Verhalten als vielmehr die Lockerung der Bindung an konventionelle Bezüge (*Hirschi*, 1972). Nach der differentiellen Assoziationstheorie von *Edwin Sutherland* bedeutet ein gestörtes Verhältnis zu Elternhaus und Schule lediglich ein Hintergrundsmerkmal, das insofern Einfluß nimmt, als darüber der Kontakt mit delinquenten Verhaltensmustern und deren positiver Definition begünstigt wird. Die eigentliche Determinante des abweichenden Verhaltens liegt in den Kontakten zu Personen, die deviante Definitionen vermitteln (*Sutherland* und *Cressey*, 1960). Die Hintergrundvariablen sind in allen drei Erklärungen dieselben, nur die intervenierenden Mechanismen unterscheiden sich.

Neuere Analysen, welche diesem alternativen sozialwissenschaftlichen Theorien Rechnung tragen und sich auf repräsentative Schülerstudien stützen, machen deutlich, daß es vor allem *Edwin Sutherlands* und *Howard Beckers* Theorien sind (*Sutherland/Cressey*, 1960; *Becker*, 1973). welche sich – leicht modifiziert und miteinander integriert – zur Erklärung des Drogenkonsums eignen. Die Motivation zum Konsum und die sie stützenden Einstellungen werden danach im Kontakt mit Freunden und Bekannten erlernt und bestimmen über die Bereitschaft zum Konsum. Die Abweichung erweist sich als eine Art von Konformität mit dem Milieu, in dem sich der einzelne aufhält. Der pathologische Erklärungsansatz verblaßt gegenüber soziokulturellen Erklärungen – seine Erklärungskraft ist unter Schülern für die Mehrzahl der Fälle von Drogengebrauch zu gering (vgl. ausführlicher *Reuband*, 1977c; 1989).

Wie sehr der Griff zur Droge als das Produkt eines soziokulturellen Lernprozesses zu verstehen ist, zeigt bereits die Analyse der Situation, in der Jugendliche zum ersten Mal zur Droge gelangen. Der erste Griff zur Droge und das Drogenerleben selbst erweisen sich durch die Zusammensetzung des Freundes- und Bekanntenkreises als mitbestimmt (eingehender dazu *Becker*, 1973; *Zimmermann*, 1976; *Reuband*, 1980c). Die Mehrheit der Drogenkonsumenten (und ebenso die Mehrheit der Alkoholkonsumenten) beginnt den Gebrauch mit anderen Personen, meist gleichaltrigen Freunden und Bekannten, und mit ihnen wird der Konsum lange Zeit weiter betrieben. Die zuvor zitierte Beobachtung, daß jugendliche Konsumenten mehr Kontakte als Nichtkonsumenten haben (ähnlich die Situation beim exzessiven Alkoholgebrauch, vgl. *Reuband*, 1980b; 87), mag in diesem Phänomen sodenn auch seinen Grund haben: wer einsam ist, der hat schlichtweg geringere Chancen, auf Konsumenten zu treffen. Entsprechend seltener bietet sich ihm die Gelegenheit zum Konsum. Wer über viele Kontakte verfügt, hat mehr Gelegenheiten, an Drogen zu gelangen.

2.2. Erscheinungsformen des Gebrauchs

Begonnen wird der Alkohol- und Drogengebrauch in der Regel im Jugendalter. Mit 14–15 Jahren haben alle Jugendlichen schon einmal Alkohol probiert (*Reuband*, 1977b, 249; *Fahrenkrug*, 1980, 13). Unter den Drogenkonsumenten haben mehrheitlich im Alter von unter 17 Jahren die erste Drogenerfahrung gemacht. Zwischen 18 und 24 Jahren stößt nur noch ein kleiner Teil hinzu. Die Wahrscheinlichkeit, später in den Drogengebrauch einzusteigen, sinkt dann freilich, wie weitere Studien unter erwachsenen Konsumenten nahelegen, schnell ab (*Reuband*, 1986; Infratest, 1987). Zugleich wird auch die Wahrscheinlichkeit reduziert, den einstmals ausgeübten Drogengebrauch fortzusetzen: Je älter Personen mit Drogenerfahrung sind, desto häufiger haben sie den Konsum wieder eingestellt. So werden denn die Unterschiede zwischen den Alterskategorien in der Prävalenz des Drogengebrauchs in der Regel aufgehoben, wenn der aktuelle Konsum statt der Drogenerfahrung per se herangezogen wird (vgl. *Reuband*, 1988b). Die Jugendphase erweist sich damit als die Phase des Einstiegs und des am häufigsten praktizierten Konsums. Nur in der kleinen Gruppe der Drogenabhängigen liegt die Phase des fortgesetzten Gebrauchs und des »Ausstiegs« in höherem Alter.

Eine der häufigsten Vorstellungen über den Drogengebrauch ist die, der Konsum würde zwangsläufig zu einem problematischen Konsum und zur Abhängigkeit führen. Ein Umstieg auf »härtere« Drogen sei vorprogrammiert (*Stahl/Panzer*, 1973, 231; *Weber*, 1980, 117; *Franke*, 1980, 5). Die Drogenverwendung folge einem »Alles oder Nichts-Gesetz« (*Schadewaldt*, 1986, 162). Nicht unähnlich die Vorstellung vom Alkohlgebrauch Jugendlicher: wenn davon die Rede ist, wird er in der Literatur gewöhnlich mit exzessivem Alkoholumgang gleichgesetzt. Jugendalkoholkonsum und exzessiver Alkoholgebrauch sowie exzessiver Gebrauch und Jugendalkoholismus werden zu Synonymen (vgl. z.B. *Gruner*, 1977, 93; *Bron*, 1977, 1861). Wo die Art des Umgangs nicht aus der Droge selbst gefolgert wird, werden die Persönlichkeitseigenschaften des Konsumenten als Ursache des Gebrauchsmusters gesehen. Dabei werden den Verwendern von Drogen und Alkohol psychosoziale Probleme unterstellt und der Griff zur Droge oder Alkohol als Versuch der Betäubung unangenehmer Empfindungen interpretiert. Der zwanghafte Gebrauch wird zum Spiegelbild der unmittelbaren Konsummotivation.

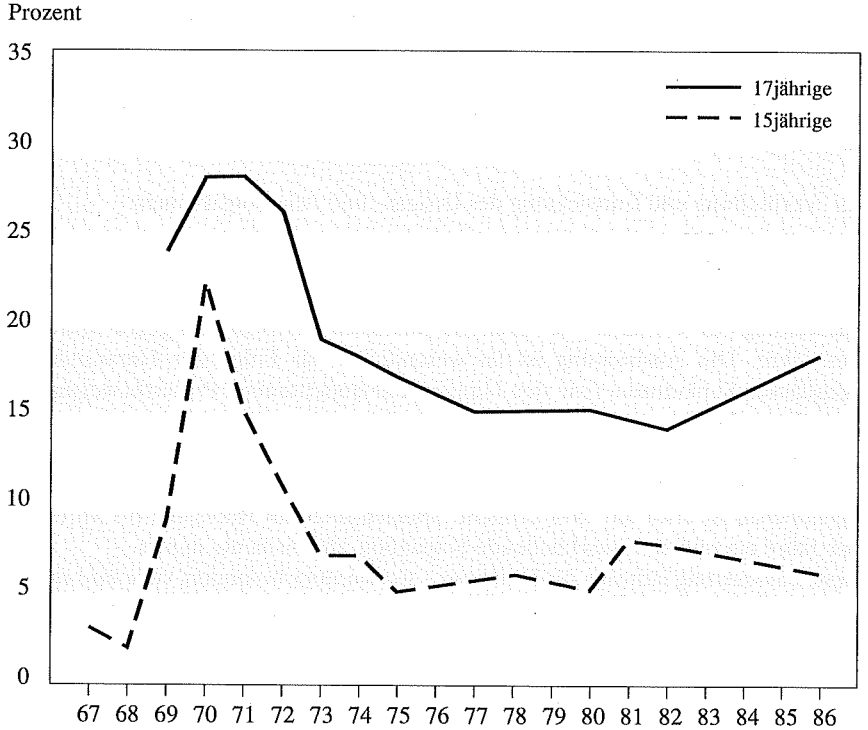
Nicht nur das Spektrum der Drogeneigenschaften, sondern auch der Umgangsformen werden mit dieser Sichtweise verkannt. Es scheint, als würden viele Betrachter einer – ebenfalls bei anderen gesellschaftlichen Phänomenen üblichen – Tendenz folgen, Abweichung zu dramatisieren und sich an den Extremformen zu orientieren. Die empirischen Befunde aus Studien, die durch keine einseitige Selektion zugunsten der problembelasteten Konsumenten verzerrt wird, belegen aber, daß in der Mehrzahl der Fälle der Gebrauch bei Jugendlichen moderat ist. Im Fall der illegalen Drogen beschränkt er sich auf einige wenige Male des Ausprobierens. Täglicher Gebrauch ist selbst bei aktiven Konsumenten selten und ein Umstieg auf Mittel wie Opiate oder Heroin findet sich vermutlich bei nicht mehr als 5% aller Jugendlichen, die jemals Drogenerfahrung machten (vgl. u.a. *Reuband*, 1977a; 1988b; *Schmitt/Stein*, 1979; Institut für Jugendforschung, 1986; Infratest, 1987). Die

Situation ist beim Alkohol insofern eine andere, als sich der Gebrauch nicht auf das Probieren beschränkt, sondern langfristig zur gewohnheitsmäßigen Verwendung übergeht. Doch wenn Alkohol von Jugendlichen getrunken wird, dann geschieht dies ebenfalls meist in einer eher gezügelten Weise (vgl. *Reuband*, 1977b; 1980b, 80ff.; Institut für Jugendforschung, 1986; Infratest, 1987). Die Vorstellung, Alkoholgebrauch würde zwangsläufig in Rauschzuständen enden, wird durch die Realität nicht gedeckt.

2.3. Verbreitung und Entwicklung des Drogen- und Alkoholgebrauchs

Drogengebrauch stellt als Jugendphänomen etwas Neues dar. Wohl hat es ihn in anderer Form unter Erwachsenen z.T. schon früher gegeben, die eigentliche Ausbreitung des Konsums – in Form von Haschisch – erfolgte erst gegen Mitte der 60er Jahre. Die Ausbreitung ist im wesentlichen als Folge der Herausbildung jugendlicher Subkulturen (wie den Hippies und studentischen Protestbewegungen) anzusehen, die den Haschischgebrauch als Mittel neuer Wirklichkeitserfahrung propagierten. Die Ausbreitung vollzog sich in einem bemerkenswert kurzen Zeitraum – zwischen 1968 und 1970. Der Höhepunkt in der Prävalenz unter den Jugendlichen ist etwa um 1971 erreicht. Danach setzt ein Rückgang bis Mitte der 70er Jahre ein und eine anschließende Stagnation, die bis heute anhält.
Diese Entwicklung läßt sich für Hamburg – wo wir über besonders viele und relativ umfassende Umfragen verfügen – am besten dokumentieren (vgl. Abbildung 1). Ähnliche Entwicklungen seit Mitte der 60er Jahre lassen sich jedoch ebenso für andere Bundesländer, wie Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen, feststellen (*Reuband* 1988a; 1988b), analoge Trends ab 1973 (dem Zeitpunkt der ersten Erhebung in der Serie) für Bayern (Bayerisches Staatsministerium des Innern und Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, 1985, 59). Parallel zu dieser Entwicklung vollzieht sich eine steigende Ablehnung des Gebrauchs von Drogen einschl. Heroin. Gesundheitsgefahren werden in zunehmenden Maße mit dem Drogengebrauch assoziiert (Bayerisches Staatsministerium des Innern und Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, 1985, 115; *Reuband*, 1988c, 39f.). Trotz der Stagnation in der Drogenverbreitung unter Jugendlichen wird die Zahl der Drogenkonsumenten (und die Zahl polizeilich registrierter Täter) gleichwohl von Jahr zu Jahr größer. Dies mag wie ein Widerspruch erscheinen, ist es jedoch nicht: durch das Nachwachsen neuer »Drogengenerationen« und die Fortsetzung des Gebrauchs bei einem Teil der bisherigen Konsumenten muß die Gesamtzahl solange zunehmen, wie diese Entwicklung nicht durch eine gleichzeitig steigende Abbruchquote kompensiert wird.
Eine Sondersituation stellt der Gebrauch von Heroin und anderen harten Drogen dar. Zeitversetzt zum Rückgang der Drogenerfahrung unter Jugendlichen ist die Zahl der Einsteiger in den Heroingebrauch (ermittelt über die Zahl erstmals polizeilich auffälliger Heroinkonsumenten) gesunken. Der Rückgang wird in der Bundesrepublik gegen 1986/87 jedoch aufgehoben und geht in einen starken Anstieg der erstauffälligen Konsumenten von Heroin und anderen harten Drogen über. Ungewiß ist, welche Gründe dafür verantwortlich sind: manches spricht für

Abbildung 1: Anteil von Hamburger Jugendlichen, die jemals Drogen genommen haben im Zeitverlauf (in Prozent)

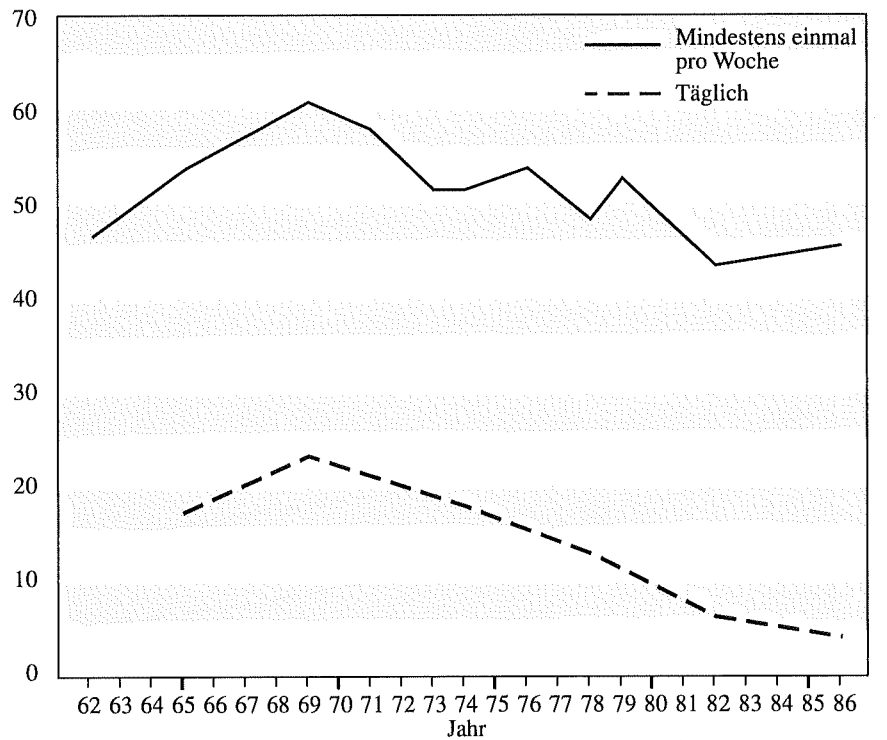


Basis: Retrospektiv konstruierte Angaben zum Beginn des Drogenkonsums, ermittelt über Hamburger Schülerbefragungen von 1971, 1973 und 1975 sowie Hamburger Befragungen unter Jugendlichen 1982 und 1987. Die Angaben stellen globale Schätzungen dar, wie sie aus Angaben zum Jahr/Alter bei Beginn des Drogengebrauchs und dem jetzigen Alter der Befragten errechnet werden können. Quelle: Reuband (1989).

reale Veränderungen im Gebrauch, bedingt durch ein stark vermehrtes und verbilligtes Heroinangebot. Manches spricht auch dafür, daß innerhalb der Gruppe der Drogenerfahrenen die Nachfrage nach harten Drogen – besonders Kokain – zugenommen hat. Dies könnte langfristig ebenso die Zahl der »Umsteiger« auf Heroin erhöhen, stellt doch das Kokain eine Grenzüberschreitung hin zum Gebrauch harter, suchtfördernder Drogen dar. Zum Teil aber auch mag die Polizei verstärkt auf Drogenabhängige achten und dadurch einen Anstieg in der Zahl registrierter Täter bedingt haben (vgl. ausführlicher dazu *Reuband*, 1988c).

Entgegen weitverbreiteten Mutmaßungen kann von einer Ausweitung des Jugendalkoholgebrauchs innerhalb der 70er und 80er Jahre nicht die Rede sein. Viele der in der Literatur zitierten Zahlen – wie etwa über die dramatische Steigerung der Zahl auffälliger Jugendlicher in Hamburg (dazu siehe *Reuband*, 1979b) – erweisen sich entweder als Artefakte oder als fehlinterpretiert. Doch noch häufiger geschieht

Abbildung 2: Häufigkeit des Bierkonsums unter 16–24jährigen im Zeitverlauf (in Prozent)

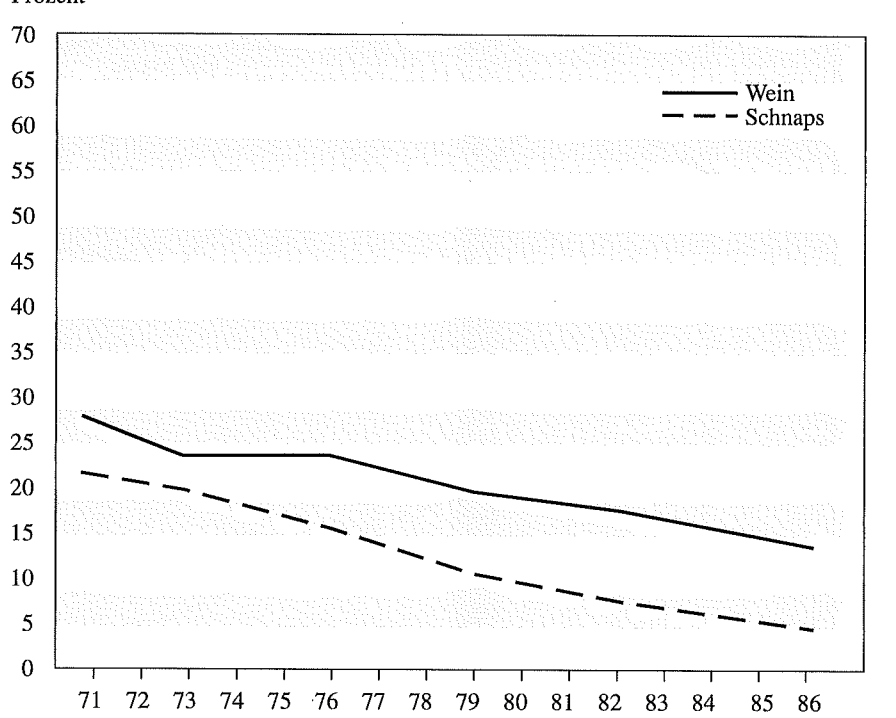


Basis: Jugendliche in der Bundesrepublik im Alter von 16–24 Jahren (1978: 15–24). Die Angaben zu den Jahren 1962, 1965, 1969 und 1974 entstammen Umfragen in der Bevölkerung des DIVO-Instituts (siehe die Zusammenstellung bei *Reuband* (1980 a: 27). Die Angaben für 1978 sind einer Umfrage des Kehrmann-Instituts (1978) entnommen, die sonstigen Angaben zu den Jahren 1971, 1973, 1976, 1979, 1982 und 1986 stammen aus einer eigenen Sekundäranalyse von Umfragen des Instituts für Jugendforschung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (ZA-Studien Nr. 868, 1070, 1071, 1072, 1257, 1603).

es, daß ein Anstieg ohne jegliche Belege als selbstverständliche und hinlänglich bewiesene Tatsache behauptet wird (so etwa bei *Schmidtbauer/Scheidt*, 1984, 49; *Dröge/Krämer-Badoni*, 1987, 14). Sozialer Konsens hat die empirische Prüfung ersetzt. Die Realität sieht anders aus: Die verfügbaren Umfragen unter Jugendlichen weisen darauf hin, daß der wöchentliche – und in noch akzentuierterer Form – der tägliche Konsum alkoholischer Getränke bereits zu Beginn der 70er Jahre seinen Höhepunkt erreichte und seitdem rückläufig ist.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Zeitreihendaten zum Alkoholgebrauch unter Jugendlichen, die dies auf bundesweiter Ebene belegen, findet sich in den Abbildungen 2 und 3. Basis sind die 14–25jährigen, für die wir über die Umfragen des Instituts für Jugendforschung eine relativ geschlossene, kontinuierliche Zeitreihe konstruieren können. Lediglich bei der Bestimmung der Häufigkeit des

Abbildung 3: Konsum von alkoholischen Getränken mindestens einmal die Woche unter 14–25jährigen im Zeitverlauf (in Prozent)



Quelle der Zeitreihe siehe Anmerkungen zu Abbildung 2. *Frageformulierung* der IJF-Studien: »Ich nenne Ihnen jetzt einige Getränke und Sie sagen mir bitte nach dieser Liste, wie häufig Sie das Getränk trinken ... Wein ... Schnaps (Whisky, Weinbrand, Korn).« Die Angaben zur Schnapsverwendung wurden in der 1971er Umfrage über Fragen zu spezifischen Getränken ermittelt.

Bierkonsums ziehen wir eine etwas andere Alterskategorisierung vor: dies geschieht, weil wir nur dadurch die neueren Daten mit früheren Umfragen in Beziehung setzen können. Da sie sich auf eine andere Alterskategorisierung stützen (und die Daten zu Sekundäranalysezwecken nicht zur Verfügung stehen), müssen wir deren Standard bei unserer Alterskategorisierung ansetzen. Nennenswerte Konsequenzen für die Einschätzung des Trends resultieren daraus nicht: würde man sich für die 70er und 80er Jahre auf die 14–25jährigen (anstelle der 16–24jährigen) beschränken, käme man auf prinzipiell ähnliche Entwicklungstendenzen.

Die hier im einzelnen ausgewiesenen Befunde, nach denen in den 70er und 80er Jahren die Häufigkeit des Alkoholgebrauchs gesunken ist, werden auch durch verschiedene Studien auf der Ebene einzelner Bundesländer belegt. Und deutlich wird auch, daß mit diesem Rückgang des Alkoholgebrauchs das Vorkommen exzessiven Trinkens abnimmt.[6] Wenn von einem Anstieg des Alkoholgebrauchs gesprochen werden kann, dann hat er früher gelegen – in den 50er und 60er Jahren

(vgl. dazu *Reuband*, 1980a; *Zinnecker*, 1987). Von einem Langzeitwandel, der Jugendliche vermehrt und in überproportionaler Weise zum Trinken prädisponiert und die Suchtgefährdung in der Gegenwart besonders groß erscheinen läßt, ist überdies nichts zu erkennen: Gemessen an der Jahrhundertwende, zu der nach frühen Umfragen die tägliche Alkoholverwendung bei Jugendlichen die Regel darstellte (*Weygandt*, 1906, 20; *Hoppe*, 1912, 398), ist die Art des Alkoholumgangs in der Gegenwart geradezu »puritanisch«. Die oft zitierte These eines sinkenden Durchschnittsalters bei Alkoholkranken (z.B. *Fischer/Roberts*, 1980, 12) läßt sich nicht belegen (*Reuband*, 1980a, 30ff.).
Warum es innerhalb der 70er und 80er Jahre in der Bundesrepublik zu einem Rückgang sowohl der Drogen- als auch der Alkoholverbreitung unter Jugendlichen kam, ist ungeklärt. Länderspezifische Entwicklungen, die aus der jeweiligen staatlichen Kontrollpolitik erwachsen, dürften kaum dafür verantwortlich sein: beim Drogengebrauch scheint es sich um ein mehr oder minder gemeinsames europäisches Muster zu handeln (siehe etwa für Holland *Hulsmann*, 1982, 164; für Schweden *Isaakson*, 1985, 54), welches ungeachtet der jeweiligen nationalen Drogenpolitik verläuft. Den eigentlichen Gegensatz stellen die USA dar, wo der Anstieg bis Ende der 70er Jahre erfolgte und erst dann in einen – leichten – rückläufigen Trend überging (*Johnston* et al., 1985, 97ff.). Während in der Bundesrepublik ebenso wie in den meisten anderen europäischen Ländern nur eine Minderheit der Jugendlichen jemals Erfahrungen mit Drogen sammelten, ist es in den USA eine Mehrheit (*Reuband*, 1986, 99). Ebenfalls nicht auf die Bundesrepublik beschränkt scheint die Veränderung des Alkoholgebrauchs zu sein (vgl. u. a. *Hibbel*, 1981). Und sie ist auch nicht, wie weitere Studien belegen, auf die Jugendlichen beschränkt. Die Erwachsenen durchlaufen in der Bundesrepublik ähnliche Entwicklungen (*Reuband*, 1980a, 28). Ob der Rückgang auf Fluktuationen zurückgeht, Folge eines langfristig gestiegenen Gesundheitsbewußtsein ist (wofür im Fall des Alkoholgebrauchs manche Indizien sprechen), in ökonomischen Gründen zu suchen ist oder andere Veränderungen im Wertgefüge reflektiert, ist ungewiß.

3. Schlußbemerkungen

Gemessen an der Zahl der Umfragen und Forschungsarbeiten zum Drogengebrauch (und z.T. auch des Alkoholgebrauchs) kann man von einer unzureichenden Beschäftigung mit der Thematik nicht sprechen. Doch die Vielzahl der Daten steht in einem geradezu umgekehrt proportionalem Verhältnis zu deren Qualität und dem durch sie möglichen Erkenntnisgewinn: Entweder sind die eingesetzten Indikatoren methodisch unzulänglich, die Umfragen nicht vergleichbar oder es fehlt die Aufbereitung der Daten unter sozialwissenschaftlicher Perspektive. Das umfassende Datenpotential – gerade auch der neueren Umfragen – ist zudem vielfach unzugänglich für Sekundäranalysen. An systematisch gesammelten Informationen zur Entwicklung des Konsums harter Drogen mangelt es fast vollständig. So bleibt unter diesen Umständen oft lediglich der Rückgriff auf Polizeidaten, welche durch Störgrößen – wie selektive Fahndungsmaßnahmen – beeinträchtigt sind.

Mit am schwersten wiegt wohl die bislang weitgehende unterbliebene Verarbeitung der Daten unter einer sozialwissenschaftlichen Perspektive, bedingt durch die Abstinenz der Sozialwissenschaftler gegenüber diesem Thema. Hier scheint der größte Handlungsbedarf zu liegen. Er ist vermutlich nur durch eine gewisse Institutionalisierung der Forschung im Rahmen von Forschungsgruppen einlösbar. Nur dadurch wird es möglich sein, eine thematisch zentrierte »scientific community« unter Sozialwissenschaftlern auf diesem Gebiet zu ermöglichen. Dabei ist eine interdisziplinäre Ausrichtung – so sehr sie auch zunächst als sinnvoll erachtet werden mag – eher ein Hindernis denn ein Vorteil. Sie beschwört die Gefahr, daß die Herausbildung eigener sozialwissenschaftlicher Erklärungsansätze und Traditionen durch eine zu starke Anlehnung an andere Disziplinen und Praxisorientierungen verhindert wird.

Anmerkungen

1 Eine Übersicht über die empirischen Studien zum Drogengebrauch, die in der Bundesrepublik Deutschland bis Mitte der 70er Jahre durchgeführt wurden, findet sich bei *Reuband* (1977c). Die in der Folgezeit entstandene Forschung ist in den grundlegenden Charakteristika denen aus den früheren Studien ähnlich.

2 Das zeigt z.B. der Blick in die Zeitschrift »Suchtgefahren«, der – gemessen an der Auflagenhöhe – wichtigsten deutschsprachigen Fachzeitschrift für Fragen des Drogen- und Alkoholgebrauchs.

3 Die Infratest-Erhebungen sind insofern nicht vollständig als bundesweite Erhebungen anzusehen, als einige wenige Bundesländer an den Erhebungen nicht teilnahmen. Gleichwohl kann man die Gesamtbefunde als hinlänglich repräsentativ für die Jugendlichen in der Bundesrepublik ansehen, wiegt der Ausfall wohl nicht schwer.

4 Hinweise, daß anonyme schriftliche Befragungen in Klassensituation keine nennenswerten anderen Werte ergeben als postalische Befragungen, lassen sich aus dem Vergleich zweier unterschiedlich durchgeführter Erhebungen in Nordrhein-Westfalen tendenziell erschließen (vgl. *Reuband* 1988a, 80, Anm. 1). Daß mündliche Interviews – jeweils von jugendlichen Interviewern durchgeführt – keine nennenswert verschiedenen Drogenprävalenzwerte erbringen als postalische Umfragen, darauf weisen zwei Vergleiche der Erhebungsmodalitäten hin (vgl. BMJFG 1983, 103; Bayerisches Staatsministerium des Innern und Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung 1985, 120). Demgegenüber scheint es einen Unterschied zu machen, ob man im Rahmen mündlicher Interviews jugendliche oder erwachsene Interviewer einsetzt. Gegenüber Umfragen mit herkömmlichem Interviewerstab ist bei der Erfassung des Drogenkonsums und anderer delinquenter Verhaltensweisen Vorsicht geboten (*Reuband*, 1986).

5 Daß durch Umfragen lediglich Probierer von Heroin erfaßt werden und nicht die Abhängigen, wird in der Literatur fast durchweg übersehen. So fehlt es nicht an Arbeiten, die aus der Heroinverwenderquote in Umfragen auf die Verbreitung des Heroins schließen (so z.B. *Keup* 1984, 21; BMJFG 1986, 5). Generell kann man erwarten, daß auch andere fortgeschrittene Drogenkonsumenten in Umfragen unterrepräsentiert sind. Eigene Ausfallanalysen im Rahmen einer Schülerbefragung in Klassensituation erbringen in der Tat dafür Hinweise, jedoch zeigt sich – ähnlich wie in amerikanischen Untersuchungen – daß dies auf die Schätzung der Gesamtprävalenz keine nennenswerten Auswirkungen hat. Im Fall des Heroingebrauchs werden die Verzerrungen größer sein und vermutlich schwerer wiegen.

6 Ein Rückgang des exzessiven Alkoholgebrauchs im Verlauf der 70er und 80er Jahre dokumentieren die Umfragen des Instituts für Jugendforschung: 1973 gaben 60% der

14–25jährigen an, jemals im Leben einen richtigen Alkoholrausch gehabt zu haben. 1976 und 1979 sind es 58 % und 1982 50 %. Der Anteil derer, die vor weniger als drei Monaten betrunken waren, sinkt ab von 31 % 1973 auf 18 % 1982. 1986 liegen diese Werte wieder höher: bei 61 % bzw. 25 %. Der Grund für den Anstieg zwischen 1982 und 1986 dürfte primär methodischer Art sein: Bis 1982 wurde erst gefragt, ob man jemals betrunken war; Erst danach wurde die Frage nach der Häufigkeit des Betrunkenseins gestellt. 1986 wurde die erste Frage fortgelassen. Nach den Erfahrungen der Umfrageforschung begünstigt aber das Unterstellen des Verhaltens von vornherein (besonders bei ambivalent bewerteten Verhaltens) – wie 1986 praktiziert – dessen Eingeständnis. Daß in den 70er und 80er Jahren exzessiver Alkoholgebrauch immer weniger als akzeptabel betrachtet wird, darauf verweisen die bayerischen Drogenstudien. Daß jeder »irgendwann einmal die Erfahrung des Betrunkenseins gemacht haben (sollte)«, meinten 1976 50 % der 12–24jährigen, 1984 aber nur noch 36 % (vgl. Bayerisches Staatsministerium des Innern und Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung 1985, 25). Die gesellschaftliche Bewertung des Alkoholgebrauchs scheint negativer geworden zu sein.

Literatur

Bayerisches Staatsministerium des Innern und Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Hg.: Alkohol Drogen Medikamente Tabak. Jugend fragt Jugend. Repräsentativerhebungen bei Jugendlichen in Bayern 1973, 1976, 1980, 1984. München o. J. (ca. 1985) – *Becker, H. S.:* Outsiders. Studies on the sociology of deviance. New York und London 1973 (zuerst 1963) – *Behr, W.:* Jugendkrise und Jugendprotest. Stuttgart 1982 – *Berger, H., Reuband, K. H., Widlitzek, U.:* Wege in die Heroinabhängigkeit. Zur Entwicklung abweichender Karrieren. München 1980 – *Biener, K.:* Jugend und Drogen. Sozialmedizinische Pilotstudien zur primären Prävention des Drogenproblems der Jugend. Zürich 1978 – BMJFG (Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit): Konsum und Mißbrauch von Alkohol, illegalen Drogen, Medikamenten und Tabakwaren durch junge Menschen. Bonn-Bad Godesberg 1983 – BMJFG (Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit): Bericht der Bundesregierung über die gegenwärtige Situation des Mißbrauchs von Alkohol, illegalen Drogen und Medikamenten in der Bundesrepublik Deutschland und die Ausführungen des Aktionsprogramms des Bundes und der Länder zur Eindämmung und Verhütung des Alkoholmißbrauchs. Deutscher Bundestag, 10. Wahlperiode. Drucksache 10/5856 vom 18. 7. 1986 – *Bron, B.:* »Jugendalkoholismus – Hintergründe und Trends«. Deutsches Ärzteblatt. Ärztliche Mitteilungen 74, 1977, 1859–1864 – Bundeskriminalamt: Rauschgift. Jahresbericht 1987. Wiesbaden 1988 – *Caplow, T., Foreman, R.:* »Neighborhood interaction in a closed community«. American Sociological Review, 15, 1950, 357–366 – *Cohen, A. K.:* »Multiple factor approaches«. *M. E. Wolfgang, L. Savitz, N. Johnston* (Hg.), The sociology of crime and delinquency. New York 1962, 77–80 – *Cohen, A. K.:* Deviance and control. Englewood Cliffs, N. J. 1966 – *Dröge, F., Krämer-Badoni, T.:* Die Kneipe. Zur Soiologie einer Kulturform. Frankfurt/M. 1987 – EMNID: Jugend zwischen 13 und 24. Vergleich über 20 Jahre. Hamburg 1975 – EMNID: Jugend in Europa. Ihre Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. 3 Bde. Hamburg 1977 – *Fahrenkrug, H.:* »Soziologische Aspekte sozial integrierten Alkoholkonsums im Jugendalter«. *H. Berger, A. Legnaro, K. H. Reuband* (Hg.), Jugend und Alkohol. Trinkmuster, Suchtentwicklung und Therapie. Stuttgart 1980, 11–21 – *Fischer, C., Roberts, Th.:* Süchtig. Die gefährliche Illusion. München und Zürich 1980 – *Franke, M.:* »Grußwort zur Tagung ›Cannabis heute‹ am 12. 10. 1979 in Nürnberg«. *W. Feuerlein* (Hg.), Cannabis heute. Bestandsaufnahme zum Haschischproblem. Wiesbaden 1980, 3–5 – *Goode, E.:* The marijuana smokers. New York und London 1970 – *Gruner, W.:* »Zum Problem des Jugendalkoholismus«. Fortschritte der Neurologie – Psychiatrie und ihre Grenzgebiete, 45, 1977, 77–97 – *Hare, A. P., Hare, R. T:* »Familiy friendship within the community«. Sociometry, 10, 1948, 329–334 – *Heckmann, W.:* »Eigentlich ist dieses Leben ein ständiger Hilferuf«. *C. Schaefers* (Hg.), Notausgänge. Berichte, Protokolle, Analysen. Hannover 1980, 59–83 – *Helsper, W.*, Hg.: Jugend zwischen Moderne und Postmoderne. Leverkusen 1989 – *Hibell, B.:* Trends in Drinking and Drug

Habits in Swedish Youth from 1971 to 1980. Paper presented to the Epidemiology Section of the 27th International Institute on the prevention and Treatment of Alcoholism, Vienna 1981 – *Hirschi, T.:* Causes of delinquency. Berkeley, Cal. 1972 – *Hoppe, H.:* Die Tatsachen über den Alkohol, 4. rev. Auflage. München 1912 – *Hurrelmann, K., Rosewitz, B., Wolf, H. K.:* Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim und München 1985 – *Hulsmann, L. C.:* »Die Entwicklung der Cannabisdiskussion in Holland 1964–1980«. *W. Burian, E. Eisenbach-Stangl* (Hg.), Haschisch: Prohibition oder Legalisierung. Weinheim und Basel 1982, S. 157–168 – INFAS: Zur Situation der Jugendlichen in Nordhrein-Westfalen. Untersuchung im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW. Bonn-Bad Godesberg 1982 – INFRATEST: 11 Jahre danach. Longitudinaluntersuchung bei Bayerischen Jugendlichen (unveröffentl. Bericht). München 1985 – Institut für Demoskopie Allensbach: Die Gefahr des Alkoholismus. Einstellungen und Verhaltensweisen der Bundesbürger – Eine Trendstudie 1973-1987-1981 (unveröffentl. Bericht). Allensbach am Bodensee 1981 – Institut für Jugendforschung: Tabellenbände zu den Drogenuntersuchungen im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. München 1973, 1976, 1979, 1982, 1986, 1987 – *Isaksson, H. O.*, Hg.: Report 84. On the alcohol and drug situation in Sweden. Swedish Council for Information on Alcohol and other Drugs. Stockholm 1985 – *Jaide, W.:* Generationen eines Jahrhunderts. Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Opladen 1988 – *Jasinsky, M.:* »Drogenkonsum Hamburger Schüler«. Informationen des Amtes für Schule, Nr. 32. Hamburg 1971 – *Jasinsky, M.:* Rauschmittelkonsum Hamburger Schüler. Zweite Repräsentativerhebung an Hamburger Schulen. Bericht und Dokumente aus der Freien und Hansestadt Hamburg Nr. 387. Staatliche Pressestelle. Hamburg 1973 – *Jenner, C.:* Wege aus der Sucht. Salzburg 1981 – *Johnston, L. D., Malley, P. O., Bachmann, J.:* Use of licit and illicit drugs by america's high school students 1971–1984. Rockville, Md. 1985 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Bd. 1. Hamburg 1981 – Jugendwerk der Deutschen Shell, Hg.: Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. Bd. 5: Arbeitsbericht und Dokumentation. Opladen 1985 – KEHRMANN Marktforschung: Jugend '78 (Untersuchung im Auftrag der Zeitschrift Quick). Unveröffentl. Tabellenband. Hamburg 1978 – *Keup, W.:* »Zahlen zur Gefährdung durch Drogen und Medikamente«. Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Informationsdienst, 37, Nr. 1/2, 1984, 12–48 – *Keup, W.:* »Mißbrauchs-Substanzen. Nennungen von Substanzen mit praktiziertem Mißbrauch im Frühwarn System«. Suchtgefahren, 31, 1985, 178–198 – *Kreuzer, A.:* Drogen und Delinquenz. Eine jugendkriminologisch-empirische Untersuchung der Erscheinungsformen und Zusammenhänge. Wiesbaden 1975 – *Kreuzer, A., Gebhardt, C., Maasen, M., Stein-Hilbers, M.:* Drogenabhängigkeit und Kontrolle. Kriminologische Untersuchung über Phänomenologie des Heroinkonsums und polizeiliche Drogenkontrolle. BKA-Forschungsreihe. Wiesbaden 1981 – *Ladewig, D., Hobi, V., Dubacher, H., Faust, V.:* Drogen unter uns. Medizinische, psychologische und juristische Aspekte des Drogenkonsums unter Berücksichtigung des Alkohol- und Tabakkonsums. 3. Aufl. Basel 1979 – *Ladewig, D., Hobi, V., Kleiner, D., Dubacher, H., Faust, V.*:Drogen unter uns. Medizinische, psychologische und juristische Aspekte des Drogenkonsums unter Berücksichtigung des Alkohol- und Tabakkonsums. 4. Aufl. Basel 1983 – *Legnaro, A.:* »Ansätze zu einer Soziologie des Rausches – zur Sozialgeschichte von Rausch und Ekstase in Europa«. *G. Völger, K. v. Welck* (Hg.), Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. Bd. 1 Reinbek bei Hamburg 1982, 93–114 – *Maddox, G. L.:* »Teenage Drinking in the United States«. *D. J. Pittman, C. R. Snyder* (Hg.), Society, culture and drinking patterns. New York und London 1962, 230–245 – *Malchau, J. F.:* Drogen und Suizid als Überlebensoption. Untersuchung zur Affinität von direkt und indirekt selbstdestruktiven Handlungen Jugendlicher. Weinheim 1987 – *Middendorf, F. W., Stoeckert, A., Roghmann, R., Spring, R., Algeier, R.:* »Drogenkarriere und Entzugsversuche von Opiateabhängigen – eine katamnestische Studie«. Der Nervenarzt, 48, 1977, 170–176 – *Nordalm, V.:* Repräsentativerhebung des Jugendamtes Dortmund an Dortmunder Schulen über den Drogenmißbrauch. Vervielfältigter Bericht. Dortmund 1972 – *Pankow, J.:* Über das psychohygienische Verhalten und gesundheitliche Wissen von höheren Schülern. Med. Dissertation. Universität zu Kiel. Kiel 1970 – *Peterson, B., Wetz, R.:* Drogenerfahrung von Schülern. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Stuttgart 1975 – Projektgruppe Rauschmittelfragen: Amsel. Jahresbericht 1987. Frankfurt 1984 – Projektgruppe TU Drop: Heroinabhängigkeit unbetreuter Jugendlicher. Weinheim und Basel

1984 – *Raschke, P., Schlieke, F.:* Therapie und Rehabilitation bei Drogenkonsumen (Hg. Minister für Arbeit und Soziales NRW). Düsseldorf 1985 – *Reimann, H., Reimann, H.:* »Jugendforschung in der Bundesrepublik«, *H. Reimann, H. Reimann* (Hg.), Die Jugend. Einführung in die interdisziplinäre Juventologie, 2., völlig neu bearbeitete Aufl. Opladen 1987, 9–17 – *Reuband, K. H.:* »Drogen – nicht mehr ›in‹, aber noch lange nicht ›out‹. Psychologie heute, 4, 1977a, 59–65 – *Reuband, K. H.:* »Jugend und Alkoholkonsum. Hamburger Schülerbefragung im Trendvergleich«. Neue Praxis, 3, 1977b, 242–251 – *Reuband, K. H.:* »The pathological and the subcultural model auf drug use. A test of two contrasting explanations«. *J. S. Madden, R. Walker, W. H. Kenyon* (Hg.): Alcoholism and drug dependence. A multidisciplinary approach. New York und London 1977c, 151–169 – *Reuband, K. H.:* Untersuchungen zum Rauschmittelkonsum in der Bundesrepublik. Eine biblographische Übersicht. Hamm 1977d – *Reuband, K. H.:* »Drogengebrauch und soziale Merkmale von Fixern«. Neue Praxis, 9, 1979a, 85–108 – *Reuband, K. H.:* »Devianz, Problemdefinition und institutionelle Reaktion. Ergebnisse einer Trendanalyse zum exzessiven Alkoholkonsum Jugendlicher«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 31, 1979b, 56–78 – *Reuband, K. H.:* »Konstanz und Wandel im Alkoholgebrauch Jugendlicher«. *H. Berger, A. Legnaro, K. H. Reuband* (Hg.), Jugend und Alkohol. Trinkmuster, Suchtentwicklung, Therapie. Stuttgart 1980a, 22–41 – *Reuband, K. H.:* »Exzessives Trinken bei Jugendlichen: Über den Einfluß von Problemlagen, sozialer Partizipation und Lebensstil«. *H. Berger, A. Legnaro, K. H. Reuband* (Hg.), Jugend und Alkohol. Trinkmuster, Suchtentwicklung und Therapie. Stuttgart 1980b, 76–93 – *Reuband, K. H.:* »Wie man zum Drogenkonsumenten wird. Über den Einfluß motivations- und situationsspezifische Bedingungen auf den ersten Drogenkonsum«. *T. Kutsch, G. Wiswede* (Hg.): Drogenkonsum. Einstieg – Abhängigkeit – Sucht. Königstein/Ts. 1980c – *Reuband, K. H.:* »Zur Verbreitung illegaler Drogenerfahrung in der Bevölkerung der Bundesrepublik – Versuche ihrer Messung im Rahmen der Umfrageforschung«. Suchtgefahren, 32, 1986, 87–102 – *Reuband, K. H.:* »Drogenkonsum im Wandel. Eine retrospektive Messung der Drogenerfahrung Jugendlicher 1967–1987«. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), 8, Heft 1, 1988a, 54–68 – *Reuband, K. H.:* »Verbreitung und Erscheinungsformen des Drogengebrauchs. Umfragen unter Jugendlichen in Schleswig-Holstein 1968–1987«. Jugendform, 9/10, 1988b, 240–244 – *Reuband, K. H.:* »Neue Trends und Problemlagen. Die Situation des Drogengebrauchs in der zweiten Hälfte der 80er Jahre«. Infodienst '88 der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, November 1988c, 37–74 – *Reuband, K. H.:* Drogenkonsum als abweichendes Verhalten (unveröffentl. Manuskript). Köln 1989 – *Rosenmayr, L.:* Jugend (Handbuch der empirischen Sozialforschung Bd. 6). Stuttgart 1976 – *Schadewaldt, H.:* »Einführung und Geschichte zur Theorie von Mißbrauch und Abhängigkeit«. *W. Feuerlein* (Hg.), Theorie der Sucht. Berlin 1986, 151–164 – *Schäfers, B.*, Hg.: Jugend in der Gegenwartsgesellschaft. Sonderheft 2 von Gegenwartskunde. Gesellschaft – Staat – Erziehung, 29, 1980 – *Scheidt, J. v.:* Der falsche Weg zum Selbst. Studien zur Drogenkarriere, 2. erw. Auflage. Frankfurt 1984 (zuerst 1972) – *Schenk, J.:* Droge und Gesellschaft. Berlin 1975 – *Schenk, J.:* Die Persönlichkeit des Drogenkonsumenten. Göttingen 1979 – *Schmidt-Scherzer, R., Krahe, W., Röschinger, C., Thomas, E.:* »Eine Tageslaufanalyse bei Drogenkonsumenten«. Archiv für Psychologie, 123, 1971, 244–250 – *Schmidtbauer, W., Scheidt, J. v.:* Handbuch der Rauschdrogen. Frankfurt/M. 1984 – *Schmitt, W., Stein, O.:* Drogenreport 1977. Bericht über den Konsum von Rauschmitteln, Nikotin, Alkohol und Medikamenten bei Saarländischen Schülern. Saarbrücken 1979 – *Schwarz, J.:* »Verbreitung und Epidemiologie des Drogenmißbrauchs und die Probleme Jugendlicher in Schleswig-Holstein«. *W. Keup* (Hg.), Mißbrauch chemischer Substanzen (Alkohol, Medikamente, Drogen, Nikotin) – Neuere Forschungsergebnisse. 1. Wissenschaftliches Symposium in Tübingen 1974. Hamm 1975, 81–95 – *Seelisch, B.:* Untersuchungen zur Rauschmittelgefährdung Jugendlicher in Hamburg. Med. Dissertation, Universität Hamburg. Hamburg 1972 – *Silbereisen, R. K., Kastner, P.:* »Entwicklungstheoretische Perspektiven für die Prävention des Drogengebrauchs Jugendlicher«. *J. Brandstätter, H. Gräser* (Hg.), Entwicklungsberatung unter dem Aspekt der Lebenspause. Göttingen 1985, 83–102 – SINUS: Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel. Opladen 1983 – SINUS: Jugendforschung in der Bundesrepublik. Opladen 1984 – *Skarabis, H., Patzak, M.:* Die Berliner Heroinszene. Weinheim 1981 – *Stahl, C. D., Panzer, W.:* »Soziales Umfeld und Familiensituation bei drogengefährdeten Jugendlichen«. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 22, 1973, 230–235 – *Stosberg, K.:* »Sozialisation und Sozialisationsstörungen – ein soziologischer Ansatz«. *W. Feuerlein*

(Hg.), Sozialisationsstörungen und Sucht. Entstehungsbedingungen, Folgen, therapeutische Konsequenzen. Wiesbaden 1981, 5–15 – *Stosberg, K., Lösch, H.J.:* »Haschisch – Spätfolgen«. Suchtreport, 5, 1987, 12–16 – *Sutherland, E.H., Cressey, D.R.:* Principles of criminology. 6. Aufl. Chicago 1960 – *Täschner, K.-L.:* Das Cannabisproblem. Haschisch und seine Wirkungen. 3. erw. Aufl. Köln 1986 – *Weber, W.:* Diskussionsbeitrag, in: *W. Feuerlein* (Hg.), Cannabis heute Bestandsaufnahme zum Haschischproblem, Wiesbaden 1980, 116–117 – *Weidmann, M.:* Das Drogenverhalten von Basler Schülern. Basel 1977 – *Weygandt, W.:* »Der Alkohol und das Kind«. Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus (Hg.), Der Alkoholismus. Seine Wirkungen und seine Bekämfpung. Leipzig 1906 – *Wiebe, H.H.:* Jugend in Europa. Ihre Situation in den zentraleuropäischen Gesellschaften und der Stand der Forschung. Opladen 1988 – *Williams, R.M.:* »Friendships and social values in a suburban community: an explorating study«. The Pacific Sociological Review, 2, 1959, 3–10 – *Wolfgang, M.E., Figlio, R.M., Thornberry, T.P.:* Evaluating criminology. New York 1978 – *Wormser, R.D.:* Drogenkonsum und soziales Verhalten bei Schülern. Eine empirische Untersuchung der Zusammenhänge von Drogengebrauch, Leistung, Persönlichkeit und Sexualität. München 1973 – *Zimmermann, R.:* »Zur Situation des ersten Rauschmittelkonsums. Über den Stellenwert situationsspezifischer Faktoren für die Aufnahme und Fortsetzung des Konsums«. *K.-H. Reuband* (Hg.), Rauschmittelkonsum. Soziale Abweichung und institutionelle Reaktion. Wiesbaden 1976, 63–75 – *Zinnecker, J.:* Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987.

Laszlo A. Vaskovics

Nichtseßhaftigkeit, Verwahrlosung und Heimerziehung von Jugendlichen

1. Begriffsexplikation und Problemstellung

Die »Nichtseßhaften« gelten in der öffentlichen Meinung als Menschen, die zumeist in größeren Städten, auf Bahnhöfen, in Parks umherstreichen, in Abbruchhäusern, auf Bänken, unter Brücken schlafen und von Gelegenheitsarbeiten, Sozialhilfe oder Bettelei leben. Die Öffentlichkeit spricht von ihnen verächtlich als »Asoziale«, »Stadtstreicher«, »Penner«, »Wermutsbrüder«.
In der Forschungsliteratur erweist sich der Begriff der »Nichtseßhaftigkeit« als vieldeutig. »Nichtseßhafte« werden von einigen Autoren als sozial benachteiligte, in Wohnungsnot geratene, wohnungslose Menschen angesehen. Andere bezeichnen sie als »unstete» Menschen ohne soziale Bindungen, denen es nicht gelungen ist, eine Lebensgemeinschaft aufzubauen oder als Menschen ohne sichere ökonomische Existenzgrundlage, die bei der Bewältigung ihrer eigenen Lebensprobleme oft mit sozialen Normen in Konflikt geraten und zu Adressaten von Stigmatisierungen werden. Manche Autoren stufen »Nichtseßhafte« generell als Menschen ein, die außerhalb der »sozialen Norm der Seßhaftigkeit« stehen. Man stößt aber auch auf Vorstellungen, nach denen Nichtseßhafte als Menschen mit einer gestörten Identität zu betrachten sind, die, einem inneren Trieb folgend, herumstreichen (vgl. zusammenfassend *Aderholt*, 1970, 3; *Farr/Schaefer*, 1981, 4; *Haider*, 1982, 26ff.; *Rohrmann*, 1987, 105ff.)

Als »Nichtseßhaftige(r)« werden im Sinne des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) Personen bezeichnet, die »ohne gesicherte wirtschaftliche Lebensgrundlage umherziehen oder sich zur Vorbereitung auf eine Teilnahme am Leben in der Gesellschaft oder zur dauernden persönlichen Betreuung in einer Einrichtung für Nichtseßhafte aufhalten«[1*]. Gemeint sind hier Menschen, deren Lebenssituation durch das Fehlen von örtlichen Bindungen, das Fehlen einer gesicherten und geordneten Existenzgrundlage gekennzeichnet sind (*Aderholt*, 1970, 2ff.). Bei den Nichtseßhaften handelt es sich also um Menschen ohne Wohnung, ohne Arbeit und Geldmittel (d. h. gesicherte ökonomische Existenzgrundlage) und ohne enge (örtliche) soziale Bedindungen (*Helmes*, 1981, 12), die als solche Klienten der Nichtseßhaftenhilfe sind.

Will man die Kriterien der Nichtseßhaftigkeit zur Analyse der Lebenssituation Jugendlicher anwenden, so ergibt sich zunächst das Problem, daß dieser Begriff im Sinne juristischer Definition nur auf junge Erwachsene, nicht aber auf minderjährige Jugendliche anzuwenden ist. Minderjährige Jugendliche werden auch dann, wenn sie nach Kriterien der Nichtseßhaftigkeit »nichtseßhaft« sind, nicht als solche gekennzeichnet und nicht als Klientel der Nichtseßhaftenhilfe (§ 72 BSHG), sondern als Adressaten der Jugendhilfe nach dem Jugendhilfegesetz angesehen. Zur Bezeichnung »nichtseßhafter« minderjähriger Jugendlicher werden im Jugendhilfe-

* Anmerkungen s. S. 791

gesetz und in den Kommentaren, aber auch in der wissenschaftlichen Literatur die Begriffe »Ausreißer«, »Wegläufer«, »Trebegänger«, verwendet. Mit diesen Begriffen sind die Jugendlichen gemeint, die aus ihren Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule, Heim) ausbrechen und (meist) in subkulturelle Lebenszusammenhänge flüchten und untertauchen. Als solche werden sie als Adressaten für Fürsorgeerziehung und freiwillige Erziehungshilfemaßnahmen im Sinne des Jugendwohlfahrtsgesetzes angesehen (vgl. Anmerkung 7).

In der sozialpädagogischen Literatur wird von einigen Autoren begrifflich zwischen »Ausreißer« und »Trebegänger« unterschieden. So beschreiben *Jordan/Trauernicht* (1981, 18ff.) »Ausreißer« folgendermaßen: Es handelt sich hier um Jugendliche, die nur kurzfristig aus ihrer Herkunftsfamilie weglaufen und damit ein Signal für ungelöste Konfliktsituationen setzen wollen. Die Ursachen dafür sind im familiären Bereich zu suchen, in dem die unterschiedlichen Problemlagen zum Ausbruch eines Jugendlichen führen. Neben familiär begründeten Konfliktanlässen (z.B. als ungerecht empfundene Bestrafung, Beziehungsverweigerung und Desinteresse der Eltern etc.), treten bei Weggelaufenen oft frustrierende schulische Erfahrungen als Motive des Fortlaufens auf.

Jugendliche »Treber« brechen aus den Sozialisationsinstanzen, die ihr Leben bestimmen (Familien oder Heime), endgültig aus; sie bleiben in der Regel ohne festen Wohnsitz, ohne regelmäßige Einkünfte und landen oft in (sie gefährdenden) subkulturellen Milieus. Da es sich hier um einen dauerhaften oder zumindest längerfristigen Zustand handelt, kommen zu den entwicklungstypischen Konfliktlagen andere, psycho-soziale Krisensituationen dazu, die im Sinne von negativen, verstärkten Benachteiligungen, Stigmatisierungen, Kriminalisierungen, soziale Isolation und Randgruppenexistenz einleiten bzw. begünstigen.[2]

Ausreißer und Treber werden in der Forschungsliteratur im Gegensatz zur alltagssprachlichen Verwendung nicht mit »Aussteigern« gleichgesetzt. »Aussteiger« sind eher dadurch gekennzeichnet, daß sie bestimmte Normen der Gesellschaft wie z.B. Leistungsnormen verweigern, ihre eigenen (oft subkulturell überformten) Ziele verfolgen, ohne dabei aus den sie umgebenden Sozialisationsinstanzen (unbedingt) auszureißen.

Wenn man der wissenschaftlichen Unterscheidung zwischen Ausreißer und Treber folgt, so können »Ausreißer« als kurzfristig nichtseßhafte minderjährige Jugendliche und »Treber« als minderjährige jugendliche Nichtseßhafte angesehen werden. Selbst bei gleichem oder zumindest ähnlichem Sachverhalt werden junge Menschen je nachdem, ob sie noch minderjährig sind oder nicht mehr, in der juristischen Literatur mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten beschrieben. Hauptsächlich deshalb, weil bei minderjährigen nichtseßhaften Jugendlichen die gesetzlich vorgesehenen Hilfsmaßnahmen primär auf die Rückführung dieser in ihre Sozialisationsinstanzen gerichtet sind. Man geht davon aus, daß Minderjährige – im Gegensatz zu volljährigen Nichtseßhaften – eher erziehungs- als hilfebedürftig sind.

Während also die Begriffe Nichtseßhafte, Ausreißer, Trebegänger trotz ihrer Unschärfe und Vieldeutigkeit zur analytischen Ausgrenzung einer Kategorie von Menschen herangezogen werden können, ist der Begriff »verwahrloste Jugendliche« kaum geeignet, eine – wie auch immer – differenzierte Kategorie von Jugendli-

chen für eine wissenschaftliche Analyse operational auszugrenzen. Im Alltagsverständnis wird »Verwahrlosung« im Sinne von verkommen, dreckig, moralisch wertlos, kriminell, abgestumpft, apathisch etc. ausschließlich negativ wertend verwendet – als gestörtes, auffälliges jugendliches Fehlverhalten. »Verwahrlosung« in der wissenschaftlichen Literatur ist eine sozialpädagogische Bezeichnung eines »von der Normalität abweichenden psycho-sozialen Zustandes eines Individuums« (die auch in die Gesetzgebung Eingang gefunden hat: Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG). Die Schwierigkeit der operationalen Anwendung dieses Begriffs resultiert zunächst aus seiner Komplexität, denn er kann den Zustand der sozialen Integration (Art der sozialen Beziehungen) genau so meinen wie (abweichendes) Verhalten und Persönlichkeitsmerkmale eines jungen Menschen. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß hier »Normalität« als eine nicht weiter thematisierte Selbstverständlichkeit unterstellt wird. Der Verwahrlosungsbegriff meint die Nichterfüllung von Normen, die aber nicht konkret bezeichnet sind (*Tirsch*, 1973, 27). Verwahrlosung als Abweichung kann nur von der »Normalität« her bestimmt werden. Beschreibungen wie »charakterliche Schwäche«, »abnormes Verhalten«, verlieren aber ihren analytischen Sinn, wenn die unterstellte Normalität unklar bleibt.

In der (überwiegend sozialpädagogischen) Forschungsliteratur und in ihrer Anwendung in der sozialpädagogischen Praxis wird der Begriff »Verwahrlosung« mit äußerst vieldeutigen Definitionen und beliebigen Erläuterungen verknüpft. Was als Abweichung im Sinne der Verwahrlosung jeweils angeführt wird, hängt fast ausschließlich davon ab, was ein Autor als negativ bewertete Diskrepanz zwischen sozial erwünschtem und tatsächlichem Verhalten ansieht. Die Verwendung des Begriffs ist also nicht nur in der Alltagssprache, in der sozialpädagogischen Praxis, sondern auch in der wissenschaftlichen Literatur wertend.

Als »verwahrloste Jugendliche« werden sehr unterschiedliche Gruppen angeführt: Ausreißer, jugendliche Obdachlose, Jugendliche mit »schlechtem Charakter«, Angehörige von jugendlichen Subkulturen wie Punks, aber auch Drogenabhängige (speziell Schnüffler), Prostituierte, (Klein)-Kriminelle, Schulschwänzer usw.

Wegen der analytischen Unschärfe, negativen Wertung und ideologischen Belastung wird dieser Begriff in der sozialwissenschaftlichen Literatur kaum verwendet. (Man spricht hier eher von abweichenden, delinquenten oder kriminellen Jugendlichen). Aber diese Begriffe sind dem Inhalt nach nicht identisch mit dem Bedeutungsinhalt der Verwahrlosung (als Entwicklungsdefizit)[3].

Der Begriff »Verwahrlosung« hat aber dennoch eine praktische Bedeutung durch seine Verwendung im Jugendwohlfahrtsgesetz. Eine umfassende Inhaltsbestimmung wird in verschiedenen Kommentaren zum Jugendwohlfahrtsgesetz geliefert (vgl. *Riedl*, 1965; *Hill*, 1978). Hier findet man folgende Umschreibungen: Verwahrlosung als

- Schädigung oder Gefährdung der leiblichen, geistigen oder seelischen Entwicklung,
- Abweichung vom Erziehungsziel,
- Erhebliches Sinken des leiblichen, geistigen, sinnlichen und/oder seelischen Zustandes des Kindes unter das Erziehungsziel (§ 55, 5),
- Ein Zustand von einiger Dauer mit erheblichen, d. h. eine Maßnahme der öffentlichen Hilfe erforderlich machendem Sinken des geistigen, seelischen oder körperlichen Zustandes des Kindes unter den Durchschnitt, der bei einem Minderjährigen unter den gleichen Verhältnissen als Ergebnis einer sonst ordnungsgemäßen Erziehung erreicht wird (§ 55, 5).

Sozialpolitisch und -pädagogisch bleibt dieser Begriff insofern bedeutsam, als junge Menschen, die durch Jugendwohlfahrtsbehörden als verwahrlost eingestuft werden, mehr oder minder zwangsweise mit im Jugendwohlfahrtsgesetz vorgesehenen Erziehungshilfen konfrontiert werden (z.B. in Form der Einweisung in eine geschlossene Erziehungsanstalt).

Die Beschäftigung mit den Begriffen »Nichtseßhaftigkeit«, »Ausreißer«, »Trebegänger«, »Verwahrlosung« führt zu folgenden Erkenntnissen: (1) Sie sind in der wissenschaftlichen Literatur wegen ihrer analytischen Unschärfe umstritten. (2) Sie werden weiterhin in Gesetzestexten und vor allem in der Sozialhilfe und der sozialpädagogischen Praxis mit sehr unterschiedlichen, zum Teil beliebigem Bedeutungsinhalt verwendet. (3) Eine gewisse Präzisierung erhalten diese Begriffe nur durch ihre praktische Anwendung bei der Bestimmung der Klienten von verschiedenen, vom Gesetzgeber vorgesehenen Hilfemaßnahmen.

Nach der Klärung der Bedeutung dieser Begriffe kann nun der Untersuchungsgegenstand des Beitrags präzisiert werden. Es geht um Jugendliche und junge Erwachsene, die a) keine(n) feste(n) Wohnung/Wohnsitz haben; b) umherstreichen und sich herumtreiben und/oder in Asylen und Heimen für Nichtseßhafte aufhalten; c) als Adressat von Hilfsmaßnahmen der Nichtseßhaftenhilfe und Jugendhilfe im Sinne des BSHG bzw. des Jugendwohlfahrtsgesetzes anzusehen sind.

Zunächst wird über Verbreitung (Umfang) und anschließend über soziale Erscheinungsformen und Verursachungszusammenhänge der Lebenssituation dieser jungen Menschen in der Bundesrepublik Deutschland ein Überblick gegeben[4]. In diesem Zusammenhang wird auch nach Einstellungs-, Persönlichkeits- und Verhaltenssymptomen gefragt, die in der sozialpädagogischen Literatur und Praxis benannt werden. Anschließend soll auf die Heimerziehung bei minderjährigen Jugendlichen eingegangen werden, allerdings nur mehr mit der Zielsetzung, zu klären, wieviele und welche Ausreißer und Trebegänger in Heime eingewiesen werden.

2. Ausreißer, Trebegänger

Der Anteil der Ausreißer und Trebegänger, die von der Familie weglaufen, wird in der Forschungsliteratur mit etwa 90% angegeben. Der Rest reißt aus Heimen aus. Nach Angaben der Jugendschutzstelle in Nordrhein-Westfalen haben etwa 50% der aufgenommenen Jugendlichen vorher in Heimen gelebt, 40% in der eigenen Familie und die restlichen 10% in anderen Verhältnissen, wie z.B. Pflegefamilien, Wohngemeinschaften etc. (*Elger* et al., 1986, 186). Sowohl die Zusammensetzung dieser Gruppen als auch die Motive des Weglaufens sind sehr unterschiedlich.

2.1. Verbreitung und Zusammensetzung

Der Versuch, die quantitative Dimension des Phänomens »Weglaufen« zu erfassen, stößt auf große Schwierigkeiten. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es keine veröffentlichten Gesamtstatistiken über weglaufende Kinder und minderjährige

Jugendliche. Die Schätzungen der Forschungsliteratur basieren meist auf den polizeilichen Vermißtenstatistiken. Die Zahl der als vermißt geltenden Kinder und minderjährigen Jugendlichen wird seit 1980 mit 40 000 bis 45 000 jährlich angegeben (vgl. Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, 1980, 36; *Elger* et al., 1984, 1f.; Institut für Soziale Arbeit e.V., 1983). Es wird ein zunehmender Trend festgestellt. Diese Angaben sind jedoch mit Vorsicht zu betrachten. Auf der einen Seite wird eine hohe Dunkelziffer angenommen[5], auf der anderen Seite enthalten die Vermißtenstatistiken Doppelzählungen (z.B. bei wiederholtem Ausreißen). Außerdem ist zu berücksichtigen, daß viele minderjährige Jugendliche, die in der Vermißtenstatistik erfaßt sind, nur ein bis zwei Tage von der Familie wegbleiben. Nach Angaben von *Elger* et al. bleibt etwa jede/r zweite Ausreißer/in nicht länger als drei Tage von zuhause weg (1984, 122). *Jordan/Trauernicht* schätzen den »harten Kern« für die 70er Jahre auf ca. 5 000 Trebegänger. Solchen Schätzungen zufolge reißen ca. 7 bis 9 von 1 000 minderjährigen Jugendlichen aus (Ausreißer), und 1 bis 2 befinden sich auf Trebe (nichtseßhafte entlaufene minderjährige Jugendliche).
Etwa die Hälfte der als vermißt gemeldeten Kinder und Jugendlichen sind Mädchen (bei den minderjährigen Jugendlichen überwiegen die Mädchen). Der Anteil der weiblichen Wegläuferinnen zeigt seit Anfang der 70er Jahre einen stetig zunehmenden Trend.[6] Unter den Wegläufern sind Jugendliche ohne abgeschlossene Schul- und/oder Berufsausbildung überrepräsentiert. Sie stammen zwar überwiegend aus Familien mit niedrigem sozialen Status, aber es finden sich unter den Weggelaufenen auch Jugendliche aus der Mittelschicht.

2.2. Bedingungszusammenhänge des Weglaufens

In Statistiken der Landeskriminalämter wird als Motiv des Weglaufens bei Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren an erster Stelle »Hang zu liederlichem Lebenswandel« angeführt (ca. bei ⅓ der männlichen, mehr als der Hälfte der weiblichen Jugendlichen). In der Reihenfolge der Nennungen werden außerdem folgende Motive genannt: Abenteuerlust, Familienschwierigkeiten, Angst vor Strafe und Schande, Krankheit, Selbstzerstörungsabsicht etc.
In der Forschungsliteratur werden folgende Gründe/Ursachen des Weglaufens von Kindern und Jugendlichen aus der Familie genannt (vgl. zusammenfassend bei *Jordan/Trauernicht*, 1981, 27; *Elger* et al., 1984, 2ff.; *Hosemann/Hosemann*, 1984):

- *Familienbezogene Ursachen:* instabile (zerrüttete) Familienverhältnisse; Überforderung der Eltern (insbesondere in Ein-Elternteilfamilien); Vernachlässigung der Kinder durch die Eltern; beengte Wohnverhältnisse; zunehmende geschlechtsspezifische Sozialisation (insb. sexuelle Erziehung der Mädchen); Gewaltanwendung in der Familie,
- *Familienexterne Ursachen:* drohende Heimeinweisung; Wechsel zwischen Heim und Familie; häufiger Wechsel der Bezugsperson; soziale Benachteiligung der Familie (z.B. bei Arbeitslosigkeit des Vaters),
- *Eigenschaften der Kinder und Jugendlichen:* Flucht vor schulischem und berufsbezogenem Versagen; Rachegefühle gegen die Eltern; mangelnde Durchset-

zungsfähigkeit; geringe Frustrationstoleranz; Alkohol- und Drogenabhängigkeit; Krankheiten.

In die Entscheidung für das Weglaufen fließen verschiedene Bedingungselemente und Anlässe, die sich gegenseitig überlagern, kumulativ verstärken und zudem im Verlauf der Lebensgeschichte von Jugendlichen zum einen eine dominante, zum anderen eine eher untergeordnete Stellung einnehmen. Bezogen darauf, was Jugendliche selbst in der aktuellen Krisensituation an Einschätzungen formulieren, ist jedoch für einen bestimmten Zeitpunkt eine dominante Bedeutung erkennbar. Nach *Elger* et al. (1986, 187) kann man die wichtigsten Gründe nach vier Hauptgruppen unterscheiden:

Spannungsreduktion (oft spontanes Weglaufen, um durch Mißhandlungen, sexuelle Nötigung durch Eltern etc. verursachten Spannungen zu entgehen); Signalcharakter (Weglaufen als Signal an die Sozialisationsinstanz); Alternativorientierung (»Hinlaufen« zu alternativen Bezugssystemen); Ausstoßung (meist durch Eltern erzwungenes Weglaufen).

2.3. Konsequenzen des Weglaufens

Die Konsequenzen des Weglaufens sind vielfältig und können aus verschiedenen Perspektiven untersucht werden (z.B. aus Perspektiven der Familie, der Jugendlichen, Jugendfürsorgeeinrichtungen etc.). Hier werden nur zwei Aspekte thematisiert: Konsequenzen des Weglaufens hinsichtlich Verursachung oder Mitbedingung von straffälligem Verhalten und Heimeinweisung.

2.3.1. Abweichendes Verhalten und Kriminalität

In der sozialpädagogischen Literatur wird das Weglaufen oft als ein Symptom der Verwahrlosung interpretiert. Nicht alle Verwahrlosten sind, dieser Auffassung zufolge, Ausreißer oder Trebegänger, wohl aber sind alle Ausreißer und Trebegänger verwahrlost. Selbst wenn Verwahrlosung als ein ausschließlich nach pädagogischen Kriterien definiertes Erziehungsdefizit (als »Entwicklungsschädigung«, *Vent*, 1979) verstanden werden sollte, müßte man dieser Einschätzung kritisch gegenüberstehen. Oft wird aber Verwahrlosung als Handlungsmuster definiert, das von geltenden gesellschaftlich durchgesetzten Normen und Verhaltenserwartungen abweicht (*Herringer*, 1979, 15). Die Anhaftung des Etiketts »verwahrlost« an Jugendliche in diesem zuletzt genannten Sinne macht die Stigmatisierung wahrscheinlich. Mag diese Interpretation die Einschätzung des jugendlichen Wegläufers für die Öffentlichkeit durchaus richtig beschreiben, so läßt sich diese aufgrund empirischer Belege kaum aufrecht erhalten. Gegen diese Einschätzung sprechen hauptsächlich empirische Hinweise über Erscheinungsformen und Bedingungszusammenhänge des Weglaufens.

Empirische Bestandsaufnahmen zeigen, daß beim Phänomen des Weglaufens verschiedene Formen unter Berücksichtigung von Motiven, Dauer und Umstand des Weglaufens zu unterscheiden sind. Es gibt jugendliche Ausreißer,die durch das Weglaufen den Eltern Signale für unbewältigte Konflikte setzen wollen, die nach kurzfristiger Abwesenheit freiwillig zurückkehren. Es gibt Ausreißer, die bei Ver-

wandten oder Bekannten Unterschlupf finden, wenn die Eltern sie rauswerfen. Aber es gibt auch solche, die zum Zeitpunkt des Weglaufens erhebliche Verhaltensstörungen (z. B. Alkohol- oder Drogenabhängigkeit) aufweisen, und solche, die erst auf der Trebe sich abweichendes/kriminelles Verhalten aneignen (vgl. dazu die Typisierungsversuche von *Dunford/Brennan*, 1976; *Jordan/Trauernicht*, 1981; *Hosemann/Hosemann*, 1984).

Aus *sozialpädagogischer Perspektive* stellt sich daher die Frage, ob jugendliches Weglaufen generell als abweichendes Verhalten interpretiert werden kann. Nachdem in der sozialpädagogischen Literatur Weglaufen als Verwahrlosung, Verwahrlosung als Abweichung interpretiert wird, steht aus dieser Perspektive fest, daß Wegläufer sozial abweichend sind. Nimmt man aber Weglaufen als ein aus sehr unterschiedlichen Motiven und Bedingungszusammenhängen resultierendes und unterschiedlich verlaufendes Phänomen, so stellt sich die Frage empirisch anders, nämlich: wieviele jugendliche Ausreißer und Trebegänger vor und nach dem Weglaufen abweichendes, kriminelles Verhalten zeigen. Die empirischen Ergebnisse verweisen auf folgende Zusammenhänge: Nur eine Minderheit der jugendlichen Wegläufer hat vor dem Ausreißen aus der Familie strafbare Handlungen begangen. Selbst in polizeilichen Vermißtenstatistiken wird »Angst vor Strafe wegen begangener Straftaten« nur selten als Grund für das Weglaufen angeführt. Es wird oft behauptet, daß jugendliche Ausreißer und Trebegänger schon vor dem Weglaufen von der Familie bestimmte »Verhaltensauffälligkeiten« zeigen, aber es können offensichtlich nur solche gemeint sein, die unterhalb der Schwelle strafbarer Handlungen liegen. In der empirischen Forschungsliteratur wird über Straftaten und Vorstrafen bei Jugendlichen vor dem Weglaufen nur selten berichtet. Als Beispiel für Verhaltensauffälligkeiten (als Zeichen der Verwahrlosung) wird in sozialpädagogischen Veröffentlichungen eine (meist beliebige Liste) von Eigenschaften wie »schlechter Charakter«, »Alkohol- und Drogenabhängigkeit« (vgl. *Reuband* in diesem Band), »Aggressivität«, »Hang zu liederlichem Lebenswandel« angeführt, die als Indikatoren einer Verwahrlosung angesehen werden.

Unklar ist, ob, und unter welchen Umständen und wieviele Jugendliche nach dem Weglaufen *strafbare Handlungen* begehen. Unter Hinweis auf die registrierten Einweisungsgründe in Heimen wird bei aufgegriffenen jugendlichen Ausreißern und Trebern ein relativ hoher Anteil von Straffälligen (Eigentumsdelikte, Körperverletzung) und »Verhaltensauffälligkeiten« (wie Arbeitsunlust, Aggressivität, sexuelle Auffälligkeit, Prostitution) angenommen. Aus einer nicht repräsentativen Studie bei Ausreißern und Trebegängern von *Elger* et al. (1984, 126) geht hervor, daß bis zu 13% in Schutzstellen übernommene Minderjährige schon Erfahrung mit Institutionen der öffentlichen sozialen Kontrolle hatten (z. B. Jugendämter und Beratungsstellen) und 60% mit der Polizei. Aufgrund von Aktenanalysen über Jugendliche, die in Institutionen der Schutzhilfe registriert waren, haben *Hosemann/Hosemann* folgende Verstöße festgestellt (1984, 144f.):

- Verstöße gegen Strafrechtsnorm 46%
- Verstöße gegen Sexualnorm (Prostitution) 24%
- Drogenmißbrauch 22%
- Selbstmordversuche 17%

2.3.2. Heimerziehung

Minderjährige Ausreißer/innen können in dreierlei Hinsicht mit der Heimerziehung konfrontiert sein:
- Inobhutnahme von aufgegriffenen Jugendlichen in Jugendschutzstellen.
- Das Heim kann Alternative zur Lebensform vor dem Ausreißen werden.
- Das Heim kann selbst Fluchtort sein (*Elger* et al., 1986, 184).

Relativ gut dokumentiert ist die Heimeinweiung als Folge des Weglaufens. Heimerziehung wird zum Phänomen des Weglaufens für die juristische Definition der Verwahrlosung in Beziehung gebracht. Juristische Definitionen beziehen sich auf § 1 JWG: »Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit«. Bei Gefährdung dieses (nicht einklagbaren) Rechts wird vom Gesetzgeber eine Jugendfürsorgemaßnahme befürwortet (§ 62 JWG, FEH) und bei sogenannter »drohender oder eingetretener Verwahrlosung« angewendet (§ 64 JWG, FE).[7]

Die Indikatoren des Weglaufens und Umhertreibens sind die Hauptgründe zur Heimeinweisung, Fürsorgeerziehung und Freiwillige Erziehungshilfe. Nach Angaben des Instituts für soziale Arbeit e.V. wurden im Jahre 1984 in Nordrhein-Westfalen ca. 40% der als vermißt Gemeldeten von Jugendschutzstellen aufgenommen, während der restliche Teil offenbar auf anderem Wege in die Herkunftsfamilien zurückgekehrt ist (*Elger* et al., 1984, 29). Über Weglaufen als Heimeinweisungsgrund werden in der Forschungsliteratur sehr unterschiedliche Angaben ermittelt. »Ausreißen«, »Umhertreiben«, werden in den einzelnen Untersuchungen zwischen 9 und 90% der Erziehungsfälle bei Fürsorgeerziehung und der Freiwilligen Erziehungshilfe als Hauptgrund der Heimeinweisung angegeben (*Specht*, 1967, 80; *Kolarcik*, 1978, 346ff.; *Hosemann/Hosemann*, 1984, 51). Einigkeit besteht darin, daß Umhertreiben (in Verbindung mit anderen Schwierigkeiten) den häufigsten Grund für Heimeinweisungen darstellt. Ansonsten gibt es sehr unterschiedliche Einschätzungen sowohl in der rechtlich normativen als auch in der empirischen Forschungsliteratur. In der rechtlich normativen Literatur wird Weglaufen als notwendiger und hinreichender Hauptgrund der Einweisung in Heime behauptet. In der empirischen Forschung werden daneben viele andere Gründe (z.B. unzumutbare Familienverhältnisse, erhebliche Sozialisationsdefizite etc.) genannt (vgl. *Elger* et al., 1986, 184ff.).

3. Nichtseßhafte junge Erwachsene

3.1. Verbreitung und Umfang

Die Angaben der Forschungsliteratur über den Anteil junger Erwachsener (unter 25 Jahren) bewegen sich zwischen 6 und 12% der männlichen und 9 bis 14% der weiblichen Nichtseßhaften. Alle Untersuchungen signalisieren einen seit Jahren zunehmenden Anteil von jüngeren Personen innerhalb der Nichtseßhaften (*Dollhausen*, 1980, 151; *Farr/Schaefer*, 1981, 137; *Helmes*, 1981, 17; Bundesarbeitsgemeinschaft für Nichtseßhaftenhilfe, 1985, 45). Unter Berücksichtigung der geschätz-

ten Zahl der Nichtseßhaften und des Anteils der nichtseßhaften jungen Erwachsenen kann die Zahl der – an einem Stichtag als Klientel der Nichtseßhaftenhilfe registrierten – nichtseßhaften Jugendlichen mit etwa 6000 bis 30000 angenommen werden. Es handelt sich hier – wie gesagt – um Klientel der Nichtseßhaftenhilfe. Man nimmt an, daß ca. 90% der Nichtseßhaften bei den hilfegewährenden Stellen registriert sind. Für die nichtseßhaften jungen Erwachsenen muß jedoch eine höhere Dunkelziffer angenommen werden. Sie finden zunächst (zeitweilig) eher Aufnahme bei Gleichaltrigen und können zumindest vorübergehend eher mit privater Unterstützung rechnen als ältere Nichtseßhafte. Von diesen Größenordnungen ausgehend, kann der Anteil der Nichtseßhaften auf 1 bis 5 je 1000 junge Erwachsene geschätzt werden.

3.2. Korrelate der Nichtseßhaftigkeit

Leider liegt keine einzige Untersuchung über jugendliche Nichtseßhafte vor. Generalisierbare Aussagen (hypothetischen Charakters) können den Untersuchungen zur Nichtseßhaftigkeit entnommen werden, soweit diese altersspezifische Zusammenhänge der Nichtseßhaftigkeit ansprechen. Die Forschungsliteratur bietet auch keine Angaben über die Verursachungszusammenhänge der Nichtseßhaftigkeit junger Erwachsener, wohl aber über Korrelate der Nichtseßhaftigkeit, ohne im einzelnen angeben zu können, was Ursache und Wirkung ist. Die Merkmale der Nichtseßhaften können hier nur stichwortartig beschrieben werden (vgl. *Dollhausen*, 1980, 149ff.; *Farr/Schäfer*, 1981, 137ff.; *Helmes*, 1981, 15ff.; *Haider*, 1982, 33ff.; Bundesarbeitsgemeinschaft, 1985, 44ff.; *Hoffmann*, 1986, 164):

- Nichtseßhafte sind hauptsächlich Männer; der Anteil wird in einzelnen Untersuchungen mit 70 bis 90% angegeben.
- Sie stammen meistens aus der Unterschicht (60 bis 80%), davon etwa die Hälfte aus der unteren Unterschicht.
- Nichtseßhafte verfügen meist über mangelhafte Schulausbildung, oft ohne Abschluß sowie über mangelhafte oder fehlende Berufsausbildung (60% haben keine abgeschlossene Berufsausbildung).
- Nichtseßhafte sind überwiegend arbeitslos, aber – von Ausnahmen abgesehen – nicht arbeitsscheu. (Den Verlust ihres Arbeitsplatzes bzw. die Tatsache, daß sie keine Arbeit finden, sehen sie als ihr Hauptproblem an).
- Sie stammen meistens aus belasteten Familien (Trennung bzw. Verlust der elterlichen Bezugspersonen. 50% haben Bezugspersonenwechsel und/oder -verluste erlebt; Alkoholismus (25%); kriminelle Handlungen (10%)).
- Sie sind mittellos (ökonomisch arm, hilfebedürftig nach Kriterien des BSHG); sie sind kontaktarm und isoliert. Wenn überhaupt, haben sie nur Kontakte unter sich, aber auch nur kurzfristig.
- Sie sind alleinstehend und meist ohne intensivere und vor allem längerfristige soziale Kontakte zu einer Freundesgruppe, zu Familie und Verwandten.
- Hinsichtlich ihrer Persönlichkeitsmerkmale werden Unterschiede zu den Seßhaften vor allem im Hinblick auf ihr Selbstbild festgestellt: Nichtseßhafte haben ein negatives Bild des eigenen Ich (als Versager, Gefühl der Ängstlichkeit und Abhängigkeit, depressive Grundhaltung etc.)

- Charakteristisch wird auch ihr Konfliktverhalten beschrieben (ihre Frustrationstoleranz, ihre Bereitschaft zur Lösung von Konflikten, Konfliktlösung durch Negieren, Verdrängen, Vergessen) (vgl. *Helmes*, 1981; *Haider*, 1982).
- Obwohl Nichtseßhafte in vielerlei Hinsicht Abweichungen hinsichtlich Einstellungen und Verhalten zu den Seßhaften aufweisen, bilden nichtseßhafte junge Erwachsene keine eigene Subkultur (*Lutz*, 1987, 34ff.).
- Rund ein Drittel der Nichtseßhaften hatten in irgendeiner Form Heimerfahrung. Über die Hälfte der Gruppe umfaßt Personen, die in Erziehungsheimen eine Fürsorgeerziehung durchlaufen hatten (ca. 20% aller späteren Nichtseßhaften). Ca ein Drittel der Nichtseßhaften sind als minderjährige Jugendliche einmal oder öfters von zuhause weggelaufen (Hoffmann, 1986, 163).

4. Theoretische Erklärungen

Sowohl in der deutschen wie in der internationalen Forschungsliteratur zum Thema Jugendliche, die weglaufen, nehmen theoretische Erklärungsansätze einen breiten Raum ein. Es ist nicht möglich, auf diese im Detail einzugehen. Die nachfolgende knappe Zusammenfassung der wichtigsten Erklärungsansätze ist auf die Beleuchtung der Erklärungsperspektive fokussiert.[9] Auffallend ist, daß die Theorien, die zur Erklärung des Weglaufens herangezogen werden, insgesamt Theorien abweichenden Verhaltens sind. So könnte man dieses Thema mit einem generellen Hinweis auf die einschlägigen Veröffentlichungen über Theorien abweichenden Verhaltens bewenden lassen. Doch stellt sich bei näherem Zusehen heraus, daß nicht alle einschlägigen Theorien abweichenden Verhaltens in der Forschungsliteratur auf das Phänomen des Weglaufens angewendet wurden. Die nachfolgende Darstellung orientiert sich an der Forschungsliteratur über Ausreißer und Trebegänger.

Medizinisch-psychiatrische Darstellungsversuche führen das Phänomen des Weglaufens auf angeborene bzw. erworbene Abnormitäten der Psyche (Pariomanie = triebhaftes Fortlaufen, Wandertrieb) zurück. *Psychologisch-pädagogische Erklärungsversuche* unterstellen zwar ebenfalls einen dranghaften Wandertrieb, aber nehmen als auslösenden oder verstärkenden Bedingungszusammenhang den Einfluß der familialen Umwelt an. Das Weglaufen wird als Folge von defizitären Persönlichkeitsmerkmalen wie geringe Frustrationstoleranz, Bindungslosigkeit, Trotzhaltung, Aggressivität unter begünstigenden familialen Bedingungen angesehen, ausgehend von gewissen Normalitätsschwellen, unterhalb derer nonkonformes Verhalten als Produkt defizitärer Persönlichkeitsmerkmale behauptet wird. Wegläufer werden als Normverletzer betrachtet.

Diese Deutungsversuche nehmen bei den jugendlichen Wegläufern/Wegläuferinnen ebenfalls psycho-soziale Abnormitäten an, führen aber dies zum Teil auf Umwelteinflüsse zurück. Zur Beschreibung der angenommenen Abnormitäten wird sehr häufig der Begriff »Verwahrlosung« angewendet (mit dem Hinweis darauf, daß hier auch der Aspekt der Vernachlässigung mitbedacht wird). Ansonsten konzentriert sich aber dieser Erklärungsansatz auf die typisierende Beschreibung von Verwahr-

losungssymptomen, die letztlich doch als defizitäre Persönlichkeitseigenschaften (z.B. labil, narzistisch, unkontrolliert-triebhaft, gestörte Persönlichkeit) interpretiert werden. Solche Persönlichkeitseigenschaften werden zwar teilweise auf Umwelteinflüsse zurückgeführt, das Weglaufen selbst wird also indirekt mit den Konsequenzen der Umwelteinflüsse in Beziehung gebracht, indem Verwahrlosung als Ursache des Weglaufens auf soziale Bedingungszusammenhänge zurückgeführt wird.

Außerdem ist auf *psychologische Erklärungsversuche* hinzuweisen, die die Nichtseßhaftigkeit mit affektiven Störungen in Zusammenhang bringen. Bei Nichtseßhaften wird eine mangelhafte Primärsozialisation (Basissozialisation) angenommen, die eine kognitive Struktur entstehen läßt, die die eigene Person, die Umwelt und die Zukunft negativ sieht. Diese »prädepressive Struktur« wird in belastenden Lebenssituationen aktiviert und führt zu depressiven Reaktionen. Depression umfaßt ein Spektrum von Verhaltensweisen und Stimmungen, die von Enttäuschung, Niedergedrücktheit, Angst, Traurigkeit, Selbstabwertung, Pessimismus, bis hin zu völligem Rückzug, Apathie und Selbstaufgabe, Selbsthaß, reicht (*Haider*, 1982, 26, 42).

Milieutheoretische Erklärungen führen demgegenüber das Weglaufen primär auf Eigenschaften der Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule, Heim, Arbeitsstätte) wie z.B. auf Kontrollverhalten der Eltern, Gewaltanwendung in der Familie, Stiefvater-Situation etc. zurück. Das Pathologische betrifft nicht die Persönlichkeit des Ausreißers, sondern die Beziehungskonstellation innerhalb der Sozialisationsinstanzen. Das Fortlaufen wird als eine Reaktion im Sinne einer Problemlösung auf solche pathologischen Beziehungskonstellationen zurückgeführt. Das Weglaufen ist dann als ein Zeichen zu werten, daß die nicht gelösten Probleme ihre Toleranzschwelle überschreiten. In diesem Sinne wird Ausreißen als ein durchaus »normales« Problemlösungsverhalten angesehen. Es wird angenommen, daß solche familialen Milieubedingungen (»Ausreißkulturen«) die Jugendlichen zum Weglaufen veranlassen und typischerweise in der Unterschicht vorkommen.

Familiendynamische Erklärungen stellen diese zuletzt genannten Annahmen in Frage. Weglaufen wird nach dieser Auffassung nicht durch familienspezifische Konstellationen ausgelöst, sondern durch (schichtunabhängige) familiendynamische Konstellationen. In diesem Zusammenhang ist besonders wichtig, wie die Eltern in der Pubertätsphase und danach auf das (erwartete) Selbständigkeitsstreben ihrer Kinder reagieren. In dieser Phase muß die Familie eine Balance zwischen erwarteter, angestrebter, zugestandener Selbständigkeit und Abhängigkeit finden. Ausbruchsversuche werden dann wahrscheinlich, wenn die Eltern auf die durch Pubertät, Persönlichkeits- und Geschlechtsrollenentwicklung bedingten Krisen rigide negativ sanktionierend reagieren. Junge Menschen sehen sich in dieser Phase ambivalenten Erwartungen der Eltern, der peer groups und jugendlichen Subkulturen ausgesetzt (vgl. entsprechende Beiträge in diesem Band). Auf verstärkte Kontrolle der Eltern reagieren sie mit Opposition, die von Seiten der Eltern als krisenhafte Konflikte erlebt werden. Können derartige Konflikte nicht gelöst werden, so ist Weglaufen als Problemlösungsverhalten wahrscheinlich. Bei der Erklärung des Weglaufens stehen nicht mehr die (»abweichenden«) Persönlichkeits-

merkmale der Jugendlichen im Mittelpunkt der Analyse, sondern Bedingungszusammenhänge, die die Vermittlung von »normalem« Konfliktlösungsverhalten erschweren. Das Forschungsinteresse ist eher auf die Eigenschaften von sogenannten »Problemfamilien« gerichtet.

Von ähnlichen Annahmen ausgehend, bringen *sozialisationstheoretische Konzepte* das Weglaufen mit fehlender bzw. defizitärer familialer Sozialisation in Verbindung. Dieser Konzeption zufolge wird das Weglaufen bei Jugendlichen wahrscheinlich, denen bestimmte notwendige Eigenschaften, wie z.B. Konfliktlösungsfähigkeit, Bindungsfähigkeit, Aggressionskontrolle, Verarbeitung von Frustration etc. auf dem Wege familialer Sozialisation nicht vermittelt werden. Solche Sozialisationsdefizite werden den Sozialisationsinstanzen (insbesondere der Familie) angelastet.

Der sogenannte *Etikettierungsansatz* will nicht die Ursachen des Weglaufens erklären, sondern die Reaktion der Gesellschaft darauf. Vertreter dieses Erklärungsansatzes versuchen, die Frage zu beantworten, warum das Weglaufen in der gleichen Gesellschaft zu unterschiedlichen geschichtlichen Epochen und in verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich bewertet wird. So kann Weglaufen von Jugendlichen je nach gesellschaftlicher Interpretation (Definition) als wirtschaftliche Notwendigkeit, als jugendlicher Leichtsinn und Abenteuerlust oder eben als Verwahrlosung gelten. Diese gesellschaftlichen Interpretationen sind insoweit bedeutsam, als daraus Handlungskonsequenzen unterschiedlicher Art resultieren können. Wird Weglaufen als Zeichen der Verwahrlosung angesehen, so wird daraus die Notwendigkeit von resozialisierenden, sanktionierenden oder pädagogischen Maßnahmen abgeleitet. Auf Nichtseßhafte bezogen, geht dieser Erklärungsansatz davon aus, daß diese aufgrund der Reaktion der Umwelt eine als abweichend definierte und empfundene Rolle und Identität (Selbstbild) entwickeln. Fremd- und Selbststigmatisierung bilden die Basis für Diskriminierung und soziale Ausschließung (vgl. zusammenfassend *Helmes*, 1981, 58ff.; Bundesarbeitsgemeinschaft, 1985, 36ff.).

Sozialstrukturelle Erklärungsansätze rekurrieren auf die durch empirische Forschungsergebnisse bestätigte Tatsache, daß jugendliche Ausreißer und Trebegänger meist aus Unterschichtfamilien stammen. Um die Überrepräsentation von Unterschichtjugendlichen zu erklären, wird auf die Anomie-Theorie von Merton (1957) zurückgegriffen, aus welcher abgeleitet wird, daß Unterschichtjugendliche nicht den gleichen Zugang zu sozial legitimierten Mitteln zur Erreichung kulturell allgemein vorgegebener Ziele haben. Werden Heranwachsende strukturell (durch ihre Schichtzugehörigkeit bedingt) gehindert, ihre internalisierten (und gesellschaftlich akzeptierten) Ziele zu erreichen, werden sie eben zu illegitimen Problemlösungen greifen, zu denen auch das Weglaufen zählt.

Armutstheorien, die nur auf das Phänomen der Nichtseßhaftigkeit angewendet werden, begreifen Nichtseßhaftigkeit als erzwungenes, nicht selbst verschuldetes Ausschließen aus allgemein als erstrebenswert angesehenen Relevanzbereichen der Gesellschaft. Der sogenannte Unterversorgungsansatz unterstellt, daß Nichtseßhaftigkeit durch regionale Disparitäten in der sozialen Sicherung, selektive Gewährung von Sozialhilfeleistungen und strukturelles Erzwingen von Mobilität mitbedingt wird. Durch solche Bedingungszusammenhänge werden Problemlagen bei den

potentiell gefährdeten Menschen kumulativ verstärkt und bei individuellen Schicksalsschlägen zu akuter Nichtseßhaftigkeit führen.

Anmerkungen

1 Nichtseßhaftigkeit als juristischer Begriff lt. § 72 Bundessozialhilfegesetz ist außerdem im Bericht durch das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit (1976) präzisiert (vgl. auch Fünfter Jugendbericht, 1980).

2 Folgende Merkmale werden für Trebegänger als typisch angesehen: 1) Anlaß des Ausbruchs sind schwerwiegende Konflikte mit Eltern, Lehrern, Erziehern; 2) Abbruch der bisherigen Beziehungen; 3) Untertauchen in von Polizei, Gericht, Jugendamt kontrollierte subkulturelle Lebenszusammenhänge; 4) negative Erfahrung mit und Verweigerung von Hilfen sozialpädagogischer Einrichtungen und Dienste.

3 Übrigens wird dieser Begriff auch in der neueren sozialpädagogischen Literatur gemieden. Man spricht statt Verwahrlosung von »Dissozialität« und »Asozialität«.

4 Es gilt insgesamt, daß Daten nur vorliegen über Klienten der Hilfsmaßnahmen (Nichtseßhaftenhilfe, Jugendhilfe). Diese Formen werden also, bedingt durch die Datenlage, aus den Perspektiven der hilfegewährenden Behörden dargestellt.

5 Viele weglaufende Kinder und minderjährige Jugendliche werden in der Vermißtenstatistik aus unterschiedlichen Gründen gar nicht erfaßt, z.B.: die Eltern wollen diesen Tatbestand vertuschen; die Kinder kommen nach wenigen Tagen freiwillig wieder zurück etc.

6 Nach Statistiken des Bayerischen Landeskriminalamtes ist der Anteil der weiblichen Jugendlichen aller als vermißt gemeldeten Kinder und Jugendlichen in den Jahren 1950–1981 von 29% auf 55% gestiegen (Zitat von *Trauernicht*, 1983. 13f).

7 Fürsorgeerziehung (FE) wird vom Vormundschaftsgericht angeordnet, wenn ein Minderjähriger »zu verwahrlosen droht oder verwahrlost ist«. Als »Erziehungsmaßregel« kann die Fürsorgeerziehung auch vom Jugendgericht angeordnet werden, insbesondere dann, wenn die Eltern das Kind vernachlässigen. Die freiwillige Erziehungshilfe (FEH) wird auf Antrag der Personenberechtigten vom Landesjugendamt gewährt, wenn ein Minderjähriger im Sinne der »leiblichen, geistigen oder seelischen Entwicklung gefährdet oder geschädigt ist« (§ 62 JWG).

8 Ein Teil der Hilfe freier Träger ist an die behördliche Handhabung des Problems angepaßt (bietet z.B. nur die vorübergehende Möglichkeit des Aufenthalts). In begrenztem Umfang wird im Rahmen von Modellmaßnahmen eine aktive Integration von Nichtseßhaften geleistet, indem sie räumlich und beruflich reintegriert werden.

9 In diesem Zusammenhang sind auf die Überblicksdarstellungen von *Jordan/Trauernicht* (1981), *Trauernicht* (1983), *Hosemann/Hosemann* (1984), *Elger* et al. (1984) hinzuweisen, die eine umfassende Literatur zu diesem Thema dokumentieren.

Literatur

Aderholt, D: Nichtseßhaftigkeit. Stuttgart 1970 – *Bohnhofer, M.:* »Totale Heimerziehung oder begleitende Erziehungshilfe«. Offene Sozialpädagogik. Hg. *H. Giesecke*. Göttingen 1973, 70–81 – Bundesarbeitsgemeinschaft für Nichtseßhafte e.V.: Die Wohnsituation der alleinstehenden Wohnungslosen in Hessen. Frankfurt 1985 – Bundesjugendkuratorium, Hg: Erziehung in geschlossenen Heimen. München 1982 – Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, Hg: Fünfter Jugendbericht. Bonn 1980 – *Conen, M.-L.:* Mädchen flüchten aus der Familie. »Abweichendes« Verhalten als Ausdruck gesellschaftlicher und psychischer Konflikte bei weiblichen Jugendlichen. München 1983 – *Dollhausen, S.:* »Statistische Daten zur Klientel der Nichtseßhaftenhilfe«. Heimatlose Gesellen. Hg. *Otto Bremer*. Darmstadt 1980, 149–163 – *Dunford, F.W., Brennan T.:* »A

Taxonomy of Runaway Youth«. Social Service Review 1976, 457–470 – *Elger, W., Hofmann H.-J.:* Ausbruchsversuche von Jugendlichen. Weinheim/Basel 1984 – *Elger, W., Hofmann, H.-J.:* »Jugendliche Ausreißer/innen und ihre Bedeutung für die Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland«. Aktuelle Probleme Jugendicher in der Heimerziehung. Hg. *R. Soisson*. Zürich 1986, 182ff. – *Farr, J., Schäfer R.:* Nichtseßhaftigkeit – gesellschaftlicher und psychosozialer Konflikt seit 1800. (Diss.), Frankfurt 1981 – *Gerken, J.:* »Indikatoren für eine Einweisung von Minderjährigen in geschlossene Unterbringung«. Bundesjugendkuratorium. München 1982, 123–336 – *Haider, W.:* Die depressive Persönlichkeit des nichtseßhaften Mannes. (Diss.), Frankfurt 1982 – *Helmes, D.:* Ortswechsel als Lebensform. Theoretische und empirische Beiträge zur psychosozialen Situation nichtseßhafter Menschen. (Diss.), Tübingen 1981.
Herringer, N.: Verwahrlosung. Eine Einführung in Theorien sozialer Auffälligkeit. München 1979 – *Hill, F.:* Jugendwohlfahrtsgesetz. Kommentar und Landesausführungsbestimmungen. Opladen 1978 – *Hoffmann, W.:* »Nichtseßhaftigkeit und Heimerziehung«. Aktuelle Probleme Jugendlicher in der Heimerziehung in Europa. Hg. *R. Soisson*. Zürich 1986, 163ff. – *Hosemann, D., Hosemann W.:* Trebegänger und Verwahrloste in sozialpädagogischer Betreuung außerhalb von Familie und Heim. (Diss.), Berlin 1984 – Institut für soziale Arbeit e.V.: Jugendliche Ausreißer/innen und sozialpädagogische Krisenintervention. Forschungsbericht. München 1983 – Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik: Heimerziehung – und was dann? Zur Problematik heimentlassener junger Erwachsener. Frankfurt 1987 – *Jordan, E., Trauernicht G.:* Ausreißer und Trebegänger. Grenzsituationen sozialpädagogischen Handelns. München 1981 – *Jordan, E.,* Hg: Kinder und Jugendliche reißen aus. Erfahrungen und Praxisberichte aus eruopäischen Ländern. Frankfurt 1986 – *Kieper, M.:* Lebenswelten »verwahrloster« Mädchen. München 1980 – *Kolarcik, H.:* »Freiwillige Erziehungshilfe«. Zentralblatt für Jugendrecht und Jugenwohlfahrtsgesetz. 8. Jg. 1978, 346–356 – *Lutz, R.:* WeibsBilder. Frauenvorstellungen nichtseßhafter Männer. Frankfurt 1987 – *Merton, R. K.:* Social Theory and Social Structure. Glencoe, Ill., 1957 – *Mollenhauer, Kl.:* »Verwahrlosung«. Einführung in pädagogisches Sehen und Denken. Hg. *A. Flitner, H. Scheuerl*. 1967, 281–287 – *Münder, J., Bartel H.-J.:* Frankfurter Kommentar zum Gesetz zur Jugendwohlfahrt. Weinheim/Basel 1978 – *Riedl, H.:* Jugendwohlfahrtsgesetz. Kommentar. Berlin 1965 – *Rohrmann, E.:* »Nichtseßhafte – Obdachlose zweiter Klasse?«. Wohnen tut not. Hg. *R. Kellner, W. Wittich*. München 1987, 105–137 – *Rosen R.:* »Sexuelle Verwahrlosung von Mädchen«. Konfliktfeld Sexualität. Hg. *I. Kerscher*. Neuwied/Darmstadt 1977, 207–225 – *Soisson, R.,* Hg: Aktuelle Probleme Jugendlicher in der Heimerziehung in Europa. Zürich 1986 – *Specht, F.:* Sozialpsychiatrische Gegenwartsprobleme der Jugendverwahrlosung. Stuttgart 1967 – *Specht, T:* »Struktur der Entwicklung zur Nichtseßhaftigkeit in der Bundesrepublik Deutschland«. Gefährdetenhilfe Nr. 4, Frankfurt 1981, 6ff. – *Sterlin, H.:* Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter. Frankfurt 1980 – *Tirsch, H.:* »Verwahrlosung«. Offensive Sozialpädagogik. Hg. *H. Giesecke*. Göttingen 1973, 24–45 – *Trauernicht, G.:* Ausbruchsversuche von Mädchen – Ursachen und Bedeutung der Familien- und Heimflucht. (Forschungsbericht), Münster 1983 – *Trauernicht, G.:* »Mädchen auf Trebe: Nichts wie weg«. Sozialmagazin Heft 7/8, 1984, 14–25 – *Vent, H.:* Verwahrlosung Minderjähriger. Frankfurt 1979.

Ausgewählte Gebiete der Jugendforschung

Teil VII: Jugendpolitik – Anspruch und Wirklichkeit

Werner Schefold/Lothar Böhnisch

Jugendpolitik

1. Jugendpolitik: Zugang zu einem unübersichtlichen Gelände

Kein anderer Begriff, der in der Bundesrepublik eine Teilpolitik kennzeichnet, ist so klärungsbedürftig als der Begriff der Jugendpolitik. »Jugendpolitik« kennzeichnet nicht ein klar umrissenes Feld politischer Ziele, Maßnahmen, Themen oder Akteure. Jugendpolitik ähnelt eher einer Theateraufführung. Es gibt einen eisernen Bestand im Repertoire: die Jugendhilfe-, Jugendförderungs-, und Jugendschutzpolitik mit Stammakteuren und -publikum, immer wiederkehrenden Stichworten. Darüber hinaus Gastspiele, Laienvorstellungen, Stegreifspiele und lange Pausen. Alle Interessierten sind gut beraten, sich jeweils zu informieren, was läuft.

Die Unübersichtlichkeit dessen, was mit Jugendpolitik immer wieder gemeint wird, liegt am Thema »Jugend«. Alle gesellschaftlichen Sachverhalte und Probleme, die etwas mit Jugend zu tun haben, werden, sobald sie in politischen Kategorien bedeutsam werden, auch zur »Jugendpolitik«. Damit ist ein weites Feld für Diskurse abgesteckt. Strukturell liegt der Lebensphase Jugend die funktionale Differenzierung der Gesellschaft, der Herausbildung eigener Bereiche von Erziehung, Bildung, Ausbildung, sozialer Kontrolle zugrunde. Über deren andauernde fachpolitische Problematik hinaus wird »Jugend« über den Wechsel der Generationen (*Mannheim*, 1965; vgl. *Nave-Herz* in diesem Band) zum Risiko – und Risikosymbol – der modernen Gesellschaft. Als eigene Lebensphase, als soziale Gruppe, als kulturelles Phänomen ist Jugend immer auch Anlaß für Diskurse über Lebensorientierungen und soziokulturelle Wandlungsformen.

Wie kaum anders vorstellbar, haben auch die Sozialwissenschaften angesichts dieser Diffusität der pragmatischen Definitionen von Jugendpolitik keine Ordnung schaffen können. Diese Diffusität mag gar der Grund dafür sein, daß gegenwärtig in den Sozialwissenschaften keine konsistente Beschäftigung mit Jugendpolitik zu verzeichnen ist. Insbesondere in der Politikwissenschaft spielt das Thema Jugendpolitik eine bescheidene (um nicht zu sagen: keine) Rolle.

Wissenschaftliche Arbeiten zur Jugendpolitik sind am Ende des Reformjahrzehnts der 70er Jahre erschienen (*Damm* u.a., 1978; *Nikles*, 1978; *Baetcke*, 1978; *Böhnisch/Müller-Stackebrandt/Schefold*, 1980; *Wieczorek-Zeul*, 1980). Sie beschäftigen sich von unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Prämissen aus alle mit der Fragestellung, ob die in den 70er Jahren vorfindbare Jugendpolitik in der Bundesrepublik die Ansprüche an eine gestaltende Gesellschaftspolitik, wie sie für die Phase des Ausbaus des Sozialstaates in den 60er und 70er Jahren kennzeichnend waren, eingelöst hat bzw. hätte einlösen können. Mit dem Veralten dieser Prämisse (*Böhnisch/Schefold*, 1985) scheint vorläufig auch das allgemeine wissenschaftliche Interesse an Jugendpolitik erloschen.

Unter anderem, international vergleichendem, oder historischem Anspruch stehen

Arbeiten wie die von *Peukert* (1988), *Pfüller* (1977), *Kim Young Hwa* (1986). Zu Teilsapekten jugendpolitischer Praxis etwa der Jugendhilfe, gibt es dagegen beachtliche Forschung und Theorie (s. u.).
So haben die Sozialwissenschaften wenig dazu beigetragen die unterschiedlichen Praxisformen von Jugendpolitik und deren Reflexion zu ordnen und zu verstetigen. Eine Einführung in Jugendpolitik hat sich so in »doppelter Reflexivität« auf den Stand der Disziplinen wie auf die gesellschaftliche Realität selbst einzulassen.

2. Jugendpolitik als operative Politik

Gegenüber der weiten Thematik der jugendpolitischen Diskurse nimmt sich die »operative« Jugendpolitik bescheiden aus. Darunter ist der Ausschnitt aus dem Feld von Jugendpolitik zu verstehen, in dem über institutionalisierte Zuständigkeiten, Verfahren, damit verbundene Trägergruppen und Öffentlichkeiten gesellschaftliche Verhältnisse geregelt, bewegt, entwickelt werden.
Diese Jugendpolitik hat ihre institutionellen Grundlagen in den Jugendministerien des Bundes und der Länder bzw. deren Jugendabteilungen, wie in den Verwaltungen der Kommunen und den dort institutionalisierten Zuständigkeiten. Ihr materieller Gegenstand als Ressortpolitik umfaßt im wesentlichen die Bereiche der Jugendhilfe, der Jugendförderung, des Jugendschutzes. Kern ist dabei das verzweigte System von Einrichtungen und Maßnahmen der Jugendarbeit, der Erziehungshilfen, der Jugendberatungsstellen u. a., das insgesamt Jugendhilfe ausmacht. Jugendpolitik als Ressortpolitik ist vertikal auf den Ebenen von Kommunen, Ländern und Bund als Jugendpolitik ausgewiesen und horizontal gegen andere Teilpolitiken abgegrenzt. Sie übt einen auf politische Prozeßformen gestellten Einfluß auf einen spezifischen Ausschnitt von Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen aus. Politik und Verwaltung, öffenliche und freie Träger der Jugendhilfe (s. u.), Initiativen und Gruppen stellen gemeinsam eine »Öffentlichkeit« dar, in der Ressortpolitik verhandelt wird.

2.1. Jugendhilfepolitik

Jugendhilfe umschreibt das breite Feld der Einrichtungen und Maßnahmen, die auf der gesetzlichen Grundlage des Jugendwohlfahrtsgesetzes und entsprechender Landesgesetze (Kindergarten-, Jugendbildungsgesetze) die Erziehung der Kinder und Jugendlichen zur »leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit« (§ 1 JWG) neben der Familie, der Schule und dem Berufsbildungssystem (und: neben all den pädagogisch nicht lizensierten Sozialisationsagenten wie Altersgruppen, Medien, Spielhallen u. a.) sichern sollen.
Die Jugendhilfe hat, aus den heterogenen Wurzeln der Armenfürsorge, der obrigkeitsstaatlichen Kontrolle gegenüber der in der Industrialisierung entstehenden Altersphase Jugend, aus dem Verbändewesen, wie aus der Jugendbewegung stammend (vgl. *Peukert/Münchmeier*, 1988; *Krafeld*, 1984) in die Gegenwart hinein eine breite Palette von Praxisformen entwickelt (vgl. *Wuggenig* in diesem Band; *Jordan/*

Sengling, 1988; 5. Jugendbericht der Bundesregierung, 1980). Sie umfassen Adoptionsvermittlung, Pflegekinderwesen, Kindertagesstätten, die breiten Bereiche von Bildung und sozialer Arbeit mit Familien, von Jugendarbeit, der Jugendsozialarbeit (dazu *Petzoldt* in diesem Band), der Erziehungshilfen, Jugendgerichtshilfe (nach dem Jugendgerichtsgesetz) u. a.

Die »Basis« der Jugendhilfepolitik sind also Einrichtungen, Maßnahmen, Angebote, – abstrakt: personbezogene Dienstleistungen – die unterschiedliche Funktionen erfüllen.

Die gesellschaftliche Bedeutung der Jugendhilfe, die Jugendpolitik zu gewährleisten hat, läßt sich am besten im Kontext von Lebenslauf und Biographie formulieren: sie liegt darin, Kindern und Jugendlichen, die im Prozeß ihrer sozialen Integration und individuellen Verselbständigung von Strukturdefiziten ihrer sozialen Umwelt und/oder von negativen Folgen von Lebensereignissen bedroht sind, ein normales Leben offen zu halten. In dieser Funktion gerät Jugendhilfe auch mit sich selbst in Widerspruch: Interventionen haben auch stigmatisierende, chancenausschließende Folgen.

Das Gewicht der einzelnen Einrichtungen und Maßnahmen für die Biographien von Kindern und Jugendlichen variiert dabei beträchtlich. So sind etwa die Unterbringung in Pflegefamilien, die verschiedenen Formen der Heimerziehung für den Alltag und das weitere Schicksal von Kindern nahezu konstitutiv (vgl. *Vaskovics* in diesem Band). Weniger bestimmend, schillernd in ihren je individuellen Bedeutungen sind die vielfältigen Angebote der Jugendverbände und kommunalen Jugendarbeit. Sie bedienen Bedürfnisse nach Kommunikation mit Altersgleichen, bieten Chancen, etwas zu lernen und etwas zu machen (in der Pfarrgemeinde, bei der Feuerwehr) und werden von Jugendlichen insgesamt nach sehr individualisierten Strategien genutzt (*Böhnisch/Münchmeier*, 1987).

Aus der Perspektive von Kindern, Jugendlichen und Familien läßt sich Jugendhilfe als Gewährleistungssystem von Ressourcen sehen, die zur Lebensbewältigung und Lebensführung zur Verfügung stehen – oder fehlen. Sie sind Teil eines umfassenden Ressourcenensembles, das Familien, soziale Netzwerke (*Keupp/Röhrle*, 1987), soziale Rechte und institutionelle Teilhabechancen umfaßt. Die Ressourcenstruktur der Jugendhilfe umfaßt so Versorgungs- und Unterbringungsleistungen, Bildungs- und Beratungsangebote, Zugänge zu sozialen Räumen. Diese Betrachtungsweise der Jugendhilfe als Hilfesystem darf nicht vergessen lassen, daß die Ressourcen nicht individuell beliebig von tauschmächtigen oder mit differenzierten subjektiv einklagbaren sozialen Rechten ausgestatteten Personen abholbar sind. Jugendhilfe ist notwendige (und knappe) soziale Infrastruktur, die der Sicherung von Standardbiographien, einer normalen, sozial risikoarmen Lebensführung dienen soll. Sie hat so disziplinierende, Optionen auch einschränkende Funktion, auch wenn die Grenzen zwischen Hilfe und Kontrolle angesichts fortschreitender Individualisierung von Lebensformen und -führung immer schwerer auszumachen sind.

Jugendpolitik im Sinne operativer Politik ist für eine soziale Infrastruktur zuständig, die für relevante Bevölkerungsteile den Einstieg in Standardbiographien flankierend, unterstützend, kompensierend absichern hilft. Sie erreicht nicht oder nur nachrangig, über Jugendhilfeleistungen vermittelt, die Bereiche von Familie,

Schule, Berufsbildung sowie die darauf bezogenen Teilpolitiken. So sind die wesentlichen Ausschnitte aus den Lebenslagen von Jugendlichen sowie die zentralen Prozesse der Erziehung, Bildung und Ausbildung, die über die biographische Zukunft von Kindern und Jugendlichen entscheiden, jugendpolitisch kaum verfügbar. Die materielle und psychosoziale Versorgung von Kindern und Jugendlichen in der Familie, instiutionalisierte Sozialisation, Verfügbarkeit und Zugänge zu sozialen Räumen in Stadtteilen, sozialpolitische Rechte von Jugendlichen sind in Eigenlogiken und -dynamiken funktional und sozial differenzierter Sozialsysteme eingebunden; dem historischen Pfad Differenzierung ist auch notwendigerweise die Entwicklung der staatlichen Verwaltung bzw. der politisch-parlamentarischen Gestaltung und Kontrolle gefolgt. Das allgemeinbildende Schulwesen bzw. die Kultusministerien, die Arbeitsverwaltung bzw. die Arbeits- und Sozialministerien, Polizei und Justizapparat bzw. Innen- und Justizministerien regeln, soweit dies Institutionen und Teilpolitiken überhaupt vermögen, Lebensverhältnisse und Lebenslagen von Jugendlichen (vgl. entsprechende Beiträge in diesem Band).
Diese Teilpolitiken sind an die Imperative von Funktionsfähigkeit und gesellschaftlicher Effektivität von Leistungsbereichen gebunden, die zu den aus den Lebenswelten heraus formulierbaren Ansprüchen, Interessen, Bedürfnissen von betroffenen Gruppen selbst in Spannung stehen. So wahrt z. B. das allgemeinbildende Schulsystem Funktionen der Qualifikation, Legitimation, Allokation und Selektion (*Fend*, 1980); im Zuge der Wahrung dieser gesellschaftlichen Funktionserwartungen können, ja müssen Schulkarrieren und damit Biographien einzelner Kinder und Jugendlicher in Konfliktzonen geraten, für deren individuelle Bewältigung dann Sozialarbeit/Sozialpädagogik zuständig sein mag.

2.2. Jugendförderungspolitik

Jugendhilfe wird von öffentlichen und freien Trägern unterhalten. Die finanzielle Förderung nicht-staatlicher Einrichtungen und Maßnahmen nach geltenden Rechtsgrundlagen gehört zu den Aufgaben der öffentlichen Träger. Von Jugendförderungspolitik zu sprechen, legen die Instrumente der Jugendförderung nahe, die über die Verteilung von Mitteln Einfluß auf die Entwicklung von Praxisformen und Angeboten der Jugendhilfe ermöglichen. Dies ist auf Bundesebene der Bundesjugendplan, auf Landesebene die Landesjugendpläne und -programme; in einzelnen Bundesländern (Baden-Württemberg, Schleswig-Holstein) auch Stiftungen mit eigener, von den Jugendverbänden kritisierter »Subpolitik«. Die Förderungspraxis auf kommunaler Ebene ist unterschiedlich organisiert: eine unmittelbare Vergabe von Mitteln seitens der kommunalen Parlamente/des Jugendwohlfahrtsausschusses an Gruppen und Initiativen, von Jahr zu Jahr, steht neben Förderungsplänen oder einem Modus pauschaler Mittelvergabe an Stadt- und Kreisjugendringe zur weiteren Verteilung.
Neben chronischem Finanzmangel beherrscht die Förderungspolitik vor allem der Zusammenhang von Förderungsstrukturen bzw. -kriterien und Praxisentwicklung. In den inhaltlichen Schwerpunkten der Förderungspolitik spiegeln sich die allgemeinen politischen Erwartungen an Jugendarbeit; so an den Ausbau von Förderung

von Maßnahmen gegenüber Übergangsproblemen, zur Integration von Aussiedlern (*Müller-Stackebrandt*, 1980). Die Aufgabe der Qualifizierung von Jugendarbeit wird über Modellförderung wahrgenommen; deren Wirksamkeit auf Innovation der Praxis ist freilich immer noch umstritten (*Grieser* et al., 1976).

2.3. Jugendschutzpolitik

Historisch ältester Teil einer gesonderten Jugendpolitik (zurückgehend auf das preußische Regulativ für Kinder- und Jugendarbeit von 1832) ist der Bereich des Jugendschutzes (*Gernert*, 1985). Während der Jugendarbeitsschutz in der Arbeitsverwaltung bzw. Arbeitspolitik ressortiert ist, obliegen den Jugendbehörden und -ministerien die Belange des Schutzes der Jugend vor Gefährdungen in der Öffentlichkeit und durch die Medien.
Dieser »gesetzliche« Jugendschutz (vgl. *Wolff* in diesem Band) beinhaltet im wesentlichen auf der Grundlage des »Gesetzes zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit«, novelliert 1985, und des »Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften« Normen, welche die Zugänglichkeit von jugendgefährdenden Orten und Medien regeln. Dies geschieht einerseits über Zugangsbeschränkungen (zu Spielhallen, Filmvorführungen, Videotheken), Kaufbeschränkungen und Vertriebsbeschränkungen (von Alkohol, Nikotin, von Printmedien, Tonträgern, Filmen).
Das Konzept des Jugendschutzes schien in der Phase des Ausbaus sozialer Dienste für Kinder und Jugendliche in den 60er und 70er Jahren weitgehend überholt; durch eine Verbesserung von Sozialisationsbedingungen sollte auch das eher defensiv ausgerichtete Anliegen des Schutzes von Kindern und Jugendlichen offensiv, durch eine pädagogische Stärkung von Kompetenzen, mitberücksichtigt werden. Insbesondere die Entwicklung auf dem Mediensektor, Anfang der 80er Jahre pragmatisch und ideologisch beschleunigt, hat jedoch die Jugendschutzidee wiederbelebt. Die Entwicklung neuer Unterhaltungsformen wie elektronisch gesteuerter Spiele, neuer Medienträger wie des Video-Fernsehens sowie die Expansion der »Software« anbietenden Märkte hat das Gefährdungspotential erhöht, auch wenn die wissenschaftliche Diskussion über negative Wirkungen von Medien und Medienprodukten nach wie vor offen ist (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1987).
Über die Auseinandersetzung mit Gefährdungen in Form von hochprivatisierten Waren und Dienstleistungen ist die Jugendschutzidee selbst an eine Grenze gestoßen (*Schefold*, 1987). Jugendschutz etwa gegenüber den elektronischen Medien ist endgültig auf die subjektive Einsicht der betroffenen Kinder, Jugendlichen und Eltern, auf deren eigene kulturelle Maßstäbe und Werte als Ansatzpunkt verwiesen.

2.4. Die jugendpolitische Öffentlichkeit

Die öffentlichen Träger der Jugendhilfe sind die Kommunen, die Jugendämter, der Jugendwohlfahrtsausschuß, freie Träger sind die Wohlfahrtsverbände, die Jugendverbände, deren Erwachsenenorganisationen (Kirchen, Gewerkschaften u.a.),

soziale Initiativen, Selbsthilfegruppen, Gruppen im Umfeld sozialpädagogischer Ausbildungseinrichtungen u. a. (vgl. entsprechende Beiträge in diesem Band). Sie bilden zusammen mit den politischen Parteien, Bürgerinitiativen u. a. die jugendpolitische Öffentlichkeit. Auf der Bundes- und Landesebene werden die Parlamente, Fraktionen und deren Fachausschüsse durch Aggregationsformen der einzelnen Gruppierungen ergänzt. Dazu gehören: der Deutsche Bundesjugendring, die Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege, die kommunalen Spitzenverbände (Deutscher Städtetag, Deutscher Landkreistag, Deutscher Städte- und Gemeindetag), der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge wie die Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (AGJ).
Die damit umschriebene »Szene« hat die Besonderheit, daß bei vielen Trägern unterschiedliche politische Funktionen ineinander fallen. Vor allem die Verbände verstehen sich als Organisationen zur Artikulierung und Durchsetzung von Bürgerinteressen im sozialen Bereich und haben Aufgaben im Vorfeld legislativer Entscheidungen. Sie sind jedoch zugleich Leistungsträger der Jugendhilfe, Exekutivorgane operativer Jugendpolitik mit eigenen Traditionen und an die Reproduktion der eigenen Organisation gebundenen Interessen. Sie stehen, nach dem Ordnungsprinzip der Subsidiarität, zwischen den Ansprüchen ihrer potentiellen Klientel und der staatlichen Wohlfahrtspolitik, ihren Rechtsgrundlagen und Institutionen. Sie haben so eine »mediatisierende« Funktion gegenüber widersprüchlichen Interessen (*Bauer*, 1978; *Hamburger*, 1988).

2.5. Prozeßformen

Die rechtliche und organisatorische Verfaßtheit der Jugendhilfe bestimmt die Möglichkeiten und Grenzen der Jugendhilfepolitik. Jugendhilfe nimmt ihre Aufgabe nahezu ausschließlich über personale Dienstleistungen in Jugendämtern, Heimen, Beratungsstellen, Jugendzentren u. a. wahr. Die Hilfe ist in hohem Maße institutionalisiert, die Ressourcen – finanzielle Mittel, professionelle Kompetenz, ehrenamtliche Tätigkeiten u. a. – in Praxisformen gebunden. Jugendhilfepolitik hat ihre Impulse über Bewegungen in diesem System durchzusetzen; andererseits entwickelt die bunte Szene öffentlicher und freier Jugendhilfe aus ihren eigenen – moralischen, professionellen, subpolitischen – Dynamiken ihre eigene Jugendpolitik. In dieser Konstellation haben sich in den letzten Jahren vier unterschiedliche Prozeßformen herausgeschält.
Gesetzgebung: Einrichtungen und Maßnahmen der Jugendhilfe beruhen auf dem Jugendwohlfahrtsgesetz. In seinen wesentlichen Strukturen und Inhalten zurückgehend auf das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922 hat es wesentlich den Charakter eines Amtsgesetzes, das die Tätigkeiten des Jugendamtes regelt und absichert. Die Anfang der 70er Jahre in Angriff genommene Reform des JWG in Richtung eines Jugendhilfegesetzes, das Ansprüchen von Kindern, Jugendlichen und Eltern auf Dienstleistungen festschreiben sollte, ist immer noch nicht am Ziel. Die langjährige Debatte (vgl. *Deuerlein-Bär*, 1987) um die Reform der Jugendhilfe war in hohem Maße von Grundsatzfragen bestimmt: so von Fragen nach dem Verhältnis von Familie und öffentlicher Erziehung, von Fragen nach dem Verhältnis von

öffentlichen und freien Trägern (»doppelte Subsidiarität«). Unabhängig davon haben sich in die Gegenwart hinein Handlungsfelder der Jugendhilfe in Reaktionen auf regional differenzierte Problemlagen und Anforderungen hin entwickelt. Einem Jugendhilfegesetz käme so wesentlich die Funktion zu, den unterschiedlichen Innovationen eine solide rechtliche Grundlage zu geben und gesellschaftspolitisch über die Codifizierung des gegenwärtigen Niveaus von Jugendhilfe eine Angleichung regionaler und lokaler Disparitäten in Gang zu bringen (*Wiesner*, 1987).

Planung: Praxisnäher und elastischer für Zwecke einer rationalen Gestaltung von Angeboten der Jugendhilfe wurde und wird das Instrument der Jugendhilfeplanung bzw. Sozialplanung eingesetzt (DIFU, 1978; *Ortmann*, 1976). Zu Beginn der 70er Jahre sollte die Jugendhilfeplanung den anstehenden Ausbau der Jugendhilfe einerseits nach den Erfordernissen moderner kommunaler Verwaltungsrationalität, andererseits nach Kriterien von Bedarfsgerechtigtkeit, Lebensweltnähe und demokratischer Beteiligung steuern. Mittlerweile sind Jugendhilfepläne in ca. 120 Jugendamtbezirken mit einem teilweise hohen Aufwand an Bedarfsuntersuchungen, Feldbeschreibungen, Verfahrensentwicklungen erstellt worden. Sozialwissenschaftliche Methoden werden jedoch kaum bei der Evaluation von Planung und deren Folgen angewandt. Die Erfahrungen haben zudem gezeigt, daß Jugendhilfeplanung insbesondere nach der Phase der Expansion des sozialen Sektors an den geringen finanziellen Ressourcen und der geringen Elastizität der geplanten Größen (Einrichtungen, Personal, Qualifikation, Zugänge zu den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen) ihre Grenzen gefunden hat.

Subpolitische Prozesse der Entstehung und Entwicklung von neuen, teils alternativen, selbstorganisierten Praxisformen und deren Verstetigung in komplexer Interaktion mit den etablierten Trägern und Einrichtungen haben im letzten Jahrzehnt Innovationen realisiert. Die fiskalische Krise des Steuerstaates, Stagnation im Ausbau von sozialen Diensten, die den institutionalisierten und professionalisierten Dienstleistungen immanenten Funktions- und Legitimationsprobleme gegenüber der »Lebenspraxis« der betroffenen Gruppen (vgl. im Überblick: 5. Jugendbericht, 1980) haben in den 80er Jahren zu neuen Formen sozialer Arbeit geführt, die von vielen Gruppen im Umfeld von sozialen Bewegungen, alternativen Szenen, von Bürgerinitiativen, Kirchen, sozialpädagogischen Aus- und Weiterbildungseinrichtungen getragen werden. Diese Anstöße wirken freilich sehr unterschiedlich in die etablierte Praxis hinein. Viele Impulse scheitern an der gegenwärtig zunehmend härter werdenden Binnenkonkurrenz um finanzielle Mittel im sozialen Sektor oder zeigen sich angesichts ungelöster Strukturprobleme im Produktions- und Reproduktionsbereich als wirkungslos.

Mittelbare Politik: Die zentrale Verwiesenheit von operativer Jugendpolitik auf das differenzierte System von personenbezogenen Dienstleistungen, Initiativen und Selbsthilfegruppen macht Jugendpolitik in hohem Maße anfällig für die Folgen politischer Prozesse, die mittelbar Angebot von und Nachfrage nach Leistungen beeinflussen. Hier sollen exemplarisch zwei Entwicklungen genannt sein: Der Transfer anderer Politiken in den jugendpolitischen Bereich sowie die Entwicklung der öffentlichen Finanzen. Bildungspolitik in ihren offenen und versteckten Auswirkungen auf Schulkarrieren und deren Krisen, Arbeitsmarktentwicklung und -politik

in ihren Auswirkungen auf Reproduktions- und Integrationschancen von Jugendlichen, Ausländer- und Aussiedlerpolitik u. a. regulieren die Nachfrage nach Integrationshilfen mit und beanspruchen die Leistungsfähigkeit der Jugendpolitik. Das Dienstleistungssystem hat die damit verbundenen Schwankungen aufzufangen; es verarbeitet, neutralisiert, negiert soziale Probleme nach eigenen institutionellen und professionellen Mechanismen (*Olk*, 1986), durch das »Hin- und herrücken« der Grenzen und Kriterien von Anspruch auf Leistungen und Zumutbarkeit von Belastungen (*Böhnisch/Schefold*, 1985).
Die hohe Abhängigkeit der zumindest teil-professionalisierten Dienstleistungen von öffentlichen Finanzen zieht die Jugendhilfe in deren gegenwärtige Krise in hohem Maße hinein. So hat nach Expertenmeinung (*Greese*, 1987) die Steuerreform etwa die Folgen, daß Gemeinden gezwungen werden, in dem weiten Bereich von freiwilligen Aufgaben (Jugendarbeit, Beratung, Förderung von Initiativen u. a.) so weitgehende Abstriche zu machen, daß soziale und kulturelle Infrastrukturen für Jugendliche insbesondere in Regionen mit hohen negativen ökonomischen Belastungen im Bestand gefährdet scheinen.

3. Jugendpolitik als Diskurs

3.1. Querschnittspolitik

Jugendpolitik als Jugendhilfe-, Jugendschutz- und Jugendförderungspolitik ist wegen ihrer begrenzten Reichweite immer mit dem Bild einer Jugendpolitik als »Querschnittspolitik« konfrontiert und kritisiert worden, die Lebenslagen von Jugendlichen in allen gesellschaftlichen Bereichen und quer durch die Teilpolitiken gestalten solle (*Westphal*, 1976). Das Konzept einer Jugendpolitik als Querschnittspolitik ist (auch heute noch) zentrale Grundlage des Selbstverständnisses von Jugendverbänden wie der Jugendpolitik der Parteien. Es bestimmt den Rahmen der jugendpolitischen Diskurse. Die Thematisierung von Lebensverhältnissen von Kindern und Jugendlichen, die Formulierung von Interessen und Forderungen an die unterschiedlichen Teilpolitiken, die Verständigung über die allgemeine soziale Situation, die Kinder und Jugendliche in der Gesellschaft vorfinden, folgt einer Sichtweise, die aus dem heterogenen Feld von Lebensbedingungen und politisch-administrativen Zuständigkeiten Lebenslagen (*Böhnisch/Schefold*, 1985) herauszudestillieren versucht, um so zu einer auf Adressatengruppen hin integrierten Sicht- und Operationsweise von Gesellschaftspolitik zu kommen. Diese Jugendpolitik ist weithin Diskurs; Politik als öffentliche Auseinandersetzung über Lebenslagen, darin verwobene Belastungen, Benachteiligungen, über Interessen und Bedürfnisse, gegebene und wünschenswerte gesellschaftspolitische Strategien. Zurückgeblieben hinter den für die 70er Jahre kennzeichnenden Erwartungen an eine adressatenorientierte Gesellschaftspolitik sind die operativen Grundlagen von Jugendpolitik als Querschnittspolitik. In den politischen Systemen der Bundesrepublik, auf Bundes- und Landesebene, wie auch auf der kommunalen Ebene sind kaum Zuständigkeiten und Verfahren institutionalisiert worden, die gewährleiste-

ten, daß die aus den Lebenslagen von Jugendlichen heraus formulierten Ansprüche in den funktional dominierten Ressorts regelmäßig Berücksichtigung fänden. Jugendpolitik als Querschnittspolitik ist, in der operativen Dimension auf die in den einzelnen Fachressorts gegebenen Problem- und Wertberücksichtigungspotentiale angewiesen. Diese Problematik teilt Jugendpolitik mit anderen, kategorial angelegten Politikstrategien (*Weg/Stein*, 1988).

Der Widerspruch zwischen diskursiv erschließbarer Programmatik und operativer Zuständigkeit beschäftigt und prägt Jugendpolitik stetig; er ist historisch gewachsen und repräsentiert mithin die politischen Grundstrukturen der Bundesrepublik als moderner Industriegesellschaft und entwickeltem Wohlfahrtsstaat. Die Beschränktheit von Jugendpolitik geht auf mehrere historische Entwicklungen zurück:

- auf die partielle Politisierung von Lebenslagen Jugendlicher und der damit zusammenhängenden Probleme: Während das allgemeine Bildungswesen, Polizei und Justiz, die sozialen Dienste (mit der Besonderheit subsidiärer Aufgabenverteilung) verstaatlicht und somit dem demokratischen Prozeß anheimgestellt sind, sind wesentliche Bereiche wie Berufsbildung (mit der vertrauten Balance von Markt und Staat als Organisationsformen), Beschäftigung, Familie (in der Verschränkung von prinzipiell privatem Raum und dessen konstitutiver öffentlich-politischer Rahmung) Gegenstand von Nichtpolitik bzw. Subpolitik (*Beck*, 1986).
- Innerhalb des »verstaatlichten« Bereichs haben sich Institutionen und Felder, die »Lebenslage« und Biographien von Jugendlichen bestimmen, nach eigenen »Sachgesetzlichkeiten« verselbständigt. Die durchschnittliche Normalbiographie eines Jugendlichen wird über Bildung, Ausbildung, Beschäftigung in Institutionen prozessuiert. Auch die Normalisierung der Abweichungen und Gefährdungen dieser Normalbiographie obliegt institutionellen Maßnahmen von Justiz, Gesundheitswesen, psychosozialer Betreuung. Die »institutionenabgewandte« Seite des Alltags in Familie, in Stadtvierteln, auf Sportanlagen, vor dem Fernseher sperrt sich in ihrer Mischung aus politischer, ökonomischer, privater und zunehmend höchst subjektiver »Steuerung« öffentlichen Strategien, die am »Wohl« von Kindern und Jugendlichen interessiert sind (wie immer dieser Topos definiert wird). Deutlich hervorgetreten ist die Marginalität jugendpolitischer Forderungen etwa am Beispiel der Jugendarbeitslosigkeit (*Lenhardt*, 1979; vgl. *Vonderach* in diesem Band). Die Forderung nach Abbau von Jugendarbeitslosigkeit ist in der jugendpolitischen Szene nahezu konsensuell, Konkretisierungen unterscheiden sich nicht wesentlich. Nahezu jedes der zahlreichen Rezepte jedoch berührt Ordnungs- und Funktionsprobleme des Wirtschaftssystems, der Arbeitsmärkte, der Wirtschafts- und Sozialpolitik und wird so im realpolitischen Geschehen in diesen mächtigen Zusammenhängen relativiert.
- Die dritte »Beschränkung« liegt darin, daß der Einfluß operativer Jugendpolitik auf die Lebenslagen und Biographien von Kindern und Jugendlichen über die Ausdifferenzierung bzw. den Wandel von personenbezogenen Dienstleistungen erfolgt, welche in der sozialisationsbezogenen Arbeit mit einzelnen Kindern und Jugendlichen durch zusätzliche Angebote und Hilfen die Normalität des Aufwachsens gewährleisten sollen, ohne wesentlich die Strukturen von Familie,

Schule, Berufsausbildung, Arbeitsmärkten, Stadtvierteln etc. verändern zu können.

Dieser im Prinzip individualisierende Zugang der Jugendhilfe zu Jugendlichen ist als historischer Strukturfehler ideologiekritisch interpretiert worden (*Münchmeier*, 1982). Die dabei im Bild einer alle Lebenslagen umfassenden und individuellen Anpassungsprobleme lösenden Strukturpolitik gefaßte Hintergrundannahme thematisiert zwar ein Defizit von Jugendhilfe: nämlich wenig Einfluß in Richtung von Systemlernen, Reformen ausüben zu können. Sie unterschätzt jedoch die neue historische Qualität von Maßnahmen, die zwischen den Institutionen, sozialen Lebenswelten und Biographien Hilfen nach einem hochindividualisierten Bedarf an Orientierung, Lernen, Identitätsentwicklung vorhalten. Angesichts individualisierte Problemlagen (*Schefold*, 1987b) erzwingt die hohe Generalisierung, die in modernen Gesellschaften die Organisation von Bildung und Erwerbsarbeit (*Vetter*, 1988) kennzeichnen, differenzierte Dienstleistungsangebote, die aus sich heraus subjektbezogene Hilfestrategien entwickeln können (*Japp*, 1986; *Olk*, 1986).

So balanciert die Einschätzung von Jugendpolitik zwischen dem Diktum, durch die Überlastung von personenbezogenen Dienstleistungen nur »Nicht-Politik« in zentralen Bereichen zu kaschieren, und der Anerkennung der Notwendigkeit der Ausdifferenzierung von Dienstleistungen, um regulative Prinzipien der Gesellschaftspolitik wie das der Chancengleichheit, der Reversibilität biographischer Verläufe aufrecht erhalten zu können.

3.2. Zukunftspolitik

Der Horizont jugendpolitischer Diskurse ist durch die komplexen Lebenslagen und den in ihnen angelegten »Schnitt« durch die Ressortpolitiken und Zuständigkeitsebenen noch nicht abgesteckt. Die gegenwärtige Erweiterung politischen Denkens vom Paradigma der Verteilung zum Paradigma der Lebensweise (*Raschke*, 1985) hat auch die jugendpolitischen Debatten berührt. Jugendpolitik wird auch als »Zukunftspolitik« verhandelt. Dieses Konzept nimmt eine Thematisierungslinie auf, die Jugend als eine Chiffre für das Problem von Kontinuität und Wandel der modernen Industriegesellschaft bemüht. Praktischen Schub hat dieser Denkansatz in der Jugendpolitik vor allem durch den »Jugendprotest« erhalten, der Anfang der 80er Jahre Politik und Öffentlichkeit in Aufregung versetzt hat. Die vom Deutschen Bundestag eingesetzte Enquete-Kommission »Jugendprotest im demokratischen Staat« hat, über die Parteien hinweg, dezidiert die von ihr zu verhandelnden Phänomene in den Kontext einer Krise der Gesellschaft gestellt, wie sie vor allem von den neuen sozialen Bewegungen, der Friedens-, Ökologie- und Frauenbewegung deutlich gemacht worden ist. Auch die jugendpolitische »Szene« in der Bundesrepublik, Jugendverbände, ihre Zusammenschlüsse, Initiativen und Gruppen von Jugendlichen, nicht zuletzt die Jugendforschung als Definitionsinstanz und Multiplikator von Meinungstendenzen in der jungen Generation (*Hornstein*, 1984) haben stark dazu beigetragen, die Dauerfrage nach dem Verhältnis von Jugend und Gesellschaft solchermaßen als Zukunftsproblem abzuhandeln.

Stärker noch als dies für das Konzept einer Jugendpolitik als Querschnittspolitik

gilt, sind in dem Konzept einer Jugendpolitik als Zukunftspolitik die symbolischen und operativen Dimensionen von Politik entkoppelt. Jugend als »Ort«, an dem Zukunftsprobleme abseits der desillusionierenden Handlungsnotwendigkeiten und Eigengesetzlichkeiten von Strukturpolitik verhandelt werden können (DJI, 1982) – ist damit vollends zu einem Modus gesellschaftlicher Verständigung geworden.

3.3. Konjunkturen

Jugendpolitik als pragmatische wie symbolische Politik hatte immer dann starke öffentliche Resonanz und eine Aufwertung wie einen quantitativen Ausbau ihrer Infrastruktur zu verzeichnen, wenn das Thema »Jugend« in einem gesellschaftspolitischen Rahmen verhandelt wurde, der für alle Ebenen – der Ressort-, Querschnitts- und Zukunftspolitik – bedeutsam war. Konjunkturen der Jugendpolitik (für den Bundesjugendplan *Müller-Stackebrandt*, 1980) folgen den Entwicklungs- und Modernisierungsschüben der deutschen Gesellschaft und sind zugleich für Strömungen im öffentlichen Bewußtsein kennzeichnend.
Als eine in der Geschichte der Bundesrepublik erste Verdichtung läßt sich die Behandlung des Themas Jugend Anfang der 50er Jahre ausmachen: als Versuch zur Wiederherstellung von Normalität nach Maßstäben einer durchschnittlichen bürgerlichen Alltagsexistenz in Arbeit und Familie für alle (*Peukert/Münchmeier*, 1988).
Auf allen Ebenen läßt sich diese Thematik wiederfinden: In den öffentlich-politischen Debatten (*Hübner-Funk*, 1985), im Ausbau von Hilfen durch den Bundesjugendplan, durch Hilfeprogramme in den Kommunen, durch den Wiederaufbau der freien Jugendarbeit seitens der Verbände.
Ähnliche Verdichtungen stellen in den 60er Jahren die Thematik »politischer Beteiligung« und, sich damit überschneidend, die jene Jahre prägende Thematik der »Bildungsmobilisierung« dar. Insbesondere in der Epoche des wohlfahrtsstaatlich motivierten Ausbaus gilt Jugend als Gruppe, die aufgrund ihrer Offenheit, Bildbarkeit und Lernfähigkeit geradezu prädestiniert scheint, das Programm der gesellschaftlichen Modernisierung über Bildung, Qualifikation, soziale Mobilität mitzutragen. Auswirkungen dieser Konjunktur lassen sich in den Formen der Thematisierung gesellschaftlicher Zukunft, im quantitativen und qualitativen Ausbau des Bildungswesens feststellen. Nicht zuletzt hat die Programmatik des »Anschlusses aller« dazu geführt, daß die Einrichtungen und Maßnahmen der Jugendhilfe (etwa Kindergärten und Jugendzentren) stark expandiert sind.

4. Forschungsperspektiven

Die oben angedeuteten »Konjunkturen« der Jugendpolitik haben auch die Beiträge der Sozialwissenschaften zur jugendpolitischen Verständigung geprägt. Sozialwissenschaft in einem solch offenen, von unterschiedlichen Dynamiken geprägten Feld, setzt, auch angesichts knapper Kapazitäten, ein hohes Maß an Verständigung über die Relevanz ihrer Themen im gesellschaftlichen Wandel voraus. Dazu einige abschließende Bemerkungen.

Die Situation der Jugendpolitik in der Gegenwart scheint durch eine Tendenz gekennzeichnet, daß sich Entwicklungen in dem durch die Konzepte der Ressort-, Querschnitts- und Zukunftspolitik strukturierten Dimensionen entkoppeln. Die Frage nach der Zukunft der westlichen Industriegesellschaften hat sich von gesellschaftsimmanenten Themen wie Demokratisierung, Bildung, Wohlstand und soziale Sicherheit hin zu Fragen ökologischer Übrlebensbedingungen schlechthin verschoben; der Wechsel der Generationen spielt im Kontext der primär »systemischen« Reproduktionsprobleme nur noch eine nachrangige Rolle; Jugend als Faktor und Symbol sozialen Wandels hat an Bedeutung eingebüßt.
Auch in der Gesellschaftspolitik scheint ein Perspektivenwechsel im Gang: von dem Muster der Stützung differenzierter Lebenslagen zu einer Stützung gesellschaftlicher Innovationen und Prozesse. Lebensbedingungen von Jugendlichen werden eher über die mittelbare Stützung von Familien, Bildungsprozessen, Arbeitsmärkten, über Innovations- und Wachstumspolitik u.a. bearbeitet. Diesem Perspektivenwandel korrespondiert ein Wandel der Lebensbedingungen von Jugendlichen in Richtung einer »Pluralisierung von Lebensstilen« (*Zapf*, 1987), verbunden mit einer Individualisierung von Formen der Lebensbewältigung und Lebensführung, welche die differenzierten Lebenslagen, die je spezifischen biographischen Situationen von Kindern und Jugendlichen deutlicher hervortreten läßt. Durch diese Entwicklungen ist der Bereich von Einrichtungen und Maßnahmen der Jugendhilfe als eigentlicher Domäne von Jugendpolitik ambivalent aufgewertet worden. Zum einen erhalten personenbezogene Dienstleistungsangebote der Versorgung, Bildung, Beratung u.a. in biographischen Schlüsselsituationen als Ressourcen für die Bewältigung von Übergängen u.a. immer mehr Gewicht, zum anderen werden die beschränkten Ressourcen der Jugendhilfe damit auch überlastet: sozialpädagogische »Hilfen« können in ihrem Ansatz an besonderen Problemgruppen zw. problematischen biographischen Situationen weder institutionell »gesteuerte« Sozialisationsprozesse hinreichend beeinflussen noch die Knappheit von Bildungs- und Reproduktionschancen hinreichend kompensieren.
Die Ambivalenz von Aufwertung und Überforderung der Jugendhilfe zeigt sich in den letzten Jahren im besonderem Maße in den Gemeinden. Kommunale Jugendpolitik im Rahmen einer kommunalen Sozialpolitik ist in den 80er Jahren programmatisch (*Olk/Otto*, 1985; *Richter*, 1987) diskutiert und praktisch aufgewertet worden. Dabei laufen heterogene Tendenzen zusammen: das Ungenügen von sozialstaatlichen Hilfen gegenüber komplexen Problemlagen, die ausschließlich auf die Medien Geld und Macht gestellt sind; konkrete Erfahrungen mit diesen Problemlagen vor Ort, das Aufkommen kleinräumiger, auf neue Lebensformen zielender Selbsthilfebewegungen. Ob Jugendpolitik im Institutionsgefüge der Kommunen und in sozialräumlichen Nahwelten sich als lebenslagen-orientierte Gesellschaftspolitik entfalten kann, ist gegenwärtig freilich umstritten (*Olk/Otto*, 1985).
Ausgehend von dieser Situationsbeschreibung kann die Zukunft einer jugendpolitisch ertragreichen Forschung nicht darin liegen, Teilfragen der Ressort- bzw. Querschnittspolitik zu bearbeiten; solche Forschung muß gerade an den Verwerfungen und Widersprüchen ansetzen, die zwischen der Entwicklung von Lebenslagen und gesellschaftspolitischen Antworten, zwischen unterschiedlichen politischen

Bearbeitungsebenen entstehen. Dabei sind folgende Zusammenhänge besonders klärungsbedürftig:

- die Erforschung der Ausdifferenzierung neuer Lebenslagen, etwa der junger Erwachsener (vgl. *Gaiser/Müller* in diesem Band) und ihre Bedeutung für eine altersgruppen- und lebenslagenorientierte Rekonzeptualisierung jugendpolitischer Handlungsmöglichkeiten;
- die Analyse der Regionalisierungs- und Kommunalsierungstendenzen und ihrer ambivalenten Wirkungen, um die realistischen Optionen kommunalisierter Jugendpolitik entlang der Strukturen von Lebenslagen und der Strukturen kommunaler Politikpotentiale diskutieren zu können;
- damit im Zusammenhang: eine Evaluation der Wirkungen personaler Dienstleistungsformen auf Kinder, Jugendliche und deren Familien im theoretischen und empirischen Kontext von Lebenslauf- und Biographieforschung;
- die Erarbeitung wissenschaftlicher Grundlagen für ein gesellschaftspolitisches Denken, in dem die Frage nach der besonderen Rolle der Jugend im Gesamtzusammenhang der Veränderung des Generationengefüges der Gesellschaft neu vernetzt wird.

Literatur

Baetcke, W.: Widersprüche staatlicher Jugendpolitik. Mannheim und Basel 1978 – *Bauer, R.:* Wohlfahrtsverbände in der Bundesrepublik. Weinheim und Basel 1978 – *Beck, U.:* Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main 1986 – Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe – 5. Jugendbericht der Bundesregierung – Bonn 1980 – *Böhnisch, L., Schefold, W.:* »Sozialisationsforschung und Jugendpolitik«. Sozialisation und Lebenslauf. *Klaus Hurrelmann.* Reinbek b. Hamburg 1976 – *Böhnisch, L., Müller-Stackebrandt, J., Schefold, W.,* Hg.: Jugendpolitik im Sozialstaat. Befunde und Perspektiven. München 1980 – *Böhnisch, L., Schefold, W.:* Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim/München 1985 – *Böhnisch, L., Münchmeier, R.:* Wozu Jugendarbeit? Weinheim/München 1987 – *Damm, D., Fiege, J.,* Hg.: Jugendpolitik in der Krise. Frankfurt 1978 – *Deuerlein-Bär, G.:* Fachverbände zum Jugendwohlfahrtsgesetz. München 1987 – Deutsche Forschungsgemeinschaft Hg.: Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Teil I: Berichte und Empfehlungen. Weinheim 1987 – Deutsches Institut für Urbanistik, Hg.: Planung der Jugendhilfe. Berlin 1978 – Deutsches Jugendinstitut, Hg.: Die neue Jugenddebatte. München 1982 – Familien- und Jugendpolitik in den Gemeinden. Schriftenreihe des Deutschen Städte- und Gemeindebundes, Heft 38. Göttingen 1982 – *Fend, H.:* Theorie der Schule. München–Wien–Baltimore 1980 – *Fend, H.:* Sozialgeschichte des Aufwachsens. Frankfurt 1988 – *Gaiser, W., Müller, H.-U.:* »Jugend und Wohnen. Biographische Aufgaben und gesellschaftspolitisches Problem« in diesem Band – *Gernert, W.:* Jugendschutz und Erziehung zur Mündigkeit. Zur Theorie und Praxis eines sozialpädagogischen Aufgabenfeldes. Frankfurt 1985 – *Greese, D.:* Jugendhilfe in Zeiten knapper Kassen. Ms. Essen 1987 – *Grieser, M., John, P., Müller-Stackebrandt, J., Schefold, W.:* »Wirkungsanalysen in der Jugendarbeit«. deutsche jugend, 24. Jg. 1976, Heft 10 und 11 – *Hamburger, F.:* »Wohlfahrtsverbände in der Diskussion«. Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau. 11. Jg. 1988, Heft 16 – *Hornstein, W.:* »Sozialwissenschaftliche Jugendforschung und gesellschaftliche Praxis«. Soziologie und Praxis. Sonderband I der Sozialen Welt. Hg. *U. Beck,* Göttingen 1982 – *Hornstein, W.:* Neue soziale Bewegungen und Pädagogik. Zur Ortsbestimmung der Erziehungs- und Bildungsproblematik in der Gegenwart. Zeitschrift für Pädagogik, 30. Jg., Heft 2, 1984 – *Hübner-Funk, S.:* »Nationale Identität. Neubeginn und Kontinuität«. Immer diese Jugend. Deutsches Jugendinstitut, Hg., München 1985 – *Japp, K.-P.:* Wie psychosoziale Dienste organisiert werden. Frankfurt/Main/

New York 1986 – *Jordan, E., Sengling, D.:* Jugendhilfe. Weinheim und München 1988 – *Kaufmann, F.-X.,* Hg.: Bürgernahe Sozialpolitik. Frankfurt/M./New York 1979 – *Keupp, H., Röhrle, B.,* Hg.: Soziale Netzwerke. Frankfurt 1987 – *Kim Young-Hwa:* Jugendpolitik in Korea und in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1986 – *Krafeld, F.-J.:* Geschichte der Jugendarbeit. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Weinheim 1984 – *Kreft, D., Milenz, I.,* Hg.: Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim/Basel 1988 – *Lenhardt, G.,* Hg.: Der hilflose Sozialstaat. Jugendarbeitslosigkeit und Politik, Frankfurt 1979 – *Mannheim, K.:* »Das Problem der Generationen«. Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. *L. von Friedeburg.* Köln–Berlin 1965 – *Müller-Stackebrandt, J.:* Jugendpolitik im Sozialstaat. Hg. *L. Böhnisch, J. Müller-Stackebrandt, W. Schefold.* München 1980 – *Münchmeier, R.:* Zugänge zur Geschichte der Sozialarbeit. München 1982 – *Nikles, B. W.:* Jugendpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1978 – *Olk, T.:* Abschied vom Experten. Weinheim/München 1986 – *Olk, T., Otto, H.-U.,* Hg.: Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Lokale Sozialpolitik und Selbsthilfe. Neuwied und Darmstadt 1985 – *Opielka, M., Ostner, I.,* Hg.: Umbau des Sozialstaats. Essen 1987 – *Ortmann, F.:* Sozialplanung für wen? Gesellschaftsstruktur, Planung und Partizipation. Neuwied 1976 – *Petzold, H.-J.:* »Jugendberufshilfe«. In diesem Band – *Peukert, D. K., Münchmeier, R.:* Historische Entwicklungsstrukturen und Grundprobleme der deutschen Jugendhilfe. Expertise zum 8. Jugendbericht der Bundesregierung. Essen, München 1988 – *Pfueller, M:* Funktion und Wandel staatlicher Jugendpolitik 1965 bis 1975. Untersuchung zur Problematik sozialdemokratischer Reformpolitik am Beispiel Westberlins. Dissertation FU Berlin 1977 – *Raschke, J.:* Soziale Bewegungen. Frankfurt 1985 – *Richter, H.:* »Kommunalpädagogik vs. Kommunalpolitik. Subkultur, Devianz und Konfliktschlichtung. Teil (I) und (II). Neue Praxis, 17. Jg. 1987, Heft 5 und 6 – *Schefold, W.:* »Jugendschutz im Alltag. Zum sozialen Wandel von Gefährdungspotentialen und Arbeitsansätzen«. Recht der Jugend und des Bildungswesens. 35. Jg., 1987a, Heft 2 – *Schefold, W.:* »Organisierte Sozialisation und Individualisierte Hilfe«. Zeitschrift für Pädagogik, 33. Jg. 1987b, Heft 5 – *Thiersch, H.:* Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim und München 1986 – *Vetter, H.-R.:* Veränderungen des Lebenslaufs Jugendlicher. Symposium »Zukunft der Arbeit – Zukunft der Jugend«. Deutsches Jugendinstitut, Hg. München 1988 – *Weg, M., Stein, O.,* Hg.: Macht macht Frauen stark. Frauenpolitik für die 90er Jahre. Hamburg 1988 – *Westphal, H.:* »Was ist Jugendpolitik?« deutsche jugend, 24. Jg., 1976, Heft 11 – *Wieczorek-Zeul, H.:* Die Jugendpolitik in den europäischen Institutionen. Bonn 1980 – *Wiesner, R.:* »Überlegungen zur Neuordnung des Jugendhilferechts«. Zentralblatt für Jugendrecht, 7. Jg., 1987, Heft 7–8 – *Wissmann, M., Hauck, R.,* Hg.: Jugendprotest im demokratischen Staat? (Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages), Bonn 1982 – *Wuggenig, U.:* »Jugendhilfe«. In diesem Band – *Zapf, W.:* Individualisierung und Sicherheit. München 1987

Christian Lüders

Jugendforschung und die Jugendberichterstattung

1. Einleitung

Seit 1965 gibt es in der Bundesrepublik die Institution des Jugendberichtes der Bundesregierung. Inhalt und Aufgabe dieser Berichte werden im § 25 des Jugendwohlfahrtsgesetzes (JWG) geregelt. Seit der Novellierung dieses Gesetzes im Jahr 1967 wird im Abschnitt 2 bestimmt, daß
»die Bundesregierung dem Bundestag und dem Bundesrat in jeder Legislaturperiode ... einen Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe« vorzulegen habe. Inhaltlich sollen die Berichte sowohl Ergebnisse und Mängel darstellen als auch Verbesserungsvorschläge enthalten, wobei jeder dritte Bericht einen Überblick über den gesamten Bereich der Jugendhilfe verschaffen soll. Zur Ausarbeitung des Berichts wird von der Bundesregierung jeweils eine Kommission beauftragt, »der bis zu sieben fachkundige Persönlichkeiten angehören« (JWG § 25, Abs. 3).
Diese Art von Berichterstattung ist keine singuläre Erscheinung. In der Bundesrepublik gehört der Jugendbericht zum Bereich der Sozialberichterstattung, zu der auf Bundesebene u.a. der Familienbericht, der Sozialbericht, der Bericht über die Situation der Berufsbildung u.ä. gehören. Zusätzlich haben in den letzten Jahren einige Länder und Stadtstaaten, z.B. Berlin (Senator für Schulwesen, Jugend und Sport, 1982) Hamburg (Senat, 1973), Nordrhein-Westfalen (Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales, 1982) eigene Jugendberichte erstellen lassen. Daneben werden Jahr für Jahr zu den unterschiedlichsten Politikbereichen (Situation zur »inneren Sicherheit«, Verfassungsschutz, Bericht des Wehrdienstbeauftragten etc.) Lageberichte vorgelegt. Auch im Ausland ist diese Form der Berichterstattung bekannt: so gibt es Jugendberichte u.a. in den USA (z.B. *Colemann*, 1974), England, Frankreich, Österreich (Österreichisches Institut für Jugendkunde, 1981; 1982) und der Schweiz (z.B. Eidgenössische Kommission für Jugendfragen, 1985; vgl. hierzu *Criblez* et al., 1987); darüber hinaus haben z.B. der Europarat einen Bericht zur Situation arbeitsloser Jugendlicher und die UNESCO eine Vielzahl von Analysen zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der Dritten Welt vorgelegt.
Theoretisch kann die Institution Jugendberichte im Sinne *R. Münchs* als ein im Rahmen gesellschaftlicher Modernisierung ausgebildetes intermediäres Subsystem begriffen werden, in dem sich die Handlungssphären von sozialwissenschaftlicher Forschung und Politik gegenseitig durchdringen (1984, 11ff.). Jugendberichte wären so als Vermittlungsinstitutionen zwischen Wissenschaft und Politik zu verstehen. Diese Vermittlungsfunktion impliziert, daß es in den Jugendberichten nicht in erster Linie um die an den Kriterien wissenschaftlicher Theoriebildung orientierte Darstellung des jeweiligen Forschungsstandes im Bereich der Jugendforschung bzw. der Jugendhilfeforschung geht, sondern daß diese Berichte immer auch eine politi-

sche Aufgabe erfüllen und unter politischen Perspektiven rezipiert werden. Äußerlich drückte sich dies in den ersten beiden Berichten in dem Umstand aus, daß sie weitgehend von dem Bundesministerium für Familien- und Jugendfragen erstellt wurden. Erst seit dem dritten Jugendbericht formuliert eine im Prinzip unabhängige Kommission, die für jeden Bericht neu zusammengesetzt wird, den Text. Der Einfluß der Politik auf die Inhalte der Jugendberichte ist damit jedoch nicht ausgeschlossen: die Zusammensetzung der Kommission wirkt hier ebenso wie die Themenstellung. Für die inhaltliche Ausrichtung und die politische Rezeption der Berichte ist es deshalb von zentraler Bedeutung, wie die jeweilige Kommission sich auf die thematischen Vorgaben bezieht und ihren eigenen Standort gegenüber den politischen Intentionen definiert. Auf der anderen Seite wurden von Beginn an zu jedem Jugendbericht eine Reihe von ergänzenden und vertiefenden Expertisen in Auftrag gegeben, die u.a. der Jugendforschung neben dem eigentlichen Bericht gleichsam ein eigenes wissenschaftliches Refugium und Einfallstor eröffneten. Diese Expertisen wurden als eigene Reihen beim Deutschen Jugendinstitut oder – neuerdings – auch bei anderen Verlagen veröffentlicht, so daß ihnen neben der Zulieferfunktion zu dem jeweiligen Jugendbericht meist auch ein eigener Stellenwert im Kontext der jeweiligen Disziplin zukommt. Mittlerweile sind über 110 Untersuchungen publiziert, von denen etwa ⅔ dem engeren Bereich der Jugendforschung zuzurechnen sind.

Fragt man nun danach, welche Rolle die Jugendforschung und ihre Ergebnisse für die bisher vorliegenden sieben Berichte und ihre Rezeption spielten bzw. wie und welches jugendtheoretische Wissen, vermittelt über die Berichte, Eingang in die Politik fand und welche Auswirkungen innerhalb der Politik dabei beobachtet werden können, so lassen sich wesentliche Unterschiede feststellen. Dafür gibt es mehrere Gründe. Zunächst muß erstens daran erinnert werden, daß in der ersten Fassung des Jugendwohlfahrtsgesetzes (JWG) vom 11. August 1961 (BGBl I, 1206) dem Jugendbericht auch die Aufgabe zukam, in regelmäßigen Abständen einen Überblick über die »Lage der Jugend« zu liefern. Auch wenn diese Funktionsbestimmung unmittelbar mit der Gründung des neuen Bundesministeriums für Familien- und Jugendfragen im Jahr 1957 zusammenhing (vgl. hierzu unten Abs. 3) und insofern primär politisch begründet war, so enthielt sie doch auch die Vorstellung, daß die Aufgaben und Leistungen der Jugendhilfe nur dann angemessen beurteilt werden können, wenn sie in Beziehung zu der jeweils vorfindbaren allgemeinen Lebenslage Jugendlicher gesetzt werden. Allerdings waren seit Beginn der Debatten zu einer Neufassung des JWG die Reichweite der Bundeszuständigkeiten umstritten, so daß seit der Novellierung des JWG vom Dezember 1967 laut Gesetz der Bericht sich nur noch auf die Bestrebungen der Jugendhilfe beschränken soll. Dennoch blieb die darin enthaltene politische Kontroverse und vor allem die theoretische Aufgabe einer Bestimmung des Verhältnisses von Jugendhilfe und der Lebenslage Jugendlicher bis heute bestehen: denn die im Gesetz festgelegte Beschränkung auf den Bereich der Jugendhilfe entbindet die jeweiligen Kommissionen nicht von der Aufgabe, im Sinne der eigenen Standortbestimmung dieses Verhältnis jeweils für sich zu klären. Daran zu erinnern, ist für die hier zu bearbeitende Fragestellung wesentlich, weil die Bedeutung der Jugendforschung für

den jeweiligen Bericht im Kern davon abhängt, wie dieses Verhältnis verstanden worden ist. Zweitens muß der Gestaltwandel der Jugendforschung selbst berücksichtigt werden. Bis lange in die sechziger Jahre hinein bestand »Jugendforschung« aus einem diffusen Nebeneinander von einigen wenigen theoretischen Arbeiten, einer Vielzahl weltanschaulich geprägter, normativ aufgeladener Abhandlungen über die Jugend und einer Reihe von empirischen Einzelbefunden und teilbereichsspezifischen Konzepten. Erst etwa ab Mitte der siebziger Jahre läßt sich eine zunehmende Theoretisierung und die Ausbildung eines eigenen jugendtheoretischen Diskurses beobachten (vgl. hierzu *Markefka* in diesem Band; *Krüger*, 1988). Drittens schließlich sind die sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Thematisierungsformen von Jugend zu bedenken. Es macht für den Stellenwert der Jugendforschung innerhalb der Berichte einen Unterschied, ob z. B. der Forschung die Aufgabe zukommt, Modernisierungspotentiale im Bereich der Jugendhilfe ausfindig zu machen, weil Jugend selbst als Träger gesellschaftlicher Modernisierung verstanden wird, wie dies in Ansätzen für den dritten Jugendbericht zutrifft, oder ob es um die Frage geht, »ob und in welcher Richtung soziale Integration heute überhaupt noch gelingen kann« (*Böhnisch*, 1983, 257).

2. Forschungsstand

Es gibt bislang keine Geschichte der Jugendberichte. Obwohl diese für den Modernisierungsschub im sozialen Sektor in der Bundesrepublik während der sechziger und siebziger Jahre in ihrer spezifischen Verbindung von Politik, Praxisbezug und Wissenschaftlichkeit eine charakteristische Einrichtung darstellen, fehlen bislang systematische Arbeiten, die die Entstehung und Funktion dieser Berichte unter die Lupe nehmen.

Auch in bezug auf die Wirkungsgeschichte innerhalb der Politik gibt es nur vereinzelte Studien. Im Mittelpunkt der Arbeiten von *W. Hornstein* (1982a, b; 1987) steht dabei das Bemühen, die »Rezeptionsbarrieren« zwischen Forschung und Politik, wie sie in der politischen Auseinandersetzung mit dem fünften Jugendbericht sichtbar geworden sind, ausfindig zu machen. In der Tendenz fällt allerdings die Einschätzung skeptisch aus: betont werden die unterschiedlichen Handlungsperspektiven und -logiken von Politik und Jugendforschung, die einen im Sinne der Wissenschaft angemessenen Umgang mit den Ergebnissen und Thesen der Jugendberichte verhindern (zur weiteren Entwicklung dieses Verhältnisses vgl. *Lüders*, 1989).

Noch weniger weiß man schließlich über die Wirkungsgeschichte der Jugendberichte im Bereich der praktischen Jugendhilfe selbst. Zwar werden seit Jahren vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) die Diskussionsbeiträge und Kontroversen um die Jugendberichte von seiten der Praxis dokumentiert (vgl. hierzu das Stichwort »Jugendberichte« in: Arbeitsgruppe Dokumentation, 1975ff.); doch fehlt bislang sowohl eine Auswertung dieser Dokumente als auch eine Analyse der inhaltlichen Auswirkungen.

3. Der Entstehungszusammenhang

Als im Jahr 1957 das Bundesministerium für Familien- und Jugendfragen aus dem Zuständigkeitsbereich des Bundesministeriums des Innern herausgelöst wurde, begannen im gleichen Jahr die Arbeiten zu einer – nach 1953 – zweiten Novellierung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes (RWJG) von 1922. Neben verschiedenen inhaltlichen Reformaspekten ging es dabei vor allem um die Feststellung der Aufgaben und Funktionen auf bundespolitischer Ebene in Relation zu den Ländern und den traditionellen Zuständigkeiten der Kommunen: »... es ist ... ein weiteres Anliegen des Entwurfs, die Verpflichtung aller öffentlichen Stellen, die für die Jugendwohlfahrt Verantwortung tragen, ausdrücklich anzusprechen. Das sind nicht nur die Jugendämter und die Landesjugendämter, das sind nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts heute besonders auch die obersten Landesbehörden und die Bundesregierung«, so der damalige Bundesminister für Familien- und Jugendfragen Dr. *Wuermeling* in der ersten Lesung zum neuen JWG (Deutscher Bundestag, 1960, 7725). Primär in diesem Zusammenhang ist auch die Einrichtung der Institution »Jugendbericht« zu sehen. »Von dieser periodischen öffentlichen Berichterstattung und Prüfung der jeweiligen Situation und der sich aus ihr ergebenden Bedürfnisse« versprach sich der Minister »... eine Intensivierung der Jugendhilfe ..., die durch jeden dieser Lageberichte neue Antriebe bekommen soll« (Deutscher Bundestag, 1960, 7726). Darüber hinaus sollte der Bericht auch einen Überblick über die Gesamtlage der Jugend geben. Auch dieses Anliegen ist im engen Zusammenhang mit den Bemühungen um die Etablierung einer eigenen Zuständigkeit für das neue Bundesministerium zu sehen: der Jugendbericht sollte vor allem als ein Orientierungsinstrument für die Jugendpolitik dienen. Mit seiner Hilfe sollte »Jugend in der Bundesrepublik« als eine bundespolitische Aufgabe definiert werden.
Im Kern wurde die Einrichtung der Institution des Jugendberichtes von allen Parteien im Bundestag begrüßt; Einwände bezogen sich nur auf Nebensächlichkeiten, wie z.B. auf das Problem, ob denn »der Zeitraum von vier Jahren nicht zu lang« sei – so die SPD-Abgeordnete Frau *Keilhack* (Deutscher Bundestag, 1960, 7734).

4. Die Jugendberichte

Der erste Jugendbericht erschien, knapp 2 Jahre verspätet, am 14. Juni 1965. Dem eigenen Selbstverständnis nach war es seine Aufgabe, ein »annähernd geschlossenes Bild von der Situation der deutschen Jugend in der modernen Gesellschaft (zu) geben« (Deutscher Bundestag, 1965, 5). Diese allgemeine Zielsetzung wurde insofern spezifiziert, als sich die konkreten Untersuchungen vor allem auf die »geistig-seelische Lage« und auf das »allgemeine Entwicklungs- und Leistungsbild der Jugend« konzentrierten. Dieser Analyseperspektive und dem Stand der Forschung entsprechend bestand der Beitrag der Jugendforschung im wesentlichen aus zwei Formen von Wissen: zunächst wurden in einer Vorstudie die Ergebnisse der 1964 durchgeführten, repräsentativ-quantitativ angelegten EMNID-Studie verwen-

det. Neben den Daten aus dem Bundesamt für Statistik und anderen Bundesministerien, die vor allem die demoskopischen Veränderungen erfaßten, lieferte sie Prozentzahlen über Einstellungsverteilungen bei Jugendlichen – so z.B. über das Verhältnis der Jugendlichen zu ihrer Familie, über die Einstellung zu Schule und Arbeit u.ä. Als zweite Form gingen in den Bericht das Konzentrat aus 17 Abhandlungen ein, die von der Kommission in Auftrag gegeben wurden. Teilweise auf eigenen empirischen Umfragen beruhend, teilweise theoretische Befunde der Psychologie und Soziologie referierend, teilweise aus einer explizit geisteswissenschaftlich-pädagogischen Position heraus argumentierend, lieferten diese Untersuchungen qualitativ-theoretische Interpretationsangebote für die quantitativen Daten. Kennzeichnend für diese Untersuchungen war, daß ihnen im Grunde ein additives Jugendbild zugrunde lag: Jugend wurde nicht aus einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive thematisiert, sondern in bezug auf das jeweilige Teilgebiet. Die immer wiederkehrende Formel in den Überschriften »Jugend und...« oder »Jugend in...« symbolisiert diesen Zugang. Insgesamt umfaßte dieser Abschnitt 35 Seiten; ergänzt wurde er durch eine aus dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen erstellte 5seitige Darstellung über die »Jugend in Mitteldeutschland«.

Der Schwerpunkt des ersten Jugendberichtes – äußerlich wie thematisch – lag allerdings auf der zusammenfassenden Darstellung der Institutionen und Leistungen im Bereich der Jugendhilfe; dort ging es um die Entwicklung von »Vorstellungen und Maßstäbe für eine nüchterne Einschätzung der Wirklichkeit der Jugendhilfe«, die Würdigung der Leistungen der Träger und um das Aufzeigen von Unklarheiten, Schwächen und Lücken (Deutscher Bundestag, 1965, 5). Da hierbei vor allem die Darstellungen aus der Praxis eine zentrale Rolle spielten und auf explizite Quellenangaben verzichtet wurde, läßt sich heute kaum mehr der systematische Beitrag von seiten der Jugendforschung herausdestillieren. Außer einigen Daten aus der EMNID-Studie und verschiedenen Bewertungen aus den Fachgutachten dürfte die Jugendforschung in diesem Hauptteil kaum eine Rolle gespielt haben.

Gegenüber dieser sehr umfassenden, in vielerlei inhaltlicher und theoretischer Hinsicht jedoch auch zeitbedingten Beschreibung der Jugendsituation, konzentrierte sich der 1968 erschienene zweite Jugendbericht auf zwei Teilaspekte. Zum einen ging es um die »Aus- und Fortbildung der Mitarbeiter in der Jugendhilfe«, zum anderen um die vom ersten Bericht bewußt zurückgestellte Frage »Jugend und Bundeswehr«. Vor allem das erste Thema ist primär als Reaktion auf den ersten Bericht zu lesen: hier nun sollte mit der Ausbildungsproblematik eines der zentralen Anliegen der Jugendhilfe aufgegriffen und in die politische Debatte eingeführt werden. Neben den Angaben der Träger resultieren die Daten für diesen Bericht primär aus einer Umfrageaktion des DJI. Auch für das zweite Thema wurde die Jugendforschung nicht gesondert gefordert: zum Teil stammen die Daten aus der EMNID-Studie von 1964, zum großen Teil jedoch aus den Beständen des Bundesministeriums für Verteidigung.

Was das Verhältnis von Jugendforschung und Jugendberichterstattung angeht, ist dieser zweite Jugendbericht weniger im Hinblick auf die materialen Beiträge von seiten der Jugendforschung interessant als vielmehr in seinen programmatischen

Äußerungen. Am Ende des Kapitels über die Mitarbeitersituation in der Jugendhilfe (Deutscher Bundestag, 1968, S. 46ff.) wird nämlich ausdrücklich auf die Unsicherheiten hingewiesen, mit denen die zuvor vorgelegten Daten belastet sind. Von diesen Mängeln ausgehend werden Überlegungen darüber angestellt, wie möglichst stichhaltige Bedarfsangaben über Zahl und Qualifikation der Mitarbeiter in der Jugendhilfe gewonnen werden können (vgl. *Wuggenig* in diesem Band). Im Kern läuft die Argumentation darauf hinaus, daß der »Versuch, den voraussichtlichen Gesamtbedarf an Mitarbeitern in der Jugendhilfe zu ermitteln, ... sich von einer Analyse der Aufgaben leiten lassen muß, die in der Jugendhilfe gelöst werden müssen (a. a. O., 47). Auch wenn es nicht explizit formuliert wird: die Bestimmung dessen, was zukünftige Aufgaben der Jugendhilfe sind, hängt auch von der Einschätzung der allgemeinen Lebenslage Jugendlicher ab; und die zu beschreiben und theoretisch zu reflektieren, könnte Aufgabe der Jugendforschung bzw. einer jugendtheoretisch informierten Jugendhilfeforschung sein (vgl. *Hornstein*, 1967a/b). Im Kern wurde hier also – wohl als Reaktion auf die kurz zuvor erfolgte Beschränkung des Berichtes auf die Jugendhilfe – programmatisch der systematische Stellenwert der Jugendforschung im Kontext der Jugendhilfeplanung formuliert: ihr käme demnach die Rolle einer kritischen Überprüfungsinstanz zu, die die »Ansprüche« der Jugendlichen gegenüber dem routinisierten Blick der institutionalisierten Jugendhilfe »einklagt«.

Wie dies konkret umgesetzt werden konnte, wurde ansatzweise im dritten Jugendbericht deutlich. Inhaltliche Schwerpunkte waren Situation, Aufgaben und Funktionen des Jugendamtes. Ihren spezifischen Stellenwert erhielt die Jugendforschung in diesem ihr thematisch sonst eher äußerlichen Bericht durch das Bemühen, die Aufgaben des Jugendamtes vor dem Hintergrund der gesamtgesellschaftlichen Situation der Kinder und Jugendlichen in der Bundesrepublik und der Funktion, die dem Jugendamt im Kontext des gesamten Erziehungssystems zukommt, zu bestimmen. Zentrale Bedeutung gewann dabei zum ersten Mal das Problemlagen-Konzept: »Die Beziehung auf Probleme erlaubt die Diskussion der Frage, ob und inwieweit Aufgaben, die von der Jugendhilfe wahrgenommen werden, noch Antworten auf real vorhandene Probleme darstellen, oder ob sie sich eventuell nur noch durch Tradition und Herkommen halten, während die eigentlichen Probleme längst andere geworden sind« (BMJFG, 1972, 98; vgl. *Brusten/Malinowski* in diesem Band). Unterschieden wurde zwischen vier Problemlagen, und zwar solchen im Zusammenhang mit der Sicherung elementarer Erziehungsleistungen, im Zusammenhang mit Konflikten zwischen Individuum und Gesellschaft, im Zusammenhang mit der Sozialisationssituation der Kinder und Jugendlichen im Kleinkind- und Schulalter und schließlich im Zusammenhang mit der Situation der Jugend in Beruf, Politik und Freizeit (BMJFG, 1972, 98ff.). Vor dem Hintergrund des »Rechtsanspruches auf Erziehung« lieferte somit die Jugendtheorie eine Art von kritischer Gegenwartsdiagnose, die den Rahmen für eine inhaltliche Aufgabenbestimmung des Jugendamtes bot.

Obwohl in diesem Bericht auch die Problemlagen im Kontext von Arbeit und Beruf – wenn auch nur knapp – angesprochen wurden, wurde dieses Konzept im folgenden vierten Bericht nicht übernommen. Thematisch auf die »Sozialisationsprobleme

der arbeitenden Jugend« (Deutscher Bundestag, 1978) in der betrieblichen Ausbildung, der Berufsschule und in der Arbeitswelt konzentriert, war er inhaltlich primär sozialisations- und berufssoziologisch orientiert.

Aufgenommen und konsequent weiterentwickelt wurde der Problemlagenansatz zusammen mit der zuvor skizzierten Aufgabenbestimmung der Jugendforschung als kritische Überprüfungsinstanz im fünften Jugendbericht, der als Gesamtbericht angelegt war. Ausgehend von der jugendtheoretischen Frage, in welche Probleme Kinder und Jugendliche geraten und wodurch diese bedingt sind, versuchte die Kommission die damalige Situation der Jugendhilfe in drei Schritten zu rekonstruieren: zunächst wurden die vorfindbaren Lösungsstrategien in den sechs Problemlagen »Ungünstige Lebensverhältnisse«, »Schulversagen«, »beruflich-soziale Lebensperspektiven«, »Verhaltensauffälligkeit und Behinderung«, »besonders benachteiligte Sozialgruppen« und »soziale und politische Partizipation« beschrieben (*Hornstein* et al. 1982, Teil B). Vor dem Hintergrund der sich dabei abzeichnenden Unzulänglichkeiten wurden in einem weiteren Schritt die Strukturprobleme (*Hornstein* et al., 1982, Teil C) und die gegenwärtig beobachtbaren Entwicklungstendenzen in der Jugendhilfe (*Hornstein* et al., 1982, Teil D) analysiert. Man sieht: gegenüber der institutionellen Binnenperspektive der Jugendhilfe wird hier Jugendforschung explizit als Korrektiv eingeführt. Ihr kommt die Funktion zu, gegen die institutionalisierten Problemdefinitionen und -bearbeitungsstrategien den Blick auf die Problem- und Lebenslagen Jugendlicher zu richten. Theoretisch wird dabei sowohl auf Ansätze aus dem Bereich der Theorien »Sozialer Probleme« (vgl. *Hornstein*, 1979) als auch auf gesellschaftstheoretische Konzepte zurückgegriffen, die in der Lage sind, den strukturellen Wandel der Lebenslage Jugend zu beschreiben.

Diesen gesellschaftstheoretischen Zugang übernahm auch der sechste Jugendbericht: allerdings konzentrierte er seinen Blick auf die Situation der Mädchen. Im Mittelpunkt dieses Berichtes stand das sozialpolitische Anliegen der Herstellung von Chancengleichheit für Mädchen. Dieses Anliegen wurde dabei von Anfang an als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden, die »weit über die Zuständigkeit und Reichweite der Jugendhilfe hinausgeht« (Deutscher Bundestag, 1984, 3). Der Jugendforschung, die in diesem Fall nahezu ausschließlich eine Frauen- und Mädchenforschung war, kam neben der Analyse der widersprüchlichen Lebenslage von Frauen und Mädchen die Aufgabe zu, diesen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang theoretisch transparent zu machen und Ansatzmöglichkeiten für verbesserte Chancengleichheit auszuloten. Wie in kaum einem anderen Bericht übernahm hier die Jugendforschung ausdrücklich eine anwaltschaftliche Position. Zugleich ging es aber auch um die Überwindung eines schon lange bestehenden Forschungsdefizits, das darin bestand, daß die Jugendforschung die besonderen Problemlagen und Benachteiligungen von Mädchen bislang nur marginal thematisierte. Die lange Liste von 35 Expertisen und das breite Spektrum von Themen verdeutlichen diesen Mangel.

Der Kommission des siebten Jugendberichtes war das Thema »Jugendhilfe und Familie – die Entwicklung familienunterstützender Leistungen der Jugendhilfe und ihre Perspektiven« (Deutscher Bundestag, 1986) vorgegeben. In der inhaltlichen

Auseinandersetzung mit diesem Thema hat die Kommission ihren analytischen Schwerpunkt vor allem auf die Beschreibung der veränderten Lage der Familie in der Gesellschaft und die gegenwärtig beobachtbaren innerfamilialen Konstellationen (also z.B. Kindheit und Jugend in Abhängigkeit von familialen Lebenslagen) gelegt. Die Leistungen der Jugendhilfe werden hier nicht an den Problemlagen Jugendlicher beurteilt, sondern an den Ansprüchen und Leistungen der Familie. In der Tendenz wird Jugendpolitik der Familienpolitik zugeschlagen, was letztendlich die bisherige Funktion der Jugendforschung überflüssig werden läßt. Dementsprechend ist der Bericht auch eher durch die Forschungen aus dem Bereich der Familiensoziologie geprägt.

5. Funktionen der Jugendforschung im Kontext der Berichte

Versucht man vor dem Hintergrund der bisher vorliegenden Jugendberichte die Rolle und Bedeutung der Jugendforschung und -theorie für diese Berichte näher zu bestimmen, dann lassen sich vor allem zwei Aspekte hervorheben.
Erstens galt Jugendforschung als eine Instanz, mit deren Hilfe es möglich war, einen allgemein anerkannten, gültigen Überblick über die Situation Jugendlicher in der Bundesrepublik zu gewinnen. Die Art und Weise, wie dies geschah, unterlag allerdings im Verlauf der Zeit einem tiefgreifenden Formwandel: denn zunächst lieferte die Jugendforschung primär empirische Umfragedaten zu einzelnen Einstellungskomplexen und qualitative Abhandlungen zu divergenten Themenbereichen. Theoretische Gesamtdeutungen der Jugendsituation blieben die Ausnahme und spielten im Kontext der Jugendberichte eher eine randständige Rolle. Dies änderte sich mit der zunehmenden Theoretisierung der Jugendforschung, denn nun rückte die gesellschaftstheoretisch angeleitete Bestimmung von Problemlagen in den Vordergrund, während Umfragedaten an Bedeutung verloren (vgl. entsprechende Beiträge in diesem Band). Vermehrt eingesetzt wurden hingegen qualitative, problemlagen-explorierende Studien. Diese orientierten sich weniger an den Kriterien statistischer Repräsentativität; im Mittelpunkt standen vielmehr die Rekonstruktion und Explikation der Struktur und Qualität der jeweiligen Lebenslage.
Dieses Wissen hatte jedoch nicht nur dokumentierende Bedeutung. Explizit kam zweitens der Jugendforschung die Funktion einer kritischen Instanz gegenüber der institutionalisierten Binnenperspektive der Jugendhilfe zu. In dieser Funktion nahm sie de facto eine anwaltschaftliche Haltung ein: in der sozialwissenschaftlich angeleiteten Rekonstruktion der Problem- und Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen ging es ihr um das Aufspüren, die Vertretung und die Unterstützung der Ansprüche und Bedürfnisse der nachwachsenden Generation.

6. Auswirkungen in der Politik

Es ist nicht möglich, den Auswirkungen der Ergebnisse und Thesen der Jugendforschung, wie sie über die Jugendberichte in die Politik Eingang fanden, im Detail nachzugehen. Sowohl die Art und Weise des Umgangs selbst, der das sozialwissenschaftliche Wissen zunehmend zum Verschwinden bringt (*Beck/Bonß*, 1984; *Lüders,* 1989), als auch die Tatsache, daß die Inhalte der Jugendforschung immer nur einen Bestandteil der Jugendberichte ausmachten, verhindern eine derartige Analyse. Fragt man deshalb etwas allgemeiner, welche Bedeutung den Jugendberichten innerhalb der Politik zukam und zukommt und welche Rolle dabei jugendtheoretisches Wissen spielt, dann läßt sich – angesichts des defizitären Forschungsstandes nur vorläufig – folgendes festhalten: Jugendberichte sind heute eine der wenigen Institutionen, die die Politik regelmäßig und unabhängig von aktuellen tagespolitischen Ereignissen veranlassen, sich mit Jugendfragen zu befassen. Während das politische System üblicherweise auf Jugendprobleme nur reagiert und Kommissionen zur Aufklärung und Abhilfe einsetzt (vgl. Enquete-Kommission Jugendprotest im demokratischen Staat, 1983), wenn die Probleme dies erfordern, verpflichten die Jugendberichte zu einer vergleichsweisen kontinuierlichen Auseinandersetzung mit Jugendfragen.

Trotz der in der Vergangenheit wiederholt zu beobachtenden Versuche der Abwehr, Entschärfung und der politischen Entwertung (vgl. *Hornstein*, 1982a, 20ff.) wurden einzelne Jugendberichte von daher auch als Forum zur Verständigung über jugendpolitische Fragen, mithin zur Überprüfung, wie es mit der Integration der nachwachsenden Generation in die Gesellschaft stehe, genutzt.

Damit ist jedoch nur eine sehr allgemeine und formale Funktion benannt. Bei genauerem Hinsehen wird sichtbar, daß die Rezeption der Jugendberichte innerhalb des politischen Systems vor allem von der Struktur und dem Inhalt des angebotenen Wissens abhängt. Was die Struktur betrifft, so ist davon auszugehen, daß »Wissensbestände eine um so größere Chance haben, von den politischen Akteuren und Instanzen aufgegriffen und zur Grundlage ihres Handelns gemacht zu werden, je mehr die Struktur dieses Wissens auf die Handlungsbedingungen, die Handlungsziele und Handlungsmöglichkeiten der Akteure und Instanzen zugeschnitten ist, also sozusagen in den jweiligen Handlungshorizont paßt« (*Hornstein*, 1982a, 26). In seinen Analysen zur Rezeption des fünften Jugendberichtes hat *W. Hornstein* gezeigt, daß vor allem das aus einer gesellschaftstheoretischen und strukturtheoretischen Perspektive gewonnene Wissen über Jugend im Widerspruch zu diesem Handlungshorizont steht. Demgegenüber sind einzelne Prozentzahlen über Einstellungen und quantitativ-formulierte Daten z.B. über ökonomische Mängellagen (vgl. *Vaskovics/Schneider* in diesem Band) vergleichsweise gut in die politischen Debatten zu integrieren. Eng mit der Struktur verbunden, aber dennoch davon zu unterscheiden, ist der Inhalt des angebotenen jugendtheoretischen Wissens. Zunächst muß bedacht werden, daß die inhaltliche Themenstellung der Berichte ein Ergebnis politischer Entscheidungsprozesse ist. Die Rezeption der Thesen der Jugendforschung hängt allerdings wesentlich davon ab, ob und inwieweit die Kommission die politischen Intentionen übernimmt bzw. inwieweit sie den

Berichtsauftrag für sich neu interpretiert. Damit verbunden ist auch die Frage nach dem zugrundeliegenden Jugendbegriff. Während bis etwa Ende der siebziger Jahre sich ein weitgehender Konsens bezüglich des generellen wohlfahrtsstaatlichen Lebensentwurfes und des damit verknüpften Jugendbildes zwischen Forschung und der sozialliberalen Regierungspolitik beobachten ließ (*Böhnisch*, 1983, 261), ist dieser seither zunehmend brüchig geworden, so daß die Differenzen zwischen dem politischen und sozialwissenschaftlichen Blick auf Jugend kaum mehr zu überbrükken sind (*Hornstein*, 1982a). In einer derartigen Situation erscheinen die Ergebnisse der Jugendforschung für die Politik zwar einerseits als notwendig, andererseits jedoch keineswegs als verbindlich und gültig (*Lüders*, 1989). Für die Jugendforschung entsteht daraus das Problem, daß sie nicht steuern kann, wie Politiker mit ihren Ergebnissen umgehen.

Aus einer inhaltlichen Perspektive schließlich ließe sich die Geschichte der bisherigen Jugendberichte etwas holzschnittartig etwa wie folgt zusammenfassen: im Kern besteht ihre Leistung in einer spezifischen Form der »Veröffentlichung« und »Verwissenschaftlichung« politisch vorgegebener Themen. Ihre Aufgabe ist es, politisch relevante, anstehende, jedoch im öffentlichen Bewußtsein noch nicht ausreichend verankerte Themen so zu bearbeiten, daß sie auf die politische Tagesordnung gesetzt werden können. In diesem Sinne dient die Forschung der wissenschaftlichen Begründung und der Durchsetzung öffentlicher Akzeptanz und Vertretbarkeit von im Grunde politisch schon getroffenen bzw. anstehenden Entscheidungen (vgl. *Hornstein*, 1987, 58). In gewisser Weise setzt sich das politische System mit Hilfe der Jugendberichte selbst unter Zugzwang, auch wenn es gelegentlich von den Erträgen nichts mehr wissen möchte.

Aufs Ganze gesehen, stehen Jugendforschung und Politik in einem vielschichtigen und widerspruchsvollen Spannungsverhältnis, das an unterschiedlichen Stellen sichtbar wird und von dessen historischer Konkretion im hohen Maße der Stellenwert der Jugendforschung für die Politik abhängt. Die Jugendforschung erfüllt dabei – wenn auch meist indirekt – die Aufgabe einer Definitionsinstanz: sie hat gleichsam die Jugendsituation »auf den Begriff zu bringen«. Auch wenn sie in dieser Funktion über keine exklusive Definitionsmacht verfügt und ihre eigenen Diagnosen häufig intern und extern umstritten sind, so liefert sie doch zunächst die Vorgaben, mit denen sich Politik und Öffentlichkeit auseinandersetzen müssen. Ob und in welcher Weise die damit verbundenen Herausforderungen angenommen und in politisches Handeln umgesetzt werden, hängt von der jeweiligen politischen Konstellation ab.

7. Schlußbemerkung

Sieht man sich rückblickend die Rezeptionsgeschichte der Jugendberichte an und bedenkt man, wie häufig dabei Jugendforschung in die »Verwertungsfallen« (*Böhnisch*, 1983, 257) geraten ist, dann erscheint die Beteiligung der Jugendforschung an den Jugendberichten vor allem als ein risikoreiches Unternehmen mit jeweils ungewissem Ausgang. Es wäre naheliegend, hieraus die Forderung abzuleiten, die

Jugendforschung solle sich von derartigen Verwicklungen fernhalten. Insofern sich die Jugendforschung allerdings nicht von ihrer politischen Verantwortung und ihrer Rolle in einer jugendtheoretisch informierten Gesellschaft drücken kann, kann sie nun die mit diesen Risiken verbundenen Spannungen aushalten und – unter günstigen Bedingungen – »für Praxis und Politik eine wirkliche Funktion im Sinne sozialwissenschaftlicher Aufklärung haben und damit auch in diesem Bereich etwas von der Wirkung entfalten, die kritisches Wissen potentiell in sich enthält« (*Hornstein*, 1987, 60)

Zugleich darf nicht vergessen werden, daß die Jugendberichte auch auf die Forschung selbst vielfältige Rückwirkungen hatten. Doch auch hier fehlt es bislang an Untersuchungen, die sich mit den genauen Auswirkungen beschäftigen. So wäre es beispielsweise interessant zu wissen, welche Bedeutung in materieller, personaler und disziplinär-kognitiver Hinsicht die periodische Erstellung des Jugendberichtes samt seines mittlerweile zum Standard gewordenen umfangreichen Expertisenbeiwerks für die Entwicklung der Jugendforschung hatte und hat.

Sicher scheint zu sein, daß vor allem in quantitativer, materieller wie personeller Hinsicht die Berichte ein nicht zu unterschätzendes Aktivierungspotential darstellen. Die 35 Expertisen im Kontext des sechsten Jugendberichtes sind dafür nur ein Beleg. Ebenso kann davon ausgegangen werden, daß neben einer Vielzahl von Einzelstudien, die über ihren Expertisenstatus hinaus Bedeutung erlangten, auf der konzeptionellen Ebene vor allem die Entwicklung des Problemlagenansatzes und der Intensivierung der Mädchenforschung in der Bundesrepublik kaum ohne die Jugendberichte vorstellbar sind.

Literatur

Arbeitsgruppe Dokumentation: Bibliographie Sozialisation und Sozialpädagogik. Eine periodische Literaturdokumentation. Vormals Dokumentation Jugendforschung, Jugendhilfe, Jugendpolitik (1968–1975). München DJI 1975ff. – *Beck, U., Bonß, W.:* »Soziologie und Modernisierung. Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung«. Soziale Welt. 35. Jg. 1984, 381–406 – *Böhnisch, L.:* »Jugenddebatten und Verwertungsprobleme der Jugendforschung«. Neue Praxis. 13. Jg. 1983, 255–261 – Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit: Dritter Jugendbericht. Bonn 1972 – *Criblez, L., Graf, S., Spadarotto, C.:* »Jugendforschung und Jugendpolitik in der Schweiz – einige Anmerkungen.« Jugendpolitik und Jugendforschung Beiträge aus der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland. Hg. *L. Criblez, C. Spadarotto.* Frankfurt 1987, 77–86 – *Colemann, J. S.:* Youth-Transition to Adulthood. Report of the Panel on Youth of the President's Science Advisary Committee. Chicago/London. The University Press 1974 – Deutscher Bundestag: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Erste Beratung zur Änderung und Ergänzung des RJWG. Protokoll der 135. Sitzung der 3. Wahlperiode vom Freitag, 9. Dez. 1960. Bonn 1960, 7723–7744 – Deutscher Bundestag: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Zweite und dritte Beratung zur Änderung und Ergänzung des RWJG. Protokoll der 164. Sitzung der 3. Wahlperiode vom Mittwoch, 28. Juni 1961. Bonn 1961, 9554–9549 – Deutscher Bundestag: Erster Jugendbericht. Drucksache IV/3515. Bonn, 14. Juni 1965 – Deutscher Bundestag: Zweiter Jugendbericht. Drucksache V/2453. Bonn, 15. Januar 1968 – Deutscher Bundestag: Vierter Jugendbericht: Sozialisationsprobleme der arbeitenden Jugend in der Bundesrepublik Deutschland – Konsequenzen für Jugendhilfe und Jugendpolitik. Drucksache 8/2110. Bonn, 19. 9. 1978 – Deutscher Bundestag: Sechster Jugendbericht. Verbesserung der Chancengleichkeit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland. Drucksache 10/1007.

Bonn, 15. 2. 1984 – Deutscher Bundestag: Siebter Jugendbericht. Jugendhilfe und Familie – die Entwicklung familienunterstützender Leistungen der Jugendhilfe und ihre Perspektiven. Drucksache 10/6730. Bonn 10. 12. 1986 – Eidgenössische Kommission für Jugendfragen Hg: Mutter Helvetia + Vater Staat. Zur Lage der Jugendlichen in der Schweiz. Bern 1985 – Enquete-Kommission »Jugendprotest im demokratischen Staat«. Schlußbericht. Bundestagsdrucksacke 9/2390. Bonn 17. 1. 1983 – Jugendwohlfahrtsgesetz BGBl. I – *Hornstein, W.:* »Die wissenschaftlichen Grundlagen der Jugendhilfe«. Teil 1: deutsche jugend. 15. Jg. 1967a, 495–504. Teil 2: deutsche jugend. 15. Jg. 1967b, 541–551 – *Hornstein, W.:* »Jugend als Problem. Analyse und pädagogische Perspektiven«. Zeitschrift für Pädagogik. 25. Jg. 1979, 671–696 – *Hornstein, W.:* »Jugendprobleme, Jugendforschung und politisches Handeln. Zum Stand sozialwissenschaftlicher Jugendforschung und zum Problem der Anwendung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse über Jugend in der politischen Praxis«. aus politik und zeitgeschichte. beilage zur wochenzeitung das parlament. B 3/82 vom 23. Jan. 1982. Bonn 1982 (a), 3–37 – *Hornstein, W.:* »Sozialwissenschaftliche Jugendforschung und gesellschaftliche Praxis«. Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven (Soziale Welt, Sonderband 1). Hg. *U. Beck.* Göttingen 1982 (b), 59–90 – *Hornstein, W.:* »Jugendforschung – kennt sie die Jugend?« Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik. 1945 bis heute. Hg. Deutsches Jugendinstitut München 1985, 351–362 – *Hornstein, W.:* »Jugendforschung und Jugendpolitik in der Bundesrepublik Deutschland – Probleme und Perspektiven eines schwierigen Verhältnisses«. Jugendpolitik und Jugendforschung. Hg. *L. Criblez, C. Spadarotto.* Frankfurt 1987, 49–62 – *Hornstein, W., Bäuerle, W., Greese, D., Lempp, R., Mollenhauer, P., Prott, J., Sommerkorn, I.,* Hg: Situation und Perspektiven der Jugend. Problemlagen und gesellschaftliche Maßnahmen. (Korrigierter Nachdruck von: Deutscher Bundestag: Fünfter Jugendbericht. Drucksache 8/3685. Bonn 20. 2. 1980). Weinheim 1982 – *Krüger, H. H.:* »Geschichte und Perspektiven der Jugendforschung – historische Entwicklungslinien und Bezugspunkte für eine theoretische und methodische Neuorientierung«. Handbuch der Jugendforschung. Ders. Hg. Opladen 1988, 13–26 – *Lüders, C.:* Jugendtheorie zwischen Banalität und Sinnstiftung. Über Modi des Umgangs mit jugendtheoretischem Wissen in Politik und Jugendarbeit«. Erkenntnis und Gestaltung. Vom Nutzen erziehungswissenschaftlicher Forschung in praktischen Verwendungskontexten. Hg. *H. Drerup, E. Terhart.* Weinheim 1989 (im Druck) – Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales NRW: Jugend in Nordrhein-Westfalen. 4. Jugendbericht. Düsseldorf 1982 – *Münch R.:* Die Struktur der Moderne. Grundmuster und differentielle Gestaltung des institutionellen Aufbaus der modernen Gesellschaft. Frankfurt 1984 – Österreichisches Institut für Jugendkunde Hg: Jugend zu Beginn der achtziger Jahre. Österreichischer Jugendbericht 1. Wien/München 1981 – Österreichisches Institut für Jugendkunde Hg: Jugend in Bewährung und Bedrohung. Österreichischer Jugendbericht 2. Wien 1982 – Senat der freien und Hansestadt Hamburg Hg: Jugendbericht Hamburg 1973 – Senator für Schulwesen, Jugend und Sport Hg: Jugend in Berlin. Bericht zur Lage. Berlin 1982.

Ulf Wuggenig

Jugendhilfe, Jugendpflege (Jugendarbeit) und Jugendfürsorge

1. Begriff, Inhalte und Prinzipien der Jugendhilfe

Der Begriff der Jugendhilfe (JH) umfaßt nach der im Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) gewählten Terminologie die Bereiche der »Jugendpflege« und der »Jugendfürsorge«. »Jugendhilfe« ist nicht viel mehr als ein Sammelbegriff für eine Vielzahl von Einrichtungen, Eingriffen, Maßnahmen, Leistungen und Aktivitäten, die nicht ohne weiteres auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind (vgl. *Schefold/ Böhnisch; Wuggenig; Lüders* in diesem Band). Für Maßnahmen und Angebote wie Beratung, Pflegekinderbetreuung, Erziehungsbeistandschaft und Heimerziehung hat sich alternativ zum Begriff der Jugendfürsorge auch der neutralere Oberbegriff der »Erziehungshilfe« eingebürgert, und statt des durch die Konnotation einer asymmetrischen Beziehung belasteten Begriffes der Jugendpflege wird häufig auch von »außerschulischer Jugendbildung« oder von »Jugendarbeit« gesprochen. Die in der Literatur am stärksten verbreitete Definition der Jugendarbeit stammt von *Giesecke* (1980, 14):

»Jugendarbeit bezeichnet diejenigen von der Gesellschaft angebotenen und im JWG katalogisierten Lern- und Sozialisationshilfen, die außerhalb von Schule und Beruf erfolgen, die Jugendlichen unmittelbar, also nicht auf dem Umweg über die Eltern, ansprechen und von ihnen freiwillig wahrgenommen werden.«

Die zentrale gesetzliche Grundlage für den Jugendhilfebereich ist das JWG, das durch landesrechtliche Ausführungsgesetze und Regelungen von Teilbereichen (Jugendbildungsgesetze, Kindergartengesetze, Spielplatzgesetze) ergänzt wird. Das JWG beruht auf einer 1961 erfolgten Novellierung des 1924 in Kraft gesetzten »Reichsgesetzes für Jugendwohlfahrt« (RJWGJ). Angesichts der mittlerweile über 20 Jahre andauernden Diskussion um ein neues Jugendhilfegesetz, die zwar in vielen Hinsichten zu einem gewandelten Selbstverständnis der JH beigetragen hat, aber aufgrund mangelnden jugend- und familienpolitischen Konsenses bzw. ungelöster Finanzierungsprobleme nicht über Referenten- und Regierungsentwürfe hinausgekommen ist, wird die Verabschiedung des RJWG, das nach wie vor den Kernbestand des JWG bildet, als besondere jugendpolitische Leistung der Weimarer Republik eingestuft. Das Ziel der JH und damit auch der »Generalauftrag« an die öffentlichen Organe, ist in sehr allgemeiner Form in § 1 JWG festgelegt: »(1.) Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit... (3.) Insoweit der Anspruch des Kindes auf Erziehung von der Familie nicht erfüllt wird, tritt, unbeschadet der Mitarbeit freiwilliger Tätigkeit, öffentliche Jugendhilfe ein.« Nach vorherrschender Meinung ist dieses Recht auf Erziehung allerdings nicht als ein einklagbares subjektiv-öffentliches Recht zu interpretieren.

Das JWG bestimmt zwei Aufgabenbereiche für das Jugendamt, »das Organ aller

öffentlichen Leistungen in der Jugendhilfe und zugleich die Stelle der Stützung, Koordination und Planung der Jugendarbeit freier Träger« (Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, 1973, 24). § 4 benennt die sog. »unbedingten Pflichtaufgaben«, die sich auf spezielle Teilgruppen von Kindern und Jugendlichen beziehen, § 5 die sog. »bedingten Pflichtaufgaben«. Der Differenzierung in besondere und allgemeine Aufgaben liegt historisch die Unterscheidung zwischen »der geistig oder sittlich mangelhaften, gefährdeten oder bereits gefallenen Jugend« und der »normalen, gesunden Jugend« (vgl. *Münder* et al., 1985, 72) zugrunde.

Die besonderen Aufgaben, die das Jugendamt gemäß § 4 JWG hauptverantwortlich selbst durchzuführen hat, sind in erster Linie: 1. Schutz der Pflegekinder. 2. Mitwirkung im Vormundschaftswesen. 3. Mitwirkung bei der Erziehungsbeistandschaft, der Freiwilligen Erziehungshilfe und der Fürsorgeerziehung. 4. Jugendgerichtshilfe. 5. Mitwirkung bei der Beaufsichtigung der Arbeit von Kindern und jugendlichen Arbeitern.

§ 5 des JWG enthält den Auftrag an das Jugendamt, »die für die Wohlfahrt der Jugend erforderlichen Einrichtungen und Veranstaltungen anzuregen, zu fördern, und gegebenenfalls zu schaffen«. Es folgt ein Katalog von Leistungen, die sich teils an die Gesamtheit, teils aber auch an spezielle Teilgruppen von Kindern und Jugendlichen richten. Er stellt keine erschöpfende Auflistung dar, was sich als Vorteil erwiesen hat, da auf diese Weise Offenheit gegenüber Innovationen besteht. Der wenig systematische Katalog, in dem Ziele, Mittel und Formen der Realisierung der angesprochenen Aufgaben unbenannt bleiben, umfaßt im einzelnen acht Punkte: 1. Beratung in Fragen der Erziehung. 2. Hilfen für Mutter und Kind vor und nach der Geburt. 3. Pflege und Erziehung von Säuglingen, Kleinkindern und von Kindern im schulpflichtigen Alter außerhalb der Schule. 4. Erzieherische Betreuung von Säuglingen, Kleinkindern, Kindern und Jugendlichen im Rahmen der Gesundheitshilfe. 5. Allgemeine Kinder- und Jugenderholung und erzieherische Betreuung von Kindern und Jugendlichen im Rahmen der Familienerholung. 6. Freizeithilfen, politische Bildung und internationale Begegnung. 7. Erziehungshilfen während der Berufsvorbereitung, Berufsausbildung und Berufstätigkeit. 8. Erzieherische Maßnahmen des Jugendschutzes und für gefährdete Minderjährige.

Bereits in der stärkeren Konkretisierung und Verbindlichkeit des jugendfürsorgerischen Aufgabenbereichs gemäß § 4, drückt sich eine Gewichtung aus, die vielfach kritisch als »Primat der Einzelfallhilfe«, bzw. als »Nachrang« und »Marginalität« der Jugendarbeit bewertet wird. Die Jugendarbeit umfaßt nach dem vorherrschenden Verständnis im wesentlichen Angebote, die unter die Punkte 5 und 6 des § 5 fallen.

Von grundlegender Bedeutung für die JH ist das antietatistische *Subsidiaritätsprinzip*, dem sich in erster Linie der Liberalismus und die katholische Soziallehre (wenn auch in unterschiedlicher Akzentuierung) verpflichtet fühlen. Die zentralen politischen Kontroversen in der JH kreisen traditionell um den durch das Subsidiaritätsprinzip geregelten Komplex. Das Subsidiaritätsprinzip umfaßt zwei Arten von Prioritätenregelungen:

1. Das JWG betont die Nachrangigkeit der öffentlichen gegenüber der familiären Erziehung und wird deshalb allgemein als ein »familienorientiertes Gesetz«

eingestuft. Der Grundsatz der Nachrangigkeit der JH gegenüber der familiären Erziehung bedeutet u.a., daß das (gemäß Art. 6 GG geschützte) Elternrecht durch Leistungen und Maßnahmen der JH nicht eingeschränkt werden darf.

2. Während im RJWG das Verhältnis zwischen freien und öffentlichen Trägern noch weitgehend offen gehalten ist, wurde in der von der CDU/CSU getragenen Novelle des Jahres 1961 der Vorrang der freien Träger gegenüber den öffentlichen Trägern verankert (vgl. JWG, § 5, Abs. 3).

Die Forderung nach einer stärkeren Verbindlichkeit der staatlichen Subventionierung wird von den freien Trägern nicht selten unter Aktivierung der Formel von der »*Einheit der Jugendhilfe*« erhoben (vgl. *Nikles*, 1978, 159). Dieses Postulat betont Gemeinsamkeiten in einem Handlungsfeld, das durch eine denkbar große Heterogenität (von Trägern, Adressaten, Ziele und Methoden) gekennzeichnet ist.

Der Einheitsgedanke der JH findet nicht zuletzt eine Stütze in einem Urteil des BVG aus dem Jahre 1967, das dem Versuch, die Jugendarbeit in erster Linie als Bildungsarbeit zu interpretieren und deshalb den Ländern (Kulturhoheit) zuzuordnen, mit einem Verweis auf den präventiven Charakter der Jugendarbeit begegnete. Diese Definition der Einheit der JH über eine Funktionsbestimmung der Jugendarbeit als »vorbeugender Jugendfürsorge« und die später nicht selten an diesen Gedanken anknüpfende Sichtweise, die in der Jugend weniger ein innovatives Potential, als eine virtuelle »Problemgruppe« sieht, stößt vor allem im Bereich der Jugendarbeit auf wenig Gegenliebe (vgl. *Faltermeier*, 1983a, 352).

Was die reale Kooperation und die Orientierung an gemeinsamen Zielen und Methoden betrifft, besteht weitgehend Konsens, daß die Einheit der JH mehr Postulat als Wirklichkeit ist.

2. Die neue Jugendhilfestatistik

Die Spaltung der Jugendhilfe in Jugendfürsorge und Jugendarbeit findet ihren Niederschlag auch in der amtlichen Jugendhilfestatistik. Eine bundesweite Statistik für Maßnahmen des Jugendhilfebereiches gibt es seit den frühen 50er Jahren. Die Statistik wurde mehrfach umorganisiert, eingeschränkt und ausgeweitet, und zwar zuletzt ab dem Erhebungsjahr 1982.

Das Datenmaterial des Statistischen Bundesamtes war bereits in der frühen Phase der Reformdiskussion einer nachdrücklichen Kritik unterzogen worden. Unter dem Gesichtspunkt der Vollständigkeit der Information konzentrierten sich die Einwände 1) auf die fehlende Statistik über das Personal der Träger und deren Qualifikation, 2) auf die einseitige Schwerpunktsetzung bei den förmlichen Fürsorgemaßnahmen, die sich sowohl in der Vernachlässigung der offenen Hilfsangebote, als auch in der Ausklammerung von Leistungen, Angeboten und Teilnehmerkreisen der Jugendarbeit ausdrückte, und 3) auf die Ausklammerung der Leistungen der freien Träger der Jugendhilfe.

Die Kritik aus den frühen 70er Jahren schlug sich positiv zunächst in Form einer einmaligen Personalstrukturerhebung im Jahr 1974 nieder (vgl. *Deininger*, 1976). Es folgte eine Neuorganisation der Statistik in der ersten Hälfte der 80er Jahre. Die

neue Statistik, die seit 1985 in der »Fachserie 13 Sozialleistungen, Reihe 6.1 bis 6.3« des Statistischen Bundesamtes erscheint, gliedert sich in einen Teil, dem jährlich gesammelte Daten (Erzieherische Hilfen, Finanzieller Aufwand) zugrundeliegen, und in einen Teil, der auf Daten beruht, die im Vierjahresrhythmus erhoben werden (Maßnahmen der Jugendarbeit, Einrichtungen und Personal der Jugendhilfe). Die jährlich erfaßten Daten setzen die frühere Maßnahmenstatistik des Fürsorgebereichs und die Aufwandsstatistik fort.
Zu den nennenswerten Änderungen zählt vor allem die Ausweitung des Datenmaterials, das sich auf die »Hilfen zur Erziehung« (HzE) gemäß §§ 5, 6 JWG bezieht. In der neuen Statistik ist die Vergleichbarkeit der Daten zu den HzE mit denen zur Fürsorgeerziehung (FE) und zur Freiwilligen Erziehungshilfe (FEH) gewährleistet (Alter, Geschlecht, Vollständigkeit der Herkunftsfamilie, Legitimität der Herkunft, Art und Dauer der Unterbringung, Gründe für Abgang von Kindern und Jugendlichen). Der Forderung nach Berücksichtigung von Merkmalen des sozialen Status (Bildung, Einkommen, oder Beruf der Eltern), die Aufschluß über die schichtspezifische Selektivität der Maßnahmen geben könnte, wurde hingegen nicht Rechnung getragen. Nach wie vor besteht auch ein starkes Gefälle zwischen Umfang und Informationsgehalt der Daten zu geschlossenen und zu offenen Hilfen.
Eine Verbesserung der Statistik bedeuten auch die zumindest periodische Berücksichtigung der in der JH tätigen Personen, und die Einbeziehung des Jugendarbeitsbereiches. Die Daten der beiden ersten Erhebungen aus dem Jahre 1982 sind allerdings durch gravierende Probleme und Mängel (z. T. hohe Ausfallquoten, z. T. Doppelzählungen, vgl. dazu Statistisches Bundesamt, 1985b, 7; 1985c, 6; 1988, 6) erheblich beeinträchtigt, so daß wir in diesem Beitrag nur auf Ergebnisse der Erhebungen 1974 und, soweit bereits erschienen, 1986 zurückgreifen werden.

3. Die Träger der Jugendhilfe

Sowohl aus der Statistik der Einrichtungen, als auch aus den punktuellen Personalstrukturerhebungen geht hervor, daß die JH eine Domäne privater, gemeinnütziger Träger ist. Träger der »freien Jugendhilfe« sind gemäß JWG § 5 (4), a) freie Vereinigungen der Jugendwohlfahrt, b) Jugendverbände und sonstige Jugendgemeinschaften, c) juristische Personen, deren Zweck es ist, die Jugendwohlfahrt zu fördern und d) die Kirchen und die sonstigen Religionsgesellschaften öffentlichen Rechts.
Von den rund 48 040 Ende 1986 ermittelten Jugendhilfeeinrichtungen befanden sich 68,7 % in freier, gemeinnütziger Trägerschaft, 1,9 % in privater, gewerblicher und 29,4 % in öffentlicher. Die entsprechenden Anteile der rund 268 000 in diesen Einrichtungen tätigen Personen an den drei Trägergruppen beliefen sich auf 67,8 %, 2,1 % und 30,1 %. Die Bereiche, in denen die freien Träger besonders stark dominieren, sind das Heimwesen, die Freizeit- und Erholungseinrichtungen und die Beratungsstellen. Schwächer ist ihr Übergewicht im Kindergartenbereich und im Bereich der Jugendzentren, Jugendfreizeitheime und Häuser der Offenen Tür. Mehrheitlich in öffentlicher Trägerschaft befindet sich der Bereich der Krippen und der Horte (vgl. Statistisches Bundesamt, 1988, 7).

Tabelle 1: Der Stellenwert öffentlicher und freier Träger in der Jugendhilfe, gemessen an Zahl und Anteil der beschäftigten Personen in Einrichtungen, Geschäftsstellen, Arbeitsgemeinschaften und Behörden der Jugendhilfe.

	1974 absolut	%	1986 absolut	%	Veränderungen 1974–1986 in %
Öffentliche Träger:					
Gemeinden	64 781	29.1	94 096	31.3	+ 45.2
Länder	10 451	4.7	11 214	3.7	+ 7.3
Freie Träger:					
Kirchen	53 191	23.9	70 238	23.4	+ 32.0
Deutscher Caritasverband	32 595	14.6	36 492	12.2	+ 11.9
Diakonisches Werk	26 181	11.8	30 210	10.1	+ 15.3
Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband	5 275	2.4	13 258	4.4	+151.3
Übrige Verbände der freien Wohlfahrtspflege	7 242	3.3	11 143	3.7	+ 53.9
Juristische Personen und Vereinigungen	13 161	5.9	24 212	8.1	+ 84.0
Jugendverbände und Jugendgruppen	4 365	2.0	3 817	1.3	− 12.5
Gewerbliche Träger	5 432	2.4	5 612	1.9	+ 3.3
Alle	222 674	100.0	300 292	100.0	+ 34.9
Anteil Frauen	83.9 %		81.7 %		+ 31.4
Anteil ohne Ausbildung	18.9 %		12.2 %		− 13.1

Quelle: Errechnet nach Daten in: *Deininger* (1976, 687ff.); Statistisches Bundesamt (1988, 28ff.).

Die Vor- und Nachteile öffentlicher und freier Trägerschaft sind ein altes Thema ideologischer Kontroversen. Eine Zusammenstellung der Argumente in einer Form, die empirischen Überprüfungen im Prinzip zugänglich ist, findet man in einem Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen (vgl. Bundesminister für Familie, Jugend und Gesundheit, 1979, 168ff.). Die Entstehung einer Selbsthilfebewegung im letzten Jahrzehnt, die mittlerweile bereits als »vierte Säule« der JH eingestuft wird (vgl. *Münder* et al., 1985, 116), deutet an, daß seitens der traditionellen öffentlichen und freien Träger den Bedürfnissen der Betroffenen nach flexiblen und unbürokratischen Hilfen nicht hinreichend Rechnung getragen worden ist. Eine genauere quantitative Bestimmung der Bedeutung der Selbsthilfebewegung ist auf der Basis der Jugendhilfestatistik nicht möglich. Selbsthilfegruppen werden entweder unspezifisch in der Globalrubrik der »juristischen Personen und Vereinigungen« geführt oder scheinen deshalb nicht gesondert auf, weil sich ein nennenswerter Teil dieser Gruppen im Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband organisiert hat, der durch seine Rechtskonstruktion neuen Gruppen relativ problemlose Anschlußmöglichkeiten bietet.

Der Vergleich der beiden punktuellen Personalstrukturerhebungen 1974 und 1986 (vgl. Tabelle 1) zeigt, daß das Personal, das dem Deutschen Paritätischen Wohl-

fahrtsverband angehört, in diesem Zeitraum mit Abstand am stärksten zugenommen hat (+151%). Ein weiterer Hinweis auf die wachsende Bedeutung der Selbsthilfebewegung ist auch das überdurchschnittliche Wachstum der Zahl der Beschäftigten in der Kategorie der »juristischen Personen und Vereinigungen« (+84% im Vergleich zum Gesamtwachstum von +35%).
Gut erkennbar ist die starke Position der Kirchen und der konfessionell gebundenen Trägerverbände, was sowohl historische Gründe hat (Wurzel der JH in der christlichen Armenpflege), als auch auf den Umstand zurückzuführen ist, daß die Bevorzugung finanzstarker (Eigenmittelanteil) und bedeutender Träger rechtlich verankert ist. Bei (relativ betrachtet) leicht rückläufiger Tendenz gehörten auch 1986 noch 46% aller in der JH tätigen Personen den Kirchen bzw. den konfessionell gebundenen Wohlfahrtsverbänden an (1974: 50%).
Stärker rückläufig war die Personalentwicklung bei den Jugendverbänden und Jugendgruppen. Die Zahl der in der Jugendarbeit aktiven Personen wird durch eine Statistik der »hauptamtlich« Beschäftigten allerdings nur sehr unzureichend wiedergegeben. Während man 1982 und 1986 auf eine Erfassung der ehrenamtlichen Mitarbeiter verzichtete, ergab die Erhebung 1974, daß in der JH zusätzlich rund 256000 Personen ehrenamtlich tätig waren, wobei rund 186000 Personen (73%) alleine auf die Jugendarbeit entfielen (vgl. *Deininger*, 1976, 687).

4. Entwicklungstendenzen im Jugendhilfebereich

4.1. Reaktive vs. präventive Jugendhilfe

Ein wichtiger Indikator für die politisch gesteuerten Entwicklungstendenzen in der JH sind die den verschiedenen Teilbereichen zufließenden öffentlichen Mittel. Die Fördertätigkeit des Bundes erstreckt sich im wesentlichen auf vier Bereiche, nämlich auf den Bundesjugendplan, den sog. »Garantiefonds« zur Eingliederung junger Aussiedler, das Deutsch-Französische Jugendwerk (Jugendaustauschprogramm), sowie das Deutsche Jugendinstitut. Das »zentrale jugendpolitische Förderungsinstrument« der Bundesregierung (1986, 35) ist der Bundesjugendplan. Auf ihn entfallen zur Zeit ca. die Hälfte der Bundesmittel. Der Gesamtanteil der Bundesmittel an den öffentlichen Jugendhilfeaufwendungen beträgt aber lediglich rd. 5% (vgl. Deutscher Bundesjugendring, 1987, 12).
Die Jugendhilfestatistik, auf deren Daten sich die Tabelle 2 überwiegend stützt, weist die Aufwendungen der Länder, Gemeinden und Gemeindeverbände (inklusive der Zuschüsse an die freien Träger der JH) aus. Nicht erfaßt werden Ausgaben für Bauinvestitionen und für den Erwerb von Grundvermögen, sowie die allgemeinen Verwaltungskosten der Jugendwohlfahrtsbehörden.
Von 1965 bis 1985 ist der Aufwand für die JH um das Achtfache gestiegen. Da sich in diesem Zeitraum auch der Anteil der JH an den Gesamtausgaben der Länder und Kommunen verdoppelt hat (von 0,80% auf 1,57%), kann man auch von einem relativen Bedeutungszuwachs sprechen. Die Quote von 1,57% (ohne Berücksichtigung des Bundeshaushalts) veranschaulicht allerdings die gesamtgesellschaftliche Marginalität der JH.

Tabelle 2: Entwicklungstendenzen im Jugendhilfebereich 1965–1985 (Aufwand absolut in DM und Relativzahlen, 1965 = 100).

	Gesamtausgaben von Ländern u. Gemeinden		Jugendhilfe insgesamt		Ausgaben für ausgewählte Jugendhilfebereiche:							
					Reaktive Hilfen: Familien- und Heimpflege, FEH, FE		*Kindertagesstätten*		*Präventive Hilfen:* a) Jugendarbeit		b) Beratung, Betreuung, Berufshilfen, Mutter u. Kind, Jugendschutz	
Jahr	Mrd. DM	rel.	Mio. DM	rel.	Mio. DM	rel.	Mio. DM	rel.	Mio. DM	rel.	Mio. DM	rel.
1965	98.17	100	782.3	100	427,0	100	153.0	100	120.4	100	42.1	100
1970	134.18	140	1378.6	176	765,9	179	318.8	208	165.9	138	69.7	165
1975	247.51	257	3369.0	431	1759,6	412	1009.9	660	299.4	249	179.2	426
1980	354.08	368	5312.9	679	2470.6	579	1731.3	1131	580.7	482	315.8	750
1981	368.76	383	5679.7	726	2632.4	616	1890.6	1236	600.5	499	322.2	765
1982	377.27	392	5753.0	735	2668.2	625	1968.7	1287	542.8	451	318.8	757
1983	379.75	394	5786.6	739	2650.6	621	1977.7	1293	550.9	458	334.9	795
1984	388.95	404	5971.3	763	2632.7	617	2054.8	1343	579.6	481	372.0	884
1985	406.53	427	6366.9	813	2657.5	622	2334.2	1526	611.6	508	389.0	924
Anteile an Jugendhilfeaufwand (in %)												
1965			100		54.6		19.5		15.4		5.4	
1970			100		55.6		23.1		12.0		5.1	
1975			100		52.3		30.0		8.9		5.3	
1980			100		46.5		32.6		10.9		5.9	
1985			100		41.7		36.7		9.6		6.1	

Quelle: Errechnet nach Daten in: Statistisches Bundesamt (1987, o. S.); Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (1987, 14f.).

Wenn man den Zeitraum von 1965–1985 in vier Perioden teilt und die prozentuelle Veränderung nach der üblichen Formel $(t+i - t)/t \times 100$ bestimmt, dann zeigt sich, daß die stärkste Expansion in der Phase von 1970 bis 1975 erfolgte. Der Mittelzuwachs betrug +145% (= $431-176/176 \times 100$). Die Perioden von 1965 bis 1970 (+76%) und von 1975 bis 1980 (+58%) weisen eine mittlere Dynamik auf, während die Phase von 1980 bis 1985 mit +20% nur noch durch eine schwache Steigerung gekennzeichnet ist. Im Vergleich zur Entwicklung der Gesamtausgaben der Länder und Gemeinden läßt sich auch eine sukzessive Verlangsamung des überproportionalen Wachstums der JH feststellen. In der Periode 1965–1970 stiegen die Ausgaben für die JH noch doppelt so stark (Faktor 1.90 = 76%/40%) an wie die Gesamtausgaben der Länder und Gemeinden. Für die späteren Perioden lassen sich hingegen folgende Faktoren ermitteln: 1970–1975: 1.73; 1975–1980: 1.35; 1980–1985: 1.33.

Angesichts der Heterogenität der JH sind allzu weitreichende Schlüsse auf der Grundlage von Globaldaten allerdings problematisch. Einem Vorschlag *Faltermeiers* (1983b, 103) folgend wurden in Tabelle 2 vier Kategorien von Ausgaben berücksichtigt. Sie decken das Gros der Gesamtausgaben (1965: 95%, 1985: 94%) ab. Die erste Kategorie umfaßt die Ausgaben für den reaktiven Bereich der »mehr fürsorgerischen und therapeutischen Hilfen« (Heimerziehung und Familienpflege), die zweite Kategorie die Ausgaben für Kindertagesstätten, und die Kategorien 3 und 4 beinhalten die Ausgaben für jenen Bereich, der von Faltermeier als »präventiv und offensiv« eingestuft wird. Es handelt sich zum einen um den Aufwand für die Jugendarbeit (Erholungspflege, Freizeithilfen, internationale Jugendbegegnung, außerschulische Jugendbildung) und zum anderen um die Mittel für eine Gruppe von Hilfen, die in der Statistik unter folgenden Bezeichnungen aufscheinen: Hilfen für Mutter und Kind; Jugendberufshilfen; Beratung in Fragen der Ehe, Familie und Jugend; Jugendschutz.

Aus der detaillierteren Betrachtung der Entwicklung ergibt sich, daß der Bedeutungszuwachs der JH zu einem guten Teil auf die außergewöhnlich starke Expansion des Kindertagesstättenbereichs zurückzuführen ist. 1965 entfielen auf die Kindertagesstätten nur 19,5% der Jugendhilfemittel, 1985 waren es nicht weniger als 36,7%.

Faltermeier hat die gängige These einer zunehmend stärkeren Gewichtung des präventiven und offensiven Bereiches durch den Hinweis zu relativieren versucht, daß die Ausgaben für den präventiven Bereich seit den 60er Jahren zwar absolut gesehen gestiegen seien, daß ihr Anteil am Gesamtaufwand sich aber verringert habe. So kommt er mit Daten, die bis 1981 reichen, zu dem Schluß, daß »der Aufwand der Jugendhilfe sich in den letzten Jahren zu Ungunsten des präventiven bzw. offensiven Bereichs der Jugendhilfe fortentwickelt hat« (*Faltermeier*, 1983b, 109). Wie aus Tabelle 2 hervorgeht, hat auch in der Folge keine Gegentendenz eingesetzt. Lag der Anteil der präventiven Hilfen 1965 noch bei 20,8% und 1980 bei 16,8%, so ist er bis 1985 auf 15,7% gesunken.

Die Entwicklung im Bereich der präventiven Hilfen ist allerdings sehr uneinheitlich verlaufen. Während die in Kategorie 4 zusammengefaßten Hilfen, unter denen den Beratungsangeboten das stärkste Gewicht zukommt, kontinuierlich überproportio-

nal stark gewachsen sind, folgten die Ausgaben für die Jugendarbeit von 1965–1975 im wesentlichen nur der allgemeinen Expansion der Etats der Länder und Gemeinden. Ein stark überproportionales Wachstum im Vergleich zu den Gesamtausgaben der Länder und Gemeinden hatte die Jugendarbeit lediglich 1975–1980 zu verzeichnen (Faktor 2,2 = 93%/43%), also in jener Phase, in der der unter dem Eindruck der Jugendzentrumsbewegung stehende Ausbau der Jugendfreizeiteinrichtungen schon weitgehend abgeschlossen war (Zahl der »Jugendfreizeitstätten, Heime der offenen Tür und Häuser der Jugend« 1970: 2860; 1975: 3950; 1981: 4290; vgl. Statistisches Bundesamt, 1985a, 171). In den 80er Jahren ist für die Jugendarbeit teilweise sogar eine rückläufige Entwicklung der Förderung festzustellen. Der schwache Zuwachs von 5,3% von 1980 auf 1985 hinkt dem Zuwachs der Haushalte der Länder und Gemeinden (16%) deutlich nach. Da andere Jugendhilfebereiche weiterhin expandierten, sind die Verbreitung des Gefühls der relativen Benachteiligung und die sich häufenden Forderungen, die Jugendarbeit auf eine sicherere finanzielle Grundlage zu stellen, kaum überraschend.

Die Tabelle 3 zeigt auf der Grundlage der Maßnahmen- und der Einrichtungsstatistik wichtige Veränderungen auf, die sich seit den frühen 70er Jahren in der JH vollzogen haben.

Die von der staatlichen Bildungsplanung forcierten und von zahlreichen Erziehern und Elterninitiativen gestützten Reform- und Ausbauanstrengungen haben in Verbindung mit dem Geburtenrückgang dazu geführt, daß 1980 Kindergartenplätze für ca. 79% der 3- bis unter 6jährigen zur Verfügung standen. 1970 lag dieser Anteil noch bei 38%. In ähnlicher Weise hatten 1980 rund doppelt so viele Grundschüler die Chance auf einen Hortplatz wie 1970. Der Ausbau ist in den 80er Jahren in beiden Bereichen allerdings zu einem Stillstand gekommen, ohne daß man auch nur das Problem des quantitativen Ausbaues als bewältigt betrachten könnte. So sind nach wie vor erhebliche regionale Disparitäten zu erkennen. Ländern wie Hessen, Rheinland-Pfalz, dem Saarland und Baden-Württemberg, die 1982 einen Versorgungsgrad mit Kindergartenplätzen von 91–100% aufwiesen, stehen Länder gegenüber, in denen die Versorgungsquoten nur zwischen 50% und 60% liegen (Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Berlin, Hamburg). Noch größer sind die regionalen Disparitäten bei der Versorgung mit Hortplätzen (vgl. Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, 1987, 25). Verschiedene Erhebungen zeigen darüber hinaus, daß die Expansion des Kindergartenwesens den aufstiegs- und bildungsorientierten sozialen Schichten stärker zugute gekommen ist, als den sozial benachteiligten (vgl. *Hornstein* et al., 1982, 149), so daß weder das Ziel der sozialen, noch das der regionalen Chancengleichheit erreicht worden ist. Und obwohl viele Kindergärten sich von Einrichtungen, die im wesentlichen der Aufbewahrung von Kindern dienen, zu Einrichtungen gewandelt haben, in denen die vorschulische Gesamtförderung und soziales Lernen im Vordergrund stehen, ist die Diffusion der in den zahlreichen öffentlich geförderten Modellmaßnahmen erprobten Neuerungen nicht in dem Maße gelungen, wie zu wünschen gewesen wäre (vgl. *Zimmer*, 1987, 1229).

Ein wichtiger Parameter für die detailliertere Betrachtung der Entwicklung im Bereich der Erziehungshilfen (vgl. *Nauck; Vaskovics* in diesem Band) ist die Quote

Tabelle 3: Entwicklungstendenzen in ausgewählten Bereichen der Jugendhilfe 1970–1985 (Bundesgebiet)

	Personen in stationären Hilfen						Personen in ambulanten Hilfen			Plätze in	
	HzE		FEH		FE		EB		Formlose Betreuung	Kindergärten	Horten
	1.000	% Heim	1.000	% Heim	1.000	% Heim	1.000	% Gericht	1.000	1.000	1.000
1970	101.4	60	25.2	72	18.9	53	8.2	50	392.9	1.160.7	72.9
1975	119.9	48	17.6	81	6.0	70	6.7	29	382.1	1.478.9	82.7
1980	115.5	41	15.8	81	3.2	70	7.2	19	377.1	1.393.7	105.7
1981	96.1	44	15.1	82	2.6	71	7.2	17	349.9	1.396.5	107.4
1982	91.0	44	14.5	83	2.2	72	7.3	14	339.0	1.333.8	86.8
1983	85.3	44	13.8	83	1.8	73	7.4	13	340.4	1.410.0****	94.0****
1984	82.2	43	13.4	84	1.5	73	7.1	12	342.3	1.435.0****	92.0****
1985	80.6	42	12.6	83	1.3	73	7.3	10	342.2	1.465.0****	90.0****
							Auf 10.000 Anspruchsberechtigte				
1970	53*		13*		10*		4*		206*	3.840**	180***
1975	75		11		4		4		240	6.550	210
1980	81		11		2		5		265	7.880	380
1985	68		11		1		6		289	8.000****	400****

* Auf 10.000 Minderjährige
** Auf 10.000 3–6jährige
*** Auf 10.000 Grundschüler
**** Schätzung des BMBW

HzE = Hilfe zur Erziehung gemäß JWG §§ 5, 6
FEH = Freiwillige Erziehungshilfe
FE = Fürsorgeerziehung
EB = Erziehungsbeistand

Quelle: Errechnet nach Daten in: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (1987, 25); *Brückner* (1987, 326); Statistisches Bundesamt (1987, o.S.).

der in Heimen untergebrachten Kinder und Jugendlichen. Die Heimquote gibt Aufschluß über das Verhältnis von Heim- zu Familienpflege. Aus den Daten der Tabelle 3 läßt sich ermitteln, daß die Familienpflege in den 70er Jahren eine starke Aufwertung zulasten der Heimpflege erfahren hat (Heimquote für HzE, FE und FEH zusammen 1970: 61%; 1980: 46%), daß dieser Trend in den 80er Jahren aber zu einem Stillstand gekommen ist (1985: 48%). Die Entwicklung ist bei den einzelnen Hilfen allerdings sehr unterschiedlich verlaufen. Die Heimquote hat bei der Hilfe zur Erziehung (HzE) gemäß §§ 5, 6 JWG, die sich in erster Linie an Kinder richtet (0 bis 9jährige 1985: 49,4%, 15–18jährige: 21,4%), stark abgenommen, während sie bei der Freiwilligen Erziehungshilfe (FEH) und bei der Fürsorgeerziehung (FE), bei denen die 15–18jährigen 1985 51,1% bzw. 72,8% ausmachten und Kinder unter 9 Jahren praktisch keine Rolle spielen, gestiegen ist.

Die vielleicht am stärksten ins Auge fallende Veränderung ist allerdings, daß die Fürsorgeerziehung, also jene Maßnahme, die den stärksten Eingriffscharakter hat, und die bei gegebener oder drohender »Verwahrlosung« (§ 64 JWG) auch gegen den Willen von Personensorgeberechtigten angeordnet werden kann, in dieser Zeit praktisch zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist. Während sich 1970 noch 13,1% aller von stationären Maßnahmen erfaßten Minderjährigen in FE befanden, sind es 1985 nur noch 1,3%, also rund 1250 Minderjährige im Bundesgebiet. Bei der FEH hingegen ist nur ein absoluter, seit 1975 aber kein relativer Rückgang mehr zu verzeichnen.

Die beiden wesentlichen Entwicklungen seit den frühen 70er Jahren sind also die Aufwertung von Pflegefamilien als Alternative zur Heimerziehung, hauptsächlich bei Kindern, und der trotz erhöhter Heimquote bei FEH und FE sowohl absolute als auch relative Rückgang von Heimerziehung bei Jugendlichen, der darauf zurückzuführen ist, daß die Fürsorgeerziehung kontinuierlich an Bedeutung verloren hat. Zugleich ist das Heimangebot differenzierter und spezialisierter geworden, und teilweise wurde auch eine Mitbestimmung von Kindern und Jugendlichen eingeführt (vgl. *Elger* et al., 1987, 29).

Aus den Ergebnissen einer vergleichenden Aktenanalyse (1970; 1975; 1979) der Einweisungspraxis von Jugendämtern im Bereich von HzE, FEH und FE, die von *Wurr/Trabandt* (1984) durchgeführt wurde, kann auf einen einschneidenden Wandel der Problemattributionen (von individualisierenden zu familienbezogenen Deutungen) und des Selbstverständnisses von einweisenden Sozialarbeitern geschlossen werden. Mit dem Verweis auf die sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung (z.B. Aufzeigen des Hospitalismusproblems), auf die massive politische und fachliche Kritik an der Heimerziehung aus den 60er und frühen 70er Jahren, und auf den Transfer der Reformprogrammatik über die Sozialarbeiter-Sozialpädagogenausbildung in die Praxis, ist der Rückgang der Heimerziehung aber nur partiell zu erklären. Nicht übersehen werden sollte die enorme Kostenexplosion, die die Heimerziehung zu der mit Abstand teuersten Maßnahme der JH gemacht hat. So betrugen die Gesamtkosten/pro Monat je untergebrachtem Minderjährigen in der FE 1970 noch 406,–DM, 1980 bereits 2547,–DM und 1985 nicht weniger als 4188,–DM. Die entsprechenden Beträge für die FEH sind 540,–DM, 2700,–DM und 3387,–DM, was einem Anstieg von 1970 auf 1985 um das 6fache (FE: 10fache)

entspricht (vgl. Statistisches Bundesamt, 1987, o.S.). *Deininger* (1987, 331) berichtet, daß die jährlichen Kosten eines Heimplatzes sich bei der HzE 1985 auf rund 43300,–DM pro Jahr beliefen, während für einen Platz in einer Pflegefamilie nur rund ein Fünftel dieses Betrages aufgebracht werden mußte (rund 9200,–DM).

Vor dem Hintergrund der Kostenexplosion und der damit verbundenen Gefahr, daß Hilfen nicht nach erzieherischen, sondern nach monetären Kriterien erteilt werden, sind Studien über Zusammenhänge zwischen Investitionen und pädagogischen Erfolgen von besonderem Interesse. Sowohl aufgrund ihrer herausfordernden Resultate, als auch aufgrund des unzulänglichen Designs sollte die Studie von *Allemeyer* (1983) Anstoß für weitere Erhebungen in diese Richtung sein. Ohne die Selektion in die Heime kontrollieren zu können, kam *Allemeyer* (1983, 61) in einem Vergleich von (kommunalen) Heimen mit deutlich variierenden Kostensätzen und Personalkosten zu dem Ergebnis, daß »Kosten und Erfolge eher in zufälliger als funktionaler Beziehung zueinander stehen«.

Im Gegensatz zu den stationären Hilfen hat die bedeutend kostengünstigere Erziehungsbeistandschaft (EB), die keinen Umgebungs- bzw. Milieuwechsel mit sich bringt (vgl. § 55 JWG), beständig an Bedeutung gewonnen. Auch der Anteil von gerichtlich angeordneter EB ist von 50% im Jahre 1970 auf 10,3% im Jahre 1985 gesunken, so daß ein Wandel der ehemaligen »Schutzaufsicht« zu einer echten offenen Hilfe absehbar ist.

Bundesweite Daten über die »Erziehungs- und Familienberatung« wurden von der Jugendhilfestatistik erstmals 1985 erfaßt. In diesem Jahr haben 209900 Minderjährige und junge Volljährige unter 25 Jahren (= 108 auf 10000 Anspruchsberechtigte) Beratungsstellen von öffentlichen oder freien Trägern aufgesucht. Auf den Bedeutungszuwachs des Beratungssektors kann auf der Grundlage des stark überproportionalen Wachstums der Ausgaben um den Faktor 12,9 von 1970 (18Mio. DM) auf 1985 (231,7Mio. DM), des Anwachsens der Zahl der Beratungseinrichtungen von 780 auf 1620 (+108%) von 1974 bis 1986, und des Personalzuwachses von 4020 auf 9400 (+134%) in diesem Zeitraum (Daten der Personalstrukturerhebungen) geschlossen werden.

Diese Zahlen stützen die Einschätzung von *B. Müller* (1988, 361), daß »sich zwischen den klassischen Bereichen von Jugend-›Wohlfahrt‹ und ›-Fürsorge‹ ein Bereich der ›offenen Hilfen‹ entwickelt hat, der weder der einen noch der anderen Seite eindeutig zuzuordnen ist, sondern beide in gewisser Hinsicht verklammert«. An weiteren Hilfen, die einen Bedeutungszuwachs erfahren, oder sich neu herausgebildet haben, führt *Müller* noch die »offene sozialpädagogische Einzel- und Gruppenarbeit« an, die »Jugendsozialarbeit«, den »präventiven Jugendschutz«, die »Familienbildung im Rahmen der JH«, und die »Sozialpädagogische Familienhilfe«. Zu erwähnen ist auch die »Schulsozialarbeit«. Eine bundesweite Bestandsaufnahme von *Raab* et al. (1987, 258ff.) läßt den Schluß zu, daß sich Schule und JH vor allem in den größeren Städten stärker aufeinander zubewegt haben.

Vor allem die Sozialpädagogische Familienhilfe (SFH), bei der Fachkräfte von freien oder öffentlichen Trägern in der Regel über anderthalb bis zwei Jahre im

Umfang von 10 bis 20 Stunden/pro Woche in Familien tätig sind, hat angesichts ihres nahezu exponentiellen Wachstums in der neueren Diskussion eine besondere Aufmerksamkeit gefunden.
Während die SFH von den Jugendämtern ganz überwiegend positiv bewertet wird, sind die Ergebnisse der bisher durchgeführten Erfolgsanalysen ernüchternder. Mit einem ganz oder teilweise erfolgreichen Abschluß der Familienhilfe ist unabhängig von öffentlicher oder freier Trägerschaft nur in etwa einem Drittel der Fälle zu rechnen (vgl. *Christmann* et al., 1986, 72ff.). Wenn der Aufschwung der SFH einerseits ganz dem familienorientierten Trend in der JH entspricht, der etwa *Olk* (1987, 206ff.) von einer »Familiarisierung« der Jugend und einer »Transformation von Jugendpolitik in Familienpolitik« sprechen läßt, so wird gerade am Beispiel der SFH doch auch die innere Widersprüchlichkeit dieser Entwicklung deutlich. Kaum eine andere Maßnahme bedeutet eine derart weitgehende Intervention in die Intimsphäre der Familie, wie diese am alltäglichen Familienleben unmittelbar partizipierende Hilfe.
Angesichts des Rückgangs der Fremdplazierung und der Zunahme offener und ambulanter Hilfen in den 80er Jahren stellt sich die Frage, ob ein Kausalzusammenhang zwischen den beiden Entwicklungen besteht. Dieser für die Begründung einer offensiven JH zentralen Frage wurde bisher empirisch nur ansatzweise nachgegangen. Querschnittanalysen, die methodologisch allerdings unangemessen sind, zeigen eher das Gegenteil: Kommunen mit einem gut ausgebauten System ambulanter und präventiver Hilfen weisen auch eine hohe Fremdunterbringungsquote auf. Demgegenüber erbrachte eine Analyse von Zeitreihendaten (1980–1985) in fünf kreisfreien hessischen Kommunen Hinweise, daß eine hohe kommunale Aktivität im offenen bzw. ambulanten Bereich eine Reduktion von Heimunterbringungen (FEH, FE) nach sich zieht (vgl. *Elger* et al., 1987, 97f.). Da die Basis für Verallgemeinerungen zu schmal ist, und da auch die Gegenüberstellung von Zeitreihendaten letztlich keinen strengen Test einer Kausalhypothese darstellt, ist den Autoren zuzustimmen, wenn sie für die Zukunft »eine genauere statistische Erfassung von Entwicklungen im Bereich der Jugendhilfe« fordern.

4.2. Der Bundesjugendplan und die Entwicklungen in der Jugendarbeit

Nicht nur die Förderung der Jugendarbeit durch die Kommunen und Länder, sondern auch die Ausstattung des allgemeinen Bundesjugendplanes (BJP) hat nicht mit der Expansion des Fürsorgebereichs mitgehalten. Die Mittel für die »laufenden Maßnahmen« stiegen von 41,3 Mio. DM 1965 auf 135,5 Mio. DM 1985 an, was einem Zuwachs von + 229 % entspricht (vgl. *Busch*, 1970, 491; Deutscher Bundesjugendring, 1987, 39). Auch im Vergleich zum Bundeshaushalt, der in dieser Zeit ein Wachstum von + 253 % aufzuweisen hat (vgl. Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, 1987, 14f.), bedeutet dies einen unterproportionalen Anstieg.
Der BJP fördert Maßnahmen von freien und öffentlichen Trägern, die überregionalen Charakter haben. Von zentraler Bedeutung ist die Subventionierung insbesondere für die Jugendverbände auf Bundesebene. Da neben Gemeinnützigkeit auch politische Loyalität Fördervoraussetzung ist, wurde der BJP seit seiner erstmaligen

Tabelle 4: Entwicklung zentraler Förderungsbereiche des Bundesjugendplanes 1970–1985

	1970		1975		1980		1985	
	%	1970 = 100	%	1970 = 100	%	1970 = 100	%	1970 = 100
Förderungsbereich:								
Jugendsozialarbeit	12.8	100	19.2	248	33.3	601	26.6	554
Internationale Jugendarbeit	30.2	100	22.6	123	18.3	140	17.8	157
Zentrale Jugendverbände	21.9	100	18.3	138	15.5	163	16.1	196
Politische Bildung (außerhalb der Jugendverbände)	17.1	100	14.6	141	11.8	159	13.0	203
Kulturelle Bildung	5.0	100	4.8	157	4.9	227	4.9	262
Soziale Bildung	2.7	100	3.2	194	3.4	287	4.7	455
Übrige Bereiche	10.3	100	17.3	275	13.1	292	13.6	351
	100		100		100		100	
Gesamt: In Mio. DM	50.93		83.71		117.17		135.52	
1970 = 100		100		164		230		267

Quelle: Deutscher Bundesjugendring, 1987, 39–41.

Einrichtung im Jahre 1950 immer auch als ein Mittel zur Symbolisierung dessen, was politisch als akzeptabel bzw. als inakzeptabel erscheint, eingesetzt (vgl. *Nikles*, 1978, 104; Deutscher Bundesjugendring, 1987, 26). Politischen Charakter hat der BJP insbesondere auch durch seine jährlich neue finanzielle Ausstattung durch Bundesregierung und Parlament.

Da der BJP als flexibles Instrument der Initiativförderung angelegt ist, gibt seine Ausstattung besonders gute empirische Anhaltspunke für jugendpolitische Schwerpunktsetzungen von staatlicher Seite. So zeigen Analysen der Mittelansätze, daß der BJP in den 50er Jahren zunächst im wesentlichen ein Jugendsozialplan war, der sich in den 60er Jahren zu einem Jugendbildungsplan mit Betonung von politischer Bildung, sowie offener und internationaler Jugendarbeit wandelte. In den 70er Jahren erfolgte eine von den Jugendverbänden und der Fachöffentlichkeit überwiegend kritisch beurteilte Reorientierung im Sinne einer »tendenziellen Angleichung an Förderungsprioritäten der ersten Jugendpläne« (*Jordan/Sengling*, 1977, 63). Verbunden war diese Umorientierung, die die Arbeitsmarktentwicklung reflektiert, mit einer Verstärkung staatlicher Lenkung und Einflußnahme (vgl. *Giesecke*, 1980, 104).

Dieser Wandel, der in der einschlägigen Literatur (vgl. *Böhnisch*, 1982, 33; *Hornstein* et al., 1982, 128ff.) unter den Stichworten der »sozialpolitischen Funktionalisierung« bzw. der »Sozialpädagogisierung der Jugendarbeit« breite Aufmerksamkeit fand, läßt sich an Hand der Gewichtung der wichtigsten Förderungsschwerpunkte des BJP von 1970 bis 1985 sehr gut nachvollziehen.

Als wichtigste Veränderungen in den Schwerpunkten der staatlichen Förderung in den 70er Jahren, die in den 80er Jahren nur partiell korrigiert worden sind, lassen sich aus Tabelle 4 zunächst der relative Rückgang der Förderung der Jugendverände und die stark rückläufige Gewichtung der internationalen Jugendarbeit entnehmen.

Einen starken Zuwachs hat andererseits die Jugendsozialarbeit erfahren, der auf dem Höhepunkt der »kompensatorischen« Orientierung der staatlichen Jugendpolitik rund ein Drittel der Mittel des BJP zugeflossen sind.
Es wäre sicherlich verfehlt, in der Neigung, die Jugendarbeit in Zeiten knapper öffentlicher Mittel bevorzugt zu beschneiden, den entscheidenden Grund für die in den 80er Jahren erneut beschworene »Krise der Jugendarbeit« zu sehen. Diese Krise ist auch noch an Hand anderer quantitativer Indikatoren greifbar. So referiert *Gernert* (1988, 1) Ergebnisse einer Reihe regionaler und lokaler Erhebungen, die einen Besucherrückgang in offenen Jugendfreizeitstätten belegen, der über den Effekt der demographischen Entwicklung hinausgeht. Ähnliches gilt auch für die Beteiligung an der Jugendverbandsarbeit (vgl. EMNID-Studie, 1987, 51, 90). Die im Deutschen Bundesjugendring organisierten Verbände haben 1986 nur noch 9,6% der Jugendlichen (über Mitgliedschaft) vertreten (ebd., 56).
Zu den Gründen für die Krise der Jugendarbeit in den 80er Jahren zählen die stärker gewordene Konkurrenz durch das kommerzielle Freizeitsystem, die lebensweltferne »Ghettoisierung«, und die Attraktivität der altersheterogenen neuen sozialen Bewegungen (vgl. *Krafeld*, 1984, 203ff., und die entsprechenden Beiträge in diesem Band). *Giesecke* (1984) verweist auf den Wandel der Schule, die nicht nur bedeutend größere Jahrgangsanteile als in den 60er und 70er Jahren erfaßt, sondern auch Formen und Inhalte der Jugendarbeit aufgegriffen hat. In einer zunehmend generationsunspezifischen Kultur, in der die alten Beschränkungen und Kontrollen durch die traditionellen Erziehungsmächte entfallen, schwinden auch die sozialen Voraussetzungen für eine »emanzipatorische« Jugendarbeit.

5. Kommunale Jugendhilfepläne

Eine der zentralen Forderungen, die in der Phase der Reformdiskussion erhoben wurden, richtete sich auf die vorausschauende Planung der Jugendhilfeinterventionen. Die Notwendigkeit zu planen wurde vor allem mit rationellem Mitteleinsatz, der schwachen Koordination der einzelnen Bereiche der JH, der mangelnden Abstimmung mit anderen (Teil)Fachplanungen der Kommunen (z.B. Stadtentwicklungsplanung), und mit der unverhältnismäßigen Rückständigkeit des Planungsbewußtseins und -niveaus in der JH begründet. Verbunden waren diese Postulate mit Hoffnungen, durch die Verankerung von Planung den Wandel von einer einzelfallbezogenen Eingriffsverwaltung zu einer vorbeugend orientierten und zielgruppenbezogenen Leistungsverwaltung beschleunigen und auch die Position der JH im Verteilungskampf um öffentliche Mittel durch quantitativ abgestützte Bedarfsschätzungen stärken zu können. Auch Vorstellungen einer stellvertretenden Anwaltsplanung spielten eine gewisse Rolle.
Das JWG verpflichtet die Kommunen zwar in § 5 (3) darauf hinzuwirken, daß die für die Jugendwohlfahrt erforderlichen Einrichtungen und Veranstaltungen »ausreichend« zur Verfügung stehen, und spricht in § 7 auch von der Notwendigkeit eines »planvollen Ineinandergreifens aller Organe der öffentlichen und freien

Jugendhilfe« (bei Gesamtverantwortung der öffentlichen Träger, gemäß BVG-Urteil, 1967). Es enthält aber keine Konkretisierung der Planungspflicht.
Trotz der Vielzal der in den 70er Jahren formulierten Empfehlungen, Entwürfe und Anleitungen zur Jugendhilfeplanung, die ihre elaborierteste Ausarbeitung in der rund 1200seitigen Planungshilfe des Deutschen Instituts für Urbanistik (1978) fanden, ist der Entwicklungsstand der Jugendhilfeplanung auf kommunaler Ebene deshalb auf einem sehr bescheidenen Niveau geblieben.
Die Bestandsaufnahme der kommunalen Jugendhilfeplanung von *Hofmann* et al. (1982), die auf einer Anfrage bei allen Jugendämtern des Bundesgebiets beruht (Rücklaufquote 51 %), ergab, daß Mitte 1981 nur in 3,8 % der 217 Jugendämter, die geantwortet hatten, Gesamtpläne existierten und in 37 % Teilpläne. Deutlich wurde ein ausgeprägtes Stadt-Land Gefälle. Insgesamt 60 % der Stadtjugendämter waren in irgendeiner Weise mit der Entwicklung von Teilplänen befaßt, aber nur 20 % der Landjugendämter. Das darin zum Ausdruck kommende starke kommunale Leistungsgefälle, das dem Grundsatz der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse widerspricht, ist ein altbekanntes Problem in der JH. Auch aus diesem Grund werden gesetzliche Neuregelungen auf Bundesebene gefordert (vgl. *Wiesner*, 1987, 307).
Die umfassendste Sichtung von Plänen, in der auch das Niveau der Planung Berücksichtigung fand, wurde vom Deutschen Institut für Urbanistik (1978, Teile AI, EI) für den Zeitraum 1970–1977 vorgenommen. Diese Analyse und ihre Fortschreibung durch selektive Berücksichtigung später erschienener Pläne durch *Kühn* (1982), erbrachte als wichtigste Ergebnisse: Den relativ höchsten Entwicklungsstand weisen die Kindergarten- und Spielplatzpläne auf, also Bereiche für die es gute gesetzliche Grundlagen für die Planung gibt. Der Entwicklungsstand der Planung im Jugendpflegebereich ist höher als der im Fürsorgebereich. Zwischen Planerstellung und -implementation besteht eine scharfe Trennung, die räumlichen, finanziellen und personellen Auswirkungen des Planungskonzepts werden in der Regel nur in unverbindlicher Form angedeutet. Die wenigen Gesamtpläne fügen die einzelnen, nach verwaltungsmäßigen Zuständigkeiten abgegrenzten Teilbereiche lediglich additiv aneinander (vgl. *Kühn*, 1982, 9f.).
Der Anteil wissenschaftlich begleiteter oder durch Forschung unterstützter Pläne erwies sich als äußerst gering. Empirische Forschung bzw. ihr Instrumentarium wurden im wesentlichen eingesetzt a) in Form von Sozialraumanalysen zur Priorisierung von Problembereichen (in 4 von 130 Kommunen), b) in Form von Expertenbefragungen (in 2) und c) in Form von Jugendbefragungen (in 9) (vgl. Deutsches Institut für Urbanistik, 1978, Teil EI, 6ff.). Da die Frage, ob die Jugendhilfeforschung auf Makroebene in den 80er Jahren auf eine breitere Grundlage gestellt werden konnte, nicht unbeantwortet bleiben sollte, wurde für diesen Beitrag in EDV-Datenbanken (FORIS, SOLIS) und in der Fachliteratur nach Hinweisen auf wissenschaftlich unterstützte Jugendhilfepläne des Zeitraums 1980–1987 gesucht. Die Sichtung der auf diese Weise eruierten Pläne von 31 Kommunen ergab, daß im Zeitraum 1980–1987 tatsächlich häufiger Rückgriffe auf die Methodologie der Sozialforschung erfolgten als 1970–1977. Jugendbefragungen wurden in 18, Expertenbefragungen in 8, und Sozialraumanalysen in 13 Kommunen durchgeführt.

Dennoch besteht wenig Anlaß, die in der Literatur verbreitete negative Beurteilung des Entwicklungsstandes der Planung zu revidieren. Unter den 31 Plänen, die angesichts ihrer Meldung an Datenbanken und ihrer Ankündigung in der Fachliteratur eine extrem positive Auswahl aller Pläne darstellen, fand sich kein einziger integrierter, oder auf einen mittelfristigen Zeitraum angelegter Plan. Die Forschung diente ausschließlich der Vorbereitung oder Begleitung der Ausarbeitung von Plänen, nicht der Implementierung bzw. der Evaluation von Effekten. Die Sozialraumanalysen der Pläne der 80er Jahre beruhen nahezu durchgängig auf einfachen Sekundäranalysen von tabellarischem, amtlichen Datenmaterial. Sie fallen hinter das bereits erreichte Niveau (Clusteranalyse in Verbindung mit Daten aus qualitativen Erhebungen) zurück. Auf die Jugendhilfestatistik wird kaum zurückgegriffen, obwohl auf dieser Grundlage auch aufschlußreiche interkommunale Vergleiche möglich wären. Bei den Jugendbefragungen handelt es sich fast ausschließlich um standardisierte Befragungen mit deskriptiven Datenanalysen auf elementarem Niveau. Eine Planungsrelevanz der erhobenen Einstellungsdaten ist in der Mehrzahl dieser Studien nicht zu erkennen. Da in keiner Kommune eine Partizipation der planungsbetroffenen Jugendlichen erreicht wurde, spricht vieles dafür, daß es sich bei den Jugendbefragungen im Rahmen der Jugendhilfeplanung im wesentlichen um Substitute für die fehlende Planungsbeteiligung von Jugendlichen bzw. um Legitimationsforschung handelt (vgl. *Kühn*, 1982, 27).

Bereits die vorherrschende Methodologie der Forschung – durchwegs wenig kostenintensive Verfahren (Sekundäranalysen ohne EDV-Einsatz, standardisierte Befragungen, Expertenbefragungen mit kleiner Fallzahl) – deutet darauf hin, daß die Kommunen nicht in der Lage oder nicht willens sind, nennenswerte Mittel für die Jugendhilfeplanung bereitzustellen. Eine grundsätzliche Schwierigkeit für die Planungsidee ist ihre schlechte Verträglichkeit mit dem Selbsthilfe- und dem Subsidiaritätsprinzip, so daß etwa *Lewkowicz* (1984, 48) in letzterem ein »Planungshindernis erster Ordnung« sieht. Wenngleich ein Teil der in den Jugendwohlfahrtsauschüssen gut verankerten freien Träger Einfluß auf die Planung im Interesse der Durchsetzung eigener Ziele nehmen konnte, bedeutet kommunal gesteuerte Planung im allgemeinen doch die Einschränkung ihres Handlungsspielraumes. Sie haben sich in der Vergangenheit nicht selten wenig kooperativ gezeigt. Angesichts der Finanzknappheit der Gemeinden, die sie eher auf Jugendhilfeplanung verzichten läßt, als Einsparungen über eine systematische Planung herbeizuführen, und angesichts des Problems, daß der Preis für Fortschritte auf der Planungsebene nicht zuletzt in einer Einschränkung des Subsidiaritätsprinzips besteht (vgl. *Münder* et al., 1985, 130f.), ist für die nähere Zukunft kaum mit einer Erhöhung des Entwicklungsstandes der Jugendhilfeplanung auf kommunaler Ebene zu rechnen.

Mein besonderer Dank gilt *Monika Zimmer*, Informationszentrum Sozialwissenschaften (Bonn), für die Durchführung von Forschungs- und Literaturdatenbankrecherchen für diesen Beitrag.

Literatur

Allemeyer, J.: »Pädagogik versus Wirtschaftlichkeit – Können Erziehungsheime wirtschaftlich handeln?«. Neue Praxis. 13. Jg. 1983, 53–65 – Bundesminister für Bildung und Wissenschaft: Grund- und Strukturdaten. Ausgabe 1987/88. Bonn 1987 – Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit: Leistungen für die nachwachsende Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1979 – *Busch, W.:* »20 Jahre Bundesjugendplan«. deutsche jugend. 18. Jg. 1970, 489–507 – *Böhnisch, L.:* Der Sozialstaat und seine Pädagogik. Neuwied/Darmstadt 1982 – *Brückner, G.:* »Jugendhilfe 1985«. Wirtschaft und Statistik. 77 Jg. 1987, 326–331 – *Christmann, Chr., Müller, C. W.:* Sozialpädagogische Familienhilfe 1986. Berlin 1986 – *Deininger, D.:* »In der Jugendhilfe tätige Personen. Ergebnisse der Personalstrukturerhebung in der Jugendhilfe 1974«. Wirtschaft und Statistik. 66. Jg. 1976, 685–700 – *Deininger, D.:* »Jugendhilfe 1985«. Wirtschaft und Statistik. 77. Jg. 1987, 326–331 – Deutscher Bundesjugendring: Memorandum zur öffentlichen Förderung der Jugendverbandsarbeit. Bonn 1987 – Deutsches Institut für Urbanistik: Planung der Jugendhilfe. Berlin 1978. – *Elger, W., Jordan, E.:* Erziehungshilfen im Wandel. Münster 1987 – EMNID: Zur Beteiligung junger Menschen in der Bundesrepublik Deutschland in Jugendorganisationen. Bielefeld 1987 – *Faltermeier, J.*, Hg.: Nachdenken über Jugendarbeit. München 1983a – *Faltermeier, J.:* »Hat die offensive Jugendhilfe noch eine Chance?«. Jugendhilfe unter veränderten sozialpolitischen Bedingungen. Hg. *J. Faltermeier, W. Hanesch.* Frankfurt 1983b, 96–113 – *Gernert, W.:* »Offene Jugendarbeit zwischen Jugend, Pädagogik und Verwaltung«. Zentralblatt für Jugendrecht. 75. Jg. 1988, 1–10 – *Giesecke, H.:* Die Jugendarbeit. 5. überarb. Aufl., München 1980 – *Giesecke, H.:* »Wozu noch Jugendarbeit?«. deutsche jugend. 34. Jg. 1984, 443–449 – *Hofmann, H.-J., Jordan, E.:* »Kurzauswertung einer Befragung der Jugendämter in der Bundesrepublik zum Stand der Jugendhilfeplanung«. Jugendhilfeplanung – Entmündigung oder Chance zur Partizipation? Hg. Institut für soziale Arbeit. Münster 1982 – *Hornstein, W., Bäuerle, W.*, Hg.: Situation und Perspektiven der Jugend. 5. Jugendbericht der Bundesregierung. Weinheim und Basel 1982 – *Jordan, E., Sengling, D.:* Einführung in die Jugendhilfe. München 1977 – *Krafeld, F. J.:* Geschichte der Jugendarbeit. Weinheim und Basel 1984 – *Kühn, D.:* »Neuere Beispiele von Sozialplanung und ihre kritische Bewertung«. Sozialarbeit als Sozialplanung. Hg. *H. Peters.* Opladen 1982, 7–35 – *Lewkowicz, M.:* »Sozialplanung in der Praxis – eine Bilanz«. Sozialplanung in der Praxis. Hg. *R. Spiegelberg, M. Lewkowicz.* Opladen 1984, 37–48 – *Müller, B.:* »Jugend in Sozialpädagogischen Institutionen«. Handbuch der Jugendforschung. Hg. *H.-H. Krüger.* Opladen 1988, 357–374 – *Münder, J.:* »Subsidiarität«. Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Hg. *H. Eyferth, H.-U. Otto.* Neuwied/ Darmstadt 1987, 1147–1159 – *Münder, J., Bartel, H.-J.:* Frankfurter Kommentar zum Gesetz für Jugendwohlfahrt. 3. überarb. Aufl., Weinheim/Basel 1985 – *Nikles, B. W.:* Jugendpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 1978. – *Olk, Th.:* »Jugend und Jugend(hilfe)politik – Repression durch Nichthandeln?«. Clique-Mädchen-Arbeit. Hg. *G. Neubauer, Th. Olk.* Weinheim/ München 1987 – *Raab, E., Rademacker, H.:* Handbuch der Schulsozialarbeit. Weinheim/München 1987 – Statistisches Bundesamt: Zur Situation der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart/Mainz 1985a – Statistisches Bundesamt: Einrichtungen und tätige Personen in der Jugendhilfe 1982. Stuttgart/Mainz 1985b – Statistisches Bundesamt: Maßnahmen der Jugendarbeit im Rahmen der Jugendhilfe 1982. Stuttgart/Mainz 1985c – Statistisches Bundesamt: VII-D-S. (Zeitreihendaten auf der Grundlage der Jugendhilfestatistik). Wiesbaden 1987. (Unveröffentlicht) – Statistisches Bundesamt: Erzieherische Hilfen und Aufwand für die Jugendhilfe 1985. Stuttgart und Mainz 1987a – Statistisches Bundesamt: Einrichtungen und tätige Personen in der Jugendhilfe 1986. Stuttgart und Mainz 1988 – *Wiesner, R.:* »Überlegungen zur Neuordnung des Jugendhilferechts«. Zentralblatt für Jugendrecht. 74. Jg. 1987, 305–312 – *Wurr, R., Trabandt H.:* »Kriterienwandel bei der Heimeinweisung«. Neue Praxis. 14. Jg. 1984, 250–257 – *Zimmer, J.:* »Vorschulische Bildung und Erziehung«. Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Hg. *H. Eyferth, H.-U. Otto* Neuwied/ Darmstadt 1987, 1223–1232.

Hans-Joachim Petzold

Jugendberufshilfe

1. Begriffsbestimmung und historische Entwicklung

Jugendhilfe hat sich in vielfältigen Formen als »Jugendwohlfahrt« im 19. Jahrhundert, im Zuge der sich verschärfenden sozialen Problematik, ausgelöst durch die Industrialisierung, herausgebildet (*Hasenclever*, 1978). 1922 erhielt sie mit dem Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt – dem Vorläufer des geltenden Jugendwohlfahrtsgesetzes – eine umfasende Rechtsgrundlage (vgl. *Wolff*; *Wuggenig* in diesem Band). Seitdem hat sich in Deutschland neben der Familienerziehung, neben der öffentlichen Erziehung in den Schulen – und weitgehend getrennt von der Berufsausbildung – ein eigenständiger Erziehungs- und Bildungsbereich entwickelt, für den als Oberbegriff »Jugendhilfe« steht.
Zur Jugendhilfe gehören vielfältige Tätigkeitsfelder, u. a. die Jugend- und Erziehungsberatung, Kindergärten bzw. Horte, politische Bildung, Sport und Erholung, internationaler Jugendaustausch, Jugendschutz, Erziehungshilfe (z. B. Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in Heimen, Adoptionen), Jugendgerichtshilfe, aber auch die »Jugendberufshilfe«, die insbesondere ab Mitte der 70er Jahre als sozialpädagogische Beratung/Betreuung/Krisenhilfe zuerst in berufsvorbereitenden Maßnahmen ihren Niederschlag gefunden hat (*Braun/Weidacher*, 1976).
Angesichts relativer Vollbeschäftigung in den 60er Jahren entwickelte die Jugendhilfe erst mit dem Anwachsen der Jugendarbeitslosigkeit ab etwa 1975 langsam eine Strategie präventiver Handlungsorientierung im Feld beruflicher Qualifizierung. Ausgehend von dem bildungspolitischen Postulat »qualifizierte Ausbildung für alle« und der praktischen Erfahrung, daß es zunehmend mehr Jugendliche gibt, denen die traditionellen Ausbildungswege verschlossen blieben, wird seit Beginn der 80er Jahre verstärkt nach Möglichkeiten gesucht, die Ursachen dieser Integrationsschwierigkeiten mit Förderinstrumenten der Jugendhilfe zu kompensieren.
Die neue Qualität der Jugendhilfe entstand dabei durch den Versuch, aus der Reaktions- und Lückenbüßerfunktion herauszukommen und sich in Handlungsfeldern wie der beruflichen Bildung, der Jugendbeschäftigung oder Stadtteilsanierung zu betätigen.

2. Programmatisches Selbstverständnis und Praxisentwicklung

Berufliche Qualifizierung als Arbeitsfeld der Jugendhilfe ist dabei zuerst als Erziehungskonzept im Rahmen der Heimerziehung entwickelt worden und hat von daher auch ihre Funktion als konjunkturunabhängige Erziehungsleistung. In Anbetracht der Zunahme schulisch und sozial benachteiligter Jugendlicher wuchs die Bedeutung von Ausbildung und Arbeit zur Verwirklichung des Erziehungsauftrages für

diese »neuen« Zielgruppen an und führte zu dem bereits erwähnten erweiterten Selbstverständnis der Jugendberufshilfe: Auf der programmatischen Ebene entstanden Forderungen, bei Jugendarbeitslosigkeit (vgl. *Vonderach* in diesem Band) präventiv einzugreifen, um der materiellen, physischen, psychischen und sozialen Verelendung entgegenzuwirken (BBJ-Consult, 1984). Im Frankfurter Kommentar zum Jugendwohlfahrtsgesetz wird dieses offensivere Selbstverständnis deutlich:

»Nicht nur in Zeiten überdurchschnittlicher Jugendarbeitslosigkeit ist die Jugendhilfe aufgerufen, Maßnahmen der beruflichen Bildung... bereitzustellen. Die Glaubwürdigkeit der Jugendhilfe hängt nicht zuletzt davon ab, wie sie der Berufsnot von benachteiligten Jugendlichen und ihrem Anspruch auf berufliche Bildung als Teil des Sozialisationsrechtes begegnet... Nur ein hinreichendes Angebot an qualifizierten und sozialpädagogisch orientierten Ausbildungsplätzen in anerkannten Ausbildungsberufen in der Verantwortung von Jugendhilfeträgern, das allein benachteiligten Jugendlichen zur Verfügung steht und zur ständigen Ergänzung innerhalb des dualen Systems wird, ist geeignet, auf das Problem der Jugendberufsnot von seiten der Jugendhilfe glaubwürdig und perspektivisch reagieren zu können" (*Münder*, 1985, 265).

Obwohl die rechtlichen Möglichkeiten einer solchen Förderung begrenzt sind, etablierten sich im Kontext einer offensiveren Jugendberufshilfe zuerst Arbeits- und Ausbildungsverhältnisse im halboffenen Bereich (z.B. Jugendwohngemeinschaften), die Mitte der 80er Jahre bereits ein akzeptiertes Instrumentarium der Jugendhilfe darstellten. Die Verzahnung von Jugendwohngemeinschaften und beruflicher Bildung ist bereits heute ein gutes Beispiel dafür, wie durch eine Erweiterung von »klassischen« und neuen Arbeitsfeldern eine erfolgreiche Strategie »Hilfe zur Selbsthilfe« entwickelt werden kann.

Die Schaffung von Beschäftigungs- und Ausbildungsverhältnissen durch Jugendhilfeträger im ambulanten Bereich – unabhängig von einer stationären oder halboffenen Betreuung von Minderjährigen – ist dagegen relativ neu. Sie ist rechtlich abgedeckt durch den Einleitungssatz des § 5 Abs. 1 JWG. Da § 5 einen relativ offenen Katalog enthält, ist die Einrichtung derartiger Jugendhilfeangebote weitgehend den politischen Entscheidungen der Jugendhilfeträger überlassen. Seit Anfang der 80er Jahre entstanden eine Vielzahl von schwerpunktmäßig zunächst beruflichen Qualifizierungsprojekten, die zumeist in kleinen und teilweise neuen Initiativen ihren Ausgangspunkt hatten. Zeitlich anschließend etablierten sich auch zunehmend Selbsthilfe- und soziale Projekte, die Ausbildungs- und Beschäftigungselemente miteinander zu verbinden suchten und längerfristige Perspektiven absteckten. Dies galt insbesondere für Projekte, die mit schulisch und sozial extrem benachteiligten Zielgruppen in der Jugendhilfe arbeiteten und leidvoll erfahren mußten, daß der Arbeitsmarkt »dicht« war und viele Anstrengungen, soziale und schulische Defizite zu kompensieren, nach kurzer Zeit wieder verpufften, wenn sich kein Ausbildungs- oder Arbeitsplatz anschloß.

Ein exemplarisches Projekt, welches einen beruflichen Qualifizierungsprozeß im Lebenskontext marginalisierter Jugendlicher erfolgreich erprobte und eine große Anstoßfunktion für die westdeutsche Jugendhilfeszene hatte, war das Westberliner Ausbildungswerk Kreuzberg e.V. (*Damm* u.a., 1984). Mit einer sozialpädagogisch orientierten Berufsausbildung, die im Rahmen der Stadterneuerung zu anerkannten

Lehrabschlüssen führte, durchbrach dieses Projekt die traditionelle Ergänzungsfunktion von Jugendhilfe. Der Modernisierung zweier Wohnhäuser und eines Werkstattgebäudes lag das Konzept zugrunde, sich mit den Jugendlichen einen eigenen Lebens- und Arbeitsraum zu schaffen, die Identifikation mit dem Projekt und der Gruppe zu fördern und den Jugendlichen eine Lebens-, Lern- und Arbeitsperspektive aufzuzeigen. Dem 1978 gestarteten Projekt folgten eine Reihe vergleichbarer Initiativen (z.B. Kreuz-Werk e.V.; Jugendwohnen im Kiez e.V.) und eine Ausweitung tradierter Jugendhilfeansätze, zumindest im programmatischen Selbstverständnis auch großer Träger. Als Anwalt der von gesellschaftlichen Entwicklung bedrohten Gruppen von benachteiligten Jugendlichen werden seither vielerorts berufliche Qualifizierungsprojekte entwickelt, die die Felder Ausbildung und Arbeit in den biographischen Lebenszusammenhang der Jugendlichen zu stellen versuchen und auf mittel- bzw. langfristige Stabilisierung ihrer Zielgruppen setzen (DPWV, 1985).

3. Zielgruppen

Präventive Jugendberufshilfepositionen haben sich der differenzierten Situation der »Problemgruppen« zu stellen, konkrete Zielgruppen und Arbeitsfelder für die Qualifikationsprojekte zu benennen. *Ingrid Mielenz,* Jugendhilfeexpertin und von der Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit neu berufene Gutachterin für den achten Jugendbericht dazu: »Angebote der Jugendhilfe zur Berufsausbildung richten sich an benachteiligte Jugendliche, die ohne ein solches Angebot keine oder kaum eine Chance hätten, eine qualifizierte Berufsausbildung zu erhalten. Es sind vor allem Jugendliche, die von Schule und Ausbildungssystem nicht oder nicht mehr erreicht werden . . .« (*Mielenz*, 1985).
Auch wenn dieses Offenhalten der Zielgruppen unter dem Aspekt einer »offensiven Handlungsstrategie als Einmischung« (*Mielenz*, 1985) nachvollziehbar ist und eine Randgruppenzuschreibung und damit Klientifizierung von Arbeitslosen abbauen soll – für die Praxis der Jugendberufshilfe ist diese Position wenig hilfreich und strukturpolitisch eher gefährlich. Jugendberufshilfe, die im Extremfall alle arbeitslosen/potentiell arbeitslosen Jugendlichen zu ihren Zielgruppen erklärt, verkennt m.E. ihre gesellschaftliche Funktion: Marktbenachteiligte Jugendliche, die aus demographischen, ausbildungs- und arbeitsmarktpolitischen Gründen ohne berufliche Perspektiven bleiben, benötigen strukturpolitische Lösungsansätze im Ausbildungs- und Beschäftigungssystem (CEDEFOP, 1987). Schul- und bildungsbedingte benachteiligte Jugendliche benötigen zusätzliche Ausbildungs- und Beschäftigungsangebote dergestalt, daß über bundesgesetzliche Regelungen (z.B. Arbeitsförderungsgesetz) ein Anspruch auf berufliche Qualifizierung besteht. Ergänzend und zum Teil verzahnt mit dem vorherrschenden Ausbildungs- und Beschäftigungssystem (duales System/1. Arbeitsmarkt) muß dem Jugendlichen hier ein Förderinstrumentarium angeboten werden, welches ihre individuellen Lerndefizite kompensiert und sie zu anerkannten bzw. tariflich vergüteten Arbeitsplätzen führt (*Rimele/Petzold*, 1987).

Jugendberufshilfe hat bei diesen Zielgruppen eine beratende/flankierende Funktion, etwa in Gestalt einer berufsbegleitenden Jugendberatung in kommunalen Verbundsystemen oder einer Fachberatung für Ausbilder, Lehrer und Sozialpädagogen in den verschiedenen Qualifizierungsmaßnahmen.
Versteht sich Jugendberufshilfe als Anwalt derjenigen Gruppen von Jugendlichen, die neben den schulischen Qualifikationsdefiziten im Laufe des gesellschaftlichen Ausgrenzungsprozesses auch erhebliche psychische und persönliche Probleme aufweisen, dann gehört die Gruppe der persönlich-sozial-benachteiligten Jugendlichen zu der originären Zielgruppe der Jugendberufshilfe. Diese jungen Frauen und Männer sind häufig aufgrund der schwierigen persönlichen Verhältnisse nicht in der Lage, traditionellen schul- und berufspädagogischen Lernangeboten zu folgen. Die Stärke von Jugendhilfeansätzen ist es in diesem Zusammenhang, daß sie ihre Praxiserfahrungen aus den verschiedensten Lebens- und Erziehungsfeldern in die beruflichen Qualifizierungsprojekte einbringen kann. Berufliches Lernen im Lebenszusammenhang kann dabei am ehesten die psychische und körperliche Verelendung aufhalten, die diesen Jugendlichen angesichts längerfristiger Arbeitslosigkeit droht (*Klees/Weyer*, 1985). Die Aufgaben und Arbeitsfelder einer sozialpädagogisch orientierten Qualifizierungsstrategie mit diesen Zielgruppen stellen sich idealtypisch beispielsweise folgendermaßen dar:

4. Arbeitsfelder

Das nachfolgende Schema (S. 843) gibt eine Übersicht über die Tätigkeitsfelder in der Jugendberufshilfe

5. Aktuelle Problemstellungen/Perspektiven

Die hier dargestellte Weiterentwicklung der Zielsetzungen und Handlungsformen – von der sozialpädagogischen Begleitung/Ergänzung in traditionellen Arbeitsfeldern/Maßnahmen zu integrierten Qualifizierungs- und Beschäftigungsstrategien mit eigenem Lern- und Förderansatz – ist jedoch nicht identisch mit der noch vorherrschenden quantitativen Verteilung der Jugendberufshilfe.
Das Schwergewicht in der Praxis liegt noch immer auf ergänzenden/beratenden Einzelfallhilfen in traditionellen Angeboten der Schule, Berufsorientierung oder Jugendfreizeit. Die qualitative Gewichtung präventiver und integrierter Handlungsformen findet jedoch langsam auch Einlaß in die Politik großer Jugendhilfeträger:

»Nicht die Korrektur der Störfälle im Sozialisationsbereich von Familie, Schule und Betrieb soll in Zukunft im Zentrum unserer Arbeit stehen: Aufgabe der Jugendberufshilfe soll es vielmehr sein, veränderte Formen der Intervention zu entwickeln und zu erproben, die – auf individueller Ebene – die Fähigkeit zu akzeptablen und nicht kriminalisierbaren Formen der Lebensbewältigung vermitteln und – auf struktureller Ebene – durch ein umfassendes Inventar sozialpolitischer Strategien jene Lebensbereiche verändern helfen, die ›problematisches‹ Verhalten von Jugendlichen beständig reproduzieren« (*Floerecke/Herriger*, 1981).

	Jugendberufshilfe als Anpassungs- und Eingliederungsstrategie	Jugendberufshilfe als integrierter Ansatz
Umschreibung:	Sozialpädagogische Aktivitäten werden additiv zur jeweiligen berufsbildenden Maßnahme durchgeführt, die Ausbildung selber wird dadurch nicht verändert. Bewährte sozialpädagogische Methoden werden nach Möglichkeit so ausgerichtet, daß sie einen Bezug und kompensatorische Funktion zur Ausbildung haben.	In diesen Maßnahmen versucht das Ausbildungspersonal in Planung und Durchführung der Ausbildung durchgängig sozialpädagogische Gesichtspunkte anzuwenden. Die Sozialpädagogen sind in die gesamte Ausbildung einbezogen. Sie leisten nicht nur flankierende Beiträge, sondern sie übernehmen echte Ausbildungsaufgaben. Ausbilder und Sozialpädagogen kooperieren während der Ausbildung. Die Mitarbeit in der Lehrwerkstatt bietet den Sozialpädagogen die Möglichkeit, wichtige Informationen für die Durchführung eigenständiger sozialpädagogischer Aktivitäten zu erhalten (z. B. individuelle Beratung).
Beispiele für Aufgaben:	– Angebote von regelmäßig durchgeführten Sprechstunden für die Jugendlichen – Pädagogische Rollenspiele, z. B. als Bewerbungsgespräch – Elternarbeit – Organisation von Nachhilfeunterricht – Besprechungen mit Ausbildern und Lehrern über Schwierigkeiten einzelner Jugendlicher; Diskussion von Lösungsmöglichkeiten, Vor- und Nachbereitung von Elternbesuchen, Planung und Praktika – Durchführung von Wochenendseminaren – Betriebsbesuche zur Erkundung des Leistungsstandes und der Integration der Jugendlichen im Betrieb	– Erarbeitung einer sozialpädagogischen Konzeption – Erarbeitung eines Ausbildungscurriculums unter Berücksichtigung sozialpädagogischer Handlungsmaximen – Teilnehmende Beobachtung in Werkstatt und Unterricht – Mitarbeit der Sozialpädagogen an projetorientierten Ausbildungsphasen – Durchführung von Förderunterricht im Team-teaching von Sozialpädagogen und Lehrern/Ausbildern – Zumindest vertretungsweise Wahrnehmung von Unterweisungsaufgaben in der Ausbildung – Vermittlung sozialpädagogischer Denk- und Handlungsweisen im Rahmen regelmäßiger Teamsitzungen – Bemühungen um berufliche Förderung im Verbund

Nicht zuletzt die gravierende Zunahme jugendlicher Sozialhilfempfänger wie auch die steigenden Kosten der Jugendarbeitslosigkeit für die Volkswirtschaft führen in jüngster Zeit auch zu einer aufgeschlosseneren Haltung der politischen Entscheidungsträger gegenüber der Jugendberufshilfe. Wenn Jugendberufshilfe den Mangel an Ausbildung und Arbeit skandalisierend, modellhaft initiativ und bedarfsdeckend bearbeiten will, so kann dies nur durch ein aufeinanderaufbauendes System von Hilfen realisiert werden.

Am effektivsten kann hier nach Erfahrungen von Jugendhilfepraktikern (MAGS, 1987) und Evaluationsuntersuchungen über die Einmündungsquoten Jugendlicher aus Maßnahmen ein kommunalträgerübergreifendes Verbundsystem arbeiten:

Schulsozialarbeit, orientierende und berufsbegleitende Beratung, Berufsvorbereitung, Ausbildung/Fortbildung und Jugendbeschäftigung

werden dabei zu einem bausteinartigen Förderungssystem verknüpft, welches die Umwege und Sackgassen des traditionellen Maßnahmenwirrwarrs für die betroffenen Jugendlichen zu vermeiden sucht. Die geplante, gemeinsam organisierte und kontrollierte Verknüpfung von Berufsvorbereitung, Berufsausbildung und Jugendbeschäftigung ist in Nordrhein-Westfalen nicht zuletzt wegen seiner finanziellen Unterstützung durch Land und Kommunen am weitesten entwickelt (Stadt Oberhausen, 1986). Dennoch dokumentiert eine Veröffentlichung der Projektgruppe »Sozialpädagogisch orientierte Berufsausbildung«, daß es den meisten Verbundansätzen an einem durchgängigen Förderansatz fehlt, die Praxis eher von einem Organisations- statt Konzeptionsverbund geprägt ist.

Jugendberufshilfe mit den dargestellten Zielsetzungen hätte hier eine zentrale Funktion: Auf der Basis wissenschaftlich und (vor allem) praxisgestützter Erfahrungen mit der Lern- und Lebenssituation der jugendlichen Zielgruppen könnte sie am ehesten Orientierung und Kontinuität für den Förderansatz, die Förderinstrumente und Zielorientierungen der verschiedenen Maßnahmen entwickeln.

Literatur

BBJ-CONSULT-Dokumentation der Tagung vom Juni 1984: »Neue Wege und Konzeptionen in der Jugendhilfe«. Berlin 1984 – *Braun, F., Weidacher, A.:* Materialien zur Arbeitslosigkeit und Berufsnot Jugendlicher. Deutsches Jugendinstitut. München 1976 – CEDEFOP-Veröffentlichung: Leitfaden neuartiger lokaler Ausbildungs- und Beschäftigungsprojekte für arbeitslose Jugendliche. Berlin/Brüssel 1987 – *Damm, A., Müller, G., Rottmann, B.:* Berufsausbildung selber organisieren. Reinheim 1984 – DPWV: Handbuch alternativer Ausbildungs- und Arbeitsprojekte für junge Arbeitslose. Frankfurt 1985 – *Floerecke, Herriger:* »Prävention als sozialpädagogisches Programm«. Neue Praxis, Sonderheft 6, 1981 – *Hasenclever, C.:* Jugendhilfe und Jugendgesetzgebung seit 1900. Göttingen 1978 – *Klees, B., Weyer, S.:* Weg vom Fenster – Arbeitslosigkeit und ihre Folgen. Frankfurt 1985 – MAGS (Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales): 5. Jugendbericht. Düsseldorf 1987 – *Mielenz, J.:* Aufgaben der Jugendhilfe bei Jugendarbeitslosigkeit und Berufsnot junger Menschen. AGJ. Bonn 1985 – *Muender, J.* u.a.: Frankfurter Kommentar zum JWG. Weinheim/Basel 1985 – Stadt Oberhausen (Dokumentation): Vorstellung örtlicher Verbundsysteme gegen Jugendarbeitslosigkeit in NRW. Oberhausen 1986 – Projektgruppe: Sozialpädagogisch orientierte Berufsbildung: Verbundsysteme in der beruflichen Bildung: Materialien und Praxisberichte zur Ausbildung und Arbeit von Jugendlichen. Bd. 3, Reinheim 1986 – *Rimele, U., Petzold, H.J.:* Jugendberufshilfe und Sozialpädagogik. Aufgaben und Perspektiven. Reinheim 1987.

Stichwortverzeichnis

Abhängigkeit 758
Ablösekonflikt(e) 367
Ablösung 601
Abwehrnarzißmus 99f.
Adoleszenz 15, 86f., 96, 99, 156f., 159, 161f., 372
- Aufgaben 97
- krise 156f.
- Theorie 165
- verlauf 164
Affect Control Theory 191
Agglomeration 349
Aggregatfunktion, latente 580
Aggressivität, freischwebende 751
Aids 548f.
Akkulturation 255
Akteur(e), individuelle(r) 170ff., 189, 201
Aktionsformen, konfrontative 745
Akzeleration, individuelle 301ff.
- Geschlechtsunterschiede 302
Akzeleration, säkulare 298, 314
- Schichtunterschiede 299
- Ursachen 299f.
Akzentuierung, soziale 684
Alkohol 758
Alkoholkonsum 263, 265, 730, 771
- Entwicklung 770ff.
- exzessiver 768
- im Zeitverlauf 772
- Jugendlicher 758
- Umfang 772, 775
Alltag(s) 49, 475
- ästhetik 558
- konflikte 373
- kultur(en) 25
- rationalität 208
- situation 182
- welt 25, 237
Alter(s), Auswahl 26f.
- grenzen 21ff., 60, 331, 336, 564
- gruppe(n) 8, 11, 16, 27, 126, 186, 245, 248, 255, 263, 351, 564
- klasse(n) 27
- normierung(en) 302
- status 23
Analogie(n) 206
Analysetechnik(en) 231, 241, 256
Androgynie-Index 296
Anomie 223, 342
- theorie 790
Anorexie 304f.
Anpassungskonflikte 717
Ansatz, bürgerlicher 125ff., 129ff.
- historisch-materialistischer 59, 62, 125, 127, 129ff.
- individualistischer 25, 169, 172, 189, 236f.
- neomarxistischer 169
- pathologischer 765
- pragmatischer 176ff., 185, 187, 189f., 192, 222, 227
- Schichtungleichheit 127
- sozial-anthropologischer 237
- sozialökologischer 178ff.
- strukturfunktional(istisch)er 11, 125f., 169, 201
Antwortverzerrung(en) 226ff., 491
Arbeit, Bedeutung 592, 604
Arbeit, Einstellung(en) zur 55, 476ff., 593f.
- Gruppenunterschiede 477f.
Arbeiterjugend 129f., 449, 468, 479ff., 561
Arbeiterklasse 480
Arbeitsbewußtsein 477f.
Arbeitsförderungsgesetz 704
Arbeitslose, Arbeitsbereitschaft 702
- Berufsvorstellungen 702
- jugendliche 289, 700
Arbeitslosenquote 704
- Gruppenunterschiede 706
Arbeitslosenstatistik 459, 700, 704
Arbeitslosigkeit 473, 699
- Akademiker 458
- Entwicklung 699ff.
- Frauen, junger 48
- Geschlechtsunterschiede 289
- Gesetzgebung 700
- Nachkriegs- 701
- Umfang 699ff.
Arbeitsmarktforschung 466, 471
Arbeitsmarktstatistik 466
Arbeitsorientierung, Gruppenvergleich 594
Arbeitsschutz 319
Arbeitswelt, Übergang 42f.
Armutsökonomie 714
Assoziationstheorie, differentielle 767
Aufklärungsquote 723
Aufstiegsstreben, individuelles 703
Ausbildung(s) 404
- benachteiligung 472

- differenzierung 130
- jugend 580
- phase 129f.
- probleme, Generationsunterschiede 429
- verhältnisse, Hierarchisierung 472
- verlängerung 163, 592

Ausdifferenzierung, innerkonfessionelle 667
Ausländerjugend 733
- Deprivation 734

Ausreißen, Dauer 783
- Erklärung 788ff.
- Erscheinungsformen 784f.
- Etikettierungsansatz 790
- Konsequenzen 784
- Motiv 783
- Problemlösungsverhalten 790f.
- Schichtunterschiede 789
- Ursache(n) 783f.

Ausreißer 780
- Heimeinweisung 786
- Merkmale 783
- Normverletzer 789
- Straffälligkeit(en) 785
- Umfang 782
- weibliche 783

Aussteiger 780
Auswahlprobleme 491, 774
Auswahlverfahren 223, 490f.
Auswertungsverfahren 224, 237, 256f., 493
Auszugsverhalten 392f.
- Unterschiede 393

Autonomie 677
- Entwicklung 94, 99
- innere 95
- Konflikte 95

Autoritarismus 264
Autostereotyp 681

Banden, jugendliche 361
Basisregeln 174f.
Bedingung, situative 238
Bedürfnishierarchie 617
Befragung(en) 225, 232, 251, 491
- quasi-experimentelle 239f.
- schriftliche 61
- standardisierte 220, 229

Befragungssituation 229
Befriedung, soziale 753
Begriffe, soziologische 204f.
Behavioral setting 179ff.
Belastung, psychische 766f.
Beobachtereinflüsse 234f.
Beobachtung(en) 232ff., 253f.
Beruf(s) 465
- arbeit 598
- bilder 458
- bildungsforschung 466
- bildungsgesetz 453f., 458
- bildungsreform 457f.
- bildungssystem, Entwicklung 449ff.
- bildungstheorie, klassische 452f.
- chancen 427f.
- Einstellungen zu 591ff.
- eintritt 468
- fachschule(n) 454ff.
- findung 470
- forschung 466, 471
- grundbildung 456
- grundschule 457
- gruppen 469
- institutionalisierung 597
- not 456f.
- qualifizierung, Problemgruppen 459
- schule 451f., 454ff.
- schulpflicht 455f.
- struktur, jugendliche 468f.
- übergang, individualisierter 459, 471f.
- vermittlung 48
- vorbereitung 440
- wahl 457, 703
- wahlverhalten, geschlechtsspezifisches 459
- wechsel 473
- wunsch 472
- ziele 439

Berufsausbildung 279, 706
- Entwicklung 280
- Geschlechtsunterschiede 280
- soziales Problem 449

Berufsmerkmale, extrinsische 597
- intrinsische 597
- Präferenzen 595ff.

Berufsorientierung, extrinsisch 595, 602ff.
- intrinsisch 595, 602ff.
- soziale 602f.

Berufswerte 603
- Jugendlicher 598

Beschäftigungskrise 474f., 478
Beschäftigungsstruktur, Wandel 468
Beschäftigungssystem, Wandel 108
Beschreibung(en) 205, 488
Beteiligung, politische 56, 608, 621
Betriebswechsel 473f.
Bevölkerung, ausländische 276
- junge 275

Bewegung(en), soziale 188, 204f., 211ff., 557
Bewegungsapparat 318

Bewußtsein, politisches 164
Beziehungen, altershomogene 553
- primäre 685
Beziehungskonflikt(e) 367
Bezugsgruppe(n) 372ff., 643
- bedeutung, Ausbildungsunterschiede 438
- Gesprächsthemen 436
- leistungen 437
Bildung(s) 107, 440
- bürgertum, junges 621
- chancen 428, 431, 594
- differenzierung 130
- effekt 616
- formale 610
- maßnahmen, berufsvorbereitende 707
- phase, Verlängerung 593
- qualifikationen 55
- reform 486
- sektor, tertiärer 280
- unterschiede 426, 428, 431, 443
- weg, zweiter 457
Bildungsexpansion 421f., 428, 434, 439, 440, 442ff., 458, 467
- Schichtunterschiede 469
Bildungssystem, Funktion(en) 127
- Wandel 108
Bindestrich-Soziologie 197ff., 214f.
Bindungen, partielle 586
Brauchträger 356
Bulimie 305
Bundesjugendplan, Aufgabe 833f.
- Ausstattung 833
- Förderbereiche 834f.
Bundeswehr 506
- Auftrag 509f.
- Einstellungen zur 511ff.
- plan 499
Bürgerinteressen 753f.

Chancengleichheit 430f., 483, 486
Clique(n) 434, 644
- kultur 114

Dauerarbeitslosigkeit 706
Deinstitutionalisierung 343
Delikt(e), Ausländerjugend 733
- begehung 720
- strukturen, internationaler Vergleich 730f.
Delinquenzbelastung, Geschlechtsunterschiede 734
Demobilisierung, politische 612
Demonstration(s) 748f.
- unfriedliche 748f.
- gewalt 748
Depravierung 471
Desintegration, soziale 730
Deutschlandbild 688
Differenzierung, gesellschaftliche 109, 132
Diskurs, jugendpolitischer 802
Disparität, strukturelle 470
Dispositionen, individuelle 238
- konsumrelevante 413f.
- psychische 94
Diversion 340f., 720
Dogmatismus 264
Doppelqualifikation 458
Dorfforschung 350
Drogen, Begriff 758
Drogendelinquenz, internationaler Vergleich 731
- Umfang 729
Drogenerfahrung, Altersunterschiede 768
Drogengebrauch, Entwicklung 757f., 769
- Erklärungen 765ff.
- Form 768f.
- Forschungsstand 757
- im Zeitverlauf 770
- Lernprozeß, soziokultureller 767
- Unterschiede, ethnische 265
Drogenkonsument 759
- Merkmale 766, 768
Drogenuntersuchungen 759ff., 774f.
Dunkefeldforschung 721, 726f.

Effekt(e), individuelle(r) 209
Egozentrismus, jugendlicher 307
Eigengruppe 682, 684, 686
Eigenschaftslistenverfahren 686f.
Eigentumskriminalität, Altersunterschiede 725f.
- internationaler Vergleich 730f.
Eignungstest 457
Einkünfte, Altersunterschiede 404, 408
- Bezugsquellen 403ff.
- Geschlechtsunterschiede 409
- Höhe 407ff.
Einstellungen, politische 484
- religiöse 665
Einstellungsmessung(en) 230f.
Einstellungsskalen 232
- Kritik 231
Einzelfallanalyse(n) 712
Eltern 416
- abhängigkeit 405f.
- einfluß 372ff., 434ff., 437ff.
- Kind-Beziehung(en) 226ff., 251, 368ff.
- Kind-Konflikt(e) 367ff., 377, 435f.

- Kind-Übereinstimmung 374ff.
- orientierung, Geschlechtsunterschiede 376
Endokrinologie 316
Engagement, emotionales 190
- studentisches 485
Enkulturation, politische 614
Entfremdung, politische 614, 620, 623
Entscheidung, individuelle 684
Entwicklung(s), affektive 190
- demographische 273ff.
- dynamik, adoleszente 97f.
- Erwachsener 566
- funktionelle 296ff.
- generative 296
- gesellschaftliche 484
- kognitive 164f., 190, 262
- moralische 262, 264f., 372
- psychische 96ff., 300ff.
- somatische 294ff.
Erhebung(en), sozialanthropologische 233, 235f., 257f.
Erhebungstechniken s. Forschungstechniken
Erklärung(en) 204ff., 214, 759
- genetische 210
- kollektive 207
Erlebnisraum 361f.
Erregung, emotionale 189
Erstplazierung, berufliche 469f.
- Kohortenvergleich 469
Erwachsene, junge 22f., 26, 397f., 404ff.
Erwachsenenalter, Entwicklung 566
Erwachsenheit 109, 158, 385
- Begriff(e) 24
- Kriterien 22
Erwerbsbiographie 474
Erwerbsgesellschaft, marktwirtschaftliche 699
Erwerbskarriere, diskontinuierliche 474
- instabile 706
Erwerbsquote(n) 466
- Altersunterschiede 290f.
- Geschlechtsunterschiede 290f.
- jugendliche 467
Erwerbstätige 288
Erwerbstätigkeit 404, 466, 597
- Bedeutung 465, 467ff.
- Geschlechtsunterschiede 289, 467
- jugendliche 288ff., 465ff., 477
- sozialversicherungspflichtige 470
- studentische 406
- Übergang 465, 468ff., 471, 473f.
Erziehungsberatung 832
Erziehungseinflüsse 433ff.
Erziehungshilfe 821
- freiwillige 333, 340
- Heimquote 831
- Hortversorgung 829
- Kindergartenversorgung 829
Erziehungspraktik(en) 264, 370f.
Erziehungsstil(e) 184
- Schichtunterschiede 369f.
Eskalationsstrategie 744f.
Ethnomethodologie 232f.
Evaluation 250
Extremismus, Links- 740f.
- Rechts- 740f.

Familie, junge 384
Familienhilfe, sozialpädagogische 832f.
Familienprobleme 370
Familienrolle 713
Familienstand 285
Familien-Soziologie 203
Fehlverhalten, jugendliches 362, 719
Feldforschung 233ff.
Fernsehen, Wirkung 265
Fernsehgewalt 661
Fernsehpräferenzen, Gruppenvergleich 656
Fixierung, regressive 98f.
Formenbildung(en) 118
Forscher, Person 233
Forschung, kirchensoziologische 666
- religionssoziologische 678
- sozio-linguistische 628, 631
Forschungsartefakt 241
Forschungsdesign 224ff., 254ff., 492f.
Forschungsformen 73, 182, 313
Forschungsinstitution(en) 35
- Belgien 45f.
- Bulgarien 62
- Bundesrepublik 35
- Deutsche Demokratische Republik 71f.
- Frankreich 42ff.
- Griechenland 52
- Italien 54
- Polen 63ff.
- Portugal 51
- Rumänien 67
- Sowjetunion 66f.
- Tschechoslowakei 69
- Ungarn 70f.
Forschungsperspektiven 773, 805
Forschungsschwerpunkte, Belgien 46f.
- Bulgarien 63
- Bundesrepublik 31, 33f.
- Dänemark 47f.

- Deutsche Demokratische Republik 72, 74f.
- Frankreich 42ff.
- Griechenland 52
- Großbritannien 50f.
- Italien 54ff.
- Niederlande 49f.
- Polen 64
- Portugal 51
- Rumänien 67f.
- Sowjetunion 66f.
- Spanien 52ff.
- Tschechoslowakei 68f.
- Ungarn 70

Forschungstechniken 61, 181, 219f., 353, 492f., 764f.
- qualitative 44, 225, 487, 490, 711f.
- quantitative 220, 490

Fortbildungsschule(n) 449ff.
Fördermittel, staatliche 584
Frauen, junge 48
Frauenforschung 487
Frauenrolle 594
Freiheitsstrafe(n) 340
Freizeit 47, 362f., 414, 417, 637
- aktivitäten 638ff.
- ausgaben 642
- Begriff 635
- gesellschaft 476
- industrie 644
- interessen 637, 585f.
- Ressourcenlage 636f.
- präferenzen 638
- rolle 644
- situation, Inkonsistenz 641

Freizeitverhalten 637
- Gruppenunterschiede 641
- Individualisierung 641
- jugendspezifisches 640
- regionales 641

Fremdbilder 692
Fremdgruppe 682, 684, 686
Freundschaft(en) 373
Fundamentalisten, religiöse 671
Fürsorgeerziehung 333, 340, 831

Geburten, nichteheliche 287
- trends 286

Gefühle 187ff.
Gegenkultur(en) 114, 119, 554, 568
Gegenorganisation 579
Gemeinde, Attraktivität 358f.
- Begriff 349, 352
- beschreibung(en) 351
- Einstellung zur 358f.
- engagement 359f.
- institution(en) 351
- jugend, Funktionen 356ff.
- Land 349f.
- Leistungen 353
- Sozialisationsinstanz 352
- Stadt 349f.
- struktur 351
- typologie(n) 351

Gemeindeforschung, Ansätze 351
- Entwicklung 350, 354
- Schwerpunkte 355f.

Generalisierung(en) 175, 684
Generation(s) 126, 165, 226, 750
- ansatz 136ff.
- Begriff(e) 135ff., 140f.
- einheit 136
- gegensatz 96, 128
- gleichheit 136, 140
- konflikt(e) 140, 145, 367, 377, 488f.
- lage 136
- lagerung 141
- politische 620, 622
- Rechtsbewußtsein 751
- typen 135
- unterschiede 137, 139, 186f., 376, 429, 438ff.
- vergleich 137f., 157
- wechsel 599f., 806
- zusammenhang 136, 140

Gesamtjugend 359, 751
Gesamtkultur 114
- Segmentierung 117

Gesamtschulbesuch 422
Geschichtenphilosophie 712
Geschlecht, biologisches 536
- soziales 536

Geschlechtsidentität 538
Geschlechtsmerkmale, primäre 296
- sekundäre 296f.

Geschlechtsreife 21
Geschlechtsrolle(n) 261, 546f., 610
- biologische 536
- soziale 536
- sozialisation 577

Geschlechtsrollenübernahme 536
- entwicklungstheoretische 537f.
- identifikationstheoretische 537f.
- lerntheoretische 537f.

Geschlechtsunterschied(e) 48, 50, 298, 304, 437
- körperliche 314

Gesellschaft, Begriff 170

- bürgerliche 480
- industrielle 148, 162, 233, 248, 384, 411, 703
- kapitalistische 479
- komplexe 114
- moderne 345 f., 736, 748
- nachindustrielle 155, 162, 178
- partikularistische 126
- spätkapitalistisch(e) 156
- technologische 159
- traditionelle 248
- universalistische 126, 175

Gesten 174
Gesundheit(s), Begriff 311 f., 323 f.
- erleben 311 f., 320 f., 323
- ernährung 317 f.
- erziehung 317
- forschung(en) 312 ff., 324 f.
- körperliche 311
- probleme 318
- risiken 317
- verhalten 321, 323

Gewalt, politische 622
Gewaltakte 121, 723, 739, 746
- Motiv(e) 752
- politisch-motivierte 739

Gewaltbereitschaft 747
- Reaktionen, institutionelle 747
- Ursachen 746

Gewaltdelikte, Art 728
- Erscheinungsformen 727
- internationaler Vergleich 731
- Umfang 727, 728

Gewalterfahrung 747
Gewalteskalation 744 ff.
Gewaltpotential, Umfang 749
Gewalttäter 750
- politische 740

Gewerbeordnung 336
- Erziehungsprinzipien 336

Gewerkschaften, Einstellung zu 479
Gleichaltrige(n) 140, 159, 188, 373, 475, 643
- gruppe(n) 98, 179, 371 f., 414, 433 ff., 448, 660

Gleichgewichtstheorie 191
Globalvariable 256
Gravitationstheorie 210
Größenphantasien 99 f.
- Funktion 98 f.

Gruppe(n) 179
- altershomogene 117, 120 ff., 126, 175, 582
- beziehungen 682 f.
- informelle 433 ff.
- konfessionelle 574
- kultur 114
- mitgliedschaft 180
- politisch-weltanschauliche 575
- stil(e) 119 f.
- terroristische 740
- urteil 687, 689

Halbstarke 559
Handeln, individuelles 182
- rationales 183 f.
- soziales 682

Handlungskompetenz 174 f.
Handlungstyp(en) 525 f.
Hauptschüler 710
Hausbesetzungen 749, 752, 754
Haushalte, Entwicklung 288
- junge 287 f.

Hedonismus 439
Hegemonialkultur, Begriff 114
Heimerziehung, Kosten 831 f.
Heiratsalter 284 f., 384
Heiratstrends 286
Heiratsverhalten 285
Heranwachsende 339 f., 718
Herkunft, soziale 603
Heroinabhängigkeit 764
Heroingebrauch, Entwicklung 769 f.
Heroinverwender 764
Herrschaft 346
Heterostereotyp(e) 681
Hilfen, offene 832
Hochschulabschlüsse, Entwicklung 282
- Geschlechtsunterschiede 282

Hochschulabsolventen 282
Hochschulbildungsziele 489
Hochschulrahmengesetz 486
Hochschulsozialisationsforschung 487, 489 f.
Hochschulwandel, struktureller 484

Ich 82 f., 86, 174
- empirisches 84 f., 91
- Ideal 95
- Identität 105 f., 372

Identifikation 87, 537 f., 685
Identifizierungsschwäche 95
Identität(s) 43, 49, 87, 156, 175, 246, 415, 444, 476, 479
- balance 105 f.
- begriff 79 f., 83, 85 ff.
- entwicklung 261
- entwurf 106
- Ergebnisse 87 ff.
- findung 640
- Gruppen- 82

- individuelle 80ff.
- innere 158
- krise 158
- öffentliche 82
- personale 105, 107
- persönliche 81
- selbstreflexiver Prozeß 81
- sexuelle 97
- soziale 82, 105, 685
- subjektive 81, 174
- suche 91
- theorie(n) 489

Imitation 537
Individualisierung(s) 24, 108, 164, 580, 586
- gesellschaftliche 107ff., 109, 132, 197ff., 212ff., 475, 479
- these 198ff., 210

Individualorientierung 259
Individuum 247
Informationsverarbeitung, aktive 686
Inhaltsanalyse(n) 253
Initiationsriten 261
Inkonsistenztheorie 191
Institution(en) 177, 200
Integration, gesellschaftliche 571
- soziale 717

Intensivtäter 720, 726
Interaktionismus, symbolischer 174ff.
Interaktionsrituale 121
Interesse, kommunalpolitisches 359f.
- politisches 56

Interessengruppen 586
Intergruppenprozesse 682f.
Interpenetration 200
Interpretation(en) 205f.
Interrollenkonflikt, weiblicher 487
Intervention, soziale 150f.
- öffentliche 344

Interviewerschulung 221

Jugend 19, 248, 385
- aktivität, kommunalpolitische 360
- amt, Aufgaben 821f., 831
- ansprüche 161
- arbeitsrecht 338f.
- arrest 388
- Aufgaben 103ff., 107, 246f., 308f., 521
- Befreiung (im Krieg) 339
- Begriff(e) 7, 20, 22, 24, 26, 28, 45, 129, 170, 176, 292, 383, 403, 465, 564f., 592, 607f., 647, 666, 795
- benachteiligte 702, 841
- beratung, berufsbegleitende 842
- bewegung 8f., 141
- Bild, additives 813
- Brauchträger 356f.
- bürgerliche 561
- Differenzierung 42, 53
- Entstehung 10
- Entwicklung 186
- Erwartungen 104
- erwerbslose 477, 701
- erziehung 342f.
- erziehungsrecht 338
- Existenz 170
- Finanzsituation 403ff.
- fortschrittsfaktor 358
- freizeiteinrichtungen 829
- förderungspolitik 798f.
- fürsorge 337, 821
- gerichte 337
- gerichtsgesetz 337f.
- gerichtsverfassung 338
- Gesamtheit 29
- gesetzgebung 337, 339
- Gestalt, historische 137
- institution 14, 16
- institution(en), Verselbständigung 803
- Kategorie(n) 28
- kommunales Problem 361
- konfessionelle 666f.
- Lebensphase 103ff.
- männliche 405, 407, 409, 478
- medizin 324f.
- organisierte 571
- pflege 352f., 363
- phase 10ff., 20f., 23, 43, 104, 109, 127, 129f., 132, 136, 146, 155, 159, 163, 170, 177f., 187, 233, 293f., 332, 361, 377, 383, 385, 564, 644
- population(en) 238f., 241, 353
- problemanalyse 253
- Problematisierung 149f.
- Prozeß 185, 192
- psychologie 453
- rechtspolitik 737
- repräsentative 27
- schutz 337f., 341f., 799
- sexualität 540
- Sittenrichter 357
- Situation(en) 109, 189
- soziales Problem 346
- Spontaneität 188
- Status 13f.
- sterblichkeit 315
- Strafe 388
- strafrecht 333, 335, 338f., 343, 718, 737
- strafrechtsprivileg 340

- studien 29
- Teilmenge(n) 29
- Theorie(n) 10, 43, 47, 60, 62, 68, 72, 94, 122, 146, 169, 170, 191, 234, 483, 488
- Thesen zur 19f.
- Typen 372
- Untersuchungseinheit(en) 26, 28f., 60, 72
- Übergang 717
- Veränderungspotential 62, 748
- verfassungsrecht 338
- Wahrnehmung 147
- weibliche 48, 407, 409, 455, 478
- Wissenschaft 14, 25, 246
- wohlfahrt 353
- wohlfahrtsgesetz 337, 781, 821
- wohnheime 396f.
- zeit 21, 686
- zentrismus 231

Jugendalter(s) 12, 16, 20, 60, 91, 105, 245, 293, 453
- medizinisches 312
- Phänomene des 636
- rechtliches 331f.

Jugendarbeit 363, 581, 822
- Begriff 821
- kirchliche 676
- Krise 835
- offene 645

Jugendarbeitslosigkeit 41, 47, 49, 52, 458f., 473, 699
- Belastungen, psychische 708f.
- Bewältigungsformen 711ff.
- BRD 705
- Forschung 708, 711f.
- Forschungskritik 701f., 708ff., 714
- Gruppenunterschiede 709
- Nachkriegs- 701
- neue 704
- Rückgang 705
- Selektionskriterien 732
- Selektivität 708
- Umfang 705, 732
- Ursachen 706
- verdeckte 704
- weibliche 459, 703
- Westeuropa 705

Jugendbericht(e) 809
- Bedeutung 817, 819
- Entstehungszusammenhang 812
- Forschungsstand 811
- Funktion(en) 809f., 812
- Leistungen 818
- Rezeption 810ff.
- Themen 813ff.
- Wirkungen 810f.
- Ziele 812

Jugendberufshilfe 839
- Ansatz, integrierter 843
- Arbeitsfelder 843
- Aufgaben 841ff.
- Eingliederungsstrategie 843
- offensive 840
- Praxis, aktuelle 842
- Selbstverständnis 839f.
- Zielgruppen 841f.

Jugendforschung 246f., 350, 447f.
- Aufgabe(n) 170f., 814
- Bedeutung 819
- Belgien 45ff.
- berufsbiographische 474f.
- berufspädagogische 457
- Bulgarien 61ff.
- Bundesrepublik 19ff.
- Dänemark 47f.
- Desiderata 9
- Deutsche Demokratische Republik 71ff.
- Differenzierung 3f.
- Dokumentation (Bundesrepublik) 35
- empirische 219, 222, 232, 239, 471
- Entwicklung 30ff., 665
- Fehlinterpretation(en) 227ff.
- Formwandel 816
- Frankreich 42ff.
- Funktion(en) 64, 71, 815f., 818
- gemeindeorientierte 351ff., 362ff.
- Griechenland 52
- Großbritannien 50f.
- historische 4f., 9, 16
- ideologische 228
- Italien 54ff.
- kapitalistische 129
- Kritik 227, 461
- kulturvergleichende 245ff.
- Methodologie 229
- Niederlande 49f.
- Osteuropa 59ff.
- Polen 63ff.
- Portugal 51
- pragmatoide 222
- Problemlagen-Konzept 814f.
- qualitative 225
- Qualitätskriterien 222
- Rumänien 67f.
- Situation 29ff.
- Sowjetunion 65ff.
- sozialwissenschaftliche 146
- Spanien 52ff.
- studentische 483ff., 490f., 494

- Tschechoslowakei 68f.
- Ungarn 69ff.
- Wandel 811
- Westeuropa 41ff.
- Wirkung, politische 817
- Ziel(e) 19, 59, 238

Jugendhilfe 362, 796, 810, 821, 839
- angebote, berufliche 840
- Bereiche 826ff.
- Einheit 823
- Etat 340
- freie 824
- Fremdunterbringungsquote 833
- forschung 363, 836f.
- funktionen 797
- Gesetzgebung 800
- Glaubwürdigkeit 840
- individualisierende 804
- maßnahmen 283f.
- Personalstrukturentwicklung 825
- pläne, kommunale 835
- Politiktransfer 801f.
- Praxisformen 797
- Prozeßformen 800ff.
- recht 340, 779
- Ressourcenstruktur 797
- statistik 823ff.
- Steuerreform 802
- Subsidiaritätsprinzip 822f.
- Träger 824ff.
- Ziel(e) 821

Jugendhilfeansätze, Ausweitung 841
- Vorteile 842

Jugendhilfeaufwendungen, öffentliche 826ff.
- reaktive 828f.

Jugendkriminalität 342, 736
- Anstieg 724f.
- ausländische 733
- Erklärungen 731, 735
- internationaler Vergleich 730
- Schwerpunkte 719f.
- Umfang 721, 723
- Verfahrenseinstellungen 722
- Verurteilungen 722

Jugendkultur(en) 9, 53, 115f., 140, 145, 185, 188, 358, 645
- Schichtunterschiede 561
- Typen 120

Jugendpolitik 795ff., 806
- Beschränkungen 803
- Debatten 804
- Einfluß 803
- Entwicklung 806
- Forschungsaufgaben 806f.
- Forschungsfragen 795f.
- kommunale 363f., 806
- Konjunkturen 805
- operative 796f.
- Querschnitts- 802f.
- zukünftige 804f.

Jugendproblem(e) 145f.
- Analyse 147
- institutionelle Präparierung 151
- Konstitutionsbedingungen 147
- politische Sicht 150

Jugendprotest 361f., 739ff.
- Äußerungsformen 752
- Erklärungen 750
- Gewaltanwendungen 753
- Landjugend 361
- Stadtjugend 361
- Träger 750

Jugendrecht 334, 341, 343ff.
- Funktion 345f.

Jugendreligion(en), Bedeutung 669
- Mitglieder 668f.
- neue 668

Jugendsoziologie 34, 170, 174, 176, 178, 622
- Aufgabe(n) 171, 173

Jugendsprache 625ff.
- Authentizität 628
- Begriff 625
- Bewertung 629
- Funktion(en) 629ff.
- historische Perspektive 625f.
- Kognition(en) 632
- sozio-linguistische Kennzeichen 626
- Syntax 628
- Wortschatz 627f.

Jugendstereotype(n), Einflußfaktoren 694
- Erfassung 690

Jugendstereotypenforschung 690ff.
Jugendverbände, Personalentwicklung 826
- Rekrutierungsfunktion 581

Jungerwachsene, Begriff(e) 24, 686
Jungwähler 612f., 618f., 622
Juventologie 68

Kapital, soziales 580
Karrierehilfe, elterliche 435
Karrieresystem, alternatives 460f.
Kategorisierungsmerkmale 68
Kaufkraft 411
Kausalanalyse 237f.
Kausalattribution 520
Kenntnisse, konsumrelevante 413f.
Kern, nomologischer 207

Kindheit 21, 372
- frühe 685
- späte 685
Kirchenaustritt 675, 677
Kirchengemeinde 675
Kirchenmitglieder, jugendliche 671
Kirchentag(s), Teilnahmemotive 672
- besucher, jugendliche 667, 670f.
- interessen 672
- präferenzen 672f.
Kirchlichkeit 666, 675
Klasse(n) 198f., 211, 480, 644
- bewußtsein 480
- fraktionen, jugendliche 642
- gesellschaft 126
Kleinkriminalität 734
Klinikaufenthalt(e) 315f.
Kohorte(n) 141
- analyse 186, 600
- ansatz 225f.
- Begriff 186
- Unterschiede 186
- Vergleich 225
Koituserfahrungen, Geschlechtsunterschiede 542, 544
Kollegschule 457
Kommunalpolitik 360
Kommunikation, sprachliche 229
Kompetenz(en) 644
Konfirmandenunterricht 676
Konflikt(e), soziale(r) 149, 343f., 361
Konfliktarmut 586
Konsens, gesamtgesellschaftlicher 754
Konstruktion, biographische 711
Konsum, Entscheidung 416
- forschung 412
- muster, Einflußfaktoren 414f.
- orientierung 411
- ratgeber 416
- schwerpunkte 416f.
- stile 411f.
Konsument(en), Rolle 411, 643
- sozialisation 412ff.
- status 645
Konsumverhalten 409ff., 414ff., 643
- Aspekte 415f.
- Entwicklung 410f.
- Erklärungsansätze 410
- Geschlechtsunterschiede 417
- Gruppenunterschiede 412
Kontrolle, soziale 12, 15f., 341ff., 357f., 378, 595, 604, 643
Kontrollinstanzen 744
Kontrollintensität 723
Kontrolltheorien 736f., 767
Kontrollüberzeugung 90, 520, 523, 527f., 531
Koordinationsproblem 209, 215
Korporationen 579
Körpererleben 300f., 320f.
Körperkraft, Geschlechtsunterschiede 297
Körperwachstum 295ff.
Kranke, chronisch 321f.
Krankheit(s) 315f.
- erleben 321
- verhalten 321
Kriegsdienstverweigerer, Bildungsunterschiede 503f.
- typische 504f.
- Urteil, moralisches 505
Kriegsdienstverweigerung 497ff.
- Anerkennungsquote 499ff.
- Anerkennungsverfahren 497ff.
- Anträge 498ff., 504
- Einstellung zur 502ff.
- Gründe 505f.
Kriminalität 344
- Arbeitsloser 732f.
Kultur, Begriff 174
- integration, Bedingungen 118
- pubertät 177f., 190
- typologie(n) 257f.
Kulturvergleich(e) 246f., 254
- Aufgaben 266
- Bedeutung 249, 261, 267
- Probleme 249f., 254
- Themen 257ff.
- Umfrage(n) 251f.
- Ziele 257

Landjugend 360
Laufbahn, berufliche 182f.
- entscheidungen, Simulation 182f.
Lebensbedingungen 145, 147
Lebensbereich, jugendlicher 601
Lebenschancen 470
Lebensentwurf 106, 385
Lebenserfolg 442ff.
Lebensgemeinschaft(en), nichteheliche 386
Lebenslauf 13, 470
- projektion 239f.
Lebensplanung 435, 526ff.
Lebensstandard 601
Lebensstil 45
- postmoderner 159
Lebensunterhalt 404, 406
Lebensvorbereitung 444
Lebenswelt 343, 363

- Parzellierung 645
Lebenszufriedenheit 260
Lebenszykluseffekt, endogener 566f.
Lehre, handwerkliche 448f., 703
- Defizite 449
Leistungsdruck, Altersunterschiede 425ff.
- Einflußfaktoren 427ff.
- Gruppenvergleich(e) 426
Leistungsethik 439
Leistungsfähigkeit, gesundheitliche 315
Leistungsforschung, körperliche 323
Leistungsmotivation 592f.
Leitbilder 591
- neue 598
Lerngeschichte, sexuelle 542
- Geschlechtsunterschiede 543ff.
Lernprozeß, sozialer 717
- subkultureller 746
Links-Terroristen 742
Longitudinalstudie 73, 255
- prospektive 765
- retrospektive 493, 765
Looking-glass-self 83

Makro-Soziologie 200, 207
Marginalisierung 471, 475
Marienthal-Studie 700
Massenarbeitslosigkeit 470, 700, 704
Massenmedien 149f., 648
- Wirkungen 735
Maßnahmenkarriere, berufsvorbereitende 459f.
Masturbation 541, 544
Materialien, ethnographische 251
Materialismus 599ff.
Mädchen, arbeitslose 711
- forschung 32f.
- straffällige 734
Me 82f.
- empirisches 84
Medien 651
- allmacht 649
- auditive 652
- ausstattung 651
- einfluß 647
- funktion(en) 659
- haushalte 651
- kompetenz 660
- macht, relative 649
- Neue 647
- Nutzertypen 654
- offerte 651
- pädagogik 663
- präferenzen 655
- system, Umweltfaktor 649
- zuwendung 655
- Wertsozialisation 662
Medienimage 655, 657
- Vergleich 657f.
Medienkommunikation, Wirkung(en) 648, 660f.
- Wissensunterschiede 661
Mediennutzung 653ff.
- Determinanten 654
- elterliche 659
- Familientyp(en) 660
- Generationsunterschied(e) 654
- Lebenszyklus 652f.
- Schule 660
Mediensozialisation 652, 655, 659
- kognitive 661
- politische 661
Medienwirkungsforschung, Entwicklung 648f.
- Probleme 649f.
- Sozialtechnologie 663
Medizin, Akzeptanz 325
- Arbeitsschwerpunkte 313f.
Mehrebenenanalyse 179
Mehrebenenproblem 169f.
Mehrfachdelinquenz 732
Menarche 294, 298f.
- verschiebung 303f.
Messung(en), anthropometrische 313f., 323
- ergometrische 315
Metapher(n) 206
Mietbelastung 387, 396
Migration 183f., 264
Milieu, jugendspezifisches 563
- Unterschiede 199, 213
- Segmentierung 562ff.
- typen 561ff.
Militärsoziologie, Forschungssituation 511
Minderjährigkeit 332
Minorität(en) 248, 265
Mitteilungen, parasprachliche 625
Mittelschicht(en), amerikanische 160
- bürgerliche 159, 161f.
Modalkultur, Begriff 114
Modell, kognitives 566
- psychologisches 567
Moratorium 565
- psychosoziales 86, 100, 156f.
Mutter-Kind-Beziehung(en) 94f., 100
- Konflikt 99

Narzißmus, Begriff 93
- Erforschung 93

Neuanfang, beruflicher 713
Nichtseßhafte, Begriff 779, 782
– Umfang 787
Nichtseßhaftenhilfe 779, 787
Nichtseßhaftigkeit, Korrelate 787f.
Normalbiographie, Auflösung 163
– Erosion 386
Normalität 554, 568
– berufsbiographische 713
– erwerbsbiographische 713
Normensystem 736
Normverhalten 341
Null-Bock-Generation 591

Obdachlosigkeit, jugendliche 397f.
Operationalisierungsproblem 169
Ordnung(en), institutionelle 172f., 176, 185, 188
– interaktive 172f., 177, 185, 188f.
Organisation(s), Art 574
– Attraktivität 581, 584
– Beitrittsmotive 584
– bindung 573f., 579f.
– Erfahrungsfeld 585
– formelle 173
– formen, neue 571f.
– Funktion(en) 579
– grad 573f.
– informelle 173
– Konfliktebenen 583
– Mitgliederstruktur 574f.
– mitgliedschaft, Funktion(en) 578
– müdigkeit 584
– Nachwuchsprobleme 582
– selektivität 578
Organisationsbeteiligung 572, 645
– Gruppenvergleich 576f.
Orientierung(en), ästhetische 558ff.
– kognitive 190
Orientierungshypothese(n) 206f.
Orientierungslosigkeit, jugendliche 729
Öffentlichkeit, jugendpolitische 799

Paarbeziehung, Bedeutung 377
Panelerhebung 256
Partizipation, politische 557
Partnerschaft, Einstellungen zu 542f.
Pattern-Variables 175
Peer-Einfluß 372ff.
Peer-Group(s) 371f., 659
Persönlichkeit(s) 262f.
– eigenschaften, defizitäre 789
– entwicklung 157, 246f.
– prädepressive 789
– sozialaktive 579
Petting 542
Physiognomie 295
Politbarometer 617
Politikinteresse 609ff.
– weibliches 612
Politikpotential, studentisches 485
Politisierung 609, 611, 622
Populationshomogenität 185, 238
Position(en) 104
Postadoleszenz 23, 146, 155f., 158, 162, 165, 293, 385, 607
– Begriff 157, 159f.
– Kritik 160ff.
Postmaterialismus 411, 592, 599ff., 605, 616f., 621, 673
– Altersgruppen 600
– these 264
Postmaterialisten 622
Problem(e), soziale(s) 34, 123, 131, 145, 152, 363, 459ff.
Problemgruppen 390
– wohnungspolitische 384
Problemlösung, gesellschaftliche 149
Problemverhalten 263
Proletarier 480
Protestbewegung, Teilgruppen 752f.
– jugendliche 50
Protest, Motive 749
– politischer 744
– potential 743
– teilnehmer 745, 751
Prozeß, anomischer 746
Psychoanalyse 93, 96
Psychologie, bürgerliche 453
– des Jugendalters 15
Pubertät 15, 21, 296, 320
– gestreckte 293
Pubeszentendisharmonie 295

Quasi-Generation 620
Querschnittserhebung(en) 225, 255
– deskriptive 230
Quotenauswahl 223, 230f.

Radikalisierung, politische 700
RAF 741f.
– Propaganda 742
Randbedingung(en) 208, 210
Randständige, sozial 732
Rangreihen, eigenschaftsspezifische 687
Rauschzustand 758
Räume, rechtsfreie 754
Realkontaktbefragung(en) 221

Rebellion, partielle 140
Recht(s), Bedeutung 345f.
- begriffe, Auslegung 341
- bewußtsein, jugendliches 751
- entwicklung 334
- folgen 341
- fähigkeit 331
- ordnung 341f.
- position, jugendliche 347
- praxis, Inkonsistenzen 755
- privilegien, jugendliche 335f.
- system 331
- wissenschaft 333
Rechts-Terroristen 742
Regelverletzung(en), begrenzte 739, 744
Regression 97, 101
Rehabilitation, soziale 319
Reichskriminalstatistik 335
Reifeentwicklung 298
Reliabilität 221f., 230
Religionsunterricht 676
Religiosität, neue 669, 671, 678
- Ursachen 669
Replikation 226, 234
Repräsentativität 223f., 231, 762ff.
Reproduktionstheorie 44f.
Ressourcennutzung 713
Retardierung, individuelle 301ff.
Revolution, sexuelle 177f.
Risiko, gesundheitliches 314
Ritualisten, jugendliche 674
Rolle(n) 104, 106
- abweichende 790
- änderungen 258
- erwartungen, wertrationale 598
- handeln 204
- jugendliche 245, 248
- orientierungen, traditionale 598
- theorie 189
Rückzug(s) 752
- narzißtischer 100f.
- strategien 719

Sanktionspraxis, gerichtliche 729
Satz-Ergänzungstest 253
Scene 120, 556, 586
Scheidungstrends 286
Scheinradikalität, verbale 749
Schönheitsideale 300f.
Schulabschluß, allgemeinbildender 279
Schulbesuch 276ff.
- allgemeinbildender 276, 421ff.
- berufsbildender, Gruppenunterschiede 422, 447ff.
- Entwicklung 277f.
- Geschlechtsunterschiede 277f.
Schulbildung 442
Schule(n) 469
- Bedeutung 431, 433, 444
- und Beruf 430ff.
- berufsbildende, Problemgruppen 447ff., 452ff., 460
- Funktion(en) 448f.
- (NS-Regime) 455
- Sozialisationsraum 448
- Spannungsmomente 448
Schulerfolg 523
Schulkameraden 434
Schulkritik 427f.
Schulleistung(en) 434ff., 442f., 523
Schulprobleme 428
- Generationsunterschiede 429
Schulsystem, allgemeinbildendes 798
Schulunzufriedenheit 428, 444
- Einflüsse 428ff.
- Gruppenunterschiede 424
- Ursachen 425ff.
Schulziel(e) 431ff., 439
- Zeitreihen 432
Schwangere, jugendliche 316, 318
Segmentation 471, 475
- berufliche 474
- soziale 211
Sekundäranalyse 219, 252f.
Selbst 82f., 87, 98f., 174, 177f., 185
- empirisches 88
- geistiges 83
- materielles 83
- reales 95
- soziales 83, 173
Selbständigkeit, finanzielle 405f.
Selbstbewußtsein, Entwicklung 85f.
Selbstbild(er) 88, 260, 520, 522, 692
- Konsistenz 532
- positive(s) 523f.
Selbsterfahrung 81
Selbsterfüllung 604
Selbstheit 86
Selbsthilfebewegung 825f.
Selbstidentität 86
Selbstkonzept(e) 88f., 172, 259f., 710
- Begriff 85
- forschung 84
- Geschlechtsunterschiede 261f.
- ideale(s) 84
- positive(s) 520
- reale(s) 84
Selbststörung 93

Selbstvertrauen 90
- Bedingungsfaktoren 522f., 523
- Geschlechtsunterschiede 522f.
Selbstwahrnehmung(s) 81
- Geschlechtsunterschiede 300
- theorie 520
Selbstwertgefühl, kollektives 630
Selbstwertschätzung 88f., 522, 524f., 531
- allgemeine 89f.
- Geschlechtsunterschiede 89f.
- positive 530
Selektion 428ff., 472ff., 503
Sexualforschung, Probleme 539f.
Sexualität 177
- Jugendlicher 535
- weibliche 546
Simulationsverfahren 182
Sinnsuche, biographische 712
Situation 176, 211, 238ff.
Solidarisierung, reaktive 745
Sozialberichterstattung 809
Sozialhilfe 407
Sozialisation(s) 140f., 163, 246, 255, 262f., 341, 684
- agenten 414
- forschung 492
- funktion 587
- instanzen, familiendynamische 789
- mängel 731, 734
- prozeß 174
- typ, neuer 94ff., 165
Sozialisationstheorie 155f., 488
- interaktionistische 131
Sozialkontrolle, informelle 736
- strafrechtliche 754
Sozialorientierung 259
Sozialprestige 303
Sozialprofil, terroristisches 742
Soziologie, allgemeine 204
- empirische 169
- erklärende 204ff., 212, 214
- interpretative 201
- klassische 199
Spätadoleszenz 99, 157f.
Spiele, strategische 182f.
Spielforschung, experimentelle 183
Spontanbeziehungen 555ff., 565
Spontaneitätskultur 568
Spontaneitätsschub 557
Spontangruppe(n) 553, 568
Sportvereine 574
Sprüchekultur 630
Stabilität, gesellschaftliche 201
Stadtsoziologie 203
Stadt-Land-Forschung 350f.
Stand 198, 211
Statuspassage 636
Stereotyp(e), Begriff(e) 681, 683
- Erwerb 685f.
- soziale(s) 681ff.
Stereotypenforschung 681
- Methoden 686ff.
- Probleme 681f.
Stichprobe(n) 223, 229, 231, 252, 690f., 761
Stigmatisierung 475
Störungen, psychische 709
Straffällige, jugendliche 731f.
Straffälligkeit 334
Strafgesetz 739
Strafpraxis, elterliche 370f.
Struktur(en) 208f.
- erklärung 198f.
- Soziologie 199, 201
- theorie 212
- wandel 592
Studenten 9, 158, 280f., 375, 422
- organisation(en) 485
- protest(e) 158f., 161, 485f., 488f.
- quote, Geschlechtsunterschiede 281
- sprache 626f.
- wohnheime 396
Studentenbewegung(en) 486, 742
- radikale 488
Studentenforschung 490ff.
- Kulturvergleich 493
Studentinnenforschung 487
Subkultur(en) 50, 53, 115f., 131, 165, 177, 188, 601, 769
- Begriff(e) 114ff., 370
- Entstehungsbedingungen 117
- Funktion(en) 122
- Kriterien 116
- Schichtunterschiede 119
- sozialer Wandel 122
- these 113f., 123, 127f.
- Typenbildung(en) 118ff.
- Verhaltensdimensionen 120ff.
Sucht 757f.
Symbole 174
Sympathieskalen 688f.
Synergetik 201
System(e), duale(s) 739ff.
- soziale(s) 201, 743, 798
Systemrepressivität 744
Szenario-Verfahren 253
Szene s. Scene

Tagebuchanalyse(n) 539
Tagesprotokollanalyse 253
Taylorisierung 453
Technikadaption, Generationsunterschiede 644
Teilkultur(en) 114, 128
Territorialbedürfnis 361 f.
Terrorgruppen, Strukturunterschiede 741 ff.
– Sympathisanten 741 f.
Terrorismus, Begriff 739 ff., 747
– Erklärungen 743
– Ziele 739
Terroristen, Lebenslauf 742
– Persönlichkeitsunterschiede 741 f.
– Strategie 743
Theorie(n), der Normierung 171 f.
– des Handelns 207, 211
– entwicklungslogische 305 ff.
– psychoanalytische 307 f.
– Selbstgestaltung 308 f.
– soziologische 200
Tiefeninterview 539
Totalverweigerung 506 f.
Transformationsproblem 209, 215
Trebegänger 780
– Merkmale 791
Trendverlauf, Bedeutung 273, 291 f.
Trieb-Entwicklung 164
Typisierung(en) 208

Umfrageforschung(en) 226, 251 f., 477
Umwelteinfluß 186 f.
Unbewußtes 95
Unfallgefahren 318
Unfälle 315
Ungleichheit, kulturelle 45
– soziale 44, 203, 644 f.
Unterschichtjugendliche 790
Untersuchungsanlage s. Forschungsdesign
Untersuchungsform(en) s. Forschungsform(en)
Untersuchungsmethode(n) s. Forschungstechnik(en)
Unterversorgungsansatz 791
Urteile, soziale 681
– synthetische 689
Utopie, emanzipatorische 96
Überforderung, schulische 321
Übergang 554, 568, 677
Übergangsphase, kollektive 24
Übernahmeprozeß 686

Validität 221 f., 230, 236, 250
Varianzanalyse 240
Verbände, jugendpolitische 800
Verfolgungsstrategien, polizeiliche 729
Vergleiche, historische 182
– interkulturelle 182, 261 ff.
Verhalten(s), abweichendes 718
– auffälligkeiten 785
– formen 307
– individuelles 180
– orientierungen 150, 259 f.
– politisches 164
– sexuelles 541, 545
– steuerung 345
– typen 49
– umwelt 179, 181
– weisen, aggressiv-kriminelle 719
Verinnerlichung 105
Verkehrsdelinquenz 726
Vermißte(n) 78
– statistik 791
Verselbständigung 643
– biographische 106 f., 109
– strukturelle 128
Verstärkung 537
Verurteilungen, förmliche 737
Verwahrlosung 333 f., 341, 344, 780 f., 784 f.
Verweigerung, jugendliche 747
Verzerrungen 774
Vitalkapazität 298
Volljährigkeit 332, 339
Vormundschaft 335
Vorurteil(s) 681
– änderung 686
– übernahme 685

Wachstumsschub, puberaler 303
– Geschlechtsunterschiede 294 ff.
Wahlbeteiligung 608, 613
– Entwicklung 612
– Frauen, junger 614
– Jungwähler 614
Wahlbezirksstatistik, repräsentative 613, 618
Wahlforschung, empirische 622
Wahl-Soziologie 203, 209
Wählerverhalten 617 ff.
– Generationsunterschiede 620
Wandel, familiärer 54
– historischer 186
– sozialer 68, 128, 185, 735
– sprachlicher 229
– struktureller 594, 604
Wanderungssoziologie 203
Wartestufe, Ausdehnung 43
Wehrdienst 497

- Erleben 513ff.
- Wirkungen 515f.
Wehrpflicht, allgemeine 510
- Dauer 510
Wert(e), hedonistische 673
- jugendliche 673f., 677
- kirchliche 674
- konflikte 718
- konzept 614
- kultur, alternative 604
- materialistische 615
- orientierung(en) 148, 150
- postmaterialistische 615, 623, 748
- synthese 617
- system, individuelles 49
- wandel 139, 263f., 476ff., 592, 594, 614f., 617, 735
Wirtschaftsabteilungen 470
Wohlfahrtsstaat 148
Wohlstandsniveau 599
Wohnen, alternatives 393ff.
- bei Eltern 408
- jugendliches, Perspektiven 398ff.
- Selbsthilfe 394f.
- studentisches 395
Wohngemeinschaft(en) 387, 394, 396f., 840
Wohnsituation, Forschungsfelder 391f.
Wohnstandard 388
Wohnung(s), Bedeutung 385
- größe 388
- losigkeit 397f.
- not 390
- politik 383f., 390f., 399
- probleme, Jugendlicher 398
- suchende, junge 388f.
Wohnungsmarkt 386, 399
- Chancen 388f.
- Sickereffekt 389
Wohnversorgung 384, 389f.
- Jugendlicher 387f.
- Jungerwachsener 387f.
- Problemgruppen 391, 399

Zeitarbeiter, jugendliche 53
Zeitperspektive(n) 526f., 531
- Schichtunterschiede 527
Zeitreihendaten 615
Zeitreihenerhebung 256
Zivildienst 497, 506
- einsatz 501ff.
Zukunftserwartungen 440f.
- Geschlechtsunterschiede 441
Zukunftsorientierung(en) 260, 530ff.
- Einflüsse 528f.
- Gruppenunterschiede 530
Zukunftsperspektiven 108
- studentische 486
Zwangserziehungsgesetz 334

Namensverzeichnis

Abbott, A. 185, 192
Abdallah, A. 192
Abel, H. 456, 461
Abrams 43
Acock, A. C. 369, 374ff., 379
Adamski, W. 65, 75, 358, 364
Adelson, I. 364
Adelson, J. 359, 522
Aderholt, D. 779, 792
Adler, I. 263, 267
Adorno, T. 94
Agarwal, A. 260, 267
Ahlheit, P. 474, 481, 711f., 715
Ahmed, S. M. 253, 267
Alalauf, M. 46, 57
Albrecht, H.-J. 731ff., 737
Albrecht, P.-A. 717, 737
Albrecht, S. L. 538, 550
Alemann, U. von 587
Alex, L. 461
Alexander, J. C. 200, 215
Alexander, J. G. 192
Alexander, N. C. 82, 91
Allemann-Tschopp, A. 537, 550
Allemeyer, J. 832, 838
Allen, I. L. 683, 694
Allerbeck, K. R. 19ff., 27, 29, 30, 34f., 113, 118, 123, 139, 142, 152f., 219, 226ff., 241, 245, 267, 368, 371, 373ff., 379, 423f., 433f., 445, 483, 485f., 488, 493f., 540, 550, 555ff., 564, 569, 575, 579, 587, 592ff., 601, 605, 611, 615, 623, 644ff., 673, 678, 689ff., 693f., 753, 755
Allport, G. W. 85ff., 91, 681, 694
Almond, G. A. 252, 267
Alster, J. M. 265
Amundsen, D. W. 299, 309
Anderson, S.-G. 628, 632
Andersson, B.-E. 256, 267
Andreß, H. J. 291f.
Anger, H. 487, 494
Annen, P. 487, 494
Antonoff, R. 82, 91
Antonovsky, A. 525, 532
Appelius, H. 335, 347
Arensberg, C. M. 352, 364
Aries, P. 293, 309
Arnold, P. 35
Articus, S. 30
Arzberger, K. 602, 605
Asam, W. 364
Ashby, R. W. 662, 664
Ashton, D. N. 51, 58
Aufmuth, U. 7f., 17
Ausubel, D. P. 36, 358, 361, 364, 536, 550

Baacke, D. 36, 113, 116, 120, 123, 363f., 406, 417, 539, 550, 556f., 569, 651, 660, 664, 749, 755
Bacher, J. 240f.
Bachman, J. G. 522ff., 532
Badina, O. 67
Baetcke, W. 795, 807
Baethge, M. 23, 36, 108, 110, 132f., 155ff., 241, 288, 406, 417, 447, 459, 461, 465ff., 580, 592ff., 605, 607, 708, 715
Bahrdt, H. P. 192
Baier, H. 485, 494
Bakwin, H. 299, 309
Balcerek, M. 65
Balding, J. 312, 321, 325
Bales, R. F. 192
Baley 63
Bals, C. 29, 36
Baltes, P. B. 302, 309
Bancroft, J. 536, 539, 550
Bandemer, S. von 391, 400
Banke, P. 48, 57
Banks, M. H. 709, 715
Baranowski, M. D. 376, 379
Barber, E. 189
Bargel, I. 139, 142
Bargel, T. 489, 494
Barker, R. G. 179, 192
Barnes, G. M. 370, 379
Barnes, S. H. 252, 267, 612, 614, 620f., 623
Barres, E. 682, 694
Barschak, E. 452, 461
Bartley, W. W. 184, 193
Bar-Yam, M. 253, 256, 264, 267
Bastian, H. G. 651, 664
Bathke, G. 73, 76
Bauer, K.-O. 36, 573, 587
Bauer, R. 241, 800, 807
Baumann, U. 574, 587, 715
Baumeister, R. F. 519, 532
Baumert, G. 351, 364, 400
Bausewein, Ch. 507

Bausinger, H. 626, 629f., 632
Bauß, G. 485, 494
Bautz, R. 36
Bayer, H. 291
Bayer, K. 629, 632
Bäuerle, D. 506f.
Bech-Jorgensen, B. 48, 57
Beck, U. 108, 110, 123, 166, 197, 215, 448, 461, 475, 481, 566, 569, 571, 580, 587, 714f., 803, 807, 817, 819
Beck-Gernsheim, E. 203, 215
Becker, E. 490, 494
Becker, H. 25, 36, 120, 123, 556f., 569
Becker, H. S. 757, 767, 775
Becker, K.-C. 691ff., 695
Becker, L. 335, 347
Becker, R. 391, 400
Becker, T. 259, 267
Becker, U. 555, 562, 575, 636f.
Beckers, H.-J. 355, 364
Beckmann, D. 486f., 491, 494
Bednarik, K. 480f.
Behnken, R. 390, 400
Behr, W. 749, 755, 766, 775
Bekes, Z. 69f., 76
Bell, D. 162, 166
Bell, R. 114f., 123
Bellebaum, A. 730, 737
Belson, W. A. 221, 241
Beltran, M. 53, 58
Bem, D. J. 91, 520, 532
Benedict, R. 247, 267
Bengtson, V. L. 241, 374ff., 379
Benz, K. H. 640, 644
Berg, M. 447, 461
Berger, A. 334ff., 342, 347
Berger, H. 764f., 775
Berger, M. 602, 605
Bergius, R. 681, 695
Bergmann, U. 485, 494
Bernfeld, S. 3, 15, 17, 36, 100f., 176f., 185, 190, 193, 246, 267, 293, 309
Berninghaus, P. 514
Bernot, L. 351, 364
Berry, J. W. 249f., 254
Bertalanffy, L. von 172, 193
Bertram, H. 35f., 291f., 578, 587
Beuningen, U. van 27, 219ff., 368, 491
Bick, W. 614, 619, 623
Biener, K. 540, 550, 766, 775
Bienewald, E. 539, 550
Bierich, J. 316, 325
Biervert, B. 410, 417
Bilbao, A. 58
Bilden, H. 24, 33, 36, 545, 550
Binder, A. 525, 532
Birckenbach, H.-M. 514, 516
Birk, L. 487, 494
Bismarck, O. 337
Bizer, C. 673, 678
Blalock, H. M. 185
Blancard, J. 351
Blanchflower, D. 50
Blancpain, R. 19f., 22, 24, 26, 28, 36, 104, 110, 193, 369, 379
Blankenburg, E. 333, 347
Blankertz, H. 447, 460, 462
Blath, R. 150, 153, 741f., 755
Blättner, F. 453, 462
Bleistein, R. 678
Blinow, N. 65
Blos, P. 97, 101, 155, 157f., 160, 164, 166
Blossfeld, H.-P. 139, 142, 291f., 468f., 474, 481
Blumenwitz, D. 499, 507
Blumer, H. 201, 215
Blücher, Graf V. 359, 364, 426, 430, 434ff., 489, 494, 556, 569, 665, 678
Boas, F. 233f., 247, 267
Bock, U. 487
Bodzenta, E. 352, 359, 364
Boeden, G. 740, 742, 755
Boehnke, K. 371, 379
Boesch, E. E. 248, 267
Boge, H. 746, 755
Bogusz, J. 75
Bohleber, W. 93ff., 165
Bohnhofer, M. 792
Bohnsack, R. 174f., 193, 354, 364
du Bois, R. 189, 311ff.
Bolte, K. M. 248, 267
Bonfadelli, H. 647, 651ff., 664
Bonß, W. 817
Boocock, S. 182, 193
Bopp, J. 629, 632
Borinski, F. 36
Borkenstein, M. 317, 325
Bornschier, V. 107, 110
Boudon, R. 197, 207, 209, 215
Bouffartique, P. 44f., 57
Bouhmama, D. 262, 267
Bourdieu, P. 44f., 47, 57, 107, 110, 116, 123, 558, 569, 580
Boß, U. 240f.
Böhler, D. 193
Böhmeke, W. 487, 494
Böhnisch, L. 358, 364, 383, 400, 645, 795ff., 811, 818f., 821, 834, 838

Böltken, F. 599, 605
Brake, M. 116, 119, 123, 554, 569
Brandtstädter, J. 521, 532
Brandt, K. 186
Brandt, W. 618
Braszeit, A. 487
Brauer, B. M. 315, 325
Braun, F. 460, 462, 839, 844
Braun, H. 30, 36
Braun, M. 514, 516
Braun, P. 625, 628, 632
Brauneis, L. 351, 356f., 364
Brähler, E. 320, 325
Bräutigam, W. 304f., 309
Brehm, J. W. 520, 532
Brenke, K. 593, 605
Brennan, T. 785
Brenner, G. 627, 629f., 632
Breuer, K. H. 397, 400
Breyvogel, W. 7, 9, 17, 36
Brim, O. G. 352, 364
Brislin, R. W. 249f., 254, 267
Brock, D. 139, 142
Brock, J. 299, 309
Broderick, C. B. 538, 550
Bron, B. 768, 775
Bronfenbrenner, U. 247, 267
Brooks-Gunn, J. 296, 304, 309
Brothun, M. 538, 550
Brown, B. 524, 532
Bröking-Bortfeld, M. 678
Bruder-Bezzel, A. 36
Bruhn, M. 417
Brundtland, G. H. 299, 309
Brunn, A. 683, 695
Brunswick, A. F. 318, 325
Brusten, M. 29, 145ff., 363, 449, 737, 814
Brückner, G. 830, 838
Buchheit, R. 390, 400
Buchhofer, B. 142
Buchmann, M. 13, 22, 24f., 30, 36, 103ff., 206, 215
Budde, H. 404, 417
Buehler, C. J. 256, 267
Buffon 294
Bullock-Lamberts, M. 317, 325
Bungard, W. 267
Burger, A. 33, 138, 142, 373, 379, 710, 715
Burton, R. V. 261, 267
Busch, W. 81, 833, 838
Bushnell, Ch. J. 364
Bussmann, W. 410
Büchtemann, C. F. 706, 715
Bühler, Ch. 3, 15, 17, 138, 142
Bürklin, W. P. 491, 619, 623
Büschges, G. 571, 587

Cachon, L. 58
Cahnmann, W. J. 689, 691, 693ff.
Caplow, T. 766, 775
Carnap, R. 171
Carrion, A. 52, 54, 58
Casper, H. 625, 632
Cassee, P. 107, 110
Casson, M. 715
Casullo, M. M. 253
Cattell, A. K. 263, 267
Cavalli, A. 41ff., 154, 241
Chamberlain, A. 321, 325
Champan, M. 566
Charvat, F. 76
Chasmore, J. A. 142
Cherry, N. 319, 325
Christensen, H. T. 544, 550
Christian, P. 304
Christmann, Chr. 833, 838
Churchill, G. A. 414
Ciacci, M. 58
Clarke, J. 50, 57, 119f., 123, 554, 560, 569
Clausen, J. A. 370, 379
Clausen, L. 36
Clement, U. 539, 541ff., 550, 601, 605
Clifford, J. 241
Coates, T. A. 312
Coates, T. J. 317, 324f.
Cockerham, W. C. 265, 268
Coffield, F. 50, 58
Cohen, A. K. 114f., 123, 759, 775
Cohen, L. J. 193
Cohen, M. 316
Cohler, B. J. 138, 142
Coldewin, G. O. 265, 268
Coleman, J. C. 263, 268
Coleman, J. S. 114, 117, 124, 142, 178, 183, 187, 193, 210, 215, 372, 380, 445, 579, 587, 809, 819
Colley, Ch. 87
Collins, R. 201, 215, 440, 445
Collins-Williams, C. 315, 325
Conen, M.-L. 792
Connell, R. W. 374, 380
Cooley, C. H. 83, 91
Coppen, H. 447, 462
Costas, I. 466, 481
Courtenay, G. 50, 58
Cramer, B. 322, 325
Cramer, U. 715
Crasselt, W. 297, 299f., 309

Cremer, C. 715
Cremer, G. 20, 28, 32, 35f.
Cressey, D. R. 767
Criblez, L. 36, 809, 819
Cricher, C. 50
Crockett, L. J. 302
Croissier, S. 537, 550
Crowther, J. H. 305
Crusius, R. 36, 447, 462
Crutchfield, R. D. 370
Cues, N. von 79
Cyprian, G. 394, 400

Dahrendorf, R. 594, 605
Dalton, R. J. 375, 380, 609, 616, 623
Damm, A. 840, 844
Damm, D. 584, 587, 795, 807
Damon, A. 299, 309
Dangschat, J. 394
Dargel, J. 395, 400
Datan, N. 566
Datculescu, P. 67, 75
David, B. 626ff., 630, 633
Davies, M. 373, 380
Davis, G. 567
Davis, J. A. 524, 532
Decker, F. 417
Deenen, B. van 350, 356, 364
Dehler, J. 33, 36
Deichsel, A. 486, 491, 494
Deininger, D. 823, 825f., 832, 838
Deleuze, G. 96, 101
Deschamps, J. P. 315, 326
Deth, J. van 614, 621
Deuerlein-Bär, G. 800, 807
Deusinger, I. 79ff., 105, 158, 173, 246, 260, 489, 531, 629
Deutsch, K. W. 162, 166
Diament, M. 46
Dickhaut, W. 322, 326
Diekmann, A. 291f.
Diers, C. J. 299
Dietz, J. F. 352, 364
Diewald, M. 389f., 399f.
Diezinger, A. 24, 33, 36, 711, 715
Dilthey, W. 135f., 142
Dittmann-Kohli, F. 309
Dittrich, K. 612, 623
Dobson, C. B. 312, 326
Doi, T. 268
Doktor, K. 64
Dollase, R. 643, 646
Dollhausen, S. 787, 792
Dona, A. 355, 364
Donsbach, W. 650, 664
Donzelot, J. 450, 462
Dorfmeister, A. 319, 326
Dornette, W. 193
Douglas, J. D. 254, 262, 268
Doukakis, D. L. 52, 58
Douvan, E. 522, 532
Dowe, D. 36
Döbert, R. 104ff., 110, 155ff., 164, 166, 367, 380, 505, 507, 604f.
Drengberg, J. 651, 664
Dress, A. 187, 193
Dressler, R. 120, 124
Droth, W. 394, 400
Dröge, F. 771, 775
Druckman, D. 254, 260, 268
Druwe, U. 201, 215
Drwal, R. 730, 737
Dubsky, V. 68, 76
Dudek, P. 741f., 755
Duncan, P. D. 300, 309
Dunford, F. W. 785, 792
Durand-Drouhin, J. L. 350, 364
Durkheim, E. 189, 197, 199f., 206, 215
Dünkel, F. 730, 737

Eckensberger, L. H. 254, 268
Eckert, H.-U. 340
Eckert, R. 36, 538, 550, 745, 750, 752, 754f.
Ehlen, G. 351, 365
Ehrlich, H. J. 681ff., 695
Eichentopf, K.-S. 177, 535ff.
Eichorn, D. H. 302, 309
Eigenbrodt, J. 120, 556f.
Eilenberger, R. 626, 628, 633
Eimuth, K.-H. 669, 678
Eisenberg, P. 715
Eisenstadt, S. N. 4, 11, 16f., 117, 124f., 133, 142, 146, 153, 165f., 175, 245f., 268, 371, 377, 380, 553f., 569, 582, 587
Elder, G. H. 140, 142
Elger, W. 782ff., 791f., 831, 833, 838
Elias, N. 12, 17, 200f., 215
Elias, P. 50, 58
Elkin, F. 114f., 124
Elkind, D. 166, 307, 309
Elliott, G. C. 524, 532
Ellis, R. A. 525, 532
Ellwein, Th. 356, 365
Emnid 426, 430, 434, 436, 438ff., 445, 502, 507, 512, 516, 639, 644, 646, 665, 678, 757, 775, 812f., 835, 838
Empey, LaMar T. 738
Emsbach, M. 124, 642, 646

Engel, M. 524, 532
Engelhardt, M. von 30, 37
Engels, G. 37
Engfer, U. 139, 142
Erdheim, M. 165f.
Erdmann, G. 193
Ericksen, E. P. 538
Ericksen, J. A. 550
Erikson, E. H. 81, 85ff., 91, 100f., 155f., 166, 246, 268, 307, 309, 372, 374, 380, 489, 566, 569
Erikson, R. 601, 605
Erlich, S. 98, 101
Esser, E. 205, 280, 483ff., 594
Esser, H. 25, 34, 165, 191, 197ff., 236, 273, 475, 491f., 494, 580, 682ff., 695
Estel, B. 681, 695
Everett, A. V. 253, 302
Evers, U. 390, 395, 400
Evon, L. D. 191
Ewald, G. 410
Ewald, K. J. 363, 365
Ewert, O. 246, 293ff., 314, 522, 532, 538
Eyferth, K. 30, 255, 686, 695

Facella, C. A. 734, 738
Fahrenkrug, H. 758, 768, 775
Faltermeier, J. 823, 828, 838
Farr, J. 779, 787, 792
Faßnacht, G. 193
Faust, M. S. 295, 301ff., 309
Feger, H. 683
Feige, A. 666ff., 670, 675f., 678
Feighner, J. P. 304, 309
Feilzer, H. 356f., 365
Feld, F. 456, 462
Feldman, K. A. 489, 494
Felson, R. B. 524, 532
Fend, H. 9, 17, 30, 37, 142, 421, 431, 445, 523, 533, 798, 807
Ferchhoff, W. 37, 118, 124, 166
Ferguson, L. R. 183
Festinger, L. 191, 193
Fetscher, I. 747, 755
Feyerabend, P. K. 197
Fiege, J. 583f., 587
Filipp, S.-H. 520, 533
Filippow, F. R. 66, 75
Fischer, A. 142, 241, 361, 365, 421, 429, 444f., 452f., 462, 519, 530, 533, 574, 587
Fischer, C. 773, 775
Fischer, K. G. 365
Fischer-Kowalski, M. 140, 142
Flasche, R. 668f., 678
Flitner, A. 3, 17, 19ff., 37, 142, 293, 309, 351, 365
Floerecke 842, 844
Flora, P. 153, 421, 445
Floyd, H. H. 372, 380
Fogt, H. 124, 135, 140, 142, 615, 623
Foreman, R. 766
Forgas, J. P. 193
Foucault, M. 12, 17, 342, 347
Frackmann, M. 459, 462, 574f., 587
Fraczek, A. 259
Framhein, G. 488f., 493f.
Frank, M. 96, 101
Franke, M. 323, 326, 768, 775
Freeman, D. 234, 241, 258, 268
Freiburg, A. 738
Freud, A. 98, 101, 247, 268, 307, 309
Freud, S. 86, 96, 101, 155, 261, 268, 307, 537, 550
Frey, H. P. 81, 91
Friebel, H. 30, 37, 241, 471f., 481
Friedeburg, L. von 37, 361, 365, 485, 495
Friedrich, W. 21, 37, 59ff., 133, 241, 453, 462, 522, 530, 533
Friedrichs, J. 30, 37, 203, 216
Frigeda, N. H. 193
Frisch, R. E. 294, 303, 309
Fuchs, D. 623
Fuchs, E. 241, 268
Fuchs, F. 24f.
Fuchs, W. 17, 19, 21, 23, 31, 35, 37, 124, 241, 246, 392f., 400, 423, 434, 446, 485, 495, 574, 587, 593f., 605, 621, 640, 646
Funk H. 358, 363, 365

Gabriel, O. W. 354, 365
Gaebel, K. 700, 715
Gaiser, W. 23, 383ff., 807
Galler, W. 357, 365
Galpin, Ch. 351, 365
Garfinkel, H. 82, 91
Gascard, J. R. 669, 679
Gaszo, F. 69, 76
Gecas, V. 371, 380
Gehring, A. 599
Gehrmann, H.-J. 361, 365
Geissler, H. 37
Georg, W. 447, 454, 462
Gerhards, J. 631, 633
Gerken, J. 792
Gerlach, F. 459, 462, 481, 706, 715
Gernert, W. 362, 364f., 799, 807, 835, 838
Gershuny, J. 155, 166

Gerstein, H. 33, 37, 487, 495
Gerth, E. 390, 401
Gerth, W. 73, 76
Gestrich, A. 4, 7f., 17, 241
Geulen, D. 487, 489, 495
Giddens, A. 201, 216
Giesbrecht, A. 397f., 401
Giesecke, H. 359, 365, 821, 834, 838
Giese, H. 539ff., 549f.
Giesen, B. 200, 203, 216
Gieser, M. 807
Gilette, J. M. 365
Gillis, J. R. 6f., 16f., 37, 160, 166, 555, 561, 569, 592, 605
Ginsburg, G. P. 221, 241
Gipser, D. 33, 37
Glaser, B. G. 711f., 715
Glaser, H. 749, 755
Glass, Ch. 474
Glaß, C. 711f., 715
Glatzer, W. 390, 401, 608, 623
Glock, Ch. Y. 241
Glossner, H. 507
Gluchowski, P. 555, 562, 569
Godard, F. 384, 401
De Goede, M. D. 49, 57
Goffman, E. 82, 92, 105, 110, 172, 175f., 181, 192f.
Goldthorpe, J. 601
Gong Shao, Y. 314, 326
Goode, E. 775
Gordon, C. 82, 92
Gordon, M. T. 372
Gospodinow, K. 66
Gottlieb, D. 356, 365
Gottschall, K. 495
Gove, W. R. 370, 380
Göbel, E. 33
Götsch, F. 316, 326
Götze, A. 626, 628, 633
Grabitz-Gniech, G. 491, 495
Graham, M. A. 255, 268
Granovetter, M. 213, 216
Grauer, G. 573, 645f.
Gredler, B. 315, 326
Green 115
Greese, D. 802, 807
Greinert, W. D. 449, 462
Griep, H. J. 574, 587
Griesbach, H. 486, 495
Griese, H. M. 35, 37, 139, 142, 146, 150ff.
Grieser, M. 799
Grieswelle, D. 369, 380, 585, 587, 715
Griffith, S. M. 318, 326
Grillparzer, W. 221, 241
Groebel, J. 662, 664
Groh, C. 317, 326
Groothoff, H. H. 456
Grootings, P. 161, 166
Grubauer, F. 477, 481
Grunberger, B. 93, 99, 101
Gruner, W. 768, 775
Grüner, G. 447, 462
Guattari, F. 96
Gudjons, H. 135, 142
Gutezeit, G. 304f., 309
Gyalog, G. 320, 326

Haag, G. 201
Haar, H. v. d. 715
Haarbusch, E. 546, 550
Habermas, J. 80, 92, 155, 166, 484f., 487, 491, 495
Hafeneger, B. 584, 586f.
Haferkamp, H. 203, 345, 347
Hagspiel, G. 319, 326
Hahn, A. 352, 365, 715
Haider, E. 394, 401
Haider, W. 779, 787ff., 792
Halay, T. 70, 76
Hall, S. 17, 50, 57, 246, 268
Haller, M. 753, 755
Haltmeyer, M. 316, 326
Hamann, B. 35, 37, 142
Hamburg, B. A. 320, 322, 326
Hamburger, F. 734, 738, 800, 807
Hamerle, A. 139, 291
Hamilton, St. 735, 738
Hammond, M. 190, 193
Hampe, A. 486, 493, 495
Hampel, C. 715
Hankiss, A. 685, 695
Hanselmann, J. 666, 675f., 679
Hansen, D. O. 254, 268
Hanusch, R. 166
Harcso, I. 76
Hardt, H. 33, 37
Hare, A. P. 766, 775
Hare, R. T. 766
Harkness, S. 247, 268
Harney, K. 450, 462
Harre, R. 81, 92
Harsanyi, J. C. 236, 242
Harten, H.-C. 715
Hartig, M. 627f., 633
Hartmann, G. 585, 587
Hartmann, H. 319, 326
Harvey, O. 178

Haseloff, O. W. 411, 417
Hasenclever, C. 334f., 337, 343, 348, 839, 844
Hassemer, W. 754f.
Hauck, R. 747, 751
Haupert, B. 715
Haußer, K. 81
Havighurst, R. J. 245f., 268, 308, 310, 351, 355, 365, 521, 533
Hänecke, F. 655, 664
Häsing, H. 94, 101
Häuselmann, E. 19, 22, 24, 26, 104
Hebdige, D. 50, 57, 120, 124
Hecker, K. 501, 505ff.
Heckhausen, H. 520, 528, 531, 533
Heckmann, W. 765, 775
Heesink, J. A. M. 49
Hegner, K. 516
Heid, H. 462
Heide, H.-J. v. d. 349, 365
Heider, F. 176, 188, 191, 193
Heidt, E. U. 250, 268
Heierli, C. 319, 326
Heilig, G. 284, 286, 292
Heinemann, K. 708, 715
Heinrich, D. 79, 81, 92
Heintz, P. 681, 685, 695
Heinz, W. 341, 348, 470f., 474f., 481, 720, 733, 736, 738
Heinz, W. R. 481, 710, 714f.
Heise, D. R. 191, 193
Heitmeyer, W. 20, 25, 37, 121, 124, 133, 193, 206, 216
Helling, G. 356, 365
Hellison, D. 318
Helmes, D. 779, 787f., 790, 792
Helmke, A. 523
Helsper, W. 757, 775
Hendrichs, M. 187
Henke, G. 318, 326
Henne, H. 625f., 628f., 632f.
Henning, U. 361, 365
Hensel, R. 415, 417
Herbarts, J. F. 452
Herget, H. 473f., 481
Herlyn, I. 384, 390, 392, 401
Herlyn, U. 384, 389f., 392, 401
Hermanns, M. 700f., 715
Hernes, G. 209, 216
Herriger, N. 343, 348, 842
Herringer, N. 784, 792
Herrmann, U. 4, 7, 9, 15ff., 135, 142, 561, 569
Herrnstadt, E. 715
Herz, T. 37, 137, 139, 143, 191, 263, 358, 411, 477, 591ff., 614f., 735, 748, 750
Hewer, A. 191
Hexel, P. 384, 401
Heyen, R. 358, 365
Hibell, B. 773, 775
Hiernaux, J. P. 46
Hild, H. 666, 679
Hilger, H. 416f.
Hill, F. 781, 792
Hill, P. B. 205
Hille, A. 625, 627f., 633
Hille, B. 33, 37, 69, 259, 268, 528, 533
Hinrichs, U. 625, 633
Hintalan, A. 316, 326
Hirschi, T. 767, 776
Hitpass, J. 484, 486, 495
Hoag, W. J. 19ff., 23, 27, 29f., 123, 139, 152, 226ff., 368, 371, 373, 380, 423f., 433f., 540, 555ff., 575, 579, 592f., 601, 611, 644f., 673, 689, 690f., 693f.
Hobe, K. 741f.
Hodgson, C. 316, 326
Hoffmann, A. 74
Hoffmann, J. 690, 695
Hoffmann, W. 787f., 792
Hofmann-Göttig, J. 609, 612ff., 618, 623
Hofmann, H.-J. 836, 838
Hofmann, W. 17
Hofstätter, P. R. 143, 681, 683, 695
Hofstede, G. 268
Holda, D. 69, 76
Hollingshead, A. B. 356, 365, 371, 380
Holzbauer, I. 472f.
Holzkamp, K. 489
Homans, G. C. 172, 193, 201, 216
Hondrich, K. O. 148, 153
Hood, W. 178
Hoppe, H. 773, 776
Hoppe, U. 625, 629, 633
Hoppensack, H.-C. 343, 348
Horch, H.-D. 581, 587
Horchem, H.-J. 755
Horkheimer, M. 94, 178, 193
Hornstein, W. 3ff., 20, 25f., 30, 35, 37, 96, 101, 135, 139, 142f., 147ff., 153, 293, 310, 356, 363, 365, 383, 401, 539, 550, 804, 807, 811, 814f., 817ff., 829, 834, 838
Horstkemper, M. 522, 533
Horstkotte, A. 357, 365
Hosemann, D. 783, 785f., 791f.
Hosemann, W. 783, 785f., 791
Hottelet, H. 37, 362, 365
Hotz, I. 495

Höhn, Ch. 284, 292
Höhn, E. 460, 462
Höpflinger, F. 284, 292
Höttler, R. 491, 495
Hradil, S. 248
Huber, E. G. 315, 326
Huber, J. 204, 212f., 216
Huber, L. 487, 489f., 495
Huesman, L. R. 191, 193, 242
Huining, J. 291f.
Huisinga, R. 460
Hulicka, I. M. 566, 569
Hulsmann, L. C. 773, 776
Hultkrantz, J. V. 298, 310
Humblet, C. 46, 57
Humboldt, W. von 452
Hume, D. 81, 92
Hunger, H. 665, 679
Hunter, F. 355, 365
Hurrelmann, K. 21, 25f., 35, 38, 131, 133, 206, 246, 268, 383, 401, 487, 489, 495, 765f., 776
Husarek, B. 253
Hutter, A. 362, 365
Hübner-Funk, S. 23, 25, 30, 33ff., 37f., 82, 92, 181, 193, 373, 380, 384, 401, 805, 807
Hügel, C. 720
Hürter, P. 320, 326
Hüser, A. 691ff., 695

Ikonnikowa, S. N. 65, 75
Ilien, A. 354, 365
Ilinski, I. M. 66, 75
Inglehart, R. 49, 139, 143, 191, 242, 263f., 268, 411, 418, 476, 481, 599, 605, 614f., 617, 621, 623, 673, 679, 748, 755
Inhelder, B. 306f., 310
Ipsen, D. 389, 401
Ipsen, G. 349, 365
Irle, M. 410
Isaksson, H. O. 773, 776
Isphording, A. 731, 738
Iwawaki, S. 259

Jackson, P. R. 709
Jacobsen, G. 730, 738
Jacobsen, H. A. 683, 695
Jagodzinski, W. 264, 268, 599, 605
Jahnke, J. 486, 495
Jahnke, K. H. 71
Jahoda, G. 254, 262, 268
Jahoda, M. 700, 715
Jahoda-Lazarsfeld, M. 178, 193
Jaide, W. 30, 33, 38, 113, 124, 137, 139, 142f., 259, 360, 365, 376, 380, 409, 418, 757, 776
James, W. 82ff., 86ff., 92
Jani, L. 318, 326
Jansen, R. 375
Japp, K. P. 204, 212, 216, 804, 807
Jarausch, K. H. 9, 18
Jasinsky, M. 762, 766, 776
Jaspers, J. P. C. 49, 57
Jaspers, K. 311, 326
Jasso, G. 193
Jefferson, T. 50
Jehn, O. 362
Jehoel 49
Jenkins, R. 50, 58
Jenne, M. 484, 488, 495
Jenner, C. 766, 776
Jennings, M. K. 225, 242, 374ff., 380, 607, 614, 621, 623
Jerusalem, M. 524
Jeschke, D. 315, 326
Jessop, D. J. 369, 371, 380
Jewkes, J. 715
Jhering, R. von 345, 348
Joas, H. 193
Jobs, St. P. 591
Jochens, K. 546
Johansen, L. N. 612
Johnson, R. 50
Johnston, L. D. 773, 776
Jolicoeur, P. M. 487
Jones, H. E. 310
Jones, M. C. 301, 310
Jordan, E. 780, 783, 785, 791f., 796, 808, 834, 838
Jugendwerk der Deutschen Shell 4, 9, 18, 25, 27, 29ff., 35, 38, 147, 149, 152, 154, 160, 166, 230, 293, 310, 371, 380, 383, 385, 392, 401, 404ff., 418, 421, 425, 446, 519, 540, 551, 612, 624, 640, 644, 646, 693, 695, 757, 776
Junger-Tas, J. 730, 738
Junghanns, H. 319, 326

Kaase, M. 29, 38, 137, 252, 360, 374, 485, 607ff., 740, 744, 747ff., 751, 753ff.
Kabat vel Job, O. 74
Kabel, R. 27, 35, 38, 409, 418
Kahl, O. 447
Kaiser, G. 29, 140, 188, 341, 361f., 365, 485, 557, 575, 717ff., 739ff.
Kaiser, M. 715
Kalinowsky, H. H. 741, 756
Kamper, D. 324, 326

Kandel, D. B. 251, 263, 268, 369, 372f., 380
Kanitschneider, B. 171, 193
Kanitz, O. F. 480f.
Kant, I. 81f., 84, 92
Karstedt-Henke, S. 744, 756
Karsten, A. 681, 685, 695
Kartaeva, N. B. 317
Kassner, I. 487, 495
Kastner, P. 764
Kath, G. 484, 495
Katona, G. 410, 418
Kattmann, U. 682, 685, 695
Kaufmann, F.-X. 808
Kämper-Jensen, H. 625f., 633
Keil, S. 139, 374, 574, 665ff.
Keilhack 812
Kell, A. 459, 462
Kellner, H. 323, 685, 691, 693, 695
Kelly, J. R. 644, 646
Kemper, H. 729, 738
Kemper, H. C. G. 313f., 316f., 321, 326
Keniston, K. 156, 158ff., 164, 166
Kentler, H. 536, 551
Kepplinger, H. M. 648, 664
Keri, L. 76
Kern, B. 486, 495
Kern, H. 478, 481
Kernberg, O. 93, 99, 101
Kerner, H.-J. 341, 348, 720, 738
Kerschensteiner, G. 451ff., 462
Kett, J. 7, 18
Keup, W. 759, 774, 776
Keupp, H. 797, 808
Khurana, R. C. 322, 326
Kiefer, M.-L. 654, 657, 664
Kiehn, L. 457, 462
Kieper, M. 792
Kiersch, G. 38
Kieselbach, T. 715
Kim Young Hwa 796, 808
Kinsey, A. C. 296, 310, 535, 551
Kinstle, T. 364f.
Kipp, M. 455, 460, 462
Kitamura, A. 251, 268
Klages, H. 139, 143, 153f., 193, 481, 617, 624, 735, 738, 748, 756
Klees, B. 842, 844
Klein, J. K. 756
Klein, P. 514, 516
Kleinschmidt, W. 356, 365
Kleist, H. von 236, 242
Klemm, K. 404
Klenovits, K. 205
Klimt, F. 315, 320, 326
Klineberg, O. 242
Kling, M. 472
Klingemann, H.-D. 617, 624
Klipstein, M. von 477, 481, 593
Klöckner, B. 487, 495
Klönne, A. 7, 9, 18, 38, 352, 365
Kluge, F. 626f., 633
Kluth, H. 479ff., 701ff.
Kluxen, W. 38
Klüver, J. 487, 495
Kmieciak, P. 139, 143, 477, 481, 591, 606
Knirim, C. 350, 365
Koch, E. W. 298, 310
Koch-Hillebrecht, M. 683, 686, 695
Kocka, J. 3, 16, 18
Kodolitsch, P. von 363, 365
Koebner, T. 18, 38
Koepnick, G. 33, 38, 351, 365
Koffka 179
Kohlberg, L. 164f., 191, 193, 231, 242, 255, 262, 265, 268, 489, 505, 515, 537, 551
Kohlhoff, A. 132
Kohli, M. 13, 18, 103, 110, 143, 163, 165f., 451, 462, 532f.
Kohn, M. 605f.
Kohns 49
Kohr, H.-U. 512f., 516
Kohut, H. 93f., 96, 101
Kolarcik, H. 786, 792
Kopperschmidt, J. 630, 633
Koppitz, E. M. 253, 268
Kornadt, H. J. 246, 253, 268
Korte, H.-J. 497, 507
Koslow, A. A. 66, 75
Kossakowski, A. 71, 453, 462
Kozakiewicz, M. 75
Köcher, R. 750
König, H. D. 94, 101
König, I. 384
König, R. 25, 38, 349, 351f., 365
Körner, R. 690, 695
Köster, R. 665, 679
Krafeld, F. J. 796, 808, 835, 838
Kraft, H. 472f., 481
Kramer, D. 123f., 490, 495
Kramer, F. 235
Kramer, K. 486, 495
Krampen, G. 547, 551
Krapp, G. 133
Krappmann, L. 81, 92, 105, 110, 166, 374
Krause, W. 720
Krämer-Badoni, T. 771
Kreft, D. 808
Kreibich, V. 389, 401

Kretschmann, R. 359, 365
Kretschmer, K. 394, 401
Kreutz, H. 18f., 21f., 26f., 33, 35, 38, 115, 117, 124, 127, 132f., 139, 142f., 146, 154, 165, 169ff., 219ff., 250, 355, 361, 363, 365, 368, 446, 486, 491, 495, 528, 539, 548f., 551, 555, 569, 643f., 646
Kreuzer, A. 729, 738, 765, 776
Krings, H. 38
Kriz, J. 237, 242
Krockow, Ch. von 82, 92
Kroeber-Riel, W. 410, 414, 418
Krölls, A. 503, 505, 507
Kruse, W. 131ff.
Krüger, H.-H. 7, 9, 25f., 35, 38, 206, 216, 474, 650, 664, 808, 820
Krüger, H. J. 487, 489, 495
Krüger, M. 488
Kube, E. 750, 756
Kuhlmann, E. 410, 412ff., 418
Kuhlmann, J. 497, 507
Kuhn, T. 197
Kuhr, I. 351, 365
Kulke, C. 140, 143
Kuller, L. H. 315
Kumpmann, K. 700, 716
Kunze, A. 454
Kureshy, A. 194, 242
Kurowski, J. M. 75
Kutscha, G. 716
Kübler, H.-D. 26, 38
Kühn, D. 836ff.
Kühne, A. 462
Küpper, M. 625, 633
Küppers, G. 187
Küppers, W. 33, 38
Kürzinger, J. 740, 743, 756

Labouvie, E. W. 309f.
Ladewig, D. 765f., 776
Lamm, H. 527f., 533
Lamprecht, H. 359, 365
Lamszus, H. 447, 462
Landmann 84, 92
Lang, S. 139, 143
Lange, E. 422, 446
Lange, G. 334, 348
Langer, J. 483, 495
Langguth, G. 38, 743, 756
Laqueur, W. 741, 756
Larmin, O. V. 66, 75
Larson, R. W. 373, 380
Lasch, C. 94, 101
Lasogga, R. 320
Lauber, K. 369, 373, 380, 418
Lauderdale, P. 82
Laufer, M. 97, 101
Laws, J. L. 567, 569
Lazarsfeld, P. F. 178, 194
Leder, H.-C. 734, 738
Lederer, G. 264, 268, 368ff., 373, 380
Legnaro, A. 758, 776
Lehmann, A. 356, 366
Lehr, U. 537, 551
Leibniz, G. W. 80, 82, 84, 92
Leichter, K. 178
Lempp, R. 143
Lenhardt, G. 803, 808
Lenz, C. 716
Lenz, K. 19f., 25f., 38, 372, 380, 525, 533
Lenz, R. 669, 679
Lenz, W. 323, 326
Leontjew 489
Lepsius, M. R. 199, 216, 558, 569
Lerner, R. M. 247, 261, 269
Leschinsky, A. 421f., 446
Lesser, G. S. 251, 263, 369, 372f.
Lessing, H. 9, 18, 38, 127, 133, 480f.
Levenson, P. M. 317, 326
Levin, J. 682, 695
Levine, C. 191
Levinson, D. 566, 569
De Levita, D. J. 79, 81ff., 91
Levy, R. 103, 110
Lewerenz, J. 317, 326
Lewin, K. 179, 242, 246f., 269, 354, 366, 526, 533
Lewkowicz, M. 837f.
Liebel, M. 9, 38, 127, 129, 133, 480
Liedtke, R. 370, 380
Liegle, L. 248, 269
Liliensiek, P. 515f.
Lilli, W. 684, 686, 695
Lindenberg, S. 169, 194, 207, 209, 216
Lindner, R. 113ff., 124
Lippert, E. 497ff., 509ff.
Lipps 81
Lipsmeier, A. 459
Lisop, I. 460, 462
Lisowski, W. T. 65f.
Liszt, F. von 335, 345, 348
Litt, I. F. 316, 326
Litt, Th. 138, 143
Lochmann, R. 33, 38
Lochte, D. 743
Lofland, J. 242
Lohmar, U. 701
Lohr, M. J. 524

Lomranz, J. 259
Lonner, W. 249f., 254, 269
Loransky, D. N. 317, 326
Lorenz, Ch. 487, 495
Lorenz, K. 315, 320, 327
Lorenz, S. 487
Lösch, H. 363
Lösch, H. J. 759
Luckmann, T. 81, 92
Luhmann, N. 201, 216, 608, 624
Lukatis, I. 670
Lukatis, W. 670
Luther, H. 678f.
Lutte, G. 46, 57
Lutz, B. 385, 401
Lutz, J. 361, 366
Lutz, R. 788, 792
Luuka, U. 356, 366
Lübbe, H. 80, 92, 608, 624
Lücke, D. 691ff.
Lüde, R. von 390, 401
Lüders, Ch. 35, 135, 139, 142, 809ff., 821
Lüdtke, H. 11, 25, 29, 113ff., 127, 140, 188, 252, 269, 354, 418, 474, 478, 553, 555, 571ff., 635ff., 746
Lütkens, Ch. 141
Lynd, R. 351, 366

Maassen, G. 49
Machacek, L. 69
Machado Pais, J. 51, 58
Machwirth, E. 380, 554, 569
Maddahian, E. 265, 269
Maddox, G. L. 758, 776
Mahler, F. 67f., 75
Mair, H. 148, 154
De Maiziere, U. 509, 516
Majnlund, J. 143
Malchau, J. F. 765, 776
Malinowski, B. 234ff., 242
Malinowski, P. 29, 145ff., 363, 449, 814
Malpricht, G. 756
Mandel, K. H. 691, 693, 695
Mang, W. H. 191
Mannheim, K. 18, 82, 92, 135ff., 139, 141, 143, 194, 245, 269, 358, 607, 624, 748, 795, 808
Manolescu, M. 67, 75
Mansurow, N. S. 65
Manz, W. 681, 689, 695
Marjoribanks, K. 256, 269
Markefka, M. 19ff., 115, 117f., 124, 141, 143, 146, 245, 461, 607, 632, 647, 681ff., 811
Markus, G. 343
Markus, H. 81, 92, 489, 495
Marotz-Baden, R. 182
Maroy, Ch. 46, 57
Marquard, O. 79ff., 84, 92
Marquardt, E. 320, 327
Marsh, A. 51, 58
Marsh, H. W. 524, 533
Martin, M. 522, 533
Marx, K. 59, 200
Marz, F. 691ff., 695
Maschhoff, T. A. 317, 327
Matthes, J. 679
Matthijssen 57
Matz, U. 744f., 752, 756
Mauss, M. 649
Maxwell, E. K. 251, 269
Mayer, K.-U. 139, 291, 386, 392, 401, 601, 606
Mayer, T. 82, 92
Mayer, U. 484ff., 495
Mayntz, R. 198, 200, 216
May, M. 120, 556f.
Mc Bride, L. G. 318, 327
Mc Guire, M. J. 51
Mc Laughlin, S. M. 299
Mead, G. H. 83, 87, 92, 174, 194
Mead, M. 143, 233f., 242, 247, 257f., 269, 536, 551, 644, 646
Meckelburg, H. 584
Mees, U. 691, 693, 695
Meeus, M. W. 50
Meffert, H. 416, 418
Mehlhorn, G. 74
Mehlhorn, H.-G. 74, 76
Meile, B. 549, 551
Meissner, A. 502ff.
Mellerowicz, H. 323, 327
Melucci, A. 58
Mendras, H. 351, 366
Merton, R. K. 153, 169, 189, 194, 790, 792
Merz, F. 536, 551
Merz, M. 322, 327
Messmer, E. 352, 366
Metraux, H. 7f., 18
Meulemann, H. 139, 143, 242, 276, 421ff., 447, 469, 487, 594, 611, 615, 624
Meusel, H. 312, 317, 327
Meyer, B. 503, 507
Meyer, J. 103, 110
Meyer, K. 731, 738
Meyer, W. U. 520, 533
Michal, W. 557, 569
Micheli, L. J. 318, 327

Middendorf, F. W. 740, 756, 764, 776
Miehe, O. 335, 348
Mielenz, I. 841, 844
Mies, M. 487, 490, 495
Miesel, G. 317, 327
Mihailescu, I. 351
Mika, St. 63, 75
Mildenberger, M. 679
Mill, J. S. 236f.
Miller, J. 250, 269
Millstein, S. G. 312, 320f., 327
Miron, M. S. 191
Mischel, W. 537, 551
Mitev, P. E. 66
Mitew, P. 62, 75
Mitter, P. 291
Mitterauer, M. 4ff., 18, 20f., 39, 166, 242, 446, 586f.
Miyazawa, K. 730f., 738
Modell, A. 99ff.
Modell, J. 10, 18
Molinski, H. 536, 551
Molitor, M. 46, 57
Mollenhauer, K. 792
Molnar, P. 71, 76, 194
Montada, L. 505, 507
De Montbeillard 294
Moody, L. E. 317, 327
Morales, A. 265, 269
Moran, A. F. 318, 327
Mordkowitsch, W. G. 65
Morgenrot, C. 716
Moriarty, D. G. 317
Morscher, E. 318, 327
Moschis, G. P. 414, 418
Mosler, P. 385, 495
Mowrer, O. H. 537, 551
Moya, C. 53f., 58
Möller, C. 33, 39
Möllhoff, G. 322, 327
Mönks, F. 296, 310
Mrazek, J. 522, 533
Muchow, H. H. 3, 18, 138, 143
Muchow, M. 355, 361, 366
Munk, J. 76
Munroe, R. L. 253, 269
Murdock, G. P. 251, 269
Murken, A. H. 317, 327
Murray, C. 716
Musgrove, F. 4, 14, 18
Muth, W. 453, 463
Mühlmann, W. E. 293, 310
Müller, A. 712, 716
Müller, B. 832, 838
Müller, C. W. 143
Müller, D. K. 139, 143
Müller, E. W. 18
Müller, H. 73, 76, 522, 525, 530, 533, 687f., 691, 693, 695
Müller, H.-U. 23, 39, 383ff., 807
Müller, J. 706
Müller, W. 194, 238, 242
Müller-Plantenberg, U. 488
Müller-Schöll, A. 716
Müller-Stackebrandt, J. 795, 799, 805, 808
Müller-Thurau, C. P. 625, 628f., 633
Münch, R. 820
Münchmeier, R. 796f., 804f., 808
Münder, J. 332, 348, 716, 792, 822, 825, 837f., 840, 844
Myrell, G. 20, 39, 145f., 151f., 154

Naffin, G. 386, 401
Nagel, E.-J. 505, 507
Naroska, H.-J. 578, 587, 645f.
Nauck, B. 273ff., 466, 594, 611, 635, 829
Naumann, J. 459, 463, 594, 606
Nave-Herz, R. 123, 126, 135ff., 226f., 245, 249, 269, 284, 292, 367, 386, 401, 488f., 495, 519, 538, 551, 625ff., 746, 748, 795
Neef, R. 384, 390, 401
Neidhardt, F. 20, 22, 24, 27, 32, 35, 39, 127, 133, 213, 216, 445f., 555, 569, 607, 624, 740ff., 744f., 756
Nelsen, H. M. 374, 380
Nemeth, C. 242
Netter, P. 320, 327
Neubauer, W. 81, 85, 87, 89f., 92, 173, 260, 489, 519ff.
Neugarten, B. L. 301, 310
Neuspiel, D. R. 315, 327
Newcomb, Th. M. 489
Nguyen Van Tam, J. S. 318, 327
Nicki, R. M. 567, 569
Nie, N. H. 610
Niemi, R. G. 225, 375f., 380
Nikles, B. W. 795, 808, 823, 834, 838
Nipkow, K. E. 669f., 678f.
Nitsch, W. 486, 495
Noble, K. A. 318, 327
Noelle-Neumann, E. 476f., 482, 591, 606, 609f., 620, 624, 673, 679, 735, 738, 750, 756
Nolte, H. 460, 463
Nordalm, V. 766, 776
Norpoth, H. 620, 624
Nowacki, G. 75
Nowak, H. 555, 562, 569

Nowak, St. 63
Nowicki, S. 263, 269
Nuissl, E. 485, 495
Nunner-Winkler, G. 81, 92, 104 ff., 110, 155 ff., 164, 166, 367, 505, 592, 595, 598, 604, 606
Nußbaumer, J. 356, 359, 366

Obendiek, H. 280, 447 ff., 465
Oberbeck, H. 478
Objartel, G. 626, 628 f., 633
Odenkirchen, H. 397, 401
Oehler, Ch. 486, 491, 495 f.
Oelke, M. 669
Oerter, R. 308, 310
Oevermann, U. 46, 57
Offe, C. 108, 110, 457, 463, 476, 482
Offer, D. 260, 269, 368, 373, 377, 380, 522, 533
Olbrich, E. 39
Olk, T. 4, 11 f., 18, 34, 39, 107, 110, 118, 124, 149, 154, 163, 166, 385, 401, 566, 569, 802, 804, 806, 808, 833, 838
Olson, M. 213, 216
O'Neill, R. P. 359
Onna, B. van 11, 125 ff., 480
Opaschowski, H. W. 162, 166, 476, 482, 636 f., 646, 710, 716
Opielka, M. 808
Orlowski, E. 397, 401
Ortmann, F. 801, 808
Osgood, C. E. 191, 194, 253, 269
Ostermann, A. 695
Ostleitner, E. 651, 664
Ostner, I. 32 f., 39
Ostrov, E. 260, 269
Oswald, H. 21 f., 39, 137, 140, 143, 361, 367 ff., 488, 735
Otto, H.-U. 149, 806
Otto-Brock, E. 139

Pagenstecher, L. 33, 39
Palfrey, J. S. 318, 327
Pankow, J. 776
Panzer, W. 768
Pape, S. 632 f.
Pappi, F. U. 366, 620, 624
Parahoo, A. K. 317, 327
Parikh, B. 269
Park, R. E. 351
Parker, J. W. 524
Parkin, F. 591, 604, 606
Parsons, T. 11, 115, 125, 133, 169, 175, 194, 201, 207 f., 216, 371, 374, 380, 414, 418, 537, 551, 751, 756
Patzak, M. 764
Patzelt, W. J. 194
Pawelka, A. 478, 553, 571 ff., 645
Pawlowsky, P. 592, 594, 602, 605 f.
Payne, C. 51, 58
Pazelt, A. 545, 551
Pazy, A. 259, 269
Päth-Beck 703
Pearlin, L. 525, 533
Pearson, J. C. G. 318
Peirce, C. S. 176, 187 f., 190, 192, 194, 222, 227
Peisert, H. 487, 496
Pelka, F. 69
Perkin, J. 317, 327
Petermann, F. 322, 327
Peters, J. 358, 366
Petersen, A. C. 302, 310
Peterson, A. C. 312, 327
Peterson, B. 762, 766, 776
Peterson, G. W. 371, 380
Petzold, H.-J. 362, 459, 463, 797, 808, 839 ff.
Peukert, D. 4, 7, 9, 15, 18
Peukert, D. K. 796, 805, 808
Pevetz, W. 350, 366
Pfeiffer, C. 343, 348
Pfeiffer, E. 567, 569
Pfeil, E. 135, 138, 141, 143
Pflaum, R. 349, 357
Pflüger, P. M. 683, 695
Pfüller, M. 796, 808
Piaget, J. 191, 194, 247, 254, 262, 269, 306 f., 372, 374, 378, 380, 413
Picht, R. 594, 606
Piel, E. 609 f.
Pieper, J. 359
Pindas, P. 182
Pinther, A. 73, 76
Planck, F. 239 f.
Planck, U. 170, 349 ff.
Platt, A. 738
Plum, W. 150
Pohl, R. 665, 679
Popper, K. R. 197, 216, 234
Portele, G. 487, 489, 496
Post, G. 305, 310, 317, 327
Postman, N. 718, 738
Powers-Noland, M. 318
Pörksen, U. 625 ff., 633
Prader, A. 314, 327
Prester, H. G. 431, 445
Preuss, U. K. 486, 496
Preuß-Lausitz, U. 135, 138, 141, 143, 569
Prieto, C. 58

Prim, R. 22, 39
Pross, H. 33, 39, 587
Przeworski, A. 269
Pulkkinen, L. 525, 529, 531, 533
Pusch, R. 497, 502, 507
Pushpamma, P. 314, 327
Puzicha, K. 39, 502 ff., 507

Quasthoff, U. 685, 695
Queri, G. 357, 366
Quine, W. V. 194

Raab, E. 832, 838
Raaijmakers, A. 50, 57
Rabe, H. 39
Raffe, D. 51, 58
Raiser, T. 333, 348
Rajkiewicz, A. 64
Rammstedt, O. 231, 242
Rampazi, M. 41 ff.
Ransch, S. 129, 133
Rapoport, A. 170, 183, 194, 242
Raschke, J. 557, 569, 804, 808
Raschke, P. 765, 777
Rawls, A. W. 172 f., 194
Räder, G. 512 f., 516
Reck, S. 81, 92
Redfield, R. 356, 366
Reed, M. D. 524
Reese, H. W. 302
Reeves, J. 356
Rehrl, J. 360, 366
Reimann, H. 19 f., 35, 39, 358 f., 361 f., 366, 757, 777
Reitz, G. 33, 39
Reißig, M. 297 ff., 310
Remschmidt, H. 21, 39
Rendtorff, R. 485
Rendtorff, T. 665, 679
Renftle, S. 4
Renner, J. 409, 418
Rentsch, S. 73
Reuband, K.-H. 317, 594, 606, 729, 757 ff., 785
Revelle, R. 303
Reykowski, J. 255
Reynolds, F. D. 409, 418
Rezsohazy, R. 46, 57
Rich, H. E. 487, 496
Richelmann, D. 482
Richter, H. 806, 808
Richter, R. 359, 366
Riedel, M. 143
Riedl, H. 781, 792
Riehl, W. H. 352, 366
Ries, G. 519, 533
Riesman, D. 257 f., 269, 411, 418
Rigauer, B. 578, 587
Riggs, R. S. 318, 327
Rimele, U. 841, 844
Ritsert, J. 490
Rittendorf, M. 625, 629, 633
Roberts, Th. 773
Rochberg-Halton, E. 194
Rochlitz, M. 71
Rodax, K. 421, 446
Rodeheaver, D. 566, 569
Roeck, S. 395, 401
Roeder, H. 505, 507
Roessler, W. 447, 457, 463
Roghmann, K. 682, 696
Rohner, E. C. 263, 269
Rohner, R. P. 269
Rohrmann, E. 792
Rohrmoser, A. 356, 366
Rohwer, J. 629, 633
Rollmann, D. 359, 366
Ronneberger, F. 650, 664
Rosen, R. 792
Rosenfeld, H. 99, 101
Rosenmayr, L. 20 ff., 33 ff., 39, 113, 115, 118, 123 f., 128, 133, 139, 141 ff., 146, 154, 227, 245, 358, 366, 378, 380, 486, 489, 496, 528, 533, 561, 564, 569, 757, 777
Rosenstiel, L. von 410, 418
Rosenthal, D. A. 264, 269
Rosselot, J. 318, 327
Rossi, A. S. 566 f., 569
Roth, L. 4, 6 f., 15, 18
Roth, R. 410, 414 ff., 418
Röder, P. M. 421 f.
Röhrle, B. 797
Rölke, P. 685 f., 696
Rubin, V. 242
Ruede-Wissmann, W. 386, 401
Ruhland, H. J. 463
Runkel, G. 548, 551
Ruquoy, D. 46, 57
Rust, H. 651
Rutenfranz, J. 315, 327
Rutschky, K. 15, 18
Rutter, M. 369, 380
Rühle, O. 480, 482
Rüssel, H. 357, 366
Rüther, W. 150, 154
Ryffel-Gericke, Ch. 538, 551

Sacher, W. 686, 696
Sachße, C. 334, 348
Sack, F. 116, 124, 341, 348, 733, 738, 740, 756
Sahner, H. 489, 493, 496
Sak, P. 68
Salisbury, H. E. 355, 362, 366
Sallen, H. A. 685, 696
Sand, H. 418, 640, 644, 646
Sandberger, J. U. 242
Sarbin, T. R. 82, 92
Saucier, J. F. 319, 327
Savier, M. 33, 39
Savin-Williams, R. C. 302, 310
Saxer, U. 647 ff., 735
Schadewaldt, H. 768, 777
Schaff, A. 476, 482
Schapp, W. 712, 716
Scharioth, J. 513, 516
Scharmann, D. 409, 418
Scharmann, T. 457, 463, 525, 533
Scharnhorst, G. J. D. 510, 516
Schäfer, R. 779, 787
Schäfers, B. 26 ff., 35, 113, 116, 124, 143, 273, 292, 559, 564, 569, 575, 577, 581, 587, 640, 646, 681 f., 685 f., 696, 746, 748, 750, 752, 756 f., 777
Scheffler, A. C. 668 f., 679
Schefold, W. 383, 583, 587, 645, 795 ff., 821
Scheibe, K. R. 82
Scheich, H. 186, 194
Scheidt, J. von 766, 771, 777
Scheler, M. 81
Scheller, G. 284, 292
Schelsky, H. 20, 22, 25, 29, 39, 84, 92, 126, 133, 138, 141, 143, 332, 348, 364, 469, 482, 535 f., 548, 551, 618, 624, 665, 668, 679, 701, 703, 714
Schenk, H. 537, 551
Schenk, J. 758, 764, 777
Scherer, K. J. 752, 756
Scherhorn, G. 410, 418
Scheuch, E. K. 19 f., 39 f., 485, 496, 604, 606 f., 624, 702, 716
Schieder, W. 3, 18
Schiffer, J. 40
Schiffer, P. 70
Schild, E. O. 182
Schiller, F. 81
Schiller, T. 148, 153 f.
Schilling, J. 573, 577, 588, 636 f., 640 f., 646
Schimank, U. 200, 216
Schirmer, K. 312, 319, 327 f.
Schlagenhauf, K. 574, 588
Schlegel, W. 459
Schliebe-Lippert, E. 3, 18
Schlieffen, A. 81
Schliehe, F. 765
Schludermann, E. 260
Schludermann, S. 260, 269
Schmerl, Ch. 487, 492, 496
Schmid-Tannwald, I. 368 ff., 381, 539, 541 ff., 551
Schmidbauer, M. 484, 491, 496
Schmidt, B. 320, 328
Schmidt, D. T. 541
Schmidt, G. 539 f., 542 ff., 549, 551
Schmidt-Scherzer, R. 766, 777
Schmidtbauer, W. 771, 777
Schmidtchen, G. 661, 664, 666 f., 673 ff., 677, 679, 748 ff., 753, 756
Schmied, D. 369, 373, 381
Schmieder, T. 666, 670, 679
Schmitt, W. 762, 768, 777
Schmitz-Scherzer, R. 637 f., 640
Schnapper-Arndt, G. 351, 366
Schneewind, K. 263
Schneider, H. 343, 348
Schneider, H.-J. 743, 746, 756
Schneider, M. 629, 633
Schneider, N. 23, 403 ff., 642, 817
Schneider, R. 421, 446
Schnell, R. 205, 216, 491 f., 496
Schober, K. 472 f., 482, 708, 716
Schober-Gottwald, K. 708, 716
Schofield, M. 542, 551
Scholler, C. 525
Scholz-Görlach, G. 689, 691, 693, 696
Schonberg, S. K. 316, 328
Schopenhauer, A. 80, 83, 92
Schröder, D. 743, 756
Schröter, K. 319, 328
Schubkin, K. 66, 75
Schubkin, W. N. 65
Schuhmacher, K. 666, 670
Schultz-Gerstein, H. 498, 507
Schulz, O. 456, 463
Schulz, R. 284
Schulz, W. 558, 569, 648, 664
Schulze, G. 29, 121, 123 f., 371, 553 ff., 582, 585, 588, 629, 660
Schumann, H. 242
Schumann, K. 736, 738
Schumann, M. 355, 362, 366, 478
Schurian, W. 40
Schusser, H. 505 f., 513, 516

Schülein, J. A. 394, 401, 486, 496
Schüler-Springorum, H. 343
Schütz, A. 207 f., 216
Schütz, M. W. 366, 389, 401
Schütz, Y. 381
Schütze, F. 711, 716
Schütze, Y. 377 f.
Schwalbe, M. L. 371
Schwarz, F. H. Ch. 14, 18
Schwarz, J. 762, 766, 777
Schwarzer, R. 524, 533
Schwedt, H. 357, 359, 366
Schweitzer, C. C. 683, 696
Schwerdtfeger, W. 503, 507
Schwidetzky, I. 296, 299, 310
Schwind, H.-D. 756
Scifirnet 67
Sebald, H. 368, 381
Sedas, Nunes, A. 51, 58
Seelisch, B. 766, 777
Segall, M. H. 261, 269
Seidenspinner, G. 33, 40, 138, 243, 373, 418, 710
Seiffge-Krenke, I. 304, 310, 381
Seligman, M. E. P. 521, 533
Sellin, V. 3
Selvin, K. F. 367
Semow, M. 62
Sengling, D. 797, 834
Sennett, R. 176, 194
Seubert, R. 456, 463
Seve, L. 489
Severin, W. J. 648 f., 664
Seyfarth-Stubenrauch, M. 8, 18
Shamir, B. 525, 533
Sherif, C. W. 178 ff.
Sherif, M. 178 ff., 194
Shore, B. 234, 243
Shotter, J. 195
Siebel, W. 383, 401
Siebers, R. 712, 716
Siegert, M. T. 106, 110, 370, 381, 566, 570
Siemering, H. 451, 463
Sigusch, V. 539 ff., 551
Silbereisen, R. K. 30, 40, 141, 143, 255, 263, 269, 522, 533, 764, 777
Silbermann, A. 696
Simmons, C. V. 253, 270
Simmons, R. G. 302, 310
Simon, F. B. 190, 195
Simpson, G. E. 681, 696
Sims, N. L. 366
Sinkwitz, P. 358, 360, 366
Sinus 20, 35, 40, 139, 143, 147, 152, 154, 358, 366, 368, 381, 393, 401, 418, 424 f., 428, 446, 502, 507, 512 f., 516, 540, 551, 575, 577, 579, 588, 640, 646, 757, 777
Six, B. 681 f., 685 f.
Six, U. 662, 664
Skarabis, H. 764, 777
Skuse, D. 322, 328
Smelser, N. J. 195
Smolenska, Z. 259, 270
Smollar, J. 372
Smoluchowski, M. von 171, 195
Snarey, J. 255, 270
Sodhi, K. S. 689, 696
Sofue, T. 253, 270
Soisson, R. 792
Sollwedel, A. 487, 496
Sommerkorn, I. N. 487, 489, 496
South, Dr. R. 372
Spanhel, D. 652, 664
Spaniol, M. 731
Specht, F. 786, 792
Specht, K. G. 322, 410, 418
Specht, T. 792
Spiegel, E. 383, 386, 401
Spies, U. 690
Spieß, G. 738
Spiga, R. 312
Spinoza, B. de 187, 195
Spitz, N. 421
Spitzweg, C. 558
Spranger, E. 14 f., 18, 447, 452 f., 463
Springer, W. 152
Stahl, C. D. 768
Stallberg, F. W. 152, 154
Stangl, W. 343, 348
Stapf, K. H. 685, 696
Stark, E. 482
Stark-von der Haar, E. 732, 738
Starke, K. 73, 76
Starke, U. 66, 71
Starkulla, H. W. 505
Stave, J. 626 f., 630, 633
Stähelin, H. 318, 328
Stearns, S. 322, 328
Stegmann, H. 471 ff., 482
Stegmüller, W. 210, 216
Stein, O. 762, 768, 803
Steinhausen, H.-C. 322, 328, 522, 533
Steinkamp, G. 40, 369 ff., 381
Stephan, E. 721
Sterlin, H. 792
Stern, W. 308
Stief, W. H. 369 ff.
Stipp, H. 415, 418

Stirling, P. 356, 366
Stolz, H. R. 301, 310
Stolz, M. 301
Stooß, F. 591, 606
Stosberg, K. 759, 765, 777
Stratmann, K. 449, 456, 463
Strauß, A. L. 711 f.
Stroebe, W. 685, 696
Strümpel, B. 476 f., 591 f., 594
Strzyz, K. 94, 101
Stuhl, C. D. 777
Sturm, H. 659, 661, 663 f.
Sturzebecker, K. 691, 693 f., 696
Sullivan, B.-J. 322, 328
Sullivan, H. S. 372, 381
Suna, U. E. 66
Sundberg, N. D. 253, 270
Super, C. 247
Sutherland, E. H. 767, 778
Südhof, H. 454 f., 463
Süllwold, L. 743, 756
Swoboda, W. H. 636, 638, 640 f., 646
Szwengrub, L. M. 350

Tajfel, H. 682, 684, 696
Takahashi, E. 300, 310
Tallmann, I. 182, 195, 270
Tankard, J. W. 648 f.
Tanner, J. 294, 296, 299, 310, 314, 328
Tarling, R. 733, 738
Tartler, R. 22, 40
Taylor, S. M. 525
Tälkers, E. 395, 402
Täschner, K.-L. 766, 778
Tchernia, J.-F. 40
Tedin, K. L. 376, 381
Tegethoff, H. G. 397, 401
Teichler, U. 486, 496, 601, 606
Tell, G. S. 317, 328
Ten Have 49
Tenbruck, F. H. 4, 11, 18, 113, 117, 124, 127, 133, 555, 558, 570
Tennstedt, F. 334
Tessaring, M. 418
Tevis, B. 318, 321, 328
Thiersch, H. 808
Thomae, H. 305, 309 f.
Thomas, A. 248, 270
Thornton, A. 373, 381
Thun, T. 665, 679
Tiemann, D. 40, 683, 686, 689 ff., 693, 696
Tillich, P. 674
Tilmann, H. 22
Tippelmann, M. 701, 716
Tippelt, R. 243, 359, 363, 366, 384, 401, 575, 588, 636 f., 646
Tirsch, H. 781, 792
Tismer, K.-G. 526 f., 533
Titma, M. H. 67, 75
Togeby, L. 47, 57
Tokarski, W. 637 f., 640, 646
Tomala, M. 683
Topitsch, E. 485, 496
Touraine, A. 123 f.
Tölke, A. 291 f.
Trabandt, H. 831
Trauernicht, G. 780, 783, 785, 791 f.
Trautner, H. M. 537, 551
Trescher, H.-G. 96, 101
Treumann, K. 40
Tripathi, K. K. 260
Trommer-Krug, L. 421, 446
Trommsdorff, G. 245 ff., 369, 381, 526 ff., 533, 539
Trotha, T. von 3 f., 12 f., 16, 18, 40, 362, 366, 377, 381, 559, 570, 598, 601, 604, 606
Tschammer-Osten, B. 409
Tudor, C. G. 370, 381
Tugendhat, E. 81, 92
Tully, C. J. 132 f., 451, 463
Turiel, E. 166
Tyler, L. E. 253, 270
Tzeng, O. C. 253, 270
Tzuriel, D. 256, 270

Uehlinger, H.-M. 621, 624
Uhl, H. 513
Undeutsch, U. 296, 310
Upmeyer, A. 684, 696
Urdze, A. 368 ff., 539, 541 ff.

Vanberg, V. 207, 216
Vandewiele, M. 253, 270
Vanheerswyngels, A. 57
Vaskovics, L. 23, 403 ff., 642, 779 ff., 797, 817, 829
Vaupel, J. W. 239, 243
Veen, H.-J. 620, 624
Vejrup Hansen, P. 57
Vent, H. 784, 792
Verba, S. 252, 610, 612, 624
Verkyten, M. 260, 270
Verschuur, R. 321, 328
Verwoerd, A. 567
Vetter, H. 487, 496, 804, 808
Villmow, B. 721, 738
Viney, L. L. 716
Vogel, U. 490

Vogt, W. R. 499, 508
Vollebergh 50
Volprich, E. 71
Vonderach, G. 289, 465, 699 ff., 732, 803, 840
Voors, A. W. 318, 328
Voß, M. 343, 348
Voßwinkel, P. 395, 401
Völker, I. 374 ff.
Vutuc, C. 315

Wachtler, G. 511, 516
Wacker, A. 716
Wackernagel, W. 293, 310
Wade, W. B. 253
Wagner, J. 756
Wagner, M. 386, 392
Wahler, P. 132, 451
Wakenhut, R. 516
Wallace, C. 384, 402
Wallace, H. W. 318, 328
Wallhäußer, E. 186, 195
Walloe, L. 299
Walper, G. 361
Walper, S. 141
Walter, H. 181, 195
Walter, M. 340, 348, 733, 738
Walter, R. 522
Ward, S. 410, 412 ff., 418
Warnecke, J. 409, 418
Warr, P. 716
Warren, M. P. 304
Warren, R. L. 366
Wartella, E. 664
Wasz-Höckert, O. 316, 328
Weber, D. 305, 310
Weber, H. 625, 627, 633
Weber, M. 207 f., 216, 225, 345 f., 348, 592, 597, 606
Weber, W. 768, 778
Webler, W.-D. 485, 496
Weg, M. 803, 808
Wehling, H.-G. 352, 366, 756
Wehrspaum, M. 195
Weidacher, A. 839
Weidlich, W. 201, 216
Weidmann, M. 766, 778
Weiler, K. von 14, 18
Weiner, A. 234 f., 243
Weiner, B. 520, 533
Weinreich, P. 82, 92
Weisfeld, C. C. 254, 262, 270
Weiss, H. 682, 685, 696
Weizsäcker, C. F. von 190, 195
Wells, W. D. 409
Welter, E. G. 627, 633
Wendel, P. 629, 633
Werner, A. 362, 366
Weschke, E. 720, 738
Westley, W. A. 114 f.
Westphal, H. 389, 391, 402, 802, 808
Wetz, R. 762, 766
Weyer, S. 842
Weygandt, W. 773, 778
White, B. 178
White, P. 322
Whitehead, A. N. 190, 195
Whiting, J. W. 261
Wichern, J. H. 334
Widmer, K. 549
Wiebe, H. H. 195, 757, 778
Wieczorek-Zeul, H. 795, 808
Wiemer, B. 716
Wiesner, R. 801, 808, 836, 838
Wilcke, B.-A. 491, 496
Wildenmann, R. 491, 496
Wildt, C. 33
Wilhelm-Reiss, M. 710, 716
Willems, H. 745, 750, 752, 754 f.
Willenberg, G. 628, 633
Williams, J. M. 366
Williams, R. M. 766, 778
Willis, P. 50, 57, 554, 570
Willmott, P. 538
Wilson, T. 201, 216
Wilson, T. C. 265
Wilson, W. H. 366
Winch, R. F. 372, 381
Windhorst, K. 416
Wingen, M. 386, 402
Wingrove, C. R. 367, 381
Winnicott, D. W. 100 f.
Wippler, R. 207, 209, 216
Wirth, H. J. 40
Wischnewski, K.-D. 691, 693 f.
Wissmann, M. 747, 751, 756, 808
Wiswede, G. 410, 415, 417 f.
Wittfogel, K. 178
Wißler, D. 359, 366
Wolf, H. E. 681, 683, 689, 691 ff., 696
Wolf, H.-K. 30, 40
Wolff, J. 4, 27, 331 ff., 377, 579, 609, 717, 737, 799, 839
Wolfgang, M. E. 757, 778
Wollenweber, H. 359 f., 366
Wong, A. C. 254, 262
Wormser, R. D. 766, 778
Wozniak, St. G. 591

Wölber, H.-O. 665, 676 ff.
Wöller, F. 487, 496
Wuggenig, U. 283, 355, 361 f., 581, 645, 796, 808, 814, 821 ff., 839
Wulff, Ch. 324
Wurf, E. 489
Wurr, R. 831, 838
Wurzbacher, G. 33, 40, 116, 124, 171, 195, 349, 357, 362, 366, 554 f., 557, 570 f., 579, 581, 588, 667, 679, 701 f.
Wylie, L. 352, 356, 366

Yang, W. S. 369
Yashin, A. I. 239, 243
Yinger, J. M. 681
Young, H. B. 183, 195, 243
Young, M. 440, 446, 538, 551
Youniss, J. 372, 381

Zabeck, J. 449, 463
Zahlmann-Willenbacher, B. 537, 551
Zank, S. 522
Zapf, W. 153 f., 389 f., 399, 806, 808
Zarraga, L. 53, 58
Zehnpfennig, H. 205
Zeiher, H. 556, 570
Zeltzer, L. 321 f., 328
Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung 35, 432, 435, 438, 445 f., 576, 595 f., 599 f., 603, 762 f.
Zenz, H. 320, 328
Ziegenfuß, W. 141, 143
Ziegler, E. 300, 310
Ziehe, T. 94 ff., 101, 165 f.
Zimmer, J. 829, 838
Zimmermann, E. 514, 516
Zimmermann, P. 559, 570
Zimmermann, R. 767, 778
Zinnecker, J. 4, 7, 18, 23 f., 31, 35, 40, 71, 113, 118, 120, 123 f., 132 f., 154, 156, 160, 163, 166, 195, 243, 293, 310, 423, 434 f., 437, 446, 555 ff., 559, 570, 573 ff., 577, 580, 586, 588, 592 ff., 601, 604, 606, 629 f., 633, 638, 640, 642, 645 f., 651, 664, 773, 778
Zinssler, M. 71
Znaniecki 63
Zoll, R. 46, 57, 355, 366
Zymek, B. 143

Autorenverzeichnis

Baethge, Martin, Prof. Dr.: Georg-August-Universität Göttingen, Soziologisches Forschungsinstitut

Beuningen, Ute van: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl für Soziologie und Sozialanthropologie

Böhnisch, Lothar, Priv.-Doz., Dr.: Deutsches Jugendinstitut e. V., München

Bohleber, Werner, Dipl.-Psych.: Evangelisches Beratungszentrum, Frankfurt a. M.

du Bois, Reinmar, Priv.-Doz., Dr.: Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Zentrum für Psychiatrie und Neurologie, Abt. Kinder- und Jugendpsychiatrie

Brusten, Manfred, Prof. Dr.: Bergische Universität, Gesamthochschule Wuppertal, Fachbereich 1 – Gesellschaftswissenschaften

Buchmann, Marlis, Priv.-Doz., Dr.: Universität Zürich, Soziologisches Institut, Schweiz

Cavalli, Allessandro, Prof. Dr.: Università degli Studi di Pavia, Dipartimento di Studi Politici e Sociali, Italien

Deusinger, Ingrid, Prof. Dr.: Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M., Institut für Psychologie

Eichentopf, Karin-Susanne, Dr.: Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn/ Pädagogische Fakultät, Seminar für Soziologie

Esser, Elke, Dr.: Ruhr-Universität Bochum, Sozialwissenschaftliche Methodenlehre & Statistik

Esser, Hartmut, Prof. Dr.: Universität zu Köln, Institut für angewandte Sozialforschung

Ewert, Otto, Prof. Dr.: Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Psychologisches Institut

Friedrich, Walter, Prof. Dr.: Zentralinstitut für Jugendforschung, Leipzig

Gaiser, Wolfgang, Dr.: Deutsche Jugendinstitut e. V., München

Herz, Thomas, Prof. Dr.: Universität Gesamthochschule Siegen, Fachbereich 1, Soziologie

Hornstein, Walter, Prof. Dr.: Universität der Bundeswehr München, Fakultät für Pädagogik, Institut für pädagogische Praxis und erziehungswissenschaftliche Forschung, Neubiberg

Kaase, Max, Prof. Dr.: Universität Mannheim, Lehrstuhl für Politische Wissenschaft und International Vergleichende Sozialforschung

Kaiser, Günther, Prof. Dr.: Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht, Freiburg i. Br.

Keil, Siegfried, Prof. Dr. Dr.: Philipps-Universität Marburg, Fachbereich Evangelische Theologie, Abteilung für Sozialethik

Kreutz, Henrik, Prof. Dr.: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl für Soziologie und Sozialanthropologie

Lippert, Ekkehard, Dipl.-Psych.: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, München

Lüders, Christian, Dr.: Universität der Bundeswehr München, Fakultät für Pädagogik, Institut für pädagogische Praxis und erziehungswissenschaftliche Forschung, Neubiberg

Lüdtke, Hartmut, Prof. Dr.: Philipps-Universität Marburg, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie, Seminar ür Soziologie

Malinowski, Peter, Dipl.-Soz.: Bergische Universität, Gesamthochschule Wuppertal, Fachbereich 1 – Gesellschaftswissenschaften

Markefka, Manfred, Prof. Dr.: Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn/ Pädagogische Fakultät, Seminar für Soziologie

Meulemann, Heiner, Prof. Dr.: Heinrich-Heine Universität Düsseldorf, Sozialwissenschaftliches Institut

Müller, Hans-Ulrich, Dipl. Sozialwirt: Deutsches Jugendinstitut e. V., München

Nauck, Bernhard, Priv.-Doz., Dr.: Staatsinstitut für Frühpädagogik und Familienforschung, München

Nave-Herz, Rosemarie, Prof. Dr.: Universität Oldenburg, Institut für Soziologie

Neubauer, Walter, Prof. Dr.: Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn/ Pädagogische Fakultät, Seminar für Psychologie

Obendiek, Harald, Dr.: Mitarbeiter im Personalwesen der Thyssen Industrie AG, Essen

Onna, Ben van, Prof. Dr.: Katholieke Universiteit, Faculteit der Sociale Wetenschappen, Instituut voor Sociale Pedagogiek en Andragogiek, Nijmegen, Niederlande

Oswald, Hans, Prof. Dr.: Freie Universität Berlin Fachbereich Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften, Institut für Organisation, Verwaltung und Interaktion im Bildungswesen

Pawelka, Alexander, Dipl.-Soz.: Philipps-Universität Marburg, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie, Institut für Soziologie

Petzold, Hans-Joachim, Dr.: Institut für Berufliche Bildung, Arbeitsmarkt und Beschäftigung, Heidelberg

Planck, Ulrich, Prof. Dr.: Universität Hohenheim, Institut für Agrarsoziologie, landw. Beratung und angewandte Psychologie, Stuttgart

Rampazi, Marita, Dr.: Università degli Studi di Pavia, Dipatimento di Studi Politici e Sociali, Italien

Reuband, Karl-Heinz, Dr.: Universität zu Köln, Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung

Saxer, Ulrich, Prof. Dr.: Universität Zürich, Seminar für Publizistikwissenschaft

Schefold, Werner, Dr.: Deutsches Jugendinstitut e. V., München

Schneider, Norbert, Dr.: Universität Bamberg, Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Lehrstuhl für Soziologie I

Schulze, Gerhard, Prof. Dr.: Universität Bamberg, Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

Trommsdorff, Gisela, Prof. Dr.: Universität Konstanz, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Fachgruppe Psychologie

Vaskovics, Laszlo, Prof. Dr.: Universität Bamberg, Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Lehrstuhl für Soziologie I

Vonderach, Gerd, Prof. Dr.: Universität Oldenburg, Institut für Soziologie
Wolff, Jörg, Prof. Dr.: Universität Oldenburg, Institut für Erziehungswissenschaft 1, Arbeitsgruppe Jugend und Strafrecht, Fachbereich 1, Pädagogik
Wuggenig, Ulf, Dr.: Hochschule Lüneburg, Institut für Sozialwissenschaften